Tscherkessenlieder.

[v. Hermann Puttmann]

„Wild und frei!“

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1841.

Druck von H. G. Voigt
in Wandsbeck.

I.

Der Dichter an ſein Vaterland.

Voll Lieb und Hoffnung wachſen ſeine Muſenjünglinge dem deutſchen Volk heran; du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter, und ſie wandeln, wie die Schatten, ſtill und kalt, ſind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn ſie ſprechen, wehe dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünſten den Verzweiflungskampf nur ſieht, den ihr geſtörter ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.

Hölderlin's Hyperion, II., 116.

O Vaterland! es ruht auf dir ein ſchwerer Fluch!
Bewußtlos träumend ſchlummerſt du, — und nicht genug,
Daß deiner Lethargie die Feinde lachen:
Die eignen Kinder aus der Heimat Arm entfliehn,
Und über'n Ocean ſich ſelbſtverbannend ziehn,
Um fern von dir zur Freiheit zu erwachen.

Erloſchen iſt des Volkes ächte Liebesglut,
Empört hat ſich der eignen Adern reinſtes Blut,
Und faſt wie Niobe ſtehſt du verwaiſet:
Die beſten Söhne trauern um der Ehre Tod,
Die beſten Söhne dulden der Verbannung Noth,
Die wärmſten Herzen ſind im Schmerz vereiſet.

Zu deinem Ruhm erschallt kein Lied in Jubellust;
Nur trübe, dumpfe Klänge dringen aus der Brust
Der freien Sänger, die an dir noch hangen.
Die alten Patrioten schnarchen oder kau'n
Am schimmelfarb'gen Ruhm, in deß Gefolge — traun —
Ein Friede war, der gleissend trog wie Schlangen.

Ja, dich erhebt kein Jubelsang! — Wirf nur den Blick
Auf deine größten Dichter: höhnend dein Geschick,
Bewundern sie das Fremde nur und Alte.
Der Eine schweift auf Hellas Fluren, singt mit Lust
Von Sparta's Heldenmuth, und träumend hofft die Brust,
Daß sich das alte Leben neu gestalte;

Der Andre wärmt das starre Herz an Ostens Glut,
Ertränkt den Unmuth in des Euphrat's blauer Fluth,
Und schließt den Gram in's Grab der Pyramide.
Der Dritte blutet mit den Helden unsrer Zeit,
Beweint der armen Polen oder Griechen Leid
In dunklem wehmuthsvollem Klageliede. —

So wenden Aller Augen, armes Vaterland,
Von dir sich ab; — zerrissen ist der Heimat Band,
Des Volkes Liebestöne sind verklungen.
O Schande, Schande! Wo der Kette Glieder sich
Selbst abgelöst, wo Alles aus den Fugen wich
Der Liebestreu, wo Falschheit eingedrungen. —

Wie hab ich vormals ſelbſt die Sänger angeklagt,
Daß ſie den Mutterſchooß verrathen, und gewagt,
Des Herzens Glut der Fremde preis zu geben!
Allein — auch mir ſchloß Unmuth bald den Mund:
Ich ſah der Freiheit arme Opfer, bleich und wund,
Geſpenſtiſch nah an meiner Seite ſchweben.

Und Einer ſtand, und faßte liebreich meine Hand,
Dann ſprach er: „Landsmann, dir auch wird dereinſt bekannt,
Daß längſt erloſchen Deutſchlands helle Sterne.
Stets bleibt des alten Unſinns Pfad dort glatt und breit,
Und heilig iſt, was ſich bewahrt hat vor der Zeit,
Das Recht der Gegenwart ſchleicht nur von ferne.

„Nicht an Gedanken mangelt's, doch an friſcher That,
An Hülfe arm, iſt Ueberfluß an ſeichtem Rath,
Und ſchweigt der Treiber, Alles iſt dann träge.
Ja, Herr'n und Büttel kannſt du ſehen, wo und wie
Du willſt, auch fehlen Knechte, Prieſter, Weiber nie,
Doch freie Männer ſind der Zeit im Wege.

„Wie Scherben klanglos ſind die Herzen, ſelten regt
Begeiſtrung ihre Schwingen, und behaglich trägt
Jedweder Knecht den Pack auf ſeinem Rücken.
Sie ſind mit Gott und Erde fertig; Jeder weiß:
Daß Morgen Heute folgt — und Alles bleibt im Gleis —
So mag den Hund ein milder Tritt beglücken!“

Er ſprach's, und bitter weint ich, — Schwermuth hielt umflort
Mein ſtilles Herz, denn ekle Wahrheit hatt' durchbohrt
Der Seele Hoffnung, und es ſtarb mein Glaube:
Wo früher Blüthenreize, war jezt Schminke nur,
Wo Jugendlächeln ſonſt, erſchien der Runzeln Spur,
Kraft, Liebe, Anmuth, — Alles lag im Staube.

Und ach — auch mein Fuß folgte raſch der dunklen Schaar
Der Mißvergnügten, denen Heimat Fremde war,
Auf deren Flur kein Lorbeerbaum mehr blühet.
Der Liebe Fäden knüpf ich an ein fremdes Land,
Und ſuch' der Dichtung goldnes Vlies an Colchis Strand,
Wo noch der Vorwelt Heldenfeuer glühet.

Im Auguſt 1840.

II.

Ali Charzis Tod. [1])

„Nun iſt's Zeit! ſcholl's im Gebirge,
Saß [2]) iſt fern am weiſſen Fluſſe, [3])
's flog der Aar aus Protſchnoj-Okop, [4])
Eilig kommt zur Sobranie!“ [5])

Und die Abaſechen [6]) kamen
Zahlreich aus den fernſten Aulen, [7])
Unter Ali Charzis Führung
Schworen Alle ſie den Bluteid. [8])

„Zu den Waffen, zu den Waffen!“
Hallt der Ruf weit durch die Thäler;
Schrill im Horſte krächzt der Geier,
Und den Schnabel wezt der Rabe.

Wehe dir, Batalpaſchinsk! [9])
Wehe dir, o Grenzſtanitze!
Bald ſchwebt über dir Zerſtörung
Und der Stahldolch der Adeche! [10])

Schon mit warmem Waſſer wuſchen
Alle Fürſten ihre Roſſe,
Schon im weiſſen Harniſch glänzen
Rings die wilden Bergesritter.

An der Spize Ali Charzis:
Silbern wallt des alten Helden
Bart hernieder auf den Panzer,
Und die Augen glühen golden.

Hundertmal im Schlachtgebrauſe
Färbt' er ſeine breite Sſchaſchka [11])
In der Feinde rothem Blute;
Darum pocht ſein Herz begierig.

Hundertmal hat die Tabunen [12])
Er beraubt des Tſchernomoren;
Darum prangt er in Geſchmeide,
Und ſein reicher Helmſchmuck glizert.

Wie ſo drohend aus den Augen
Muthesflammen fernhin blizen!
Wie ſo ſtolz die hohen Worte!
Wie ſo raſch des Alten Schritte!

Näher kam die Dämmerſtunde,
Den Kuban [13]) umſchweben Dünſte:
Nebelhafte Flußgeſpenſter
Aus dem naſſen Grab erſtanden.

Und die Sonne wendet mälig
Von des Ellbrus kahler Scheitel
Ihre hellen Jugendblicke,
Sich die glühnden Wangen kühlend

An des ſchwarzen Meergotts Buſen; [14])
Und die Nacht ſchlich leiſe fürder,
Hüllt' den grünen Leib der Erde
In ihr Schlafgewand, das dunkle. —

Da zum Aufbruch gab das Zeichen
Ali Charzis; — alle Horden
Folgten einig ſeinem Rufe,
Und voll Kriegesmuth drauf ſchritten

Sie zu des Kubans Geſtade.
Ringsum herrſchte tiefes Schweigen: [15])
Kaum der Roſſe Hufſchlag hört man,
Doch nicht eines wagt zu wiehern.

Grollend brauſt der Strom vorüber,
Trieb voll Mismuth ſeine Brandung
An das Ufer — um zu warnen
Seiner lieben Heimat Söhne.

„Tapfre vom Gebirg, so rauscht es,
Kehrt zurück zu meiner Quelle,
Daß ich nie auf meinem Rücken
Eure blutgen Leichen trage!“

Doch vergebens, Ali Charzis
Spornt den Renner, — durch die Fluthen
Schwamm er bis an Feindesufer;
Still ihm nach der ganze Haufen.

Der Kosak schlief bei der Stange, [16])
Neben ihm die Lunte brennend,
Und sein Ros am Hügel grasend, —
Doch ihn weckt der Wellen Plätschern.

Halb noch träumend, nach dem Strome
Lugt er, und ergreift die Lunte;
Ali sieht's und listig wirft er
In die Luft des Knappen Mütze.

„Ho! rief sorglos da die Wache,
Wilde Enten sind's, — die Thiere
Ruh'n bei Nacht nicht, noch am Tage,
Gleich des alten Kiew Hexen.“

Und beruhigt schlief er wieder.
Da durchbohrt' mit sichrem Stoße
Ihm die Brust ein Abasche,
Und kein Laut entfuhr dem Schläfer. —

„Auf, nun fort zur Grenzſtanitze,
Nach Batalpaſchinsk zur Rache!
Im Kuban ſeid ihr geſchwommen,
Schwimmt nun auch im Ruſſenblute!“

Die Stanitza fiel; — die wilden
Söhne Kabardah's ſich ſtürzten
Plündernd drauf in alle Hütten,
Und was widerſtand, verblutet.

Welch ein Heulen, welch ein Jubel!
Klaggewimmer, Siegesjauchzen:
Hier die nakten rothen Schwerter,
Dort die nakten weißen Leiber!

In das Joch der Knechtſchaft müſſen
Greiſesnacken noch ſich beugen,
Und der Kinder zarte Händchen
Schneiden künftig ſcharfe Stricke.

Der Koſakin Thränen ſtrömen
Ueber ihres Hauſes Schwelle,
Sich vermengend mit dem Blute
Ihres todten, lieben Gatten.

In Verzweiflung rauft die Arme
Dann ſich aus die langen Flechten,
Und vor ihre Perlenzähne
Tritt der Schaum, und wuthvoll kreiſcht ſie:

„Fluch dir, Ali, Fluch dir, Mörder!
Daß dein alt Gebein verfaule!
Daß die Fluthen des Kuban dich
Nur als Leiche heimwärts tragen!“

Alis Brauen wurden finſter,
Und er ſprach mit dumpfer Stimme:
„Weib, mir ſtarben ſieben Söhne
Unterm Beil des Moskowiters.

„Weib, mir ſtarb ein lieber Vater,
Ihn zu Tode ſchlug die Knute.
Weib, mir ſtarb die ſchönſte Tochter,
Als Koſaken ſie geſchändet!“

Und bei der Erinnerung Schmerzen
Pochte lauter unterm Panzer
Ihm das Herz, und heller lodern
In dem Aug' der Rache Flammen.

Doch er wehrt dem blutgen Drange,
Spricht zu ſeinen wilden Rittern:
„Laßt das Morden, laßt das Wüthen!
Bringt kein Feuer nah den Hütten,

Und zerstört nicht Früchte und Blüthen!
Warum sollten unsre Hände
Allahs Gaben frech verderben,
Und der Menschen Fleiß vernichten?“

Seine Krieger folgten, jubelnd
Ueber ihre reiche Beute;
Bis nach Kislowodsk noch ziehend,
Und der Karatschai Gebiete.

Saß indessen hat erfahren
Des Gebirgsvolks wildes Streifen;
Lauernd harrt er am Kubane,
Alle Schluchten rings besetzend.

„Diese magern Steigreifritter —
Sie entgehn uns nicht!“ so spricht er,
Drob die Augen wild ihm funkeln,
Und um seine Finger wickelt

Er den langen blonden Schnurrbart,
Schlägt dann schallend auf die Lenden.
Hurra! brüllen tausend Kehlen,
Und die runden Mützen fliegen.

„Nur bis morgen noch geduldig,
Morgen bau'n wir am Kubane
Uns ein Fort aus Tſcherkeßleichen,
Und verkitten es mit Blute!“

Und der Morgen kam, und ſchmückte
Rings den Himmel mit Rubinen,
Sog mit goldnen Lippen nächtge
Thränen von den Blumenwangen.

Mit den großen Augen ſtarrte
Scheu in's Licht die Antilope,
Und der Zeiſig reckte nüchtern
Aus dem warmen Neſt den Schnabel.

Wie die Marder in dem Winkel,
Schliefen unter ihren Burken [18])
Noch die Ruſſen, jedes Kopf war
Auf des Nachbars Schoos gebettet.

Da — auf ſchweißbedeckten Roſſen
Sprengen zu der Schaar der Schläfer,
Dſchambulet, der Kabardiner,
Und der Abadſiner Girei.

Aus auf Kundſchaft zogen Beide:
Rußlands treue Bundsgenoſſen,
Die für ſchnödes Gold die Liebe
Zu dem Vaterland verkauften.

Ihre Blicke glühn, es zittern
Ihre Stimmen, und mit Mühe
Hauchen ſie in's Ohr des Feldherrn:
„Auf! es nahn die Kopfabſchneider!“

Gleichwie, wenn ein Kind voll Neugier
Puſtend in der Ameis Neſte
Bläſt, und mit dem Strohhalm rühret,
Wie dann Alles lebt und wimmelt:

Alſo war's im Ruſſenheere,
Bei der Nachricht der Spione.
Mit der Fauſt fährt der in's Auge,
Um den Schlaf dort zu erdrücken;

Dieſer kriecht zu ſeinem Roſſe,
Schnallt den Gurt ihm feſt und ſicher;
Jener unterſucht die Büchſe,
Löſt den Säbel aus der Scheide;

Hier ein bärtger Zaporoze
Leert mit tücht'gem Schluk die Flaſche,
Nicht um Muth ſich d'raus zu ſchöpfen,
Nein, um ſeine Wuth zu ſtärken.

Und die Offiziere rennen
Schnell durch alle Reihn, zu ordnen;
Trommeln wirbeln, Flüche donnern,
Und die Streitluſt fletſcht die Zähne.

Zornig ſchlägt der Saß die Lenden,
Spricht: „Idut! [19]) Wohlan, Kamraden,
Dieſes magre Raubgeſindel
Fällt in unſre Eiſennetze!“

Ha! ſie nahn, — auf weißem Pfade
Wälzt ſich eine Rieſenſchlange:
Zum Verſteck der Feinde abwärts
Dringen kühn die Schluchtenritter.

Plötzlich halten ſie — denn ihnen
Nahe aus der finſtern Höhlung
Blizt das Aug' der „Tauſend Männer.“ [20])
Hurra! ſchallt es durch die Lüfte. —

„Ja, ſie ſind's, nun gilt's zu kämpfen,
Spannt die Bogen, zieht die Säbel,
Denkt der Heimat Lieben, opfert
Blut den Manen eurer Väter!“

Ali's Falkenaug erſpähet,
Daß der Saß die Ruſſen führet;
Grimmig ſchüttelt er des Bartes
Weiße Flocken auf den Panzer;

Und im Kreiſe rollt ſein Auge,
Schärfer ſind der Blicke Strahlen
Als ſein beſter Pfeil im Köcher,
Und ſein lautes Wort erbrauſet:

„Habt Acht, die Ruſſen nah'n!
Seid tapfer, Bergesſöhne,
Auf daß der Hunde Tod
Jezt euren Haß verſöhne!

Seht zwiſchen Lorbeerbäumen [21])
Die Bayonnettenſpizen.
Voran, ihr Abaſechen,
Laßt eure Flinten blizen!

Mag auch der Säbel ſpringen:
Doch auf der Feinde Bruſt!
Mag auch das Blut verſtrömen:
Es ſtröm' hinaus mit Luſt.

Der Rache Flotte ſegelt
Auf dieſer rothen Flut,
Und eure Kinder ſchöpfen
Aus ihr ſich Kampfesmuth.

Dereinſt noch taucht eu'r Enkel
In dieſen Strom ſein Haupt:
Ein friſcher Kranz von Roſen
Die Schläfe ihm umlaubt.

Zum Spiegel eures Ruhmes
Wird dieſes Blutes Quell,
Und glänzt in ſpäten Tagen
Wie heute ſonnenhell!

Wohlan! drum laßt verſtrömen
Der Adern Purpurwogen:
Zu ſiegen oder zu ſterben
Sind wir ja ausgezogen!“

Helles Jauchzen folgt der Rede,
Selbſt die Roſſe wiehern muthig;
Siegesluſt glüht in den Augen,
Blutger Haß tobt in den Herzen.

Doch der Feind auch iſt geſchäftig.
Saß hat ſeine Schaar geordnet,
Und ſchon ſprengen Tirailleure
Ueber's Blachfeld hin und wieder.

Horch, die ersten Schüsse knallen,
Wirbelnd steigen Pulverdämpfe,
Und die ersten Blutestropfen
Rieseln aus den stolzen Herzen.

Seht dort ihren Russenhaufen
Weit voran drei Reiter sprengen!
's ist der Pristaff [22]) der Kaukaser:
Weneroffsky, — der Kabarder

Mussa — und Arbélianus,
Fürst der Grusier. Dieses Kleeblatt
Trifft im Nu auf würd'ge Feinde,
Deren Brust noch nie erbebte.

Wilder Kampf entbrennt, die Säbel
Klirren, und der Bogen Sehnen
Schwirren schrillend, Flintenschüsse
Schallen aus den Schluchten wieder.

Bald verwirrt, bald löst der Knäuel
Sich der Streitenden, und aus dem
Dicken Pulvernebel leuchten
Schwerter hell wie Meteore.

Doch der Sieg entfaltet über
Den Tscherkessen seine Schwingen: —
Rasch entflohen bald zu Fuße
Jene Drei aus dem Scharmützel.

Neun der Wunden zählt der Pristaff,
Und Arbélianus fünfe,
Nur der Mussa zählte keine,
Schande mehr, daß er entflohen.

Saß gelang's, den überraschten
Feind nun nahe zu umzingeln,
Und auf steiler Höhe sicher
Die Kanonen aufzupflanzen.

Mit gefälltem Bayonnette
Steht das Fußvolk, — und die Quarré's
Scheinen ungeheure Igel,
Mit emporgerekten Stacheln.

Lustig blasen die Trompeter;
Plänkelnd jagen Kavall'risten
Durch die Ebne; tück'sche Schützen
Kauern hinter Dorngestrüppe.

Jezt erst naht der allgemeine
Angriff; — schreiend von den Hügeln
Stürzen sich die kühnen Horden
Auf der Russen Stahlspaliere.

Und nun raſt des Krieges Teufel:
Blizt aus finſtern Augenhöhlen
Helle Flammen, und die Locken
Triefen blutig; — des Entſezens

Bleiche Larven ſchleudert grinſend
Er in's wilde Mordgetümmel,
Und zermalmt mit ſtarker Keule
Lieb und Mitleid, Stolz und Anmuth.

Blinde Wuth knirſcht mit den Zähnen,
Ringsum kracht Geſchüzesdonner;
Herzen brechen unterm Panzer,
Seelen ſchlüpfen aus den Leibern.

„Auf, ſprengt das Quarré!“ rief Ali,
Und die Bergesritter folgen,
Troz der Bayonnette Stacheln
Dringen ſie in's Herz der Feinde.

Hei, die ſtieben auseinander
Gleich den Krähen auf dem Felde,
Aechzend, fluchend, theils verwundet,
Theils die Schlinge um den Nacken.

Doch der Saß fällt mit Kartätſchen
In der Abaſechen Flanke;
Sterbend ſtürzen ganze Reihen,
Und der Sieg geht halb verloren.

Captain Albrandt mit den Seinen
Spannt die Kett' der Tirailleure,
Salve folgt auf Salve, wer nicht
Fällt vom Schuß, wirft blizschnell nieder

Sich in's hohe Ried, und ladet
Neu die Büchse, schiebt dann vorwärts
Auf den Knie'n sich, und im Sprunge
Steht er nah' dem Feind genüber:

Kurze Pause — plözlich feuern
Beide Theile, und mit Hurra
Geht's dann an ein Schwerterkämpfen,
An ein wüstes Blutgewürge.

Lange schwankt' der Sieg; der Russe
Hatt' indeß Terrain gewonnen;
Die Tscherkessen zogen höher
Auf's Gebirg, um dem Bereiche

Der Kanonen zu entgehen;
Unaufhörlich flogen Pfeile
In die Leiber der Kosaken,
Die mit Kugeln stets erwiedern.

Und auf ſteiler Kuppe ſah man
Unſern Abaſechen-Helden
Ali Charzis; — ihm zur Seite
Haſſan aus des Tapfern Blute.

Schuß auf Schuß fällt; — alter Ali,
Du beſizeſt Zaubermittel,
Deinem Winke folgt die Kugel,
Trifft, wohin dein Wunſch ſie leitet!

Deine ſchwarzen Vöglein ſchnäbeln
Bis auf's Blut die Ruſſenherzen,
Schlüpfen zwitſchernd, wie zum Neſte,
In der Zaporozer Seelen.

Schuß auf Schuß, — der junge Lieutnant
Sinkt an ſeines Hauptmanns Seite;
Schuß auf Schuß, — dort der Trompeter
Hat ſein Grablied juſt geblaſen!

Hei — wie ſtürzen die vom Done,
Von der Moskwa, von der Newa!
Wäret ihr daheim geblieben,
Schlieft im Schoße eurer Weibchen!

Aber — ach! — die ſtärkſte Eiche
Muß dereinſt dem Beil erliegen:
Alter Ali, auch in deinen
Buſen ſchlich ein ſchwarzes Vöglein.

Seht, wie er ſich krümmt, wie ſeine
Blicke zornig ſchmerzhaft glühen!
Nochmals zielt er — doch die Flinte
Sinkt aus ſeinen ſtarren Händen.

Und er ſelbſt, der greiſe Streiter,
Stürzt von Felſen hin zu Felſen,
Doch im Sturz noch bricht er [23]) zornig
Seine Sſchaſchka, und zerſchmettert

Die Piſtolen auf den Steinen; —
Endlich flieht ihn das Bewußtſein,
Und den letzten Abhang fällt er
Rücklings unter die Koſaken. —

Plötzlich tiefe Stille; Aller
Blicke ſtarren auf den Alten, —
Doch im Nu erſchallt von oben
Wildes, furchtbares Geheule.

„Er iſt hin, der Ali — bei dem
Feinde liegt er — Rache — Rache!“
Und die Bergesſöhne ſtießen
Raſch in ihrer Roſſe Kehlen

Ihre Dolche, — blutend rollen
Abwärts ſie auf's Haupt des Feindes —
Dann mit Blizesſchnelle ſtürzen
Selbſt ſie ihnen nach, — die Flinten

Auf den Schultern, in den Zähnen
Blinkend ihre rothen Säbel,
Und Piſtolen in den Händen —:
„Ali, Ali — Rache, Rache!“

So erſcholl ihr Feldruf — weh euch
Ruſſen! flieht vor dieſen wilden
Löwen, deren ſcharfe Tatzen
Bald in eurem Hirne wühlen!

„Ali, Ali — Rache — Rache!“
Vor den Wüthenden entweichen
Alle Schaaren, und bald ruhte
Ali in des Sohnes Armen.

Deckt dem Haſſan nur den Rücken!
Muthig, muthig, Abaſechen! —
Auf den ſtarken Schultern trägt er
Seinen Vater in's Gebirge.

Wohl, dort oben iſt er ſicher,
Dahin dringt nicht die Hyäne,
Und der Treuen Leichen bilden
Um ihn eine ſtarke Mauer. — —

Als nun Ali kam zum Sterben, —
(Um ihn ſeine Stammgenoſſen,
Thränen in den Augen, und im
Herzen Wehmuth,) — ſprach der Alte:

„O Sohn, mein Auge ſchließt
Der Geiſt der Nacht nunmehr,
Durch meine Adern fließt
Ein Strom, wie Blei ſo ſchwer.
Des Lebens Bogen iſt nun abgeſpannt,
Das Feuerrohr ſank aus der ſtarren Hand.

„Doch — hier in kühler Höhle
Schlaf ich zufrieden ein;
Kein Grauen quält die Seele,
Das Herz iſt frei von Pein.
Mein Ohr ergötzt ein ſüßes Schlummerlied,
Fernhin des Feindes Donner grollend flieht.

„O ſchluchze nicht, mein Sohn!
Zurück der Thränen Fülle!
Auf deines Herzens Thron
Der Rache Tiger brülle!
Stähl' deinen Arm, entflamme deinen Muth
An meiner heißen Wunden rother Glut!

„Haſſan, ſei ſtark und kühn!
Dein Erbe iſt mein Ruhm:
O möcht'ſt du nimmer fliehn
Von dieſem Heiligthum.
Leb wohl! Wie Nebelgraun des Stromes Spiegel:
Bedeckt mein Aug' des Todes ſchwarzer Flügel."

Anmerkungen.

[1]) Der Hauptſtoff zu dieſer Piece iſt der Erzählung des Prof. Koch (Eine Expedition gegen die Abaſechen, in Bran's Miscellen ꝛc. 1837, 7s Heft) entnommen.

[2]) General Saß, ein rüſtiger Vierziger, iſt von Geburt ein Liefländer, und leitet ſeine Abſtammung von einer Seitenlinie Wallenſteins ab. In ſeinem Weſen ſoll er mit dieſem viel gemein haben, und wie dieſer, iſt auch er zum Krieger geſchaffen. Seine Offiziere und Soldaten lieben ihn wegen ſeiner Tapferkeit und Gerechtigkeit. Die Bergvölker fürchten ihn ſehr, und nennen ihn den Generaliſſimus aller ruſſiſchen, tſcherkeſſiſchen und nogaiziſchen Truppen; auch wohl den Schaitan (Satan). —

[3]) Weißer Fluß, — belaja zetschka, — ungefähr 200 Werſte von Protſchnoj, und Schauplaz früherer Siege über die Abaſechen.

[4]) Protſchnoj-Okop (feſter Erdwall) liegt auf dem ſüdlichen Ufer des Kuban, und war der Siz des Generals Saß.

[5]) Sobranie heißt jedes Zuſammenrotten der Bergvölker, deſſen Zweck iſt, nach reifem Berathſchlagen über das Wo und Wann, blizſchnell über die am ſchwächſten bewahrte Staniza herzufallen, und mit der Beute und den Gefangenen im Nu wieder in die Gebirge zu verſchwinden.

[6]) Abaſechen, einer der zahlreichſten Stämme der Adeche, ſind gegen Nordoſten durch einen der nördlichen Hauptausläufer des Kaukaſus von dem Stamme Tſchemirgoi getrennt, gegen Nordweſten auf einer Strecke von mehr als 180 Werſten durch die Hauptkette des Kaukaſus von Groß-Abchaſien. Sie wohnen in den Bergſchluchten, und auf beiden Ufern der Flüſſe Sfuß, Karakuban und Pſchaga.

7) Aul, — Gebirgsdorf.

8) Bluteid, ein Schwur, zusammenzuhalten auf Leben und Tod. Die Verschwornen sind verpflichtet, wo möglich die Leichname der Gefallenen dem Feinde abzukämpfen, und sie zurückzutragen in's Vaterland.

9) Die Stanitze (d. h. Kosakendorf) Batalpaschinsk liegt 25 Werste von Chumara (s. u.).

10) Adeche (Adige) nennen sich die Tscherkessen selbst. Dies Wort soll von einer Bergschlucht, und eher, Meer, herkommen. Den Namen Tscherkessen erhielten sie von den Nogaiern, und er bedeutet Kopfabschneider, von Tscherk, abschneiden und kes, Kopf. — Neumann gibt eine andre Erklärung dieser Namen (S. 91).

11) Schaschka ist der allgemeine Ausdruck fast aller Bergvölker für Säbel. Im Dialekt des Stammes der Natkech heißt er schasche, bei den Hatiokech: [illegible], in den Kabardah: schaschkua u.s.f.

12) Tabunen sind Heerden von Pferden, die Jahr aus Jahr ein im Freien weiden.

13) Der Kuban entspringt auf dem westlichen Abhange des Elbrus, fließt etwa 100 Werste, wild schäumend, Alles mit sich fortreißend, zwischen ungeheuren Felsenmassen, in nördlicher Richtung durch das Land der den Russen ergebenen Karatschai, bei der sogenannten steinernen Brücke vorbei, wo die ersten russischen Wachtposten stehen. Von beiden Seiten lassen die sich steil und hoch aufrichtenden, unersteiglichen Felsen kaum Platz übrig für einen Pfad, und nach beiden Ufern zu ziehen sich diesseits und jenseits mehrere Schluchten, die, wenn auch schwach besetzt, den Uebergang, selbst einer beträchtlichen Anzahl, fast unmöglich machen. Ungefähr 50 Werste von Kamennoi-Most (steinerne Brücke) fällt der Kuban in ein lachendes Thal bei der Festung Chumara, wo er sich etwas breit macht, und von seinem wilden Treiben und Getose sich auszuruhen scheint, nimmt 4 Flusse, die Tiberda, den großen und kleinen Selentschuk und den Urup in sein Bett auf, wendet sich, dadurch etwas übermüthiger geworden, ungefähr 100 Werste von Chumara nordwestlich, bildet bei der Festung Protschnoj-Okop mehrere Inseln, und entschließt sich erst 80 Werste niedriger, bei der Stanitza Temischberg, seinen Lauf ganz nach Westen zu richten, um sich endlich in's Asowsche Meer zu ergießen. — (S. Bran's Misc. a. a. O. S. 159 ff.)

14) d. e. die Abendsonne geht im schwarzen Meer unter.

15) Die Tscherkessen, so wie alle andern Stämme des Kaukasus, vermeiden so viel als möglich ein allgemeines Treffen; sie unter-

nehmen blos in kleinen Partien Streifzüge. Der Führer des Zuges reitet voran, einige Wachen zur Seite, die übrige Menge theilt sich in kleine Haufen, und reitet frei und ungebunden hinterher; es herrscht die größte Stille; kein Wort wird gesprochen. Legt der Führer den Finger an den Mund, so bleibt die ganze Schaar stehen; deutet er auf die Erde, so springt sie schnell von den Pferden; winkt er, so sprengen sie im größten Galop zu ihm heran, seiner Befehle gewärtig. Bemerkt der Führer einen Gegenstand, der ihm zweifelhaft dünkt, oder nähert man sich dem Ziele des Rittes, so besteigt er eilenden Fußes einen Hügel, um die Landschaft auszukundschaften. Erblickt er irgendwo Leute, so wirft er wohl seine Kappe oder seinen Helm in die Höhe, legt sich auf den Bauch und rollt sich den Hügel hinab, um den wachsamen Feind glauben zu machen, es habe sich in der Ferne blos ein Vogel erhoben. Bei der Nacht schließen sich die Reiter eng an einander an, aus Furcht, es möchte einer der Schaar sich verirren. Der Anführer reitet in der Entfernung von einigen hundert Schritten dem Zuge voran, achtet mit dem gespannten Gewehre auf das geringste Geräusch und wendet kein Auge von den Ohren seines Pferdes. Ein dumpfes Pfeifen richtet die Bewegungen der ganzen Schaar. Einzelne Wachen haben den Auftrag, sich von Zeit zu Zeit niederzulegen, das Ohr fest an die Erde gedrückt, um auf jedes Geräusch in der Ferne zu lauern. Die Bergbewohner sind so feinen Gehörs, daß sie den Tritt der verschiedenen Thiere genau zu unterscheiden vermögen. Die Führer sind aber durchgängig sehr gewandte und aufmerksame Leute; sie erhalten auch, wenn der Ritt gelingt, die Hälfte der Beute. Während einer hellen Nacht richtet man sich nach dem Polarstern, nach dem kleinen und großen Bären; das Nebengestirn der Leier zeigt ihnen die Stunden an. Ist der Himmel mit Wolken bedeckt, so bewegt sich der Zug nach einem Compaß, den der Anführer gewöhnlich bei sich trägt. Ist dieß nicht der Fall, so besteigt er eine Erhöhung, steckt die Hand in den Busen, um sie zu erwärmen, zieht sie dann plötzlich heraus und wendet sie nach allen Seiten, die kälteste bezeichnet den Norden; auf diese Weise wissen sie gewöhnlich mit bewunderungswürdiger Genauigkeit die Richtung anzugeben. Zerstreute ein dichter Nebel die Schaaren, dann dienen ihnen die Funken, die mit einem Feuerstahle geschlagen werden, als Zeichen der Vereinigung. Es gab Fälle, wo die russischen Vorposten, vom Nebel umhüllt, in der Ebene wie auf den Höhen plötzlich einen Feuerglanz bemerkten;

es wurden Hunderte von Funken auf einem weiten Umkreise sichtbar. Die Vorposten schrien: es kommen die Räuber! Die ganze Mannschaft trat unters Gewehr, lauschte und horchte, und es fielen plözlich die Schüsse von allen Seiten. (Neumann, Rußland und die Tscherkessen. Seite 74).

[14]) Auf den Linien der Grenzflüsse haben die Russen eine ununterbrochene Kette von Posten und unter sich correspondirende Signale errichtet; auf jeder nur halbwegs bedeutenden Höhe steht ein Piket von Kosaken zu Pferd; auf den kleinsten Bergen errichtet man hohe Stangen, auf welchen ein kleines mit Stroh und Pech gefülltes Fäßchen ruht, welches man beim geringsten Allarm anzündet. Neben jeder solchen Allarmstange ist das Pferd eines Kosaken angebunden, und er selbst steht als Schildwache daneben.

[15]) Die Tscherkessen haben eine äußerst schlanke Taille.

[16]) Burken sind dichte Filzmäntel. Die Art, wie die russischen Krieger in Kaukasien auf freiem Felde schlafen, ist ganz eigenthümlich. Ein Theil der Burken wird auf die Erde gelegt, während die andern zur Decke dienen; dann legt sich Jeder mit dem Kopfe auf den Schooß des andern, so daß sie einen Kreis bilden. Da oft Züge im Winter gemacht werden, ist dieses Lager vorzüglich gut, indem sich die Soldaten gegenseitig erwärmen.

[17]) Lies: sie kommen!

[18]) In der Tscherkessensprache hat man für das Wort Kanone nur die Uebersezungen: „tausend Mann," und „dicke Flinte."

[19]) Der Lorbeerbaum wächst am Ufer des schwarzen Meeres.

[20]) Pristaff — Aufseher der friedlichen Bergvölker.

[21]) Es ist Sitte bei den Tscherkessen, sobald sie im Kampfe unterliegen, wo möglich ihre Waffen zu zerstören, und die Pferde zu verstümmeln, damit der Feind sie nicht benuzen kann.

III.

Sarema.

Vom Steingerippe des Ellbrus
Der weiße Mond entflog;
Sein Silberfittig hellt die Bahn,
Die leuchtend er durchzog.

Tief unten auf der Steppe ſah
Sein ſcharfes Strahlenaug':
Wie ſtill es rings, daß kaum ſich regt'
Des kühlen Nachtwind's Hauch.

Die Roſe ſchlummert' auf der Flur
Im thauigen Nachtgewand,
Der Reiher ſchlief in tiefer Ruh
Im Schilf am Meeresſtrand.

Auch hatt' des Hirſchen ſchnellen Fuß
Gelähmt der ſchwere Schlaf,
Ja ſelbſt des Kukuks Schwätzerzung
Gebietend Schweigen traf. —

Ein einzig Weſen nur noch wacht:
Ein Rabe, ſchwarz und alt,
Des Krächzen durch die Einſamkeit
So todestrübe ſchallt.

Und vor ihm lagen, blutbedeckt,
Zwei Krieger ſtarr und kalt,
Feſt eines Jeden Hand noch hielt
Den rothen Stahl umkrallt.

Dem Einen, dem Koſaken, hackt
Die Augen aus der Rab;
Dem Andern, ſeinem Landsmann, brach
Er eine Locke ab.

Dann flog er über Berg und Flur
Bis zu Saremas Haus,
Die mit dem Knäblein auf dem Arm
Voll Trauern ſah hinaus.

„Woher des Wegs, mein alter Rab,
Wo kommſt du her ſo früh?“
„„Vom ſchwarzen Meer, vom ſchwarzen Meer,
Tſcherkeſſenweib, o ſieh!““

Die blutgetränkte Locke warf
Er hin auf ihren Schoos,
Und krächzte dann ein Klagelied
Auf des Erſchlagnen Loos.

Sarema aber weinte nicht,
Sie nahm des Gatten Haar,
Und band es auf des Knaben Bruſt. —
Wie ſtill es ringsum war!

IV.

Der Sturm am Kaukasus.

Der Sullako, [1]) ein kühner Reiter,
Trabt an dem Bergesabhang weiter;
Schweiß perlt am Bauch der müden Stute,
Des Reiters Sporn erglänzt von Blute.

„Ho, armes Thier, noch wenig Schritte,
So sind wir in des Aules Mitte;
Dein Fohlen wiehert dir entgegen,
Und Nora's Herz schlägt meinetwegen. —
Dich wird dein Fohlen bald umspringen,
Mich Nora's Silberarm umschlingen;
Dich labt der Duft der Heimatweide,
Und mich des süßen Weibes Freude! —
Du streckst dich frei auf grüne Matten,
In einer stolzen Eiche Schatten;
Indeß ich an mein Lieb mich schmiege,
Im Blüthenschnee des Busens liege!“

So träumend ſtreichelte der Reiter
Den Hals der Stute froh und heiter,
Des Wiederſehens ſtille Wonne,
Strahlt glühend aus des Auges Sonne.

Er kam, mit Beute wohl beladen,
Fernher von des Kuban's Geſtaden,
Und kehrte von der Steppe Schergen
Heimwärts zu ſeinen freien Bergen. —

Um ihn, welch einſam groſſes Leben!
Rings ſteile Felſen ihn umgeben,
Der Gletſcher weiße Häupter glühen,
Zahlloſe Ströme abwärts fliehen.
Der Kaukaſus ſtreckt ſeine Glieder
So fern zur gelben Steppe nieder,
Sein brauner Mantel hängt in Falten
Um die granit'nen, ewigalten
Gebeine; — dort des Atak's [2]) Fall
Erbrauſt mit donnerlautem Schall,
Und ſcheint ein glizernd Rieſenſchwert,
Das plözlich aus der Scheide fährt.
Drauf ſpringt der Strom in groſſen Sätzen
Von Riff zu Riff, wie wenn ihn hetzen
Des Berges Geiſter, bis zulezt
Er unten ſich zur Wehre ſezt;
Im tiefen Schlund ſchreit er und brüllt,
Schäumt, toſt und rollt aus Wuth ſo wild,

Und ſchleudert hoch empor den Giſcht,
Mit Schlamm und Uferſand vermiſcht.
Dann ſiegreich über Steingerölle
Zieht feierlich die trübe Welle,
Bis fern ſie ſchlüpft in Nebelgrau'n
Als Silberſchlänglein anzuſchau'n. —

Da ſtreichen kühl vom Meer die Winde,
Und eine ſchwarze Wolkenbinde
Umſchlingt der Gletſcher weißes Haar.
O Sullako, dir droht Gefahr!

Der Sturm iſt nah — entflieh in Eil
Des wilden Wolkengottes Pfeil;
Die finſtern Brau'n zieht er zuſammen,
Bald lodern ſeines Zornes Flammen!

Wie nächtig wird es rings umher!
Des Himmels Wölbung liegt ſo ſchwer,
Als ob's ein Sargesdeckel wär',
Auf Menſch und Thier, auf Land und Meer.
Die Droſſel ſchlüpft in's dichte Laub,
Den Wolf gelüſtet's nicht nach Raub,
Des Ebers Borſte ſträubt ſich auf,
Die Sſaiga [3]) ſtuzt in ihrem Lauf.
Und auch des Reiters Roß erzittert,
Da Fröſteln ſein Gebein durchſchüttert,
Scheu ſpizt das kluge Thier die Ohren.

Allein der Feind der Tſchernomoren,
Der Sullako auf ſchmalem Steig,
Wird vor des Sturms Gefahr nicht bleich:
„Dank dir, Meriſſa! [4]) wenig Schritte
Dann ſind wir in des Aules Mitte,
Wo mich ihr Silberarm umſchließt,
Und ihre Roſenlippe grüßt!“
So träumend, ſtreichelte der Reiter
Den Hals der Stute froh und heiter. —

Nun aber bricht das Wetter los,
Und aus der Wolke giftigem Schoos
Entſchlüpft der zack'gen Flamme Kind
Auf grüne Flur hinab geſchwind.
Der Sturmwind heult mit dumpfer Stimme
Gleichwie ein Luchs in wildem Grimme,
Und ſeltſam knittert's in den Zweigen,
Der Tannen Wipfel tief ſich neigen.
Des Pferdes Mähne flattert wild,
Die Nüſter ſchnaubt, und auf den Schild
Des Reiters ſprizt der weiße Schaum,
Doch regt der leichte Fuß ſich kaum.

Noch ſprach der Kriegsheld ohne Zagen:
„Hier heißt es ſtürzen, oder wagen!
Holla, mein Thier, nur muthig fort,
Bald ſchüzt der Heimat heil'ger Ort.

Wir hörten ſtärkern Donner ſchon
Jüngſt vor den Mauern von Abon, *)
Und ſchlimm're Blize auf uns ſpie'n
Der Moskowiter Batterien!“

Doch plözlich jezt mit wilder Macht,
Aus rabenſchwarzer Wolkennacht,
Stromweis der Regen kam gefloſſen,
Und praſſelnd trafen Hagelſchloſſen
Des Reiters Helm und Panzerſtahl, —
Die Erde bebt — und hin in's Thal
Stürzt dröhnend von der höchſten Höhe
Ein ſchwerer Felsblock nieder. —
Wehe!
Wie heult und toſt der Strom, wie klagt
Und ſtöhnt der Wind, wie rollt und kracht
Der Donner! — Ha, welch furchtbar Ringen
Der Kräfte, die ſich nie bezwingen!

O Sullako! vor deinem Blick
Tritt nun der Heimat Bild zurück,
Voll Schrecken ſtarrſt du um dich her,
Dich küßt wohl nie dein Liebchen mehr.
Und ob dein Sporn erglänzt von Blute,
Und Schweiß vom Bauche perlt der Stute,
Nicht von der Stelle will das Thier —
Weshalb auch? Iſt ſein Ziel nicht hier? —

O ſie, des Himmels Decke bricht,
Und blendend ſtrömt ein Meer von Licht
Hernieder, doch im Augenblick
Kehrt auch die Finſterniß zurück.
Die Wolken ſchwillen, wälzen, rollen,
Die Blize zucken, Donner grollen,
Und unaufhaltſam auf der Bahn
Des Todes brauſet der Orkan.

Ha — welch ein Schlag! Das Roß, das Roß —
Es ſtürzt — verſengt von dem Geſchoß
Des Wolkengottes — und — o Graus!
Weit über'n Felſenrand hinaus
Schnellt es im jähen Fall den Mann,
Der ſich die Bruſt im Sturz ſodann
Am zack'gen Uferriff zerſchellt,
Eh in des Atak's Schlund er fällt.
Dort ſchlingt um des Gebirges Sohn
Den Arm Seozeres *) voll Hohn,
Und mit des Leichnams rothem Blut
Färbt her die ſchwärzlich gelbe Flut. —

Bald ſchwieg der Sturm; es trat hervor
Der ſtille Mond aus Oſtens Thor,
So leichenblaß, daß Nora glaubt:
Es ſei des todten Gatten Haupt.

Ihr ſchönes Aug' umflorte Schmerz,
Voll Bangen ſchlug ihr liebend Herz,
Und als ſie lange harrt' vergebens,
Erloſch die Flamme ihres Lebens.

Anmerkungen.

1) Sullako heißt ein Adlicher bei dem Stamme der Notketch.

2) Atak oder Atakum, ein Fluß, der aus den lezten Höhen der Hauptkette des Kaukaſus, 200 Werſte oſtwärts von Sudſchuk Kale gegen Weſten fließt. Die Länge ſeines Laufs rechnet man auf etwa 130 Werſte.

3) Sſaiga, die Antilope des Kaukaſus.

4) Meriſſa oder Meliſſa, die Mutter Gottes. Sie iſt den Tſcherkeſſen die Schuzpatronin der Bienen. Die Ehrenbezeugungen, die der Göttin dargebracht werden, beſtehen einzig darin, daß man ſich an ihrem Feſttag gütlich thut mit mancherlei aus Honig zubereiteten Speiſen und Getränken.

5) Abon oder Abun, ein Fort der Ruſſen, halbwegs zwiſchen Gelendſchik und dem Kuban, am ſanften Abhang eines Hügels. Hier wollten die Ruſſen eine ihrer Militärkolonien gründen. Abun ſoll im Anfange des vorigen Jahrs in die Hände der Tſcherkeſſen gefallen ſein. Die Ruſſen hielten ſich darin für ſo ſicher, daß ſich daſelbſt mehrere mit ihren Familien ſeit Jahren niedergelaſſen hatten. Nachdem die Tſcherkeſſen die Mauern dieſer Feſtung erſtiegen, war der Widerſtand der Beſazung im Innern noch ſo hartnäckig, daß die wüthenden Tſcherkeſſen, mit Ausnahme von 335 Weibern und Kindern, Alles über die Klinge ſpringen ließen.

6) Seozeres, der Neptun der Bergvölker. Neumann ſagt: »Im Frühjahr feiert man das Feſt Seozeres. Dies war ein groſſer Seefahrer, ſagen die Tſcherkeſſen und ihm wären die Winde und Wellen unterthan. Er wird vorzüglich von den Bewohnern des Geſtades verehrt.«

V.

Die Tſcherkeſſen an die Völker Europa's.

Wir kämpfen für das höchſte Gut,
Das der Allmächt'ge ſchuf;
Für Recht und Freiheit kämpfen wir,
Hört unſern Hülferuf!
Die Freiheit zog uns auf und ſoll
Geleiten uns zum Tod,
Sie leuchtet uns als Morgenſtern
Und glüht als Abendroth.
Die Freiheit iſt das Aug der Welt,
Und alles Lebens Licht, —
Drum wehe, wenn die Flamme liſcht,
Das ſchöne Auge bricht!
Dann wird es dunkel um uns her,
Und ſchauerlich und kalt,
Und aller Weſen Kraft erliegt
Des Schaitans Gewalt;

Dann ſind die ſtarken Fittige
Gelähmt dem ſtolzen Aar,
Und in den Adern fault das Blut,
Wie roth es jüngſt noch war;
Dann fließt des Stromes Woge matt,
Verſiegt im ſchwarzen Sand,
Es duftet keine Blume mehr,
Zur Wüſte wird das Land;
Dann ſteigt nicht mehr der Lerche Flug
Zum Himmel hoch empor,
Dann dringt kein edles Manneswort
Aus kühner Bruſt hervor.
Die Freiheit iſt das Aug der Welt,
Und alles Lebens Licht,
Drum wehe, wenn die Flamme liſcht.
Das ſchöne Auge bricht! —

Seit langen Jahren iſt es her,
Daß ohne Unterlaß
Uns um dies Gut der weiße Czaar
Verfolgt mit blutgem Haß;
Was feilen Sklavenſöhnen fehlt,
Was ſeinem Land gebricht:
Er duldet es in Ewigkeit
Bei andern Völkern nicht.
Der Moskowiter iſt der Gei'r
Der uns mit ſcharfer Klau
Zerfleiſcht; die Wolke, die die Flur
Beſprengt mit gift'gem Thau.

Er iſt der Luchs im Hinterhalt,
Der lüſtern ſpäht nach Raub;
Die Schlange, die gefräßig nagt
Des Lebensbaumes Laub.
Vor einem freien Hauche wird
Der Moskowiter bleich,
Ihm bangt, daß vor der Glut zerſchmölz'
Das kalte Czaarenreich;
Drum zieht er aus mit Netz und Speer
Auf dieſes Hauches Fang,
Und zornig brüllt ſein Schlachtgeſchüz
Weil's ihm noch nicht gelang. —
Was wär' es ſonſt wohl, das ihn her
Zum Kaukaſus gebracht?
Fürwahr, nicht unſre Armuth iſt's,
Die ihm in's Herz gelacht:
Denn unſre Berge ſind ſo rauh
Und unſrer Felder Frucht
So ſpärlich, daß nach Schätzen er
Vergebens bei uns ſucht.
Die Herrſchſucht iſt's, die Herrſchſucht hat
Den Czaar hierher gebracht,
Ihr ſengend Auge leitet ihn,
Ihr Wort treibt ihn zur Schlacht;
Ihr ſchuldet er Tribut, und krümmt
Als Sklave ſich im Staub,
Und dieſem blut'gen Unthier wird
Sein Menſchenherz zum Raub. —

Noch Völker, ſind wir frei! Noch wallt
Die Bruſt voll Heldenmuth,
Noch ſprudelt in den Adern friſch
Das roſenrothe Blut;
Noch blizt die Schaſchka in der Hand,
Noch glänzt des Panzers Stahl,
Noch theilt der Fremde nicht mit uns
Der Heimath ſtilles Mahl.
Doch ach — wer weiß — Allah iſt groß! —
Wer weiß, ob nicht die Schmach
Der Knechtſchaft unſer harrt? ob nicht
Die Nacht verſchlingt den Tag?
Ob nicht der ew'ge Schlag des Beils
Zum Mark der Eiche dringt?
Ob nicht die ſchwarze Wolke einſt
Den hellen Stern verſchlingt? —
Den Waffen nicht, dem Eiſen nicht
Erliegt des Tſcherkeß Kraft,
Doch hat der goldne Ruf des Feinds
Schon Manchen uns entrafft;
Des Ruſſen Wort iſt ſüß und glatt,
Und biedre Einfachheit
Erwiedert er mit Schleicherliſt,
Hohn und Verſchlagenheit.
Gleich einer Rieſenſchlange legt
Um unſrer Väter Land
Der Feinde Heer ſich, und wir ſind
Im eignen Haus verbannt.

Denn immer enger zieht den Kreis
Die grauſe Wächterin,
Und ach! — vielleicht lockt Hunger uns
Zu ihrem Rachen hin! — [1])
Dann Völker, ſeid auf eurer Hut!
Der Schlange Ländergier
Iſt unerſättlich — weh euch, ha!
Wenn einſt zum Opfer ihr
Der Stolzen fallt! — Drum zeitig hört
auf unſern Hülferuf:
Wir kämpfen für ein Gut, das Gott
Zu eurem Heil auch ſchuf!

Die Freiheit iſt das Aug der Welt,
Und alles Lebens Licht, —
Drum wehe, wenn die Flamme liſcht,
Das ſchöne Auge bricht!
Dann wird es dunkel um uns her,
Und ſchauerlich und kalt,
Und aller Weſen Kraft erliegt
Des Schaltans Gewalt;
Dann ſind die ſtarken Fittige
Gelähmt dem ſtolzen Aar,
Und in den Adern fault das Blut,
Wie roth es jüngſt noch war;
Dann fließt des Stromes Woge matt,
Verſiegt im ſchwarzen Sand,
Es duftet keine Blume mehr,
Zur Wüſte wird das Land;

Dann ſteigt nicht mehr der Lerche Flug
Zum Himmel hoch empor,
Dann dringt kein edles Manneswort
Aus kühner Bruſt hervor! —

Anmerkung.

[1]) In einer »Erklärung der Unabhängigkeit der Tſcherkeſſen an ſämmtliche Höfe Europa's gerichtet« (ſ. F. K. Neumann, Rußland und die Tſcherkeſſen, Stuttgart, 1840. S. 140) heißt es; »Wenn Rußland uns bezwingt, ſo geſchieht dies nicht durch Waffengewalt, ſondern durch das Abſchneiden aller unſrer Verbindungen, und indem es Perſien und die Türkei behandelt, als wenn es ſchon Herr dieſer Länder wäre. Es geſchieht dadurch, daß es ſich der See wie ſeines Eigenthums bedient; unſre Küſten blokirt, unſre Schiffe, und die der andern Nationen, die ſich unſerm Geſtade nähern, vernichtet; den Markt für unſre Erzeugniſſe uns abſchneidet, und endlich uns verhindert, Salz, Schießpulver und andre Kriegsmunitionen, welche für uns Lebensbedürfniſſe ſind, zu erhalten, und dadurch uns auch die Hoffnung abſchneidet.« —

VI.

Antwort des Dichters.

Tſcherkeſſen! Euer Ruf verhallt im Winde:
Europa's Ohr iſt taub für Völkernoth,
Europa's freies Banner liegt im Staube,
Europa's ſtolze Jugendkraft iſt todt!

Des Alters Deſpotie bog ſeinen Rücken,
Lethargiſch wälzt es ſich im — status quo:
Vergnügt, ſobald erträglich nur die — Schläge,
Zufrieden, hält's noch eine Weile — ſo —

Geht zu dem Britten, Rußlands Nebenbuhler!
Doch nicht nach Herzen ſucht und Mitgefühl: [1])
Guineen blinken unter'm Krämerwamſe,
Und Schacher iſt des Goddams einzges Ziel. —

Geht zu den Franken! — Ha, der Freiheit Hähne,
Mit ſtumpfem Sporne, kräh'n ſie laut und hell,
Heut Königsmörder, morgen Kaiſerſklaven,
Zuweilen Brutus, öfter Pulcinell. —

O ſeht, wie ſie der Völker Freiheit achten
Fern an Sahara's gelbem Wüſtenſaum,
Von Blut erglänzt die Flur des Beduinen,
Und daß es freies Blut, ſie denkens kaum. —

Wollt ihr nach Spanien, dem Land der Granden?
O, dahin dringen eure Worte nicht!
Das arme zuckt im Fieber der Gedanken,
Blöd ſieht ſein Aug in's junge Morgenlicht. —

Auch nicht zum Lorbeerhain der freien Römer
Lenkt euren Fuß! Italien's Geiſt iſt todt,
Sein Arm gelähmt, ſein Schwert entzwei gebrochen,
Ja ſelbſt erblaßt der Zukunft Morgenroth. —

Und Deutſchland? — Ach, wie fliegen meine Pulſe,
Wie dringt die Röthe mir in's Angeſicht,
Mein Aug iſt naß — es bebt im Schmerz die Lippe:
Auch Deutſchland hört auf eure Warnung nicht!

Unlängſt noch drang vom Nachbarland herüber
Der Unterdrückten Nothſchrei, und es ſchwamm
Ein Blutſtrom mahnend hin auf unſre Gauen —
Doch theilnahmlos blieb Hermanns alter Stamm! —

Tſcherkeſſen! harrt nicht auf Europa's Hülfe!
Der beſte Panzer iſt der eigne Muth;
Vertraut euch ſelbſt, baut nicht auf Truggebilde:
In todter Lava lodert keine Glut!

Der Kaukaſus iſt euer Bundsgenoſſe,
Ein Rieſe, der euch birgt im treuen Schoos;
Stoßt eure Dolche friſch in Feindesleiber,
Mit ihrem Blut flieht auch der Knechtſchaft Loos.

Anmerkung.

[1]) In den Times (Juli 1840, Frf. Ober-Poſtamtsztg., Beilage zu No. 202) lieſt man: »Die Tſcherkeſſen, (dieſe Tyroler der kaukaſiſchen Alpen) obwol ohne Beiſtand irgend einer Art von unſrer (Englands) Seite, faſt ohne Beachtung, faſt ohne ein Wort des Beifalls oder der Ermunterung, erweiſen ſich als unſre beſten Bundesgenoſſen, und verkrüppeln (are crippling) gemachſam die Macht, welche von Rußland gegen unſre oſtindiſche Grenze gerichtet wird.«

Belege hierzu finden ſich auch in den Reiſebeſchreibungen von Bell und Longworth.

VII.

Der doniſche Koſak auf der Wache am Kuban.

So kalt und einſam iſt die Nacht,
Die Welle, ſie plätſchert ſo linde;
Der Koſak ſteht träumend auf der Wacht,
Die Burka flattert im Winde.
Zur Seite funkelt der Säbel ſo blank,
Piſtolen im Gürtel blinken,
Im Buſen der Sehnſucht Lied erklang,
Der Heimat Sterne ihm winken. —

O armer Koſak vom Done!

Des Mondes bleiche Wange lag
Im naſſen Wolkenſchleier;
Der Koſak voll bittern Heimweh's ſprach:
„O Mütterlein, lieb und theuer!

Auch du birgst wohl am klaren Don
In Thränen die blasse Wange,
Indessen ich, dein jüngster Sohn,
Zurück nach dir verlange.“

O armer Kosak vom Done!

Vom Uferschilf ein Vogel flog
Hinüber des Stromes Welle,
Er flog so weit, er zog so hoch
Bis zu des Tscherkeß Schwelle.
„Mein Vöglein, rief der Soldat im Schmerz,
Wie bist du zu beneiden!
Ach, wär' so frei, wie Du, mein Herz,
Und dürfte dies Ufer meiden!“

O armer Kosak vom Done!

„Mir schlossen fest sie Fuß und Hand,
Und sprachen: „„kämpf' und blute,
Zerrissen ist deiner Heimat Band,
Sklav, fürchte stets die — Knute!““
Und doch — mein Vöglein — war so frei
Wie du einst die Ukraine;
Ach Leid, das ist nun längst vorbei, —
Der Czaar ist Herr alleine.“

O armer Kosak vom Done!

Da rauſcht das Uferſchilf auf's neu,
Zwei Feindesaugen glühen; —
Koſak, wie bald biſt du nun frei,
Und darfſt zur Heimat ziehen! — —
Ein Stoß — er lag in ſeinem Blut,
Das Herzweh hatt' ein Ende;
Der Tſcherkeß wuſch ſo wohlgemuth
Im Strom die blutigen Hände. —

O armer Koſak vom Done!

VIII.

Todtenlied.

Mit kühnem Muth vom Bergesrande
Stürzt' ſich ein junger Strom hinab,
Nach kurzem Lauf ſtarb er im Sande. —
Warum, o Strom, ſprangſt du hinab?

Ein lichtes Wölkchen ſchwamm dort oben:
Der Sturm zerriß ſein weißes Kleid,
Im weiten Raum iſt es zerſtoben,
Und nimmer glänzt ſein weißes Kleid.

Ich ſah einſt reichbekränzt den Morgen,
Mit rothen Roſen prangt ſein Haupt.
Wo ſind die Roſen nun verborgen?
Wie blaß und bleich ſtarrt nun das Haupt!

Es flog ein Aar vom Hochgebirge
Hinunter in's Cypreſſenthal,
Damit die Feuerſchlang' ihn würge —
Todt liegt er im Cypreſſenthal.

So liegt der Held auf seinem Schilde,
Er war, der Sohn des Pschi [1]) gemeint
Mit dem, was euch erschien im Bilde:
Der Seelenlose war gemeint.

Tief in der Brust die rothe Wunde
Liegt todt er im Cypressenthal;
Der Russenfluch zuckt noch am Munde,
Der Wind umflattert ihn im Thal.

Nicht streichelt ihm die bleiche Wange
Vom Kaukasus sein Schwesterlein;
Nicht singt ihm zu des Komus [2]) Klange
Vom Kaukasus sein Schwesterlein.

Mit schwarzen Fittigen der Rabe
Schwirrt schauerlich um sein Gebein,
Und krächzt sein Hungerlied am Grabe,
Und wezt den Schnabel am Gebein.

O Mutter du! lösch nur die Flamme
Früh Abends, — harr' nicht auf den Sohn!
Späh' nicht auf des Gebirges Kamme
Im Dämmerlicht nach deinem Sohn!

Er kommt nicht mehr, und deine Schwelle
Ist einsam, — harre nicht auf ihn!
In's Reich der Nacht trug ihn die Welle
Des Todes, — harre nicht auf ihn!

Doch jammre nicht! Mit Löwenblute
Hat ihn dein Buſen einſt erfüllt;
Kein Flecken klebt an ſeinem Muthe,
Er hat der Helden Pflicht erfüllt!

Anmerkungen.

1) Pſchi iſt der Name tſcherkeſſiſcher Stammfürſten. Dieſe Stammfürſten leiten im Frieden die Verwaltung des Landes, und ſind die Anführer im Kriege. Die Fürſtenwürde iſt erblich; es kann ſelbſt in beſondern Fällen ein Adeliger oder gemeiner Freie durch Verheirathung mit einer Fürſtentochter in den fürſtlichen Stand erhoben werden. Doch geſchehen dergleichen Misheirathen ſehr ſelten, indem die tſcherkeſſiſchen Fürſten auf ihr Geſchlecht ſehr ſtolz ſind, und einen makelloſen Stammbaum zu bewahren trachten. Ihre Gewalt, die weder eine willkürliche iſt, noch auf beſtimmten Geſezen beruht, hängt einestheils von der ererbten Anhänglichkeit, von ihrer bewährten Tüchtigkeit und der öffentlichen Meinung ab; anderntheils auch von der Größe und dem Anſehen ihres Gefolges. Der mächtigſte Fürſt iſt derjenige, welcher, wenn er aus eigenem Antriebe auf Abenteuer auszieht, und ſich gegen benachbarte Feinde zur Wehre ſezt, oder wenn er von der Gaugemeinde und der ganzen Genoſſenſchaft zum Anführer eines in der Volksverſammlung beſchloſſenen Krieges gewählt wird, auf die meiſten und angeſehenſten Miniſterialen mit Sicherheit zählen und die zahlreichſte Verwandſchaft und die muthigſten Genoſſen um ſich zu ſammeln vermag. In allen gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens erfreut ſich der Fürſt nicht des geringſten Vorrechtes, nicht der kleinſten Auszeichnung vor jedem Freien. Er hat aber ausſchließend die Befugniß jeden gemeinen Freien, der ſich um ihn, um die Gaugemeinſchaft oder um den ganzen Stamm beſondere Verdienſte erwarb, in den Adelsſtand zu erheben. — Ein junger Fürſt, welcher im Kriege mit all dem Stolze eines Helden und erblichen Gebieters ſein Haupt emporhebt, wagt es nicht, bevor es ihm ausdrücklich erlaubt

wird, in der friedlichen Behausung, oder in den schattigen Baumhallen der Heimath, in Gegenwart eines Greises der niedern Stände, sich niederzulassen. Im Kriege, und nur im Kriege zeigt sich der Fürst als Gebieter. Hier ist ihm jeder unbedingten Gehorsam schuldig, und von der Beute erhält er das Vorzüglichste. — Es lebt der Fürst im Uebrigen von dem Ertrage seines Grundbesitzes, von den Geschenken der Edeln, von den Abgaben der gemeinen Freien, und von der Arbeit seiner Knechte. Doch muß der Fürst, so will es die Sitte, für Jedermann offene Tafel halten, denn bloß durch Freigebigkeit, Gastfreiheit und Güte kann er sich die Liebe und Anhänglichkeit der Seinigen erwerben und bewahren.

In drei Classen oder Stände: in Fürsten, Adel und gemeine Freie zerfällt die Nation der Tscherkessen; der Sklave wird hier wie allenthalben als Sache betrachtet und nicht zum Volke gerechnet. Alle haben sie Sitz und Stimme in der Gau- und Stammversammlung, wo die wichtigern äußern und innern Angelegenheiten verhandelt und entschieden werden. Auch selbst in der Kleidung bemerkt man zwischen den drei Ständen wenig Unterschied; nur tragen vorzüglich die Fürsten und der Adel rothe Schuhe, und es scheint, als sei dies dem dritten Stande nicht gestattet.

Die Souveränität ist bei dem Volke; sie wird ausgeübt in den Versammlungen der Dorfschaften, der Gauen und der Stämme. Hier gilt kein Vorrecht; es hat jeder, der zur Theilnahme berechtigt ist, nur Eine Stimme, und die Stimmenmehrheit entscheidet unbedingt. Persönliches Ansehen, Einsicht, Charakter und vor Allem Rednertalent sind natürlich auch hier, wie bei allen öffentlichen Versammlungen, von großem Einflusse. Deshalb wird auch bei der Erziehung vorzüglich auf die Ausbildung dieses Talentes gesehen u. s. f. (S. Neumann a. a. O. Seite 97 ff.)

*) Komus — eine Art von Guitarre mit Metallsaiten.

IX.

Kabardiner-Sage. [1])

Schwarze Wolkenwogen fluthen um des Kasbeck [2]) weiße Spitzen,
Und die grünen Tannenwälder ſchimmern hell von rothen Blitzen;
Flüchtend klimmen ſtarke Uzden [3]) zu des Berges höchſten Höhen,
Ohne Raſt und ohne Weilen, bald iſt es um ſie geſchehen:
Hinter ihnen ſind die Mörder, hinter ihnen die Koſaken,
Und das Ziel der Feindesſchüſſe iſt der Kabardiner Nacken.
Arme Uzden! wie ſie ſchwitzen, wie ſie bluten aus den Wunden,
Daß die rothen Spuren zeigen ihren Weg den Ruſſenhunden.

Immer weiter ziehn sie, weiter, aber noch ist nichts errungen;
Ha, der Feind hat über ihnen seinen Säbel halb geschwungen,
Dicht schon auf der Ferse ist er, hält am Schweife schon die Rosse —
Flüchtling, wenn dich Gott nicht schüzet, bist du nun des Tod's Genosse!
Aber ach — wo wäre Hülfe? — Nicht im Muthe, nicht in Waffen,
Prasselnd sausen die Kartätschen, und die frischen Wunden klaffen,
Und der Heimat Wald ist fern; — schnaubend hin zur Erde sinken
Müde Renner; — keine Rettung, — rings die Bayonnette blinken; —
Auf die Kniee fällt der Mullah, und empor zum Himmel dringen
Seine heißen Flehensworte, schnell wie mit des Blitzes Schwingen:
„Il Allah! sei du uns Helfer! schüze uns in Todesschmerzen!“
Und der Himmel hilft, o Wunder, den bedrängten, gläub'gen Herzen:
Plözlich aus des Berges Nebel klingen zaubervolle Töne,
Blätterrauschen, Vögelstimmen, — des Gebirges wunde Söhne

Sehn, wie mit Lavinenſchnelle ſich bergab bis hin zu ihnen
Dichtbelaubte Wälder ſtürzen, die zum ſichern Schutze dienen. —
Hei, wie da der Muth erſtanden, und das Fliehen war am Feinde.
Gott iſt groß, und ſelig jener, der den Höchſten hat zum Freunde.

Anmerkungen.

1) Die Kabardiner wohnen am Meere und ſind jezt zum größern Theil den Ruſſen ſcheinbar unterworfen. Sie werden die friedlichen Tſcherkeſſen genannt, obwol ſie jede Gelegenheit wahrnehmen, die Ruſſen zu berauben. Sie benutzen ihre völlige Freiheit des Wandels und Verkehrs, um ihre Stammgenoſſen der Gebirge mit den Bewegungen der Truppen, und dem Zuſtande der Fortifikationen bekannt zu machen ꝛc.

2) Kasbek, nach dem Elbrus die höchſte Bergſpize im Kaukaſus.

3) Uzden heißen die Adlichen der Kabardiner.

X.

Tſcherkeſſenliebe.

Mein liebes Weib!
Hell, wie kryſtallne Becherlein,
Leuchten die beiden Augen dein,
Berauſcht von ihrem Zauberwein,
Träumt meine Seel von dir allein!

Der Lippen Zwillings-Roſenpaar
Winkt meiner Sehnſucht immerdar;
Im Wellentanz von deinem Haar
Droht, zu verſinken, mir Gefahr.

Dein Buſen — Frühlingswölkchen gleich,
Iſt weiß und ſchwellend, lind und weich;
Dein Herz — ach — iſt ſo gut und reich,
Daß ihm auf Erden nichts iſt gleich —
Mein liebes Weib!

Mein brauner Hengſt!
Dein großes Aug' erglänzt ſo treu,
Die Nüſter ſchnaubt, du fliegſt herbei,
Dein Wiehern ſchallt ſo laut und frei
Wie Hörnerklang und Kriegsgeſchrei.

Du biſt ſo ſtolz und ſchön, o Roß!
Dich ſchreckte nie des Feinds Geſchoß,
Ob dir vom Bug das Blut auch floß,
Du bliebſt mein treuſter Feldgenoß.
Mein brauner Hengſt!

Mein ſcharfes Schwert!
Dir, Trunkenbold, auch bin ich gut:
Du ſchlürfſt in ewig friſcher Wuth
Roth Ruſſenblut, roth Ruſſenblut;
Drum bin ich dir ſo gut, ſo gut!
Mein ſcharfes Schwert!

Mein Ruſſenſklav!
Auch du biſt theuer mir und lieb:
Auf deiner Stirn der breite Hieb,
Die Schling' am Hals, dein Blick ſo trüb,
Sind mir ſo lieb, ſind mir ſo lieb!
Mein Ruſſenſklav!

XI.

Ammenlied.

„Der weiße Czaar, der weiße Czaar!
O ſtill, o ſtill — er kommt im Nu!
Schließ nur die muntern Aeuglein zu!

Sein Mantel von milchweißem Schnee
Iſt tauſend Meilen weit, — o weh!
Bedeckt er dich, du armes Kind,
Du ſchauderſt, ach, und ſtirbſt geſchwind.
O ſtill, o ſtill!

„Der weiße Czaar, der weiße Czaar!

Die Arme Keulen, eiſenſchwer,
Die Finger Meſſer, ſcharf ſo ſehr,
Berühren ſie dich, armes Kind,
Verbluteſt du und ſtirbſt geſchwind.
O ſtill, o ſtill!

„Der weiße Czaar, der weiße Czaar!

Die Augen Sonnen, blutigroth,
Die ſtrahlenblizend ſenden Tod,
Naht dir die Glut, du armes Kind,
Verſengt ſie dich, du ſtirbſt geſchwind.
O ſtill, o ſtill!

„Der weiße Czaar, der weiße Czaar!

Die Bruſt — ein tief gehöhlter Stein,
Schließt gräulich wilde Nattern ein —
Beſprizt ihr Gift dich, armes Kind,
Du krümmſt dich, zuckſt und ſtirbſt geſchwind.
O ſtill, o ſtill!

„Der weiße Czaar, der weiße Czaar!

Er wohnt in einem Haus von Gold,
Doch iſt kein Freund ihm treu und hold,
Drum haßt er Alles, armes Kind,
Und was er haßt, das ſtirbt geſchwind.
O ſtill, o ſtill!

„Der weiße Czaar, der weiße Czaar!

Er ſizt ſo einſam und allein,
Nur Sklaven ſind, nicht Freunde ſein.
Wer kann ihn lieben, armes Kind?
Ich nicht — du nicht — ſtill! ſchlaf geſchwind.

XII.

Die Prüfung.

Der Atalik: [1])

Mein edler Wort! [2]) Die Jahre sind geschwunden,
Hier ist dein Sohn, ein Jüngling stark und klug.
Ob's Wahrheit, magst du selbst an ihm erkunden,
Geh, frage ihn, sein Herz ist ohne Trug. —

Der Alte:

Mein Sohn, sag an: was besser ist als gelbes Gold?
Und wem sind starke Kämpen hold?

Der Jüngling:

Scharfer Stahl ist besser als gelbes Gold;
Dem Starken sind die Starken hold!

Der Alte:

Mein Sohn, sprich: was ist schneller als Falken?
Und was hält fester als Balken?

Der Jüngling:

Der Rache Gedanken sind schneller als Falken,
Geduld hält fester als Balken!

Der Alte:

Mein Sohn, sag an: was heller glänzt als Sterne?
Und was die Raben und Krieger sehn so gerne?

Der Jüngling:

Des Siegers Aug' glänzt heller wohl als Sterne;
Blasse Leichen sehn Raben und Krieger gerne!

Der Alte:

Mein Sohn, sprich: was ist schlimmer als Schlangengift?
Und wo ist kühner Helden Lieblingstrift?

Der Jüngling:

Des Russen Falschheit ist schlimmer als Schlangengift;
Die blutige Wahlstatt ist der Helden Lieblingstrift!

Der Alte:

Mein Sohn, was fliegt noch höher als ein Pfeil?
Was schneidet schärfer als ein blankes Beil?

Der Jüngling:

Mein stolzer Muth fliegt höher als ein Pfeil;
Die Schande schneidet schärfer als ein blankes Beil!

Der Alte:

Mein Sohn, sprich: was dir jederzeit gefällt?
Was hältst du für das höchste Gut der Welt?

Der Jüngling:

Des Russen Todesqual mir jederzeit gefällt;
Die Freiheit ist das höchste Gut der Welt! —

Der Alte:

Dank dir, o Atalik! Ich sag es dir zum Preise:
Mein junger Sohn ist brav, mein junger Sohn ist weise!

Anmerkungen.

1) Ein tscherkessischer Knabe wird als das Eigenthum der ganzen Nation oder des ganzen Stammes betrachtet. Jeder Mitgenosse, der Kraft genug in sich fühlt oder zu seinen Fähigkeiten als Erzieher ein besonderes Vertrauen hegt, kann sich zum Atalik oder Pflegevater aufwerfen und verlangen, daß ihm der Knabe zur Erziehung übergeben werde. Melden sich mehrere zu diesem Amte,

so werden Schiedsrichter gewählt, um zu entscheiden, wie lange einem jeden von ihnen die Aufsicht gebühre. Es sollen sogar Fälle vorkommen, daß Atalike ihre Zöglinge heimlicher Weise entführen, was nach dem tscherkessischen Gewohnheitsrechte nicht strafbar befunden wird. Die Eltern haben kein Recht, ein solches Verlangen abzuschlagen, weshalb sie, um allen Verlegenheiten auszuweichen, dem Knaben, gleich nach der Geburt, aus ihren Lehnsleuten, Verwandten oder Freunden einen Atalik bestimmen, der ihm dann eine oder mehrere Ammen auswählt. Von nun an haben die Eltern ihr Recht verloren, sich der Bildung ihres Sohnes anzunehmen; ja, man hält es sogar für eine unverzeihliche Schwäche, wenn der Vater nur sein Kind sehen will. Denn die Tscherkessen halten dafür, daß der Mann seiner Würde etwas vergiebt, wenn er sich von den sanften Gefühlen beherrschen läßt. — Sobald der Knabe der Aufsicht der Amme entwachsen ist, beginnt die Erziehung. Diese Erziehung besteht in der Ausbildung der körperlichen Kraft und Gewandtheit. Man lehrt den Jüngling fechten und reiten, turnen und schießen mit dem Bogen, der Flinte und der Pistole. Man unterrichtet ihn, wie man sich bei einem Einfalle in ein feindliches Land zu benehmen habe; wie man Hunger und Durst und alle andern Mühseligkeiten des Lebens ertragen müsse, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Eine große Sorgfalt wird auf die Ausbildung der Poesie und Redekunst verwendet, damit der zum Manne emporgereifte Jüngling in den Volksversammlungen sich Einfluß zu verschaffen wisse. Diese Erziehungsweise ward von den ehemaligen Chanen der Krim, Kasan und Astrachan, so hoch geschätzt, daß sie, wie berichtet wird, ihre Söhne in den Kaukasus sendeten, um von den tscherkessischen Ataliks gebildet zu werden. Ist die Erziehung vollendet, so zieht der Jüngling, in Begleitung des Atalik im Triumphe heim zu seinen Eltern; es wird ein großes Fest bereitet, wozu alle Verwandten und Freunde eingeladen werden. Mit Geschenken beladen kehrt der Pflegevater in sein Haus zurück, und er wird von nun an, so lange er lebt, als ein Verwandter der Familie seines Zöglings betrachtet. — (S. Neumann, a. a. O. S. 113 ff.)

*) Wort sind die Adlichen bei den Tscherkessen, s. o.

XIII.

Beim Abſchiede.

Oglu:

Auf zu den Gletſchern aus der Tiefe
Der Schluchten ſteigt der Duft der Nacht;
Schrill pfeift der Morgenwind, als riefe
Er mahnend mich zum Feld der Schlacht.

Paka, mein ſüßes Weib! Ich ſcheide —
Laß mich aus deinem weißen Arm!
Mein Herz iſt ſchwer von Haß und Leide,
Von wildem Muth und ſtillem Harm.

Ich zieh von dir mit bitterm Grämen,
Zum Feinde hin mit ſüßer Luſt;
Das Erſte will den Fuß mir lähmen,
Die Andre hebt empor die Bruſt. —

Ich tauſche deiner Wangen Roſen
Mit rother Wunden Purpur bald;
Statt deines ſüßen Mundes Koſen,
Des Feinds Gebrüll zum Ohre ſchallt.

Und ſtatt zu ruh'n auf weichem Pfühle
Des weißen Buſens, ſanft gewiegt,
Lieg' ich, erſchöpft vom Kampfgewühle,
Starrkalten Leichen angeſchmiegt.

Paka:

Mein Ogiu! Mir zur Seite weile
Ein Weilchen noch; — dann, Lieber, geh!
Nun fliegt die Zeit gleich einem Pfeile,
Was kümmert's ſie, daß mir ſo weh? —

Die Falſche ſchleicht — wenn du gegangen —
Langſam, wie ein verwundet Reh;
Und wie ſie ſchleicht, fliegt mein Verlangen —
Was kümmert's ſie, daß mir ſo weh?

Dein Panzerhemd wär ich ſo gerne:
Ich ſchüzte dich — du trügeſt mich,
Mein Ogiu! Ach — biſt du mir ferne,
Bin ich ſo krank und trauriglich.

Biſt du mir fern, des Abends Glühen
Dünkt mir von Blut ein Wiederſchein;
Und ſeh ich einen Habicht ziehen:
Zerriß er nicht den Tauber mein?

Blick' ich zum Gletſcher auf, dem bleichen:
Iſt's nicht ein weißes Todtenkleid?
Seh ich die Welle abwärts ſchleichen:
Kehrt ſie zurück in Ewigkeit? —

Mein Oglu! Mir zur Seite weile
Ein Weilchen noch, — dann, Lieber, geh!
Es fliegt die Zeit gleich einem Pfeile;
Was kümmert's ſie, daß mir ſo weh? —

XIV.

Der Pole im Kaukasus. [1])

Der Konak: [2])

Heil, lieber Herr! Heil meinem Hause,
Dem deine Ankunft Glück verleiht!
Fluch treffe mich und Fluch die Meinen,
Begegnet Schmach dir hier und Leid! [3])

Der Fremde:

Dein milder Gruß ist meinem Herzen —
Du guter Mann im Silberhaar —
Was eine Quelle dürrem Rasen,
Der lange unbefeuchtet war.

Erfrischend laben deine Worte
Die Seele mit der Liebe Duft;
Dein sanfter Blick erweckt Gefühle,
Versunken in des Herzens Gruft.

Der Konak:

Mein lieber Herr! Trau' meinem Herzen,
Trau' meinem Arm, nicht blos dem Mund.
Nimm hier das Horn der Antilope, [4])
Und trink es aus bis auf den Grund!

(Der Fremde trinkt.)

So recht! — Nun bist du uns Genosse,
Ein Kind vom Hause, treu und lieb;
Was du verloren, sei vergessen,
Gedenke nur, was dir noch blieb.

Der Fremde:

So recht — nun bin ich euch Genosse,
Ein Kind vom Hause treu und lieb — —
Wohl! — Doch Verlornes zu vergessen?
O niemals, Vater, nie — vergieb!

Wollt' ich erlittne Schmach vergessen,
Vergäß' ich meine Rache auch,
Und sie ist meiner Seele Gottheit,
Und sie ist meines Lebens Hauch! —

Du sollst mich kennen, neuer Vater,
Sollst sehen in mein ödes Herz;
An deine Brust will ich mich lehnen,
Und lallen dir von meinem Schmerz — —

Mein armes Heimathland iſt Polen,
Das nun im Staub, ein Sklave, ruht,
Wo alle Lüfte wehen Flüche,
Wo alle Ströme treiben Blut.

Der mich erzeugt: ein wackrer Streiter
Für Freiheit und Gerechtigkeit,
Fiel in der Willkür ſtarke Netze
Und war dem Martertod geweiht;

Stolz ſpottet' er des frechen Würgers,
Die Folter nicht brach ſeinen Muth,
Man ſchnitt ſein greiſes Haupt vom Rumpfe; —
Ich ſah's — ich ſah ſein ſprizend Blut —

Ich ſtand in dieſem Blut und ſtarrte
Empfindungslos, ein bleiches Bild, —
Ich lag in dieſem Blut und raſte,
Und heulte laut und fluchte wild — —

Bis daß er kam, der Tag der Rache,
Wo Polen ſeine Ketten brach,
Wo kühn des weißen Adlers Kralle
Im Ruſſenblut löſcht' alte Schmach.

Da jubelt' ziſchend meine Klinge,
Da mordet' brüllend mein Geſchoß,
Da ſtand ich wiederum im Blute,
Allein der Feind war's, der's vergoß — —

Doch — o, zu bald der Tag ging unter,
Und wieder kam die Finsterniß,
Und wieder rasselten die Ketten,
Die Willkür fletschte ihr Gebiß.

Weh mir! zur rothen Opferstätte
Verwandelt' sich mein Vaterland,
Die Henker grinzten vom Schaffotte,
Die Köpfe rollten in den Sand.

Um meinen Hals wand man die Schlinge,
Man schleifte mich zum fernsten Nord,
Auf ewig von der Heimat Lieben
Mich, den Empörer, riß man fort.

Dort in Sibiriens Eiseshöhle,
Wie brannte glühendheiß mein Hirn!
Die Knute peitschte meinen Rücken,
Fast sprengt der Rache Grimm die Stirn.

Da schlug mein Arm die feilen Wächter,
Wuthschäumend brach ich mein Verließ, —
In tiefer Wildniß irrt' ich lange,
Kein Ort, der Rache mir verhieß.

So kam ich her zu diesen Bergen,
Und endlich jubelt meine Brust;
Hier sah ich Kampf mit meinem Feinde,
Und jauchze laut in Rachelust.

Hier fühl' ich neu der Freiheit Wehen,
Der Freiheit, die ich todt geglaubt,
Und stolze Kriegs- und Siegsgedanken
Umkreisen wiederum mein Haupt.

Der Konak:

Sei, Fremdling, nochmals uns willkommen!
Froh labe dich an unserm Heerd,
Verharschen mag die alte Wunde,
Sich röthen neu dein altes Schwert!

Ging deiner Heimat Sonne unter,
Hier steigt sie auf in neuer Pracht.
Verharre muthig: Glück und Hoffen
Erstehen aus des Leidens Nacht.

Sei unser! Sei's mit fester Treue!
Ein gleiches Ziel hält uns vereint.
Wohlan mein Sohn, nun schwöre Rache,
Blutrache unserm — deinem Feind!

Der Fremde schwört.

So lange frei die Stürme wehn,
So lang' der Kaukasus wird stehn,
So lange Mütter Knaben säugen,
Und Vögel frei gen Himmel steigen,
So lange Blut in Adern fließt,
So lang' ein Pfeil vom Bogen schießt,

So lang' ein Dolch noch tödtlich ſticht,
So lang' des Feindes Auge bricht,
So lange glüht des Morgens Roth —
So lange ſchwör' ich blutgen Tod
Dem **Unterdrücker!** — Schmach und Tod!

Anmerkungen.

[1]) Es ſollen ſich viele Polen im Kaukaſus aufhalten. — Die Polen, welche in den ruſſiſchen Heeren des Kaukaſus dienen, deſertiren, ſobald ſie können, und werden von den Tſcherkeſſen als Gaſtfreunde aufgenommen. —

[2]) Konak heißt der Gaſtfreund; das Haus deſſelben ſteht in der Mitte der tſcherkeſſiſchen Maiereien (Aule) und iſt das ſchönſte.

[3]) Mit ähnlichen Worten empfängt der Wirth einen Fremden. Die Gaſtfreundſchaft gehört zu den heiligſten Pflichten der Tſcherkeſſen, und man hat kein einziges Beiſpiel, wo ſie gebrochen wurde.

[4]) Die erſte Geſundheit, die dem Gaſte zu Ehren ausgebracht wird, trinkt der tſcherkeſſiſche Wirth aus einem großen Antilopen- oder Steinbockhorn. Vor den Gaſt hintretend, hält der Konak das Horn in ſeiner Rechten und ſpricht: »Lieber Herr! Heil dir, daß du mein Haus durch deine Gegenwart heiligeſt und mir Gelegenheit giebſt, die höchſte Tugend, die Gaſtfreundſchaft, auszuüben. Heil dir nochmals!« Dann leert er das Horn in einem Zuge, und kehrt es auf dem Feuer um. Man berechnet die angethane Ehre nach dem Getrunkenen, und je weniger in dem Horn zurückbleibt, um deſto mehr iſt der Fremde geehrt. Der Reihe nach iſt jeder Anweſende verbunden, die Geſundheit deſſelben zu trinken und dann das Horn über dem Feuer umzukehren.

haben Alle geendet, ſo iſt die Reihe an dem Fremden, ſich zu bedanken, und auch er muß den Becher umkehren. Nur derjenige, dem eine Geſundheit getrunken iſt, darf eine neue ausbringen, jedoch nie die des Wirthes, der auch nur das vom Mahle anrühren darf, was ihm der Gaſt darreicht. — (S. Bran's Miscellen. 1838. 6s Hft. S. 503.)

XV.

Aus des

Sängers Menſuk Fahrten und Sprüchen.

I.

Gerechtigkeit.

Wie gütig iſt der Gott des Himmels!
Sein flammend Auge blickt inbrünſtig
Auf Hohes und auf Niederes hinab:
Des Pallaſt's Marmor und der Hütte Stroh,
Der Eiche Krone und des Dorns Geſtrüppe,
Des Felſens Gipfel und des Ufers Sand:
Sie alle ſchimmern in der Sonne Glanz.
O Licht, du biſt gerecht! Mit Silberfäden
Säumſt du des ſtolzen Rieſenadlers Schwinge,
So wie der jungen Droſſel braun Gefieder;
Im Tröpfchen Thaue ſpiegelſt du dein Bild,
Und auf der Meereswoge fließt dein Gold;
Die Traube reift in deines Strahls Umarmung,
Und nuzlos Unkraut ſprießt aus deinem Kuß.
O Licht, du biſt gerecht! Menſch, ſei es auch!

II.

Unterdrückung.

Ich hört' einſt einen Franken zu mir ſprechen:

„Der Geiſt des Volkes gleicht der Welle:
Von jedem Hauche wird er aufgeſchwellt,
Und von vermeintlicher Nothwendigkeit
Der Demuth — jener Seelenebbe —
In's Bett der Schmach zurückgedrängt.
Jahrtauſende entflohn,
Mit ihnen willenlos und feige zog
Des Volkes Woge zu dem Nichts dahin;
In ihren Rücken ſchnitt der Kiel
Der Herrſcher immerfort,
Und an des Ufers harte Kerkerwand
Die Brandung ſtöhnend und vergebens ſchlug.“

Ich ſprach zu ihm:

„Auf, laß der Freiheit Sturm
Die faule Meeresflut empören!
Der Kraft Bewußtſein heilt
Den wunden Wogenrücken.

Es werden Schiff und Nachen ſcheitern,
Und all das kleine Land
In's große Meer verſinken.
Geh hin zur Welle, ſprich:
Hör' auf, den eignen Schaum zu ſchlingen!
Geh hin zum Volke, ſprich:
Hör' auf, die eigne Schmach zu ſchlingen!"

Der bleiche Franke ſah mich traurig an,
Und zeigte mir der Hände Feſſelnarben.

III.

Gaſtfreundſchaft.

Ein fränkiſcher Mullah ſprach zu ſeiner Heerde:
„O Giaurs, ſeid milde, — milde ſeid wie Gott,
Der Alles ſchuf in grenzenloſer Güte!“
So iſt's; — die ganze Heerde war gerührt,
Und ich — der Fremde — dachte: Dieſer Giaur
Iſt gut, und thut im Leben, was er laut
Hier ſeinen Gläubigen gebietet. Ha!
Wie leuchtete ſein Antliz eifervoll,
Wie troff der Schweiß von ſeiner frommen Stirn,
Wie neigt' er ſich in Demuth vor dem Herrn!
Ich dachte: ſieh, es geht ihm, wie dem Baum,
Der voll von Früchten, mit gebeugtem Haupt
Erfleht, daß man den Ueberfluß ihm nehme.
Ich ging zu ihm, als Gaſtfreund, ihn zu ehren;
Doch o — wie fremde ſchien ihm mein Beſuch,
Wie ſalbungsvoll wieß er mir ſeine Thür,
Nachdem er mich geſättigt glaubt mit Worten. —

So ſind die Giaurs, — ſo ſind ſie All':
Arm, blutig arm, ſo wie der Wildniß Thier,
Das auch nur kennt des Nehmens freche Luſt,
Dem fremde iſt des Gebens milde Wonne. —

Seht wie des Mondes Auge selig leuchtet,
Zufrieden glänzt das volle Wangenpaar:
Er spendet seinen Reichthum, seine Strahlen.
Seht wie der Blume Knospe sich erschließt
In Zauberanmuth, holder Liebesgluth:
Sie spendet ihren Duft, der Seele Reiz.
Seht wie der Baum sein grünes Lockenhaupt
Behaglich schüttelt in der Morgenluft:
Er spendet froh sein Alles, seine Früchte. —
Seid immer gastfrei, Söhne des Gebirgs,
Wie's auch die Sitte eurer Väter war. [1])

IV.

Blutgericht.

Wir Alle ſind des eignen Blutes Sklaven,
Und folgen, wie der rothe Herr es will.
Wir ſtreiten, ſchlagen, rächen und ermorden,
So wie die Leidenſchaft uns treibt. — Doch Gott
Allein iſt höchſter Herr des Lebensſtroms,
Niemand als er Blutrichter oder Henker.
Er führt allein das Richterſchwert mit Recht,
Und ſcheidet Seel' und Körper, wenn es Zeit. —
Wohl uns! ob wir dem Thierestrieb gehorchen,
Doch ehren wir in Demuth die Natur;
Und ſchweigt die Leidenſchaft, und fließt im Gleis
Die rothe Woge — ſchänden wir mit Mord
Die Seele nie. — [2])

Ach, ich gewahrt' unlängſt —
(In Süd und Norden, Oſt und Weſt, wohin
Mein Fuß mich trug, — bei Völkern, die ſich ſtolz
Des Weisheitslichtes rühmen, Völkern, die
Barbaren uns benennen) — daß zum Tod
Man arme Menſchen in des Lebens Kraft,
In ihrer Hoffnung Blüthe führte. Ob
Verbrecher ſie, ob ſchuldig oder nicht?

Was kümmert's jene Richter? Sie ja nicht
Hat die Natur zu Mördern fremden Seins
Bestellt; es war des Frevels Opfer nicht
Ihr Herz; — sagt an, wie durften sie, selbst Menschen,
Mit kaltem Blute, blos nach Menschensazung
Den Menschen richten, — ihm den Lebenshauch
Aus seinem Leibe ziehn, wie Diebe Gold
Aus fremder Tasche? — Ha, mir schienen sie,
Die stolzen Richter, mindre Mörder nicht,
Weil sie gewaltig, und nach dem Gesez
Den Mord begingen. — Die Natur hat Recht,
Und Niemand sonst. Zeigt mir ein zweites Wesen,
Das seinen Bruder mordet — ohne Rache,
Und ohne Nothwehr, ohne — Leidenschaft! —

V.

Menſuks Klagelied.

Menſuk iſt alt, Menſuk iſt alt,
Sein Lebenston verklingt nun bald,
Sein Herz iſt in des Leids Gewalt,
Mismuth hält ſeine Seel umkrallt,
Und trüb ſein leztes Lied erſchallt.

Er ſaß auf hoher Felſenſpize,
Sein Saitenſpiel hing ſtumm im Arm
Durch ſeine Seele zogen Blize,
Durch ſein Gemüth der Sorgen Schwarm.

„Mein Vaterland! ſo ſprach er trübe,
Noch trägt dein Hals kein Sklavenjoch,
Noch ſchüzt das Blut, noch ſchüzt die Liebe
Der Söhne dich! — Wie lange noch? —

„So ſchaurig klingt's aus alten Sagen:
Daß einſt ein edler Götterſohn,
Der von den Feinden war geſchlagen,
Hier im Gebirge ſtarb mit Hohn.

„Geſchmiedet an die Bruſt, die ſtarke
Des Berges, litt er tiefen Schmerz;
Des Geiers Fraß von ſeinem Marke
Brach endlich ihm das Götterherz.

„Er iſt dahin! — Faſt will mir ſcheinen:
Man werde unſern freien Muth
Wie dieſen Götterſohn beweinen,
Verſtrömt dereinſt der Freiheit Blut.

„Ach, unſer Feind, er iſt der Geier,
Der gern an unſerm Marke zehrt',
Blutgierig ſchwirrt das Ungeheuer
Stets um der Völkerfreiheit Herd!“

Menſuk ſank hin auf ſeinem Size,
Sein Auge ſchwamm in Thränen gar,
Durch ſeine Seele zogen Blize,
Durch ſein Gemüth der Sorgen Schaar.

Anmerkungen.

1) Die Tſcherkeſſen ſind ſehr gaſtfrei (ſ. oben). Wenn ein Reiſender in ein Dorf kommt, treten alle in die Thüren, um ihm anzudeuten, daß ſie alle gleich bereitwillig ſind, ihn zu empfangen; keiner ladet ihn aber

besonders ein, um nicht den Nachbar zu beleidigen. Derjenige, auf den seine Wahl fällt, nimmt ihn mit Vergnügen auf, und bewirthet ihn auf's Beste. Bei seiner Abreise ist der Wirth nicht zu bewegen, Bezahlung anzunehmen. Die Ehre und das Vergnügen sind ihm hinreichende Vergütung.

*) Bei den Tscherkessen wird Niemand zum Tode verurtheilt; Sklaverei dünkt dem freien Volke die höchste Strafe.

XVI.

Heimkehr in's Vaterland.

Ich bin zurück. — Des Elbrus helle Kuppe
Verſchwand im Abendnebel, des Kubans
Sturmſchnelle Woge floh des Fremdlings Blick,
In ſeinem Ohr verhallt' der Siegesjubel
Der ſchlanken Bergesritter — — ach —
Ich bin daheim.
Es knarrt der Wetterhahn
Hoch auf dem Thurme meiner Vaterſtadt,
Das trübe Bächlein meiner Heimat wimmert,
Und in mein Ohr erklingt ein ödes Summen
Von den Gevattern dreiſt und wohlbehäbig — —
Sie ſind ſo arm — und dünken ſich ſo reich,
Sie ſind ſo ſtolz — und ſind doch ſo gemein,
Sie ſind ſo vornehm — und doch Knechte nur. —

O Bergesluft, wo weht dein freier Hauch?
Wie ſchwül iſt's hier — im Rauch erſtickt die Bruſt —
O Ruhe der Natur, o keuſche Stille
Der Einſamkeit — du floheſt dieſe Welt:

Wo Alles rennt in falſchgeſchäft'ger Eile,
Maſchinen raſſeln, Peitſchen ſchall'n, und ſchrill
Des Schachers Stimme tönt, — wo überall
Ein Sklavenbagno — ja fürwahr, fürwahr!

Und fließt am Kaukaſus in hellen Strömen
Der Helden Blut — hier wahrlich iſt kein Friede;
Siehſt dort du frei dem offnen Feind in's Auge —
Hier ſchlägt dich heimlich Neid und Vorurtheil:
Biſt du ein Jude, höhnen dich die Chriſten,
Biſt du nicht reich, lebſt du als Paria,
Biſt du begeiſtert, ſpottet man des Träumer's,
Biſt du ein Spötter, kerkert man dich ein. —
Wen nicht der Mangel würgt, erdrückt die Luſt;
Zwei Herrſcher thronen: Habſucht, Heuchelei,
Die letzte Mittel, und die erſte Zweck:
Auguren heucheln Frömmigkeit und Glauben,
Der Knecht Verehrung, der Gebieter Liebe —
Nur Oede rings, nur falſcher Schein in Allem. — — —

Wie dumpf iſt hier mein Sinnen!
Die Welt der Bilder ſchwand,
Der Dichtung Wald iſt dürr —
Von allen Vögeln ſingt nur einer noch:
Die ſpött'ſche Droſſel. — Kommt, Gevattern, hört!
Was ich begeiſtert ſchuf, es wechſelt Farbe,
Die Helden ſanken, die Philiſter nah'n:

Ein alter Krämer fragt ſein Söhnelein,
Das freudig gähnend aus der Schule kommt: *)
„Mein Sohn, ſag an: was beſſer iſt als Gold?
„Und wem ſind große Herren hold?

Der Junge:

Ei nun, nichts beſſer iſt als ächtes Gold;
Dem Großen ſind die Großen hold.

Der Alte:

„Mein Sohn, ſprich, was iſt ſchneller denn als Falken?
„Und was hält feſter als Balken?

Der Junge:

Habſucht iſt ſchneller noch als Falken;
Und Geiz hält feſter als Balken.

Der Alte:

„Mein Sohn, ſag an: was heller glänzt als Sterne?
„Und was die Zöllner und Krämer ſehn ſo gerne?

Der Junge:

Oho, Dukaten glänzen heller noch als Sterne;
Goldhaufen ſehen Zöllner und Krämer gerne.

Der Alte:

„Mein Sohn, ſprich: was iſt ſchlimmer als Schlangengift?
„Und wo iſt feiſter Hämmel Lieblingstrift?

Der Junge:

Bankrut ſcheint ſchlimmer mir als Schlangengift;
Wo guter Klee, iſt feiſter Hämmel Lieblingstrift.

---

*) Man vergleiche das Gedicht: »Die Prüfung«.

Der Alte:

„Mein Sohn, was fliegt noch höher als ein Pfeil?
„Was ſchneidet ſchärfer als ein blankes Beil?

Der Junge:

Raubvögel fliegen höher als ein Pfeil;
Und Armuth ſchneidet ſchärfer als ein Beil.

Der Alte:

„Mein Sohn, ſprich: was dir jederzeit gefällt?
„Was hältſt du für das höchſte Gut der Welt?

Der Junge:

Viel Geld und Gut mir jederzeit gefällt;
Und Reichthum iſt das höchſte Gut der Welt!

Der Alte:

Magiſter mein! Ich ſag es ihm zum Preiſe:
Der Jung' iſt brav, der Jung' iſt wahrlich weiſe!

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Der Dichter an ſein Vaterland 1
Ali Gharzis Tod 5
Garema 29
Der Sturm am Kaukaſus 32
Die Tſcherkeſſen an die Völker Europa's 39
Antwort des Dichters 45
Der doniſche Koſak auf der Wache am Kuban 48
Todtenlied 51
Kabardiner-Sage 55
Tſcherkeſſenliebe 58
Ammenlied 60
Die Prüfung 62
Beim Abſchiede 65
Der Pole im Kaukaſus 68
Aus des Sängers Menſuk Fahrten und Sprüchen.
1. Gerechtigkeit 75
2. Unterdrückung 76
3. Gaſtfreundſchaft 78
4. Blutgericht 80
5. Menſuks Klagelied 82
Heimkehr in's Vaterland 85

Rheiniſche Jahrbücher

zur

geſellſchaftlichen Reform.

Herausgegeben

unter Mitwirkung Mehrerer

von

Hermann Püttmann.

Erſter Band.

Darmſtadt, 1845.

Druck und Verlag von C. W. Leske.

Vorwort.

Die Tendenz dieſes Buches wird aus jedem einzelnen Aufſatze in demſelben deutlich erkannt. Es wäre deshalb überflüſſig, ein Wort darüber zu verlieren, und ich begnüge mich hier blos von der Eintheilung des Inhalts zu ſprechen.

Vor Allem war es nöthig jede Einſeitigkeit zu meiden, und nicht allein eine Beleuchtung der geſellſchaftlichen Zuſtände der Gegenwart zu geben, ſondern auch die Lehre des Communismus wiſſenſchaftlich darzuſtellen, um ſowohl ihre mehr als genügende Berechtigung den gelehrten Egoiſten und Staatsmännern gegenüber darzuthun, als auch gleichzeitig zu zeigen, inwiefern die deutſche Geſellſchaftswiſſenſchaft ſich von der franzöſiſchen und engliſchen in ihrer bisherigen Ausbildung unterſcheidet. Man wird aus den (voran-

ſtehenden) Beiträgen von Heß*), Engels, Grun, Mathäi, Semmig ꝛc. erſehen, daß alle Doctrinen der Vergangenheit aufgehen müſſen in der endlich praktiſch gewordenen Lebensweisheit, — daß alle Gebilde der Selbſtſucht wie nächtige Schemen verſchwinden vor dem flammenden Lichte des Tages.

Die zweite Abtheilung dieſes Buches bezweckt durch Beiſpiele die Erbärmlichkeit und Barbarei unſeres gegenwärtigen geſellſchaftlichen Zuſtandes zu beweiſen. Es iſt hier, wie der Leſer ſehen wird, Alles friſch aus der neueſten Civiliſationsperiode; es ſind Alles Thatſachen, die leider nichts — Wunderbares an ſich tragen. Selbſt das in poetiſcher Form Auftretende (z. B. Willkomm's Novelle) enthält nichts Fremdes oder Erdichtetes, ausgenommen dieſe Form als glänzender Rahmen um eine einfachtreue Vedute.

Die ſozialen Gedichte am Schluſſe haben ſich dieſelbe Aufgabe geſtellt. Unſere Lyrik ſchwankte in letzter Zeit bewußtlos umher, bald rückwärts getrieben zu den klaſſiſchen Muſtern, bald wild vorwärts ſtürmend und ſich an Alles klammernd, was ihr grade entgegenfuhr. So kam es, daß die Einen ſich in veralteten Anſchauungen und Ausdrucksweiſen verloren, die Andern

*) Dieſer Freund hat mir bei der Redaction der wiſſenſchaftlich gehaltenen Aufſätze ſehr thätigen Beiſtand geleiſtet und auch für die Zukunft eine gleiche Mitwirkung zugeſichert.

aber ihre poetiſche Kraft oft vergeudeten an nichtige Stoffe, an politiſche Albernheiten u. dgl. Das Unbefriedigende, Haltloſe dieſes Modetreibens mußte aber in kurzer Zeit eine große Leere und Oede der dichteriſchen Production herbeiführen, was erklärlich war, da die künſtlichen Herren es nicht wurdig oder zu gewagt fanden ins volle wahre Leben zu greifen, und lieber von Schafen und Blümchen oder von Conſtitutionen und deutſchen Flotten ſangen, als von Menſchen. Ich zweifle aber nicht, daß in Zukunft die gemachte Kunſtpoeſie von der natürlichen Volksdichtung gänzlich verdrängt wird, und dies um ſo mehr, da die letztere keine Autoritäten anzuerkennen hat und von allen Feſſeln des Herkommens frei iſt. Wir werden erfahren, welch tiefes poetiſches Gefühl in den „Proletariern" zur Erſcheinung kommt, ſobald ſie ſich zum Menſchenthum begeiſtert emporgerungen haben, uud wie es ihnen dann nicht an Worten fehlen wird, um ihre Thaten zu beſingen. —

Ich übergebe dieſe Blätter mit innerer Befriedigung den Leſern, den reichen wie den armen. — Daß es unter jenen Viele geben wird, die mit erbleichenden Zügen, mit Ingrimm dieſe Warnungen, dieſe Lehren, dieſe Schilderungen leſen, kann nicht anders ſein, ja es muß und ſoll ſo ſein. Möge das Buch auf die Verſtockten meduſenartig wirken, ſie haben's verdient

und wollen ihrem Schickſal nicht entgehen; — die Andern aber, die geiſtig Ringenden und vor Allem die geiſtig und materiell Unterdrückten möge es erheben, und ihnen den Troſt verleihen, daß die Zukunft auch in ihre Herzen Ruhe und Frieden bringen, auch ihre Felder und Häuſer ſegnen wird!

Den Verzweifelnden iſt dies Buch gewidmet!

Mai 1845.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Ueber das Geldweſen, von M. Heß 1
Verſammlungen in Elberfeld 35
Politik und Sozialismus, von L. Grün 98
Deutſcher Liberalismus, von Fr. Schmidt 145
Socialiſtiſche Bauſteine, von R. Matthäi 155
Communismus, Socialismus, Humanismus, von P. Semmig . 167
Der allgemeine Beſitz, von E. Weller 175
Der Berliner Local-Verein für das Wohl der arbeitenden Claſſen, von E. Meyen 198
Der Allgemeine Hülfs- und Bildungsverein zu Köln 215
So lebt und ſtirbt der Arme. Erzählung aus dem Leben des Volkes, von E. Willkomm 250
Proletarier in England, von G. Weerth 309
Adreſſe der deutſchen Arbeiter in London an Johannes Ronge . 327
Elend 330
Gedichte.
I. Von Georg Weerth.
1) Erſt achtzehn Jahr 347
2) Freund Lenz 350
3) Ein Feſtlied 351
4) Vernunft und Wahnſinn 352
5) Lied aus Lancaſhire 355
II. Von Schmidt.
Der Verbrecher 356

Seite

III. Von Theodor Opitz.
1) Bekenntniß 358
2) Unbezahlbar 358
3) Wintertag 359
IV. Lieder nach Texten der Offenbarung. Von Otto von Wenckstern 360
V. Von Gustav Reinhard Neuhaus.
Stanzen 362
VI. Brüderschaftslieder eines rheinischen Poeten.
1) Jagdrecht 366
2) Der Weber 369
3) Der Banquier 370
4) Begräbniß des Reichen 371
VII. Von Hermann Püttmann.
1) Verzage nicht! 373
2) Die Gefangenen 374
3) Der Winter 378
4) Rübezahl 380

Ueber das Geldweſen.

Von

M. Heß.

„Der Handel hat die Marke ſeiner Selbſtſucht,
Das Siegel ſeiner allbejochenden
Macht auf ein glänzend Erz gedrückt und hat
Es Geld genannt. Vor ſeinem Bilde beugt
Sich die gemeine Gröſie, wie der eitle
Reichthum und der verarmte Stolz, der Pöbel
Der Bauern, Bürger, Edlen, Prieſter, Könige;
Verblendet ehren Alle ſie die Macht,
Die ſie hinabtritt in den Staub des Elends —
Und in dem Tempel ihres feilen Herzens
Thront Gold als ein lebendiger Gott .....
.... Verkauft wird Alles;
Ja, ſelbſt des Himmels Licht iſt feil. Die Gaben,
Die überreich der Erde Liebe ſpendet,
Die kleinſten und verächtlichſten Geſchöpfe,
Die in der Tiefe hauſen; Alles, was
Das Leben friſtet, ja das Leben ſelbſt;
Das winzige Scherflein Freiheit, das dem Menſchen
Noch die Geſetze ſpenden, die Gemeinſchaft
Mit Menſchen, jene Pflichten, die ſein Herz
Aus Menſchenliebe zu verrichten ſchon

Ihn treiben ſollte, wird zur Waare hier
Auf einem Markt, wo unverſchleierte
Selbſtſucht auf Jedes zeichnet ſeinen Preis,
Den Stempel ſeiner Herrſchaft. Selbſt die Liebe
Iſt käuflich. Sie, der Troſt für alles Weh,
Zerreißt mit Todesqualen nun das Herz.
In der zurückſchaudernden Umarmung
Selbſtſüchtiger Schönheit ruht mit fröſtelndem
Erzittern greiſes Alter .....
..... Doch grauköpfige Selbſtſucht
Iſt nun zum Tod getroffen, und ſie wankt
Dem Grab entgegen — und ein ſchönrer Morgen
Wird jetzt des Menſchen Tag beginnen, wenn
Mit Liebeswort und Werken nur die Gaben
Der Erde rings geſpendet werden, wenn
Reichthum und Armuth, Durſt nach Ruhm, die Furcht
Vor Schande, Krankheit, Elend und der Krieg
Mit ſeinen tauſend Schrecken, ſelbſt der Graus
Der Hölle leben wird nur im Gedächtniß
Der Zeit, die gleich der Büßerin Magdalene
Erſchaudernd blickt auf ihrer Jugend Tage."

Shelley, Königin Mab.
(Nach der Ueberſetzung von Julius Seybt.)

1.

Leben iſt Austauſch von productiver Lebensthätigkeit. Der Körper jedes lebendigen Weſens, z. B. des Thieres, der Pflanze, des einzelnen Menſchen, iſt, weil das Medium des Austauſches der productiven Lebensthätigkeit dieſes oder jenes Weſens, ſein unveräußerliches Lebensmittel, Medium ſeines Lebens, daher diejenigen Organe des Körpers, welche die Centralpunkte des Austauſches, auch ſeine edelſten, unveräußerlichſten Organe ſind, z. B. Hirn und Herz. — Was von den Körpern der kleinen, das gilt auch von den Körpern der großen Individualitäten, und es gilt ſowohl von den unbewußten, den ſogenannten Weltkörpern, wie von den bewußten,

den sogenannten socialen Körpern. — Die Atmosphäre der Erde, das unveräußerliche Medium des Austausches der irdischen Productionen, ist das irdische Lebenselement, die Sphäre, in welcher die Menschen ihre sociale Lebensthätigkeit mit einander austauschen — nämlich der Verkehr in der Gesellschaft — ist das unveräußerliche sociale Lebenselement. Die einzelnen Menschen verhalten sich hier als bewußte und bewußt handelnde Individuen zur Sphäre des Austausches ihres gesellschaftlichen Lebens, wie sie sich als unbewußte Individuen, als Körper, zur Sphäre des Austausches ihrer körperlichen Lebensthätigkeit, zur Atmosphäre der Erde verhalten. Sind sie von ihrem socialen Lebensmedium getrennt, so können sie eben so wenig leben, wie sie, von ihrem körperlichen Lebensmedium getrennt — wenn ihnen ihre Lebensluft entzogen ist — körperlich leben können. Sie verhalten sich zum ganzen Gesellschaftskörper, wie die einzelnen Glieder und Organe zum Körper des einzelnen Individuums sich verhalten. Sie sind todt, wenn sie von einander getrennt werden. Ihr wirkliches Leben besteht nur im gegenseitigen Austausch ihrer productiven Lebensthätigkeit, nur im Zusammenwirken, nur im Zusammenhang mit dem ganzen gesellschaftlichen Körper.

2.

Der gegenseitige Austausch der individuellen Lebensthätigkeit, der Verkehr, die gegenseitige Erregung der individuellen Kräfte, dieses Zusammenwirken ist das wirkliche Wesen der Individuen, ihr wirkliches Vermögen. Sie können ihre Kräfte nicht realisiren, verwerthen, verwirklichen, bethätigen, sie bringen es gar nicht zum Leben, oder (wenn sie es bereits zum Leben gebracht haben) sterben wieder ab, dafern sie ihre Lebensthätigkeit nicht gegenseitig, im Verkehre mit den Genossen derselben Gemeinschaft oder mit den Gliedern desselben Körpers, austauschen. — Wie die Luft der Erde die Werkstätte der Erde, so ist der Verkehr der Menschen die humane Werkstätte, in welcher die einzelnen Menschen zur Verwirklichung, Bethätigung ihres Lebens oder Vermögens kommen.

Je ſtärker ihr Verkehr, deſto ſtärker iſt auch ihre Productionskraft, und ſolange der Verkehr beſchränkt, iſt auch ihre Productionskraft noch beſchränkt. Ohne ihr Lebensmedium, ohne Austauſch ihrer individuellen Kräfte, leben die Individuen nicht. Der Verkehr der Menſchen entſteht nicht etwa aus ihrem Weſen; er iſt ihr wirkliches Weſen, und zwar iſt er ſowohl ihr theoretiſches Weſen, ihr wirkliches Lebensbewußtſein, wie ihr praktiſches, ihre wirkliche Lebensthätigkeit. Denken und Handeln gehen nur aus dem Verkehr, dem Zuſammenwirken der Individuen hervor — und was wir myſtiſch „Geiſt“ nennen, iſt eben dieſe unſere Lebensluft, unſere Werkſtätte, dieſes Zuſammenwirken. Jede freie Thätigkeit — und es gibt keine andere, als freie Thätigkeit, denn was ein Weſen nicht aus ſich ſelbſt heraus, alſo frei wirkt, iſt gar keine, wenigſtens nicht ſeine, ſondern eines andern Weſens That; alſo jede wirkliche, praktiſche wie theoretiſche, Lebensthätigkeit — iſt ein Gattungsact, ein Zuſammenwirken verſchiedener Individualitäten. Dieſes Zuſammenwirken erſt verwirklicht die Productionskraft und iſt demnach das wirkliche Weſen eines jedes Individuums.

3.

Das menſchliche Weſen, der menſchliche Verkehr, entwickelt ſich, wie jedes Weſen, im Verlaufe einer Geſchichte durch viele Kämpfe und Zerſtörungen hindurch. Das wirkliche Weſen, das Zuſammenwirken der Individuen der menſchlichen Gattung, hat, wie alles Wirkliche, eine Entwickelungs- oder Entſtehungsgeſchichte. Die ſociale Welt, die humane Organiſation, hat ihre Naturgeſchichte, ihre Geneſe, ihre Geſchichte der Schöpfung, wie jede andere Welt, wie jeder andere organiſche Körper. Die Naturgeſchichte der Menſchheit hatte aber begonnen, als die der Erde vollendet war, als nämlich die Erde ihre letzte und höchſte Organiſation, den Menſchenkörper, und ſomit alle ihre körperlichen Organiſationen, bereits producirt hatte. Die Naturgeſchichte der Erde, welche, nach der Anſicht der Geologen, wohl viele Millionen Jahre gedauert hatte, iſt ſchon ſeit vielen Jahrtauſenden aus und be-

ſchloſſen; die Erde iſt vollendet. Die Naturgeſchichte der Menſchheit dagegen iſt bis jetzt noch nicht zu Ende; wir leben noch immer im Kampfe. Die Menſchheit iſt noch nicht vollendet: aber ſie iſt ihrer Vollendung nahe. Schon ſehen wir in der Ferne das gelobte Land der organiſirten Menſchheit; ſchon können wir es mit unſern Augen erreichen, dieſes Land der Verheißung, auf welches die ganze bisherige Geſchichte der Menſchheit hindeutet — obgleich wir es noch nicht mit Füßen betreten können. — Falſch iſt es, in der Vollendung der Naturgeſchichte, im Ende der Schöpfungsgeſchichte der Menſchheit das Ende der Menſchheit ſelbſt, ihren „jüngſten Tag" zu erblicken — eine optiſche Täuſchung, welcher von jeher diejenigen unterworfen waren, die ſich keine andere Wirklichkeit, als die beſtehende denken konnten — obgleich die beſtehende ſie nicht befriedigte, ſie daher eine andre wünſchten — und die eben deßhalb im Untergange ihrer ſchlechten und im Aufgange einer beſſern Welt den Untergang der Welt und den Anfang des Jenſeits erblickten. — Auch diejenigen ſind noch dieſer Täuſchung des „jüngſten Tages" unterworfen, die zwar an kein beſſeres Jenſeits, aber auch an kein beſſeres Dieſſeits, als das gegenwärtig beſtehende glauben — die das chriſtliche Dogma von der Unvollkommenheit des Dieſſeits, aber ohne die Tröſtung des Jenſeits, zum ihrigen machen — die von einem unendlichen Fortſchritte träumen und kein anderes Ende deſſelben annehmen, keine andere Vollendung, als den Tod oder irgend ein lebloſes Phantom, das ſie „Geiſt" nennen. — Auch ſie, die Philoſophen, gehören zu denen, die ſich keine andere Wirklichkeit, als die beſtehende ſchlechte, denken können — gehören zu dem antediluvianiſchen Gethier, welches im Untergange der alten Welt ſeinen eignen Untergang, in der vollendeten Organiſation der Menſchheit nur den Tod erblickt — weil ein richtiger Inſtinct ihnen ſagt, daß ſie ſelbſt einen weſentlichen Beſtandtheil der alten, untergehenden, ſchlechten Wirklichkeit bilden. — Wenn die vorſündfluthlichen Ungeheuer — welche die Erde vor ihrer Ausbildung, vor ihrem reifen Alter, in ihren „Flegeljahren," erzeugt hatte — Bewußtſein gehabt hätten, ſo würden ſie ganz in derſelben Weiſe,

wie unſre Philoſophen, Theologen und Pfaffen, raiſonnirt und renommirt haben. Auch ſie würden an keine höheren Schöpfungen, an keine vollendeten Erdengebilde, an keine Menſchen geglaubt haben; auch ſie würden mit dem Untergange des vorweltlichen Ungeziefers den Untergang der Welt herannahen zu ſehen geglaubt haben. — So wenig aber, wie mit der vollendeten Geſtalt der Erde das Ende, vielmehr der Anfang ihres wirklichen Lebens gekommen iſt, ebenſo wenig kommt mit der vollendeten Geſtalt der Menſchheit, d. h. mit ihrer Vollkommenheit, das Ende derſelben, im Gegentheil erſt ihr wahrer Anfang.

4.

Eine Nothwendigkeit in der menſchheitlichen Entwickelung, in der Bildungs- oder Naturgeſchichte, nothwendig in der Schöpfungsgeſchichte der Menſchen, iſt ihre gegenſeitige Zerſtörung, welche hervorgeht aus dem Widerſpruche ihres Verkehres innerhalb ihrer Vereinzelung. — Die Entſtehungsgeſchichte des humanen Weſens oder der Menſchheit erſcheint zunächſt als Selbſtzerſtörung dieſes Weſens. Die Menſchen opferten ſich ſchon ihren himmliſchen und irdiſchen Götzen, lange bevor es noch eine himmliſche und irdiſche, religiöſe und politiſche Oekonomie gab, die es rechtfertigte. Sie zerſtörten ſich, weil ſie ſich im Anfange nur als vereinzelte Individuen erhalten, weil ſie nicht als Glieder eines und deſſelben organiſchen Ganzen, als Glieder der Menſchheit, harmoniſch zuſammenwirken konnten. Wäre ſchon von vornherein ein organiſirter Productenaustauſch, eine organiſirte Thätigkeit, ein Zuſammenwirken Aller möglich geweſen, ſo hätten die Menſchen freilich ihre geiſtigen und materiellen Bedürfniſſe ſich nicht als einzelne Individuen auf eigne Fauſt, durch rohe Gewalt oder raffinirten Betrug, ſich abzuringen oder zu erwerben brauchen, ſo hätten ſie ihre geiſtigen und materiellen Güter nicht außer ſich zu ſuchen nöthig gehabt, ſo hätten ſie ſich durch ſich ſelbſt ausbilden, nämlich ihre Fähigkeiten in Gemeinſchaft bethätigen können. Das heißt aber ſo viel, als: kämen die Men-

ſchen als ausgebildete humane Weſen zur Welt, ſo brauchten ſie keine Bildungsgeſchichte durchzumachen. Mit andern Worten: Hätte die Menſchheit nicht mit vereinzelten Individuen begonnen, ſo hätte ſie die egoiſtiſchen Kämpfe um ihre ihr noch fremden und äußerlichen Güter nicht durchzukämpfen nöthig gehabt. — Wir können jetzt, am Ende dieſes brutalen Kampfes um das eigne Weſen, jetzt, wo unſer Weſen, theoretiſch wenigſtens, ausgebildet iſt, allerdings eine Menſchengeſellſchaft ohne Selbſtzerſtörung denken und in's Leben einführen, eine vernünftige, organiſche menſchliche Geſellſchaft mit mannichfaltigen, harmoniſch zuſammenwirkenden Productionen, mit mannichfaltigen organiſirten Wirkungskreiſen, welche den verſchiedenen Lebensrichtungen, den mannichfaltigen Thätigkeiten des Menſchen entſprechen, ſo daß jeder ausgebildete Menſch ſeine Fähigkeiten und Talente nach Beruf und Neigung in der Geſellſchaft frei bethätigen kann. Jetzt können wir es; denn jetzt iſt das menſchliche Vermögen, das menſchliche Weſen (die Production und die Communication der Conſumtion der Producte zum Behufe der ferneren Production) bis zum Ueberfluſſe entwickelt. Die Naturkräfte ſtehen dem Menſchen nicht mehr als fremde und feindliche gegenüber; er kennt und verwendet ſie zu menſchlichen Zwecken. Die Menſchen ſelbſt rücken ſich täglich näher. Die Schranken des Raumes, der Zeit, Religion und Nationalität, die Schranken der Individuen fallen krachend zuſammen, ein Schrecken für den borniirten, eine Wonne für den gebildeten Menſchenfreund! Wir brauchen nichts mehr, als die Lichtatmoſphäre der Freiheit anzuerkennen, nichts mehr, als die Wächter der Nacht abzuſchaffen, um uns alleſammt freudig die Hände drücken zu können. Ja, jetzt iſt die Menſchheit mündig; Nichts hindert ſie, ihre Erbſchaft, die Frucht der Sklavenarbeiten und elementariſchen Kämpfe vieler Jahrtauſende, endlich anzutreten! Ihr gegenwärtiges Elend ſelbſt beweiſt dies wohl am Schlagendſten; denn es iſt nicht eine Folge des Mangels, ſondern des Ueberfluſſes an Productionsvermögen. England bringt in die entfernteſten Winkel der Erde, um Conſumenten zu ſuchen; aber die ganze Erde iſt oder

wird bald ein zu kleiner Markt für ſeine Productionen, die fortwährend in geometriſcher Progreſſion ſteigen, während ſeine Conſumenten in arithmetiſcher Progreſſion zunehmen, ſo daß die Malthus'ſche Theorie — nach welcher bekanntlich die Conſumenten in geometriſcher, die Producte nur in arithmetiſcher Progeſſion zunehmen ſollen — recht eigentlich die Umkehrung der Wahrheit iſt. — Ja wohl, jetzt ſind die Menſchen zum vollſtändigen Genuſſe ihrer Freiheit oder ihres Lebens reif. — Nicht ſo im Anfange. Das menſchliche Productionsvermögen mußte erſt ausgebildet, das humane Weſen entwickelt werden. Es waren anfänglich nur rohe Individuen, wo die einfachen Elemente der Menſchheit, welche entweder noch nicht mit einander in Berührung kamen und, wie die Pflanzen, ihre Nahrung, ihre leiblichen Bedürfniſſe ganz unmittelbar von der Erde erhielten, oder nur ſo mit einander in Berührung kamen, daß ſie in einem brutalen, thieriſchen Kampfe ihre Kräfte austauſchten. Die erſte Form des Productenaustauſches, des Verkehres, konnte daher nur der Raubmord, die erſte Form menſchlicher Thätigkeit nur die Sklavenarbeit ſein. — Auf dieſer Baſis des hiſtoriſchen Rechtes, die noch unangefochten, konnte es zu keinem organiſirten Austauſch, konnte es nur zu einer Verſchacherung der Producte kommen — und dahin iſt es dann gekommen. — Die auf der hiſtoriſchen Baſis fußenden Geſetze haben nur den Raubmord und die Sklaverei geregelt, haben nur, was im Anfange zufällig, bewußt- und willenlos geſchah, zur Regel, zum Princip erhoben. Die bisherige Geſchichte iſt nichts als die Geſchichte der Regelung, der Begründung, der Durchführung, der Verallgemeinerung des Raubmordes und der Sklaverei. — Wie es zuletzt dahin gekommen iſt, daß wir Alle ohne Ausnahme und in jedem Momente unſere Thätigkeit, unſere Productionskraft, unſer Vermögen, uns ſelber verſchachern — daß der Kannibalismus, der gegenſeitige Raubmord und die Sklaverei, mit dem die Geſchichte der Menſchheit begonnen hatte, zum Principe erhoben wurde — und wie erſt aus dieſer allgemeinen Ausbeutung und univerſellen

Leibeigenſchaft die organiſche Gemeinſchaft hervorgehen kann — das ſoll im Folgenden nachgewieſen werden.

3.

Das Individuum zum Zweck erhoben, die Gattung zum Mittel herabgewürdigt: das iſt die Umkehrung des menſchlichen und des natürlichen Lebens überhaupt. Der Menſch opfert mit Bewußtſein ſein individuelles Leben dem Leben der Gattung, wenn eine Colliſion zwiſchen beiden eintritt. Selbſt die noch nicht denkenden Weſen, die Thiere, welche empfinden, vergeſſen ihren Inſtinct der Selbſterhaltung, ihren Selbſterhaltungstrieb, wo dieſer mit ihrem Selbſterzeugungstrieb, mit ihrem Gattungsweſen oder Productionsinſtinct in Colliſion geräth. Die Liebe, wo ſie auch immer erſcheint, iſt mächtiger, als der Egoismus. Die Henne geht einen ungleichen Kampf ein, wenn ſie ihre Küchlein gegen Angriffe vertheidigen muß. Katzen hungern freiwillig Tage lang, um ihren Gattungstrieb befriedigen zu können, auch aus Gram über den Verluſt ihrer Jungen, die ihnen gewöhnlich von grauſamen Menſchen geraubt werden. Die Natur iſt nur immer auf die Selbſterzeugung, auf Erhaltung des Gattungslebens, der eigentlichen Lebensthätigkeit bedacht. — Die Individuen ſterben immer in der natürlichen Weltordnung, und zwar fangen ſie an abzuſterben von dem Augenblicke an, wo ſie aufgehört haben, zeugungsfähig zu ſein. Bei manchen Individuen aus der Thierwelt iſt ſogar der Hochzeitstag der Sterbetag. Beim Menſchen, der auch durch ſein Denken, Fühlen und Wollen einen Gattungsact verrichten kann, iſt das allmälige Schwinden aller ſeiner Geiſteskräfte der ſichere Vorbote ſeines natürlichen Todes. — Auf dieſe Weltordnung iſt die natürliche Weltanſchauung begründet, welche in der Gattung das Leben ſelbſt, im Individuum dagegen nur das Mittel zum Leben erblickt. Die umgekehrte Weltanſchauung herrſcht dagegen im Zuſtande des Egoismus, weil dieſer Zuſtand ſelbſt der einer verkehrten Welt iſt. — Unſern Philiſtern, unſern chriſtlichen Krämern und jüdiſchen Chriſten, iſt das Individuum Zweck, das Gattungs-

leben dagegen Mittel des Lebens. Sie haben ſich eine aparte Welt für ſich geſchaffen. — Theoretiſch iſt die klaſſiſche Geſtalt dieſer verkehrten Welt der chriſtliche Himmel. In der wirklichen Welt ſtirbt das Individuum, im chriſtlichen Himmel lebt es immer fort; im wirklichen Leben bethätigt ſich die Gattung im Individuum und mittelſt deſſelben, im Himmel lebt das Gattungsweſen, Gott, außerhalb der Individuen, und nicht dieſe ſind das Medium, durch welches Gott ſich bethätigt, durch welches das Gattungsweſen lebt, ſondern umgekehrt, vermittelſt Gottes leben die Individuen. Das Gattungsweſen iſt hier zum Mittel für das Leben der Individuen herabgewürdigt; das chriſtliche „Ich" braucht ſeinen Gott; es braucht ihn für ſeine individuelle Exiſtenz, für ſeine heilige, unſterbliche Seele, für ſein Seelenheil! „Wenn ich nicht der Unſterblichkeit theilhaftig zu werden hoffte, dann würde ich mich weder um Gott, noch um die ganze Dogmatik kümmern." — In dieſen wenigen Worten, welche von einem ſehr frommen Manne herrühren, iſt das ganze Weſen des Chriſtenthums enthalten. Das Chriſtenthum iſt die Theorie, die Logik des Egoismus. — Der klaſſiſche Boden der egoiſtiſchen Praxis dagegen iſt die moderne, chriſtliche Krämerwelt — auch ein Himmel, auch eine Fiction, auch ein eingebildeter, vermeintlicher, Vortheil für das individuelle Leben, entſprungen aus der krankhaften, egoiſtiſchen Aberwitzheit der depravirten Menſchheit. — Das Individuum, welches nicht durch ſich für die Gattung, ſondern durch die Gattung für ſich allein leben möchte, muß ſich auch praktiſch eine verkehrte Welt ſchaffen. In unſrer Krämerwelt iſt daher praktiſch, wie im chriſtlichen Himmel theoretiſch, das Individuum Zweck, die Gattung nur Mittel des Lebens. Das Gattungsleben bethätigt ſich hier ebenfalls nicht im Individuum und mittelſt deſſelben; es iſt auch hier, wie im Himmel, außerhalb der Individuen geſetzt und zum Mittel derſelben herabgewürdigt; es iſt hier das Geld. Was der Gott für's theoretiſche Leben, das iſt das Geld für's praktiſche Leben der verkehrten Welt: das entäußerte Vermögen der Menſchen, ihre verſchacherte Lebensthätigkeit. Das Geld

iſt der in Zahlen ausgedrückte menſchliche Werth — es iſt der Stempel unſrer Sklaverei, das unauslöſchliche Brandmal unſrer Knechtſchaft — Menſchen, die ſich kaufen und verkaufen können, ſind eben Sklaven. Das Geld iſt der geronnene Blutſchweiß der Elenden, die ihr unveräußerliches Eigenthum, ihr eigenſtes Vermögen, ihre Lebensthätigkeit ſelbſt zu Markte tragen, um dafür das caput mortuum derſelben, ein ſogenanntes Capital einzutauſchen und kannibaliſch von ihrem eignen Fette zu zehren. — Und dieſe Elenden ſind wir Alle! Wir mögen uns theoretiſch noch ſo ſehr von dem verkehrten Weltbewußtſein emancipiren, ſo lange wir nicht auch praktiſch aus der verkehrten Welt heraus ſind, müſſen wir, wie es im Sprichwort heißt, mit den Wölfen heulen. Ja, wir müſſen unſer Weſen, unſer Leben, unſere eigene, freie Lebensthätigkeit fortwährend veräußern, um unſere elende Exiſtenz friſten zu können. Wir erkaufen uns fortwährend unſere individuelle Exiſtenz mit dem Verluſte unſerer Freiheit. — Und wohlverſtanden, nicht etwa nur wir Proletarier, auch wir Capitaliſten ſind dieſe Elenden, die ſich das Blut ausſaugen, ſich ſelber aufzehren. Wir Alle können unſer Leben nicht frei bethätigen, können nicht ſchaffen oder für einander wirken — wir Alle können unſer Leben nur verzehren, können uns nur gegenſeitig auffreſſen, wenn wir anders nicht verhungern wollen. Denn das Geld, das wir verzehren und um deſſen Erwerb wir arbeiten, iſt unſer eigenes Fleiſch und Blut, welches in ſeiner Entäußerung von uns erworben, erbeutet und verzehrt ſein muß. Wir Alle ſind — das dürfen wir uns nicht verhehlen — Kannibalen, Raubthiere, Blutſauger. — Wir ſind es ſo lange, als wir nicht Alle für einander thätig ſind, ſondern Jeder für ſich erwerben muß.

6.

Das Geld ſoll, nach den Principien der politiſchen Oekonomie, das allgemeine Tauſchmittel, alſo das Lebensmedium, das menſchliche Vermögen, die wirkliche Productionskraft, der wirkliche Schatz der Menſchheit ſein. —

Wenn dieſer entäußerte Schatz wirklich dem inneren entſpräche, ſo wäre jeder Menſch gerade ſo viel werth, als er baar Geld hat oder Geldeswerth beſitzt — und wie die conſequente Theologie den Menſchen nur nach dem Maaße ſeiner Orthodoxie, ſo dürfte die conſequente Oekonomie ihn nur nach der Schwere ſeines Geldſackes ſchätzen. — In der That aber kümmert ſich die Oekonomie, wie die Theologie, gar nicht um den Menſchen. Die Nationalökonomie iſt die Wiſſenſchaft des irdiſchen, wie die Theologie die Wiſſenſchaft des himmliſchen Gütererwerbs. Die Menſchen aber ſind ja keine Güter! Die Menſchen haben für den rein „wiſſenſchaftlichen“ Oekonomen und Theologen gar keinen Werth. — Wo dagegen dieſe beiden heiligen Wiſſenſchaften angewendet werden, alſo in der Praxis unſrer modernen Krämerwelt, wird der Menſch wirklich nur nach ſeinem Geldſacke geſchätzt — wie in der Praxis des chriſtlichen Mittelalters, die theilweiſe noch florirt, nach ſeinem Glaubensbekenntniß.

7.

Das Geld iſt das Product der gegenſeitig entfremdeten Menſchen, der entäußerte Menſch. Geld iſt nicht das „edle Metall“ — wir haben jetzt mehr Papiergeld, Staats- und Bankpapier, als Metallgeld — Geld iſt, was da geltet für menſchliche Productionskraft, für wirkliche Lebensthätigkeit des menſchlichen Weſens. Capital iſt daher nach der nationalökonomiſchen Definition: aufgehäufte, vorräthige Arbeit — und ſofern die Production aus dem Austauſche der Producte hervorgeht, iſt das Geld der Tauſchwerth. Was nicht vertauſcht, was nicht verkauft werden kann, hat auch keinen Werth. Sofern die Menſchen nicht mehr verkauft werden können, ſind ſie auch keinen Pfennig mehr werth — wohl aber, ſofern ſie ſich ſelbſt verkaufen oder „verdingen“. Die Oekonomen behaupten ſogar, der Werth des Menſchen ſteige in dem Maaße, als er nicht mehr verkauft werden könne und daher, um zu leben, ſich ſelbſt zu verkaufen genöthigt ſei, und ſie ziehen hieraus den Schluß, daß der „freie“ Menſch mehr „werth“ ſei, als der

Sklave. Ganz richtig. Der Hunger ist ein mächtigerer Trieb zur Arbeit, als die Peitsche des Sklavenbesitzers, und die Geldgier ein stärkerer Reiz für den Privateigenthümer, alle seine Kräfte aufzubieten, als das gnädige Lächeln des zufriedenen Herrn. — Die Nationalökonomen vergessen nur, daß der „Werth" der „Freiheit" in dem Maaße wieder abnehmen muß, je allgemeiner sie wird. Je mehr „freie" Menschen sich zur Sklavenarbeit drängen, d. h. je feiler, desto wohlfeiler werden oder sind sie. Die leidige Concurrenz verdirbt den Preis der „freien" Menschen — und es gibt in der That, auf der Basis des egoistischen Privaterwerbes, kein anderes Mittel, den „Werth" des Menschen wieder zu heben, als die Wiederherstellung der Sklaverei.

8.

Die antike Sklaverei ist die natürliche Form des auf den Raubmord begründeten menschlichen Verkehrs; sie ist auch die menschlichste. — Natürlich und menschlich ist's, daß man sich nur unfreiwillig verkaufen läßt. Es ist dagegen unnatürlich und unmenschlich, daß man sich selbst freiwillig verkauft. Zu diesem Höhepunkt der Niederträchtigkeit, der Unnatur und Unmenschlichkeit, hat es nur die moderne Krämerwelt mittelst des Christenthums, der Unnatur par principe, bringen können. Der Mensch mußte erst das menschliche Leben verachten lernen, um sich desselben freiwillig zu entäußern. Man mußte erst verlernen, das wirkliche Leben, die wirkliche Freiheit als ein unschätzbares Gut zu betrachten, um dieselbe feil zu bieten. Die Menschheit mußte erst die Schule der Leibeigenschaft durchmachen, um der Sklaverei principiell zu huldigen. — Unsere modernen Krämer sind die würdigen Nachkommen der mittelalterlichen Leibeigenen, wie diese Letzteren, die christlichen Sklaven, die würdigen Nachkommen der heidnischen. Wie die romantische Leibeigenschaft eine potenzirte antike Sklaverei, so ist die moderne, christliche Krämerwelt eine potenzirte romantische Leibeigenschaft. Die Alten hatten die Entäußerung des menschlichen Lebens noch nicht zur christlichen Selbstentäußerung, die Zerfallenheit der menschlichen Gesellschaft noch nicht in's Be-

wußtſein, dieſes Factum noch nicht zum Princip erhoben. Die Alten waren naiv; ſie nahmen das, was im Weſen der Welt lag, in der ſie ſich bewegten (und in der wir uns gegenwärtig noch bewegen) — die Entäußerung der Menſchen — unbefangen hin. Wie die Religion das Menſchenopfer, das ſie erheiſcht, von den Alten gebracht bekam, ſo hatte auch die Politik das ihrige bekommen, ohne daß man dieſe Barbarei „wiſſenſchaftlich" zu begründen und vor dem noch ſchlummernden böſen Gewiſſen gleißneriſch zu beſchönigen ſuchte. — Als dieſes erwachte, entſtand das Chriſtenthum. Das Chriſtenthum iſt die Sophiſtik des erwachten böſen Gewiſſens der depravirten Menſchheit, iſt der Befreiungsverſuch von den Vorwürfen dieſes böſen Gewiſſens. Aber der Chriſt befreit ſich nicht dadurch vom Gewiſſensbiß, daß er die verelendete Menſchenwelt aus ihrem Elende befreit, ſondern dadurch, daß er ſich einredet, dieſes menſchliche Elend ſei nichts Verkehrtes, vielmehr etwas Rechtes, das wirkliche Leben ſei von Rechts wegen das äußerliche, die Entäußerung des Lebens der Normalzuſtand der Welt überhaupt. — Der Chriſt unterſcheidet zwiſchen dem „innern" und „äußern" Menſchen, d. h. zwiſchen Wirklichkeit und Unwirklichkeit. Der menſchliche „Geiſt", d. h. der Reſt, der übrig bleibt, wenn alles „Leibliche" abgezogen iſt — und was da übrig bleibt, iſt unſichtbar, weil es eben Nichts iſt — der menſchliche „Geiſt" alſo iſt das heilige und unveräußerliche Leben des Menſchen; der menſchliche „Leib" aber iſt das unheilige, ſchlechte, verwerfliche, äußerliche und daher auch veräußerliche Leben. Der unwirkliche Menſch kann ſich nicht als Sklave verkaufen; der wirkliche Menſch iſt ohnehin ein verworfenes Ding, und er kann daher nicht nur, er ſoll im Elende ſein: den Elenden iſt das Himmelreich. — Die unmittelbare Folge dieſer Lehre war, daß man die Sklaverei factiſch beſtehen ließ, ſogar für gerechtfertigt hielt, nur daß man nicht mehr Menſchen, ſondern bloße Leiber verkaufte, — ein großer Fortſchritt, aber ein Fortſchritt — tiefer in den Moraſt hinein. Nachdem einmal das Princip der Verkäuflichkeit auf dieſe Weiſe gewonnen, war der univerſellen Leibeigenſchaft, der allgemeinen, gegen-

ſeitigen und freiwilligen Selbſtverſchacherung unſerer Krämer die Bahn gebrochen.

9.

Das Weſen der modernen Schacherwelt, das Geld, iſt das realiſirte Weſen des Chriſtenthums. Der Krämerſtaat, der ſogenannte „freie" Staat iſt das verheißene Gottesreich, die Krämerwelt das verheißene Himmelreich — wie umgekehrt Gott nur das idealiſirte Kapital, der Himmel nur die theoretiſche Krämerwelt. — Das Chriſtenthum hat das Princip der Verkäuflichkeit entdeckt. Um die Anwendung ſeines Princips hat es ſich aber noch nicht bekümmert. Da ihm die Wirklichkeit das Schlechte und Nichtige war, ſo konnte es ſich um die Wirklichkeit überhaupt nicht kümmern, alſo auch nicht um die Verwirklichung ſeines Princips. Es war ihm daher ſehr gleichgültig, ob die Menſchen ſich wirklich veräußerten, d. h. Leibeigene, leibliche Sklaven wurden. Dieſe „äußerliche" Praxis überließ es den „äußerlichen", „weltlichen" Machthabern. Und ſo lange auch dieſe noch in der theoretiſchen Entäußerung, im chriſtlichen Glauben mehr oder weniger befangen waren, ſo lange auch dieſe es noch nicht zum praktiſchen Chriſtenthum gebracht hatten, war die wirkliche Leibeigenſchaft, trotz ihrer theoretiſchen Rechtfertigung, etwas rein Zufälliges. Das Chriſtenthum hat in der Wirklichkeit zunächſt Nichts in der claſſiſchen Sklaverei geändert; die exiſtirende Sklaverei blieb — ſie wurde nur mit einem Principe bereichert. Aber ein neues Princip iſt ja keine neue Exiſtenz, eine Unterſcheidung, die unſeren neueſten Chriſten, den letzten Philoſophen, noch ſehr geläufig iſt. Wer kann ſich auch über dieſen Scharfſinn wundern? — Wird nur eine Theorie gegeben — das Chriſtenthum hat aber, ähnlich der Philoſophie, nur eine Theorie gegeben — ſo wird das Verhältniß zur Praxis des Lebens gleichgültig; die Theorie iſt eine „Wahrheit", die „ihrer ſelbſtwegen" gelehrt und gelernt, gegeben und aufgenommen wird, nicht der Anwendung wegen. Daher war es im Mittelalter ebenſo zufällig, wie im Alterthum, ob ein Menſch wirklicher Sklave wurde, oder ob er in

der wirklichen „Welt“ frei blieb. Der Unterſchied zwiſchen der mittelalterlichen Leibeigenſchaft und antiken Sklaverei liegt nur in der Idee. In der Wirklichkeit dagegen war die erſtere von der letzteren auch nicht um ein Haar verſchieden. Sie war weder beſſer, noch ſchlechter. Konnte der Menſch im Mittelalter ebenſo wenig, wie im Alterthum, vermöge ſeines Weſens Anſprüche auf wirkliche Freiheit machen — da man im Alterthum dieſes Weſen noch nicht kannte und aus dieſem Grunde nicht anerkannte, im Mittelalter aber das menſchliche Weſen nur im „Geiſte“ und in der „Wahrheit“, im göttlichen Jenſeits, und aus dieſem anderen Grunde nicht in der Wirklichkeit des Lebens anerkannte — ſo ſtellte man ſich doch auch im Mittelalter ſo wenig, wie im Alterthum, die Aufgabe, den Menſchen überhaupt, d. h. jeden Menſchen, zum wirklichen Sklaven zu machen. Es exiſtirte daher auch hier, wie dort, noch etliche Freiheit; es gab im Mittelalter factiſch, d. h. zufällig, wie im Alterthum, neben den „etlichen“ Menſchen, die, wie Ariſtoteles meinte, zur Sklaverei „geboren“ ſeien, auch „etliche“ Freigeborne, „Wohlgeborne“, „Hochwohlgeborne“, „Hochgeborne“. Die Leibeigenſchaft war daher in der Wirklichkeit auch noch die natürliche Form des auf den Raubmord begründeten Austauſches. Die mittelalterliche Leibeigenſchaft war in der Wirklichkeit keine Selbſtentäußerung der Menſchen und konnte es auch nicht ſein; denn zum unmittelbaren, natürlichen Leibeigenen kann ſich der Menſch ja nicht ſelber machen. Das unmittelbare Leben des Menſchen, ſein natürlicher Leib, kann nur von andern Menſchen angeeignet werden. Zur unmittelbaren Leibeigenſchaft gehörten andere Menſchen, welche keine Leibeigenen waren. Der Leibeigene des Mittelalters konnte keine Leibeigene beſitzen; er beſaß Nichts — beſaß er doch ſeinen eigenen Leib nicht als Eigenthum — wie ſollte er andere Leiber beſitzen. — Hätten die Chriſten ſich um die Geſetzgebung des Dieſſeits bekümmert, ſo hätten ſie bald einſehen müſſen, daß die „weltlichen“ Zuſtände ihrem Principe noch widerſprachen, daß hier noch viel zu viel „Natürlichkeit“ herrſchte. Sie hatten ſich aber nicht darum bekümmert, weil die Chriſten theoretiſche Egoiſten waren. — Als man jedoch

im Laufe der Zeit aufgeklärt, praktiſch wurde, und das Chriſtenthum auch dieſſeits verwirklichen wollte; als man das „reine" Chriſtenthum anwenden, die „Idee" realiſiren wollte: da entdeckte man, daß die „geiſtige" Freiheit und Gleichheit, die das Chriſtenthum proclamirte, noch keineswegs realiſirt ſei. Um die ſcharfſinnige Unterſcheidung zwiſchen Leib und Geiſt auch in's Leben einzuführen, mußte man noch viel ſcharfſinniger, als die blos theoretiſchen Egoiſten zu Werke gehen. Es mußte eine Form des ſocialen Lebens gefunden werden, in welcher die Entäußerung des Menſchen ſich eben ſo univerſell geſtaltete, wie im chriſtlichen Himmel. Die freien Geiſter ohne Leiber mußten auch dieſſeits erſcheinen — ein wahrhaft koloſſaler Unſinn, den aber der Scharfſinn unſerer chriſtlich gebildeten modernen Geſetzgeber und politiſchen Oekonomen zu Tage gefördert hat. Das Chriſtenthum iſt in unſerer Krämerwelt realiſirt.

10.

Die modernen Geſetzgeber, welche als aufgeklärte und praktiſche Chriſten ſich nicht bei der Geſetzgebung des Jenſeits beruhigen konnten, ſondern die chriſtliche Welt, ihren Himmel, auf Erden haben wollten, mußten die ſeligen Geiſter des Himmels dieſſeits zur Erſcheinung bringen. Eine ſolche Geiſterbeſchwörung war aber keine Hexerei, es war Alles ſchon dazu vorbereitet, und die modernen Geſetzgeber konnten daher auch, obgleich ſie keine Hexenmeiſter waren, die Beſchwörung leicht zu Stande bringen. Man brauchte nur den factiſch bereits vorhandenen Privatmenſchen der (aus der Leibeigenſchaft hervorgegangenen) bürgerlichen Geſellſchaft des Mittelalters, welcher Alles, was zu ſeinem Gattungsleben gehörte, von ſich abgethan, abgezogen, abſtrahirt und im Himmel, d. h. theoretiſch, dem Gotte, — auf Erden, d. h. praktiſch, dem Gelde vindicirt hatte — man brauchte nur dieſen todten Reſt des wirklichen Menſchen, dieſe abſtracte „Perſönlichkeit", heilig zu ſprechen, zu ſanctioniren: ſo war das geſchlechtloſe Individuum des chriſtlichen Himmels auch dieſſeits rea-

liſirt. Mit anderen Worten: es brauchte nur von Seiten der Politik und Nationalökonomie hinſichtlich des praktiſchen Lebens zu geſchehen, was ehedem von Seiten der Religion und Theologie hinſichtlich des theoretiſchen Lebens geſchah — man brauchte nur mehr die praktiſche Entäußerung des Lebens ebenſo, wie die theoretiſche, zum Princip zu erheben — ſo war der himmliſche Egoismus auch auf der Erde durchgeführt. Das that man. Man ſanctionirte den praktiſchen Egoismus, indem man die Menſchen als einzelne Individuen, indem man die abſtracten, nackten Perſonen für die wahren Menſchen erklärte, indem man die Menſchenrechte, die Rechte der unabhängigen Menſchen proclamirte, alſo die Unabhängigkeit der Menſchen von einander, die Trennung und Vereinzelung, für das Weſen des Lebens und der Freiheit erklärte und die iſolirten Perſonen zu freien, wahren, natürlichen Menſchen ſtempelte. Dieſe Monaden durften folgerichtig nicht mehr unmittelbar mit einander in Verkehr treten — was in dem auf den Raubmord begründeten, in unſerem Verkehr ſo viel heißt, als: nicht mehr in den Verkehr gebracht, nicht mehr unmittelbar gekauft und verkauft werden. Dieſer unmittelbare Verkehr, der unmittelbare Menſchenhandel, die unmittelbare Sklaverei und Leibeigenſchaft mußte aufgehoben werden, ſonſt wären ja noch die Menſchen von einander abhängig geweſen; an die Stelle der unmittelbaren aber mußte die vermittelte, an die Stelle der factiſchen die principielle Leibeigenſchaft treten, welche alle Menſchen frei und gleich macht, d. h. iſolirt und tödtet. — Mit der Aufhebung der factiſchen Sklaverei wurde nicht der Raubmord, ſondern der unmittelbare Raubmord aufgehoben. Es war nichts als die Anwendung des logiſchen Egoismus, wodurch die antike und mittelalterliche Sklaverei jetzt aufgehoben wurde. Erſt jetzt konnte das Princip der Sklaverei — die Entäußerung des menſchlichen Weſens durch die Iſolirung der Individuen und die Herabwürdigung jenes Weſens zum Exiſtenzmittel dieſer Individuen — allgemein in's Leben treten. Der principiell durchgeführte Egoismus der modernen Krämerwelt hebt dieſſeits

wie jenſeits, theoretiſch und praktiſch, allen unmittelbaren Verkehr, alles unmittelbare Leben auf und geſtattet daſſelbe nur noch als Mittel zur Privateriſtenz. — Wo aber aller menſchliche Verkehr, jede menſchliche Thätigkeit unmittelbar aufgehoben iſt und nur noch als Mittel zur egoiſtiſchen Exiſtenz ausgeübt werden kann; wo von der natürlichſten Liebe, vom Verkehr der Geſchlechter an, bis hinauf zum Gedankenaustauſch der ganzen gebildeten Welt, nichts ohne Geld ausführbar iſt; wo es keine andere praktiſche, als verſilberte, verſchacherte Menſchen gibt; wo jede Herzensregung erſt verſilbert werden muß, um in's Leben treten zu können: da wandeln die himmliſchen Geiſter auf Erden — da iſt der entmenſchte Menſch auch dieſſeits — die jenſeitige „Seligkeit“ zum dieſſeitigen „Glück,“ der theoretiſche Egoismus praktiſch geworden — das bloße Factum der wirklichen Sklaverei zum Princip erhoben und conſequent durchgeführt.

II.

Die Scheidung von Privatmenſch und Gemeinweſen, des häuslichen Lebens vom öffentlichen Leben, war factiſch immer vorhanden; denn ſie iſt nichts Anderes als die Scheidung von Perſon und Eigenthum. Die von allen ihren Exiſtenzmitteln getrennte, abgezogene „Perſönlichkeit,“ dieſes Geſpenſt ohne Leib und Leben, jagte vom Anfange der Geſchichte an nach ſeinem verlornen Körper und ſuchte ihn bald im himmliſchen Jenſeits, im Gotte, dem Verleiher der ewig fernen, nimmer erreichbaren Seligkeit, bald im irdiſchen Jenſeits, im Gelde, dem Verleiher des ewig fernen, jenſeitigen, nimmer erreichbaren Glückes. Dieſe Scheidung von Perſon und Eigenthum, welche factiſch beſtand, ſolange die Religion und Politik beſtand, brauchte nur principiell anerkannt und ſanctionirt zu werden, ſo war damit eben dieſes ausgeſprochen, daß das Geld allein das Gemeinweſen oder Staatsweſen ſei, der Menſch aber ſein bloßer Lohnträger, recht eigentlich nur ein lumpiger Geldſackträger. — Im modernen Staatsweſen iſt daher auch nicht der Menſch, ſondern der Geldſack Geſetz-

geber — und vertritt der Privatmenſch die heilige „Perſönlichkeit," ſo vertritt der Staatsmenſch dagegen das heilige „Eigenthum." So wie früher die Geſetzgeber ihre Machtvollkommenheit von Gott, ſo erhielten ſie dieſelbe nunmehr vom Eigenthume, vom Gelde. — Die Heiligkeit des von der Perſon, vom Menſchen abgezogenen abſtracten „Eigenthums" ſetzt ebenſo ſehr die Heiligkeit der von ihrem Eigenthume abgezogenen abſtracten, nackten, leeren „Perſönlichkeit" voraus, wie umgekehrt dieſe jene. Das abſtracte, entäußerte, äußerliche und veräußerliche „Eigenthum" kann nur in ſeiner heiligen Reinheit, getrennt von allem Menſchlichen erſcheinen, wenn die „Perſönlichkeit" ebenfalls in ihrer heiligen Reinheit, getrennt nämlich von allem wirklichen Eigenthum, erſcheint. — Es wurde alſo eine ſcharfe Gränzlinie um jeden Einzelnen gezogen, innerhalb welcher die heiligen Perſönlichkeiten ſich befinden ſollen. Dieſe heiligen Perſönlichkeiten ſind die ſeligen Geiſter des Himmels auf der Erde; es ſind die Leiber dieſer Schatten — ihre Gränzlinie iſt ihre Oberhaut. Die gegenſtändliche Atmoſphäre des Menſchen aber, welche im Himmel Gott, das übermenſchliche Gut, iſt auf Erden das außermenſchliche, das unmenſchliche, das handgreifliche Gut, die Sache, das Eigenthum, das vom Producenten, ſeinem Schöpfer, abgezogene Product, das abſtracte Weſen des Verkehrs, das Geld. So wurde denn die „Perſon" heilig geſprochen, nicht etwa, weil ſie ein menſchliches Weſen — ihr Weſen iſt vielmehr ganz und gar von ihr abgezogen, das Allgemeinmenſchliche kommt im Egoismus nicht in Betracht — ſondern weil ſie ein „Ich" iſt! — Andrerſeits wurde das „Eigenthum" heilig geſprochen, auch nicht, weil es menſchlich — es iſt ja nur eine Sache, und nicht einmal eine übermenſchliche, wie Gott im Himmel, ſondern eine außermenſchliche — es iſt vielmehr heilig, weil es das Mittel zur egoiſtiſchen Exiſtenz iſt, weil es vom „Ich" gebraucht wird (in der Praxis wird der Egoismus des Jenſeits greifbar). — Aber der Egoismus, der nur die nackte Perſon, abgezogen oder unabhängig von ihrer natürlichen und menſchlichen Umgebung getrennt, von ihrer phyſiſchen und ſocialen At-

mosphäre conserviren, in einer leblosen, unorganischen, unthätigen, steinartigen Existenz erhalten will — der Egoismus, der nicht weiter fühlt, als bis zu seiner Oberhaut, und nicht weiter sieht, als seine Nase reicht — dieses bornirte Wesen zerstört vielmehr das wirkliche Leben des Individuums selbst. — Es fiel den weisen christlichen Gesetzgebern gar nicht ein, daß der Mensch nicht von der Atmosphäre, in der er athmet, getrennt werden kann, ohne in seiner Abgeschiedenheit elendiglich zu ersticken; daß zu seinem natürlichen oder physischen Leben nicht nur dasjenige, was innerhalb der von ihnen gezogenen Gränzlinien des Leibes, sondern die ganze Natur gehört; daß zu seiner geistigen oder socialen Lebensthätigkeit nicht nur die in seinem Innern bleibenden Producte, Gedanken und Gefühle, sondern alle Producte des socialen Lebens gehören. Sie dachten nicht daran, daß der von seiner Umgebung abgeschnittene Mensch ein abgezogenes, ein geschundenes Wesen ist, welches ebenso wenig noch lebendig, wie das rohe Thierfleisch, von dem die Haut abgethan, wie ein athmendes Geschöpf, dem die Luft entzogen worden ist. Sie haben dem Menschen alle sociale Lebensluft entzogen und es ihm frei gestellt, sich dafür mit dem Gelde, diesem materialisirten christlichen Geiste oder Gotte, zu umdunsten und möglichst zu conserviren. Und diesen in Spiritus gesetzten heiligen Leichnam haben sie zum freien Menschen, zur unantastbaren, heiligen, unendlichen Persönlichkeit proclamirt! — Was thun diese heiligen Leichname, um sich zu conserviren? — Sie suchen sich den Spiritus, ihr abgezogenes Wesen, ohne welches sie verfaulen, gegenseitig zu entziehen; sie berauben sich, um nicht ohne Eigenthum zu sein — sie morden sich, um leben, d. h. um erbärmlich existiren zu können! — Man glaubte also menschliche Freiheit und Gleichheit geschaffen zu haben, indem man eine auf die Gleichheit des Todes begründete Freiheit des Raubthiers consequent durchführte. Diese Freiheit nannte man die natürliche Freiheit des Menschen! Die freisinnigen Gesetzgeber! Sie haben zu den armen Menschen etwa folgendermaßen gesprochen: „Von Natur seid Ihr frei, und Eure

natürliche Freiheit, Eure nackte Persönlichkeit, soll Euer unantastbares, unveräußerliches Eigenthum bleiben. Aber was zu Eurem gesellschaftlichen Leben gehört (und dazu gehört freilich Alles, Ihr könnt auch Euer natürliches Leben nicht fristen, wenn Ihr die von der Gesellschaft erzeugten Lebensmittel nicht erwerbt), also was zu Eurem Leben gehört, müßt Ihr Euch einzeln einander abringen. Ihr müßt Eure natürliche Freiheit eben dazu benutzen, Euch die Mittel zum Leben zu erwerben. Ihr erwerbt sie, indem Ihr Eure natürliche Freiheit veräußert; aber freiwillig veräußert! Keiner ist gezwungen, seine natürliche Freiheit zu veräußern, sich zu verkaufen, zu vermiethen, zu verdingen — wenn er es vorzieht, zu verhungern. — Aber hütet Euch, Andere, die es besser verstehen, ihre natürliche Freiheit umzusetzen, zu versilbern, hütet Euch, diese ehrlichen Leute in ihrem Erwerbe zu stören! Wollt Ihr erwerben, so müßt Ihr Euch Eurer natürlichen Freiheit freiwillig begeben, sie feil bieten, wie die andern ehrlichen Leute auch. — Dafür könnt Ihr aber, wenn Ihr Euch etwas erworben habt, wiederum die natürliche Freiheit Anderer kaufen und benutzen."

Der Menschenhandel, der Handel mit der menschlichen Freiheit, mit dem menschlichen Leben, ist heutiges Tages zu universell, als daß er beim ersten Blick in die Augen fallen könnte. Man sieht recht eigentlich den Wald vor lauter Bäumen nicht. Es sind keineswegs etwa die Besitzlosen allein, die ihre Freiheit gegen Existenzmittel verschachern. Je mehr Einer bereits „erworben" hat, desto mehr will er ferner noch „erwerben" — er möchte am Ende die ganze Welt zu seinen Privatzwecken aussaugen. Ja, man wird den Handel mit seiner eignen Freiheit und der Freiheit Andrer so gewohnt, man wird endlich so eingeknechtet, daß von freier Thätigkeit, vom wahren Leben, auch keine Ahnung, keine Gedankenspur mehr übrig bleibt. Wenn die Sklaverei bei den Besitzlosen sichtbarer, so ist sie bei den Besitzern desto mehr Gemüthszustand. — Aber für dieses Geschlecht geborner Sklaven ist selbst die sichtbare Sklaverei unsichtbar! — Unsere Arbeiter und Arbeiterinnen, unsere Tag-

löhner, Knechte und Mägde, die froh ſind, wenn ſie Herren finden, das ſind nach modernen Begriffen freie Arbeiter — und der Herr, der recht viele Hände beſchäftigt und recht viele Leute füttert, iſt ein „ehrenwerthes“ (gewöhnlich auch äußerſt freiſinniges) „nützliches Glied der bürgerlichen Geſellſchaft“ .. Aber jene Schwarzen im „freien“ Nordamerika, die ganz in derſelben Weiſe, wie unſere „freien“ Arbeiter, für Herrn arbeiten — jene Sklavenbeſitzer, die ganz in derſelben Weiſe, wie unſere ehrenwerthen, freiſinnigen, nützlichen Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft, recht viele Hände beſchäftigen und recht viele Leute füttern? — O, wie unchriſtlich!... Allerdings, es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem „infamen“ Menſchenhandel an den Küſten Afrika's und dem ehrbarlichen Menſchenhandel an unſern Thüren! Iſt ja ſogar ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der modernen Sklaverei im chriſtlichen Nordamerika und der antiken im heidniſchen Griechenland! Die Griechen haben ſich Sklaven gehalten, um dem Gemeinweſen ihre Dienſte widmen, der Freiheit leben, Künſte und Wiſſenſchaften in freier Muße cultiviren zu können; die Alten hatten noch keine Maſchinen, welche die Sklaven, die menſchlichen Maſchinen, entbehrlich gemacht hätten, würden aber, wenn ſie im Beſitze der neuen Erfindungen geweſen wären, wie dies Ariſtoteles mit klaren Worten ausſprach, keine Sklaven gehalten haben, um ihrer Habſucht zu frohnen. — Die Modernen aber, die Chriſten, kaufen ſich nur Menſchen, weil ſie mit den gekauften billiger arbeiten können, als mit den gemietheten, erklären dagegen jenen Menſchenhandel für infam, ſobald er minder einträglich oder gar gefährlich für die Exiſtenz der Krämer zu werden droht. — Und nun gar der Menſchenhandel an unſern Thüren! Welch ein weſentlicher Unterſchied! — Bei uns iſt die Sklaverei keine einſeitige mehr; ſie iſt gegenſeitig: ich mache nicht nur Dich, Du machſt auch mich zum Sklaven, und nicht indem wir uns unmittelbar unſere Freiheit einander rauben — das wäre nicht ausführbar — ſondern indem wir uns gegenſeitig die Mittel zur Freiheit, zum Leben entziehen. Wir können daher nicht mehr gegen unſern Willen verkauft

werden; wir müſſen uns freiwillig verkaufen! Wir können uns ſogar nicht mehr verkaufen, nein, wir müſſen uns nur ſtets vermiethen, verdingen — wir müſſen uns nur, wie geſagt, ſtets ganz freiwillig unſerer Freiheit begeben! Ja, unſere modernen Geſetzgeber haben wohl unterſchieden zwiſchen dem Verkaufen und Verdingen.... Dieſer Scharfſinn iſt entſetzlich! Aber ach! Der Scharfſinn unſerer modernen Geſetzgeber iſt nichts als Sklavenſinn. — Wie geſagt, der modernen Krämerwelt iſt ſelbſt die ſichtbare Sklaverei eine unſichtbare.

12.

Die Aufgabe, das Chriſtenthum zu realiſiren, d. h. die Aufgabe, den Menſchen auch im wirklichen, realen Leben, in der Praxis, nicht blos in der phantaſtiſchen Theorie, alles und jedes Vermögen abſolut zu entziehen und einem eingebildeten, chimäriſchen Weſen beizulegen — die Aufgabe, unter der Vorſpiegelung eines mit Händen greifbaren Himmels die Erde ebenſo handgreiflich zur Hölle zu machen — die Aufgabe, den Menſchen im geſellſchaftlichen Leben alle menſchliche Lebensluft zu entziehen, ſie unter die Luftpumpe des Egoismus zu bringen und den Todeskampf dieſer Elenden als die normale Lebensthätigkeit des Menſchen aufzufaſſen — dieſe Aufgabe hat die Krämerwelt gelöſt! — Unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen gegenüber iſt nicht nur das Alterthum, iſt auch das Mittelalter noch menſchlich. Die mittelalterliche Geſellſchaft mit ihrem ganzen fluchwürdigen Anhängſel barbariſcher Geſetze und Inſtitutionen, hat die Menſchen nicht ſo durch und durch geſchändet, wie die moderne. Im Mittelalter gab es neben Leibeignen, die nichts waren und nichts hatten, auch Menſchen, die ein ſociales Beſitzthum, einen ſocialen Charakter hatten, etwas waren. Die Stände und Corporationen, obgleich nur egoiſtiſche Aſſociationen, hatten einen ſocialen Charakter, einen, wenn auch nur beſchränkten, Gemeingeiſt; der Einzelne konnte in ſeinem ſocialen Wirkungskreis aufgehen, ſich mit dem Gemeinweſen, obgleich nur in borniрter Weiſe, verſchmelzen. — Ganz anders

jetzt, wo die Formel für die universelle Leibeigenschaft gefunden ist. Das gesellschaftliche Leben der Menschen ist nun vollständig aller edlen Triebe baar. Es gibt kein soziales Besitzthum, kein lebendiges Eigenthum, keinen Menschen mehr, der wirklich etwas hätte oder etwas wäre. Dieser allgemeine Plunder, von dem man sich einbildet, an ihm etwas zu besitzen, ist ein Phantom, nach dem man vergebens hascht! — Denn worin besteht das wahre soziale Eigenthum? Doch nur in den Mitteln zum Leben und Wirken in der Gesellschaft. Das Eigenthum ist der Leib des gesellschaftlichen Menschen und als solcher erste Bedingung zum Leben in der Gesellschaft — wie der natürliche Leib, das natürliche Eigenthum, erste Bedingung zum Leben überhaupt. Was ist aber unser gesellschaftliches Eigenthum? — Dieser allgemeine Plunder, dieses Geld, ist kein organischer, lebendiger Leib. Ja, es soll den socialen Körper, das organische Gattungsleben, den gesellschaftlichen Verkehr repräsentiren; aber es kann es nicht, weil es seiner Natur nach anorganisch, ohne Gliederung, ohne innern Unterschied, nichts als eine todte Masse, eine Summe oder Zahl ist. Wie kann der Werth eines lebendigen Wesens, des Menschen und seines höchsten Lebens und Wirkens, wie kann der Werth des Socialllebens in Summen, in Zahlen ausgedrückt werden? — Zu diesem Unsinn konnte man nur gelangen, nachdem man das wirkliche Leben seiner Seele beraubt, zerstückt und zertheilt, und die eine Hälfte in's Jenseits, die andern in's Diesseits versetzt hatte. — Man stelle sich eine Geisterwelt ohne Körper, also eine Chimäre vor, stelle dieser eine Körperwelt ohne Geist, ohne Leben, eine todte Materie — also wieder eine Chimäre — gegenüber, lasse sodann jene entleibten Geister nach dieser entseelten Materie rennen, um sich größere oder kleinere Stücke von ihr abzuringen und mit sich fortzuschleppen: so hat man ein getreues Bild von der chimärischen Welt, in der wir leben. — Wir mögen uns noch so viel von jener todten, entseelten, anorganischen Materie, von jenem allgemeinen Plunder, dem wir, wie Gespenster ihrem verlornen Leibe, nachjagen, erringen und erwerben: so haben wir doch damit noch kein wirkliches

lebendiges Eigenthum oder ſociales Beſitzthum, nichts, was unſer Leben und Wirken in der Geſellſchaft, unſere ſociale Thätigkeit, beſtimmte und bedingte, ſondern nur den materialiſirten chriſtlichen Gott, den Geiſt oder Spiritus, in dem wir unſern irdiſchen Leichnam conſerviren, in der todten, ſteinartigen Exiſtenz erhalten können. — Das Geld kann nie und nimmer Eigenthum werden, muß vielmehr von jeder noch nicht verdorbenen Menſchennatur als etwas ſo Aeußerliches, dem Menſchen nicht Eigenthümliches betrachtet werden, daß gerade das, was den Charakter jedes wahren und wirklichen Eigenthums bildet, das innige Verwachſenſein von Beſitzer und Beſitzthum, hier als das widerwärtigſte, verächtlichſte Laſter erſcheint. — Wer ſich ſonſt mit ſeinem Eigenthum, mit ſeinem wirklichen ſocialen Beſitzthum, ſo ſehr identificirt, daß er wie die Seele mit ihrem Körper verwachſen iſt und darin aufgeht; wer ſeinen Poſten ſo ganz ausfüllt, daß eine Trennung des Mannes von ſeinem Wirkungskreiſe gar nicht denkbar iſt — eine Erſcheinung, die jetzt zu den Ausnahmen gehört, weil der Inhalt aller ſocialen Beſtrebungen jetzt das Geld iſt — ein ſolcher Mann iſt ein Ehrenmann, ein ächter Menſch; denn nicht die chriſtliche und philoſophiſche Erhebung über das gemeine Leben, ſondern die Hingebung, das Leben und Wirken für einander macht den Menſchen zum Menſchen. — Das Verwachſenſein von Beſitzer und Beſitzthum iſt alſo der Charakter des wirklichen Eigenthums, des geſellſchaftlichen ſowohl, wie des natürlichen überhaupt — Alles, was ich mir wirklich angeeignet habe, was alſo mein lebendiges Eigenthum, iſt mit mir innigſt verwachſen, muß es ſein und ſoll es daher auch ſein. — Was iſt aber der, welcher mit unſerm ſogenannten Eigenthume, mit dem Geldeigenthume, innigſt verwachſen iſt? Wer ſich mit ſeinem Gelde ſo ſehr identificirt, daß er nicht von ihm zu trennen, was iſt der? — Ein elender Wicht! — Und dennoch müſſen wir dieſen allgemeinen Plunder als unſere erſte Lebensbedingung, als unſer unentbehrliches Eigenthum betrachten, da wir ohne denſelben uns nicht conſerviren können. Du mußt alſo ewig ſtreben, dir Etwas anzueignen, was nicht angeeignet

werden kann, was dir ewig fern, jenſeits bleibt. Du kannſt in deinem Gelde nur einen entſeelten Leib beſitzen, den du auch nie und nimmer beſeelen kannſt, der nimmer dein Eigenthum werden kann! Du mußt dich glücklich ſchätzen, einen Leib zu haben, der dir nicht angehört, glücklich, deinen eignen Leib, dein eignes Fleiſch und Blut, deine Lebensthätigkeit, gegen dieſen Plunder austauſchen zu können, alſo dich ſelbſt verkaufen zu können — was doch im Mittelalter und Alterthum wenigſtens noch als Unglück betrachtet wurde — du mußt dich glücklich ſchätzen, ein moderner Leibeigner zu ſein; denn du biſt ſtets der Gefahr ausgeſetzt, in jenen Urzuſtand der ſeligen Geiſter zurückzufallen, den unſere Geſetzgeber vom chriſtlichen Himmel herabbeſchworen und als Normalzuſtand des „natürlichen“ Menſchen proclamirt haben — du biſt ſtets der Gefahr ausgeſetzt, eine reine, freie, nackte Perſon zu werden!

13.

Die Krämerwelt iſt die praktiſche Schein- und Lügenwelt. — Unter dem Scheine abſoluter Unabhängigkeit die abſolute Bedürftigkeit; unter dem Scheine des lebendigſten Verkehrs die tödtlichſte Abſperrung jedes Menſchen von allen ſeinen Mitmenſchen; unter dem Scheine eines, allen Individuen geſicherten, unantaſtbaren Eigenthums ihnen wirklich all ihr Vermögen entzogen; unter dem Scheine der allgemeinſten Freiheit die allgemeinſte Knechtſchaft. — Kein Wunder, daß in dieſer realiſirten Lügenwelt der Betrug die Norm, und die Ehrlichkeit ein Verſtoß iſt; daß die Niederträchtigkeit zu allen Ehren gelangt, und der Mann von Ehre dem Elend und der Schande anheim fällt; daß die Gleißnerei ihren Triumph feiert, und die Wahrheit für unanſtändig gilt; daß die Halbheit halb und halb in der Majorität, die Entſchiedenheit aber entſchieden in der Minorität; daß endlich die freieſte Einſicht das deſtructivſte, der bornirteſte Knechtsſinn dagegen das conſervativſte Element iſt!

14.

Das von ſeiner Lebenswurzel, ſeinem Lebenselemente, getrennte, wie eine faule Frucht vom Lebensbaume abgefallene, daher

absterbende, isolirte Individuum kann nur künstlich der Fäulniß entzogen oder conservirt werden. Ein lebendiges Wesen conservirt sich nicht, sondern bethätigt sich, erzeugt sich jeden Augenblick von Neuem. Um aber wirklich leben, d. h. sich bethätigen oder erzeugen zu können, müssen die verschiedenen einzelnen Glieder eines und desselben größeren organischen Körpers mit einander sowohl, wie mit ihrem gemeinschaftlichen Lebenselemente oder Lebensmaterial, unauflöslich verbunden sein; sie und ihr Körper und ihre Lebensatmosphäre dürfen nicht von einander getrennt sein. Diese Trennung, Isolirtheit und Zerfallenheit der Individuen ist das Charakteristische der Thierwelt, des Egoismus — und diesen thierischen Charakter hatte die Menschheit bisher deshalb, weil sie noch im Entstehen war; denn die Thierwelt selbst ist nichts Anderes, als die im Entstehen begriffene Menschheit. Diese nämlich hat eine doppelte Entstehungsgeschichte; die eine — ihre erste Entstehungsgeschichte — ist die Entstehungsgeschichte ihres noch unbewußten oder körperlichen Daseins, und diese tritt uns in der natürlichen Thierwelt entgegen; die andere — ihre zweite Entstehungsgeschichte, welche aus und nach der ersten folgt, und nach welcher sie erst vollendet, vollständig, vollkommen existirt — ist die Entstehungsgeschichte ihres bewußten, geistigen oder gesellschaftlichen Daseins, und diese tritt uns in der socialen Thierwelt entgegen. — Wir befinden uns jetzt auf der Spitze, dem Culminatpunkte der socialen Thierwelt; wir sind daher jetzt sociale Raubthiere, vollendete, bewußte Egoisten, die in der freien Concurrenz den Krieg Aller gegen Alle, in den sogenannten Menschenrechten die Rechte der isolirten Individuen, der Privatpersonen, der „absoluten Persönlichkeit", in der Gewerbefreiheit die gegenseitige Ausbeutung, den Gelddurst, sanctioniren, der Geldurst, der nichts Anderes, als der Blutdurst des socialen Raubthieres ist. Wir sind keine Grasfresser mehr, wie unsere gutmüthigen Vorfahren, die zwar auch sociale Thiere, aber noch keine sociale Raubthiere waren, die sich, der großen Mehrzahl nach, wie die gutmüthigen Hausbestien, nur füttern ließen — wir sind Blutsauger, die sich gegenseitig schinden

und aufzehren. Wie das Thier im Blute nur ſein eignes Leben, aber in einer thieriſchen, brutalen Weiſe — ſo genießt der Menſch im Gelde ſein eignes Leben in einer brutalen, thieriſchen, kannibaliſchen Weiſe. Das Geld iſt das ſociale Blut, aber das entäußerte, das vergoſſene Blut. — Die Juden, die in der Naturgeſchichte der ſocialen Thierwelt den welthiſtoriſchen Beruf hatten, das Raubthier aus der Menſchheit zu entwickeln, haben jetzt endlich dieſe ihre Berufsarbeit vollbracht. — Das Myſterium des Judenthums und Chriſtenthums iſt in der modernen jüdiſch-chriſtlichen Krämerwelt offenbar geworden. Das Myſterium des Blutes Chriſti, wie das Myſterium der altjüdiſchen Blutverehrung, erſcheint hier endlich ganz unverhüllt als das Myſterium des Raubthieres. — Im alten Judenthum war der Blutcultus nur ein prototypiſcher; im mittelalterlichen Chriſtenthum wurde er theoretiſch, idealiſtiſch, logiſch verwirklicht, d. h. man verzehrte wirklich das entäußerte, vergoſſene Blut der Menſchheit, aber nur in der Imagination, das Blut des Gottmenſchen. In der modernen, jüdiſch-chriſtlichen Krämerwelt tritt endlich dieſer Hang und Drang der ſocialen Thierwelt nicht mehr ſymboliſch oder myſtiſch, ſondern ganz proſaiſch hervor. In der Religion der ſocialen Raubthiere war noch Poeſie. War es auch nicht die Poeſie des Olymps, ſo war's doch die Poeſie des Blocksberges. — Gemein und proſaiſch wurde die ſociale Thierwelt erſt, als die Natur wieder ihre Rechte geltend machte, und der iſolirte Menſch, dieſer armſelige Sklave des Alterthums und Leibeigene des Mittelalters, ſich nicht mehr mit der himmliſchen Speiſe begnügen wollte; als er ſtatt nach geiſtigen nach materiellen Schätzen zu ringen begann und ſich ſein entäußertes Leben, ſein vergoſſenes Blut nicht mehr in ſeinen unſichtbaren Magen, ſondern in ſeine ſichtbare Taſche ſpielen wollte. Da wurde das heilige Taſchenſpielerkunſtſtück ein proſanes, der himmliſche Betrug ein irdiſcher, der poetiſche Götter- und Teufelskampf ein proſaiſcher Thierkampf, die myſtiſche Theopophagie eine offenbare Anthropophagie. Die Gotteskirche, das himmliſche Grabgewölbe, worin der Pfaffe,

die Hyäne der socialen Thierwelt, ein imaginäres Leichenmahl hielt, verwandelte sich nun in den Geldstaat, in das irdische Schlachtfeld, wo die gleichberechtigten Raubthiere sich gegenseitig das Blut aussaugen. Im Geldstaate, im Staate der freien Concurrenz hören alle Privilegien, alle Rangunterschiede auf; es herrscht hier, wie gesagt, eine poesielose, auf die Gleichheit des Todes begründete Freiheit des Raubthieres. Dem Gelde gegenüber sind die Könige nicht mehr berechtigt zu erobern, weil sie die Löwen der Thiermenschen, so wenig wie hier der finstere Pfaffe noch ein Recht hat, sich an Leichenduft zu laben, weil er ihre Hyäne ist. Vielmehr haben diese, gleich den übrigen Thiermenschen, ihr Recht nur noch vermöge ihres gemeinsamen Naturrechtes, vermöge ihrer gemeinsamen Qualität als Raubthiere, als Blutsauger, als Juden, als Geldwölfe.

13.

Das Geld ist das zum todten Buchstaben erstarrte, das Leben tödtende, wie der Buchstabe das zu todtem Gelde erstarrte, den Geist tödtende Verkehrmittel ist. Die Erfindung des Geldes und Buchstabens wird den Phöniciern, demselben Volke zugeschrieben, welches auch den Judengott erfunden hat. — Ein schriftstellernder Witzbold glaubte daher etwas sehr Geistreiches gegen die Abschaffung des Geldes gesagt zu haben, indem er in einer seiner Schriften, welche „Bewegung der Production" betitelt ist, das geistige Capital, welches wir in den Schriften (besonders in den seinigen) besitzen, mit dem materiellen Capitale verglich, welches wir im Gelde besitzen, und dann hinzufügte: „Eine Abschaffung des Geldes hätte also die gleiche Bedeutung, wie eine Abschaffung der Schrift: es wäre ein Commando an die Weltgeschichte, in den Mutterleib zurückzukehren." — — Den Unterschied zunächst zwischen dem materiellen Capital, welches wir im Gelde besitzen, und dem geistigen, welches wir durch die Schrift uns aneignen können, hat Herr Schulz übersehen. Dieser Unterschied ist kein geringerer, als der zwischen wahrem und falschem Eigenthume. Allerdings kann ich mir durch die Schrift geistige Schätze aneignen. Aber

es wird keinem Menſchen einfallen, den Schatz, den wir uns durch Wort und Schrift aneignen, zum Privateigenthum Einzelner ſtempeln zu wollen, die ihn ſodann ihren Privaterben überliefern könnten. Allerdings, ich kann eine Bibliothek, einen ſogenannten Bücherſchatz erben und erwerben; ich kann auch ſogenannte Offenbarungen durch heilige Schriftzüge empfangen; aber je mehr dieſer Erwerb ſich dem Gelderwerb nähert, je äußerlicher, zufälliger, je mehr dem Gewinn und Verluſt unterworfen er iſt, deſto werthloſer, deſto geiſtloſer iſt mein „geiſtiger" Schatz. Oder glaubt Herr Schulz, daß ich mit den Buchſtaben und den Büchern ſchon den Geiſt in Empfang genommen? — Die Sprache iſt das lebendige, geiſtreiche Verkehrsmittel, aber nicht die Buchſtaben gelten. Das geiſtige Geld iſt nur geltend, ſofern es organiſch mit dem Menſchen verwachſen iſt. Die Sprache kann organiſch mit dem Menſchen verwachſen ſein, weil ſie ein organiſches, gegliedertes Ganze iſt. Das Geld kann nicht mit dem Menſchen organiſch verwachſen ſein, wie bereits oben gezeigt worden. Das Geld gleicht daher nicht der Schrift als lebendiger Sprache, ſondern der Schrift als todten Buchſtaben. — Der Buchſtabe, das iſt allerdings ſehr bezeichnend, ſoll, wie das Geld, von den Erfindern des Molochs erfunden worden ſein. Die Sprache iſt aber weder hier, noch dort erfunden worden. — Wenn eine Erfindung nicht mehr nöthig, nicht mehr brauchbar, ſogar ſchädlich geworden, dann benutzt man ſie nicht mehr, ohne daß man deshalb „in den Mutterleib" zurückzukehren braucht. Daß die Erfindung der Buchſtaben und der Münzen eine „nützliche" Erfindung, ſogar eine „nothwendige" war, wird nicht beſtritten. Beſtritten wird nur, daß ſie deshalb auch in Zukunft noch „nützlich" und „nothwendig" ſein wird. — Es iſt ganz richtig, daß in dem bisherigen Zuſtande der Iſolirung der Menſchen, in der bisherigen gegenſeitigen Entfremdung der Menſchen, ein äußerliches Symbol erfunden werden mußte, welches den geiſtigen und materiellen Productenaustauſch repräſentirte. Durch dieſe Abſtraction vom wirklichen, geiſtigen und lebendigen Verkehr wurde das Vermögen, die

Productionskraft der Menſchen während ihrer Entfremdung geſteigert; ſie hatten nämlich in dieſem abſtracten Verkehrsmittel ein vermittelndes Weſen ihrer eigenen Entfremdung; ſie mußten, weil ſie ſelbſt Unmenſchen, d. h. nicht vereinigt waren, das Vereinigende außer ſich, d. h. in einem unmenſchlichen, übermenſchlichen Weſen ſuchen. — Ohne dieſes unmenſchliche Verkehrsmittel würden ſie gar nicht in Verkehr gekommen ſein. Sobald aber die Menſchen ſich vereinigen, ſobald ein unmittelbarer Verkehr zwiſchen ihnen ſtatt finden kann, muß das unmenſchliche, äußerliche, todte Verkehrsmittel nothwendig abgeſchafft werden. Nicht willkürlich kann und wird dieſes todte und tödtende Verkehrsmittel abgeſchafft werden; die Abſchaffung deſſelben geſchieht eben ſo wenig auf „Commando", wie deſſen Schaffung. So wie das Bedürfniß eines äußerlichen Vereinigungsmittels während der inneren Zerfallenheit des Menſchengeſchlechtes die geiſtigen und materiellen Götzen in's Leben gerufen hatte, ſo wird das Bedürfniß einer unmittelbaren, innigen Vereinigung der Menſchen dieſe Götzen wieder vernichten. Die Liebe, welche in den Himmel geflohen iſt, als die Erde ſie noch nicht zu faſſen vermochte, wird ihren Wohnſitz wieder an dem Orte, wo ſie geboren und genährt wird, in der Bruſt der Menſchen haben. Wir werden unſer Leben nicht mehr vergebens außer und über uns ſuchen. Kein fremdes Weſen, kein drittes Mittelding wird ſich mehr zwiſchen uns eindrängen, um uns äußerlich und ſcheinbar zu vereinigen, zu „vermitteln", während es uns innerlich und wirklich trennt und entzweit. — Mit den Handelsſpeculationen werden die philoſophiſchen und theologiſchen Speculationen, mit der Politik die Religion aufhören. Getrieben von der innern Nothwendigkeit unſerer Natur und der äußeren Noth der Verhältniſſe werden wir mit dieſem ganzen Unſinn und Heuchlerkram unſerer Philoſophen, Gelehrten, Pfaffen und Staatskünſtler, welche mit der Unmenſchlichkeit und Niederträchtigkeit unſerer bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſchön harmoniren, ein für allemal ein Ende machen, indem wir uns in Gemeinſchaft vereinigen und alle die äußerlichen Verkehrsmittel, alle dieſe Pfähle in unſerem Fleiſche als fremde Körper ausſtoßen.

16.

Die organiſche Gemeinſchaft, welcher wir entgegen ſehen, konnte erſt in Folge der höchſten Entfaltung aller unſerer Kräfte mittelſt des ſchmerzlichen Stachels der Noth und der böſen Leidenſchaften in's Leben treten. Die organiſche Gemeinſchaft, die reife Frucht der menſchlichen Entwickelung, konnte nicht in's Leben treten, ſo lange wir noch nicht ganz entwickelt waren, und wir konnten uns nicht entwickeln, wenn wir nicht mit einander in Verkehr traten. In der Entwickelung des Verkehrs aber haben wir noch als Einzelne und Vereinzelte mit einander gerungen. Wir haben um unſere geiſtigen und materiellen Verkehrsmittel mit einander gerungen, weil wir als Vereinzelte dieſer Verkehrsmittel bedurften, um leben zu können. Wir haben ihrer bedurft, weil wir noch nicht vereinigt waren, die Vereinigung oder das Zuſammenwirken unſerer Kräfte aber unſer Leben iſt. Wir haben alſo unſer eigenes Leben noch außer uns ſuchen müſſen, uns daſſelbe im gegenſeitigen Kampfe erringen müſſen. Durch dieſen Kampf haben wir aber etwas ganz Anderes errungen, als was wir zu erringen ſtrebten und hofften. Wir glaubten, ein äußerliches Gut zu erringen, und wir haben nur uns ſelbſt darin entwickelt. Dieſer Wahnſinn war uns aber nur ſo lange heilſam und förderlich, als er wirklich dazu beitrug, unſere Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln. Nachdem dieſelben entwickelt ſind, würden wir uns nur gegenſeitig zu Grunde richten, wenn wir nicht zum Communismus übergingen. Unſere Kräfte werden jetzt durch den Kampf nicht mehr weiter entwickelt, ſchon deshalb nicht, weil ſie entwickelt ſind. Wir ſehen es aber auch täglich, daß wir unſere Kräfte einerſeits nur fruchtlos vergeuden, und daß ſie andrerſeits durch den Ueberfluß an Productionskräften gar nicht mehr zur Entwickelung kommen können. — Wenn die liberalen Bourgeois uns noch immer von der Nothwendigkeit des Fortſchrittes durch den Kampf der Concurrenz unterhalten, ſo kommt dies daher, weil ſie gedankenloſe Schwätzer ſind, weil ſie Anachronismen machen, oder vom Egoismus verblendet und unfähig ſind, Wahrheiten zu begreifen, die

ſich Jedem aufdrängen, der nur die Augen aufthun will. Wir können uns auf der Stufe der Entwickelung, wohin wir gelangt ſind, nur mehr gegenſeitig ausbeuten und aufzehren, wenn wir uns nicht in Liebe mit einander vereinigen. Keine Jahrhunderte, wie die gedankenloſen Liberalen meinen, keine Jahrzehnte werden mehr vergehen, und die hundertfältig geſteigerten Productionskräfte werden die große Mehrzahl Derer, die von ihrer Hände Arbeit leben müſſen, in's tiefſte Elend geſtürzt haben, weil ihre Hände werthlos geworden ſind; während einige Wenige, die ſich mit der Anhäufung der Capitalien beſchäftigen, im Ueberfluſſe ſchwelgen und in ekler Genußſucht untergehen werden, wenn ſie nicht vorher ſchon der Stimme der Liebe und Vernunft Gehör gegeben, oder der Gewalt nachgegeben haben.

17.

Die Entſtehungsgeſchichte der Geſellſchaft iſt beſchloſſen; der ſocialen Thierwelt wird bald die letzte Stunde ſchlagen. Abgelaufen iſt die Uhr der Geldmaſchine, und vergebens verſuchen unſere Staatskünſtler des Fort- und Rückſchrittes, ſie noch im Gange zu halten . . . . . .

Verſammlungen in Elberfeld.

Wir haben im verfloſſenen Winter in den Zeitungen viel von „Bürgerverſammlungen“ geleſen. Aber von den communiſtiſchen Verſammlungen, welche im Monat Februar in Elberfeld ſtattfanden, iſt uns, abgeſehen von einigen Schmähartikelchen der Barmer Zeitung, nichts zu Geſicht gekommen, obgleich dieſe Verſammlungen den übrigen wenigſtens darin glichen, daß auch ſie der hochlöblichen Regierung nicht ſehr gefielen und, wie wir ſehen werden, mit einem großen Aufwand von Reſcripten und Maßregeln verboten wurden. — Die Urſache dieſes auffallenden Stillſchweigens ſämmtlicher liberaler Zeitungen mögen unſere Leſer ſich auf irgend eine beliebige Weiſe erklären.

Ueber die Entſtehungsgeſchichte der Elberfelder communiſtiſchen Verſammlungen wollen wir nicht viele Worte verlieren. Mehrere angeſehene Bürger und Beamten Elberfelds erſuchten den eben damals dort angekommenen Communiſten Heß, mit ſeinen ziemlich zahlreichen Geſinnungsgenoſſen des Wupperthals einen Samſtag Abend im Zweibrücker Hof zuzubringen und ſich dort öffentlich über den Communismus zu unterhalten, damit man endlich einmal erfahre, was denn eigentlich dahinter ſei. — Es kamen aber ſchon in dieſe erſte Zuſammenkunft mehr gebetene und ungebetene Gäſte, als man erwartet hatte. Aus den freundſchaftlichen Beſprechungen wurden daher lebhafte Debatten, aus der Zuſammenkunft eine große Verſammlung. Man ging am folgenden Samſtag Abend ohne eigentliche Verabredung wieder

in denſelben Gaſthof, am dritten Samſtag Abend desgleichen und würde ſolchergeſtalt dieſe Zuſammenkünfte ad infinitum fortgeſetzt haben, wenn nicht Alles in dieſer Welt einmal ein Ende haben müßte. Aber dieſe Verſammlungen ſtarben, wie geſagt, keines natürlichen, ſondern eines gewaltſamen Todes, wenn es auch wahr iſt, daß zuletzt das größte Local in Elberfeld zu klein geweſen wäre, um alle die Leute zu faſſen, welche ſich heranbrängten, das neue communiſtiſche Evangelium zu hören. Wie es heißt, wollten ſchon die Proletarier der guten Stadt Elberfeld, welche ſich nicht getrauten, in einer ſo vornehmen Geſellſchaft ſelbſt gleich zu erſcheinen, eine Deputation von vier Perſonen aus ihrer Mitte abſenden, welche ihnen über die communiſtiſchen Debatten Bericht abſtatten ſollten. Möglich, daß dieſes kühne Vorhaben die nächſte Veranlaſſung des plötzlichen Verbotes war; denn die Regierungen ſcheinen es noch immer lieber zu ſehen, daß jede große und ſchöne Idee möglichſt entſtellt unters Volk komme, um der Brutalität, welche aus der Unwiſſenheit und dem halben Wiſſen entſpringt, ihren Spielraum zu laſſen. — Wer am Ende von den Folgen dieſes Manövers am Meiſten zu leiden hat, ſcheinen ſie noch immer nicht zu ahnen. — Die Rathſchlüſſe der Herren ſind unergründlich!

Wir theilen hier nur die größern Reden der communiſtiſchen Wortführer mit. Die übrigen Debatten, welche intereſſant genug waren, können wir leider nur beiläufig erwähnen, erſtens weil kein Protokoll geführt wurde, und unſer Gedächtniß uns täuſchen könnte, dann aber auch, weil wir von den andern Rednern nicht ermächtigt worden ſind, ihre Vorträge hier zu veröffentlichen. — Aus denſelben Gründen müſſen wir die Verhandlungen, welche an drei verſchiedenen Tagen, alſo in drei geſonderten Abtheilungen ſtattgefunden haben, in eine einzige zuſammenſchmelzen.

Heß: Meine Herren! Es iſt wohl nicht nöthig, Sie erſt von dem geiſtigen, moraliſchen und phyſiſchen Elende der heutigen Geſellſchaft zu unterhalten. Darin iſt wohl jeder Mann von Herz mit mir einverſtanden, daß wir, wenn wir auch ſelbſt noch ſo

vortheilhaft gestellt sind, beim Anblicke dieser Welt voll Elend nicht glücklich leben. Nur darauf hin möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken, daß die sämmtlichen Uebel der heutigen Menschenwelt, die man gewöhnlich der Unvollkommenheit der menschlichen Natur zuschreibt, ihren letzten Grund in der unorganisirten menschlichen Gesellschaft haben. Auch hab' ich's schon oft aussprechen hören, daß die Idee des Communismus an sich schön und wahr, daß sie aber leider nicht ausführbar sei. — Wenn ich nicht sehr irre, so sind diese beiden Punkte, nämlich die Ausführbarkeit des Communismus und die Grundursache der menschlichen Uebel, wohl am Meisten der Beleuchtung bedürftig. Ich glaube daher die kurze Zeit, die uns heute zur Besprechung unseres Gegenstandes zugemessen ist, am Besten zu benutzen, wenn ich mich darauf beschränke, diese Partieen etwas näher zu beleuchten.

Die Idee des Communismus, m. H., mit welcher Jeder sich einverstanden erklärt, ist das Lebensgesetz der Liebe, angewandt auf das Socialleben. — Das Gesetz der Liebe lag stets im Menschen, wie in allem Leben; aber der Versuch, dieses Gesetz auf das Socialleben anzuwenden, wurde erst gemacht, als in den Menschen das Bewußtsein ihres Lebens zu reifen anfing, als der Mensch sein eignes Leben immer deutlicher zu fühlen begann, als er immer klarer erkannte, daß eben in der Liebe allein die Kraft, die Lebenskraft, die Schöpferkraft liegt — als er mit dieser, seiner innern Anschauung vom Leben, einerseits das Leben der Natur verglich und fand, daß sich hier überall sein Lebensbewußtsein bewährt, daß die Liebe, welche er als sein Leben erkannte, auch das wirkliche Naturleben ist — andrerseits aber seine nunmehr durch die Naturwissenschaft bewährte und bereicherte Lebensanschauung mit dem gesellschaftlichen Leben verglich und zu seinem Entsetzen fand, daß hier, in seiner eignen Welt, Nichts diesem Lebensgesetze entsprach, daß ihm hier Alles widersprach — als er, mit Einem Worte, die Entdeckung machte, daß er in einer — verkehrten Welt lebt! — Nach dem ersten Staunen und Entsetzen, das sich bei dieser traurigen Entdeckung des Menschen bemächtigte, glaubte er den Grund der Verkehrt-

heit ſeiner eignen Welt darin allein ſuchen zu müſſen, daß das Lebensbewußtſein der Menſchen bis jetzt ein verkehrtes war; denn, dachte er, wie konnte die menſchliche Geſellſchaft, das Erzeugniß des menſchlichen Verſtandes und Willens, eine vernünftige ſein, ſolange dieſer Wille und Verſtand ſelbſt noch unvernünftig war? Aber, m. H., dieſer Grund iſt offenbar nicht der letzte. Denn wir müſſen weiter fragen: Woher iſt das verkehrte Lebensbewußtſein entſtanden? Wir wollen verſuchen, hierauf zu antworten.

Kein lebendiges Weſen ſpringt ſogleich vollkommen ausgebildet in's Daſein. Alles entwickelt ſich vielmehr erſt im Laufe der Zeit. Man nennt dieſe Entwickelung: die Geſchichte, Entſtehungsgeſchichte eines Weſens. Wenn Sie, m. H., jetzt die Idee des Communismus an und für ſich ſchön und wahr finden, ſo kommt dies daher, weil Ihr Lebensbewußtſein ſchon gereift iſt, weil Sie erkennen, daß das wahre Leben in der Liebe allein beſteht. Eine lange Reihe von Jahrhunderten, gedüngt mit dem Angſtſchweiß und dem Blute des um ſein Daſein noch erſt ringenden Menſchengeſchlechts gehörte dazu, dieſes Lebensbewußtſein, dieſe Frucht hervorzutreiben und zu reifen. — Wie unſer Planet eine Entwickelungsgeſchichte hatte voller Naturrevolutionen, elementariſcher Kämpfe und Stürme — wie hier viele Schöpfungen erſt zu Grunde gehen mußten, bevor ſich die vollendeten Geſtalten des gegenwärtigen gereiften Erdalters bilden und in harmoniſcher Wechſelwirkung gegenſeitig nach den ewigen Geſetzen der Liebe friedlich fördern konnten: ebenſo mußten auch in der Menſchengeſchichte elementariſche Kämpfe vorhergehen, bevor ihre vollendete Organiſation entſtehen konnte. Das Elementariſche, Unorganiſche geht dem Organiſchen, Harmoniſchen ſtets vorher. Das Menſchengeſchlecht lebte nicht vom erſten Augenblick ſeines Entſtehens an in ausgebildeten großen geſellſchaftlichen Vereinen, wie jetzt, und noch viel weniger in organiſirten Wirkungskreiſen. Es waren im Anfange nur vereinzelte Individuen — es waren alſo nur die Elemente der Menſchheit, welche aus dem Schooße der Erde hervorgingen — und erſt nach und nach traten dieſe Individuen, traten dieſe

menſchlichen Elemente mit einander in Verbindung, in Verkehr, in Wechſelwirkung. Wie hätte unter dieſen Individuen, die erſt anfingen, mit einander zu verkehren, ſchon ein ausgebildeter Verkehr, eine gegenſeitige Verſtändigung über das, was ihnen zuträglich, ſtattfinden ſollen? — Wenn die Einigkeit, das verſtändige Zuſammenwirken verſchiedener Individuen, kurz, wenn das Leben in der Liebe, wenn das organiſche Leben erſt das wahre und wirkliche Leben iſt, ſo begreifen Sie leicht, daß dieſe Einigkeit, dieſe Verſtändigung der Menſchen erſt nach einer langen Reihe von Kämpfen in's Daſein treten konnte. So lange ſich die Menſchen noch nicht verſtändigt hatten, mußten ſie ſich bekämpfen, und nur von ihren Kämpfen hat uns die bisherige Geſchichte zu berichten. — Schon früh mußten die Menſchen mit einander in Verkehr treten. Je mehr Producte der Natur und Erzeugniſſe der Kunſt die Menſchen aus ihrer Umgebung kennen lernten, deſto mehr Bedürfniſſe erwachten in ihnen, deſto nothwendiger wurde ein gegenſeitiger Austauſch der Producte; denn nicht jedes Land, nicht jedes Volk, nicht jeder einzelne Menſch kann ſelbſt Alles hervorbringen. Aber der Productenaustauſch beſtand anfangs nur darin, daß der Stärkere den Schwächern, wenn er mit ihm in Berührung kam, bekämpfte und beraubte. Die erſte Form des Productenaustauſches war eben der Raubmord. Und ſo wie die erſte Form des Productenaustauſches oder des Verkehrs der Raubmord, ſo war die erſte Form der Production oder Arbeit: die Sklaverei. Die Sieger begnügten ſich nicht damit, den Beſiegten ihre Producte zu rauben, ſie wollten ſich auch der Producenten verſichern; ſie ſahen bald ein, daß es vortheilhafter ſei, die Beſiegten, welche den Kampf überlebten, zu Sklaven zu machen und ſie auf dieſe Weiſe auszubeuten, als ſie kannibaliſch zu verzehren. So wurde der Egoismus immer raffinirter. Auf dieſer hiſtoriſchen Baſis, m. H., entwickelten ſich Production und Verkehr bis zur freien Concurrenz, in der wir uns jetzt bewegen, ohne es uns eingeſtehen zu wollen, daß dieſer Verkehr noch immer auf dieſelbe egoiſtiſche Baſis der gegenſeitigen Ausbeutung begründet iſt, von welcher er ausgegangen. Ein Blick auf unſere

Zuſtände zeigt es jedoch deutlich, daß wir uns nach wie vor gegenſeitig verkaufen und ausbeuten. Iſt dieſe Ausbeutung eine raffinirtere im Laufe der Zeit geworden, ſo iſt ſie darum nicht menſchlicher, vielmehr um ſo unmenſchlicher, je mehr wir gegenwärtig gezwungen ſind, uns freiwillig und gegenſeitig zu verkaufen, je weniger wir Alle dieſem Menſchenhandel uns entziehen können, je univerſeller der Menſchenhandel geworden iſt. Denn wir Alle müſſen unſere Lebensthätigkeit verſchachern, um dagegen andrer Menſchen Lebensthätigkeit einzuſchachern — und was iſt denn die Summe aller unſerer Fähigkeiten und Kräfte, die wir in den Handel bringen und verſilbern müſſen, was iſt ſie anders, als unſer eignes, ganzes Leben? — Nicht der Leib, den wir nur äußerlich antaſten, ſondern ſeine wirkliche Kraft bildet unſer Leben. Verkaufen wir dieſe unſere Kraft, ſo verkaufen wir eben unſer Leben ſelbſt. Das Geld iſt das Zeichen unſerer Sklaverei; denn was iſt es anders, als der in Zahlen ausgedrückte menſchliche Werth? Sind aber Menſchen, welche bezahlt werden können, Menſchen, die ſich gegenſeitig kaufen und verkaufen, etwas Anders als Sklaven? — Wie ſollten wir es auch anfangen, dieſem Menſchenhandel zu entgehen, ſolange wir vereinzelt leben und Jeder auf eigne Fauſt für ſich erwerben muß, um ſeine Exiſtenzmittel zu gewinnen? — Wer gibt uns die Mittel zum Leben, die Mittel zu unſerer phyſiſchen und ſocialen Lebensthätigkeit, wenn wir ſie uns nicht durch Kauf und Verkauf unſeres eignen Lebens erwerben? — Wir ſind in einem ewigen Widerſpruche, in einem ewigen Kampfe begriffen. Es iſt der Widerſpruch des ſich immer ſteigernden Verkehres innerhalb der Vereinzelung. Wir ſind getrennt von einander, Jeder lebt und wirkt nur für ſich allein, und wir Alle können uns doch keinen Augenblick entbehren. Jeder Einzelne hat die Erzeugniſſe der ganzen erſchloſſenen Menſchenwelt, von China bis Nordamerika nöthig, um menſchlich leben und wirken zu können, und iſt doch nur auf ſeine vereinzelte Kraft angewieſen, um ſich alle dieſe Bedürfniſſe anzueignen. — Nicht die nützliche Thätigkeit, die wirkliche Leibes- und Geiſteskraft, nicht die redliche

Arbeit entſcheidet hier das Loos des Einzelnen — denn was iſt die größte Kraft des Einzelnen gegenüber einer Welt? — ſondern der Zufall und das gemeine Kunſtſtück — wer am Schnellſten den in Zahlen ausgedrückten Menſchenwerth, das Geld, ſich in ſeine Taſche ſpielen kann — das ſind die blinden und unſittlichen Mächte, welche das Loos der Menſchen beſtimmen!

Als das wahre Lebensbewußtſein in den Menſchen zuerſt erwachte, fühlte man wohl ſchon das Verkehrte unſerer ſocialen Verhältniſſe; aber man ſah nicht ſogleich ein, daß das verkehrte Lebensbewußtſein, aus dem man ſich eben zu befreien anfing, ebenſo ſehr ein Erzeugniß des verkehrten Lebens, der verkehrten Welt iſt, in welcher die Menſchen bisher lebten, als umgekehrt wiederum dieſe verkehrte Welt ein Erzeugniß des bisherigen unreifen Lebensbewußtſeins iſt. Man ſah nicht ſogleich die nothwendige Wechſelwirkung des wirklichen, geſellſchaftlichen Lebens und des Lebensbewußtſeins ein. Man richtete die Kritik gegen das Letztere, gegen die Religion, gegen die Politik, gegen Kirche und Staat, gegen den theoretiſchen Ausdruck des praktiſchen Egoismus, und glaubte ſolchergeſtalt die Welt reformiren zu können, ohne zu bedenken, daß dies ebenſo erfolglos ſein mußte, wie wenn ein Arzt eine Krankheit dadurch curiren wollte, daß er die Symptome derſelben äußerlich wegcurirt. Das verkehrte Bewußtſein und ſeine Erſcheinungsformen, Kirche und Staat, ſind Nichts, als die Symptome eines verkehrten Lebens — ſie ſind das Bild eines wirklichen Leibes, der nicht dadurch anders wird, daß man das Bild anders, ſchöner malt.

Aber, m. H., die Zeit der religiöſen und politiſchen Revolutionen iſt jetzt zu Ende. Man ſieht ein, daß das egoiſtiſche Lebensbewußtſein und ſeine Exiſtenzformen, Kirche und Staat, von ſelbſt aufhören, aber auch nicht eher aufhören, als wenn das egoiſtiſche Leben, der Privaterwerb, der Menſchenhandel aufhört. So lange dieſer praktiſche Egoismus nicht aufhört, wird man den Menſchen vergebens von Aufklärung, Freiheit, Vernunft und Liebe ſprechen. Die Maſſe der Menſchen wird es nicht glauben

daß das menſchliche Leben und das Leben überhaupt in der Liebe, in der Wahrheit, in der Freiheit beſteht. Sie wird den Egoismus mit ſeinem ganzen Gefolge von Uebeln als den Grundcharakter der menſchlichen Natur betrachten, weil er es in der That iſt, ſo lange die Menſchen getrennt, Jeder für ſich lebt und wirkt. Sie meinen vielleicht, ich widerſpreche mir, indem ich einmal die Liebe und ein anderes Mal den Egoismus für das wirkliche Leben, für das des Naturmenſchen erkläre. Aber, m. H., die menſchliche Natur iſt kein Steinblock, kein einfacher Körper, der ſtets derſelbe iſt und bleibt, die menſchliche Natur muß ſich eben entwickeln, und noch iſt ſie ebenſo wenig ganz entwickelt, wie die Geſellſchaft ganz entwickelt iſt. — Aus der jetzigen Maſſe der Menſchen können Sie keinen Schluß auf die menſchliche Natur ziehen. So viel aber iſt gewiß: wenn ein Menſch das wahre Lebensbewußtſein haben kann, ſo können's auch alle Menſchen haben, und wenn ſie es nicht haben, ſo iſt nicht die menſchliche Natur daran ſchuld — ſonſt könnten wir Alle, die wir hier verſammelt ſind, noch nicht einmal eine Ahnung vom wahren Leben haben, denn wir ſind doch Alle nichts mehr als Menſchen — ſondern die äußeren Verhältniſſe ſind es, welche es noch nicht geſtatten, daß alle Menſchen ihre Natur ganz entwickeln.

Wenn man ſagt, der Communismus ſei als Idee etwas ſehr Schönes, aber er ſei unausführbar, ſo ſagt man damit Nichts weiter, als was die Theologen und Philoſophen, Prieſter und Staatsmänner von jeher ſagten. Man hält ſich für beſſer, als die Maſſe der Menſchen. Wenn Sie, m. H., den Communismus an ſich für gut halten, ſo kommt dies daher, weil Sie das Leben in der Liebe und Vernunft für das wahre Leben halten. Sie glauben aber, daß Ihr Lebensbewußtſein nicht in Allen entwickelt werden kann. — Warum glauben Sie das? — Weil Sie ſich keine andere Form der Entwickelung dieſes Bewußtſeins denken, als die der theoretiſchen Belehrung — eine Form, in der bisher alle Prieſter und Philoſophen gewirkt hatten, ohne die Rohheit und Unwiſſenheit, Bosheit und Dummheit dadurch aus der Welt verbannt zu haben. Aber die Entwickelung der menſchlichen

Natur kann noch in einer anderen, in einer praktiſchen Weiſe ſtattfinden, und ſie kann nicht nur in dieſer Weiſe ſtattfinden, ſie findet in der That nur oder doch hauptſächlich und weſentlich in dieſer Weiſe ſtatt. — Laſſen wir jene theoretiſche Form fahren, bilden wir uns nicht ein, die Welt durch unſere Ideen bekehren zu können. Der Communismus iſt keine Theorie, wie irgend ein philoſophiſches Syſtem, das uns gelehrt wird. Der Communismus iſt der Schluß der Entſtehungsgeſchichte der Geſellſchaft.

Sehen Sie um ſich, m. H., betrachten Sie einmal genauer dieſe moderne Geſellſchaft mit ihrer ſich täglich rieſenmäßiger geſtaltenden Induſtrie, die bis in die entfernteſten Weltgegenden dringt, um ihren Productenconſumenten zu ſuchen, die heute in ein Land von 300 Millionen Einwohner gedrungen iſt, um ſich neue Abſatzwege für ihre Producte zu verſchaffen, um nicht in ihren eignen Productionen zu erſticken, und die, nach den Berechnungen von Sachkennern, in wenigen Jahren ſchon dieſes Land mit ihren Productionen überſchwemmt und eine neue Kriſis, eine neue mercantiliſche Stockung hervorgerufen haben wird, in welcher Tauſende vom Mittelſtande, Millionen vom Arbeiterſtande zu Grunde gehen. — Wohin wird dieſe ungeregelte Induſtrie, dieſes Schwert in der Hand eines Kindes, am Ende führen? Glauben Sie, daß dieſe moderne Induſtrie, die kaum ein halbes Jahrhundert alt iſt und faſt die ganze Welt mit ihren Erzeugniſſen überſchattete und eine bereits unausfüllbare Kluft zwiſchen Reichen und Armen, Capitaliſten und Proletariern in's Daſein gerufen hat — glauben Sie, daß dieſer Geldgötze, der ſeine eigenen Erzeuger verſchlingt, noch lange beſtehen kann, ohne die Menſchen alleſammt bis auf einige Wenige hinzuſchlachten? Wir haben in dieſer ehrenwerthen Verſammlung viele praktiſche Geſchäftsmänner unter uns, ſie mögen es mir aus ihrer eigenen langjährigen Erfahrung bezeugen, ob es Uebertreibung iſt, wenn ich behaupte, daß dieſe moderne Rieſeninduſtrie mit Rieſenſchritten ihrem eigenen Untergange entgegengeht und unſere ganze Civiliſation mit ſich in den Abgrund der Barbarei reißen würde, wäre nicht eine höhere Idee, als diejenige, welche unſerer bisherigen

Civiliſation zur Grundlage diente, wäre nicht eine andere Weisheit, als die Weisheit des Privategoismus und Privaterwerbs, wäre, mit einem Worte, nicht der Communismus da, um dieſen reißenden Strom, wenn er Alles überſchwemmen und in ſeine Fluthen begraben will, zum Nutzen des wahren, menſchlichen Lebens zu verwenden. Nicht die Welt zu bekehren, iſt unſere Aufgabe — noch niemals hat eine Theorie die Welt bekehrt, wenn nicht die Welt, das Leben ſelbſt, dieſe Theorie erzeugt hat — unſere Aufgabe iſt es nur, eine Erkenntniß, die ſich Jedem, der gebildet genug iſt, um im Buche der Geſchichte leſen zu können, von ſelbſt aufdrängt, ſo weit zu entwickeln, daß wir nicht eines Tages, wenn uns dieſe Erkenntniß allein retten kann, rathlos zu Grunde gehen. — Wir wollen es nicht in Abrede ſtellen, nein, wir ſchämen uns deſſen nicht, daß unſer Herz, unſer Mitgefühl mit dem geiſtigen, ſittlichen und phyſiſchen Elende unſerer Nebenmenſchen uns zur Idee und Fortbildung des Communismus antreibt; aber es iſt nicht unſer Herz allein, nicht eine bloße Schwärmerei, es iſt auch der Verſtand, es iſt, um mit Feuerbach zu reden, das zu Verſtand gekommene Herz, welches uns die Zuverſicht einflößt, daß die Zeit nicht mehr fern iſt, in der ſich alle Menſchen als Glieder einer und derſelben Familie betrachten und in Gemeinſchaft zuſammen wirken werden. Wäre nicht die moderne Induſtrie da, um erſt dieſe egoiſtiſche Geſellſchaft aus ihren Fugen zu heben und ihr dann als communiſtiſche ihren Ueberfluß an Productionskräften zu bieten, — wir würden weder die Idee des Communismus bekommen haben, noch weniger an ſeine Ausführbarkeit glauben. Auf dem Punkte aber, wo jetzt die menſchliche Wiſſenſchaft und Kunſtthätigkeit ſteht, iſt es eben ſo gewiß, daß alle Menſchen mit einer ſo leichten Mühe, wie ſie ſich Niemand verdrießen laſſen wird, ein bequemes, genußreiches, freies Leben führen können, wenn ſie ſich vereinigen und in Gemeinſchaft leben und wirken, als es gewiß iſt, daß ſie im Privaterwerbe zu Grunde gehen.

Wir müſſen oft den Einwurf hören, viele Arbeiten ſeien ſo mühſam, abſtoßend und ſelbſt der Geſundheit ſo ſchädlich, daß kein Menſch ſich dazu verſtehen würde, ſie zu verrichten, wenn

er nicht durch die Noth dazu gezwungen wäre. Diese Bemerkung, welche, wie man glaubt, den größten Einwurf gegen den Communismus bildet, iſt vielmehr einer der triftigſten Gründe für denſelben. Berückſichtigen Sie einmal, meine Herren, die hohe Stufe der Ausbildung, welche die Mechanik gegenwärtig erlangt hat, und ſagen Sie ſelbſt, ob Sie ſich irgend eine Arbeit denken können, welche nicht, wenn man nur ernſtlich wollte und keine Koſten ſcheute, für den Menſchen bequem gemacht werden könnte. Angenommen aber, es ſollten Arbeiten übrig bleiben, die, trotz aller mechaniſchen Hülfsmittel, für den Menſchen unbequem bleiben, mit welchem Rechte wollten Sie dieſe Arbeiten den Einen aufbürden und den Anderen nicht. Wäre es nicht vielmehr Recht und Pflicht, ſolche Arbeiten durch gemeinſame Uebernahme ſich gegenſeitig zu erleichtern? Haben wir denn ein Recht, die Menſchen, die das Unglück haben, arm geboren zu werden, als Parias zu behandeln, um Anderen dagegen das Privilegium eines bequemen Lebens zu ſichern? — In einer Geſellſchaft, welcher allgemeines Menſchenwohl mehr werth iſt, als alle Schätze der Welt, in einer Geſellſchaft, welche keine Koſten ſcheut, um die Arbeiten ſo zu geſtalten, daß der Menſch ſie ohne Nachtheil für ſein Leben verrichten kann, in einer Geſellſchaft, welche Arbeiten, die ſich vom allgemein menſchlichen Geſichtspunkte aus nicht rechtfertigen laſſen, lieber ungeſchehen läßt, in einer ſolchen Geſellſchaft, ſage ich, können ſolche unmenſchliche Arbeiten, wie in unſerer, auf Raubmord, Sklaverei, Thorheit und Ungerechtigkeit begründeten Geſellſchaft, gar nicht mehr vorkommen. Je mehr Sie in unſerer Geſellſchaft ſolche Arbeiten finden, die der Menſch nur durch die Noth, die mit anderen Worten nur der Sklave verrichtet, deſto mehr müſſen Sie den Communismus, ohne welchen dieſe Arbeiten nicht um- oder abzuſchaffen ſind, als unumgängliche Bedingung der Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität betrachten.

Friedrich Engels: Meine Herren! Wir leben, wie Sie eben gehört haben, und wie ich es ohnehin als allgemein bekannt voraus-

ſetzen darf, in einer Welt der freien Concurrenz. Sehen wir uns denn dieſe freie Concurrenz und die von ihr erzeugte Weltordnung etwas näher an. In unſerer heutigen Geſellſchaft arbeitet Jeder auf ſeine eigne Hand, Jeder ſucht ſich für ſeinen Kopf zu bereichern und kümmert ſich nicht im Geringſten um das, was die Andern thun; von einer vernünftigen Organiſation, von einer Vertheilung der Arbeiten iſt keine Rede, ſondern im Gegentheil, Jeder ſucht dem Andern den Rang abzulaufen, ſucht die günſtige Gelegenheit für ſeinen Privatvortheil auszubeuten und hat weder Zeit noch Luſt, daran zu denken, daß ſein eigenes Intereſſe im Grunde doch mit dem aller übrigen Menſchen zuſammenfällt. Der einzelne Capitaliſt ſteht im Kampfe mit allen übrigen Capitaliſten, der einzelne Arbeiter mit allen übrigen Arbeitern; alle Capitaliſten kämpfen gegen alle Arbeiter, wie die Maſſe der Arbeiter nothwendig wieder gegen die Maſſe der Capitaliſten zu kämpfen hat. In dieſem Kriege Aller gegen Alle, in dieſer allgemeinen Unordnung und gegenſeitigen Ausbeutung beſteht das Weſen der heutigen bürgerlichen Geſellſchaft. Eine ſolche ungeregelte Wirthſchaft, m. H., muß aber nothwendig auf die Dauer für die Geſellſchaft die unheilvollſten Reſultate erzielen; die ihr zum Grunde liegende Unordnung, die Vernachläſſigung des wahren, allgemeinen Wohls muß über kurz oder lang in einer eclatanten Weiſe zu Tage kommen. Der Ruin der kleinen Mittelclaſſe, des Standes, der die Hauptgrundlage der Staaten des vorigen Jahrhunderts bildete, iſt die erſte Folge dieſes Kampfes. — Wir ſehen es ja täglich, wie dieſe Claſſe der Geſellſchaft durch die Macht des Capitals erdrückt wird, wie z. B. die einzelnen Schneidermeiſter durch die Läden fertiger Kleider, die Möbelſchreiner durch die Möbelmagazine ihre beſten Kunden verlieren und aus kleinen Capitaliſten, aus Mitgliedern der *beſitzenden* Claſſe, in abhängige, für Rechnung Anderer arbeitende Proletarier, in Mitglieder der *beſitzloſen* Claſſe verwandelt werden. Der Ruin der Mittelclaſſe iſt eine vielbeklagte Folge unſerer vielgeprieſenen Gewerbefreiheit, er iſt ein nothwendiges Reſultat der Vortheile, die der große Capitaliſt über ſeinen weniger beſitzenden Concurrenten hat, er iſt das energiſchſte Lebens-

zeichen der Tendenz des Capitals, ſich in wenig Händen zu concentriren. Dieſe Tendenz des Capitals iſt ebenfalls von vielen Seiten anerkannt; es wird allgemein darüber geklagt, daß ſich der Beſitz täglich mehr und mehr in den Händen Weniger anhäufe, und dagegen die große Mehrzahl der Nation mehr und mehr verarme. So entſteht denn der ſchroffe Gegenſatz von wenigen Reichen auf der einen, und vielen Armen auf der anderen Seite; ein Gegenſatz, der in England und Frankreich bereits auf eine drohende Spitze geſteigert iſt und auch bei uns ſich mit jedem Tage zu größerer Schärfe entwickelt. Und ſo lange die jetzige Baſis der Geſellſchaft beibehalten wird, ſo lange wird es unmöglich ſein, dieſem Fortſchritt der Bereicherung weniger Einzelnen und der Verarmung der großen Maſſe Einhalt zu thun; der Gegenſatz wird ſich ſchärfer und ſchärfer ausbilden, bis endlich die Noth die Geſellſchaft zu einer Reorganiſation nach vernünftigeren Principien zwingt.

Das, m. H., ſind aber noch lange nicht alle Folgen der freien Concurrenz. Da ein Jeder auf ſeine eigne Hand producirt und conſumirt, ohne ſich um die Production und Conſumtion der Anderen viel zu kümmern, ſo muß nothwendiger Weiſe ſehr bald ein ſchreiendes Mißverhältniß zwiſchen der Production und der Conſumtion eintreten. Da die heutige Geſellſchaft den Kaufleuten, Speculanten und Krämern die Vertheilung der producirten Güter anvertraut, von denen jeder Einzelne wieder nur ſeinen eigenen Vortheil im Auge hat, ſo wird in der Austheilung — auch abgeſehen von der Unmöglichkeit für den Beſitzloſen, ſich den genügenden Antheil zu verſchaffen — ſo wird in der Austheilung der Producte daſſelbe Mißverhältniß eintreten. Wo hat der Fabrikant die Mittel zu erfahren, wie viel von ſeinem Fabrikat auf dieſem und jenem Markte gebraucht, und wenn er dies erfahren könnte, wieviel dann von ſeinen Concurrenten nach jedem dieſer Märkte geſchickt wird? Wie ſoll er, der in den meiſten Fällen gar nicht einmal weiß, wohin die Waare gehen wird, die er eben fabricirt — wie ſoll er nun gar wiſſen können, wieviel ſeine auswärtigen Concurrenten nach jedem der betreffenden Märkte liefern werden? Er weiß von dem Allem Nichts, er fabricirt,

wie ſeine Concurrenten, in's Blaue hinein und tröſtet ſich damit, daß die Anderen dies eben auch thun müſſen. Er hat keine andere Richtſchnur, als den ewig ſchwankenden Stand der Preiſe, der bei entfernten Märkten im Augenblicke, wo er ſeine Waare abſendet, ſchon ein ganz anderer iſt, als in dem Augenblicke, in dem der ihn darüber unterrichtende Brief geſchrieben wurde, und der im Augenblicke, wo die Waare ankommt, wieder anders iſt, als im Augenblicke, wo ſie abgeſandt wurde. Bei einer ſolchen Regelloſigkeit der Production iſt es denn auch ganz natürlich, wenn jeden Augenblick Stockungen des Verkehrs eintreten, die natürlich um ſo bedeutender ſein müſſen, je fortgeſchrittener die Induſtrie und der Handel eines Landes iſt. Das Land der ausgebildetſten Induſtrie, England, bietet uns daher hier die ſchlagendſten Beiſpiele. Durch die Ausbildung des Verkehrs, durch die vielen Speculanten und Commiſſionäre, die ſich hier zwiſchen den producirenden Fabrikanten und die wirklichen Conſumenten eingedrängt haben, wird es dem engliſchen Fabrikanten noch viel ſchwieriger gemacht, als dem deutſchen, auch nur das Geringſte über das Verhältniß der Vorräthe und der Production zur Conſumtion zu erfahren; er hat dazu faſt alle Märkte der Welt zu verſorgen — er erfährt faſt in keinem einzigen Falle, wohin ſeine Waare geht, und ſo findet es ſich bei der ungeheuren Productionskraft der engliſchen Induſtrie ſehr häufig, daß alle Märkte plötzlich überfüllt ſind. Der Verkehr ſtockt, die Fabriken arbeiten halbe Zeit oder gar nicht, eine Reihe von Falliſſementen tritt ein, die Vorräthe müſſen zu Spottpreiſen losgeſchlagen werden, und ein großer Theil des Capitals, das mit Mühe geſammelt war, geht ſo durch eine ſolche Handelskriſis wieder verloren. Solcher Handelskriſen haben wir in England ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts eine ganze Reihe und in den letzten zwanzig Jahren alle fünf oder ſechs Jahre eine gehabt. Die letzten, die von 1837 und 1842, werden den meiſten von Ihnen, m. H., noch deutlich in der Erinnerung ſein. Und wenn unſere Induſtrie auch ſo großartig, unſer Abſatz ſo weitverzweigt wäre, wie die Induſtrie und der Handel Englands, ſo würden wir dieſelben Reſultate erleben, während jetzt bei uns die Wirkung der Concurrenz

in der Industrie und im Verkehr in einer allgemeinen, dauernden Depression aller Geschäftszweige, in einem unglückseligen Mittelzustande zwischen entschiedener Blüthe und gänzlichem Verkommen, in einem Zustande der gelinden Stockung, d. h. der Stabilität, sich fühlbar macht.

M. H., was ist der eigentliche Grund dieser Uebelstände? Woraus entspringt der Ruin der Mittelclasse, der schroffe Gegensatz von Arm und Reich, die Stockungen des Verkehrs und die daraus entstehende Verschwendung von Capital? Aus keiner anderen Ursache, als aus der Zersplitterung der Interessen. Wir arbeiten Alle, ein Jeder für seinen eigenen Vortheil, unbekümmert um das Wohl der Anderen, und es ist doch eine augenscheinliche, eine sich von selbst verstehende Wahrheit, daß das Interesse, das Wohl, das Lebensglück jedes Einzelnen mit dem seiner Mitmenschen unzertrennlich zusammenhängt. Wir müssen uns Alle gestehen, daß Keiner von uns seine Mitmenschen entbehren kann, daß schon das Interesse uns Alle an einander fesselt, und doch schlagen wir dieser Wahrheit mit unseren Handlungen geradezu in's Gesicht, und doch richten wir unsere Gesellschaft so ein, als ob unsere Interessen nicht dieselben, sondern einander ganz und gar entgegengesetzt wären. Wir haben gesehen, was die Folgen dieses Grundirrthums waren; wollen wir diese schlimmen Folgen beseitigen, so müssen wir den Grundirrthum reformiren, und das beabsichtigt eben der Communismus.

In der communistischen Gesellschaft, wo die Interessen der Einzelnen nicht einander entgegengesetzt, sondern vereinigt sind, ist die Concurrenz aufgehoben. Von einem Ruin einzelner Classen, von Classen überhaupt, wie heutzutage Reiche und Arme, kann, wie sich von selbst versteht, keine Rede mehr sein. Sowie bei der Production und Austheilung der zum Leben nöthigen Güter der Privaterwerb, der Zweck des Einzelnen, sich auf eigne Faust zu bereichern, wegfällt, fallen auch die Krisen des Verkehrs von selbst weg. In der communistischen Gesellschaft wird es ein Leichtes sein, sowohl die Production wie die Consumtion zu kennen. Da man weiß, wie viel ein Einzelner im Durchschnitt braucht, so ist es leicht zu berechnen, wie viel von einer gewissen

Anzahl Individuen gebraucht wird, und da die Production alsdann nicht mehr in den Händen einzelner Privaterwerber, sondern in den Händen der Gemeinde und ihrer Verwaltung ist, so ist es eine Kleinigkeit, die Production nach den Bedürfnissen zu regeln.

Wir sehen also, wie in der communistischen Organisation die Hauptübel des jetzigen socialen Zustandes wegfallen. Wenn wir indeß etwas mehr in's Detail gehen, so werden wir finden, daß die Vortheile einer solchen Organisation hierbei nicht stehen bleiben, sondern sich auch auf die Beseitigung einer Menge anderer Uebelstände erstrecken, von denen ich heute nur einige ökonomische erwähnen will. Die jetzige Einrichtung der Gesellschaft ist in ökonomischer Beziehung gewiß die unvernünftigste und unpraktischste, die wir uns denken können. Die Entgegensetzung der Interessen bringt es mit sich, daß eine große Menge Arbeitskraft auf eine Weise verwendet wird, von der die Gesellschaft keinen Nutzen hat, daß ein bedeutendes Quantum Capital unnöthiger Weise verloren geht, ohne sich zu reproduciren. Wir sehen dies schon bei den Handelskrisen; wir sehen, wie Massen von Producten, die doch Alle von Menschen mühsam erarbeitet waren, zu Preisen weggeschleudert werden, die dem Verkäufer Verlust lassen; wir sehen, wie durch Bankerotte Massen von Capitalien, die doch mühsam angehäuft waren, den Besitzern unter den Händen verschwinden. Gehen wir indeß etwas mehr in's Detail des jetzigen Verkehrs. Bedenken Sie, durch wie viele Hände jedes Product gehen muß, bis es in die des wirklichen Consumenten geräth — bedenken Sie, m. H., wie viele speculirende und überflüssige Zwischenschieber sich jetzt zwischen den Producenten und den Consumenten eingedrängt haben! Nehmen wir ein Beispiel, etwa einen Baumwollballen, der in Nordamerika fabricirt wird. Der Ballen geht aus den Händen des Pflanzers in die des Factors an irgend einer beliebigen Station des Mississippi über, er wandert den Fluß hinunter nach Neworleans. Hier wird er verkauft — zum Zweitenmale, da ihn der Factor schon vom Pflanzer kaufte — verkauft, meinetwegen an den Speculanten, der ihn wieder an den Exporteur verkauft. Der Ballen geht nun etwa

nach Liverpool, wo wieder ein gieriger Speculant ſeine Hände nach ihm ausſtreckt und ihn an ſich reißt. Dieſer verhandelt ihn wieder an einen Commiſſionär, der für Rechnung — wir wollen ſagen, eines deutſchen Hauſes — kauft. So wandert der Ballen nach Rotterdam, den Rhein herauf, durch noch ein Dutzend Hände von Spediteuren, nachdem er ein Dutzendmal aus- und eingeladen worden iſt — und dann erſt iſt er in den Händen, nicht des Conſumenten, ſondern des Fabrikanten, der ihn erſt conſumirbar macht, ſein Garn vielleicht dem Weber, dieſer das Gewebe dem Drucker, der dem Groſſiſten und dieſer wieder dem Detailliſten verhandelt, der denn endlich die Waare dem Conſumenten liefert. Und alle dieſe Millionen Zwiſchenſchieber, Speculanten, Factoren, Exporteurs, Commiſſionäre, Spediteure, Groſſiſten und Detailliſten, die doch an der Waare ſelbſt Nichts thun, ſie wollen Alle leben und ihren Profit dabei machen — und machen ihn auch im Durchſchnitt, denn ſonſt könnten ſie nicht beſtehen — m. H., gibt es keinen einfacheren, wohlfeileren Weg, einen Baumwollballen von Amerika nach Deutſchland und das aus demſelben verfertigte Fabrikat in die Hände des wirklichen Conſumenten zu liefern, als dieſen weitläuftigen des zehnmaligen Verkaufens, des hundertmaligen Umladens und Transportirens aus einem Magazin in's andere? Iſt dies nicht ein ſchlagender Beweis der vielen Verſchwendung von Arbeitskraft, die durch die Zerſplitterung der Intereſſen herbeigeführt wird? — In der vernünftig organiſirten Geſellſchaft iſt von einem ſolchen umſtändlichen Transporte keine Rede. Ebenſo leicht, wie man wiſſen kann, wieviel eine einzelne Colonie an Baumwolle oder Baumwollfabrikaten gebraucht, um bei dem Beiſpiele ſtehen zu bleiben — ebenſo leicht wird es der Centralverwaltung ſein, zu erfahren, wieviel ſämmtliche Ortſchaften und Gemeinden des Landes gebrauchen. Iſt eine ſolche Statiſtik einmal organiſirt, was in einem oder zwei Jahren leicht geſchehen kann, ſo wird ſich der Durchſchnitt des jährlichen Conſums nur im Verhältniß der ſteigenden Bevölkerung verändern; es iſt alſo ein Leichtes, zur gehörigen Zeit vorauszubeſtimmen, welches Quantum von jedem einzelnen Artikel das Bedürfniß des Volkes erfordern wird —

man wird die ganze, große Quantität ſich direct an der Quelle beſtellen, man wird ſie direct, ohne Zwiſchenſchieber, ohne mehr Aufenthalt und Umladungen, als wirklich in der Natur der Communication begründet ſind, alſo mit einer großen Erſparniß von Arbeitskraft, beziehen können; man wird nicht nöthig haben, den Speculanten, Groß- und Kleinhändlern ihren Nutzen zu bezahlen. Aber das iſt noch nicht Alles — dieſe Zwiſchenſchieber werden nicht nur auf dieſe Weiſe der Geſellſchaft unſchädlich, ſie werden ihr ſogar vortheilhaft gemacht. Während ſie jetzt zum Nachtheil aller Anderen eine Arbeit thun, die im beſten Falle überflüſſig iſt, und ihnen doch den Lebensunterhalt, ja in vielen Fällen große Reichthümer einbringt, während ſie alſo jetzt dem allgemeinen Beſten direct nachtheilig ſind, werden ſie dann die Hände zu nützlicher Thätigkeit frei bekommen und eine Beſchäftigung ergreifen können, worin ſie ſich als wirkliche, nicht nur ſcheinbare, erheuchelte Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft und Theilnehmer an ihrer Geſammtthätigkeit erweiſen.

Die jetzige Geſellſchaft, welche den einzelnen Menſchen mit allen übrigen in Feindſchaft bringt, erzeugt auf dieſe Weiſe einen ſocialen Krieg Aller gegen Alle, der nothwendigerweiſe bei Einzelnen, namentlich Ungebildeten, eine brutale, barbariſch-gewaltſame Form annehmen muß — die Form des Verbrechens. Um ſich gegen das Verbrechen, gegen die offene Gewaltthat zu ſchützen, bedarf die Geſellſchaft eines weitläuftigen, verwickelten Organismus von Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, der eine unendliche Menge von Arbeitskräften in Anſpruch nimmt. In der communiſtiſchen Geſellſchaft würde ſich auch dies unendlich vereinfachen, und gerade deshalb — ſo bizarr es auch klingen mag — gerade deshalb, weil in dieſer Geſellſchaft die Verwaltung nicht nur einzelne Seiten des ſocialen Lebens, ſondern das ganze ſociale Leben in allen ſeinen einzelnen Thätigkeiten, nach allen ſeinen Seiten hin, zu adminiſtriren haben würde. Wir heben den Gegenſatz des einzelnen Menſchen gegen alle andern auf — wir ſetzen dem ſocialen Krieg den ſocialen Frieden entgegen, wir legen die Axt an die Wurzel des Verbrechens — und machen dadurch den größten, bei weitem größten Theil der jetzigen Thätigkeit, der

Verwaltungs- und Juſtizbehörden überflüſſig. Schon jetzt verſchwinden die Verbrechen der Leidenſchaft immer mehr gegen die Verbrechen der Berechnung, des Intereſſes — die Verbrechen gegen Perſonen nehmen ab, die Verbrechen gegen das Eigenthum nehmen zu. Die fortſchreitende Civiliſation mildert die gewaltſamen Ausbrüche der Leidenſchaft ſchon in der jetzigen, auf dem Kriegsfuß ſtehenden, wie viel mehr in der communiſtiſchen, friedlichen Geſellſchaft! Die Verbrechen gegen das Eigenthum fallen von ſelbſt da weg, wo Jeder erhält, was er zur Befriedigung ſeiner natürlichen und geiſtigen Triebe bedarf, wo die ſocialen Abſtufungen und Unterſchiede wegfallen. Die Criminaljuſtiz hört von ſelbſt auf, die Civiljuſtiz, die doch faſt lauter Eigenthumsverhältniſſe oder wenigſtens ſolche Verhältniſſe, die den ſocialen Kriegszuſtand zur Vorausſetzung haben, behandelt, fällt ebenfalls weg; Streitigkeiten können dann nur ſeltne Ausnahmen ſein, wo ſie jetzt die natürliche Folge der allgemeinen Feindſchaft ſind, und werden leicht ſich durch Schiedsrichter ſchlichten laſſen. Die Verwaltungsbehörden haben jetzt ebenfalls in dem fortwährenden Kriegszuſtand die Quelle ihrer Beſchäftigung — die Polizei und die ganze Adminiſtration thut weiter nichts, als daß ſie dafür ſorgt, daß der Krieg ein verdeckter, indirecter bleibe, daß er nicht in offne Gewalt, in Verbrechen ausarte. Wenn es aber unendlich leichter iſt, den Frieden zu erhalten, als den Krieg in gewiſſe Schranken zu bannen, ſo iſt es auch unendlich leichter, eine communiſtiſche als eine concurrirende Gemeinde zu verwalten. Und wenn ſchon jetzt die Civiliſation die Menſchen gelehrt hat, ihr Intereſſe in der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, der öffentlichen Sicherheit, des öffentlichen Intereſſes zu ſuchen, alſo die Polizei, Verwaltung und Juſtiz möglichſt überflüſſig zu machen, um wie viel mehr wird dies der Fall ſein in einer Geſellſchaft, in der die Gemeinſchaft der Intereſſen zum Grundprincip erhoben iſt, in dem das öffentliche Intereſſe ſich nicht mehr von dem jedes Einzelnen unterſcheidet! Was jetzt ſchon trotz der ſocialen Einrichtung beſteht, wie viel mehr wird das geſchehen, wenn es nicht mehr durch die ſocialen Einrichtungen gehindert, ſondern unterſtützt wird! —

Wir dürfen alſo auch von dieſer Seite her auf einen beträchtlichen Zuwachs von Arbeitskräften rechnen, welche der jetzige ſociale Zuſtand der Geſellſchaft entzieht.

Eine der koſtſpieligſten Einrichtungen, deren die jetzige Geſellſchaft nicht entbehren kann, ſind die ſtehenden Heere, welche der Nation den kräftigſten, brauchbarſten Theil der Bevölkerung entziehen und ſie zwingen, dieſen dadurch unproductiv gewordenen Theil zu ernähren. Wir wiſſen es an unſerem eignen Staatsbüdget, was uns das ſtehende Heer koſtet — vierundzwanzig Millionen jährlich und die Entziehung von zweimalhunderttauſend der kräftigſten Arme aus der Production. — In der communiſtiſchen Geſellſchaft würde es keinem Menſchen einfallen, an ein ſtehendes Heer zu denken. Wozu auch? Zur Bewahrung der inneren Ruhe des Landes? Es wird, wie wir oben ſahen, keinem Einzigen einfallen, dieſe innere Ruhe zu ſtören. Die Furcht vor Revolutionen iſt ja nur die Folge der Oppoſition der Intereſſen; wo die Intereſſen Aller zuſammenfallen, kann von einer ſolchen Furcht keine Rede ſein. — Zu einem Angriffskriege? Wie ſollte eine communiſtiſche Geſellſchaft dazu kommen, einen Angriffskrieg zu unternehmen — ſie, die ſehr gut weiß, daß ſie im Kriege nur Menſchen und Capital verliert, während ſie höchſtens ein paar widerwillige, alſo eine Störung in die ſociale Ordnung bringende Provinzen erlangen kann! — Zu einem Vertheidigungskriege? Dazu bedarf es keines ſtehenden Heeres, da es ein Leichtes ſein wird, jedes fähige Mitglied der Geſellſchaft auch neben ſeinen übrigen Beſchäftigungen ſoweit in der wirklichen, nicht parademäßigen, Waffengewandtheit zu üben, als zur Vertheidigung des Landes nöthig iſt. Und bedenken Sie dabei, m. H., daß das Mitglied einer ſolchen Geſellſchaft im Falle eines Krieges, der ohnehin nur gegen anticommuniſtiſche Nationen vorkommen könnte, ein wirkliches Vaterland, einen wirklichen Heerd zu vertheidigen hat, daß er alſo mit einer Begeiſterung, mit einer Ausdauer, mit einer Tapferkeit kämpfen wird, vor der die maſchinenmäßige Geſchultheit einer modernen Armee wie Spreu auseinander fliegen muß; bedenken Sie, welche Wunder der Enthuſiasmus der revolutionären Armeen

von 1792 bis 99 gethan hat, die doch nur für eine Illusion, für ein Scheinvaterland kämpften, und Sie werden einsehen müssen, von welcher Kraft ein Heer sein muß, das für keine Illusion, sondern für eine handgreifliche Wirklichkeit sich schlägt. Diese unzähligen Massen von Arbeitskräften also, welche jetzt den civilisirten Völkern durch die Armeen entzogen werden, würden in einer communistischen Organisation sonach der Arbeit zurückgegeben werden; sie würden nicht nur soviel erzeugen, wie sie verbrauchen, sondern noch weit mehr Producte, als zu ihrem Unterhalt nöthig sind, an die öffentlichen Vorrathshäuser abliefern können.

Eine noch viel schlimmere Verschwendung von Arbeitskräften findet sich in der bestehenden Gesellschaft in der Art, wie die Reichen ihre sociale Stellung ausbeuten. Ich will von dem vielen unnützen und geradezu lächerlichen Luxus, der seine Quelle nur in der Sucht sich auszuzeichnen hat und eine Menge Arbeitskräfte in Anspruch nimmt, gar nicht sprechen. Aber gehen Sie, m. H., einmal geradezu in das Haus, das innerste Heiligthum eines Reichen, und sagen Sie mir, ob es nicht die tollste Vergeudung von Arbeitskraft ist, wenn hier eine Menge von Menschen zur Bedienung eines Einzigen in Anspruch genommen und mit Faulenzen, oder wenn es hoch kommt, nur mit solchen Arbeiten beschäftigt werden, die ihre Quelle in der Isolirung jedes Menschen auf seine vier Wände haben? Diese Menge Dienstmädchen, Köchinnen, Lakaien, Kutscher, Hausknechte, Gärtner und wie sie alle heißen, was thun sie denn eigentlich? Wie wenig Augenblicke sind sie des Tages beschäftigt, um ihrer Herrschaft das Leben wirklich angenehm zu machen, um der Herrschaft die freie Ausbildung und Ausübung ihrer menschlichen Natur und ihrer angebornen Kräfte zu erleichtern — und wie viele Stunden des Tages sind sie mit Arbeiten beschäftigt, die nur in der schlechten Einrichtung unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse ihre Ursache haben — hinten auf dem Wagen stehen, den Marotten der Herrschaft zu Diensten sein, Schooßhunde nachtragen und andre Lächerlichkeiten. In der vernünftig organisirten Gesellschaft, wo Jeder in die Lage versetzt wird, leben zu

können, auch ohne den Marotten der Reichen zu fröhnen und ohne auf ſolche Marotten zu verfallen — in dieſer Geſellſchaft kann natürlich auch die jetzt ſo vergeudete Arbeitskraft der Luxusbedienung zum Vortheil Aller und zu ihrem eignen Vortheil verwandt werden.

Eine weitere Verſchwendung von Arbeitskraft findet in der heutigen Geſellſchaft ganz direct durch den Einfluß der Concurrenz ſtatt, indem dieſe eine große Anzahl brodloſer Arbeiter ſchafft, die gern arbeiten möchten, aber keine Arbeit erhalten können. Da nämlich die Geſellſchaft gar nicht darauf eingerichtet iſt, von der wirklichen Verwendung der Arbeitskräfte Notiz nehmen zu können, da es jedem Einzelnen überlaſſen iſt, ſich eine Erwerbsquelle zu ſuchen, ſo iſt es ganz natürlich, daß bei der Vertheilung der wirklich oder ſcheinbar nützlichen Arbeiten eine Anzahl Arbeiter leer ausgehen. Dies iſt um ſo eher der Fall, als der Kampf der Concurrenz jeden Einzelnen antreibt, ſeine Kräfte aufs höchſte anzuſtrengen, alle Vortheile zu benutzen, die ſich ihm bieten, theure Arbeitskräfte durch wohlfeilere zu erſetzen, wozu die ſteigende Civiliſation täglich mehr und mehr Mittel bietet — oder, mit andern Worten, ein Jeder muß daran arbeiten, Andre brodlos zu machen, die Arbeit Andrer auf die eine oder die andre Weiſe zu verdrängen. So findet ſich denn in jeder civiliſirten Geſellſchaft eine große Anzahl arbeitsloſer Leute, die gern arbeiten möchten, aber keine Arbeit finden, und dieſe Anzahl iſt größer, als man gewöhnlich glaubt. Da finden wir dieſe Leute denn, wie ſie ſich auf die eine oder andre Weiſe proſtituiren, betteln, Straßen kehren, an den Ecken ſtehen, von gelegentlichen kleinen Dienſten mit Mühe und Noth Leib und Seele zuſammen halten, mit allen erdenklichen kleinen Waaren höckern und herumhauſiren — oder, wie wir es heute Abend an ein paar armen Mädchen geſehen haben, mit der Guitarre von Ort zu Ort ziehen, für Geld ſpielen und ſingen, genöthigt, ſich jede unverſchämte Anſprache, jede beleidigende Zumuthung gefallen zu laſſen, um nur ein paar Groſchen zu verdienen. Wie Viele endlich gibt es, die der eigentlichen Proſtitution als Opfer verfallen! M. H., die Anzahl dieſer Brodloſen, denen

nichts übrig bleibt, als auf die eine oder die andre Weise ſich zu proſtituiren, iſt ſehr groß — unſre Armenverwaltungen wiſſen davon zu erzählen — und vergeſſen Sie nicht, daß die Geſellſchaft dieſe Leute trotz ihrer Nutzloſigkeit auf die eine oder die andre Art dennoch ernährt. Wenn alſo die Geſellſchaft die Koſten für ihren Unterhalt zu tragen hat, ſo ſollte ſie auch dafür ſorgen, daß dieſe Arbeitsloſen ihren Unterhalt *ehrbar* verdienten. Das aber *kann* die jetzige, concurrirende Geſellſchaft nicht.

Wenn Sie, m. H., dies Alles bedenken — und ich hätte noch eine Menge anderer Beiſpiele anführen können, wie die jetzige Geſellſchaft ihre Arbeitskräfte vergeudet — wenn Sie dies bedenken, ſo werden Sie finden, daß der menſchlichen Geſellſchaft ein Ueberfluß an Productionskräften zu Gebote ſteht, der nur auf eine vernünftige Organiſation, auf eine geordnete Vertheilung wartet, um mit dem größten Vortheil für Alle in Thätigkeit zu treten. Sie werden hiernach, m. H., beurtheilen können, wie wenig die Befürchtung gegründet iſt, als müßte bei einer gerechten Vertheilung der geſellſchaftlichen Thätigkeit dem Einzelnen eine ſolche Laſt von Arbeit zufallen, daß ſie ihm alle Beſchäftigung mit anderen Dingen unmöglich mache. Im Gegentheil können wir annehmen, daß bei einer ſolchen Organiſation die jetzt übliche Arbeitszeit des Einzelnen ſchon durch die Benutzung der jetzt gar nicht oder unvortheilhaft angewandten Arbeitskräfte auf die Hälfte reducirt werden wird.

Die Vortheile indeß, welche die communiſtiſche Einrichtung durch *Benutzung verſchwendeter Arbeitskräfte* bietet, ſind *noch nicht die bedeutendſten*. Die größte Erſparniß von Arbeitskraft liegt in der *Vereinigung der einzelnen Kräfte* zur ſocialen Collectivkraft und in der Einrichtung, welche auf dieſe Concentration der bis jetzt einander gegenüberſtehenden Kräfte beruht. Ich will mich hier an die Vorſchläge des engliſchen Socialiſten *Robert Owen* anſchließen, da dieſe die praktiſchſten und am meiſten ausgearbeiteten ſind. Owen ſchlägt vor, an die Stelle der jetzigen Städte und Dörfer mit ihren vereinzelten, einander im Wege ſtehenden Wohnhäuſern große Paläſte aufzuführen, die, in einem Quadrat von etwa 1650 Fuß Länge

und Breite gebaut, einen großen Garten einschließen und etwa zwei bis dreitausend Menschen bequem beherbergen können. Daß ein solches Gebäude, während es den Einwohnern die Bequemlichkeiten der besten jetzigen Wohnungen bietet, dennoch weit wohlfeiler und leichter zu errichten ist, als die nach dem jetzigen System für eben so viele Leute benöthigten, größtentheils schlechteren Einzelwohnungen, liegt auf der Hand. Die vielen Zimmer, die jetzt fast in jedem anständigen Hause leer stehen oder ein bis zweimal des Jahres gebraucht werden, fallen ohne alle Unbequemlichkeit weg; die Ersparniß an Raum für Vorrathskammern, Keller ꝛc. ist ebenfalls sehr groß. — Gehen wir aber auf das Detail der Hauswirthschaft ein, so werden wir erst recht die Vortheile der Gemeinschaft einsehen. Welch eine Menge von Arbeit und Material wird nicht bei der jetzigen, zersplitterten Wirthschaft verschwendet — z. B. bei der Heizung! Sie müssen für jedes Zimmer einen besonderen Ofen haben; ein jeder Ofen will besonders geheizt, in Brand gehalten, beaufsichtigt werden; das Brennmaterial muß nach allen diesen verschiedenen Orten hingebracht, die Asche weggeholt werden; wie viel einfacher und wohlfeiler ist es nicht, an die Stelle dieser vereinzelten Heizung eine großartige Gesammtheizung, z. B. mit Dampfröhren und einem einzigen Heizungscentrum, zu setzen, wie dies schon jetzt in großen Gesellschaftslocalen, Fabriken, Kirchen ꝛc. geschieht! Ferner die Beleuchtung durch Gas, die jetzt noch dadurch kostspielig wird, daß selbst die dünneren Röhren unter der Erde liegen müssen, und die Röhren überhaupt wegen des großen Raumes, der in unseren Städten zu beleuchten ist, von unverhältnißmäßiger Länge sein müssen, während bei der vorgeschlagenen Einrichtung Alles auf einem Raume von 1650 Fuß im Quadrat concentrirt, und die Menge der brennenden Gasflammen dennoch ebenso groß, das Resultat also mindestens ebenso lohnend ist, wie in einer mäßigen Stadt. Dann die Bereitung der Mahlzeiten — welche Verschwendung von Raum, Material und Arbeitskraft bei der jetzigen zersplitterten Wirthschaft, wo jede Familie ihr Bischen Essen besonders kocht, ihr apartes Geschirr hat, ihre aparte Köchin anstellt, ihre Speisen apart vom Markte, aus dem Garten, vom

Fleiſcher und Bäcker holen muß! Man kann ruhig annehmen, daß bei einer gemeinſchaftlichen Speiſebereitung und Aufwartung zwei Drittel der jetzt bei dieſer Arbeit beſchäftigten Arbeitskräfte erſpart und das übrige Drittel dennoch ſeine Arbeit beſſer und aufmerkſamer wird verrichten können, als dies jetzt geſchieht. Und endlich die Hausarbeiten ſelbſt! Wird ſich ein ſolches Gebäude nicht unendlich viel leichter reinigen und in gutem Stande halten laſſen, wenn, wie es hier möglich iſt, dieſe Art der Arbeit gleichfalls organiſirt und regelmäßig vertheilt iſt, als die zwei- bis dreihundert getrennten Häuſer, welche bei der jetzigen Einrichtung die Wohnungen einer gleichen Zahl ſein würden?

Dies, m. H., ſind einige wenige von den unendlichen Vortheilen, welche in ökonomiſcher Beziehung aus der communiſtiſchen Organiſation der menſchlichen Geſellſchaft hervorgehen müſſen. Es iſt uns nicht möglich, in einigen Stunden und mit wenigen Worten unſer Princip Ihnen klar zu machen und gehörig nach allen Seiten hin zu begründen. Dies iſt auch keineswegs unſere Abſicht. Wir können und wollen Nichts, als über einige Punkte Aufklärung geben und Diejenigen, denen die Sache noch fremd iſt, zum Studium derſelben veranlaſſen. Und ſoviel wenigſtens hoffen wir Ihnen heute Abend klar gemacht zu haben, daß der Communismus weder der menſchlichen Natur, dem Verſtand und dem Herzen widerſtrebt, noch daß er eine Theorie iſt, die, ohne irgend Rückſicht auf die Wirklichkeit zu nehmen, blos in der Phantaſie ihre Wurzel hat.

Man fragt, wie denn dieſe Theorie in die Wirklichkeit einzuführen ſei, welche Maßregeln wir vorzuſchlagen haben, um ihre Einführung vorzubereiten. Es gibt verſchiedene Wege zu dieſem Ziele; die Engländer werden wahrſcheinlich damit beginnen, daß ſie einzelne Colonieen errichten und es Jedem überlaſſen, ob er beitreten will oder nicht; die Franzoſen dagegen werden wohl den Communismus auf nationalem Wege vorbereiten und durchführen. Wie die Deutſchen es anfangen werden, darüber läßt ſich bei der Neuheit der ſocialen Bewegung in Deutſchland wenig ſagen. Einſtweilen will ich unter den vielen möglichen Wegen der Vorbereitung nur einen einzigen erwähnen, von dem in der letzten

Zeit mehrfach die Rede gewesen ist — nämlich die Durchführung dreier Maßregeln, welche nothwendig den praktischen Communismus zur Folge haben müssen.

Die erste würde eine allgemeine Erziehung aller Kinder ohne Ausnahme auf Staatskosten sein — eine Erziehung, welche für Alle gleich ist und bis zu dem Zeitpunkte fortdauert, in dem das Individuum fähig ist, als selbstständiges Mitglied der Gesellschaft aufzutreten. Diese Maßregel würde nur ein Act der Gerechtigkeit gegen unsere mittellosen Mitbrüder sein, da offenbar jeder Mensch ein Anrecht auf die vollständige Entwickelung seiner Fähigkeiten besitzt, und die Gesellschaft sich doppelt an den Einzelnen vergeht, wenn sie die Unwissenheit zu einer nothwendigen Folge der Armuth macht. Daß die Gesellschaft mehr Vortheil von gebildeten, als von unwissenden, rohen Mitgliedern hat, liegt auf der Hand — und wenn ein gebildetes Proletariat, wie das wohl zu erwarten steht, nicht gesonnen sein würde, in der unterdrückten Stellung zu bleiben, in der unser heutiges Proletariat sich befindet, so ist doch ebenfalls nur von einer gebildeten Arbeitsclasse die Ruhe und Besonnenheit zu erwarten, welche zu einer friedlichen Umbildung der Gesellschaft nöthig ist. Daß das ungebildete Proletariat aber ebenfalls keine Lust hat, in seiner Lage zu bleiben, das beweisen uns die schlesischen und böhmischen Unruhen auch für Deutschland — von anderen Völkern gar nicht zu sprechen.

Die zweite Maßregel wäre eine totale Reorganisation des Armenwesens, der Art, daß die sämmtlichen brodlosen Bürger in Colonieen untergebracht würden, in welchen sie mit Agricultur- und Industriearbeit beschäftigt und ihre Arbeit zum Nutzen der ganzen Colonie organisirt würde. Bis jetzt hat man die Capitalien der Armenverwaltung auf Zinsen ausgeliehen und so den Reichen neue Mittel gegeben, die Besitzlosen auszubeuten. Man lasse endlich einmal diese Capitalien wirklich zum Nutzen der Armen arbeiten, man verwende den ganzen Ertrag dieser Capitalien, nicht blos ihre drei Procent Zinsen, für die Armen, man gebe ein großartiges Beispiel der Association von Capital und Arbeit! Auf diese Weise würde die Arbeitskraft aller Brod-

loſen zum Nutzen der Geſellſchaft verwendet, ſie ſelbſt aus demoraliſirten, gedrückten Paupers in ſittliche, unabhängige, thätige Menſchen verwandelt und in eine Lage verſetzt, die ſehr bald den vereinzelten Arbeitern beneidenswerth erſcheinen und die durchgreifende Reorganiſation der Geſellſchaft vorbereiten würde.

Zu dieſen beiden Maßregeln gehört Geld. Um dies aufzubringen und um zugleich die ſämmtlichen bisherigen, ungerecht vertheilten Steuern zu erſetzen, wird in dem vorliegenden Reformplane eine allgemeine progreſſive Capitalſteuer vorgeſchlagen, deren Procentſatz mit der Größe des Capitals ſteigt. Auf dieſe Weiſe würde die Laſt der öffentlichen Verwaltung von einem Jeden nach ſeiner Fähigkeit getragen werden und nicht mehr, wie bisher in allen Ländern, hauptſächlich auf die Schultern derer fallen, die am wenigſten im Stande ſind, ſie zu erſchwingen. Iſt doch im Grunde das Princip der Beſteuerung ein rein communiſtiſches, da das Recht der Steuererhebung in allen Ländern aus dem ſogenannten Nationaleigenthume abgeleitet wird. Denn entweder iſt das Privateigenthum heilig, ſo gibt es kein Nationaleigenthum, und der Staat hat nicht das Recht Steuern zu erheben; oder der Staat hat dies Recht, dann iſt das Privateigenthum nicht heilig, dann ſteht das Nationaleigenthum über dem Privateigenthume, und der Staat iſt der wahre Eigenthümer. Dies letztere Princip iſt das allgemein anerkannte — nun gut, m. H., wir verlangen vor der Hand ja nur, daß einmal Ernſt mit dieſem Princip gemacht werde, daß der Staat ſich zum allgemeinen Eigenthümer erkläre und als ſolcher das öffentliche Eigenthum zum öffentlichen Beſten verwalte — und daß er als erſten Schritt hierzu einen Modus der Beſteuerung einführe, der ſich nur nach der Fähigkeit eines Jeden zur Steuerzahlung und nach dem wirklichen öffentlichen Beſten richte.

Sie ſehen alſo, m. H., daß es nicht darauf abgeſehen iſt, die Gütergemeinſchaft über Nacht und wider den Willen der Nation einzuführen, ſondern daß es ſich vor Allem nur um die Feſtſtellung des Zweckes und der Mittel und Wege handelt, wie wir dieſem Ziele entgegen gehen können. Daß aber das communiſtiſche Princip das der Zukunft ſein wird, dafür ſpricht der

Entwickelungsgang aller civiliſirten Nationen, dafür ſpricht die raſch fortſchreitende Auflöſung aller bisherigen ſocialen Inſtitutionen, dafür ſpricht die geſunde menſchliche Vernunft und vor Allem das menſchliche Herz.

G. A. Köttgen: Sie haben gehört, meine Herren, daß Vernunft, Gerechtigkeit und weiſe Selbſtliebe die gemeinſchaftliche, organiſirte Bethätigung aller unſerer Fähigkeiten und Kräfte eben ſo wünſchenswerth, wie ausführbar machen; in dieſer Gemeinſchaft allein iſt es möglich, daß Jeder die wahre Freiheit, das vollkommene Lebensglück genießen kann. Die ſeichte Beſorgniß, daß die perſönliche Freiheit im Communismus vernichtet werde, bezeugt ein eben ſo plumpes Mißverſtändniß der Freiheit, wie des Communismus. Die wahre Freiheit iſt nicht ein Freibrief, allen thörichten und frevelhaften, dem eigentlichen Weſen des Menſchen feindlichen Launen und Gelüſten ungehindert leben zu können — das wäre die Freiheit der Thiere in der Wildniß — ſondern das Recht, allen geſunden und der menſchlichen Natur entſprechenden Neigungen und Kräften und Fähigkeiten leben zu können. Wie wenig wir aber dieſe Freiheit in unſrer Geſellſchaft beſitzen, wie vielmehr nur im gemeinſchaftlichen, organiſirten Zuſammenwirken der Menſchen dieſelbe zu erzielen iſt, das werden Sie einſehen, wenn Sie nur einen Blick auf die Natur des menſchlichen Weſens werfen. Wir ſind von Geburt an und bleiben lebenslänglich ſehr hülfsbedürftig; wir gebrauchen Kleidung und Wohnung, die wir uns nur durch die Hülfe unſrer Mitmenſchen verſchaffen können; wir verlangen Bequemlichkeiten und Genüſſe, die wir lediglich vermittelſt der Geſellſchaft zu erreichen vermögen; beſonders aber bedürfen wir zur Ausbildung unſres Geiſtes der Hülfe unſrer Mitmenſchen ſo ſehr, daß wir ohne ſie keine Sprache, alſo kein Denken, alſo weder Künſte noch Wiſſenſchaften kennen würden — iſolirt, ſind wir nichts mehr, als zweibeinige Raubthiere. Wenn wir im heutigen Geſellſchaftszuſtande uns ſchon über das eigentliche Thierreich, über die Thiere im Walde, erhoben haben, ſo kommt dies

offenbar daher, weil wir ſchon jetzt trotz unſrer unausgebildeten Geſellſchaft doch ſchon in Geſellſchaft leben und wirken. — Wir ſind dagegen andrerſeits trotz unſres geſellſchaftlichen Lebens noch immer zweibeinige Raubthiere in civiliſirter Form, weil wir noch in einer unausgebildeten, unorganiſirten Geſellſchaft, noch immer mehr oder weniger iſolirt leben. Die menſchliche Freiheit, das menſchliche Leben kann ſich nur in der ausgebildeten Geſellſchaft oder Gemeinſchaft, im Communismus entwickeln. Die Freiheit iſt nicht, wie dies bis jetzt vom Standpunkte der Unwiſſenheit und Unnatur aus geglaubt wurde, Bedürfnißloſigkeit. Nein, m. H., unter Freiheit dürfen wir nur das Nichtvorhandenſein alles deſſen begreifen, was uns hindert, unſre menſchlichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Es gehört aber ebenſo gut zur Befriedigung der menſchlichen Bedürfniſſe, daß Jeder arbeite, wie daß Jeder eſſe. Auch in unſrer jetzigen Geſellſchaft ſtellt ſich das Bedürfniß der Arbeit ein; aber weil wir in einer unorganiſirten Geſellſchaft leben, iſt die Arbeit keine menſchliche Thätigkeit, in welcher der Menſch durch ſeinen natürlichen Hang zur Beſchäftigung Genuß findet, ſondern ſklaviſche Zwangsarbeit, welcher ſich der Einzelne gegen ſeine Neigung unterwerfen muß, um die Mittel zu einer erbärmlichen Exiſtenz zu gewinnen. Nicht um dieſes Gewinnes wegen braucht der Menſch im Communismus zu arbeiten; in der Gemeinſchaft hat Jeder eine ſichere Bürgſchaft für ſeine Familie, wie für ſich; für Befriedigung ſeines Thätigkeitstriebes in Mechanik, Wiſſenſchaft und Kunſt, wie für ſeine übrige Lebensthätigkeit durch bequeme Wohnung, Kleidung und Nahrung, Hülfe in Krankheit und Alter u. ſ. w. Die bisherige Geſellſchaft gewährte nur wenigen ungerecht Bevorzugten einige Sicherheit ihres oft unwürdigen Lebens, wobei die Meiſten dieſer Bevorzugten Geiſt und Herz nur dürftig ausbildeten oder durch Habſucht und ſchändliche Lüſte verdarben; die Vernünftigen und Guten, die Geiſtesgroßen, Herzensreinen und Willensſtarken, welche die geheiligten Thorheiten und Schlechtigkeiten züchtigten, mußten von jeher heftige Beleidigungen und Läſterungen erdulden; auch ſie

mußten auf alles Glück Verzicht leiſten. Wir ſuchen vergeblich in unſrer Geſellſchaft nach dieſem menſchlichen Glücke; wir finden es nirgend, nirgend! Nicht bei der Maſſe der Beſitzloſen, nicht bei dem kleinen Häuflein ungerecht Bevorzugter, nicht bei den geiſtig Bevorzugten, welche, ſo gut wie die übrigen Menſchen, ein Opfer unſrer Verhältniſſe werden.

Vernunft, Gerechtigkeit und weiſe Selbſtliebe zeigen uns, wie geſagt, den Communismus als wünſchenswerth und ausführbar. Aber der blinde Egoismus, die thörichte Selbſtſucht, das Streben nach eignem Vortheil zum Nachtheil Andrer, dieſes falſche Streben, von dem man die Menſchen eingenommen findet, und welches man daher irrthümlich in der menſchlichen Natur begründet und nicht aus der Welt verbannen zu können glaubt, dieſes falſche egoiſtiſche Streben, ſagen unſre Gegner, ſcheine den Communismus unausführbar zu machen. — Aber, m. H., ſehen Sie denn nicht, daß dieſes Streben die Wirkung und Folge unſrer unvollkommnen geſellſchaftlichen Zuſtände, nicht aber die Urſache derſelben iſt — daß der Menſch eben nur deshalb ſeinen Vortheil im Nachtheil Andrer ſucht, weil er ihn in dem heutigen Zuſtande der gegenſeitigen Entfremdung der Menſchen eben nur im Nachtheil Andrer findet — daß aber nicht dieſer Nachtheil, vielmehr das Wohl ſeiner Nebenmenſchen ihn beſeelen würde, wenn er ſein eignes Wohl ebenſo darin finden würde, wie er jetzt umgekehrt ſeinen Schaden darin findet? — Wie können Sie alſo dasjenige die Natur des Menſchen nennen, was nur eine aus dem Zuſammenfluß ganz äußerlicher und ſeiner Natur widerſprechender, höchſt unglückſeliger Verhältniſſe entſprungene Ausartung und Verirrung ſeiner Natur iſt? — Wollen Sie etwa behaupten, daß dieſer thörichte Egoismus, weil er doch, wie wir ſehen, möglicherweiſe den Menſchen beherrſchen kann, ſeine Natur ſei? — Dann, m. H., müſſen Sie auch die Verrücktheit für die Natur des Menſchen erklären; denn der Menſch kann auch, wie wir wiſſen, durch den Zuſammenfluß höchſt unglücklicher Verhältniſſe verrückt werden. — Der vereinzelte, getrennte, iſolirte Menſch, der arbeiten und ſich abmühen, kämpfen

und sorgen muß, um leben zu können, muß nothwendig ein ängstlich sorgender, kleinlicher und schlechter Egoist werden; der mit seinen Nebenmenschen vereinigte Mensch aber, der für sich wirkt, indem er für Alle wirkt, muß nothwendig ein liebender, humaner, vernünftiger, freudig überzeugter Communist werden. Die Liebe, das Menschliche, die zur klaren Erkenntniß erstarkte Vernunft, sie werden die schändliche, dumme Selbstsucht verbannen und vernichten. — Sonst aber verbürgt und erfüllt die Gemeinschaft alle wirklichen Rechte und Bedürfnisse jedes Einzelnen so sehr, daß man den Egoisten allerdings den Rath geben könnte, aus Egoismus an der Verwirklichung des Communismus mitzuarbeiten.

Solange die Wissenschaft und Kunstthätigkeit noch nicht auf der heutigen Bildungsstufe standen, war der Communismus schon deshalb unausführbar, weil auch die bestorganisirte Arbeit nicht allen Menschen alle ihre Bedürfnisse befriedigen konnte. Jetzt aber würde, wie längst von denen, die sich mit dieser Branche befaßt haben, nachgewiesen ist, bei einer vernünftig organisirten Arbeit und bei einem gemeinschaftlichen Wirken die gesellschaftliche Arbeit so erleichtert und verringert werden, daß den Menschen die reichste Zeit, Lust und Neigung übrig blieben, sich mit freien Künsten und Wissenschaften zu beschäftigen. Schon der englische Dichter Shelley hat gesagt: „Es war vielleicht nothwendig, daß eine Zeit der Vorrechte und Unterdrückung herrschte, ehe eine Zeit gebildeter Gleichheit existiren konnte. Wilde wären nie zur Entdeckung von Wahrheiten, zur Erfindung von Künsten angeregt worden, wären nicht die beschränkten Motive einer solchen Zeit gewesen. Aber gewiß, nachdem der Zustand der Wildheit aufgehört hat, und die Menschen die glorreiche Laufbahn der Entdeckungen und Erfindungen angetreten haben, können Vorrechte und Unterdrückung nicht mehr nothwendig sein, um sie vor einem Rückfalle in den Zustand der Barbarei zu bewahren. — Godwin berechnet, daß jetzt alle Bedürfnisse des civilisirten Lebens bei einer organisirten Arbeit geschaffen werden könnten, wenn jedes Individuum täglich zwei Stunden arbeitete." — Die Gemeinschaft bedarf jedenfalls nur sehr geringer Zeit zu eigentlichen

Pflichtarbeiten, weil die Maſchinen beliebig vermehrt und gewiß noch verbeſſert werden können, weil ferner diejenigen Arbeiten, welche nicht von Maſchinen verrichtet, doch durch zweckmäßige, gemeinſchaftliche Anordnung ſehr erleichtert und bequem gemacht werden können, weil außerdem ſehr viele für vernünftige Menſchen unnütze Arbeiten ganz wegfallen, und weil endlich die Zahl der Menſchen, welche nützlich arbeiten, durch das Aufhören der unnützen Arbeiten und des Müßigganges bedeutend vermehrt wird. Wir dürfen die freiwillige Vollziehung aller Arbeiten durch die verſchiedenen Fähigkeiten und Neigungen gut erzogener und ausgebildeter Menſchen, ja den ſchönſten Wetteifer erwarten, der nach Vertilgung des elenden Wahnes, als ob der Menſch durch dieſe oder jene Beſchäftigung beſſer oder ſchlechter ſei, im freudigen Bewußtſein der perſönlichen Würdigkeit und der liebevollen Verehrung der Mitmenſchen ſeine Anregung findet. — Obgleich wir keine Vertilgung aller Thorheiten erwarten und bedürfen, ſo müſſen wir doch ſchon durch die Aufhebung des Privaterwerbes, der Gewinnſucht, der Selbſtſucht, welche bei Weitem die meiſten Laſter und Thorheiten erzeugt, beſonders aber durch eine allgemeine vernünftige Erziehung und durch das Walten der Gerechtigkeit und Liebe im öffentlichen ſocialen Leben die größte ſittliche Veredlung unſres Geſchlechts im Communismus erwarten. Den immerhin noch bleibenden Reſt geiſtiger und moraliſcher Krankheit wird die Geſellſchaft, wo derſelbe hervortritt, zu heilen ſuchen und den etwa nöthigen Zwang dagegen mit größter Milde und Schonung anwenden. — Ich höre ſchon, wie die bornirte Aberweisheit jubelt und ſich freut, daß doch auch im Communismus noch Thorheiten und Laſter vorkommen können. Ihr Jubel macht auf mich den Eindruck, wie das Lachen eines Wahnſinnigen. — M. H., wir bilden uns keineswegs den Unſinn eines abſolut vollkommnen Zuſtandes ein, der nirgend exiſtirt, als in unſerm Gehirne. Wir nehmen das Leben, wie es wirklich, nicht wie es in der, vom frommen Wunſche des Herzens erzeugten menſchlichen Phantaſie iſt. Darum glauben wir, daß die moraliſchen Krankheiten ebenſo wenig ganz verſchwinden können, wie die phyſiſchen.

Aber bedenken Sie den gewaltigen Unterſchied zwiſchen einem Zuſtande, in dem die moraliſche Krankheit Norm und Regel, die Geſundheit dagegen die Ausnahme iſt — ſo iſt es nämlich in der heutigen Geſellſchaft — und einem Zuſtande, in welchem die moraliſche Geſundheit Norm und Regel, die Krankheit dagegen Ausnahme iſt! — Es iſt dies der Unterſchied zwiſchen Geſundheit und Krankheit überhaupt; denn auch der körperlich Geſundeſte iſt nicht in dem Sinne geſund, daß er nicht krank werden könnte. —

M. H., wir würden den Communismus nicht für empfehlenswerth halten, wenn wir für das Bedürfniß der Nahrung, Wohnung und Kleidung, überhaupt zum Genuſſe aller Bequemlichkeiten und Vergnügungen die perſönliche Freiheit opfern und ein Sklaventhum einführen zu müſſen glaubten, welches die volle Geiſtesbildung unmöglich machte. Wir glauben aber — und unſer Glaube iſt auf die Natur und das Leben, nicht, wie der chriſtliche Glaube, auf einen frommen Herzenswunſch begründet — wir glauben aber, ſage ich, in der Gemeinſchaft nicht nur gute, ſchmackhafte Speiſen und Getränke genießen, ſchöne und bequeme Kleidung beſitzen, ſämmtlich in Paläſten wohnen und angenehm reiſen zu können, ſondern wir glauben auch, gerade erſt im Communismus die vollkommenſten Geiſtesfrüchte erzeugen und genießen zu können, da dieſe nicht, wie man uns hier geſagt hat, durch die Noth, ſondern trotz ihr bisher erzeugt worden ſind — weil ſie aus innerem Drange hervorſprießen — wie die Thaten, Entbehrungen und Leiden unzähliger großer Männer in der bisherigen Raubthiergeſchichte hinlänglich beweiſen. Schöne Geiſteserzeugniſſe werden im Communismus in bisher ungekannter Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit gedeihen — die Treibhausgewächſe der Noth und Habſucht wollen wir dafür freudig entbehren. — Der bereits erwähnte engliſche Dichter Shelley hat auch in dieſer Hinſicht ſchon ein wahres Wort geſprochen. Er ſagte: „Ein Speculant, der jetzt ſeine Mitmenſchen zu ſeinem Vortheil ausſaugt, iſt ſtolz darauf, oder heuchelt wenigſtens, die „Wohlfahrt ſeines Vaterlandes“ zu befördern, weil er eine Maſſe von Händen zur Bereitung von Gegenſtänden beſchäftigt, die keinen

oder nur den Nutzen haben, daß ſie den ſchlechten Begierden der Eitelkeit, Wolluſt und Prunkſucht dienen. Wie manche Fête wurde gegeben, wie manche „patriotiſche" Dame verdunkelte ihre Schönheit durch ihren abgeſchmackten Putz, um — den „armen Arbeiter" zu unterſtützen! die „inländiſche Induſtrie" zu befördern! — Man ermuntert die Proletarier zu arbeiten, woran? Nicht an dem Brod, nach dem ſie hungern, nicht an den Betten, deren Mangel ihre Säuglinge in der Kälte ihrer erbärmlichen Hütten erfrieren läßt, nicht an den Bequemlichkeiten der Civiliſation Theil zu nehmen, ohne welche Bequemlichkeiten der civiliſirte Menſch weit elender iſt, als der Wilde, weil er, verfolgt von allen hinterliſtigen Uebeln der Civiliſation, täglich den verhöhnenden Anblick ihrer Wohlthaten vor Augen hat; nein, für den Hochmuth der Gewalt ſoll er arbeiten, für die elende Iſolirung des Stolzes, für die falſchen Freuden des hundertſten Theiles der Geſellſchaft! — Die Bequemlichkeiten, welche weſentlich zum Beſtehen des Menſchengeſchlechtes und zu ſeiner Ausbildung beitragen, bilden einen ſehr kurzen Katalog und verlangen nur eine kleine Anſtrengung unſeres Fleißes. Würden dieſe allein geſchaffen, und würde die zu ihrer Herbeiſchaffung nöthige Arbeit gleichmäßig unter Alle vertheilt, ſo wäre jedes Menſchen Antheil Arbeit leicht und gering und ſein Antheil Muße groß. — Es gab eine Zeit, wo dieſe Muße einen vergleichungsweiſe kleinen Werth gehabt hätte; es ſteht zu hoffen, daß eine Zeit kommt, wo ſie zu den wichtigſten Zwecken angewandt wird. Jene Stunden, die nicht zur Herbeiſchaffung der erſten Lebensbedürfniſſe erforderlich ſind, mögen der Ausbildung des Geiſtes, der Bereicherung unſerer Kenntniſſe, der Verfeinerung unſeres Geſchmackes gewidmet werden und uns neue und gewähltere Quellen des Genuſſes eröffnen."

M. H., ich will ſchließlich noch einen Gegenſtand berühren, der zu den erſten Uebeln unſerer Zuſtände gerechnet werden muß und nur durch den Communismus glücklich reformirt werden kann — ich meine die Liebe und Ehe. — Das niederträchtige Bewußtſein, welches wir im heutigen Leben über dieſen Punkt haben, hat in Bezug auf die Liebe im Communismus dieſelben Albernheiten verbreitet, wie in Bezug auf den Beſitz. So wie

man vom Beſitze zu ſagen pflegt, daß im Communismus immer „getheilt“ wird (weil man ſich ohne Criminalgeſetze gegen den Diebſtahl heutzutage mit Recht nur eine allgemeine Räuberei denken kann), eben ſo pflegt man von der Liebe im Communismus anzunehmen, daß „Weibergemeinſchaft“ ſtattfinden würde (weil man ohne eheliche Sklavenbande und Criminalgeſetze gegen die beſtialiſchen Ausartungen der Liebe ſich heutzutage, ebenfalls mit Recht, nur eine allgemeine Unzucht und Nothzucht denken kann). — Sie ſehen ſchon, m. H., daß das böſe Gewiſſen unſerer heutigen Betrüger und Wollüſtlinge ſich höchſtens bis zum ſtraſloſen Verbrechen, nicht bis zur Unſchuld verſteigen kann. — Ich ſage Unſchuld, womit ich keineswegs die chriſtliche Ertödtung der geſunden, natürlichen und menſchlichen Triebe, ſondern deren Befriedigung, aber Befriedigung in menſchlicher Weiſe verſtehe. Die geſunden, natürlichen Triebe der Menſchen können aber nur dann in der rechten, menſchlichen Weiſe befriedigt werden, wenn ihnen kein Zwang angethan, wenn ihnen ihre Freiheit gelaſſen wird — ſonſt arten ſie aus und befriedigen ſich in unmenſchlicher, unnatürlicher, krankhafter Weiſe. — Die Liebe war bisher ſelten etwas Anderes, als Heuchelei und Unnatur — in der Lohnhurerei Proſtitution — in den heuchleriſchen Geldheirathen und Convenienzverbindungen nicht viel weniger — in der verrückten Perſönlichkeitsanbetung ekelhafter Götzendienſt — in allen Arten ihrer beſtialiſchen Befriedigung Schändung des Leibes und Geiſtes zugleich. — Die Liebe war bis jetzt nie frei; die Geliebten mußten ſich gegenſeitig zu Leibeigenen machen, wenn ſie nicht größerem Unglücke, welches in Folge des Privateigenthums und der darauf begründeten Ehegeſetze leicht entſtehen konnte, ſich ausſetzen, wenn ſie nicht Haß und Beleidigungen erdulden und ihre Kinder unglücklich machen wollten. — In der vernünftigen Geſellſchaft kann und wird die Liebe allein Mann und Weib gegenſeitig verbinden. Wo die Liebe ſich als eine jugendliche Täuſchung zeigt, wird Trennung folgen können, welche jedenfalls minder unſittlich und verderblich iſt, als eine gegenſeitige Leibeigenſchaft. — Wir dürfen erwarten, daß die

Liebenden im Bewußtſein der gegenſeitigen Freiheit liebenswürdiger bleiben, als in der Zwangsjacke der bisherigen Ehegeſetze; daß ſie zufällige Kränkung und kleine Mißverſtändniſſe eher dulden, die Reizungen der Lüſternheit leichter beſiegen und, mit ſeltener Ausnahme, in wahrhaft glücklicher Ehe leben werden.*)

Die gedankenarmen, inhaltsloſen Anſtrengungen und Kämpfe der politiſch Liberalen oder auch Radicalen können keine Hülfe gegen die Leiden der Menſchheit bieten. Ihre Thätigkeit iſt höchſtens als eine Steinbrecherarbeit und als Handlangerdienſt zum großen Bau des wahren Menſchenglückes zu betrachten und zu beachten. — In der täglich wachſenden Armuth und

---

*) Selbſt die Verbindung der Geſchlechter iſt nicht von dem Despotismus poſitiver Geſetze befreit. Liebe welkt unter dem Zwang: ihr eigenthumliches Element iſt Freiheit. Ein Ehemann und eine Ehefrau ſollen ſo lange mit einander vereinigt bleiben, wie ſie einander lieben. — Die Ueberzeugung, daß die Ehe unauflöslich iſt, hat die ſtärkſte aller Verſuchungen zur Verderbtheit auszuſtehn: ſie duldet ohne Abhülfe in Bitterkeit alle kleinen Tyranneien des häuslichen Lebens, wenn ſie weiß, daß ihr Opfer ohne Widerruf iſt. Wenn dieſe Verbindung auf eine rationale Baſis gebracht würde, ſo würde Jeder überzeugt ſein, daß die üble Laune mit einer Trennung endigte, und dieſes Laſter bändigen. Proſtitution iſt das legitime Kind der Ehe, des Privateigenthums und der ſie begleitenden Irrthümer. Ein raffinirteres, der menſchlichen Glückſeligkeit feindſeligeres Syſtem iſt wohl nicht auszuſinnen, als die Ehe. Ich halte dafür, daß aus der Auflöſung der Ehe das richtige und naturgemäße Verhältniß der Vermiſchung der Geſchlechter hervorgehen würde. Auf keine Weiſe ſage ich, daß eine Verbindung auf ſolchem Fuße eine mit Mehreren ſein würde; im Gegentheil ſcheint mir, aus dem Verhältniß der Aeltern zum Kinde, daß ſie für gewöhnlich von langer Dauer ſein würde und vor allen andern durch Großmuth und Hingebung ausgezeichnet. Was aus der Aufhebung der Ehe entſpringen würde, wäre naturgemäß und richtig, weil Wahl und Wechſel vom Zwange befreit würden. Wie würde die heutige Moral, in ſteife Schnurbruſt und Alttertand gekleidet, vor ihrem eignen ekeln Abbilde zurückſchrecken, wenn ſie in den Spiegel der Natur ſähe! —

(Aus Shelley's Anmerkungen zur Königin Mab.)

Unſittlichkeit, in der Ausbeutung des Volkes durch das Geldvermögen der Reichen und Liſtigen, in den gefährlichen Wirkungen des erbitterten Zweifels der Mißhandelten, welche nicht mehr glauben wollen, daß eine göttliche, liebende Vorſehung die Leiden angeordnet habe, welche ſie darniederdrücken, in dieſen und unzähligen Zeichen der Zeit müſſen wir den baldigen Ausbruch eines Verzweiflungskampfes und Rachekrieges erblicken, welcher Millionen unſchuldiger Weſen verderben, die beſſeren Früchte der Civiliſation, mitſammt den ſchlechten, unter Trümmern begraben, eine neue Barbarei hervorrufen und thieriſchen Gewalten die Wiederherrſchaft bereiten könnte, wenn wir uns nicht bald friedlich vereinigen und diejenigen Mittel anwenden, welche auf einem friedlichen Wege aus den jetzigen Zuſtänden in die der Gemeinſchaft hinüber führen.

Friedrich Engels: Meine Herren! Bei unſerer letzten Zuſammenkunft iſt mir vorgeworfen worden, daß ich meine Beiſpiele und Belege faſt nur aus fremden Ländern, namentlich aus England, genommen habe. Man hat geſagt, Frankreich und England gehe uns Nichts an, wir lebten in Deutſchland, und es ſei unſere Sache, die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit des Communismus für Deutſchland zu beweiſen. Man hat zugleich uns vorgeworfen, die hiſtoriſche Nothwendigkeit des Communismus überhaupt keineswegs genügend dargethan zu haben. Dies iſt ganz richtig und war auch nicht anders möglich. Eine hiſtoriſche Nothwendigkeit läßt ſich nicht in ſo kurzer Zeit beweiſen, wie die Congruenz zweier Dreiecke, ſie kann nur durch Studium und Eingehen auf weitläuftige Vorausſetzungen bewieſen werden. Ich will indeß heute das Meinige thun, um dieſe beiden Vorwürfe zu beſeitigen; ich werde zu beweiſen ſuchen, daß der Communismus für Deutſchland — wenn keine hiſtoriſche, doch eine ökonomiſche Nothwendigkeit iſt.

Betrachten wir zuerſt die gegenwärtige ſociale Lage Deutſchlands. Daß viel Armuth unter uns exiſtirt, iſt bekannt. Schleſien und Böhmen haben ſelbſt geſprochen. Von der Armuth der Moſel- und Eifelgegenden wußte die Rheiniſche Zeitung viel zu

erzählen. Im Erzgebirge herrscht seit undenklicher Zeit fortwährendes großes Elend. Nicht besser sieht es in der Senne und den westphälischen Leinendistricten aus. Von allen Gegenden Deutschlands her wird geklagt, und es ist auch nicht anders zu erwarten. Unser Proletariat ist zahlreich und muß es sein, wie wir bei der oberflächlichsten Betrachtung unserer socialen Lage einsehen müssen. Daß in den Industriebezirken ein zahlreiches Proletariat sein muß, liegt in der Natur der Sache. Die Industrie kann nicht ohne eine große Anzahl von Arbeitern existiren, die ihr gänzlich zu Gebote stehen, nur für sie arbeiten und auf jeden anderen Erwerb verzichten, die industrielle Beschäftigung macht bei dem Bestehen der Concurrenz jede andere Beschäftigung unmöglich. Daher finden wir in allen Industriedistricten ein Proletariat, das zu zahlreich, zu augenscheinlich ist, als daß es geläugnet werden könnte. — In den Ackerbaudistricten dagegen soll kein Proletariat existiren, wie von vielen Seiten her behauptet wird. Aber wie ist dies möglich? In den Gegenden, wo großer Grundbesitz vorherrscht, ist ein solches Proletariat nothwendig; die großen Wirthschaften haben Knechte und Mägde nöthig, können nicht ohne Proletarier existiren. In den Gegenden, wo der Grundbesitz parcellirt ist, läßt sich das Aufkommen einer besitzlosen Classe ebenfalls nicht vermeiden; man theilt die Güter bis zu einem gewissen Grade, und dann hört das Theilen auf; und da dann nur Einer aus der Familie das Gut übernehmen kann, so müssen die Anderen wohl Proletarier, besitzlose Arbeiter werden. Dabei geht das Theilen denn gewöhnlich so lange voran, bis das Gut zu klein ist, um eine Familie ernähren zu können, und es bildet sich eine Classe von Leuten, die wie die kleine Mittelclasse der Städte, einen Uebergang aus der besitzenden in die besitzlose Classe bildet, durch ihren Besitz von anderer Beschäftigung zurückgehalten und doch nicht befähigt ist, von ihm zu leben. Auch unter dieser Classe herrscht großes Elend.

Daß dieses Proletariat an Zahl stets zunehmen muß, dafür bürgt uns die zunehmende Verarmung der Mittelclassen, von der ich heute vor acht Tagen ausführlich sprach, und die Tendenz des Capitals, sich in wenigen Händen zu concentriren. Ich brauche

heute wohl auf dieſe Punkte nicht zurückzukommen und bemerke nur, daß dieſe Urſachen, welche das Proletariat fortwährend erzeugen und vermehren, dieſelben bleiben und dieſelben Folgen haben werden, ſo lange die Concurrenz beſteht. Unter allen Umſtänden muß das Proletariat nicht nur forteriſtiren, ſondern auch ſich fortwährend ausdehnen, eine immer drohendere Macht in unſerer Geſellſchaft werden, ſo lange wir fortfahren, Jeder auf ſeine eigne Fauſt und im Gegenſatz zu allen anderen zu produciren. Das Proletariat wird aber einmal eine Stufe der Macht und Einſicht erreichen, bei der es ſich den Druck des ganzen ſocialen Gebäudes, das fortwährend auf ſeinen Schultern ruht, nicht mehr wird gefallen laſſen, wo es eine gleichmäßigere Vertheilung der ſocialen Laſten und Rechte verlangen wird; und dann wird — wenn ſich die menſchliche Natur bis dahin nicht ändert — eine ſociale Revolution nicht zu vermeiden ſein.

Dies iſt eine Frage, auf die unſere Oekonomen bis jetzt noch gar nicht eingegangen ſind. Sie kümmern ſich nicht um die Vertheilung, ſondern bloß um die Erzeugung des Nationalreichthums. Wir wollen indeß für einen Augenblick davon abſtrahiren, daß, wie eben bewieſen, eine ſociale Revolution überhaupt ſchon die Folge der Concurrenz iſt; wir wollen einmal die einzelnen Formen, unter denen die Concurrenz auftritt, die verſchiedenen ökonomiſchen Möglichkeiten für Deutſchland betrachten und ſehen, was die Folge einer jeden ſein muß.

Deutſchland — oder genauer zu ſprechen, der deutſche Zollverein, hat für den Augenblick einen Juste-milieu-Zolltarif. Unſere Zölle ſind zu wirklichen Schutzzöllen zu niedrig, zur Handelsfreiheit zu hoch. So ſind drei Dinge möglich: Entweder gehen wir zur vollſtändigen Handelsfreiheit über, oder wir ſchützen unſere Induſtrie durch hinreichende Zölle, oder wir bleiben bei dem jetzigen Syſtem. Sehen wir die einzelnen Fälle an.

Wenn wir die Handelsfreiheit proclamiren und unſere Zölle aufheben, ſo iſt unſere geſammte Induſtrie mit Ausnahme weniger Zweige ruinirt. Von Baumwollſpinnerei, von mechaniſcher Weberei, von den meiſten Zweigen der Baumwollen- und Wolleninduſtrie, von bedeutenden Branchen der Seideninduſtrie,

von beinahe der ganzen Eisengewinnung und Eisenverarbeitung kann dann keine Rede mehr sein. Die in allen diesen Zweigen plötzlich brodlos gewordenen Arbeiter würden in Masse auf den Ackerbau und die Trümmer der Industrie geworfen werden, der Pauperismus würde überall aus dem Boden wachsen, die Centralisation des Besitzes in den Händen Weniger würde durch eine solche Krisis beschleunigt werden, und, nach den Vorgängen in Schlesien zu urtheilen, wäre die Folge dieser Krisis nothwendig eine sociale Revolution.

Oder wir verschaffen uns Schutzzölle. Diese sind neuerdings die Schooßkinder unserer meisten Industriellen geworden und verdienen daher nähere Betrachtung. Herr List hat die Wünsche unserer Capitalisten in ein System gebracht, und an dieses von ihnen ziemlich allgemein als Credo anerkannte System will ich mich halten. Herr List schlägt allmälig steigende Schutzzölle vor, die endlich doch genug werden sollen, daß sie dem Fabrikanten den inländischen Markt sichern; dann sollen sie eine Zeitlang auf dieser Höhe bleiben und dann allmälig wieder erniedrigt werden, so daß endlich, nach einer Reihe von Jahren, aller Schutz aufhört. Nehmen wir einmal an, dieser Plan werde ausgeführt, die steigenden Schutzzölle seien decretirt. Die Industrie wird sich heben, das noch müßige Capital wird sich auf industrielle Unternehmungen werfen, die Nachfrage nach Arbeitern und mit ihr der Lohn wird steigen, die Armenhäuser leeren sich, es tritt ein allem Anscheine nach höchst blühender Zustand ein. Dies dauert so lange, bis unsre Industrie ausgedehnt genug ist, um den heimischen Markt zu versorgen. Weiter kann sie sich nicht ausdehnen, denn da sie den heimischen Markt ohne Schutz nicht behaupten kann, so wird sie noch viel weniger auf neutralen Märkten gegen die auswärtige Concurrenz etwas ausrichten. Jetzt, meint Herr List, würde indeß die inländische Industrie schon stark genug sein, um weniger Schutz zu bedürfen, und die Herabsetzung könne anfangen. Geben wir dies für einen Augenblick zu. Die Zölle werden erniedrigt. Wenn nicht bei der ersten, so tritt doch ganz gewiß bei der zweiten oder dritten Zollherabsetzung eine solche Verringerung des Schutzes ein, daß die auswärtige

— ſagen wir geradezu die engliſche Induſtrie auf dem deutſchen Markte mit unſrer eignen concurriren kann. Herr Liſt wünſcht dies ſelbſt. Was werden aber die Folgen davon ſein? Die deutſche Induſtrie hat von dieſem Augenblicke an alle Schwankungen, alle Kriſen der engliſchen mit auszuhalten. Sobald die überſeeiſchen Märkte mit engliſchen Waaren überfüllt ſind, werden die Engländer, gerade wie ſie es jetzt thun, und wie Herr Liſt es mit vieler Rührung ſchildert, ihre ſämmtlichen Vorräthe auf den deutſchen Markt, den nächſten zugänglichen, werfen und ſo den Zollverein wieder zu ihrem „Trödelmagazin“ machen. Dann wird die engliſche Induſtrie ſich bald wieder erheben, weil ſie die ganze Welt zum Markte hat, weil die ganze Welt ihrer nicht entbehren kann, während die deutſche nicht einmal für ihren eignen Markt unentbehrlich iſt, während ſie in ihrem eignen Hauſe die Concurrenz der Engländer fürchten muß und an dem Ueberfluß der während der Kriſis ihren Abnehmern zugeworfenen engliſchen Waaren laborirt. Dann wird unſre Induſtrie alle ſchlechten Perioden der engliſchen bis auf die Hefen zu koſten haben, während ſie an den Glanzperioden dieſer letzteren nur beſcheidenen Antheil nehmen kann — kurz, dann werden wir gerade ſoweit ſein, wie wir jetzt ſind. Und damit wir gleich das Endreſultat bekommen, dann wird derſelbe gedrückte Zuſtand eintreten, in welchem jetzt die halbgeſchützten Zweige ſich befinden, dann wird ein Etabliſſement nach dem andern eingehen, ohne daß neue entſtehen, dann werden unſre Maſchinen veralten, ohne daß wir im Stande ſein werden, ſie durch neue, verbeſſerte zu erſetzen, dann wird der Stillſtand in einen Rückſchritt ſich verwandeln, und nach Herrn Liſt's eigner Behauptung ein Induſtriezweig nach dem andern verkommen und endlich ganz eingehen. Dann aber haben wir ein zahlreiches Proletariat, das durch die Induſtrie geſchaffen wurde und nun keine Lebensmittel, keine Arbeit hat; und dann, m. H., wird dies Proletariat mit der Forderung an die beſitzende Claſſe treten, beſchäftigt und ernährt zu werden.

Das wird der Fall ſein, wenn die Schutzzölle herabgeſetzt werden. Nehmen wir nun an, ſie würden nicht herabgeſetzt, ſie

blieben ſtehen, und man wollte abwarten, daß die Concurrenz der inländiſchen Fabrikanten unter ſich ſie illuſoriſch mache, um ſie dann herabzuſetzen. Die Folge hiervon wird ſein, daß die deutſche Induſtrie, ſobald ſie im Stande iſt, den heimiſchen Markt vollſtändig zu verſorgen, ſtill ſteht. Neue Etabliſſements ſind nicht nöthig, da die beſtehenden für den Markt ausreichen und an neue Märkte, wie ſchon oben geſagt, nicht zu denken iſt, ſolange man überhaupt des Schutzes bedarf. Aber eine Induſtrie, deren Ausdehnung nicht fortſchreitet, kann ſich auch nicht vervollkommnen. Wie nach außen, wird ſie nach innen ſtationär. Die Verbeſſerung der Maſchinerie exiſtirt für ſie nicht. Die alten Maſchinen kann man doch nicht wegwerfen, und für die neuen finden ſich keine neuen Etabliſſements, in denen ſie Anwendung finden könnten. Andre Nationen ſchreiten indeß voran, und der Stillſtand unſrer Induſtrie wird wieder ein Rückſchritt. Bald werden die Engländer durch ihren Fortſchritt befähigt ſein, ſo wohlfeil zu produciren, daß ſie mit unſrer zurückgebliebenen Induſtrie trotz des Schutzzolls auf unſrem eignen Markte concurriren können, und da im Kampf der Concurrenz, wie in jedem andern Kampf, der Stärkere ſiegt, ſo iſt unſre endliche Niederlage gewiß. Dann tritt derſelbe Fall ein, von dem ich eben ſprach: das künſtlich erzeugte Proletariat wird von den Beſitzenden etwas verlangen, was ſie, ſolange ſie excluſiv Beſitzende bleiben wollen, nicht leiſten können, und die ſociale Revolution tritt ein.

Jetzt iſt noch ein Fall möglich, nämlich der ſehr unwahrſcheinliche, daß es uns Deutſchen durch die Schutzzölle gelingen werde, unſre Induſtrie dahin zu bringen, daß ſie ohne Schutz gegen die Engländer concurriren könne. Nehmen wir an, dies ſei der Fall; was wird die Folge davon ſein? Sobald wir anfangen, den Engländern auf auswärtigen, neutralen Märkten Concurrenz zu machen, ſo wird ſich ein Kampf auf Tod und Leben zwiſchen unſrer und der engliſchen Induſtrie erheben. Die Engländer werden alle ihre Kräfte aufbieten, um uns aus den bisher von ihnen verſorgten Märkten entfernt zu halten, ſie müſſen es, weil ſie hier an ihrer Lebensquelle, an dem gefähr-

lichſten Punkt angegriffen werden. Und mit all den Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtehen, mit all den Vortheilen einer hundertjährigen Induſtrie, wird es ihnen gelingen, uns zu ſchlagen. Sie werden unſre Induſtrie auf unſren eignen Markt beſchränkt halten und ſie dadurch ſtationär machen — und dann tritt derſelbe Fall ein, der eben entwickelt wurde, wir bleiben ſtehen, die Engländer ſchreiten vorwärts, und unſre Induſtrie iſt bei ihrem unvermeidlichen Verfall nicht im Stande, das durch ſie künſtlich erzeugte Proletariat zu ernähren — die ſociale Revolution tritt ein.

Geſetzt aber, wir beſiegten die Engländer auch auf neutralen Märkten, wir riſſen einen ihrer Abzugskanäle nach dem andern an uns — was hätten wir in dieſem, ſo gut wie unmöglichen Fall, gewonnen? Im glücklichſten Fall würden wir dann die induſtrielle Carriere, die England uns vorgemacht hat, noch einmal durchmachen und über kurz oder lang da ankommen — wo England jetzt ſteht — nämlich am Vorabende einer ſocialen Revolution. Aller Wahrſcheinlichkeit nach würde es aber ſo lange gar nicht dauern. Durch die fortwährenden Siege der deutſchen Induſtrie würde die engliſche nothwendig ruinirt, und die ohnehin den Engländern bevorſtehende maſſenhafte Erhebung des Proletariats gegen die beſitzenden Claſſen nur beſchleunigt. Die ſchnell eintretende Brodloſigkeit würde die engliſchen Arbeiter zur Revolution treiben, und wie die Dinge jetzt ſtehen, würde eine ſolche ſociale Revolution auf die Länder des Continents, namentlich Frankreich und Deutſchland, eine ungeheure Rückwirkung ausüben, die um ſo ſtärker werden müßte, jemehr durch die forcirte Induſtrie in Deutſchland ein künſtliches Proletariat erzeugt worden wäre. Eine ſolche Umwälzung würde ſogleich europäiſch werden und die Träume unſrer Fabrikanten von einem induſtriellen Monopol Deutſchlands ſehr unſanft ſtören. Daß aber eine engliſche und eine deutſche Induſtrie friedlich neben einander beſtehen könnten, das macht ſchon die Concurrenz unmöglich. Eine jede Induſtrie muß, ich wiederhole es, fortſchreiten, um nicht zurückzubleiben und unterzugehen, ſie muß ſich ausdehnen, neue Märkte erobern, fortwährend durch neue Etabliſſements vergrößert werden, um fortſchreiten zu können. Da aber,

ſeitdem China offen ſteht, keine neuen Märkte mehr erobert werden, ſondern nur die beſtehenden beſſer ausgebeutet werden können, da alſo die Ausdehnung der Induſtrie in Zukunft langſamer gehen wird als bisher, ſo kann England jetzt noch viel weniger einen Concurrenten dulden, als dies bisher der Fall war. Es muß, um ſeine Induſtrie vor dem Untergange zu ſchützen, die Induſtrie aller andern Länder darniederhalten; die Behauptung des induſtriellen Monopols iſt für England nicht mehr eine bloße Frage des größeren oder geringeren Gewinns, ſie iſt eine Lebensfrage geworden. Der Kampf der Concurrenz zwiſchen Nationen iſt ohnehin ſchon viel heftiger, viel entſcheidender als der zwiſchen Individuen, weil es ein concentrirterer Kampf, ein Kampf von Maſſen iſt, den nur der entſchiedene Sieg des einen und die entſchiedene Niederlage des andern Theils endigen kann. Und darum würde auch ein ſolcher Kampf zwiſchen uns und den Engländern, mag ſein Reſultat ſein, wie es will, weder für unſre, noch für die engliſchen Induſtriellen von Vortheil ſein, ſondern nur, wie ich eben entwickelte, eine ſociale Revolution nach ſich ziehen.

Wir haben demnach geſehen, m. H., was Deutſchland ſowohl von der Handelsfreiheit, wie von dem Schutzſyſtem in allen möglichen Fällen zu erwarten hat. Wir hätten nur noch eine ökonomiſche Möglichkeit vor uns, nämlich den Fall, daß wir bei den jetzt beſtehenden Juste-milieu-Zöllen blieben. Wir haben aber ſchon oben geſehen, was die Folgen davon ſein würden. Unſere Induſtrie müßte, ein Zweig nach dem andern, zu Grunde gehen, die Induſtriearbeiter würden brodlos werden, und wenn die Brodloſigkeit bis auf einen gewiſſen Grad gediehen, in einer Revolution gegen die beſitzenden Claſſen losbrechen.

Sie ſehen alſo, m. H., auch im Einzelnen das beſtätigt, was ich im Anfange allgemein, von der Concurrenz überhaupt ausgehend, entwickelte — nämlich daß die unvermeidliche Folge unſerer beſtehenden ſocialen Verhältniſſe unter allen Bedingungen und in allen Fällen eine ſociale Revolution ſein wird. Mit derſelben Sicherheit, mit der wir aus gegebenen mathematiſchen Grundſätzen einen neuen Satz entwickeln können, mit derſelben

Sicherheit können wir aus den bestehenden ökonomischen Verhältnissen und den Principien der Nationalökonomie auf eine bevorstehende sociale Revolution schließen. Sehen wir uns indeß diese Umwälzung einmal etwas näher an; in welcher Gestalt wird sie auftreten, was werden ihre Resultate sein, worin wird sie sich von den bisherigen gewaltsamen Umwälzungen unterscheiden? Eine sociale Revolution, m. H., ist ganz etwas Anderes, als die bisherigen politischen Revolutionen; sie geht nicht, wie diese, gegen das Eigenthum des Monopols, sondern gegen das Monopol des Eigenthums; eine sociale Revolution, m. H., das ist der offene Krieg der Armen gegen die Reichen. Und solch ein Kampf, in dem alle die Triebfedern und Ursachen unverholen und offen zu ihrer Wirkung kommen, die in den bisherigen historischen Conflicten dunkel und versteckt zum Grunde lagen, solch ein Kampf droht allerdings heftiger und blutiger werden zu wollen, als alle seine Vorgänger. Das Resultat dieses Kampfes kann ein zweifaches sein. Entweder greift die sich empörende Partei nur die Erscheinung, nicht das Wesen, nur die Form, nicht die Sache selbst an, oder sie geht auf die Sache selbst ein und faßt das Uebel bei der Wurzel selbst an. Im ersten Falle wird man das Privateigenthum bestehen lassen und nur anders vertheilen, so daß die Ursachen bestehen bleiben, welche den jetzigen Zustand herbeigeführt haben und über kurz oder lang wieder einen ähnlichen Zustand und eine neue Revolution herbeiführen müssen. Aber, m. H., ist dies möglich? Wo finden wir eine Revolution, die das nicht wirklich durchgesetzt hätte, wovon sie ausging? Die englische Revolution setzte sowohl die religiösen, wie die politischen Grundsätze durch, deren Bekämpfung von Seiten Karls I. sie hervorrief; die französische Bourgeoisie hat in ihrem Kampfe mit dem Adel und der alten Monarchie Alles erobert, was sie wünschte, alle die Mißbräuche abgestellt, die sie zum Aufstande trieben. Und der Aufstand der Armen sollte eher ruhen, bis er die Armuth und ihre Ursachen abgeschafft hätte? Es ist nicht möglich, m. H., es würde gegen alle geschichtliche Erfahrung streiten, so etwas anzunehmen. Auch der Bildungsstand der Arbeiter, besonders in England und Frankreich, erlaubt

uns nicht, dies für möglich zu halten. Es bleibt also Nichts übrig, als die andere Alternative, nämlich, daß die zukünftige sociale Revolution auch auf die wirklichen Ursachen der Noth und Armuth, der Unwissenheit und des Verbrechens eingehen, daß sie also eine wirkliche sociale Reform durchsetzen werde. Und dies kann nur durch die Proclamation des communistischen Princips geschehen. Betrachten Sie nur, m. H., die Gedanken, welche den Arbeiter in den Ländern, wo auch der Arbeiter denkt, bewegen; sehen Sie in Frankreich die verschiedenen Fractionen der Arbeiterbewegung, ob sie nicht Alle communistisch sind; gehen Sie nach England und hören Sie, was für Vorschläge den Arbeitern zur Verbesserung ihrer Lage gemacht werden — ob sie nicht Alle auf dem Princip des gemeinschaftlichen Eigenthums beruhen; studiren Sie die verschiedenen Systeme der socialen Reform, wie viele von ihnen Sie finden werden, die nicht communistisch sind? Von allen Systemen, die heutzutage noch von Bedeutung sind, ist das einzige nicht communistische das von Fourier, der seine Aufmerksamkeit mehr auf die sociale Organisation der menschlichen Thätigkeit, als auf die Vertheilung ihrer Erzeugnisse richtete. Alle diese Thatsachen rechtfertigen den Schluß, daß eine zukünftige sociale Revolution mit der Durchführung des communistischen Princips endigen werde und lassen kaum eine andere Möglichkeit zu.

Sind diese Folgerungen richtig, m. H., ist die sociale Revolution und der praktische Communismus das nothwendige Resultat unserer bestehenden Verhältnisse — so werden wir uns vor allen Dingen mit den Maßregeln zu beschäftigen haben, wodurch wir einer gewaltsamen und blutigen Umwälzung der socialen Zustände vorbeugen können. Und da gibt es nur *ein* Mittel, nämlich die friedliche Einführung oder wenigstens Vorbereitung des Communismus. Wollen wir also nicht die *blutige* Lösung des socialen Problems, wollen wir nicht den täglich größer werdenden Widerspruch zwischen der Bildung und der Lebenslage unserer Proletarier sich bis zu der Spitze steigern lassen, wo nach allen unseren Erfahrungen über die menschliche Natur die brutale Gewalt, die Verzweiflung und Rachgier diesen Widerspruch lösen

wird, dann, m. H., müſſen wir uns ernſtlich und unbefangen mit der ſocialen Frage beſchäftigen; dann müſſen wir es uns angelegen ſein laſſen, das Unſrige zur Vermenſchlichung der Lage der modernen Heloten beizutragen. Und wenn vielleicht Manchem von Ihnen es ſcheinen möchte, als ob die Hebung der bis jetzt erniedrigten Claſſen nicht ohne eine Erniedrigung ſeiner eigenen Lebenslage geſchehen könnte, ſo iſt doch zu bedenken, daß es ſich darum handelt, eine ſolche Lebenslage für alle Menſchen zu ſchaffen, daß ein Jeder ſeine menſchliche Natur frei entwickeln, mit ſeinen Nächſten in einem menſchlichen Verhältniſſe leben kann und vor keinen gewaltſamen Erſchütterungen ſeiner Lebenslage ſich zu fürchten braucht; ſo iſt zu bedenken, daß dasjenige, was Einzelne aufopfern ſollen, nicht ihr wahrhaft menſchlicher Lebensgenuß, ſondern nur der durch unſere ſchlechten Zuſtände erzeugte Schein des Lebensgenuſſes iſt, etwas, was wider die eigne Vernunft und das eigne Herz derer geht, die ſich jetzt dieſer ſcheinbaren Vorzüge erfreuen. Das wahrhaft menſchliche Leben mit allen ſeinen Bedingungen und Bedürfniſſen wollen wir ſo wenig zerſtören, daß wir es im Gegentheil erſt recht herzuſtellen wünſchen. Und wenn Sie, auch abgeſehen davon, nur einmal recht bedenken wollen, auf was unſer jetziger Zuſtand in ſeinen Folgen hinauslaufen muß, in welches Labyrinth von Widerſprüchen und Unordnungen er uns führt — dann, m. H., werden Sie es gewiß der Mühe werth finden, die ſociale Frage ernſthaft und gründlich zu ſtudiren. Und wenn ich Sie dazu veranlaſſen kann, ſo iſt der Zweck meines Vortrags vollſtändig erreicht.

Bevor wir die letzte Rede mittheilen, welche Heß in der dritten Verſammlung gehalten hat, wollen wir hier die Haupteinwürfe, welche den Communiſten in den drei Verſammlungen gemacht wurden, kurz angeben. –

Herr B. konnte ſchon den Anſichten, welche Heß in ſeinem erſten Vortrage entwickelte, ſeine Zuſtimmung nicht geben. Was von ihm, als dem Advocaten der Bourgeoiſie und des Liberalismus, in der erſten und zweiten Verſammlung (die dritte beſuchte

er nicht mehr) vorgebracht wurde, läßt ſich weſentlich auf Folgendes reduciren: „Weder mit der geſchichtlichen Entwickelung, noch mit unſeren heutigen Zuſtänden verhält es ſich ſo ſchlimm, wie die Communiſten es darzuſtellen belieben. Ihnen zu glauben, wäre die erſte Form des Verkehrs der wilde Raubmord geweſen; das iſt theils falſch, theils übertrieben. Es iſt falſch, den Raubmord überhaupt eine Form des Verkehrs zu nennen, da der Verkehr doch im Austauſch der Producte beſteht, der Raubmörder aber ſeinem Schlachtopfer die Habe nimmt, ohne ihm etwas dafür zu geben. Es iſt aber auch nicht wahr, es iſt übertrieben, daß die Geſchichte mit dem Raubmord begonnen habe. Die Menſchen lebten gewiß lange Zeit ſehr friedlich, bevor ſie ſich zu bekämpfen anfingen. So lange das Land nicht übervölkert, ſo lange der Boden, den ſie bewohnten, groß genug war, Alle zu ernähren, war keine Veranlaſſung für ſie da, ſich zu bekämpfen. — Waren früher im Laufe der Zeit die Geſetze barbariſcher geworden, ſo haben ſie ſich dagegen im weiteren Verlaufe der Geſchichte über die Barbarei erhoben. Ich bin weit davon entfernt, unſere heutigen Geſetze und Inſtitutionen unbedingt zu billigen; ich finde ſehr Vieles an dem Beſtehenden auszuſetzen und werde mich ſtets zu denen zählen, die dem Fortſchritte, dem Vorwärts huldigen. Aber wenn man unſere bisherige Welt eine verkehrte nennt, ſo kann ich hierin wieder nur eine ſehr arge Uebertreibung erblicken. Künſte und Wiſſenſchaften haben ſich im Verlaufe der Geſchichte immer mehr entwickelt, und Niemand kann es läugnen, daß der Wohlſtand überall zugenommen hat, daß das Volk beſſer unterrichtet und auch in materieller Beziehung täglich beſſer geſtellt wird (!). Die Lebensbequemlichkeiten nehmen zu, für den Armen ſowohl, wie für den Reichen; Handel und Induſtrie gedeihen, und wenn auch noch Vieles zu wünſchen übrig bleibt, ſo dürfen wir deshalb nicht alle Geſchichte verwerfen und tabula rasa machen wollen. Eine ſechstauſendjährige Geſchichte, die nicht communiſtiſch war, iſt nicht vergebens dageweſen. Wenn man dieſe Geſchichte zu Rathe zöge, ſo würde man beſſer thun, als luſtige Abſtractionen aufführen. — Wir müſſen auf dem Beſtehenden fortbauen und, was uns

die Geschichte Gutes überliefert hat, anerkennen. Unsere Zustände sind, wie gesagt, unvollkommen, aber dieses Loos theilen sie mit allem Irdischen. Nichts ist ganz vollkommen auf der Erde. — Es wird immer Privateigenthum geben; der Rock, den ich da anhabe, m. H., ist mein, weil ich ihn redlich erworben habe, und wie sollte das jemals anders werden können? — In einem Zustande, wie die Communisten ihn sich vorstellen, würde ja alles Streben aufhören, da Jeder vollkommen glücklich sein soll. — Die menschliche Natur ist nun einmal egoistisch, darum ist der Communismus unausführbar, wie schön auch seine Idee ist.

Herr v. K. kann sich von der geschichtlichen Nothwendigkeit des Communismus noch nicht überzeugen, würde aber, falls er diese zugeben müßte, gegen die Ausführbarkeit des Communismus Nichts einzuwenden haben. In dieser Versammlung, sagt er, sitzen größtentheils Kaufleute und Fabrikanten, welche von dem Zustande der Arbeiter in Fabrikbezirken und großen Städten einen falschen Schluß auf den Zustand der Arbeiter überhaupt zu ziehen geneigt sind. Die größte Masse der Arbeiter besteht aber aus Landbauern, und auf dem Lande ist kein so bedrohliches Proletariat. Es wird daher mit unseren Zuständen gehen, wie es immer gegangen ist. Man wird dieselben zu verbessern suchen, ohne die Grundfesten der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung zu erschüttern. Der Communismus ist eine der gefährlichsten Lehren, die noch je aufgetaucht sind! u. s. w.

Heß: Meine Herren! Man hat mir auf meinen ersten Vortrag zwei schwere Vorwürfe gemacht: Einestheils, hat man gesagt, wären meine historischen Ansichten falsch, anderntheils hätte ich die Uebelstände, welche uns aus der bisherigen Geschichte überkommen sind, übertrieben. — Ich hatte die erste Form, unter welcher in der bisherigen Geschichte der Verkehr aufgetreten ist, den Raubmord genannt. Das ist falsch, hat man gesagt, denn der Raubmörder gibt für das, was er nimmt, kein Aequivalent. — M. H., wenn es sich darum

gehandelt hätte, das Wort Verkehr zu erklären, so würde ich nicht die gegenseitige Ausbeutung der Menschen als seinen Begriff und den Raubmord als seine historische Basis bezeichnet haben. Aber nicht um eine philosophische Definition, sondern um ein historisches Factum hat es sich gehandelt. Ich glaube gerade dieses als Grundgedanken meines ersten Vortrages bezeichnen zu müssen: daß unser jetziges Lebensbewußtsein, daß unsere jetzige Weltanschauung auf's Entschiedenste unserm jetzigen Leben, unserer heutigen Welt widerspricht, und wir uns daher zu unserem Entsetzen eingestehen müssen, daß wir in einer verkehrten Welt leben. — Der Verkehr, der uns geschichtlich überkommen ist, gewiß, der entspricht nicht unseren heutigen Ansichten vom Verkehr, und ich stimme darin mit meinen Gegnern vollkommen überein, daß der wahre Verkehr ein Austausch der Producte und, setzen wir noch hinzu: ein gerechter Productenaustausch, kein betrügerischer Handel ist. — Daß man diesen wahren Verkehr, diesen gerechten Productenaustausch keinen Raubmord nennen kann, wer könnte das einen Augenblick bestreiten? Hab ich's gethan? — Nein, m. H. — Bestritten hab' ich aber, daß der bisherige Verkehr wirklich ein solcher Productenaustausch war. Ich behauptete, daß der Verkehr bisheran im Grunde Nichts, als eine gegenseitige Ausbeutung, eine ungerechte Beraubung des Schwachen durch den Starken, des Schlichten durch den Listigen, des ehrlichen Mannes durch den Betrüger und Schuften war — und daß die historische Basis dieses historischen Verkehrs auch nichts Anderes, als der Raubmord sei. — Das ist Uebertreibung! — M. H., ich habe nicht übertrieben, aber ich habe die Dinge bei ihrem Namen genannt, und das ist unsern Zeitgenossen unbequem. Man liebt eine solche Sprache nicht. Man hat bisheran Alles zu vertuschen, zu bemänteln gesucht, um den Zwiespalt zwischen dem bessern Gewissen und der schlechten Welt, in der wir leben, einigermaßen zu besänftigen. Aber dadurch, daß wir uns selbst belügen, wird die Wirklichkeit nicht besser. Wir tragen unser eignes, besseres Bewußtsein in die Dinge hinein, um sie einigermaßen erträglich zu finden. Wir gewöhnen uns so sehr daran, Alles von der idealen Seite zu betrachten,

daß wir unwillkürlich die Dinge nicht mehr so anſehen, wie ſie wirklich ſind, ſondern wie ſie ſein ſollten, möchten, dürften, d. h., wie wir wünſchen, daß ſie ſeien. Beſonders uns Deutſchen iſt dieſe Gewohnheit zur andern Natur geworden, und es gibt ein Wort in unſrer Sprache zur Bezeichnung dieſes Seelenzuſtandes, das in keiner andern Sprache wiedergegeben werden kann: Gemüthlichkeit. — Es iſt gemüthlich, im Frieden mit Gott und der Welt zu leben und ſich durch Nichts in ſeiner Seelenruhe ſtören zu laſſen. — Gemüthlich iſt es, den Dingen nicht zu tief auf den Grund zu ſchauen und mehr uns ſelbſt in ihnen zu beſpiegeln, als ſie uns in ihrer wahren Geſtalt vor die Seele zu führen. — Gemüthlich iſt es, ſich im Einerſeits und Andrerſeits zu ſchaukeln und keinen Satz auszuſprechen, ohne ihm durch ein Aber die Pointe abzukippen. — Gemüthlich iſt es, Nichts zu ſagen, als was ſich bei Jedem ſchon von ſelbſt verſteht, und Nichts zu thun, als was ohnedies geſchehen würde. — Gemüthlich iſt es, mit Einem Worte, die Welt gehen zu laſſen, wie ſie geht, und Gott einen guten Mann ſein zu laſſen. — M. H., wir Alle ſind mehr oder weniger ſehr gemüthliche Menſchen, die ſich lieber einen blauen Dunſt vormachen und die Hände in den Schooß legen, als Augen und Hände bewaffnen, um den blauen Dunſt zu durchbrechen und die Lüge zu vernichten! — Was hatte man denn eigentlich dagegen geltend gemacht, daß wir uns noch immer gegenſeitig ausbeuten, und daß unſer Verkehr nach wie vor auf die hiſtoriſche Baſis des Raubmordes begründet iſt? Hatte man uns vielleicht gezeigt, daß unſer wirklicher, hiſtoriſcher Verkehr ein gerechter Austauſch der Producte iſt, daß Arbeit gegen Arbeit — und nicht Arbeit gegen Müßiggang oder nützliche Thätigkeit gegen betrügeriſche Speculation ausgetauſcht wird? Auf welche Gründe hatte man ſich denn geſtützt, als man unſere Behauptung: daß in der ganzen bisherigen Geſchichte Menſchen und Völker nur in der Form des wilden oder raffinirten Raubmordes mit einander verkehrten — der Uebertreibung bezüchtigte? Auf welche Gründe hatte man ſich geſtützt, als man einerſeits zugab, daß nicht Alles iſt, wie es ſein ſollte, andrerſeits aber doch die

ganze hiſtoriſche Baſis des Beſtehenden nicht antaſten zu dürfen glaubte? — Auf welche Gründe? Ich will's Ihnen ſagen, m. H., worauf man ſich geſtützt hatte: auf unſre deutſche Gemüthlichkeit! — Wir beſtreiten nicht, daß ſehr Vieles in dem, was man gegen uns vorbrachte, wahr iſt; aber es ſind Wahrheiten, die entweder die Sache, um welche es ſich eigentlich handelt, ganz unberührt laſſen, oder die höchſtens eine ſolche Seite berühren, welche nichts entſcheidet. — Man hat geſagt, die Menſchen hätten erſt dann und an ſolchen Orten ſich auszubeuten angefangen, wann Uebervölkerung eintrat und der Boden nicht mehr ausreichte, ſie zu ernähren. Gewiß, m. H., ſolange die Menſchen an den Brüſten der Natur lagen und, wie Kinder, nur zugreifen durften, um ihre Nahrung ohne Sorgen und Mühen und Arbeiten zu empfangen; ſolange ſie ſich gegenſeitig noch nicht nöthig hatten, um die natürlichen oder die zur andern Natur gewordenen künſtlichen Bedürfniſſe befriedigen zu können; ſolange weniger der Menſch, als die Natur für den Menſchen arbeitete; ſolange keine andere Production, als die Naturproduction, und kein andrer Verkehr, kein andrer Productenaustauſch, als der zwiſchen Menſch und Natur ſtattfand; ſolange kamen die Menſchen nicht mit einander in Conflict und waren glückliche, friedliche, unſchuldige Naturkinder. Aber von dieſer Zeit berichten nur höchſtens poetiſche Sagen, nicht die Geſchichte, weil dieſe Zeit die vorhiſtoriſche iſt. Ich will es gar nicht beſtreiten, daß ein ſolches goldnes Zeitalter einmal exiſtirt hat, welches mit unſerm heutigen „goldenen" Zeitalter ſo wenig Aehnlichkeit hat, wie der Himmel mit der Hölle. Aber wir haben ja gar nicht von der vorgeſchichtlichen, wir haben von der geſchichtlichen Zeit, vom Urſprunge unſrer geſchichtlichen Zuſtände, vom Anfange des hiſtoriſchen Verkehres geſprochen. Wir haben geſagt, daß die Menſchen, weil ſie ſich noch nicht verſtändigt, mit bewußtem Willen vereinigt, und auf vernünftigem Wege ihren gegenſeitigen Productenaustauſch geregelt haben, auch noch niemals anders, als auf dem Wege der Gewalt oder Liſt, ſich die Früchte ihrer Arbeit abnahmen, und daß dieſe Form des Productenaustauſchs im Fortgange der Geſchichte nur raffinirter, aber im

Weſentlichen nicht geändert wurde, daß das Weſen unſres heutigen Verkehrs, unſrer freien Concurrenz, nach wie vor die gegenſeitige Ausbeutung und die Baſis unſrer ſocialen Zuſtände der Raubmord iſt. — Ich frage Sie nochmals, m. H., welche Gründe hat man gegen dieſe unſere geſchichtliche Anſicht, die keine Dichtung iſt, und gegen dieſes Factum, das wir täglich vor Augen haben, denn eigentlich vorzubringen gewußt? — Man hat uns vom Fortſchritte unterhalten, das Inventarium unſrer geiſtigen und materiellen Schätze uns vorgerechnet. — Daß wir im Allgemeinen an geiſtigen und materiellen Gütern reicher geworden ſind, wer wollte das beſtreiten! Wir ſind ſo reich geworden, daß wir vor lauter Ueberfluß nicht mehr wiſſen, wo wir unſern Reichthum anbringen ſollen. Die Schätze des Geiſtes, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Induſtrie, liegen in Muſeen, in Bibliotheken, in Magazinen begraben und finden keine Abnehmer, keine Menſchen, die ſie zu menſchlichen Zwecken benutzen, zu ihrem Leben verbrauchen, zur weitern Production hinnehmen und verarbeiten. Schätze haben wir, m. H., ja, ganz enorme Schätze. Aber ich frage Sie, woher bei dieſer Maſſe von geiſtigen Schätzen dieſe Maſſe von Unwiſſenden? Woher bei dieſem Ueberfluß an Productionen dieſer Ueberfluß an armen, beſitzloſen Menſchen? Ich frage Sie, wie benutzen wir die ungeheuren Schätze, welche uns die Geſchichte überliefert hat? Wem kommt dieſer große Reichthum an materiellen und geiſtigen Mitteln zu gut? Etwa den Menſchen, die ihrer bedürfen? Etwa den Elenden, die aus Mangel an geiſtigen und leiblichen Nahrungsmitteln phyſiſch und moraliſch verderben? — Nein, m. H., ſie häufen ſich bei denen auf, die ihrer nicht bedürfen, die ſie weder benutzen können, noch benutzen wollen; ſie fließen denen am Meiſten zu, die ſchon am Meiſten Ueberfluß haben. In unſrer heutigen Welt herrſcht die Regel: Wer viel hat, kriegt viel; wer wenig hat, kriegt wenig, — und wer Nichts hat, kriegt gar Nichts! — Iſt das nicht die verkehrte Welt? — Der Reichthum, deſſen wir uns rühmen, wuchert in den Händen weniger Privateigenthümer und macht die Maſſe der Menſchen um ſo elender, je mehr er ſich vergrößert. — — Der Fortſchritt,

den man uns gerühmt hat, wird gewiß einmal den Menſchen zu Gute kommen. Wir ſchätzen die Früchte, die uns tauſendjährige Mühen und Sklavenarbeiten überliefert haben, wir ſchätzen dieſe hiſtoriſchen Ueberlieferungen als Materialien für die Zukunft. Nicht mit dieſen Reſultaten der Geſchichte ſind wir unzufrieden. Wo hätten wir geſagt, daß wir von allem Ueberlieferten uns losſagen oder, wie unſre Gegner ſich ausdrücken, tabula rasa machen wollten? — Wir wiſſen den geſchichtlichen Fortſchritt in den Productionen des Geiſtes, die Zunahme der Mittel, wodurch wir uns Alles, was zum menſchlichen Leben gehört, leichter verſchaffen können, ſehr wohl zu würdigen. Ohne dieſen Fortſchritt, ohne dieſe Erleichterung im Schaffen der menſchlichen Lebensmaterialien, würden wir unſre Ideen für unausführbar halten. Durch dieſe Errungenſchaft der Geſchichte allein iſt es möglich, daß fortan allen Menſchen die Mittel zur menſchlichen Lebensthätigkeit geboten werden können. Ja, m. H., Mittel zum Leben und zur Thätigkeit für jeden Menſchen und für jede Seite des menſchlichen Lebens ſind vorhanden. Um ſo bedauernswerther, um ſo ungerechter, um ſo verderblicher iſt es aber, daß ſie nicht benutzt, ſondern mißbraucht, zur Herrſchaft und Knechtſchaft mißbraucht werden. Das iſt's, m. H., worüber wir den Stab brechen! — In der bisherigen Geſchichte haben die Menſchen ſich nur immer mehr zu bereichern geſucht; um die Verwendung des gewonnenen Reichthums aber hat ſich die menſchliche Geſellſchaft bisher nicht bekümmert. Die Menſchen haben die geiſtigen und materiellen Schätze nicht als Mittel für ihr Leben und Wirken, ſondern als Güter erſtrebt, welche ſchon an ſich, ohne ihre wirkliche Anwendung für menſchliche Zwecke, einen Werth hätten. So wurden ſie die Sklaven ihrer eignen Productionen und um ſo elender, je reicher, je productiver ſie wurden. — Ihr Geiſt vervollkommnete ſich und umfaßte endlich das ganze Leben, die Welt. Aber nur Wenigen kam dieſer geiſtige Fortſchritt zu gut; die Maſſe mußte ſich dem mächtiger gewordenen Menſchheitsgeiſte als einer ihr fremden, jenſeitigen Macht unterwerfen. Der geiſtige Fortſchritt brachte nur einen mächtigen geiſtigen Druck auf die Maſſe der Menſchen hervor. —

Und unter diesem geistigen Drucke litten nicht nur die Unwissenden und Uneingeweihten, nein, auch die Wissenden, die Priester, Philosophen und Gelehrten mußten darunter leiden. Wie anders würden diese Letztern ihre geistigen Schätze angewendet haben, wenn ihnen nicht der große Haufe von Unwissenden gegenüber gestanden und sie verhindert hätte, ihre Schätze auszukramen; die geistige Waare hatte keinen Markt — und nicht der tausendste Theil von dem wurde producirt, was man freudig producirt hätte, wären Abnehmer da gewesen. Aber das ist's: die Abnehmer fehlten! Warum fehlten sie? Waren denn nicht Unwissende genug vorhanden, die der Belehrung bedurften? — O ja, Unwissende in Masse! — Aber weil man sich nicht vereinigte und regelmäßig organisirte, weil man die Vertheilung des geistigen, wie des materiellen Reichthums dem Zufalle, der Willkür überließ: blieb dieser Reichthum in den Händen oder Köpfen weniger vom blinden Zufalle Begünstigten stecken und wurde zu einem philosophischen oder religiösen **hocus pocus** verwendet, während der große Haufe blieb, was er war, arm, enterbt, ohne Mittel, seine Fähigkeiten zu entwickeln und zu bethätigen.

Wenden Sie das, was ich in Betreff der geistigen Production, des geistigen Fortschrittes und Verkehrs gesagt habe, auch auf die materielle Production, auf den Fortschritt und die Verwendung der materiellen Schätze an, so haben Sie die Geschichte des bisherigen Verkehrs nach seinen verschiedenen Seiten hin.

Von welcher Art ist demnach der geschichtliche Fortschritt gewesen? Hat er zur größeren Menschenbeglückung beigetragen? — Nein, m. H., es war nur eine eitle Zunahme an geistigen und materiellen Schätzen, dem stets eine verhältnißmäßige Abnahme des Menschenglückes zur Seite ging; denn glücklich ist der Mensch nur dann, wenn seine Wünsche und Bedürfnisse den Mitteln zur Befriedigung derselben entsprechen. Durch die Vermehrung der geistigen und materiellen Schätze wurden die Wünsche und Bedürfnisse aller Menschen vermehrt, aber nur den Wenigsten wurden, und auch diesen Wenigen nicht vollständig, die Mittel zur Befriedigung ihrer Wünsche und Bedürfnisse geboten. Alle hatten den Anblick der sich stets mehrenden Reichthümer, und

dieſer Anblick erregte den Wunſch in ihnen, Beſitzer dieſer Reichthümer zu werden, dieſer Anblick vergrößerte nur immer ihre geiſtigen und materiellen Bedürfniſſe, aber er befriedigte ſie nicht, denn vom Zuſehen wird man nicht ſatt, weder geiſtig noch leiblich. Geſättigt wird man nur vom Genuß. Der Genuß war aber von jeher mehr oder weniger verſagt, und er iſt es im Fortgange der Geſchichte ſo ſehr geworden, daß die Verſagung, die Entſagung und Verzichtleiſtung auf alle wirklichen, geiſtigen und materiellen Schätze des Lebens zum förmlichen Dogma erhoben worden iſt. Dieſes Dogma ſpukt noch in den Köpfen derer, welche von der Unvollkommenheit aller irdiſchen Dinge ſprechen und uns rathen, hübſch genügſam zu ſein, da wir doch einmal nach ihrer Anſicht dazu verdammt ſind, ewig zu ſchmachten und nie zum wirklichen Vollgenuß des Lebens zu gelangen. — M. H., wenn dieſe Zumuthung ſich nur auf den egoiſtiſchen Genuß bezöge, ſo wäre ſie eine erhabene Lehre. Es iſt wahr: der Menſch lebt nicht, um zu genießen, er genießt, um zu leben. Um das volle, ganze menſchliche Leben handelt es ſich, um das Schaffen und Wirken für einander, nicht um das habſüchtige Erwerben und ſelbſtſüchtige Verzehren. Nicht auf den egoiſtiſchen Genuß, nicht auf jene falſche, nichtige, ekle Genußſucht, nein, auf den wahren Vollgenuß des Lebens ſollen wir, nach jener Lehre, auf Erden verzichten. Den ſchlechten, falſchen Genuß, der uns nie ganz befriedigt, den thieriſchen Genuß der geiſtigen und leiblichen Güter will man uns gönnen. Wir ſollen glauben, in den Himmel des Geiſtes einzukehren, während Millionen unſerer Brüder in der Dummheit und Unwiſſenheit dahin leben und ihrerſeits ſich wieder einbilden, in einen Himmel zu kommen, der nur für ſie beſtimmt iſt, der anderen Millionen, die noch nicht von der Gnade erleuchtet worden ſind, ewig verſchloſſen bleibt. — Wir ſollen glauben, ein Eigenthumsrecht auf die Schätze der Menſchheit zu haben und im Ueberfluſſe ſchwelgen zu dürfen, während Millionen von Kummer und Noth aufgezehrt werden. — Wir ſollen glauben: Jeder für ſich und Gott für Alle, d. h. wir ſollen uns die Stimme unſeres Gewiſſens nicht zu ſehr zu Herzen nehmen und uns durch Gebete und Almoſen mit Gott und den

Menſchen abfinden! — Das iſt's, was jenes gemüthliche Dogma von uns verlangt. Dem erhabenen, vollkommenen, wahrhaft menſchlichen Leben ſollen wir entſagen, den zerriſſenen, lumpigen Fetzen des Lebens ſollen wir nachjagen? Auf die Gefahr hin, daß man mich noch einmal der Uebertreibung beſchuldigt, ſage ich Ihnen: das iſt das Streben und der Fortſchritt, von dem man uns unterhalten hat, und mit dem wir uns in unſerer Gemüthlichkeit ſchon befriedigen ſollen! M. H., glauben Sie nicht an dieſes niederträchtige Dogma der Unvollkommenheit aller Dinge auf Erden — es iſt das Dogma unſerer Schande — es iſt das Dogma unſerer Knechtſchaft — es iſt das Dogma unſerer Gemüthlichkeit!

Wir haben andere Einwürfe gehört, die ſich weniger auf unſere Ideen, als auf die Ausführbarkeit unſerer Ideen beziehen. Man hat geſagt, die zunehmende Verarmung ſei nur eine Folge der Induſtrie und ſchwinge ihre Geißel nur in den induſtriellen Landſtrichen. Das Proletariat, dieſe geſchichtliche Macht, welche die alte Geſellſchaft untergräbt und ſtürzt, das Proletariat, hat man geſagt, nehme nur in den Fabrikbezirken eine ſo drohende Stellung ein. Verhielte es ſich auch nur ſo, m. H., dann wäre noch immer nicht abzuſehen, wie dieſem wachſenden Krebsſchaden abzuhelfen ſei. — Aber, m. H., es verhält ſich durchaus nicht ſo. Dieſes Raiſonnement iſt falſch, ſowohl in Betreff der Gründe, die es vorbringt, wie in Betreff der Thatſachen, von welchen es ſpricht. — M. H., die Verarmung iſt keine Folge der Induſtrie, die Verarmung iſt eine Folge der Concurrenz der Privaterwerber, und dieſe Concurrenz erſtreckt ſich über alle Zweige der menſchlichen Thätigkeit. Die Verarmung der Maſſe geht Hand in Hand mit dem wachſenden Reichthume von einzelnen Privateigenthümern und Erbpächtern der geiſtigen und materiellen Schätze der ganzen Menſchheit. Die Verarmung iſt eine Folge des Privateigenthums und entwickelt ſich mit ihm in ganz gleichem Maaß und Verhältniß. Die freie Concurrenz, aus der wir — beim beſten Willen zu einem Rückſchritte — nun einmal nicht mehr zurück können, die freie Concurrenz, welche nichts Anderes, als ein modernes Agrargeſetz, der geſetzliche Ausdruck einer zur Aner-

kennung gelangten allgemeinen Habſucht iſt. — Dieſe freie Concurrenz zerſplittert nur das noch mehr oder weniger gemeinſchaftliche Eigenthum, welches dem Privaterwerbe früher entgangen iſt, reißt Alles in den Strudel dieſes Erwerbes, iſolirt die Menſchen mehr und mehr, treibt die gegenſeitige Ausbeutung derſelben bis zu jener ſchrecklichen Höhe hinauf, von welcher aus die antike Sklaverei und mittelalterliche Leibeigenſchaft, die doch wenigſtens dem Arbeiter Fütterung ſicherte, noch als eine Wohlthat für die beſitzloſen Arbeiter erſcheint und ruft am Ende nothwendig einen Zuſtand hervor, der den erſten Anfang des Privateigenthums ſeine hiſtoriſche Baſis — den Raubmord — würdig beſchließt. — Vergebens ſträubt man ſich gegen die Conſequenz, womit das Privateigenthum ſich entwickelt. Die Capitalien werden ſtets dahin ſtrömen, wo ſie ſich am beſten verzinſen — und wenn die Induſtrie, wie dies nicht ausbleiben kann, einmal auf den Punkt kommt, wo ſie ſtill ſteht, wenn ſie einmal ſo viel Capitalien verſchlungen haben wird, wie ſie bedarf, dann werden ſich die Capitalien auf die Agricultur werfen, die Arbeiter mit ſich dahin reißen und ſo denjenigen Theil der Bevölkerung, der etwa noch bisher von dem menſchenblutſaugenden Gelde verſchont geblieben iſt, in ſehr kurzer Zeit auch dahin bringen, wohin jetzt ſchon der größte Theil der Arbeiter in großen Städten und Fabrikbezirken gelangt iſt. — Uebrigens, m. H., brauchen wir gar nicht ſo lange zu warten, um auch das Landvolk verarmen und zur Tagelöhnerei verdammt zu ſehen. Leſen Sie nur die Zeitungen, ſie ſind voll von Klagen über die Verarmung des Landvolkes. Die A. Z. brachte ſeit Kurzem faſt jeden Tag und aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands Klagen über den ſich mehrenden Wilddiebſtahl, Holzdiebſtahl und Flurſchaden. Und was iſt die Urſache davon? — Noth, Brodloſigkeit, Verarmung des Landvolkes neben einer ſtets zunehmenden Preiserhöhung der Ländereien.

Ich wiederhole Ihnen, m. H., es gibt kein Mittel, dieſer wachſenden Lavine des Pauperismus in Stadt und Land Einhalt zu thun. Mit der Unterdrückung der freien Concurrenz würde das Uebel, welches uns bevorſteht, nur beſchleunigt werden. Der einzige Weg, welcher zur Vernichtung dieſes Uebels und ſeiner

Wurzel führt, ist die Organisation der menschlichen Gesellschaft nach communistischen Grundsätzen. Schreitet man zu diesem Mittel nicht, weil die Menschlichkeit, Vernunft und Liebe es schon erheischt, so wird man etwas später seine Zuflucht zu ihm nehmen, weil die Noth es gebietet. — Wie dem auch sei, an uns ist es, dem Drange unseres Herzens und der Ueberzeugung, von der wir lebhaft durchdrungen sind, stets zu folgen und trotz aller Hindernisse, die uns überall entgegen treten, trotz der Zähigkeit, womit man stets dem Bestehenden anhängt, und trotz der Schmähungen und Verdächtigungen feiler Scribenten unsere Meinung offen auszusprechen.

Weitere Zusammenkünfte mußten unterbleiben, weil an sämmtliche Gastwirthe Elberfelds und Barmens eine Zuschrift von Seiten der hochlöblichen Behörde erging, des Inhaltes: Sie seien verantwortlich, etwaige Reden, die in ihren respectiven Localen über Communismus u. s. w. gehalten würden, zu denunciren, widrigenfalls ihnen die Concession genommen und außerdem auch eine Geldbuße, nach Umständen sogar eine Gefängnißstrafe von so und so viel Jahren (wir erinnern uns der Zahl nicht mehr genau) auferlegt werden würde; weil ferner, zum Ueberflusse, am Samstag Abend in der Nähe des Zweibrücker Hofes Gensdarmen, welche von Düsseldorf requirirt worden sind, auf und abgingen, um nöthigenfalls die Befehle der Behörden vollziehen zu können, weil endlich folgendes Rescript Sr. Hochwohlgeboren des Herrn Oberbürgermeisters von Elberfeld den Herren Engels, Heß und Köttgen zugestellt worden:

„Die Königliche Hochlöbliche Regierung hat, mittelst Rescript vom gestrigen Tage, die gesetzliche Unzulässigkeit von Versammlungen, wie sie am 8., 15. und 22. d. in dem Locale der Frau Wittwe Obermeyer abgehalten worden, ausgesprochen und unter ausdrücklicher Hinweisung auf die Bestimmungen des Publicationspatentes vom 25. September 1832, sowie des durch Verordnung vom 6. Januar 1816 republicirten Edictes vom 20. October 1798 und endlich der Artikel 291 a. 299 des Rheinischen Strafgesetz-

buches, hat dieselbe im Allgemeinen die Wiederholung solcher Versammlungen mit Hülfe aller gesetzlich zu Gebote stehenden Mittel zu verhindern befohlen, im Speciellen aber hat die Königliche Hochlöbliche Regierung die Abhaltung der am 1. k. Mts. in dem obengenannten Saale beabsichtigten Versammlung, insofern dabei in irgend einer gegen die obenbezeichneten gesetzlichen Bestimmungen etwas beabsichtigt werden oder geschehen sollte, sowie aller anderen Versammlungen, deren Abhaltung zu demselben Zwecke und in ähnlicher Weise beabsichtigt werden möchten, ferner jedes Halten öffentlicher Vorträge von Seiten solcher Personen, welche hiezu keine polizeiliche Genehmigung erhalten haben, von Polizeiwegen verboten und mich beauftragt, diesen ihren Beschluß zu Ihrer Kenntniß zu bringen, nöthigenfalls aber die Ausführung desselben im Wege der polizeilichen Gewalt zu sichern. — Indem ich mich hierdurch des Auftrages entledige, Ihnen Kenntniß von dieser höheren Verfügung zu geben, hege ich das Vertrauen, daß diese Mittheilung hinreichen wird, mich jeden anderen Schrittes völlig zu entheben.

Elberfeld, am 28. Februar 1845.

Der Oberburgermeister
v. Carnap."

Hierauf haben sich die Herren Heß und Köttgen (Engels war verreist) mit folgender Verantwortungs- und Beschwerdeschrift an die betreffende Behörde gewendet; aber bis heute (Ende März) ist keine Antwort erfolgt.

„An den Oberbürgermeister der Stadt Elberfeld.

„Euer Hochwohlgeboren verehrten Zuschrift vom 28. Februar entsprechend haben wir unterlassen, am folgenden Samstag Abend, wie gewöhnlich, in der Gesellschaft unserer Freunde den Zweibrücker Hof zu besuchen, um einer etwaigen Fortsetzung der freundschaftlichen und wissenschaftlichen Besprechung des Communismus, so viel an uns lag, vorzubeugen. Nur der Mitunterzeichnete, Maler Gustav Adolf Köttgen, hatte das Vergnügen, Ew. Hochwohlgeboren in dem genannten Gasthofe, wo er wohnte, zu sprechen,

und Sie haben ſich bereits hinlänglich von der Falſchheit der über unſere Beſprechungen ausgeſtreuten Gerüchte, ſowie von unſeren guten Abſichten und friedlichen Beſtrebungen überzeugt. Wir wären daher, Ihnen gegenüber, jeder Verantwortung überhoben, dürften wir nicht erwarten, daß eine ſchriftliche Darlegung und ein offenes Bekenntniß unſerer menſchenfreundlichen Abſichten eine Hochlöbliche Regierung veranlaſſen wird, ein Verbot wieder aufzuheben, welches nur durch Mißverſtändniſſe hervorgerufen werden konnte und weder durch die beſtehenden Geſetze, noch durch die Anſichten unſerer Behörde zu motiviren iſt.

„Wir haben in geſelligen Zuſammenkünften, vor gebildeten und hochgeſtellten Männern, in ernſter, würdiger Behandlung und mit Vermeidung aller politiſchen und religiöſen Debatten ein wichtiges Problem unſerer Zeit beſprochen, welches nothwendig gelöſ't werden muß, aber nicht ohne ein vertrauenvolles Zuſammenwirken des Staates und der bürgerlichen Geſellſchaft in der wünſchenswerthen, friedlichen Weiſe gelöſ't werden kann. — Ueberzeugt einerſeits von dem guten Willen unſerer Regierung und aller gebildeten Menſchenfreunde, andererſeits jedoch mit Recht, wie ſich nun zeigt, Mißdeutungen befürchtend, hat der Mitunterzeichnete, Guſtav Adolf Köttgen, Ew. Hochwohlgeboren und den Herrn Oberprocurator von Köſtritz ſchriftlich eingeladen, unſeren Beſprechungen beizuwohnen, und wir haben durch die lebhafte Theilnahme, welche Letzterer und viele andere ehrenhafte Beamten und gebildete, hochgeſtellte Männer an unſeren Discuſſionen nahmen, die Berechtigung und das Bedürfniß unſerer Zuſammenkünfte, zu welchen wir ſchon vorher von Staatsbeamten und anweſenden Bürgern aufgefordert wurden, erfreulich beſtätigt gefunden. Daß wir unter dieſen Umſtänden keine jener Lehren, welche ein irriges oder böswilliges Gerücht uns anzudichten verſuchte, vorzutragen beabſichtigten oder gar wirklich vortrugen, verdient kaum ernſtlich bewieſen zu werden, um ſo weniger, als genug glaubwürdige Zuhörer da ſind, welche der Wahrheit jederzeit bereitwillig die Ehre geben. Wir wollen indeß die Hauptpunkte, welche mißdeutet oder abſichtlich entſtellt worden ſind, hier kurz wiederholen. —

„Als von der „unbedingten Berechtigung" des Privateigenthums die Rede war, haben wir nachgewieſen, daß der Staat zu allen Zeiten und mit vollem Rechte für das Wohl Aller das Eigenthum der Privaten aufgehoben habe und noch aufhebe, wie die Steuer- und Expropriationsgeſetze zeigen. Weit entfernt alſo, die Lehre, die man uns unterſchiebt, nämlich die Lehre, daß der Staat kein Recht habe, Steuern zu erheben, aufzuſtellen, haben wir vielmehr gerade das Gegentheil durchzuführen geſucht. — Ebenſo verhält es ſich mit der infamen Lehre von der „Weibergemeinſchaft", die man uns andichtet. Wir forderten eine beſſere, heiligere Behandlung der Liebe, als ſie in unſerer jetzigen Geſellſchaft an der Tagesordnung und leider auch unabänderlich iſt, ſo lange Alles verkäuflich bleibt. — Endlich haben wir nicht die Revolution, die wir ſelbſt haſſen und verabſcheuen, ſondern die Lehre aufgeſtellt und anempfohlen, daß einer Revolution vorgebeugt werden müſſe, ſie aber unvermeidlich wäre, wenn der täglich wachſenden Armuth und Laſterhaftigkeit nicht durch kräftige und der Natur der Sache genügende Mittel abgeholfen würde. Wir haben dieſe Mittel gefunden in einer Reorganiſation des Armenweſens, in der Gründung großer Nationalwerkſtätten und landwirthſchaftlicher Colonieen, verbunden mit allgemeinen und unentgeltlichen Erziehungsinſtituten, wodurch allen Menſchen die Möglichkeit geboten würde, ihre verſchiedenen Anlagen und Kräfte auszubilden und zum allgemeinen Nutzen anzuwenden. Wir haben die Ausführung dieſer großen Maßregel mittelſt einer progreſſiven Vermögensſteuer empfohlen. Allerdings würde der egoiſtiſche, habſüchtige Privaterwerb durch ſolche Maßregeln beſchränkt und am Ende ſogar aufgehoben, das Gemeinwohl aber in jeder Beziehung und in einer für jeden Stand erwünſchten Weiſe gefördert werden.

„Wenn die Hochlöbliche Regierung darauf beſteht, unſere wohlwollenden Beſprechungen nicht weiter zu geſtatten, ſo werden wir ſie unterlaſſen. Aber wir hegen die feſte Ueberzeugung, daß keine Verordnung die Macht der Wahrheit bezwingen kann.

„Indem wir Ew. Hochwohlgeboren bitten, dieſe Verantwortung der betreffenden Behörde vorzulegen, verharren wir mit aufrichtiger Hochachtung

Elberfeld, den 6. März 1845.

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenſte

Guſtav Adolf Köttgen. M. Heß."

Politik und Sozialismus.

Einleitende Gedanken.

Welch' eine Legion von Vorurtheilen erblicke ich vor mir! Welch' einen unabsehbaren Janhagel, der dies und das zu erinnern hat und sich in seiner Weisheit noch groß dünkt. Wenn nur das Juste-Milieu an Verstand stille schwiege. Zum Herzen des Volkes wollte ich schon reden und auch verstanden werden. Versuchen wir es, durch den tollen Lärm aller der Marktschreier und politischen Wunderdoktoren hindurch die Stimme der Vernunft vernehmen zu lassen. — Was, Du Einzelner hast die Vernunft gepachtet? Du und die paar Leute mit Dir, Ihr wagt es, Alles neben Euch geringzuschätzen? — Ja, wenn Eure deutsche Literatur von heute „Alles" heißt. Nein, wenn man uns das Volk gegenüberstellt. Das Volk hat den Instinkt des Richtigen, wir wollen ihm seinen Instinkt zum Bewußtsein bringen. Hütet Euch nur, die Bourgeoisie für das Volk zu nehmen, oder ich erinnere Euch an Thomas Münzer. —

Preußen leidet in diesem Augenblicke an Konstitutionswehen, die wir komisch nennen würden, hätten nicht alle Geburtsschmerzen etwas Heiliges. — Wer verlangt in Preußen die Konstitution? Die Liberalen. — Wer sind die Liberalen? Leute in ihren vier Pfählen und einige Schriftsteller, die entweder selbst jene Pfähle besitzen, oder deren Horizont nicht weiter reicht — als der Wunsch jener ehrenwerthen Haus- und Fabrikbesitzer. — Sind diese Handvoll Besitzer sammt ihren schreibenden Trabanten

das Volk? Nein. — Verlangt das Volk die Konſtitution? Nicht im Traume. —

Sollen wir einmal die Geſchichte verbeſſern, ſollen wir uns einen Augenblick mit: „Man hätte," „Wenn man" und dergleichen unmöglichen Redensarten befaſſen? Im Jahre 1815 hätte der preußiſche Monarch eine Verfaſſung geben ſollen, ein Gnadengeſchenk königlicher Dankbarkeit; vor dreißig Jahren hätte man den beſitzenden Mittelſtand ein Unterhaus in Berlin wählen laſſen ſollen, Adels war ja genug vorhanden, um eine Pairskammer zu bilden. Geſchah dieſes, ſo dekretirten die geſetzgebenden Körper ein allgemeines Zivil-, ein ſtrenges Kriminal-, und ein noch ſtrengeres Preßrecht, vielleicht obendrein noch alle jene Schutzzölle, Handelsverträge und Koloniſationspläne, die Herr Liſt ſo unaufhörlich predigt; was bis zum Jahre 1830 nicht durchgeſetzt worden, wäre ganz gewiß nach der Julirevolution durchgegangen, als die Geldherrn den alten Adel verabſchiedeten. — Noch 1840 wäre ein Moment geweſen, das Verlorne nachzuholen, noch immer war von keinem deutſchen Proletariate die Rede, noch immer hieß das Ideal die „geſetzliche Freiheit;" unmöglich konnte man es dem Verleiher der Konſtitution zum Vorwurf machen, daß Er nicht früher auf den Thron gekommen. — Zwiſchen 1840 und heute liegt Schleſien und eine ganze Doktrin. Wir haben erfahren, daß wir ein Proletariat beſitzen, und zwar ein Proletariat, das zu ſchlagen und zu ſterben verſteht; das Weſen der Konſtitution iſt erkannt worden, durchſchaut wie ein Pavillon von Glas. Man erzählt, nach der ſchleſiſchen Revolte habe der König von Preußen den Ritter Bunſen gefragt, was zu thun ſei. Bunſen habe die einfache Antwort gegeben: „Majeſtät, Sie müſſen eine Konſtitution geben." In die Taſche langend, habe darauf der Ritter Bunſen einen von ihm bereits angefertigten Plan einer preußiſchen Verfaſſung hervorgeholt. Der König habe geäußert, er wolle die Sache in Erwägung ziehen. Wenn die Geſchichte wahr iſt, ſo hat der Herr Ritter Bunſen eine tüchtige praktiſche Einſicht verrathen. Denn die Worte: „Majeſtät, Sie müſſen eine Konſtitution geben," heißen nach dem ſchleſiſchen Weberaufſtande gar

nichts Anders, als: „Majeſtät, ziehen Sie ſich hinter die konſtitutionnelle Heiligkeit und Unverantwortlichkeit zurück! Laſſen Sie die Bourgeoiſie ſelbſt Geſetze geben, laſſen Sie dieſe Bourgeoiſie einen verantwortlichen Miniſter dazu autoriſiren, den Pöbel nöthigenfalls zuſammenzuſchießen!“ — Die reine, möglichſt unbeſchränkte Monarchie in gebildeten Ländern hat eine Inſtanz zu brachten, die ewig wachſam und unerbittlich iſt, gleich einem griechiſchen Areopage, dieſe Inſtanz heißt die Sitte, die öffentliche Meinung. Auch Montesquieu verzeichnet dies Zeugniß der Geſchichte. Unter einer Konſtitution herrſcht das Geſetz, der Scharfrichter, der den Willen einer kleinen Minderzahl exekutirt, während dieſelbe Minderzahl ſich den künſtlichen Schein zu geben weiß, als ſei ſie die unendliche Majorität, ja die Allheit des Landes. Hätte das ſchleſiſche Proletariat ein Bewußtſein, und entſpräche dieſem Bewußtſein ein beſtehendes Recht, ſo müßte es gegen die Konſtitution petitionniren. Das Proletariat hat dazu weder Bewußtſein, noch Recht; wir handeln alſo in ſeinem Namen. Wir proteſtiren. —

Woher nur plötzlich in dem philoſophiſch-poetiſch-muſikaliſchen Deutſchland dieſe Verfaſſungswuth, dieſes Schwärmen und Träumen von einem politiſchen Vertrage. Fürſt Metternich und die Diplomaten glaubten das Kindlein längſt eingeſargt zu haben. Und ſiehe da, es iſt noch am Leben und ſogar groß und ungeſtüm geworden. Sehen der Fürſt Metternich und die Diplomaten bald ein, daß es geſcheuter geweſen wäre, dieſe heimliche Frucht eines außerehelichen Umganges mit der Freiheit gleich anfangs zu adoptiren, anſtatt ſich jetzt einem ſehr verdrießlichen Erbtheilungsprozeſſe ausgeſetzt zu ſehn? —

Ihr wollt alſo den politiſchen Vertrag, Ihr wollt die Konſtitution. Die „allgemeine Stimmung“ in Preußen will die Reichsſtände, die todteſten Provinzen werden plötzlich lebendig, um die Reichsſtände zu fordern. Gut, wenn die „allgemeine Stimmung“ für die Konſtitution iſt, ſo ſchadet ja meine Kritik um ſo weniger. Vielleicht aber iſt das, was Ihr „allgemeine Stimmung“ nennt, auf der einen Seite nur ein egoiſtiſcher Wunſch der beſitzenden Kaſte und auf der andern eine allgemeine

Duſelei, die ſich an Konſtitution, Preßfreiheit, Bürgerrechten, geſetzlicher Ordnung und dergleichen berauſcht hat, ohne den Inhalt dieſer Dinge nur im Entfernteſten zu kennen. Ihr werdet mir zugeben, daß dann die Kritik nöthig, höchſt nöthig iſt. —

„Wir wollen die Konſtitution nur als Uebergang, die Konſtitution iſt unſer nächſtes, für jetzt erreichbares Ziel. Wir ſind radikal. Kein Menſch kann einem Volke etwas verleihen; denn in ihm ſelbſt liegt die einzige Souveränität. Kommt das Volk erſt zum Bewußtſein dieſer Souveränität, ſo wird es die anmaßenden Hinderniſſe ſchon beſeitigen und ſeine vollen Rechte ausüben.“ So höre ich einen kleinen Theil der Vertragswüthigen reden, die zugleich eine Entſchuldigung vorbringen und eine Reſerve machen wollen. Seid ruhig, auch an Euch komme ich; Ihr ſeid nur eine Konſequenz der Konſtitutionnellen, Ihr treibt das Prinzip Jener nur auf die Spitze, Ihr habt kein weſentlich anderes Prinzip. Liberal oder radikal, es iſt Alles Eins; Beide knieen vor einem Götzenbilde, das einmal die Verfaſſungsakte, ein andermal die Volksſouveränität heißt. —

Zwei Männer des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich haben den Samen ausgeſtreut, der in dieſem Lande die politiſche Praxis beſtimmte, und der jetzt auch in Deutſchland aufzugehen bemüht iſt: Montesquieu und Rouſſeau. Montesquieu war ein Liberaler, Rouſſeau ein Radikaler. Montesquieu's Maximen — ein Syſtem hat er nicht gehabt — kamen zur lebendigen Wirklichkeit in der Konſtitution von 1791, in der von 1814 und blieben in dem Nachdruck von 1830 geltend. Rouſſeau's Syſtem verſuchte ſich durch den Konvent zu realiſiren. Der Liberalismus iſt ſeiner Natur nach empiriſch, er ſieht die Freiheit anderswo und möchte ſie zu Hauſe gerne einführen; wenn nirgendwo in der Welt bürgerliche Freiheit herrſchte, ſo wäre der Liberalismus undenkbar. Er erzeugt nichts, er iſt gedankenfaul. Was Montesquieu imponirte, war die engliſche Verfaſſung; hier ſtand der moderne Ariſtoteles auf ſeiner Rundreiſe durch die verſchiedenen Geſetzgebungen der Welt ſtill, hier faltete er ſtaunend die Hände. Der Radikalismus dagegen iſt idealiſtiſch; er lehnt ſich zwar bisweilen an einzelne Zuſtände an, wie Rouſſeau an

die römiſche Republik und an die Verfaſſung von Genf; aber er iſt weit entfernt, ſein Ideal für irgendwo verwirklicht auszugeben. Auch Plato hatte Sparta hin und wieder im Auge; aber Sparta genügte ihm nicht.

Montesquieu's Maximen ſind die Maximen der Zweikammermänner beim Sturze Napoleon's, der Benjamin Conſtant, der Guizot, der Dahlmann, der ABC-ſchüler in der badiſchen Kammer. Rouſſeau's Geiſt ſpukt in Robespierre, St. Juſt, in den Republikanern der dreißiger Jahre, in der pariſer „Reforme," in einigen wenigen Malcontenten in Deutſchland. In dieſen beiden Männern iſt die ganze politiſche Bewegung der Gegenwart enthalten. Wollen wir alſo ein Einſehen in dieſe Bewegung gewinnen, ſo müſſen wir ſie bis an ihre Quelle verfolgen, bis zu dem Präſidenten des Parlamentes von Bordeaux und bis zu dem Bürger von Genf. Wir müſſen Montesquieu und Rouſſeau unterſuchen, um zu gewahren, daß der Konſtitutionalismus keinen Sinn hat, daß er vor keinem ernſten Gedanken Stich hält, und daß ſelbſt die radikalſten Konſequenzen der Volksſouveränität keine Freiheit verbürgen, keine Garantie für freie Bethätigung des menſchlichen Weſens bieten. Weder der Liberalismus, noch der Radikalismus haben Anſpruch darauf, die gebärende Zeit zu entbinden, ſie gehören zur alten Weltanſchauung; die Wiſſenſchaft der Geſellſchaft muß ſie bei Seite ſetzen. Montesquieu's Staat iſt die eingeſtandene Knechtſchaft, Rouſſeau's Staat iſt die Knechtſchaft beim Fackelſcheine der Freiheit.

Montesquieu.

Montesquieu iſt ein Empiriker. Der engliſche Staatsorganismus, die moderirte oder temperirte Monarchie, wie er ſich ausdrückt, iſt ihm das Höchſte und Letzte des modernen Geiſtes. Montesquieu findet das, er beweiſt es keineswegs. Das Wort finden mit ſeiner Doppelbedeutung iſt das Stichwort aller nackten Empirie. In Deduktionen iſt Montesquieu überhaupt äußerſt ſchwach. Er weiß nicht einmal den Uebergang vom Naturzuſtande in den Staat zu machen. Er beginnt ſein

erſtes Buch des „Geiſtes der Geſetze“ damit, die Geſetze im Allgemeinen zu definiren, als „die nothwendigen Beziehungen, die aus der Natur der Dinge entſpringen;“ in dieſem Sinne habe Alles ſeine Geſetze, die Gottheit, die materielle Welt, die übermenſchlichen Intelligenzen, die Thiere, der Menſch. — Richtig, die nothwendigen Beziehungen zwiſchen Menſch und Menſch ſind die Quelle des menſchlichen Geſetzes. Der Menſch iſt aber in einem andern Falle, als das Thier und die materielle Welt; bei dieſen fällt das einzig richtige Geſetz ihres Daſeins mit ihrem Daſein ſelbſt zuſammen, ſie haben kein Selbſtbewußtſein. Der Menſch hat das menſchliche Geſetz, die wahre Beziehung zwiſchen Menſch und Menſch, erſt zu ſuchen, er iſt keine fertige Waare, er iſt ſeines Glückes Schmied. Während er ſein Geſetz ſucht, kann er irren, und die ganze politiſche Geſetzgebung iſt in der That nichts, als die Geſchichte dieſes Irrthums. Wie iſt das Verhältniß des politiſchen Geſetzes zum menſchlichen Geſetze? Dieſe Frage iſt in Montesquieu's ſämmtlichen Werken weder geſtellt, noch beantwortet. Der Menſch und das Mitglied des Staates fallen ihm ſofort zuſammen. „Das politiſche Recht beſteht in dem Verhältniß der Regierenden zu den Regierten.“ Da ſind wir ſofort am Ende, die Natur hat Regierende und Regierte geſchaffen, Du mußt herrſchen oder dienen! Montesquieu ſieht durchaus nur das Vorhandene, das Vorhandene iſt das Wirkliche, das Vernünftige. Das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten bietet ſich ihm geſchichtlich unter dreifacher Form dar: es gibt eine republikaniſche, eine monarchiſche und eine despotiſche Regierungsform, und es bleibt nur noch zu unterſuchen, welche von dieſen drei Formen in jedem gegebenen Falle die beſte ſei. Schon Helvetius bemerkte in ſeinen Randgloſſen zum „Geiſt der Geſetze,“ das ſei eine ſchwache Metaphyſik, und der Fehler des ganzen Buches beſtehe darin, daß nicht auf die Natur des Menſchen eingegangen ſei. Man kann nichts Beſſeres über den „Geiſt der Geſetze“ ſagen; die Natur des Menſchen iſt wahrlich nicht darin erſchöpft, daß er einmal Bürger oder Unterthan in dieſer oder jener Staatsform geweſen oder noch iſt.

Nach Montesquieu paßt die republikaniſche Staatsform, die entweder demokratiſch oder ariſtokratiſch ſein kann, nur für kleine Gemeinſchaften und kann auch hier nur durch ſtrenge Frugalität, durch ſtete Hingebung des Einzelnen an den Geſammtzweck (vertu) in Blüthe erhalten werden. Am Beſten wäre es, wenn gleich bei der Bildung der Republik eine gleiche Theilung der Ländereien vorgenommen, und dieſe Gleichheit durch Erbſchaftsgeſetze erhalten, oder doch durch eine Vermögensſteuer möglichſt unterſtützt würde. Montesquieu, der durchaus kein Optimiſt in Betreff der menſchlichen Natur iſt, gibt hier in Bezug auf eine einzelne Staatsform zu, was überhaupt das Weſen des Staates iſt, daß er nämlich in einer Abſtraktion beſteht, deren Gedeihen das beſte Herzblut der einzelnen Perſönlichkeiten zum Opfer verlangt. Oder was iſt die vertu in ſeinen kleinen Republiken anders, als das Hingeben meines beſten Selbſt an ein allgemeines Geſpenſt, als ein ewig geſchraubter Zuſtand, eine Uniform mit Schnürleib? Auch verwirft Montesquieu die republikaniſche Form für die modernen Staaten.

Die moderirte Monarchie iſt ſein Ideal; ſeine einfache rein erfahrungsmäßige Erklärung einer ſolchen moderirten Monarchie iſt dieſe: Zwiſchen dem Volke und dem Monarchen müſſen Zwiſchengewalten exiſtiren, und es muß ein Archiv von Geſetzen geben, welche von jenen politiſchen Körpern verkündigt werden, wenn ſie erlaſſen ſind, und an welche dieſe erinnern, ſobald ſie in Vergeſſenheit gerathen. — Was ſollen wir mit dieſer Erklärung anfangen? Wer ſind dieſe Zwiſchengewalten, wer ernennt ſie, wer bürgt dem Volke dafür, daß dieſe politiſchen Zwiſchengewalten ſein Intereſſe wahrnehmen? Wer macht die Geſetze, der Monarch allein, oder die politiſchen Körper allein, oder der Monarch mit den politiſchen Körpern zuſammen, und wie ſind die Rechte zwiſchen dem Monarchen und den politiſchen Zwiſchengewalten geregelt? Welche Bedeutung hat eine Erinnerung der politiſchen Körper, muß der Monarch ihr folgen, oder kann er es auch bleiben laſſen? Hier haben wir alle konſtitutionnellen Möglichkeiten auf einem Haufen beiſammen; Rußland hat eine Konſtitution und England

hat eine. Montesquieu unterſtützt hier die ganze Maſſe der Verlegenheiten, Halbheiten und Hohlheiten, die der Schuft Talleyrand ſechszig Jahre nachher aus ſeinem Füllhorn über ganz Europa ausſchüttete, und welche die dummen und kriegsmüden Völker ganz ruhig hinnahmen. Montesquieu vermiſcht zwei ganz verſchiedenartige Dinge, die in den Häuptern unſerer Doktrinäre noch immer in der friedlichſten Ehe beiſammen wohnen, das altgermaniſche Königthum und die Monarchie Ludwig's XIV. Das altgermaniſche Königthum war ein rein republikaniſches Inſtitut, der König Chef der Edelinge, die Spitze der Ariſtokratie, die man damals freie Männer nannte, weil ſie Sklaven hielten und die Römer ſchlugen. Der altgermaniſche König war ein abſetzbarer Wahlkönig, der im Kriege anführte, aber ohne ſeine Pares, ſeine Pairs, auch nicht das Allermindeſte in der Geſetzgebung ändern konnte. Die abſolute Monarchie des 17. Jahrhunderts war ein Despotenthum mit Höflingseinflüſſen, ein unumſchränktes Herrſcher- und Tyrannenweſen. Die Konſtitutionnellen werfen beide Dinge zuſammen, ſie wollen dem altgermaniſchen Reitergeneral eine halbe Majeſtät geben, ſie wollen das abſolute Monarchenthum mit Pairs umzingeln, einen Pakt mit ihm ſchließen. Ein ſolches zwieſchlächtiges Ungethüm heißt dann eine Verfaſſung. Die beiden entgegengeſetzten Beſtandtheile deſſelben bleiben aber nichts deſto weniger im unaufhörlichen Kampfe, ſie ſind blos zuſammengeſetzt, keineswegs verſchmolzen. Wie ſollte auch Feuer und Waſſer jemals in Eins aufgehen? Das Feuer der abſoluten Monarchie verzehrt entweder die demokratiſche Flüſſigkeit, wie jetzt in Frankreich; oder der Strom der republikaniſchen Ariſtokratie dämpft das Feuer von Gottes Gnaden, wie in England, wo allerdings ſehr viel von der altgermaniſchen Theorie in Geltung geblieben iſt. Wäre ich abſoluter Monarch, ſo würde ich, für die Krone und mein Leben fechtend, mich lieber unter den Trümmern meines Thrones begraben, ehe ich mich halbwege zum Reitergeneral degradiren ließe. Will ich aber gegen die Prärogative der abſoluten königlichen Machtvollkommenheit kämpfen, ſo habe ich nur dann ein Recht dazu, wenn ich zugleich gegen alle anderen Präroga-

tiven, z. B. namentlich gegen die Prärogative des Geldes kämpfe. Alſo iſt nicht einmal der Radikale in ſeinem Rechte, wenn er das Königthum beſchränken will, geſchweige denn der Konſtitutionnelle; der Konſtitutionnelle kann ebenſo gut den Mann im Monde fordern, wie eine Verfaſſung.

Worin beſteht nach Montesquieu die politiſche Freiheit? In zwei Dingen. Erſtlich darf man thun, was die Geſetze erlauben, und kann nie zu dem gezwungen werden, was man nicht wollen ſoll. Zweitens gewährt die politiſche Freiheit die Sicherheit des Eigenthums. Montesquieu fragt gar nicht, woher jene Geſetze ſtammen, die das Maaß der Freiheit in ſich enthalten, ob ſie die vollſtändige Entſchädigung darbieten für die verlorenen natürlichen Rechte, ob jene Geſetze der Ausdruck des menſchlichen Weſens ſind, oder eine Zwangsjacke, ein Prokruſtesbette. Geſetzliche Freiheit! Ganz wie unſere Liberalen. Die Sicherheit des Eigenthums wurde ſchon von einem klaſſiſchen Doktrinär für den Hauptvortheil des ſtaatlichen Lebens erklärt; der Herr Profeſſor und Miniſter Cicero meinte, der Staat ſei eigentlich dazu vorhanden, daß Jedweder in Frieden ſeine Güter behielte. Nach der politiſchen Seite, nach der Seite der Allgemeinheit hin, iſt das Geſetz das Zwangsmodell für alle Individualitäten; nach der bürgerlichen Seite zu ſteht der Polizeidiener, der die Spitzbuben von meinem Obſtgarten abwehrt. Ganz wie unſere Liberalen. Herrliche Beſtimmung der Menſchheit!

Die politiſche Freiheit, wie ſie Montesquieu im Auge hat, und bei der nach ſeiner Meinung der Hauptkniff im Balanciren der Macht durch die Macht beſteht, hatte ihre Stätte damals einzig in England aufgeſchlagen, England war „der Spiegel der Freiheit.“ Im Jahre 1748 war dergleichen Phantaſterei gewiß erlaubt, wie denn auch unſere Polemik ſicher nicht dem Manne Montesquieu, ſondern lediglich ſeiner Doktrin gilt; aber hundert Jahre ſpäter? Und Ihr wundert Euch noch, wenn man Euch nachſagt, Ihr wäret ein Jahrhundert zurück?

Hören wir das Schema der politiſchen Freiheit Englands, wie es vor hundert Jahren entworfen wurde, und dann leſe man

jedes Handbuch des konſtitutionnellen Rechtes, leſe man die ganze Legion von Stoßſeufzern durch, die ſich ſeit vier Jahren durch die deutſche Cenſur mühſam hindurchſchmuggeln, ob es nicht auf Eins hinauskommt, ob der Montesquieu nicht in die badiſche Kammer gehört hätte.

Die drei Gewalten: die legislative, die exekutive und die richterliche müſſen getrennt ſein.

Sind die beiden erſten vereinigt, ſo kann man tyranniſche Geſetze geben und ſie tyranniſch ausüben. Die richterliche Gewalt kann nicht mit der legislativen vereinigt ſein, weil ſonſt die Gewalt über Freiheit und Leben der Bürger willkürlich würde. Wäre die richterliche mit der exekutiven verbunden, ſo hätte der Richter die Macht eines Unterdrückers.

Die richterliche Gewalt muß temporär ſein und Männern aus dem Volke anvertraut werden, damit das Amt gewiſſermaßen unſichtbar werde, damit das Volk die Magiſtratur und nicht den Magiſtrat vor Augen habe.

Bei wichtigen Anklagen muß der Verbrecher ſeine Richter ſelbſt ausſuchen, oder wenigſtens ſo viele von ihnen rekuſiren können, daß die Uebrigen für Richter ſeiner Wahl gelten können.

Wenn Kaution geleiſtet werden kann, darf die exekutive Gewalt Niemanden verhaften, den Fall ausgenommen, wo ſich Einer wegen eines Kapitalverbrechens ſofort zu verantworten hat. Nur im Falle einer Verſchwörung wider den Staat, alſo auf kurze und beſchränkte Zeit, darf hiervon eine Ausnahme gemacht werden.

Da jeder Menſch eigentlich nur durch ſich ſelbſt regiert werden kann, ſo muß das Volk ſeine Repräſentanten wählen. Zu dieſer Wahl taugt das Volk, ſelbſt diskutiren kann es nicht.

Die Repräſentanten haben keine Entſchlüſſe zu faſſen, ſondern Geſetze zu machen und zu ſehen, ob die gemachten ausgeführt werden.

Es gibt immer in einem Staate Leute, die durch Geburt, Reichthümer und Ehrenſtellen ausgezeichnet ſind; für dieſe würde die gemeinſchaftliche Freiheit eine Sklaverei ſein, die meiſten Beſchlüſſe würden gegen ſie ausfallen. Ihr Antheil an der Ge-

ſetzgebung muß im Verhältniſſe zu ihren übrigen Vortheilen im Staate ſtehen; ſie bilden einen Körper, der das Recht hat, die Beſchlüſſe des Volkes aufzuhalten, wie das Volk das Recht hat, die ihrigen aufzuhalten. Dieſer Adelskörper muß erblich ſein; er iſt es erſtlich von Natur, und zweitens muß er ein großes Intereſſe haben, ſeine Prärogativen, die an ſich gehäſſig ſind, zu bewahren. Damit dieſe erbliche Macht aber nicht in perſönlichen Intereſſen mißbraucht werde, darf ſie z. B. in Steuerangelegenheiten, wo man das höchſte Intereſſe hätte, ſie zu beſtechen, nur ein Recht der Verhinderung, keins der Beſchließung haben.

Die legislative Macht muß nicht immer beiſammen ſein, damit die exekutive Zeit gewinnt, und damit nicht, indem an die Stelle der ſterbenden ſtets neue Deputirten treten, die legislative in einer ſchlechten Richtung verharren kann.

Sie kann ſich nicht ſelbſt zuſammenberufen, ſondern muß von der Exekutive berufen werden.

Die Exekutive muß die Gewalt haben, die Beſchlüſſe der Legislative aufzuhalten. Nicht umgekehrt.

Die Perſon, welche die Exekutive repräſentirt, muß heilig ſein, weil ſie dem Staate nöthig iſt, damit die Legislative nicht tranniſch werde; von dem Augenblicke an, wo ſie angeklagt oder gerichtet würde, gäbe es keine Freiheit mehr. Die Miniſter aber ſind verantwortlich.

Der Monarch ſtatuirt nicht, aber er hat ein Veto gegen die Beſchlüſſe der Legislative einzulegen..

Die Legislative muß jährlich über die Steuern und über die Land- und Seemacht beſchließen, um die Exekutive von ſich abhängig zu erhalten. Die Dispoſition über die Armee ſteht der Exekutive zu.

Der geſetzgebende Körper beſteht aus zwei Theilen, der eine hält den andern durch die gegenſeitige Befugniß der Einſprache im Zaum. Alle beide ſind gebunden durch die exekutive Gewalt, die es wieder ihrerſeits durch die legislative iſt.

Dieſes politiſche Seiltanzen an der Balancierſtange der Konſtitution iſt das Ideal Montesquieu's, die engliſche Ver-

faſſung die Helena des konſtitutionnellen Fauſt. Das nennt er altgermaniſche Freiheit, von der ſchon Tacitus geſagt habe: Bei geringfügigen Angelegenheiten rathſchlagen die Vornehmen (Edelinge), bei wichtigen Alle, jedoch ſo, daß über die Gegenſtände der Volksberathung (Verſammlung der gemeinen Freien) auch bei den Vornehmen Berathung eintrete. Dieſes ſchöne Syſtem ſei in den Wäldern gefunden worden, es ſei die beſte Regierung, welche die Völker auffinden konnten, vorzüglicher als die antiken Verfaſſungen.

Da Montesquieu ſich rein am Erzählen und Behaupten hält, ſo können wir ihn durch einige Fragen und wenige Thatſachen ad absurdum führen. Gab es in der altdeutſchen Verfaſſung nichts als Edelinge und gemeine Freie? Was ſagten die Leibeigenen zu der herrlichen in den „Wäldern“ gefundenen Freiheit? Die altdeutſche Freiheit ruhte auf der Geburt und auf dem Beſitz; die Edelinge der Sachſen waren ſteinreiche Lords; man kann ihren Reichthum an den ungeheuern Strafen abmeſſen, die ſie als Wehrgeld bezahlten. Die Geburt allein ſicherte die Freiheit nicht; wenn ein gemeiner Freier in ein großes Wehrgeld verurtheilt wurde, ſo hatte es mit ſeiner Freiheit ein Ende, er wurde Leibeigener. Alle Kriegsgefangene wurden Leibeigene. In England machten die normänniſchen Junker eine ungeheure Zahl Sachſen zu Leibeigenen, die Normannen und die Sachſen vereint machten ganz Irland leibeigen. Die ſcheußlichſten Gräuel der Weltgeſchichte ſind von „freien“ Engländern in Irland begangen worden. Wir geben zu, daß die altgermaniſche Freiheit ohne Leibeigenſchaft nicht denkbar war, ebenſo wenig wie Athen ſeiner Sklaven und Sparta ſeiner Heloten entrathen konnte. Aber in dieſer Konzeſſion liegt das Urtheil über die Freiheit jener Völker. — Wie die altgermaniſche Freiheit auf Geburt und Beſitz gegründet war, ſo iſt es die neugermaniſche in England noch zur Stunde. Hat England keine Leibeigenen mehr? Doch, ſie heißen nur heute Fabrikarbeiter. Sei als Sohn einer Lordsfamilie geboren, ſo haſt Du Titel und Ländereі; ſei ein Kind eines reichen Kaufmannshauſes, ſo haſt Du Erziehung und Geld. Sei ein Proletarier, ſo iſt das Glück

eine Lotterie für Dich, aus der neben tausend Nieten kaum ein Treffer herauskommt. Das Proletariat in Irland genießt der konstitutionnellen Freiheiten Englands, es verhungert und verfault dabei auf dem Miste. In Frankreich, das sich ebenfalls der englischen Institutionen erfreut, droht der Tag heran, an welchem das verzweifelnde Proletariat seinen Schrei nach Gerechtigkeit mit dem wilden Geheul der Rache und der Zerstörungswuth gatten wird. Dann hat es mit dem künstlichen Balanciren der drei Gewalten ein Ende, und das offizielle Land, welches aus Edelingen und gemeinen Freien besteht, die einzig den Segen der Verfassung verspüren, weil sie durch dieselbe in ihrem Privateigenthume geschützt werden, dürften die Balancierstange höchstens auf ihrem Kopfe empfinden. Vielleicht bewaffnen sich die modernen Leibeigenen auch mit dem Holze der „Wälder," in denen jenes schöne System gefunden worden ist.

Die altgermanische Freiheit — alle politische Freiheit überhaupt — beruht auf der Koalition der Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden, auf der Verbündung einer schlauen Minorität gegen eine ungebildete Majorität. Erst administrirt man dieser Majorität den Glauben und die Religion, um sie im Zaume zu halten; wird dieses Band lax, so bietet man Polizei und Gerichte auf. Dann wird Justiz geübt. Das ist das ganze Geheimniß der Konstitution. — Die konstitutionnelle Freiheit beruht auf dem Besitze: Zeuge dessen der Zensus, dieses unvermeidliche Requisit einer jeden Verfassung. Will man die alten Lächerlichkeiten entgegnen, der Zensus repräsentire immer die Intelligenz, da das Vermögen, auf das er schließen läßt, ein Mittel zur Bildung sei? Ich könnte Jemand nennen, der keinen Heller Vermögen besitzt, der nicht einmal einen Freund hat, welcher großmüthig genug wäre, ein Weinpatent für ihn zu lösen, und der, was die parlamentarische Diskussion betrifft, ein so guter Deputirter sein würde, wie nur Einer in Deutschland. Viel ehrlicher ist der andere Grund, der Zensus, namentlich die erforderte Grundsteuer sei ein sicherer Beweis für die Anhänglichkeit des Abgeordneten an die bestehende Ordnung und an den vaterländischen Boden. Vortrefflich, der Grundbesitzer hängt

wirklich an der bestehenden Ordnung, welche Ordnung ihm wieder seinen Grundbesitz garantirt, er hängt am Boden des Vaterlandes — er hängt oder er liebt, wie Ihr wollt. Der konstitutionnelle Deputirte vertritt den Zensus, vertritt das Eigenthum, sein eigenes vorab; die exekutive Gewalt ist dadurch identisch mit der legislativen, ihre Entgegensetzung ist eine reine Sophisterei; die legislative wird das oberste Eigenthumsrecht nicht schmälern, da sie das untere, ihren eigenen Privatbesitz nicht angetastet wissen will. Die Besitzenden herrschen, und die Herrschenden besitzen. Hier ist die Konstitution am Ende, der Proletariatsfrage gegenüber knacken ihr die Kniee; und daß mit der christlichen Barmherzigkeit und Mildthätigkeit diese Wunde der Menschheit nicht zugeheilt wird, das geben selbst Politiker von Profession zu.

Ich sage nicht, daß die Jury dem heimlichen Gerichtsverfahren nicht vorzuziehen sei, das heimliche Gerichtswesen ist unter aller Kritik, kein Mensch vertheidigt es mehr, und der christlich-germanische Staat selbst macht täglich irgend ein Konzessionchen zur Oeffentlichkeit und zum Genossengerichte hin. Aber auch die Jury ist ein bürgerliches Institut, ein Institut, das auf dem Zensus, auf dem Besitze ruht. Man gehe einmal ein Jahr lang nach Frankreich, man beobachte diese richtende Bourgeoisie, man sehe mit eigenen Augen an, wie sie der Tribun des Eigenthums geworden ist, wie unerbittlich, wie systematisch streng sie die Vergehen wider den Privatbesitz behandelt, wie es für sie kein größeres, kein himmelschreienderes Verbrechen gibt, als die Verletzung dieses theuren Besitzes, wie Schändung, Sodomiterei und alle Gräuel der menschlichen Bestialität die Nachsicht der bürgerlichen Genossen erfahren, während sie die Diebe mit einem einzigen Urtheilsspruch auf ewig vernichten, auf ewig aus der Gesellschaft stoßen. Wenn ein solcher, auf mehre Jahre verurtheilter Dieb auch endlich wieder ins bürgerliche Leben zurückkehrt, so bleibt ihm nichts übrig, als — wieder zu stehlen und wieder eingesperrt zu werden. In Ste. Pelagie sitzt in diesem Augenblicke ein bartloser Knabe auf anderthalb Jahre, weil er in einem öffentlichen Badehause eine vorgefundene Uhr unter

dem Waſſer verborgen und ſie dem nachfragenden Aufwärter abgeläugnet hatte. In derſelben Ste. Pelagie ſitzt ein Marquis auf acht Monate wegen Sodomiterei! Die Geſellſchaft der Verbrecher, die mit vollſtändig ausgebildeten Sitten und Geſetzen neben der bürgerlichen Geſellſchaft exiſtirt, hat ſich an den Ungerechtigkeiten der letzteren dadurch gerächt, daß gerade die wegen Diebſtahls Verurtheilten bei ihr im Rufe der Ehrlichkeit ſtehen. Die Diebe ſind in den Gefängniſſen von Paris die geachteten Leute!

Welch ſchmähliches Geſetz iſt es nicht, daß man, um trotz einer Kriminalanklage auf freiem Fuße zu bleiben, Kaution leiſten muß. Das Geld erwirbt mir Vertrauen, das Geld bezahlt meine Freiheit. Wenn ich mich nun dem Prozeſſe entziehe, ſo beſteht die Genugthuung für die Geſammtheit darin, daß der Fiskus Geld einſackt. Die fiskaliſche Abſicht des Staates verräth es abermals, daß dieſes ganze Weſen auf den Beſitz gegründet iſt, vom Gelde abhängt.

Ueber die Begründung der Pairskammer ein Wort zu ſagen, wäre Zeitverſchwendung. Wer die Auszeichnung durch Geburt, Reichthümer und Ehrenſtellen vorausſetzt, wer die Prärogativen des Adels einräumt, der muß konſequent ſein und die abſolute Monarchie, die Despotie in ihrem ganzen Umfange vertheidigen. Wenn ſich dabei etwas denken läßt, daß ein Menſch durch Geburt einen Vorzug vor dem Andern haben ſoll, ſo muß ſich auch dabei etwas denken laſſen, daß Einer der Allervorzüglichſte iſt, der den Anderen mit den Geburtsvorzügen die Köpfe herunterſchlägt, wenn es ihm beliebt. Ebenſo iſt es mit der Heiligkeit der Perſon, die an der Spitze der exekutiven Gewalt ſteht; entweder iſt Keiner heilig oder Alle ſind heilig. In der vernünftigen Geſellſchaft iſt jeder Menſch heilig und unantaſtbar.

Die Verantwortlichkeit der Miniſter iſt eine der lächerlichſten Chimären. Wem ſind denn die Miniſter verantwortlich? Der Kammer, d. h. dem Zenſus, dem Beſitze. Der Miniſter wird ſich hüten, den Beſitz anzutaſten, er beſitzt in der Regel ſelbſt. Die Franzoſen haben in der Julirevolution die Miniſter-

verantwortlichkeit ein für alle Mal travestirt. Erst jagten sie den König zum Henker, anstatt die Minister in Anklagestand zu versetzen, und nachher verurtheilten sie die Minister obendrein, weil das wüthende Volk es so wollte, und waren dabei in steter Angst, die Verräther am Vaterlande möchten mit der einzigen Strafe belegt werden, die ihnen von Rechtswegen zukam, nämlich mit der Todesstrafe. Die Konstitution hat überhaupt die Eigenschaft aller Illusion, daß sie befolgt wird, so lange nichts Entscheidendes zu thun ist. Treten Augenblicke wichtigen Handelns ein, so wird sie bei Seite gesetzt, weder unten noch oben bekümmert man sich um sie. Geht es um ernstliche Wahrung der Rechte, heißt es, die Brust muthig den Gefahren der Tyrannei entgegensetzen, so vergißt das Volk plötzlich ganz und gar, daß es eine Konstitution gibt, es folgt seinem Instinkte, seinem Muthe. Die neuen Konstitutionen seit 1814 existiren alle ungefähr, wie die „polnische Nationalität" in der Adresse der französischen Deputirtenkammer.

Montesquieu war durchaus konstitutioneller Politiker; er wußte weder, wie der natürliche Mensch zum politischen Menschen, zum Bürger wird, noch ahnte er, daß hinter und über dem Bürger etwas Höheres und Besseres verborgen ist. Er schrieb in einer absoluten Monarchie, unter einem Volke, das zum politischen Extemporiren geboren war. Auch damals schon gab es Sozialisten. Der Engländer Harrington hatte sein System der besten Gesellschaft in der „Oceania" dargelegt. Montesquieu fand es unbegreiflich, wie ein Engländer etwas Besseres wünschen könne, als die große germanische Konstitution seines Vaterlandes; er sagte spöttisch von Harrington, er habe Chalcedon gebauet, während er das Gestade von Byzanz vor Augen gehabt. — Ganz wie unsere Liberalen.

Welchen Vortheil hat der Mensch von der Konstitution, von der moderirten Monarchie? Montesquieu und die Konstitutionnellen haben die Antwort in Bereitschaft. Die bürgerliche Freiheit gewährt die Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums, eine Sicherheit, die von öffentlichen und Privatanklagen gestört werden kann. Wenn man aber aus einem der

drei Raubſtaaten herauskommt, ſo mag uns dieſe Sicherheit, dieſes ganz negative Element der Freiheit, als etwas Bedeutendes und Erſtrebenswerthes erſcheinen; wenn man aber nach Jahrhunderten der Vernunft und der Philoſophie immer noch das alte Lied hört, ſo muß uns denn doch ein ſolches Reſultat erbarmungswürdig vorkommen. Montesquieu meint: Der Schutz der bürgerlichen Freiheit ruhe meiſtens auf einer guten Kriminalgeſetzgebung. Er ruft aus: „Die Kenntniſſe, die man in einigen Ländern erworben hat, in andern noch erwerben wird über die ſicherſten Regeln, welche bei Kriminalprozeſſen zu beobachten ſind, intereſſiren das menſchliche Geſchlecht mehr als irgend ſonſt etwas auf der Welt.“ Eine ganze Maſſe von Büchern und Zeitſchriften ſagt in Deutſchland, direkt oder indirekt, täglich daſſelbe. Montesquieu und dieſe Schriftſteller haben alſo vom Menſchen keinen höheren Begriff, als den einer raub- und blutgierigen Beſtie, die man mit Geſchick zähmen müſſe. Montesquieu ſagt: „In einem Staate, der darüber die beſtmöglichen Geſetze hätte, würde ein Menſch, dem man den Prozeß machte, und der morgen am Tage gehängt werden ſollte, freier ſein, als ein Paſcha in der Türkei.“ Geſetzlicher Zuſtand, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit! Ganz wie bei uns. Ich ſage nicht, daß Ihr das heimliche Gericht, die Kabinetsjuſtiz, die Spezialkommiſſionen ſtehen laſſen ſollt; wenn Ihr aber einmal die Hinderniſſe der Freiheit wegräumen wollt, ſo räumt auch gleich ordentlich auf. Aber das wollt Ihr nicht, Ihr wollt aus dem Sklaven des Despotenthums blos den Sklaven der bürgerlichen Freiheit machen. Gut, ſo müßt Ihr bekämpft werden.

Montesquieu hat ein ewig wahres Gemälde der egoiſtiſchen Freiheit Englands entworfen, mit plaſtiſch formender Hand hat er dieſe Geſtalt ausgeführt. Er findet, daß das konſtitutionnelle Volk am Beſten auf einer Inſel wohnt, abgeſondert — iſolirt, ganz wie die bürgerliche Freiheit die Freiheit der Iſolirung iſt. Das konſtitutionnelle Volk iſt ferner kein eroberndes, ſondern ein Handelsvolk. Es muß einen nothwendigen großen Handel mit den Völkern des Südens eröffnen und die Länder auswählen,

mit denen es vortheilhafte Verträge macht. Als Handelsvolk hat es eine Masse kleiner Sonderintereſſen, wird ungemein eiferſüchtig und betrübt ſich mehr über das Gedeihen Anderer, als es über ſein eigenes Freude empfindet. Eine benachbarte Nation, deren reicher Boden und glückliche Häfen es reizten, würde es erobern und in einer großen Abhängigkeit erhalten, ſo daß die Bürger daſelbſt frei wären, der Staat aber ſelbſt ein Sklave (Irland). In der Religion würde Freiheit herrſchen — in den „Perſiſchen Briefen“ erklärt Montesquieu den Proteſtantismus für die Religion der Induſtriellen — doch ſo, daß der Glaube, zu deſſen Einführung man ſich der Knechtſchaft bedient hätte, verhaßt ſein würde. Die Geſetze gegen die Bekenner dieſer Religion (die Katholiken) würden zwar nicht blutig ſein, aber ſo reprimirend, daß ſie alles Uebel anrichteten, das man nur mit kaltem Blute thun könnte. Man würde die Reform dieſes Glaubens adoptiren, aber nur bis zu einem gewiſſen Punkte, weil man lieber die Reform unvollkommen ſein ließe, ehe man duldete, daß der Klerus reformatoriſch würde. Der Egoismus dieſer konſtitutionnellen Inſulaner würde ſich auch darin zeigen, daß ſie niemals feſte Handelstarife einführten, aus Furcht ſich verbindlich zu machen und um ſtets die Hand frei zu behalten. — Der chriſtlich-germaniſche Geiſt der Selbſtliebe, dieſer ächt konſtitutionnelle Geiſt, iſt von unübertrefflicher Meiſterhand geſchildert. Schade daß es eben mehr als ein Gemälde, daß es Doktrin ſein ſoll.

Was hält der Konſtitutionnelle von den letzten Dingen? Schauen wir ſeinem summum bonum, ſeinem höchſten Gute ins Herz! Montesquieu iſt der rationaliſtiſche Politiker und der politiſche Rationaliſt. Er iſt ein Aufklärer, wie die offizielle engliſche Philoſophie, wie die franzöſiſche Univerſität, wie unſere Liberalen in Deutſchland. Die poſitiven, die dogmatiſchen Religionen ſind ihm verhaßt; dagegen ſpricht er von der wahren Religion, die einen großen Einfluß auf das bürgerliche Leben habe, nennt die chriſtliche Religion eine Religion der Liebe, deren Abſicht es ſei, daß der Menſch die beſten bürgerlichen und poli-

tiſchen Geſetze habe. Montesquieu erfindet hier eine chriſtliche Religion, die niemals exiſtirt hat, ganz wie unſere liberalen Rationaliſten. Spricht man dieſen von Zerſtörung der religiöſen Abhängigkeit überhaupt, ſo geht ihnen der Verſtand aus. Nicht beſſer macht es Montesquieu. Bayle hatte behauptet, es ſei beſſer Atheiſt ſein, als Götzendiener; Montesquieu nennt das ein Sophisma, das ſich auf die Meinung gründe, als ſei es dem Menſchengeſchlechte von gar keinem Nutzen, ob es einen Gott gebe oder nicht. Er hält dieſen Glauben für ſehr nützlich; denn daraus, daß Gott nicht exiſtire, folge der Gedanke unſerer Unabhängigkeit, oder wenn wir dieſen Gedanken nicht haben könnten, der unſerer Empörung! Die Religion reprimire Vieles, wenigſtens ſei es ſehr nützlich, wenn die Fürſten eine hätten. Superb! Die Religion iſt der Zaum, der feſthalten ſoll, wenn die Stricke der Geſetze reißen und umgekehrt. Der Konſtitutionnelle ſetzt der geſetzgebenden Verſammlung einen König und dem freien Willen des Subjekts einen Gott als Schranke. Kammer und Fürſt balanciren einander, wie Wille und Glaube. Auch in deutſchen Ständekammern gibt es eine Maſſe von Leuten, welche die Religion als Zaum für das Volk betrachten.

Bayle hatte ferner behauptet, ein Staat, aus wahren Chriſten beſtehend, könne nicht beſtehen. Montesquieu ſagt: Doch, doch! der wahre Chriſt iſt ein Menſch, welcher unendlich aufgeklärt über ſeine Pflichten iſt, und der einen ſehr großen Eifer beſitzt, ſie zu erfüllen. Bayle hat Recht, und Montesquieu hat Recht. Wenn Bayle den Urchriſten im Auge hat, der noch im heutigen Pietiſten einen Nachdruck auf Löſchpapier erlebt, und wenn er ſich unter dem Staate das Ziel menſchlichen Zuſammenlebens denkt, ſo iſt der Chriſt untauglich für den Staat. Wenn Montesquieu den praktiſchen Chriſten, den engliſchen Chriſten, den aufgeklärten Ichthümler meint und unter der engliſchen Konſtitution den wahrhaften Staat verſteht, ſo paßt der Chriſt ganz eminent für den Staat. In dieſem Sinne ſind die Liberalen und Konſtitutionnellen ſämmtlich chriſtlich, Rationaliſten und Voltairianer — und doch Chriſten? Ja, ſie predigen die Abhängigkeit des Menſchen vom Schöpfer der Welt und vom Schöpfer der

Verfaſſung, von den Schöpfern der Geſetze und den Schöpfern des Salairs.

Montesquieu war ein klarer, der Beobachtung offener Geiſt; ſeine heutigen Revenants ſind große Philiſter. Montesquieu erklärt, das politiſche, wie das moraliſche Gut ſei immer in der Mitte zwiſchen zwei Aeußerſten. Er iſt der Ahnherr des berüchtigten Juſte-Milieu. Er hat beinahe das Wort ſelbſt erfunden. „Ich glaube, daß der äußerſte Grad von Vernunft nicht immer wünſchenswerth iſt, und daß die Menſchen ſich faſt immer beſſer mit der Mitte, als mit den Extremitäten zurechtfinden.“ Zweimal zwei iſt vier: iſt ein „äußerſter Grad von Vernunft“; zweimal zwei iſt drei: iſt zu offenbar gelogen. Nehmen wir die „Mitte“: zweimal zwei iſt drei und einhalb. So haben wir die „Extremitäten“ vermieden.

Uebergang.

Montesquieu, der Politiker, war ein Doktrinär, Montesquieu, der Sittenſchilderer, nicht ſo ganz. Montesquieu, der geſetzte Mann, kannte nichts Höheres, als die moderirte Monarchie; ſieben und dreißig Jahre früher war er etwas anderer Meinung. Im 99. Briefe der Lettres persanes ſchreibt Usbeck an Ibben: „Die größte Zahl der europäiſchen Regierungen iſt monarchiſch, oder vielmehr wird ſo genannt, denn ich weiß nicht, ob es jemals ſo etwas gegeben hat; wenigſtens könnte es nicht lange beſtanden haben. Es iſt ein gezwungener Zuſtand, der immer in Despotismus oder in Republik ausartet. Die Macht kann niemals gleichmäßig getheilt ſein zwiſchen dem Volke und dem Fürſten, das Gleichgewicht iſt zu ſchwer zu bewahren. Die Macht muß nothwendig nach der einen Seite abnehmen, während ſie nach der andern zunimmt, aber der Vortheil iſt gewöhnlich auf Seiten des Fürſten, der an der Spitze des Heeres ſteht.“ Helvetius war vollſtändig der Meinung, es gebe nur zwei Arten von Regierungsformen, Demokratie und Despotie. Er ſchreibt an Montesquieu über den „Geiſt der Geſetze“: „Das Beiſpiel der engliſchen Regierung hat Sie verführt. Ich bin

weit entfernt, dieſe Konſtitution für vollkommen zu halten. Warten wir einmal, wie Locke zum König Wilhelm ſagte, bis ein bedeutendes Mißgeſchick, das ſeinen Urſprung in dem Fehler dieſer Konſtitution haben wird, uns ihre Gefahren empfinden läßt; bis die Beſtechung, die ſchon nöthig geworden, um die Trägheit des Oberhauſes zu beſiegen, von den Miniſtern in die Kammer der Gemeinen eingeführt iſt und Niemanden mehr roth macht: dann wird man die Gefahr eines Gleichgewichtes ſehen, das man unaufhörlich ſtören muß, um die Bewegung einer ſo komplizirten Maſchine zu beſchleunigen oder aufzuhalten. In der That, mußte man nicht in unſern Tagen Auflagen beſchaffen, um die Parlamente zu beſolden, welche dem Könige das Recht geben, Steuern vom Volke zu erheben? — — Endlich, mein lieber Präſident, muß ich Ihnen geſtehen, daß ich niemals die ſubtilen, ſo oft wiederholten Unterſcheidungen über die verſchiedenen Formen der Regierung recht verſtanden habe. Ich kenne nur zwei Arten, die guten und die ſchlechten, die guten, die noch zu bilden ſind, die ſchlechten, deren ganze Kunſt darin beſteht, durch verſchiedene Mittel das Geld von den Regierten in die Taſche der Regierenden zu locken. Was die alten Regierungen durch den Krieg raubten, erlangen unſere modernen ſicherer durch die Fiskalität."

In einer Note zum „Geiſt der Geſetze" erklärt Helvetius die ſchlechten Regierungen für ſolche, in denen die Regierten die Unterdrückung der Regierenden nicht zurückweiſen können, das ſei Despotismus; wenn ſie es könnten, ſo ſei das Demokratie.

Wie kommt es aber zu Regierten und Regierenden überhaupt, wo iſt die Quelle jeglicher Regierung? Darauf gibt uns nur die radikale Theorie Antwort. Hören wir Rouſſeau.

Rouſſeau.

Souverän iſt nach Rouſſeau nur Einer, nämlich das Volk. Die Geſetzgebung iſt die Macht des Volkes. Die exekutive Gewalt oder die Regierung iſt Nichts, als ein Mandat des Souveräns, des Volkes. Selbſt wenn ein Fürſt an der Spitze der Regierung ſteht, ſo iſt er nur ein Diener des Volkes, der erſte

Magiſtrat. Die ſouveräne Gewalt iſt in keinerlei Weiſe zuſammengeſetzt, kann daher auch nicht getrennt und getheilt werden, ſie iſt vielmehr untheilbar und ruht nur im Volke, aber im ganzen Volke. „Die Souveränität kann nicht repräſentirt werden, aus demſelben Grunde, aus dem ſie nicht veräußert werden kann, ſie beſteht weſentlich in dem allgemeinen Willen, und der Wille kann nicht repräſentirt werden; er iſt entweder er ſelbſt oder er iſt ein Anderer, es gibt nichts Drittes. Die Deputirten des Volkes ſind alſo nicht und können nicht ſein ſeine Repräſentanten, ſie ſind nur ſeine Kommiſſäre, ſie können Nichts definitiv beſchließen. Jedes Geſetz, welches das Volk nicht in Perſon beſtätigt hat, iſt nichtig, iſt gar kein Geſetz. Das engliſche Volk glaubt frei zu ſein, es iſt es nur während der Wahl ſeiner Parlamentsglieder. Sobald dieſe gewählt ſind, iſt es Sklave, iſt es Nichts. — Die Idee der Repräſentanten iſt modern, ſie iſt uns vom Feudalweſen überkommen, von dieſer ungerechten und abgeſchmackten Regierung, in welcher die menſchliche Gattung entwürdigt und wo der Name Menſch eine Schmach iſt. In den alten Republiken und ſelbſt in den Monarchieen hatte das Volk niemals Repräſentanten, man kennt nicht einmal das Wort. — In dem Augenblicke, wo ſich ein Volk Repräſentanten gibt, iſt es nicht mehr frei, exiſtirt es nicht mehr.“

Zwar gibt Rouſſeau zu, daß dieſe radikale Demokratie nur in kleineren Staaten möglich ſei; aber er deutet zugleich das Föderativſyſtem als Auskunftsmittel an.

Jede ſtaatliche Geſellſchaft iſt nach Rouſſeau auf den Vertrag gegründet, ſelbſt wenn dieſer Vertrag ein ſtillſchweigender wäre. Wenn die Menſchen bis zu dem Punkte gekommen ſeien, wo die Hinderniſſe, welche ihrer Erhaltung im Naturſtande widerſtrebten, mächtiger würden, als die Kräfte jedes Einzelnen, ſo bliebe ihnen nichts weiter übrig, als durch Vereinigung eine Summe von Kräften zu bilden, welche wieder mächtiger ſei, als jene Hinderniſſe. Das Problem beſtehe dann darin, „eine Form der Vereinigung zu finden, welche mit der ganzen Geſammtkraft die Perſon **und den Beſitz** jedes

Mitgliedes vertheidige und ſchütze, und durch welche Jeder, indem er ſich mit Allen vereinige, doch nur ſich ſelbſt gehorche und eben ſo frei bleibe wie zuvor."

Hätte Rouſſeau nur im Auge behalten, daß der Naturzuſtand gar kein Privateigenthum kennt, daß jeder Beſitz, ehe ein Geſetz beſteht, ſich auf das natürliche Bedürfniß gründet und vom Rechte des Stärkeren geſchützt wird, daß der Begriff Eigenthum ganz unvereinbar mit dem Menſchen iſt, der noch außerhalb des Staates iſt, daß alſo der Staat, wenn er entſteht, wohl die einzelnen Perſonen mit ihrer Produktionskraft aufnehmen kann, niemals aber ihre Güter, weil keine vorhanden ſind. Die Entſtehung des Privateigenthums iſt ſchon ſtaatlicher Akt, politiſche Wirkung, der erſte und Grundirrthum, jedenfalls ein Faktum, welches Rouſſeau keineswegs erklärt, ſondern mit dem er ſich und uns übertölpelt. Wenn er weiterhin den politiſchen Vertrag abermals erklärt: die gänzliche Entäußerung jedes Mitgliedes mit allen ſeinen Rechten an die ganze Gemeinſchaft, wenn er ſogar hinzufügt, die Entäußerung ſei ohne Rückhalt, die Vereinigung ſei vollkommen, wenn er noch einmal definirt: „Jeder von uns gibt in die Gemeinſchaft ſeine Perſon und ſeine ganze Kraft (puissance), und wir nehmen jedes Mitglied als untheilbaren Theil des Ganzen auf," ſo könnte man glauben, Rouſſeau habe die wahre Gemeinſchaft im Auge gehabt, wo Jeder nach ſeiner Kraft produzirt und nach ſeinem Bedürfniß konſumirt. Allein ſo iſt es ihm nicht gemeint, der Einzelne hat „Güter", Beſitz, den ihm der Staat garantiren ſoll; er hat alſo nicht alle ſeine Kraft an das Ganze entäußert, er iſt nicht deſſen „untheilbarer" Theil geworden, er iſt vielmehr getheilt, in der Mitte entzwei geſchnitten. Der Sinn des **Contrat social** iſt der, daß der Menſch und ſeine Kraft (**puissance**) keineswegs zuſammengefallen ſind, daß der Begriff der „Güter" allerdings juriſtiſch gemeint war, daß Rouſſeau durchaus nicht den natürlichen Menſchen mit anderen natürlichen Menſchen aſſoziirt, ſondern den Beſitzer mit dem Beſitzer. Der ſoziale Vertrag beruht alſo auf einer gänzlich ungerechtfertigten Thatſache, auf dem Privateigenthum, er baſirt auf einem ungeheuern Vor-

urtheil; er ist Nichts, als eine Heiligsprechung der Usurpation, als eine Sicherheitsanstalt. Rousseau fragt gar nicht: Als was haben wir uns assoziirt, als Menschen oder als Eigenthümer? Sondern er sagt kurzweg und von vorne herein: „Wir sind eine Gesellschaft von Eigenthümern." Aus dem Naturmenschen ist ein Bürger geworden.

Der Bürger ist eine Sphinx, oben Citoyen, unten Bourgeois, ein Wesen, das mit sich selbst im Zwiespalte lebt, eine Unmöglichkeit. Der Citoyen ist der allgemeine Bürger; der Bourgeois ist der besondere, der partikuläre Bürger. Der Citoyen ist der Bürger, der seine Person, seine „ganze Kraft" an die Gemeinschaft hingegeben hat; der Bourgeois ist der Besitzer der „Güter", welche ihm die Allgemeinheit garantirt. Der Kampf des Citoyen mit dem Bourgeois macht die ganze Geschichte der sogenannten inneren Politik aus, eine Geschichte, die so interessant ist, daß sich unsere Nachkommen daran gesund lachen können, wenn sie krank werden. Auch der radikale Rousseau setzt diesen Kampf, macht in seinem politischen Vertrage diesen erbärmlichen Widerstreit möglich, ja unumgänglich nöthig.

Hier ist die Achillesferse des **Contrat social**: „Jedes Individuum kann als Mensch einen besonderen Willen haben, der dem allgemeinen Willen, den es als Bürger hat, entgegengesetzt oder wenigstens von ihm verschieden ist. Sein persönliches Interesse kann ganz anders zu ihm reden, als das gemeinschaftliche; seine absolute und natürlich unabhängige Existenz kann ihm das, was er der Gesammtheit schuldig ist, als eine unnöthige Kontribution erscheinen lassen, deren Verlust den Andern weniger schädlich, als die Leistung derselben für ihn lästig wäre, und indem er die moralische Person, die den Staat konstituirt, als ein abstraktes Wesen betrachtete, weil es kein Individuum ist, würde er die Rechte des Bürgers genießen, ohne die Pflichten des Unterthans zu erfüllen; eine Ungerechtigkeit, deren Fortschritt den Ruin des politischen Körpers herbeiführen müßte."

Das kommt davon, wenn die Gesammtheit den Einzelnen und dessen Güter vertheidigen und schützen soll, wenn die

Geſammtheit es mit zwei Perſonen zu thun hat, ſtatt mit einer, wenn der Citoyen, der Geſammtbürger, andere Intereſſen hat, als der Bourgeois, der Privatbürger. Wie hilft ſich Rouſſeau aus dieſer Sackgaſſe heraus? Natürlich auf gewaltſamem Wege, ächt politiſch.

„Damit alſo der ſoziale Vertrag kein leeres Formular ſei, ſchließt er ſtillſchweigend die Verpflichtung ein, welche einzig die andere Kraft geben kann, daß, wer ſich irgend weigert, dem allgemeinen Willen zu gehorchen, durch den ganzen Körper dazu gezwungen werde, was nichts Anderes bedeutet, als daß man ihn zwingen wird, frei zu ſein; denn das iſt die Bedingung, unter welcher jeder Citoyen ſich dem Vaterlande hingibt und dafür gegen jede perſönliche Abhängigkeit ſichergeſtellt wird."

Man muß den Menſchen zwingen, frei zu ſein, das iſt die ganze politiſche Doktrin der Radikalen. Wer zwingt den Menſchen zur Freiheit?. Der Citoyen, das ſouveräne Volk. Wen zwingt der Citoyen, das ſouveräne Volk zur Freiheit? Sich ſelbſt, d. h. denjenigen Theil des Menſchen, der nicht Citoyen, den Bourgeois. Zu welcher Freiheit wird der Bourgeois gezwungen? Zur Freiheit des Citoyen, zum Gedanken der Allgemeinheit, zu einer Abſtraktion. Der Menſch wird alſo wohl etwas hingeben, aufopfern müſſen, er wird wohl in etwas Liebem und Werthem gekränkt, verletzt, beſchädigt, weil er doch gezwungen wird? Allerdings, er wird an ſeinen „Gütern" gekränkt, verletzt, beſchädigt, zu Ehren des ſouveränen Willens. Iſt aber die Freiheit ſeiner Perſon, die Unabhängigkeit des Citoyen, nicht etwa ein reichlicher Erſatz für den Zwang, den der Bourgeois erfährt? Keineswegs, weil dieſe Perſon nur ein Geſpenſt, ein Schatten, etwas von jeder lebendigen Wirklichkeit Fernes iſt, weil man aus der vollſtändigen Perſon des Menſchen die Begriffe von Bedürfniß, Befriedigung des Bedürfniſſes ausgeſchieden hat, welche nun unter dem Namen „Güter" eine beſondere Exiſtenz führen. Der franzöſiſche Konvent hat mit dem rouſſeau'ſchen Kontrakt in ſo weit Ernſt machen wollen, als er mit unerhörter Konſequenz einen Geſammtwillen etablirte, der jeden partikularen Willen zwang, frei, Geſammtwille zu ſein.

Woran ſcheiterte der franzöſiſche Konvent? An den partikularen Willen, am wohlberechtigten Egoismus der Bourgeois. Der abſtrakte Geſammtwille konnte es nicht ferner durchſetzen, die beſonderen Willen zur Freiheit zu zwingen.

Rouſſeau iſt der ehrlichſte Menſch, der jemals auf dieſer Erde gelebt hat; ſeine Schuld iſt es nicht, wenn ſeine blindeſten Anhänger von heute ihn nicht gründlich geleſen haben. Rouſſeau iſt nicht nur der radikale Theoretiker, ſondern auch der Widerſpruch innerhalb der radikalen Theorie ſelbſt. Er kann nicht unterlaſſen, in der Eigenthumsfrage einen bedeutenden Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu erheben. Einmal ſanktionirt der Staat das Eigenthum, legaliſirt er die Uſurpationen des Naturſtandes; erſt der Bürger beſitzt rechtlich, legitim. Auf der andern Seite bleibt der Kollektivbürger, der Souverän, immer und ſtets Herr über die einzelnen Rechte der Einzelnen, mithin kann der Souverän das Privateigenthum antaſten, das legitime Beſitzthum für illegitim erklären. Da aber ferner der Menſch nach demſelben Rouſſeau ein natürliches Recht auf das hat, weſſen er bedarf, ſo kann der Souverän das private Beſitzthum nicht nur antaſten, nein, er muß es antaſten. Ferner ſagt Rouſſeau ausdrücklich, für den Souverän, für das Volk ſei Nichts verbindlich, nicht einmal der ſoziale Kontrakt, viel weniger die einzelnen Gebräuche und Mißbräuche, die ſich ohne Zuſtimmung des Volkes in die Praxis eingeſchlichen. Das Volk, ſelbſt wenn der rouſſeau'ſche Kontrakt wirklich die ideale Baſis aller politiſchen Gemeinſchaften wäre, könnte alſo immer ſagen: Machen wir einen neuen Kontrakt, ſichern wir Jedem ſeine Perſon, aber ſeine vollſtändige, menſchliche Perſon mit allen ihren Bedürfniſſen, und ſtreichen wir die „Güter"! Dieſes wichtige Amendement ließe ſich mit Rouſſeau's eigenen Lehren vertheidigen.

Vor der Hand aber bleibt unſerem Philoſophen der Menſch vom Beſitzer getrennt; er meint, der Geſammtwille, der Wille des Souveräns, bei welchem jeder Einzelne mitbegriffen ſei, könne Nichts gegen den Einzelnen beſchließen, was nicht in der allgemeinen Uebereinkunft enthalten wäre, was nicht im Fundamentalpakt ſtände. Sonach würde alſo der Einzelne ſeine

„Güter“ behalten, und die Geſammtheit könnte ihn nur — zur Freiheit zwingen, d. h. zum Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Was Rouſſeau einmal ſo nebenbei wünſcht, Alle müßten etwas haben, Keiner von ihnen zu viel, damit der ſoziale Zuſtand vollkommen ſei, iſt eben nur ein frommer Wunſch. Doch ſchlüpft bei Gelegenheit dieſes Wunſches das naive Geſtändniß durch, die Geſetze ſeien immer nur nützlich für die, welche beſäßen, und ſchadeten denen, die Nichts hätten.

Wenn dieſe Stelle für ſich allein gewichtiger iſt, als der ganze Contrat social, ſo müſſen wir ihr ſofort noch eine andere Erörterung hinzufügen, welche den Politikern gegenüber wie eine wahre Ironie lautet. Rouſſeau findet nämlich, daß die „Güter“, die jeder Menſch mit in den ſtaatlichen Verband bringt, doch eigentlich kein Eigenthum würden; da aber die Kräfte des Staates unvergleichlich größer ſeien, als die jedes Einzelnen, ſo ſei der öffentliche Beſitz faktiſch ſtärker und unwiderruflicher, ohne deshalb, wenigſtens Fremden gegenüber, legitimer zu ſein. Denn der Staat ſei nur, vermöge des ſozialen Kontraktes, Herr aller Güter der Einzelnen, den fremden Mächten gegenüber ſei er es nur durch das Recht der Beſitzergreifung, das er von den Einzelnen überkommen. Das ganze Eigenthumsrecht, das die Politik durch Tauſende von langweiligen und unlogiſchen Bänden feſtgeſtellt zu haben glaubte, iſt, der Menſchheit, der Gattung gegenüber, Nichts, als das brutale Recht des Stärkeren! „Sei im Beſitze und Du biſt im Recht.“ Das Eigenthumsrecht kann alſo nicht das geringſte Titelchen zu ſeinen Gunſten anführen, wenn „der alte Urſtand der Natur wiederkehrt“, wenn der Menſch vom Himmel herab die „ewigen Rechte“ herunterholt, „die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt.“ —

Der Staat hat den Menſchen abſorbirt, er hat Eigenthum und Geſetze zu ſchaffen geſucht, Jahrtauſende lang ſind dieſe ſeine Schöpfungen reſpektirt worden. Wie nun, wenn der Menſch den Staat, ſammt Eigenthum und Geſetzen abſorbirte? —

Rouſſeau will aber nicht, daß der Menſch den Staat abſorbire, ſondern er ſteht in dem allgemeinen politiſchen Wahne, der

Staat müſte den Menſchen abſorbiren, der Staat iſt ihm etwas Heiliges, Religiöſes. Sein Staat iſt etwas dem Menſchen Jenſeitiges, er wird ihm offenbart. „Um die beſten Regeln der Geſellſchaft zu entdecken, wie ſie ſich für die Nationen geziemen, bedürfte es einer höheren Intelligenz, die alle Leidenſchaften der Menſchen ſähe und keine derſelben empfände, die keine Beziehung zu unſerer Natur hätte und ſie doch durch und durch kännte, deren Glück unabhängig von uns wäre, und die ſich dennoch mit dem unſrigen beſchäftigen wollte. — Es bedürfte der Götter, um den Menſchen Geſetze zu geben. — Wer es unternimmt, einem Volke Inſtitutionen zu geben, muß ſich im Stande fühlen, ſo zu ſagen die menſchliche Natur zu ändern, jedes Individuum, welches, an ſich betrachtet, ein vollkommenes und für ſich beſtehendes Ganzes ausmacht, in einen Theil eines größeren Ganzen umzuwandeln, von denen dieſes Individuum gewiſſermaßen ſein Leben und ſein Daſein erhalte; die Konſtitution des Menſchen zu ſchwächen, um ſie zu ſtärken; eine partielle und moraliſche Exiſtenz an die Stelle der phyſiſchen und unabhängigen Exiſtenz zu ſetzen, die wir Alle von der Natur empfangen haben. Man muß mit Einem Worte dem Menſchen ſeine eigenen Kräfte nehmen, nie ihm fremde zu geben, die er ohne die Hülfe Anderer nicht gebrauchen kann. — Da der Geſetzgeber weder Gewalt noch Vernunftgründe in Anwendung bringen kann, ſo muß er nothwendig eine Autorität anderer Gattung in Anſpruch nehmen, die ohne Gewalt hinzureißen und ohne Ueberredung zu überzeugen vermag. Das hat zu allen Zeiten die Väter der Nationen gezwungen, zur Einmiſchung des Himmels ihre Zuflucht zu nehmen und die Götter mit ihrer eigenen Weisheit zu beehren, damit die Menſchen den Geſetzen des Staates, wie denen der Natur unterworfen und dieſelbe Macht in der Schöpfung des Menſchen, wie in der des Staates anerkennend, mit Freiheit gehorchten und willig das **Joch** des öffentlichen Glückes trügen.“

Man bemerke vorab in dieſer Stelle die offen eingeſtandene Gewalt, welche der Natur des Menſchen angethan werden ſoll,

wie der Menſch geſchwächt werden muß, um ein ſtarker Bürger zu werden, wie man ihm ſein Weſen austreiben will, um ihm das Füllſel der Staatsidee einzutrichtern. Dann aber betrachte man die Natur des rouſſeau'ſchen Geſetzgebers! Es iſt in der letzten Zeit die Behauptung ausgeſprochen worden, die Politik ſei die Religion der Praxis, die fleiſchgewordene Religion; der Staat ſei für den Menſchen ebenſowohl ein fernes, tranniſches Jenſeits, wie Gott; Gottes Tyrannei, die religiöſe Entmenſchung des Menſchen zeige ſich erſt recht handgreiflich in unſerem ſauberen bürgerlichen Leben. Bei dem radikalen Rouſſeau wird es deutlich, wie religiös die Politik iſt. Die große, allmächtige Volksſouveränität genügt nicht einmal, um die Staatsmaſchine in Gang zu bringen; es bedarf dazu noch eines ſpeziellen Offenbarers, eines halbübernatürlichen Mittlers, der den blinden Heiden das Evangelium des letzten Geſetzes predige. Dieſer göttliche Menſch ſoll allererſt Eintracht im Wollen und Urtheilen hervorbringen, er hat die Wahrheit in ſich, er gibt ſie von ſich, er ſchüttet ſie auf das verſammelte Volk, wie der heilige Geiſt zu Pfingſten über die Jünger kam, ſo daß aus Fiſcherknechten Doktoren der Theologie wurden. Der Geſetzgeber iſt bei Rouſſeau in aller Form politiſcher Religionsſtifter, das ſouveräne Volk iſt nur die Kleriſei, welche die geoffenbarten Dogmen handhabt und überwacht.

Rouſſeau ſieht nicht, daß er vergangene Zuſtände ſchildert, daß er von einer hiſtoriſchen Vergangenheit ſpricht, welche eben eine radikale Umgeſtaltung des Lebens wünſchen läßt; er glaubt etwas Neues zu predigen und predigt nur die alte Vermiſchung von Religion und Politik, die ſich Beide in die Hände arbeiteten, ſich gegenſeitig unter die Arme griffen und das Sklaventhum der ganzen Weltgeſchichte begründeten. An dem letzten Kindlein dieſer Ehe, am chriſtlichen Staate hätte er einen hinreichenden Widerwillen gegen jegliche Offenbarungslehre empfinden können. Neuere Radikale, z. B. Thoré, die übrigens auf den Schultern des Contrat social ſtehen, verwerfen geradezu dieſen einzelnen, göttlichen Geſetzgeber; Thoré ſagt, nur der menſchliche Geiſt könne für die Menſchen Geſetze machen. Pierre Lerour

opponirt ebenfalls gegen dieſen einzelnen religiöſen Akt, er ernennt die Preſſe zur Geſetzgeberin. Wir wollen hier ununterſucht laſſen, in wie weit auch dieſe Aushülfe nur eine Modifikation des rouſſeau'ſchen Standpunktes iſt.

Die Geſetzgebung als übernatürlicher, als Offenbarungsakt verhält ſich zur Volksſouveränität, wie der Citoyen ſich zum Bourgeois verhält. Der Citoyen thut dem Menſchen denſelben Zwang an, welchen der Legislator dem ſouveränen Volke anthut. Abhängigkeit und Willkür ſpielen die Hauptrollen in dem ganzen radikalpolitiſchen Vertrage. Von Freiheit kann keine Rede ſein. Ich mag leben, wie ich will, ich kann ein radikaler Wütherich ſein, Robespierre ſelbſt: ſo lange ich mich und das Volk von einem uns jenſeitigen Akte, von einer übernatürlichen Geſetzgebung, von einem Etre suprême abhängig mache, ſo lange ſchleppen wir unſere Galeerenkugeln am Beine mit herum, ſo lange ſind wir Sklaven. Rouſſeau war in ſeinen freieſten Gedanken ein Sklave, Robespierre, der praktiſche Rouſſeau, war ein Sklave.

Von der Annahme der Nothwendigkeit eines Geſetzgebers zu der Forderung einer politiſchen Religion iſt nur ein Schritt. Hat der Citoyen ein ſtaatliches Etre suprême, ein höchſtes Weſen, vor dem ſeine ganze Souveränität gläubig in die Kniee ſinkt, ſo wird doch auch der Bourgeois einen Schöpfer aller Dinge, einen „gütigen Vater im Himmel“ anerkennen. Ganz gewiß. Rouſſeau iſt, wie Montesquieu, der poſitiven Religion gram, er verwirft die chriſtliche Religion, wie ſie ſich traditionell ausgebildet hat, er iſt bitter gegen den Katholizismus, der den Menſchen zwei Geſetzgebungen, zwei Häupter, zwei Vaterländer gäbe, der ſie widerſprechenden Pflichten unterwerfe und ſie verhindere, zugleich Bürger und Fromme zu ſein. Er verlangt eine Religion, die dem Bürgerthum des Menſchen entſpreche, eine bürgerliche Religion, deren Artikel der Souverän (das Volk) feſtzuſetzen habe, nicht ſowohl als religiöſe Dogmen, denn als Geſinnungen der Sozialabilität. Wer dieſe Artikel nicht glaube, müſſe aus dem Staate verbannt werden, nicht als gottlos, aber als unfähig, aufrichtig die Geſetze und die Gerechtigkeit zu lieben. Wer ſich einmal zu ihnen bekannt hat und ſich nachher beträgt,

als glaube er nicht an ſie, ſoll mit dem Tode beſtraft werden. So ſpricht das Vorbild Maximilian Robespierre's, auf den mit Fug und Recht die Jeſuiten in Frankreich folgten, ja auf den die Inquiſition hätte folgen können, weil ſie in ihrer Weiſe ganz denſelben Grundſätzen huldigt. Und welches ſind die Artikel dieſer bürgerlichen Religion, die den Eifer der Citoyens für die Republik ſo unfehlbar garantiren ſoll? Das Daſein einer mächtigen, weiſen, wohlthuenden, verſehenden und fürſorgenden Gottheit; ein zukünftiges Leben; das Glück der Gerechten, die Züchtigung der Böſen; die Heiligkeit des ſozialen Vertrages und der Geſetze. — Wenn dieſe Glaubensartikel nothwendig in der Republik ſind, wenn die Republik ohne ſie zuſammenfällt, ſo mag man ſich das Leben unter dem ſozialen Pakt ausmalen und nachher zuſehen, ob man Luſt empfindet, ihn einzuführen. Alle Menſchen, die ein vollkommnes Bewußtſein ihrer ſelbſt haben, werden auswandern. Es handelt ſich hier nicht von Toleranz, nicht davon, ob man mit Menſchen zuſammenleben könne, welche dieſen Glauben haben — in unſerer deutſchen Staatloſigkeit und despotiſchen Anarchie haben wir gar keinen Begriff von einer politiſchen Religion —, ſondern darum, ob ein Zuſtand, deſſen Seele jene Artikel wären, der in allen Einzelheiten der öffentlichen Exiſtenz dieſe Artikel wiederſpiegelte, ein menſchlich freier Zuſtand wäre? Nein! Denn wenn ich an die allmächtige und allgütige Gottheit glaube, ſo habe ich den Inbegriff aller Kraft und Liebe nicht im Menſchen, ſo kann ich nicht ſchaffen, was groß, nicht lieben, wie es einzig ſchön iſt; ſo bauen wir nicht mit menſchlicher Kunſt und menſchlichem Fleiße den Widerwärtigkeiten der Natur vor, ſondern verlaſſen uns auf den lieben Herrgott; ſo können hunderte unſerer Nebenmenſchen verhungern, immer im Vertrauen auf den lieben Herrgott, der ein Mißjahr zugelaſſen hat, während wir vertrauensvoll auf eine reiche Aernte hofften, vielleicht darum beteten, während wir hätten arbeiten ſollen. Wenn die Staatseinrichtungen ſo beſchaffen ſind, als gäbe es jenſeits des Grabes eine ewige perſönliche Fortdauer, ſo kann es mir mein ganzes Leben lang hundeſchlecht ergehen, ich kann gar

nicht zur Entwickelung meiner Perſönlichkeit, zum menſchlich ſchönen Genuſſe kommen; was thut's, die Republik läßt mir durch den Mund ihrer Prieſter ſagen: Droben iſt noch lange Zeit, warte nur! Und unterdeſſen verwelkt und erſtirbt eine koſtbare Menſchenblüthe nach der anderen, berufen von der Natur, freudig den Sonnenſtrahl des Glückes einzuſaugen und für alle ſie umgebenden Menſchenblüthen die ſüße Gewohnheit des Daſeins zu verſchönern. Ein Staat, der zu ſeiner Exiſtenz den Glauben an den Unterſchied der Guten und Böſen nöthig hat, verdient ſchon deshalb allein umgeſtürzt zu werden, weil er die menſchliche Natur beleidigt. Was iſt gut, was iſt böſe? Wenn mir Einer von Euch darauf eine vernünftige Antwort gibt, ſo will ich morgen Republikaner werden. Wenn die ſauberen Verhältniſſe unſerer bürgerlichen Unordnung einen Menſchen ruinirt haben, aus einem Heldenkerne einen Schinderhannes, aus einem liebebedürftigen Weibe eine Proſtituirte erzogen haben, wenn das Raffinement der Geſellſchaft diejenigen an den Pranger ſtellt, welche die Sünden der ehrlichen Leute kompromittirten, ſo verſprecht Ihr dieſen Bedauernswürdigen noch das ewige Feuer in der Hölle, und diejenigen, welche keinen Muth, keine Gelegenheit, keine Nothwendigkeit zum Verbrechen erlebten, ſchickt Ihr an die himmliſche Feſttafel? Schämet Euch! Man braucht die menſchliche Natur gar nicht optimiſtiſch zu betrachten, man braucht kein eintöniges Engelleben für irgend eine Zukunft zu prophezeien, es würde auch ſo langweilig ſein, wie die ſteifen Bilder der alten Maler; aber die Exzeſſe der Menſchennatur, die Ausbrüche der Beſtialität, wie ſie Euern Gerichten und Euern Henkern verfallen, ſind die Wirkung der Verhältniſſe; und für das Uebrige ſage ich mit Meiſter Göthe: „Jede Schuld rächt ſich auf Erden.“

Den Anhängern des chriſtlichen Staates kann man immer rathen, die vortreffliche Polemik nachzuleſen, welche Rouſſeau wider den chriſtlichen Theismus und Spiritualismus geführt hat; ſie mögen einmal zu widerlegen ſuchen, was er über die Unverträglichkeit der chriſtlichen Abſtraktion mit dem ſtaatlichen und bürgerlichen Leben ſagt. Wenn aber der chriſtliche Theismus nicht in die Republik taugt, ſo taugt der rouſſeau'ſche Deismus wahrlich

ebenſo wenig zum Fundament der wahren Geſellſchaft; oder vielmehr er würde vom Erdboden verſchwinden, wo er mit den übrigen Doktrinen der religiöſen Abhängigkeit ſein trauriges Daſein noch friſtet, wären nur erſt die Fundamente der wahren Geſellſchaft gelegt. Die wahre Geſellſchaft braucht kein religiöſes Tribunal, keine Glaubensartikel und keine Geſetze des Atheismus; ſie vernichtet die Wurzel alles Aberglaubens und Wahnes: die Blätter welken von ſelbſt, der Stamm verdorrt.

Rouſſeau's Prinzipien verhelfen der Menſchheit nicht mehr zu ihrem Ziele als die konſtitutionnellen Maximen Montesquieus; ſie ſcheinen nur den Vorzug der Courage vor ihnen zu haben. Kommen die Radikalen aber an die Dinge, wo ſich ihr Muth bewähren könnte, ſo ziehen ſie ſich zurück. In Amerika lebt das Weſen des rouſſeau'ſchen Vertrages, die ſchweizeriſchen Radikalen ſind Anhänger des Bürgers von Genf, die franzöſiſchen Republikaner oder Demokraten ebenfalls. In Nordamerika ſchmachtet das Volk nach neuen Lehren, der Sozialismus macht dort Propaganda. Ein preußiſcher Handwerker deckte die Blößen der ſchweizeriſchen Radikalen auf. Die franzöſiſchen Demokraten mußten ſich der Arbeiterfrage bemächtigen, um wieder zu der verlorenen Popularität zu gelangen. Der abſtrakte Radikalismus ſpielt in dieſem Augenblicke die allerklägliche Rolle. Den Furchtſamen iſt er zu kühn und den Kühnen zu furchtſam. Er iſt Juſte-Milieu geworden.

Benutzen wir eine der großartigen Naivitäten Jean Jacques' zum Uebergange. Er ſagt zu den Modernen, ſie hätten nicht mehr die Vortheile, denen die Griechen die Freiheit verdankten. „Was (ſagt Ihr), die Freiheit erhält ſich nur mit Hülfe der Sklaverei? Vielleicht. Die beiden Aeußerſten berühren ſich. Alles, was nicht in der Natur begründet iſt, hat ſeine großen Schwierigkeiten und die bürgerliche Geſellſchaft mehr als Alles ſonſt." — Die bürgerliche Geſellſchaft iſt unnatürlich! — „Es gibt unglückliche Verhältniſſe, wo man ſeine Freiheit nur auf Koſten der Freiheit Anderer bewahren kann, wo der Bürger nur vollkommen frei iſt, wenn der Sklave vollkommen Sklave iſt. Das war das Verhältniß Sparta's.

Ihr, moderne Völker, Ihr habt keine Sklaven, aber Ihr seid es!“ — Die modernen Völker sind Sklaven! — „Ihr bezahlt ihre Freiheit mit der Eurigen.“

Die modernen Völker sind Sklaven, der politische Vertrag macht den Einen zum Sklaven des Andern. Rousseau hat Recht, wir müssen wieder Sklaven haben, um frei zu sein. Diese Sklaven sind bereits gefunden. — Wie heißen sie? — Maschinen. — Aber die Fabrikarbeiter sind ebenfalls Maschinen, menschliche Maschinen. — Das ist eben der Fehler, das ist die Folge der bürgerlichen Gesellschaft. Die Fabrikarbeiter in Frankreich murren.

Die französische Arbeiterpetition.

Das französische Proletariat hatte schon eine Masse Blutes in den Straßen verloren, sein Schrei nach Hülfe war erstickt. Es duldete und — studirte. Der Mangel an Arbeiteremeuten in den letzten Jahren ist eine reine Folge des Ernstes, des Nachdenkens, dem sich die vierte Klasse hingegeben. Sie hat keine Zeit, auf der Straße Lärm zu schlagen, und keine Lust, der Regierung Gelegenheit zu verschaffen, sich von der ängstlichen Bourgeoisie noch mehr Gewaltmittel in die Hände geben zu lassen. Der Sozialismus in Frankreich ist nicht todt, er schläft auch nicht, er ist nur etwas fatalistisch geworden, er denkt: Jedes Ding hat seine Zeit. An dieses nachdenklich gewordene Proletariat traten die Anhänger Rousseau's und des Konvents, die Demokraten, heran, mit etwas St. Simonismus gefärbt, und sagten: „Arbeiter macht Petitionen! Bestürmt die Kammer mit Bitten um eine Untersuchung eurer hülflosen Lage, damit die Regierung gezwungen sei, an die Organisation der Arbeit zu gehen, oder damit das Land, falls Kammer und Regierung nichts thun, klärlich einsehe, wie ohne gründliche Reform der Wahlgesetze gar nichts möglich, keine Verbesserung des öffentlichen Zustandes denkbar ist.“ Und die Arbeiter petitionnirten. Diese Demonstration wird für jetzt keine äußeren Folgen haben, die Million von Unterschriften wird entweder bei der Kammer durchfallen, oder von der Regierung zu den Akten gelegt werden. Die glücklich überstandene ministerielle Krisis hat die Einen hoch-

müthig, die Andern gleichgültig gemacht. Aber das thut nichts. Ich will dieſe Gelegenheit dazu benutzen, einige Worte über das Verhältniß der Politik zum Sozialismus in Frankreich zu ſagen. Die Herren Nationalen mögen entſcheiden, ob ich das Gefühl für die Eigenthümlichkeit der Völker verloren habe.

In Frankreich entwickeln ſich die großen Dinge unmittelbar, aus dem Herzen, aus der Phantaſie; der Franzoſe denkt wenig in unſerm Sinne über die Angelegenheiten der Menſchheit, er denkt mit der Phantaſie; erſt wenn dieſer praktiſche Sinn einen Theil des Ideals in Wirklichkeit geſetzt hat, reflektirt die Wirklichkeit auf den inneren Menſchen, der dadurch größer wird, zu höherem Bewußtſein kommt, die Fühlfäden ſeiner Phantaſie weiter ausſtreckt. Hier heißt es: „Es wächſt der Menſch mit ſeinen Zwecken.“ Die Franzoſen haben vielleicht deßhalb ſo wenig Phantaſie in ihren Dichtungen, ihre ganze klaſſiſche Literatur iſt vielleicht deßhalb ſo nüchtern, weil ſie in ihren Wollen ſo phantaſtiſch ſind. Die theoretiſchen Vermögen dieſer Nation ſind im Ganzen ſehr gering, ſie iſt zur Praxis geboren, ihr Leben iſt ein Handeln, und ihr Denken iſt lebendig. Die ſozialen Syſteme, welche dieſes Land hervorgebracht hat, können uns zum Lächeln bringen; aber was Frankreich thut, iſt beſſer, als was es ſchreibt. Als die Kommittenten der Generalſtaaten im Jahre 1789 ihre Cahiers abgaben, dachte kein Menſch unter ihnen, daß aus den Reichsſtänden eine Nationalverſammlung, aus der Nationalverſammlung ein Konvent entſtehen könnte, der ſogar über die Exiſtenz Gottes abſtimmen würde. Weder die Regierung, noch die Kommittenten hatten die leiſeſte Ahnung von dieſer Entwickelung. Bei uns iſt das ganz anders; bei dem Worte „Reichsſtände“ werden ſofort ſpekulative Betrachtungen angeſtellt, von der einen Seite hofft man, von der andern fürchtet man — beide Male bis in's Aſchgraue hinein. Die politiſchen Beſchwerden und Wünſche erweiterten ſich 1789 erſt durch die Praxis zur Behandlung der höchſten religiöſen und ſtaatlichen Fragen. Die Würfel mußten da liegen, ehe die allgemeine Aufregung zu weiteren Entſchlüſſen kam; Eins entwickelte ſich mit Nothwendigkeit aus dem Andern; was am

Anfange der elektriſchen Batterie noch ein leiſer kitzelnder Ruck war, wurde am Ende derſelben zu Erſchütterung und Tod. Man muß dieſe Eigenthümlichkeit Frankreichs durchaus im Auge behalten, will man ſeine Revolution, will man ſeinen gegenwärtigen Zuſtand verſtehen, will man begreifen, was es mit Dingen, wie die Arbeiterpetition, auf ſich hat, will man nicht unzufrieden werden über die Unzulänglichkeit der in Anwendung gebrachten Mittel, über die Unzulänglichkeit der Preſſe ſelbſt. Die franzöſiſche demokratiſche Preſſe iſt blos nach deutſchen Maßſtäben unzulänglich. Der Geiſt des Volkes reicht innerlich weiter, als ſeine Preſſe, der Geiſt des Volkes kommt aber erſt zum Vorſchein — in der That. Der Sozialismus des gegenwärtigen Frankreichs ſteht mit Nothwendigkeit auf der Stufe der politiſchen Revolution, er denkt und phantaſirt nichts Anderes, als die Demokratie — das Weitere wird ſich finden. Einer der kühnſten ihrer Wortführer ruft aus: „Ehre der Revolution! Das Volk wird nicht ſagen, ſie habe ſeine langen Hoffnungen getäuſcht. Sie hat im Innern ihres Genius viele Reſultate verborgen, die ihre Feinde zurückdrängen konnten, die ihre Freunde mit Unwillen ausbleiben ſahen. Heute zeigen ſich dieſe Reſultate, ihr Keim bringt bereits durch die dichte Decke, welche auf dem Boden des neuen Frankreichs laſtet. Die Ziviliſation von 1789 hat die Befreiung des Menſchen ausgeſprochen, ſie proklamirt heute die Befreiung des edlen Gefährten des Menſchen, der Arbeit.“ — Man höre, wie die Revolution den Sozialismus in ihrem Schooße verborgen gehalten, wie die Revolution dem Menſchen auch noch für alles Weitere einſtehen ſoll, ſo hat man das praktiſche Frankreich vor Augen. Es will einen neuen Aufſchwung, eine neue radikale Begeiſterung, einen neuen Konvent, — dann wollen wir die Arbeiterfrage ſchon reguliren! Wie ſehr ſich die Demokratie hier in einem ihrer beſten Organe irrt, kann man an der Entgegenſtellung des Menſchen und der Arbeit ſehen, von denen der erſtere ſchon emanzipirt ſei, die letztere es noch werden müſſe. Grade das Gegentheil iſt die Wahrheit. Die politiſche Revolution hat die Arbeit emanzipirt, die Induſtrie befreit, die Innungen, Zünfte und Monopole zerſtört, hat Jedem

das Recht gegeben, Herr auf ſeinem Grund und Boden zu ſein, ein beliebiges Gewerbe zu treiben, auf eigene Fauſt reich zu werden oder Hungers zu ſterben; die politiſche Revolution hat die Konkurrenz geſchaffen. Man leſe die Blätter der dynaſtiſchen Oppoſition, wie ſie die Handels- und Gewerbefreiheit förmlich mit zu den Menſchenrechten zählen, wie ſie außer ſich gerathen, ſobald an die „freie Konkurrenz" getaſtet wird, während ſich die wahre Aſſoziazion zur freien Konkurrenz verhält, wie ein ſchöner rhythmiſcher Tanz zum wilden Durcheinanderſpringen Betrunkener. Die Akademie von Mâcon hat ſogar einen Preis dafür ausgeſetzt, wenn Einer beweiſen will, die Organiſation der Arbeit könne am beſten bei freier Konkurrenz ſtattfinden. Das konfuſe Haupt des Herrn von Lamartine guckt durch dieſes Geſtrüpp von Unſinn hindurch. Die Frage der Akademie von Mâcon iſt grade ſo geſcheid, wie die andere wäre: Ob nicht ein lyriſcher Poet das beſte Adminiſtrationsgenie ſei? Die politiſche Revolution hat die Arbeit befreit, keineswegs den Menſchen; hätte ſie den Menſchen emanzipirt, ſo wäre Alles geſchehen, ſo brauchte von keiner Arbeiterpetition, von keiner Enquête, von keiner Organiſation die Rede zu ſein. Die Arbeiterpetition heißt ja nichts Anderes, als die Petition des Subjekts der Arbeit, ebenſo frei zu ſein, wie die Arbeit ſelbſt. Die Arbeit iſt frei, der Arbeiter iſt ein Sklave geblieben, das Attribut iſt emanzipirt, die Seele des Attributs, der Inhalt, der Menſch nicht. Die politiſche Revolution kann nur Sachen befreien, Sachen eine andere Lage und Ordnung anweiſen, die Menſchen muß ſie als Sklaven belaſſen.

Dieſer Irrthum der franzöſiſchen Demokratie würde vielleicht in Deutſchland ſehr verderblich ſein, in jedem andern Lande überhaupt, welches nicht der Initiative der That gewiß wäre. In Frankreich zieht dieſer Irrthum keine böſen Folgen nach ſich, er korrigirt ſich ſelbſt. Hören wir den Schluß von Dupoty's Artikel in der „Reforme," ſo wird uns klar werden, was tief hinter der Arbeit verborgen liegt, deren Befreiung fälſchlich zum Symbol des gegenwärtigen Frankreichs gemacht worden. Dupoty ſpricht zur Kammer und zur Regierung:

„Entweder Ihr nehmt die Enquête an und realiſirt ſie; und dann werden die Demokratie und die ökonomiſche Wiſſenſchaft von den blutenden Wunden des Proletariats einen Schritt thun, der gewiß nicht in den Kram der herzloſen Menſchen paßt, welche entſchloſſen ſind, die Mißbräuche um jeden Preis beizubehalten, dieſer wüthenden Moderados, welche gern Alles zerſtörten, um das zu erhalten, was ſie Ordnung nennen. Oder Ihr ſchlagt ſie ab, indem Ihr wenigſtens Alles anwendet, um ihre Mittel zu paralyſiren, um ihre Folgerungen und ihr Reſultat zu umgehen; dadurch werdet Ihr Eure Ohnmacht, Euern böſen Willen zu erkennen geben und die Wichtigkeit der Wahlreform und aller übrigen demokratiſchen Garantieen beweiſen, welche einzig das Land in Stand ſetzen können, ſeine Angelegenheiten ſelbſt zu beſorgen. Was gibt es Nützlicheres, was politiſch und ſozial geſprochen Praktiſcheres, als zum letzten Male dieſe feierliche Probe anſtellen?“ — — Zum letzten Male! — Wenn die Regierung die Nachgiebigkeit beſäße, der Arbeiterpetition Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo werden Schritte geſchehen, die gewiß nicht in den Kram der herzloſen Menſchen paſſen! — Setzt ſich Frankreich nur erſt in Bewegung, ſei es auch in eine demokratiſche — morgen, übermorgen ganz gewiß, iſt keine Seele des offiziellen Landes von heute mehr Herr der Bewegung, und dann könnten Schritte geſchehen, die vielleicht nicht einmal in den Kram der Demokraten paßten!! — Ein Departementalblatt ſagte neulich gradezu, die Arbeiterpetition enthalte die neuen Cahiers der Deputirten. Cahiers! das iſt ein gefährliches Wort. Wenn ſich nun an die neuen Cahiers die Verdoppelung der Volksdeputirten anſchließen ſollte, ſo wären wir am Anfange einer Bahn, deren zweite Station ſchon außerhalb der Politik liegen würde. Louis Philippe gibt niemals die Wahlreform zu; er kennt die Geſchichte, er ſieht den Verlauf der Dinge in Frankreich beſſer, als alle Demokraten zuſammengenommen. Aber die Nothwendigkeit der Dinge iſt mächtiger, als beide; die Politik des Einen und die Umſchweife der Andern werden von dieſer Nothwendigkeit verlacht werden. Der Anfang iſt immer das Nüchterne, das Naheliegende, das Allen Begreifliche; das Ende des Anfangs iſt

das Funkelnagelneue. Alle die Begriffe von „Wahlreform," „Demokratie," „Revolution," „Cahiers" sind alt und abgethan; das Neue schafft sich selbst seine Terminologie, und ich sehe die heutigen Republikaner schon erstaunt und verblüfft, wenn ihnen der Zügel der Bewegung blutige Striemen durch die Hand reißt, das Roß selbst aber zu ihrem Schrecken und Entsetzen daherjagt.

Deutschland.

Frankreich hat seinen Weg durch die moderne Politik genommen; diese Politik ist sein Werk; wenn es daher bei der bevorstehenden Weltbewegung von politischen Gedanken ausgeht, so haben wir ihm das keinen Augenblick übel zu nehmen, wir müssen es nur verstehen. In Deutschland ist die Sache anders; Deutschland hat die Philosophie und die Wissenschaft ausgebildet, es hat verschmäht, mit halbfertiger Einsicht in die Dinge der Welt und in die Natur des Menschen an's Werk zu gehen. Es hat viel Blut gespart, gegen viel Erniedrigung —, es ist getäuscht worden, aber es hat sich nicht selbst getäuscht. Deutschland will jetzt an die Wirklichkeit gehen, es will sein Leben gestalten, nachdem es die Menschen ergründet hat. Sollen wir den Umweg durch die Konstitution und den politischen Vertrag machen? Einen Umweg, der sich durch die Erfahrung anderer Länder schon vollständig gerichtet sieht? Ich dächte nicht, ich dächte wir befaßten uns mit dem Einfachen, mit dem, was Allen begreiflich ist, die nur wollen. Das Glück jedes Einzelnen durch das Glück Aller, die Freiheit Aller durch die Freiheit jedes Einzelnen, die Garantieen für dieses Glück und für diese Freiheit durch Produktion nach eines Jeden Kraft und durch Konsumtion nach eines Jeden Bedürfniß: wollen wir das? Wohlan, wir können es haben ohne die Konstitution, ohne die Politik. Im Frieden? Ja, wenn Alle wollen, die ein Interesse dabei haben. In Lausanne ist jüngst eine politische Revolution ohne einen Tropfen Blutes vor sich gegangen.

Der Deutsche ist human von Hause aus, er kennt die engen und bornirten Parteiansichten Frankreichs und Englands nicht; er geht auf jede neue Ansicht bereitwillig ein, er ist ein theoreti-

ſches Gemüth. Es geht nur darum, daß der humane Deutſche ein Humaniſt werde.

In der „Trier'ſchen Zeitung," welche den deutſchen Sozialismus am Vollſtändigſten oder vielmehr einzig von den deutſchen Tagesblättern entwickelt hat, erhob ein Mitarbeiter aus dem Lager der Liberalen die Frage, wie ſich denn eigentlich Politik und Sozialismus zu einander verhielten, ob der Sozialiſt nicht auch Politiker ſein müſſe, wie der Politiker auch Sozialiſt. Die „Trier'ſche Zeitung" hat einen Kreis von Mitarbeitern, mit denen ich mich gern immer verſtändigen möchte, welche ſämmtlich des beſten Willens voll ſind. Ich antwortete daher auf jenen Zweifel in ſehr gemäßigter Weiſe, wurde aber vom Zenſor nicht gut geheißen und auch „von Rechtswegen" nicht zum Drucke zugelaſſen, weil ich eine „Theorie entwickelt," die „auf Erſchütterung der beſtehenden Verfaſſung abziele." Was ich dort andeuten wollte, war ungefähr Folgendes:

Nichts ſcheint uns natürlicher, als das Schwanken der öffentlichen Meinung, wenn es ſich von einer neu aufgeſteckten Fahne, von einem Prinzip handelt, welches mit dem Anſpruche auftritt, Alles in Allem zu ſein und alle Freunde des Fortſchritts um ſich zu verſammeln. Die Denkenden, inſofern ſie nicht vorher ſchon ſelbſtſtändig bis zu jenem Prinzip vorgedrungen waren, werden am Längſten zaudern und zweifeln. Das, was ſie ſich im Wege des hingebendſten Nachdenkens errungen, und was ſich auf ein ganz Beſtimmtes, in ſcharfen Gränzen Ausgeſprochenes reduzirt, wollen ſie nicht ohne Weiteres preisgeben; dieſes Widerſtreben iſt um ſo hartnäckiger, je größer vielleicht vorher der Kampf war, den ihr Verſtand oder ihr Herz mit dem Egoismus und den Rückſichten führte. Dazu kommt nun, daß Deutſchland wirklich ſeit vier Jahren einer Wetterfahne gleicht, die bald in dieſen, bald in jenen Winkel zu zeigen ſcheint; daß ſeit vier Jahren in Deutſchland Rieſenſchritte gemacht worden ſind, welche die trotzig Wartenden der dreißiger Jahre bald um ein gutes Stück überholt hatten. Dieſe Dinge läugnet kein Menſch, und das vorgerückteſte Blatt Deutſchlands hat mit vollkommen richtigem Bewußtſein den Sozialiſten, wie deren An-

zweiflern, dem Für und dem Wider, ſeine Spalten geöffnet, inſofern es von der Kompetenz und der redlichen Abſicht der Auftretenden überzeugt war. Dieſes Blatt ſcheint aber dennoch mit uns feſt überzeugt zu ſein, daß die Frage der Zukunft die geſellſchaftliche Frage iſt, daß dieſe Frage bald alle ausgezeichnete Denk- und Thatkraft in Anſpruch nehmen wird, daß jede andere Frage innerhalb ihrer Platz finden kann, in ihr aufgehen und daher den Charakter des Tonangebenden, des Beſtimmenden verlieren muß. Um dieſe vielleicht etwas unklare Behauptung zu rechtfertigen, wollen wir die in Nr. 336 der „Trier'ſchen Zeitung" namhaft gemachten Gegenſtände: Preßfreiheit, allgemeine Stände, Geſchwornengericht, Unterrichtsfrage, einmal vom ſozialen Standpunkte aus betrachten, um zu ſehen, ob der Sozialiſt wohl Politiker ſein könne. Der Sozialismus iſt die Wiſſenſchaft der beſten Geſellſchaft, die Kunſt, den Einzelnen zur vollen Entfaltung ſeiner Kräfte, zum vollen Genuſſe ſeines Daſeins kommen zu laſſen und das Ganze, die Geſellſchaft ſo zu organiſiren, daß das allgemeine Beſte grade aus dem Beſten jedes Einzelnen reſultire. Gut. Die Preßfreiheit nun iſt das Recht oder die Freiheit der Gedankenerzeugung und Mittheilung, das Recht oder die Freiheit, das, was mein geiſtiges Weſen erzeugt, Andern frei und offen zukommen zu laſſen. Der Politiker aber faßt die Preßfreiheit nur ſo weit, als der jedesmalige Contrat social reicht. Wir haben bei dem radikalen Rouſſeau geſehen, wie er ſeine bürgerliche Religion durch die Todesſtrafe geſchützt wiſſen will, wie die Volksſouveränität das Werk eines außer ihr ſtehenden Geſetzgebers annimmt, heilig ſpricht und folglich gegen jeden Einzelnen ſchützen wird. Hier hat alſo die Preßfreiheit ihre Schranke an der bürgerlichen Religion und am ſozialen Pakte ſelbſt, eine Schranke, die durch das bekannte Wort: Preßgeſetz hinlänglich bezeichnet iſt. Das Preßgeſetz iſt die Schranke der Preßfreiheit. Man könnte freilich hier mit einem Abgeordneten des ſiebenten rheiniſchen Landtags die wichtige Bemerkung machen, ob denn jeder „namenloſe Strauchdieb" unſern „ehrlichen Namen" beſudeln dürfe; aber dieſer ſcharfſinnige Einwand iſt leider unter unſerer Kritik, da

er den Staat nicht einmal als Sache des Citoyen betrachtet, ſondern ihn nur als Stadtſergeanten für den „guten Ruf“ des Bourgeois anſieht. Die politiſche Preßfreiheit geht im allerhöchſten Falle bis zur Erlaubniß eines Tadels der Verfaſſung; in der Regel beſchränkt ſie ſich auf eine Kritik des Ganges der Verwaltungsmaſchine, der funktionnirenden Beamten, der Vertheilung der Steuern. In England iſt vor zwei Jahren eine Frau verurtheilt worden, weil ſie atheiſtiſche Bücher verkauft hatte. Dieſe Frau gelobte, wenn ſie wieder frei würde, ihr Geſchäft von Neuem zu beginnen. Eine ſolche Frau ſteht *über* der engliſchen Freiheit, die ganze engliſche Freiheit hat nicht Raum für dieſes Weib. Ob ſie das Wort „Sozialismus“ jemals gehört hat oder nicht, ſie war Sozialiſtin. Die politiſche Doktrin faßt die Preßfreiheit nur als *bürgerliches* Recht, nicht als *menſchliches*. Schlimm genug, wenn Verfaſſung, Verwaltung, Beſteurung, dieſe nichtigen und äußerlichen Dinge, ſo mächtig und einflußreich ſind, daß ich mir einbilden kann, ſie machten mein Weſen aus; ſchlimm genug, wenn es blos Bürger gibt und keine Menſchen; aber ſoll daraus folgen, die ſtaatliche und bürgerliche Freiheit ſei die höchſte? Man blicke doch nur auf die deutſche Entwickelung hin, auf dieſe ſo räthſelhafte, unverſtandene Entwickelung! Wir hatten *niemals* politiſche Freiheit, wie ſie Frankreich und Belgien beſitzen. Wenn aber *Fichte* und *Hegel* in Berlin lehren, in der Königsſtadt ſelbſt, wenn *Göthe* Miniſter in Weimar ſein konnte, der Dichter des „Fauſt“ und des „Prometheus;“ wenn *Feuerbach* das Chriſtenthum zerſtört, von keinem Conclave, von keiner Synode in den Bann gethan wird und ruhig im Königreich *Baiern* lebt: ſeht, das iſt *menſchliche* Freiheit! In dem *politiſch* freien Frankreich ereifern ſich die Biſchöfe gegen die unſchuldige Couſin'ſche Philoſophie, ſetzen Miniſter und König in Angſt, predigen den wahren Kreuzzug; das paſſirt in einem Lande *bürgerlicher* Freiheit. In Deutſchland, wenn man ſich die Mühe gibt, von dieſem myſtiſchen Rationalismus zu reden, erklärt man ihn für theologiſche Weltanſchauung! Die Preßfreiheit iſt für Deutſchland eine *menſchliche* Frage: zweifelt man daran, ob wir für ſie kämpfen werden?

Die „allgemeinen Stände“ ſollen eine Vertretung der Nation ſein, ſollen die Rechte Aller repräſentiren, ſollen den Geſammtwillen entweder zum Geſetz machen, oder einen Compromiß zwiſchen dem Geſammtwillen und dem Königlichen Willen herbeiführen. Glaubt Ihr, wir wollten die Geſellſchaft zum rohen, zügelloſen Haufen machen, ſie würde für uns gleichbedeutend mit einem Schwarme von Kannibalen werden, die ſich unter einander auffräßen? Wir wollen eine Verwaltung, eine Adminiſtration der Geſellſchaft. Indem wir aber das hohe Ziel vor Augen haben, durch Erziehung und durch Löſung der Eigenthumsfrage den Menſchen zum vernünftigen Weſen, zum ſittlichen Charakter zu machen, ſoll uns dieſe Adminiſtration keineswegs eine voluminöſe Geſetzgebung im hergebrachten Sinne liefern, ſoll das Geſetz aufhören, das Fallbeil für den widerſtrebenden Einzelwillen zu ſein, weil Geſammtheit und Einzelner eben in Harmonie gebracht werden. Die Verwaltung hat Nichts zu thun, als die Konſumtion zu reguliren, ſo daß ſie in der gehörigen Ausdehnung reproduktiv werde, ſie beſeitigt die momentanen Hinderniſſe, welche den thätigen Kräften und den Genüſſen ſich in den Weg ſtellen. Der Sozialiſt macht alſo aus der Frage der „allgemeinen Stände“ die Frage nach der Wahl der Organiſationstalente. — Das „Geſchwornengericht“ ſetzt die Kriminalität, die abſolute Nothwendigkeit des Verbrechens voraus; nach dieſer Theorie muß es Diebe, Räuber und Mörder geben, welche von Staatswegen zu reprimiren ſind. Das Geſchwornengericht iſt alſo rein ſtaatlich, rein politiſch. Das Geſchwornengericht iſt vielleicht die beſtmögliche jedesmalige Herſtellung eines Ur- und Grundfehlers im ſozialen Kontrakt ſelbſt, die Trennung des Citoyen und des Bourgeois; aber was hilft mich die beſtmögliche Herſtellung, wenn der Fehler begangen iſt und in Kraft bleibt. Verſtopfen wir die Quelle des Fehlers, werfen wir den Citoyen mit dem Bourgeois zuſammen, daß ein Menſch daraus entſtehe, der keine beſondere „Güter“ mehr zu ſchätzen hat. Der Sozialiſt fragt nicht, wie iſt das Verbrechen am Gerechteſten und mit der größten Garantie für den Angeklagten zu beſtrafen, ſondern wie iſt es zu verhindern, wie iſt die nächſte Generation zu

reformiren. So wird dem Sozialiſten das Geſchwornengericht zum ſittlichen Areopage, zum Bildungsrathe, zur Zenſur im alten römiſchen Sinne, es wird das Inſtitut, welches vielleicht vorläufig nöthig iſt, um in gegebenen Fällen über einen ſittlichen Konflikt zu entſcheiden. Das Geſchwornengericht des Sozialiſten fällt nahe an die Gränze der Unterrichtsfrage.

Die „Unterrichtsfrage", wie ſie heute Gegenſtand des Streites geworden, iſt Nichts weiter, als eine Frage der Konkurrenz zwiſchen Kirche und Staat; die aufgeklärt ſein wollen, ſchlagen ſich auf Seite des Staates und nennen die Vertheidiger der Kirche Finſterlinge. Der Staat aber hemmt ſeinem Weſen nach die Freiheit der Entwickelung eben ſo ſehr, wie die Kirche, wie die Jeſuiten; der Staat iſt der weltliche Jeſuit und Inquiſitor, wie wir bei Rouſſeau deutlich ſahen. In Frankreich z. B. zwiſchen einem Collège und einem kleinen Seminar eine abſolute Wahl zu treffen, iſt dem Denkenden rein unmöglich. Kommt es aber einmal dazu, weder den Bürger noch den Gläubigen, ſondern den Menſchen zu erziehen, handelt es ſich um die ſchützende Pflege des Kindes, das zur vollen und reinen Selbſtbeſtimmung kommen ſoll, ſo wird das Entweder und das Oder, der Staat und die Kirche, die bürgerliche Aufklärung und die jeſuitiſche Verfinſterung für gleich verwerflich erachtet werden müſſen. Der Sozialiſt betrachtet folglich die Unterrichtsfrage als allgemein menſchliche Erziehungsfrage.

Aus dem Vorhergehenden muß erhellen, daß die erwähnten politiſchen Gegenſtände nicht nur ſich auf die höchſte menſchliche Aufgabe beziehen und inſofern ſozialiſtiſche ſind, ſondern daß ſie von dem Augenblicke an ſoziale und nur ſoziale Fragen ſind, wo man ſie auf die höchſte menſchliche Aufgabe bezieht. Beläßt man ſie als politiſche Fragen, ſo ſind ſie eben halb, verkümmert, dienen nur dazu, den ewigen ſchlechten Kreislauf zu unterhalten, den wir ſo gut kennen, weil die Politik nicht im Stande war, ihn zu durchbrechen. Laßt uns doch einmal Ernſt mit der Menſchheit machen; Chimäre iſt nur, was dieſer Ernſt nicht will. Niemand fühlt ſich wohl in unſeren halben und ver-

kümmerten Zuſtänden. Es gibt leider Geſellen, welche die brennende Sehnſucht nach menſchlichem Leben und Wirken als ein Trugbild verlachen, obgleich dieſe Sehnſucht gerade die vorläufige Garantie des zukünftigen Sieges iſt. Her zu uns, wer Muth und Zuverſicht in ſich trägt!

Wie ſehr man Recht hat, vom Sozialiſten zu verlangen, er ſolle *auch* Politiker ſein, haben wir dadurch dargethan, daß wir den Sozialiſten den Politiker gänzlich abſorbiren ließen. Das Umgekehrte aber iſt ein Ding der Unmöglichkeit, der Politiker *kann nicht* Sozialiſt ſein; er kann es nur werden, wenn er aufhört, Politiker zu ſein. Der Begriff des Politikers iſt der engere, der ausſchließliche, der abſtoßende. Man leſe nur das dumme Zeug, was Politiker von Profeſſion über den Sozialismus zu Tage gefördert haben. Iſt der Begriff der Politik einmal *feſtgeſtellt*, ſo werden alle weiteren Ausführungen immer wieder bei dieſem Begriffe ankommen. Der Sozialiſt dagegen kann ſo ſehr Politiker ſein, daß er erſt die Frage löſt, welche die Politik zu löſen rein unfähig iſt.

Wir hoffen, durch dieſe Andeutungen einen Zweifler vollſtändig bekehrt zu haben, der übrigens ſchon jetzt vom Sozialismus eine hohe Vorſtellung haben muß, da er uns die untergeordneten Freiheitsbeſtrebungen ausdrücklich „in die Hände arbeiten" läßt, ja der die „allgemeinen Stände" zuletzt blos will, damit die wahre Vergeſellſchaftung in's Werk gerichtet werde. — —

Die Herren Politiker können ruhig ſein; die Konſtitutionnellen mögen ſich überzeugt halten, daß ſie ruhig in ihrer eigenen Gedankenloſigkeit verkommen werden; die Radikalen, wenn ſie denken können, werden einſehen, daß wir keine philanthropiſch erweichenden Pflaſter auflegen, daß wir vielleicht ihren ſämmtlichen Todesmuth, ihre ganze Charakterſtärke nützlich anwenden können, daß es aber die höchſte Zeit für ſie iſt, ſich unter unſere Fahne zu ſtellen, wollen ſie nicht das Loos der Konſtitutionnellen theilen

O wie ſchön wäre es, wenn Montesquieu vor hundert Jahren ſchon für Deutſchland das richtige Horoſkop geſtellt hätte, als er in den „Perſiſchen Briefen" ſchrieb: „Deutſchland iſt nur noch ein Schatten des alten Reiches; aber ich glaube, es iſt die

einzige Macht auf der Erde, welche die Theilung nicht geſchwächt hat, die einzige glaube ich ferner, die in dem Maße ihrer Verluſte ſtärker wird, und die, langſam im Benutzen des Erfolges, unbezwingbar durch ihre Niederlagen wird." Die Theilung war ein politiſcher Akt, unſere Verluſte politiſche Akte, unſere Niederlagen — ja wir liegen politiſch ſehr tief darnieder. Wenn unſere menſchliche Erhebung in Verhältniß ſtehen ſoll zu unſerer politiſchen Niederlage — ſo müſſen wir ſehr hoch ſteigen.

Schluß.

Preußen bekommt alſo eine Konſtitution. Der Landtagskommiſſär zu Breslau hat es den verſammelten ſchleſiſchen Ständen eröffnet. Der Abgeordnete Camphauſen von Köln ſoll eine wunderſchöne Rede im Sitzungsſaale der rheiniſchen Stände zu Coblenz gehalten haben, worin er die Nothwendigkeit der Generalſtaaten bewieſen. Preußen bekommt eine Konſtitution. Auch der Doktor Jakoby rührt ſich wieder.

Ich will eine Stelle aus dem Courrier français herſetzen, von der ich verſichere, daß ſie weder von mir, noch meines Wiſſens von einem meiner Freunde herrührt. Ich bemerke das, weil die Stelle mir zugeſchrieben worden. „Seit dem Jahre 1840 hat die politiſche Bewegung in Deutſchland ein ganz anderes Anſehen gewonnen. Die konſtitutionnelle Partei, der ihre Verfolgungen von Seiten des Bundestages einen erhöhten Kredit verſchafft hatten, verliert von Tage zu Tage an ihrem Einfluſſe. Das Beiſpiel Frankreichs und Englands reizt den geſunden Theil des deutſchen Volkes wenig. Von einer Seite ſind die Konſtitutionnellen durch eine begeiſterte Jugend überholt, die vor allen Stücken ſoziale Reformen verlangt, von der andern werden ſie durch ausgezeichnete Leute verſpottet, welche der abſoluten Monarchie anhangen und lieber mit dem Volke gemeinſame Sache machen, als mit den ſogenannten konſtitutionnellen Bourgeois."

Im Jahre 1840 ſoll nach demſelben Courrier français Alexander von Humboldt ſchon bis Köln gereiſt ſein, um dem Könige der Franzoſen auf Grund einer preußiſchen Konſtitution ein Bündniß anzutragen. In Köln ſoll ihn ein Kourier zurückgerufen

haben. Fürſt Metternich hatte es gerathen. Wollte man heute, meint der Courrier, wieder auf jene Abſicht zurückkommen, ſo ſei es zu ſpät. „Warum? Weil der Geiſt des Volkes ſich entwickelt hat, und weil der Kampf zwiſchen der Regierung und der Elite des Landes nicht mehr auf konſtitutionnellem Boden iſt, ſondern auf ſozialem und philoſophiſchem Gebiete.“

„Wäre es nicht luſtig, ſchließt der Courrier, eine Konſtitution, eine Charte, eine Tribüne adminiſtriren zu ſehen, wie eine Art Abkühlung und wie ein narkotiſches Mittel?“

Es wäre in der That ſehr luſtig. Wie der dynaſtiſche Courrier français zu einem ſo genialen Gedanken kommt, kann ich nicht ſagen. Aber es wäre luſtig. Hilf nur, Du enthuſiaſtiſche Jugend, Du entwickeltes Volk, Du geſunder Theil der Nation, daß die Sache luſtig bleibt! —

10. März 1845.

Karl Grün.

Deutſcher Liberalismus.

Von welcher Bedeutung iſt der Kampf, den gegenwärtig die „Oppoſition“ dem Miniſterium Guizot liefert? — Welch' gewichtige Frage! wer vermöchte ſie gründlich genug zu beantworten! — Nun, ich will Euch die Antwort nahe legen durch die einfache Zeitungsnotiz: „Auf die Börſe machen die Vorgänge in der Kammer wenig Eindruck.“ (Trier'ſche Zeit. Nr. 32.) Da ſeht Ihr's, ſelbſt die Hasenherzen unſrer Beutelthiere bleiben vollkommen ruhig und ſorglos mitten im Donner dieſes „weltgeſchichtlichen Kampfes,“ während „Alles auf dem Spiele ſteht,“ d. h. während weder Guizot noch Louis Philipp weiß, wie das nächſte Miniſterium heißen wird. —

Wer einen Begriff hat von der totalen Nichtigkeit deſſen, was der Bourgeois das gegenwärtige Leben der inneren „Geſchichte Frankreichs“ nennt: der allein vermag auch zu begreifen, welch koloſſales Minus der deutſche Liberalismus zu ſeiner Bedeutung hat, der deutſche Liberalismus, der ſich unendlich ſpreizt und reckt, nur um ſich und Andre glauben zu machen, er fühle noch die Kraft in ſich, jene Null der franzöſiſchen Geſchichte zu produciren, während er doch — ach! — ein ſehr deutliches Bewußtſein darüber hat, daß er den Keim des Todes in ſich trägt. —

Ein Product dieſes deutſchen Liberalismus iſt bei Otto Wigand erſchienen in dem Schriftchen: „Preußens Wunſch. Ein Neujahrsgruß von Ferdinand Fiſcher, Juſtiz-Commiſſarius.“ Motto: „Ich will verſöhnen, nicht verletzen.“ —

Wir haben uns hier einzig und allein die Aufgabe geſtellt, genanntes Schriftchen als vollkommen ächtes Product des deutſchen Liberalismus darzuſtellen, und für dieſen Zweck laſſen wir nicht allein den „Juſtiz-Commiſſarius“ und das Motto unberückſichtigt, von denen das letztere ja doch nur daſteht, um den erſteren zu excuſiren, d. h. aufzuheben: ſondern wir laſſen auch alles das unbeachtet, was in der liberalen Phraſeologie der Verfaſſer etwa Eigenthümliches hat, und begnügen uns, den weſentlichen Inhalt des geſammten deutſchen Liberalismus, d. h. den Zweifel, ja die Verzweiflung an ſich ſelbſt, in Folge deſſen die unredlichſte Heuchelei vor der Regierung und die nackteſte Brutalität gegen das Proletariat — auch in dieſem Schriftchen nachzuweiſen.

Die Verzweiflung an ſich ſelber, das iſt die eigentliche Krankheit, an welcher der Liberalismus hinſiecht, ſie iſt der Grund, warum er, eine einſt berechtigte und reſpectable geſchichtliche Erſcheinung zur widerlichſten Miſère ausartet, ſie iſt das tödtliche Geſchwür, deſſen Gefahr der Liberalismus ahnt und über welche ſich und Andre zu täuſchen, nunmehr ſein ganzes Thun und Weſen iſt. — Doch, laſſen wir uns durch die krankhafte Lebensluſt des Schwindſüchtigen nicht täuſchen, ſondern unterſuchen wir nur wacker den Sitz ſeines Elends. —

Allerdings hat es eine Zeit gegeben, in welcher die Kämpfer um eine liberale oder um die liberalſte Verfaſſung die Verwirklichung ihres Ideals nicht nur für eine geſchichtliche Nothwendigkeit, ſondern ſogar für denjenigen „Knotenpunkt“ der weltgeſchichtlichen Entwickelung anſahen, von dem aus die bis dahin „rechtloſen Völker“ unter „ſicherer Garantie ihres Rechts“ den höchſten Höhepunkten der Civiliſation und Humanität zuſteuern würden. Da freilich, als der Liberalismus ſich noch in ſolchem Lichte ſah, da ſchwellte ihn ein felſenfeſter Glaube an ſich ſelber. Das war der Glaube, in dem Rotteck ſeine Geſchichte geſchrieben. (Wir haben allein den deutſchen Liberalismus im Auge.) „Wie du die Welt anſiehſt, ſo ſieht dich wieder die Welt an;“ ſo ſah Rotteck durch die conſtitutionelle Brille — die beſte, die es damals gab — und erblickte das Ziel aller geſchichtlichen Entwickelung, die Löſung aller geſchichtlichen Probleme in — der

Conſtitution; ſolange der conſtitutionelle oder überhaupt politiſche Geſichtskreis der weiteſte war, ſoweit, daß Niemand über ihn hinausſehen konnte: ſolange hatte der Liberalismus wahrhaften Gehalt, hatte geſchichtliche Berechtigung und Bedeutung und war darum auch voll Glaubens und Vertrauens zu ſich ſelber. —

Da machte man eine neue Entdeckung, welche dem Liberalismus gleichſam den Boden unter den Füßen wegzog, indem ſie den ganzen politiſchen Geſichtskreis zur Bornirtheit ſtempelte; eine Entdeckung, die dem Liberalismus jede Berechtigung zu einer weiteren Exiſtenz nahm und ihn zwang, entweder ehrlich ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, d. h. ſich aufzugeben, oder weiter zu vegetiren in der Form der Heuchelei und Brutalität. Dieſe Entdeckung iſt — das Proletariat.

Das Proletariat in Beziehung auf den Liberalismus iſt nichts weiter, als die Entdeckung, daß die „volksbeglückenden" Beſtrebungen des letzteren nichts als — „hohle Theorieen" ſind, und — das eben iſt das Verderbliche für den Liberalismus — dieſe Entdeckung iſt nicht nur **a priori** gemacht, ſondern die Wirklichkeit der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Zuſtände ſelbſt zwingt ihre Anerkennung jedem denkfähigen Menſchen auf; dadurch iſt es denn auch den Liberalen unmöglich, die durch das Proletariat heraufbeſchwornen Scrupel „theoretiſchen Grübeleien" in die Schuhe zu ſchieben; ſie ſehen ſich vielmehr gezwungen, das Daſein des Proletariats und damit zugleich die Unzulänglichkeit ihrer politiſchen Beſtrebungen zu erkennen und — einzugeſtehen? o nein! das eben iſt ihre Heuchelei: ſie geben das Daſein des Proletariats zu, aber — ſie wollen mit Gewalt bei ihrem Unſinn beharren. — Wie dem auch ſei: wo man das Proletariat erſchaut, da ſieht man über den politiſchen Geſichtskreis hinaus, ſieht die Politik geſchlagen und überwunden, und bleibt man trotz dem „liberal," ſo bleibt man es doch nur — ob man es ſich auch nicht geſtehen mag — unter dem Fluch der Verzweiflung an ſich ſelbſt, d. h. an ſeinem Liberalismus.

Weil nun der ganze deutſche Liberalismus nicht mehr im Stande iſt, ſeine Augen vor dem Proletariat zu verſchließen, ſo

iſt er eben dadurch zu dieſer Verzweiflung an ſich gebracht. Mit ihm auch der Liberalismus unſers Schriftchens. So Seite 17. „Zwar bin ich weit entfernt, die Proletarier geringer als die übrigen Bürger zu achten, aber noch iſt die Zeit nicht vorhanden (sic!), wo ihnen öffentliche Rechte bewilligt werden können. Das gegenwärtige Jahrhundert hat noch nicht einmal die Selbſtſtändigkeit, Mündigkeit und die volle Vertretung des Bürgerſtandes erkämpft. Erſt muß aber dieſer Kampf, welcher vielleicht (sic) noch Jahrhunderte währt, durchgekämpft ſein, — — — ehe das Chriſtenthum eine Wahrheit (sic) und Kirche und Staat Eins ſein werden. — — Aber ſollte (sic) der Gang der Geſchichte kein regelmäßiger ſein, ſollte derſelbe mit Gewalt durchbrochen werden, dann" — — wehe dem deutſchen Vaterlande! —

Alſo „die Zeit iſt noch nicht vorhanden," d. h. der Liberalismus macht nur noch auf eine temporäre Exiſtenz Anſpruch. Der Liberalismus geſteht ferner ein, daß ſein höchſtes Ideal, die Wahrheit — gleichviel, was er darunter verſteht! — nur erreicht werden könne im Streben nach einem ihm fremden, feindlichen Ziele; aber dennoch „vielleicht" iſt der Lüge — das Wort freilich ſpricht er nicht aus — noch eine „Jahrhunderte lange" Friſt gegeben; „ſollte aber" — das nicht der Fall ſein u. ſ. w.

Iſt das nicht das Glaubensbekenntniß der bodenloſeſten Verzweiflung? iſt das Schriftchen, das ſolch ein Bekenntniß ablegt, nicht das ächteſte Product des deutſchen Liberalismus?

Wenden wir uns nun zu den Manifeſtationen eines ſolchen verzweifelnden Liberalismus und überzeugen wir uns, daß auch ſie in unſerm Schriftchen einen getreuen Ausdruck finden. — Dieſe Manifeſtationen ſind

1) die unredlichſte Heuchelei vor der Regierung.

Zunächſt erwähnen wir, daß wir den Liberalen weder aus ihrer Unredlichkeit, noch aus ihrer Heuchelei einen Vorwurf machen würden, wenn ſie nicht auf die ſchamloſeſte Weiſe grade „Redlichkeit" und „Aufrichtigkeit" zu ihrem Aushängeſchild machten.

Hat auch der Liberalismus in Deutſchland ſelbſt zur Zeit ſeiner geſchichtlichen Blüthe nicht — wie in andern Ländern —

ſeine abſoluten Kronen davongejagt, ſo hat er es doch wenigſtens gewagt, offen und unumwunden die abſolute Macht der Krone als „unſittlich“ und als gebrochen für alle Zeiten darzuſtellen. — Man leſe Rotteck. —

Früher alſo, da die Regierungen — die Macht der Regierung und der Krone iſt in abſoluten Staaten identiſch, wir brauchen daher „Regierung“ und „Krone“ promiscue — im Liberalismus ihren ärgſten, ja einzigen Feind ſahen, da wagte der letztere noch einen offnen Kampf; jetzt da durch die Erhebung des Proletariats, der Liberalismus das letzte und einzige Zufluchtsmittel der Regierung ſein wird: jetzt geht jenem die Courage ab, auch nur offen zu ſagen: „wähle doch nur von zwei Uebeln das kleinere, wähle uns, und wir helfen dir retten, was noch zu retten iſt, vieles freilich, gar vieles iſt für dich verloren.“ — Solche Sprache — obgleich er die Gewährung vorausſehen kann, wagt der Liberale nicht mehr; er quält ſich vielmehr ab, in einer conſtitutionellen Verfaſſung der Regierung, der Krone — wie er ausdrücklich ſagt — eine „Erhöhung ihrer Macht“ vorzuſpiegeln. —

Jetzt da es faſt Sache der ABC-Schüler ſein wird, zu begreifen, daß „conſtitutionelle Garantie“ — negativ ausgedrückt nichts weiter heißt, als „Beſchränkung der abſoluten Macht der Krone;“ jetzt beweiſt unſer Schriftchen in einem ganz beſondern Abſchnitt, daß durch eine Conſtitution „die Macht der Krone erhalten und gehoben“ werden könne. — Iſt das Redlichkeit und Aufrichtigkeit? — iſt das nicht ein vollkommner Ausdruck der Heuchelei des ganzen deutſchen Liberalismus? — Liegt aber die unredliche Heuchelei ſchon für die allgemeine Betrachtung auf der Hand, ſo tritt ſie im Einzelnen mit lächerlicher Offenheit hervor. —

Wodurch beweiſt der Liberale, daß die Macht der Krone geſunken, und daß ſie der liberalen Stütze bedarf? — durch „die Oppoſition auf den Landtagen!“ — Wem die Landtags-Abſchiede von 1843 noch in Erinnerung ſind, der weiß zwar, daß das Unſinn iſt, und daß die Regierung ihre Macht der Oppoſition gegenüber nicht großartiger herausſtellen kann, als da ge-

ſcheben; allein wenn der Liberale wirklich meint, jene Oppoſitionen ſchwächen die Regierung: was räth er ihr dann als redlicher Freund? etwa durch neue Ordonnanzen dem Unweſen ein Ende zu machen? o nein! er iſt ja liberal und haßt darum die Ordonnanzen, und er iſt unredlich, darum räth er, die auf acht, vollkommen von der Regierung abhängigen Landtagen zerſplitterte Oppoſition in Eine „Macht“ mit „geſetzlichen Garantieen“ zu verwandeln. Er kennt die Wahrheit des divide et impera, aber er thut, als ſei das eine Lüge, und meint, die Regierung werde leicht Herr über die Oppoſition werden, wenn ſie anſtatt der acht Landtage „Einen Reichstag“ einrichte.

Auch mit der „Liebe der Unterthanen“ will der Liberale die Regierung locken. Freilich weiſt er nicht auf's „dürre Holz,“ nach Frankreich hin, ſondern auf ſeine „Reiſen durch Sachſen und Würtemberg.“ Was ſoll das heißen? Iſt der König von Preußen etwa weniger geliebt, weil er ein abſoluter König iſt? - Die „allgemeine Empörung und Indignation“ nach dem Tſchech'ſchen „Attentat“ können den Liberalen eines Beſſeren belehren. — Auch hieße das ja den Satz aufſtellen, je gering-fügiger die Königsmacht, d. h. je ohnmächtiger der König, deſto geliebter iſt er. Nun, ſollte vielleicht der Liberale in dieſem Jahr die Gegenden der armen Spinner und Weber bereiſen und in ihnen eine ſehr, ſehr große Sympathie für dieſe armen, ohnmächtigen Leute wahrnehmen, dann räth er am Ende in ſeinem nächſten Neujahrsgruß der Regierung, ihr Scepter in ein Weberſchifflein zu verwandeln. —

Genug! es iſt in der Stellung des Liberalismus zur Regierung auch nicht Ein Funken Wahrheit mehr: Alles iſt Heuchelei und Lüge; und auch in dieſer Hinſicht iſt unſer Schriftchen ein treuer Ausdruck des deutſchen Liberalismus überhaupt. — Doch halt! da hab ich Sie ja denuncirt! nun ich will auch Ihre Rechtfertigung übernehmen. Ich weiß nämlich recht wohl, daß die liberalen Herren, wie der Verfaſſer des genannten Schriftchens, gewiß und wahrhaftig nichts Verderbliches für die Regierung durch ihre Heuchelei im Schilde führen; ſie wollen nur als „liberale Männer“ gelten, ſie lieben den Händedruck der liberalen Freunde,

und um ihn zu erhalten, muß ein liberales Wort geſprochen und geſchrieben werden, und weil dabei der Regierung nothwendiger Weiſe Erwähnung geſchehen muß, ſo ſucht man auf die unſchädlichſte Weiſe mit ihr fertig zu werden, man ſagt ihr alſo nicht „mißliebige“ Wahrheiten, ſondern ſpricht ſo offenbaren Unſinn über ſie, daß ſie es unmöglich übelnehmen kann; ſo hat man dann doch gethan, „was man thun konnte“ und — gilt als liberaler Mann. Seid ruhig, Ihr Herren, die Regierung kennt das Spiel und läßt Euch gewähren. Wenn ſie es für nothwendig erachten wird, wird ſie Euch rufen und ſich dankbar gegen Euch erweiſen, daß Ihr die „unterthänige“ Beſcheidenheit nicht verletzt habt. —

Die andere Manifeſtation des verzweifelnden deutſchen Liberalismus, die wir ebenfalls in jener Schrift wiederfinden, iſt

2) die nackteſte Brutalität gegen das Proletariat.

Je erſtaunenswerther die Energie, mit welcher ſich in neueſter Zeit das Proletariat in den Vordergrund der Geſchichte drängt, je rieſenhafter die Fortſchritte des Sozialismus, je einleuchtender ſeine Lehren und je unumſtößlicher ſeine Begründung in der Geſammtentwickelung des deutſchen Lebensbewußtſeins, deſſen Reſultat der ganze Menſch mit ſeinen vollen Anſprüchen ans Leben: deſto zwanghafter nimmt ſich — dieſen Erſcheinungen gegenüber — dieſe liberale Marktſchreierei aus; ſo zwanghaft, daß es einem faſt widerlich werden könnte, ſich mit ſolchem Wichte weiter zu befaſſen. — Doch faſſen wir die Brutalität des Liberalismus ins Auge. —

Brutal nämlich zeigt ſich der Liberalismus durch ſeine — bloße Exiſtenz; denn hat er nicht die „Volksbeglückung“ zu ſeiner Parole gemacht, und iſt's nicht brutal, forteriſtiren zu wollen, nachdem er nicht mehr zu läugnen im Stande iſt, daß ſeine Parole eine Lüge iſt? Iſt's nicht brutal, die „gleiche Berechtigung“ aller Menſchen anzuerkennen und dennoch für „Jahrtauſende“ Menſchenopfer für ſeinen jämmerlichen Ehrgeiz zu beanſpruchen? Iſt's nicht brutal, in nichtsſagenden Phraſen eine Bornirtheit zu heucheln, die man nicht hat? — Ja wohl, das Alles iſt brutal, und in all dieſen Punkten liegt die Brutalität des deutſchen Libe-

ralismus; denn er existirt und raisonnirt — trotz des Proletariats; er erkennt die gleiche „Berechtigung“ aller Menschen an und verlangt für sich barbarische Privilegien; er erkennt seine Unzulänglichkeit für die Absorbirung des Pöbels und heuchelt in leeren Phrasen eine Potenz, von der er weiß, daß sie ihm fehlt —

Und wie bloß trägt alle diese Punkte unser Schriftchen zur Schau! Zwar ist der Verfasser „weit entfernt, die Proletarier geringer zu achten, als alle übrigen Bürger,“ doch „ehe der Kampf der Proletarier beginnen kann, ehe alle Menschen gleiche Rechte in Anspruch nehmen, muß erst der Bürger und Bauer gleiche Rechte mit der Aristokratie erlangt haben. — Daß den Arbeiteraufständen ein so „niedriges Motiv“ zu Grunde lag, nämlich ihre reichen Bedrücker — arm zu machen, sie in die Lage zu versetzen, in der die Arbeiter sich selber sahen: davon nimmt man liberaler Seits Gelegenheit, ohne Unterlaß zu schreien über namenlose Rohheit, „Vandalismus“ u. s. w. Und was sagt unser Liberaler in jenen Worten? Der Bürgerstand hat die Aristokraten nicht zu sich herabzuziehen, sondern er hat sich zu ihnen emporzuschwingen, und dazu soll das Proletariat ihm zum Piedestale dienen. In welcher Anschauungsweise liegt die gründlichste Rohheit? Dort ist eine freilich einseitige, aber dem geistig vernachlässigten, an seiner eigenen Lage verzweifelnden Arbeiter vollkommen gerecht und genügend erscheinende Rache der Grund des Handelns; hier nimmt der Liberale, dem Proletarier gegenüber, Privilegien in Anspruch, die er, der Aristokratie gegenüber, selber als brutal brandmarken muß. — Ferner S. 17: „Ob hierzu (nämlich zur Erringung gleicher Rechte des Bürgers mit der Aristokratie und „ehe der Kampf der Proletarier beginnen kann“) ob hierzu Jahrhunderte oder Jahrtausende nöthig sein werden, solches ist dem Auge der Gegenwart verschlossen.“ — Man denke sich den Satz recht aus. Wohl möglich, meint der liberale Herr, daß noch Jahrtausende hindurch Millionen und aber Millionen Arbeiter — „die nicht geringer zu achten sind, als die übrigen Bürger“ — um den ganzen Genuß ihres Lebens, d. h. um ihr Dasein selbst systematisch betrogen werden, nur damit „der Bürger und Bauer gleiche Rechte mit der Aristokratie“ erlange. —

Iſt das die Sprache der Civiliſation oder des „Vandalismus“? Iſt das die Sprache derjenigen „Bildung“, die S. 18 lamentirt: „Eine Revolution der Gegenwart würde bei weitem furchtbarer ſein, als die von 1789;“ denn „jene Männer des Blutes, wie Marat, Billaud-Varennes, Robespierre, Herauld de Sechelles, Collot d'Herbois u. ſ. w. gehörten doch nur der Bourgeoiſie an, und es fehlten damals jene gefährlichen und berauſchenden Lehren des Socialismus und Communismus. In einer Revolution der Gegenwart würde nicht blos die Guillotine herrſchen, ſondern der Communismus würde jede Bildung (sic) herabziehen, die rohe Kraft an die Spitze ſtellen, den Vandalismus in ſeiner größten Rohheit herbeiführen und die Bildung des deutſchen Volkes (ſoll wohl heißen „der liberalen Herren“, denn die Proletarier haben ja keine Bildung) vielleicht auf immer vernichten.“ — Ja, mein Herr! die Bildung ſicherlich, welche ein „Jahrtauſende“ langes — freilich blutloſes — Hinwürgen der zahlreichſten und nützlichſten, der arbeitenden Claſſe der Völker beanſprucht, nur „um gleiche Rechte mit der Ariſtokratie zu erlangen.“ — Das iſt die Bildung, die aus jämmerlichem Ehrgeiz und neidiſcher Eitelkeit eine Tragödie aufführen will, gegen welche die Blutbäder aller geſchichtlichen Revolutionen ein — Kinderſpiel ſind; ja, der Bildung würde eine „Revolution der Gegenwart“ für immer ein Ende machen! — Endlich finden wir einige der glänzendſten Phraſen, in welchen unſer Liberaler eine Bornirtheit zu Schau ſtellt, die er nicht hat. Seite 21: „Iſt der Bürgerſtand von der conſtitutionellen Idee durchdrungen, daß er ein Intereſſe mit dem Staate hat, dann wird es ihm auch gelingen, die Proletarier geiſtig und moraliſch zu erziehen, (!) heranzubilden, nach und nach in ſich aufzunehmen (!) und auf dieſe Weiſe die drohende Gefahr abzuwenden.“— Dieſe Phraſe bringt der Herr Verfaſſer, nachdem er vorher breit genug über den nach „Jahrtauſenden“ erfolgenden „Kampf der Proletarier“ — geſprochen!! —

Ferner, nach der langen Demonſtration, daß es gelte, „dem Bürger und Bauer gleiche Rechte mit der Ariſtokratie zu erkämpfen“ — heißt es S. 21: „Männer der Ariſtokratie! faßt dieſe

Lebensfrage nicht als eine friedliche auf. Es gilt hier nicht Standesrechte (nicht?!), es gilt Euern Besitz, es gilt die Macht des Staates." —

Ja, dieses Schriftchen ist ein ächtes Kind des deutschen Liberalismus, ein vollkommen reiner Ausdruck seiner Verzweiflung, Heuchelei und Brutalität! —

Daß übrigens der Verfasser in der Verwirklichung seiner liberalen Ansichten den „regelmäßigen (sic) Gang der Geschichte" zu sehen versichert, mag man wohl als ehrliches Geständniß hinnehmen, daß er unfähig ist, die Geschichte als die Entfaltung der menschlichen Natur zu begreifen, und daß er in ihr nur das Rivalisiren von Ständen um Besitz und andere Privilegien erblickt. —

Wir nun, die wir den Menschen selber, d. h. den Vollgenuß des Lebens für jeden Einzelnen, als das Ziel aller geschichtlichen Entwickelung erkennen, wir erblicken im Socialismus den aus innerer Nothwendigkeit erfolgten Fortschritt der Geschichte, lassen „die Todten ihre Todten begraben" — und schließen uns den lebensvollen Factoren der Geschichte an, d. h. den Proletariern! —

Im Februar 1845.

Fr. Schmidt.

Socialiſtiſche Bauſteine.

O, welche Güter wird die Menſchheit einſt
Zugleich erwerben und zugleich genießen!
Leopold Schefer.

1.

Welches iſt der Endzweck alles Strebens, aller Bewegungen, der ſchweren und unermüdeten Anſtrengungen der vergangenen Jahrtauſende? welches das Ziel, für deſſen Erringung das Menſchengeſchlecht ſeit ſeinem Urſprunge in ewigen Kämpfen einherzieht, deſſen Bild jedem Einzelnen bei aller Mühe und Arbeit ſeines Lebens, als lockender Preis aus der Ferne zuwinkt und ihm ſelbſt im Schlafe, im Dämmer der Traumwelt lockend vor die Seele tritt?

Alle jene Millionen, welche dort im wüſten Getümmel, im raſtloſen Kampfe auf der breiten Straße des Lebens durch einander drängen und treiben, rufen mir ein einziges Wort, als das Ziel ihrer Anſtrengungen zu: Glück!

Wir wollen glücklich werden!

Ihr ſucht euer Glück in der Ferne; der Zukunft opfert ihr die Gegenwart auf. Habt ihr die Gewißheit, daß, während ihr hier die Kräfte eures Lebens ohne Frucht und Genuß zur Erringung eures zukünftigen Wohles, eures entfernt liegenden Glückes aufreibt, ihr jemals zur Befriedigung dieſer eurer Wünſche gelangen werdet? Seid ihr ſicher, daß eure Anſtrengung nicht vergeblich ſein, daß euch die Zukunft für den Schmerz der gegen-

wärtigen Entſagungen und Leiden auch wirklich einſt die gehoffte Belohnung bieten wird? Seid ihr ſicher, daß ihr nicht etwa einer Truggeſtalt, einem Phantome nachjagt, das euch durch lügneriſchen Zauber zu ewig fruchtloſer Mühe und Selbſtpeinigung verlockt?

Als das Gebäude der alten Welt in Trümmer zerfiel, da flüchtete ſich das menſchliche Herz mit ſeinen Wünſchen hinüber in das Jenſeits; dorthin übertrug es ſeine Befriedigung, ſein Glück. Die irdiſche Welt wurde verachtet und nur als ein Durchgang und Mittel zur Erlangung der himmliſchen angeſehen; man trennte das Leben in ein Dieſſeits und ein Jenſeits, in Arbeit und Belohnung, in ein Land des Jammers, des Elends, der Mühe und ein Land der Erholung, der Freude und Wonne. Eine bleiche Hand warf einen ſchwarzen Schleier über die weite Erde, welche unter der Laſt deſſelben in ein düſteres Stillſchweigen zu verſinken ſchien.

Iſt es dem Menſchen endlich gelungen, nach unermeßlicher Arbeit dieſen Schleier abzuziehen? Vermag er die Erde wiederum als das Land ſeiner Wünſche, ſeiner Träume, ſeines Glückes jubelnd zu begrüßen? Hat er in ihr wieder ſeine urſprüngliche Heimath erkannt? Warum trennt er dann noch länger Leben und Glück, warum hebt er die letzte Scheidewand nicht auf, welche das irdiſche Leben ſelbſt noch immer in zwei feindliche Hälften ſpaltet, welche es in Arbeit und Elend auf der einen, in Glück und Genuß auf der andern Seite aus einander reißt? Wann wird endlich der Tag der Erlöſung anbrechen, wann wird er den großen Verſöhnungstag feiern?

Erhebe dich Menſch und verlaß das dumpfe Zimmer, in welchem du, ein Fauſt, überwältigt von den Schmerzen der geiſtigen und leiblichen Selbſtpeinigung, kraftlos niedergeſunken biſt, zerreiße den Nebelflor, welcher den lichten Blick deiner Augen noch ferner zu trüben ſtrebt! Siehſt du nicht, wie der Sonnenball bereits leuchtend emporſteigt und ſeine glänzenden Strahlen durch das Gitter deines Fenſters hineinwirft, um die geſpenſtigen Geſtalten der Traumwelt, die dich die lange Nacht hindurch gequält und geängſtigt, zurück in die Höhlen der Fin-

ſterniß zu verſcheuchen? Siehe, ſchon fliehen jene bleichen Schatten, die Geſchöpfe deines überwachten Gehirnes, erſchreckt vor dem Glanze des neu anbrechenden Tages! Erhebe dich und tritt hinaus, hinaus in die freie Natur! Der Morgenwind, welcher durch das grüne Laub heranrauſcht, der Anblick des Morgenrothes, das am Himmel emporglüht, wird deine Seele wieder ſtärken, deine Bruſt wieder erfriſchen.

Tritt hinaus und ſage mir, was ſiehſt du, und welcher Art iſt das Leben, welches du um dich erblickſt!

Ich ſehe einen Teppich von bunten Blumen, einen dunkelgrünen Wald von hohen und ſtolzen Eichen. Jene Blumen und Bäume nähren ſich vom Thaue des Himmels, vom Gewäſſer des Fluſſes, welcher ihre Wurzeln beſpült, vom Strahl der Sonne, welcher die Luft durchzittert. Ihr Wachſen und Blühen, ihr Leben iſt ihre Befriedigung, ihr Glück.

Ich ſehe auf jenen blumigen Wieſen eine unermeßliche Schaar von kleinen Thieren umherſchwärmen und fröhlich den Morgenſtrahlen entgegenflattern; ich höre den Geſang der Waldvögel, die ſich anmuthig auf den ſchwanken Baumzweigen ſchaukeln, ein Chor von unzählig verſchiedenen, harmoniſch zuſammenklingenden Tönen; ich ſehe von jenſeits eine muthige Schaar junger Roſſe mit wehenden Mähnen über die Ebene einherſprengen, und wie ſie näher kommen, erfüllen ſie die Luft mit ihrem Stampfen und Wiehern, bis ſie ſich graſend auf dem Weideplatze zerſtreuen. Ich ſehe, daß alle dieſe Thiere kein anderes Glück kennen, noch begehren, als dasjenige, welches für ſie in der Aeußerung und dem Genuſſe ihres Lebens liegt.

Wenn die Nacht herabſinkt, begegnet dem Blicke meines Auges eine unzählbare Schaar von Welten, welche nach ewigen Geſetzen im unendlichen Raume kreiſend ſich umſchwingen. In dieſen Schwingungen ſehe ich eine Einheit von Leben, Bewegung und Glück.

Alle dieſe Weſen finden in der Uebung und Aeußerung aller ihrer Lebensfähigkeiten, mit denen ſie von der Natur begabt ſind, zugleich ihr Glück, die Befriedigung und den Genuß ihres Lebens.

Iſt der Menſch nicht gleichfalls hervorgegangen aus der Urwelt, ein Geſchöpf der Natur, wie alle andern? Iſt er nicht aus denſelben Stoffen gebildet, mit denſelben allgemeinen Kräften und Eigenſchaften begabt, welche alle Dinge beleben? Warum ſucht er ſein Glück auf der Erde noch immer in einem irdiſchen Jenſeits? Warum iſt er ſeinem eignen Leben noch ferner entfremdet? Warum wird noch immer ein Menſchenleben einem andern Menſchenleben, ein Lebensalter einem andern Lebensalter, ein Geſchlecht dem andern Geſchlecht unter Schmerzen und Thränen hingeopfert?

Sehet die Lilien auf dem Felde!

Aber der Menſch erkennt ſich, beſitzt das Bewußtſein ſeiner ſelbſt. Während in den andern Weſen die Triebe und Kräfte der Natur einzeln und unbewußt zur Erſcheinung kommen, vereinigen ſie ſich im Menſchen und gelangen in ihm zum Bewußtſein. Der Menſch iſt die kleine Welt, in welchem das Leben des Alls ſein bewußtes Gegenbild findet. Seine Natur iſt der Spiegel der ganzen Natur, welche ſich in ihm erkennt. Wohlan! Erkennt ſich die Natur in mir, ſo erkenne ich in der Natur mich ſelbſt, in ihrem Leben mein eigenes Leben.

Alles Naturleben findet in der Uebung und Aeußerung der ihm angebornen Fähigkeiten und Kräfte ſeine Befriedigung, ſein Glück.

So leben auch wir aus, was die Natur in uns hineingelegt hat! Bringen wir alle Triebe, Kräfte, Fähigkeiten, die in uns ſchlummern, zur freien, bewußten Aeußerung und Thätigkeit! Erkennen und genießen wir unſer Leben und darin unſer Glück!

2.

Die Natur als Grundlage alles Lebens iſt eine aus ſich ſelbſt hervorgehende und auf ſich ſelbſt zurückgehende Einheit, welche alle die unzähligen Mannichfaltigkeiten ihrer Erſcheinungen umfaßt, und außer welcher Nichts iſt.

Jede dieſer Erſcheinungen, jedes Einzelleben beſteht und entwickelt ſich nur durch ſeinen Gegenſatz, ſeinen

Kampf mit der Außenwelt, beruht nur auf ſeiner Wechſelwirkung mit dem Geſammtleben, mit dem es wiederum durch ſeine Natur zu einem Ganzen, zur organiſchen Einheit des Univerſums verknüpft iſt.

Das Einzelleben findet einerſeits ſeine Grundlage, die Quelle und Nahrung für ſein Wachsthum in dem Geſammtleben, andererſeits ſucht das Geſammtleben das Einzelleben in ſtetem Kampfe zu verzehren und in ſich aufzulöſen.

Der Menſch kann ſich demnach, wie jedes einzelne Weſen, nur in und durch das Geſammtleben entfalten.

Was dem unbewußten Einzelleben das unbewußte, allgemeine Weltleben, das iſt dem bewußten, alſo dem menſchlichen Leben die menſchliche Geſellſchaft. Ich kann meiner Natur nach nur in und durch die Gemeinſchaft mit anderen Menſchen zur Entwickelung, zum ſelbſtbewußten Genuſſe meines Lebens gelangen, meines Glückes theilhaftig werden.

Der Gegenſatz des einzelnen zum allgemeinen Leben wird auch in der Geſellſchaft die Bedingung zur bewußten menſchlichen Entwickelung. Ich entwickele mich im ſteten Kampfe, in ſteter Gegenwirkung gegen die Geſellſchaft, die mir als beſchränkende Macht gegenüberſteht, zur Selbſtbeſtimmung, zur Freiheit, ohne welche kein Glück iſt. Mein Leben iſt eine fortwährende Befreiung, ein fortwährender Streit und Sieg über die bewußte und unbewußte Außenwelt, um ſie mir zu unterwerfen und ſie zum Genuſſe meines Lebens zu verbrauchen. Der Trieb der Selbſterhaltung, das Streben nach eignem Glück, Freiheit, Befriedigung ſind alſo natürliche, d. h. vernünftige Lebensäußerungen. In unſerer heutigen Geſellſchaftsverfaſſung, wo ſie ſo oft gewaltſam unterdrückt und gehemmt werden, arten ſie gewöhnlich nur deshalb häufig in Unnatur, Verbildung, Egoismus, Laſter u. ſ. w. aus.

Ich verlange demnach von der Geſellſchaft, daß ſie mir die Möglichkeit gewährt, von ihr meine Befriedigung, mein Glück zu erkämpfen, daß ſie meiner Kampfesluſt ein Schlachtfeld eröffne. — Wie die einzelne Pflanze Boden, Wärme, Sonne,

Luft und Regen verlangt, um zu wachſen; ihre Blätter, Blüthen und Früchte zu tragen, ſo will auch der Menſch in der Geſellſchaft die Bedingungen für die allſeitige Ausbildung und Befriedigung aller ſeiner Bedürfniſſe, Neigungen und Anlagen finden. Sie ſoll ihm die Möglichkeit zur Erringung ſeines Glückes bieten; wie er ſie benutzen, was er aus ſich, aus ſeinem Leben machen wird, das hängt von ihm, von ſeiner Eigenheit ab. Ueber mein Glück kann Niemand, als ich ſelbſt beſtimmen.

Bekannt iſt der Ausſpruch eines berühmten Königs im verfloſſenen Jahrhunderte: „In meinen Staaten kann ein Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.“ Seine Unterthanen glaubten nämlich damals nur an die himmliſche, nicht aber an die irdiſche Glückſeligkeit.

Sechszig Jahre ſpäter ſagte St. Simon auf ſeinem Todtenbette zu ſeinen Schülern, die trauernd umherſtanden: „Mein ganzes Leben faßt ſich in Einem Gedanken zuſammen: allen Menſchen die freieſte Entwickelung ihrer natürlichen Anlagen zu ſichern.“ St. Simon war ein Verkündiger des Socialismus.

3.

Die unendliche Mannichfaltigkeit aller Einzelweſen als Einheit zuſammengefaßt iſt der Weltorganismus. Das Welt- oder Geſammtleben beſteht nur durch alle die beſonderen, einzelnen Lebensentwickelungen. Jedes einzelne Leben entſpringt aus dem allgemeinen Weltleben, iſt Zeichen, Abbild des allgemeinen Lebens. Es entwickelt ſich als beſonderes Leben im Gegenſatze zum allgemeinen Leben, und als Abbild und Theil des allgemeinen Lebens zugleich durch und in Gemeinſchaft mit dieſem, das der Boden und Nahrung ſeiner Entfaltung wird.

Dieſes polare Verhältniß zwiſchen dem einzelnen und dem allgemeinen Leben beſteht alſo darin, daß ſich ein Mal Beide bekämpfen und feindlich gegenüberſtehen, das andere Mal, daß ſich Beide gegenſeitig bedingen und begründen. Jedes Einzelleben beſteht und entwickelt ſich in und

durch das Geſammtleben, das Geſammtleben nur in und durch jedes Einzelleben.

Daraus folgt, daß auch das bewußte Einzelleben durch das bewußte Geſammtleben, und das bewußte Geſammtleben durch das bewußte Einzelleben bedingt iſt, d. h. der einzelne Menſch entwickelt ſich nur in und durch die Geſellſchaft, die Geſellſchaft nur in und durch den Einzelnen.

Entfaltet ſich mein Leben einerſeits durch meinen Gegenſatz zur Geſellſchaft, ſo iſt die Geſellſchaft, von der ich durch meine Natur ja ſelbſt wieder ein Theil und Mitglied bin, andererſeits zugleich auch Bedingung und Grund meiner Lebensentfaltung.

Die Geſellſchaft iſt die Einheit, welche die Mannichfaltigkeit der einzelnen, menſchlichen Lebensentwickelungen in ſich begreift und zuſammenfaßt. Als bewußtes Mitglied der Geſellſchaft erkenne ich jedes andere Mitglied als ein von mir verſchiedenes, mir gegenüberſtehendes, zugleich aber wieder als ein auf dem gemeinſchaftlichen Urgrund des Seins ruhendes und von ihm ausgehendes, mir gleiches Weſen. Ich erkenne jeden Mitmenſchen durch ſeine beſondere Natur als mir entgegengeſetzt und durch ſeine allgemeine Natur als mir gleich. Die Anerkennung der menſchlichen Gleichheit, der Berechtigung eines Jeden zum Leben beruht demnach auf dem Bewußtſein der gemeinſchaftlichen, allen gemeinſamen menſchlichen Natur, Liebe, Freundſchaft, Gerechtigkeit und alle geſellſchaftliche Tugenden beruhen gleichfalls auf dem Gefühle der natürlichen, menſchlichen Zuſammengehörigkeit und Einheit. Hat man ſie bisher als Pflichten bezeichnet und auferlegt, ſo werden ſie in einer Geſellſchaft, welche nicht auf äußeren Zwang, ſondern auf das Bewußtſein der inneren menſchlichen Natur, d. h. die Vernunft gegründet iſt, zu freien, naturgemäßen Aeußerungen des

Lebens werden*). In der natur- d. h. vernunftgemäßen Geſellſchaft müſſen daher die Bedingungen des Lebens für alle Mitglieder gleich d. h. allgemein ſein. Jedem muß auf gleiche Weiſe die Möglichkeit gegeben ſein, durch die Erlangung der allgemeinen Güter des geiſtigen und leiblichen Lebens ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, ſeine Anlagen zu entwickeln und ſein Glück zu erringen. Die Möglichkeit der freien Lebensentwickelung des Einzelnen iſt nur dadurch gewährleiſtet, daß ſie zugleich für Alle beſteht, wodurch der Egoismus und das Vorrecht, welche die allgemeinen Lebensbedingungen als ausſchließlichen Beſitz beanſpruchen, ſo wie alle anderen, der allgemeinen Menſchennatur widerſprechenden Beſtrebungen aus der Geſellſchaft ausgeſchloſſen und entfernt werden, während die natürlichen Gaben und Vorzüge ihre Entfaltung und Geltung finden. Denn der Gegenſatz, die Beſonderheit der Geſellſchaftsglieder tritt dadurch hervor, daß jeder ſein Glück auf einem eigenen Wege erſtrebt, ſeine Kräfte auf eine beſondere Weiſe zur Thätigkeit bringt.

---

*) Max Stirner hat in ſeinem Werke: „Der Einzige und ſein Eigenthum. Leipzig 1844“ nach Anleitung einiger franzöſiſchen und engliſchen Philoſophen des 18. Jahrhunderts den Egoismus proclamirt, weil er nur den Gegenſatz des individuellen Lebens zum allgemeinen Leben, nicht aber auch ihre Einheit aufgefaßt hat, weil er überhaupt nichts Allgemeines, keine Begriffe, wie Natur, Vernunft, Menſchheit ꝛc. anerkennt und folgerichtig „die Qual des Denkens,“ wozu man doch immer allgemeine Begriffe, und ſei es Menſch, Thier, Stein ꝛc., nöthig hat, „von ſich abſchüttelt.“ Jedem daher ſein „Ich“ als naturwidrig, antiſocial auftritt, wird das Fauſtrecht und bellum omnium contra omnes conſequent als der Normalzuſtand des Menſchengeſchlechts hingeſtellt. Der ſociale oder vielmehr antiſociale Zuſtand des Mittelalters, wo die Uebermacht des Eiſens, und der Gegenwart, wo die Uebermacht des Goldes regiert, das alte und moderne Fauſtrecht haben daher in dem Stirner'ſchen Buche ihren vollſtändigen und hoffentlich letzten Ausdruck, gleichſam ihre Verklärung gefunden. Der durch die Gewalt und Liſt zum Monopol, zum Vorrecht gelangte und gelangende Egoismus iſt ſich darin zum vollkommnen Bewußtſein gekommen.

Aus dem freien, gegenseitigen Wechselspiel aller Lebenskräfte der Einzelnen zur Erringung des eigenen Glückes ergibt sich das allgemeine Glück, das Gemeinwohl.

Das Gemeinwohl ist demnach Folge des Glückes jedes Einzelnen, Folge des Gegensatzes des Einzelnen zum Allgemeinen.

Andererseits ist das Gemeinwohl zugleich Grund des Glückes des Einzelnen, weil die Entwickelung jedes Einzelnen auch auf seiner Einheit mit dem Allgemeinen beruht, daraus Nahrung und Gedeihen schöpft.

Indem sich daher alle Mitglieder der Gesellschaft in der Aufrechthaltung der allgemeinen Lebensbedingungen zur Hervorbringung des Gemeinwohles vereinigen, gewährleisten sie sich gegenseitig die Möglichkeit des eigenen, besonderen Glückes. Indem Alle für ihr eigenes Glück thätig sind, fördern sie das Gemeinwohl.

Indem ich das Gesammtwohl fördere, fördere ich mein eigenes Wohl, und indem ich mein eigenes Wohl fördere, das Gesammtwohl.

Als letztes Ergebniß erscheint daher die bewußte Einheit des Einzellebens mit dem Gesammtleben, die Harmonie.

Durch den naturgemäßen, bewußten Genuß meines Lebens, worin mein Glück besteht, d. h. durch die Befriedigung meiner natürlichen Bedürfnisse und Neigungen, durch die Entwickelung meiner Anlagen und Fähigkeiten schaffe ich zugleich mein eigenes und das allgemeine Glück.

Die Erhaltung und Pflege des Gemeinwohles, welche in den gegenwärtigen Zuständen als äußere Pflicht erscheint, weil sie im Gegensatz zum besonderen (Privat-) Wohle steht, fällt in dem organischen Gesellschaftsverbande zusammen mit der Pflege und Erhaltung des eigenen, besonderen Wohles. Die gegenwärtig noch äußeren, jenseitigen Pflichten verwandeln sich daher in freie, aus der innern Natur hervorgehende Aeußerungen und Thätigkeiten des Lebens. Die Nothwendigkeit wird zur Freiheit.

Die organiſche Geſellſchaft hat zur Grundlage die allgemeine Gleichheit und entwickelt ſich durch die Gegenſätze der Einzelnen gegen das Allgemeine zum freien Einklange, zur Einheit des einzelnen mit dem allgemeinen Glücke, zur ſocialen, geſellſchaftlichen Harmonie, dem Spiegelbilde der univerſellen Harmonie.

4.

Auf dem polaren Gegenſatz, der Wechſelwirkung meines beſonderen Lebens mit dem allgemeinen Naturleben, beruht der Kampf des Menſchen mit der Natur. Wenn dieſer Kampf als bewußte Thätigkeit erſcheint, heißt er Arbeit.

Die Arbeit iſt demnach jede bewußte Thätigkeit des Menſchen, wodurch er die Natur ſeiner Herrſchaft in geiſtiger und materieller Beziehung zu unterwerfen ſtrebt, um ſie zum bewußten Genuß ſeines Lebens zu bringen, ſie zu ſeiner geiſtigen oder körperlichen Befriedigung zu verwenden.

Da aber das Leben in jeder Entfaltung, Uebung und Aeußerung ſeiner Kräfte und Fähigkeiten zu ſeinem Genuſſe, zu ſeiner Befriedigung kommen ſoll, ſo ergibt ſich, daß die Arbeit ſelbſt eine Entfaltung und Entwickelung menſchlicher Anlagen ſein und Genuß, Befriedigung und Glück gewähren ſoll.

Die Arbeit ſelbſt muß mithin zu einer freien Aeußerung des Lebens und dadurch zum Genuß werden (wie dies jetzt ſchon bei wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Arbeiten gewöhnlich der Fall iſt).

Das Product der Arbeit aber muß zugleich dem Glücke des Einzelnen (Arbeitenden) und dem allgemeinen Glücke dienen. Dies geſchieht durch die Gegenſeitigkeit, durch die gegenſeitige Ergänzung aller geſellſchaftlichen Thätigkeiten. Durch das Zuſammenwirken aller Thätigkeiten wird allein die Möglichkeit der Befriedigung der Bedürfniſſe Aller, des einzelnen, wie des Geſammtwohles, gewährleiſtet.

So müſſen ſich auch in der Arbeit Nothwendigkeit und Freiheit, Zweck und Mittel vereinigen, zur Har-

monie kommen. Die Arbeit als eine genußreiche, Befriedigung gewährende und zugleich dem allgemeinen Wohle dienende freie Thätigkeit ist die Grundlage der Organisation **der Arbeit.**

Zum Schlusse vergleiche man mit obigen Resultaten einige Definitionen, welche die Naturphilosophie über Leben, Organismus und Harmonie gibt:

„In der ganzen Darstellung der lebenden Organisation und ihrer Verhältnisse zur Außenwelt kommt die Subject-Objectivität der Natur zur Erscheinung, d. h. die Natur gelangt in der lebenden Welt zum Selbstgenusse und zur Selbsterkenntniß." (Purkinje: Physiologie, mündliche Mitth.) „Jedes einzelne Moment hat im organischen Leben seinen bestimmten Zweck für das Gesammtleben: die Theile sind Organe, d. h. Mittel für die Aeußerung der Kräfte und für die Fortdauer des Daseins; und die Thätigkeiten sind Functionen, d. h. durch einen höheren Zweck bestimmte Richtungen der Kraftäußerung. Während das Einzelne für das Ganze nothwendig ist, besteht es doch nur vermöge seiner Bedeutung für dieses und im Zusammenhange mit demselben, hat aber hierdurch Antheil am Leben, so daß es weder selbstständig durch sich lebt, noch auch völlig leblos ist. Die einzelnen Glieder bilden Gegensätze, die einander anregen, ergänzen und in Wechselwirkung treten: wie die verschiedenen Gewebe und Flüssigkeiten gleichsam in einander getaucht sind, so durchdringen sich alle Einzelnheiten zu gegenseitiger Erweckung. Durch diese Verkettung ist Alles gegenseitig Zweck und Mittel zugleich, so daß in stetem Kreislaufe das Product des Lebens auf das Leben zurückwirkt." (Burdach: Anthropologie §. 546.) „Das Wesen des Lebens äußert sich als Harmonie seiner Glieder. Diese bilden Gegensätze und dringen gegen einander an; aber so, daß dadurch nur Thätigkeiten geweckt und Verhältnisse bewirkt werden, wie sie zum Bestehen des Ganzen erforderlich sind. Wie aber die mannichfaltigen Theile und Kräfte jedes organischen Wesens unter einander zusammenstimmen, so entspricht auch die Außenwelt dem

organiſchen Weſen, iſt in ihren Eigenſchaften und Verhältniſſen demſelben angemeſſen und ſteht mit ihm in ſteter Wechſelwirkung; ſie paßt ergänzend zu ihm und verkehrt mit ihm, wie ein organiſches Glied mit dem andern. Und indem die Verhältniſſe des Planeten ſich als organiſche Einrichtungen darſtellen, die, auf dem allgemeinen Weltleben beruhend, deſſen Einfluß auf die organiſchen Weſen der Erde vermitteln, ſtehen dieſe ſelbſt unter einander in gegenſeitiger Beziehung und harmoniſcher Wechſelwirkung zur Darſtellung des großen Ganzen. Nur in dieſem iſt der volle Einklang zu ſuchen, indeß der den Einzelheiten zugewandte Sinn Diſſonanzen vernimmt.“ (Burdach: Anthropologie §. 568.)

Rudolph Matthäi.

Communismus, Socialismus, Humanismus.

Von

Hermann Semmig.

Jedes neu auftauchende Princip findet eine Menge Anhänger, wenn es auch einen noch so schneidenden Gegensatz bildete gegen das Bestehende, oft aber grade weil es einen solchen bildet. Viele sind durch die Neuheit geblendet und laufen blind der vorangetragenen Fahne nach, Viele verstecken ihre selbstsüchtigen Zwecke unter dem weiten Mantel des Princips, Viele ergreifen es, weil sie selbst leer und ohne innern Gehalt sind, um mit dem großen, weitschichtigen Namen ihr kleines Ich zu bemänteln. Mancher ist nichts und möchte gern etwas sein, er nennt sich Communist und denkt nun Wunder, was Großes er ist. Ja gerade das neue Princip der Gesellschaft hat eine Menge Anhänger gefunden, die unter jene drei Classen gerechnet werden müssen. Es gibt wohl sogar „Communisten," die mit unverständigem Hochmuth auf die Socialisten herabsehen, weil dieselben nicht radical, nicht muthig genug seien, sich zum Communismus zu bekennen. Solchen Anmaßungen gegenüber, als auch um den Sinn Unbefangener nicht zu verwirren, kann man nicht entschieden genug wiederholen, daß nur die Leerheit sich hinter große Namen flüchtet, daß aber die wahre Erkenntniß sich in der Bethätigung zeigt.

Der Communismus iſt nicht die Auflöſung, ſondern die Erfüllung des Rechtsſtaates, wie er auch den Begriff des Eigenthums nicht auflöſt, ſondern ſeine deſtructiven Folgen dadurch zu paralyſiren ſucht, daß er es allgemein macht: ſtatt der Einzelnen und ihres Privateigenthums ſetzt er die Geſammtperſon der Gemeinſchaft und das Geſammteigenthum. Es bleibt alſo der Menſch (ob einzeln oder in Maſſe, bleibt hier gleich) in der Abhängigkeit von einer Abſtraction ſeines Weſens, die Sklaverei wird nur einfacher. Wie der Communismus factiſch in Frankreich (ſeinem Hauptſitz) vertreten wird, iſt er der rohe Gegenſatz gegen die egoiſtiſche Zerfallenheit des Krämerſtaates, über dieſen politiſchen Gegenſatz kommt er nicht hinaus, gelangt zu keiner unbedingten vorausſetzungloſen Freiheit. Allerdings will er die atomiſtiſch-zufällige Concurrenz der Einzelnen vernichtet wiſſen, aber ſtatt der Harmonie der freien Geſellſchaft, gibt er die ſtarre Gleichheit des Deſpotismus, er verbindet die Atome zu keinem organiſchen Ganzen, ſondern zwingt ſie dictatoriſch zuſammen. Der Communismus hat die Maſſe vor ſich, der Socialismus den Gattungsmenſchen. Schon durch ſeinen Namen, den Gegenſatz gegen die Concurrenz, zeigt Jener ſeine Einſeitigkeit; ſoll denn aber dieſe Befangenheit, die wohl jetzt als Parteiname eine Geltung haben kann, ewig währen? Erſt wenn jener Gegenſatz überwunden iſt, kann die Weltanſchauung eine klarere werden. Daß innerhalb des Communismus die Tyrannei recht wohl fortbeſtehen kann (weil er eben nur die Maſſe der atomiſtiſch-vereinzelten Individuen, nicht die Gattung fortbeſtehen läßt), zeigt Weitling, gegen deſſen Geſellſchaft man kaum den ruſſiſchen Deſpotismus vertauſchen möchte, zeigt der Wahnſinn Cabet's, welcher verlangt, daß alle Welt auf ſeinen Populaire abonniren ſoll. Bei dem Angriff des Letztern auf Fourier, der nach Cabet kein Princip, ſondern nur ein Syſtem hat (der communiſtiſch-deſpotiſche Cabet ſtellt ſein Dogma als Princip auf, iſt daher ebenſo autoritätsſüchtig, als die Hierarchie und Autokratie) ſcheint es, als ob die Franzoſen ihre eignen Genie's nicht verſtänden. Hier kommt ihnen die deutſche Wiſſenſchaft zu Hülfe, die im Socialismus (wenn bei der Vernunft eine Steigerung gilt) die

vernünftigſte Ordnung der Geſellſchaft gibt. Der Communismus will die Gemeinſchaft auf Erziehung, Arbeit und Genuß ausgedehnt wiſſen; will dies der Socialismus nicht auch? Aber er will mit der Einheit die Freiheit; und wenn ich nun auch Allen Alles gemeinſchaftlich laſſe, wird auch die Thätigkeit und der Genuß Aller gleich ſein? Nein, denn Thätigkeit und Genuß fallen in des Menſchen Eigenthümlichkeit zuſammen. Durch dieſe werden jene beiden beſtimmt, nicht durch die äußer uns ſtehenden Producte. Was iſt mein und dein? Ich und du, weiter nichts! Oder iſt es nicht ein Spott auf das ganze Eigenthumsrecht, wenn ein Blödſinniger durch Erbſchaft in den Beſitz einer Gemäldeſammlung kommt? Genießt er ſie, iſt ſie wirklich ſein? Oder wird ſie nicht das wahre geiſtige Eigenthum jedes Gebildeten, der ſie anſchaut, wenn er auch nicht das Recht hat, nach Belieben darüber als über ſein „Eigenthum" ſchalten zu können? Aber es gibt Juriſten, die den Unſinn des Erbrechtes ſelbſt zugeben; dieſer Streitpunkt iſt bald zwiſchen Vertheidigern und Gegnern des Eigenthums keiner mehr. Es bliebe aber das Eigenthum doch noch gültig für den Einzelnen bei Lebzeiten, als die Frucht ſeiner Arbeit. Allein ich kenne keine andre Frucht der Arbeit für den Menſchen, als den Menſchen ſelbſt. Seine Entwickelung durch ſeine Thätigkeit, er ſelbſt, das iſt ſein Eigenthum; denn „indem er ſchafft und thätig iſt, verarbeitet und genießt er zugleich ſein eignes Weſen." Was man ſonſt „Eigenthum" nannte, die Producte der Arbeit des Menſchen, das iſt nur ein Abfall von ihm und dient ihm nur (als Nahrung, Stoff, Bildungshebel u. ſ. w.) als Subſtrat ſeiner weitern Entwickelung. Da nun aber dieſe Producte zur Thätigkeit, d. i. zum wahren Leben unumgänglich ſind, dieſelben aber durch die gemeinſame Thätigkeit der geſammten Menſchheit ſich von letzterer gleichſam abgelöſt haben, ſo ſind oder ſollen ſie auch für alle das gemeinſame Subſtrat weiterer Entwickelung ſein (Gütergemeinſchaft). Unſre heutige Geſellſchaft iſt freilich ſo verwildert, daß Einzelne in thieriſchem Heißhunger über die Producte fremder Arbeit herfallen und dabei unthätig ihr eignes Weſen verfaulen laſſen (Rentiers), wovon wieder die nothwendige Conſequenz iſt, daß

Andere, deren Eigenthum (ihr eigenes menſchliches Weſen) nicht durch Unthätigkeit, ſondern durch aufreibende Anſpannung verkümmert, zu maſchinenmäßigem Produciren getrieben werden (Proletarier). Unverſtändige (z. B. ein Berichterſtatter der Hamb. N. Z.) haben behauptet, die neuen ſocialen Syſteme vernichteten die freie Sittlichkeit, während letztere grade in der heutigen Geſellſchaft zu Grunde gerichtet wird. Beide Extreme unſrer Geſellſchaft aber (Rentiers und Proletarier) ſtehen auf Einer Stufe der Bildung, beide ſind abhängig von den Dingen außer ihnen, die erſteren durch den Ueberfluß im Verzehren, die anderen durch den Mangel und die Entbehrung. Beide alſo ſind gleich fern von der freien Sittlichkeit, von der wahren Menſchlichkeit.

Betrachten wir noch einmal die Reſultate, ſo macht der rohe franzöſiſche Communismus (es gibt keinen andern, denn was Weitling gegeben hat, iſt nur eine Verarbeitung fourieriſtiſcher und communiſtiſcher Ideen, wie er ſie in Paris und Genf kennen lernte) die Erde zu einem ungeheuern Atelier, deſſen Quartier's nach den Arbeitsſtunden ſich durch Genüſſe zu neuer Arbeit erholen. Der Menſch wird in ihm ſich ſeines Weſens nicht bewußt und bleibt noch immer ein Sklave, ſeine Abhängigkeit wird durch den Communismus auf die Spitze getrieben, auf das letzte brutalſte Verhältniß gebracht, auf die Abhängigkeit von der rohen Materie (Trennung des Genuſſes von der Arbeit); der Menſch gelangt zu keiner freien ſittlichen Thätigkeit, denn indem die Arbeit ihren Lohn erhält, während die Thätigkeit ihr eigner Preis iſt, verkauft ſich der Arbeiter ſelbſt. Die Communiſten waren beſonders ſtark in der Aufſtellung von Syſtemen oder gleich fertigen Geſellſchaftsordnungen (Cabet's Ikarien, la Felicité, Weitling), alle Syſteme aber ſind dogmatiſch-dictatoriſch. Der Socialismus dagegen ſichert nur die freie Entwickelung jeder Perſönlichkeit, wobei er allerdings die Gemeinſamkeit der Producte in Anſpruch nimmt (ohne damit abzuſchließen, wie der Communismus); er gibt die anarchiſche Ordnung, die der menſchlichen Gattung, wie dem Univerſum, weſentlich eigenthümlich iſt. Er löſt zugleich die Frage, die der Communismus nicht zu löſen vermochte (indem er bald die alte Ede beſtehen

ließ, bald die Weibergemeinſchaft annahm, wodurch das Weib, wie die Güter, als Materie behandelt wurde): die Frage der Stellung der Frauen. Welche thieriſche Rohheit und ſittliche Verworfenheit herrſcht in unſerm Rechtsſtaat, in dem die Frau die Vereinigung der Geſchlechter, als ein „Recht“ beanſpruchen darf, deſſen Nichterfüllung von Seiten des Mannes das Weib zum Antrag auf Scheidung berechtigt, während dieſe Vereinigung nur die höchſte Steigerung der Liebe iſt und ſein ſollte; denn nur das Natürliche iſt wahr, und das Wahre iſt ſittlich. Indem der Socialismus den unſittlichen Zwang des Rechtsſtaates aufhebt, läßt er die Neigung der Geſchlechter frei, voll Vertrauen auf den ſittlichen Kern der Menſchheit, daß die Liebe zur Freiheit die Harmonie bringt.

Dieſer Unterſchied zwiſchen Communismus und Socialismus beſteht factiſch; erſterer iſt franzöſiſch, dieſer deutſch; ein Glück iſt es für die Franzoſen, daß ſie einen ſo richtigen geſellſchaftlichen Inſtinct haben, der ihnen einſt die wiſſenſchaftlichen Studien wird erſetzen helfen. Dieſes Reſultat lag in dem Entwickelungsgange beider Völker vorgezeichnet; die Franzoſen kamen durch die Politik zum Communismus, die Deutſchen durch die Metaphyſik, die zuletzt in Anthropologie umſchlug, zum Socialismus. Beide löſen ſich zuletzt in Humanismus auf. Das Werk der Anthropologie, die Wiedergewinnung ſeines ihm entfremdeten Weſens durch den Menſchen, ward durch Feuerbach nur einſeitig vollzogen, d. h. begonnen; er vernichtete die religiöſe Illuſion, die theoretiſche Abſtraction: den Gott — Menſchen: während Heß die politiſche Illuſion, die Abſtraction ſeines Vermögens (ſeiner Thätigkeit), d. i. das Vermögen zerſtört. Nur durch die Arbeit des Letztern ward der Menſch von den letzten Mächten außer ihm befreit, zu ſittlicher Thätigkeit befähigt (alle Uneigennützigkeit der früheren Zeit war nur eine ſcheinbare) und in ſeine Würde wieder eingeſetzt: oder wo galt der Menſch früher das, was er war? Wurde er nicht nach ſeinen Schätzen geſchätzt? Sein Geld ſchaffte ihm ſeine Geltung. Nun erſt, nach Zerſtörung dieſer Illuſionen, kann an eine neue menſchliche Ordnung der Geſellſchaft gedacht werden, ohne daß es von Neuem

einer Declarirung der Menschenrechte bedürfte; ist doch auch alle Declarirung nur eine Declamirung; was sich von selbst versteht, darüber macht man nicht viel Worte; die Erkenntniß des Wesens des Menschen hat ein wahrhaft menschliches Leben zur natürlichen nothwendigen Folge. Der Charakter der neuen Zeit, ihr classischer Ausdruck ist der Humanismus, wie der des hellenischen Alterthums die Naivetät, der des Mittelalters die Romantik war. Nannten sich doch, als die neue Zeit sich von letzterm loslöste, die Gegner des Scholasticismus wie in prophetischem Tone selbst Humanisten: nomen est omen: in jener Zeit des Uebergangs, die die religiöse Einseitigkeit die Reformationszeit nannte. Es war freilich nur eine Reformation im Sinne Proudhon's, der ebenso die französische Revolution benannte. Dem Moncpol des Alleinseligmachens des Katholicismus gegenüber verkündete Luther die Concurrenz der Gewissensfreiheit, deren Folge die Zerfallenheit unsrer Zeit, deren Consequenz die päpstlich-unfehlbare Kritik von Charlottenburg war. Die Religion aber ist der sublimste Ausdruck menschlicher Anschauung, und indem sie den Egoismus und die Concurrenz in sich selbst aufnahm, heiligte sie dieselben, die nun ungestört wuchern konnten. So verwühlten der religiöse Egoismus, der nach der Seligkeit, der staatlich-ökonomische, der nach Reichthum trachtet (die Zersplitterung deutschen Gemeinwesens in das Familienleben ist historisch und nothwendiges Ergebniß der Reformation), gleichzeitig den gesellschaftlichen Boden, um ihn für den Humanismus empfänglich zu machen. In dem letztern nun lösen sich alle Namensstreitigkeiten auf; zu was Communisten, zu was Socialisten? Wir sind Menschen. So nehmen wir denn, die wir die Vorkämpfer einer neuen menschlichen Ordnung der Gesellschaft sind, Partei gegen die ganze historische Vergangenheit: ob sie übermenschlich oder unmenschlich war, es ist doch beides Eins. Auch darin sind uns die Humanisten der Reformationszeit verwandt, daß wir, wie sie, gegen den Scholasticismus ankämpften, dessen letzte Spuren ein Hegel, Feuerbach aufdeckte, dessen letzte Folgen (die Spaltung des Lebens) Heß vernichtete; was jene instinctmäßig ahnten, ist in uns zum Bewußtsein gekommen. Wenn aber in der Refer-

mationszeit der Keim der ganzen neuen Welt liegt, so iſt es doch völlig unwahr und unhiſtoriſch, wenn man den heutigen Communismus aus den Bauernkriegen jener Epoche herleitet, wie es Herr Oelkers gethan und das Pariſer „Vorwärts“ nachgeſchrieben hat. Herr Oelkers hat früher eine ſchlechte Geſchichte des Bauernkrieges geſchrieben und iſt durch dies Studium irre geleitet worden; übrigens geſteht er ſelbſt, den Unterſchied zwiſchen Communismus und Socialismus nicht zu kennen. Der Bauernkrieg iſt von rein feudal-religiöſem Charakter, ſeine Führer haben den Feudalſtaat und den Kirchenſtaat ſich entgegen und ſtürzen beide in die Theokratie zuſammen, ſtatt ſie in die menſchliche Geſellſchaft aufzulöſen. Wollte man aus ihrer „evangeliſchen Gleichheit“ den Communismus herleiten, ſo könnte man zuletzt bis auf die moſaiſche Geſetzgebung zurückgehn.

Dieſe Sonderung der beiden Hauptparteien der Zeit hat ſich durch die Entwickelung der letzten zwei Jahre ergeben, wie ſie namentlich in Heß „Philoſophie der That“ (Herwegh's Einundzwanzig Bogen) begann. Es war ſomit an der Zeit, auch einmal die Schiboleths der geſellſchaftlichen Parteien näher zu beleuchten; nichts verwirrt die letztern mehr, als die Unklarheit in der Bezeichnung: „Wo Begriffe fehlen, da ſtellt zur rechten Zeit ein Wort ſich ein.“ Erſparen wir uns den Wortkampf; wer ſich mit ſeiner Unklarheit hinter Worte flüchtet, führt den Kampf zuletzt mit der Erbitterung der Verzweiflung, mit dem Fanatismus. *)

---

*) Wir ſind in der Sache mit dem Verfaſſer einverſtanden. Was aber die Namen angeht, ſo ſcheint das Wort Communismus für diejenige Richtung, welche Aufhebung des Privateigenthums als Grundprincip aufſtellt, allerdings bezeichnender, als das Wort Socialismus, womit einerſeits in Frankreich und Deutſchland allerlei, nur nicht die Aufhebung des Privateigenthums bezeichnet wird, und welches andrerſeits in England zur Bezeichnung deſſelben Communismus gebraucht wird, gegen welchen der Verf. das Wort Socialismus, als Schiboleth empfiehlt. Noch weniger eignet ſich das Wort Humanismus zur Bezeichnung der Richtung, welche der Verf. mit Heß vertritt, da dieſes Wort ſchon

ſeine geſchichtliche Bedeutung hat und keineswegs die Aufhebung des Privaterwerbes bezeichnet. Heß ſelbſt (mit dem ſich der Verf. zu vollkommen einverſtanden erklärt) hat in jüngſter Zeit mit ſeinen Freunden den Namen Communiſt angenommen und ermächtigt uns zu der Erklärung, daß er nur aus äußern Rückſichten bisher den Namen gemieden habe. Er hält die Unterſchiede zwiſchen franzöſiſchem und deutſchem Communismus nur für Unterſchiede zwiſchen Theorie und Praxis, erkennt aber der Theorie das Recht nicht zu, ſich revolutiſch von der Praxis abzuſondern. D. H.

Der allgemeine Beſitz.

Von

E. Weller.

Iſt es nicht beſſer, das Raubthier, welches in unſern Wäldern wohnt, das Wild, zu erlegen und dann erſt über die Zukunft zu berathſchlagen, als vorher zu überlegen, und nach Tödtung des Thieres empfunden ſei, und es immer fortwüthen zu laſſen?

Man könnte folgende Frage eine Frage, nicht allein der Zeit, ſondern auch des Gewiſſens nennen: Iſt der Menſch geſchaffen, um im Elend zu darben, oder im Glücke zu leben? Die Antwort iſt gegeben. Auch in den Herzen derer, welche ſich menſchlicher Gefühle ſchämen, welchen die Zunge zum Schweigen verliehen ward, iſt die Wahrheit klar geworden, der Menſch ſei auf Erden, um ſich der herrlichen Gaben zu freuen, welche die Natur ihm bietet, und nicht Einige ſeien dazu berufen, ſondern die geſammte Menſchheit. Eine unwiderlegbare Thatſache iſt es nun, daß in unſrer Zeit, wie in der vergangenen, den Einzelnen zwar die Möglichkeit gegeben war und iſt, einigermaßen und beziehungsweiſe glücklich zu werden, daß Allen aber die Gewißheit, glücklich zu werden, fehlte und noch fehlt. Damit aber, daß die Möglichkeit eines glücklichen Lebens vorhanden, ſind wir noch nicht gegen das Unglück geſchützt; wir müſſen die völlige Gewißheit haben, daß wir Alle an dem Glücke gleichmäßig Theil nehmen können.

Um uns Allen verſtändlich zu machen, wollen wir zuerſt den Begriff „Glück“ erläutern; wir wollen ſagen, was man unter Glück zu verſtehen pflegt. Glück beſteht in der menſchlichen Freiheit, alſo iſt Freiheit Ein Begriff mit Glück; ohne Freiheit kein Glück und ohne Glück keine Freiheit. Nun herrſchen im Menſchen zweierlei Kräfte vor: die körperlichen oder ſinnlichen Kräfte und die geiſtigen Kräfte. Es wird alſo auch zweierlei Arten von Freiheit geben müſſen: körperliche oder ſinnliche Freiheit und geiſtige Freiheit. Nur wenn wir beide Arten gleichmäßig genießen können, ſind wir glücklich. Sowie die geiſtigen Kräfte in enger Verbindung ſtehen mit den körperlichen, ſo muß auch die geiſtige Freiheit mit der körperlichen verbunden werden. Getrennt ſind Beide etwas Sinnloſes; es iſt nicht möglich, daß ein geiſtig freier Menſch auf die Dauer ohne die körperliche Freiheit beſtehen kann und ebenſo ein körperlich freier Menſch auf die Dauer ohne die geiſtige Freiheit. Beide müſſen ein ewiges Ganze bilden, die eine und ganze Freiheit. Geiſtig frei iſt der, deſſen Geiſt nicht gefeſſelt wird von den Banden des Aberglaubens, der Vorurtheile, des Denk-, Sprach- und Schreibzwanges, der nicht dem Willen Anderer zu gehorchen gezwungen iſt. Sinnlich frei iſt der, deſſen Körper Alles erhält, was er zum irdiſchen Leben, zu ſeines Leibes Nahrung, Kleidung und Beſchützung braucht. Der freie Menſch darf nicht in den Zwangslehren irgend einer Religion erzogen werden; der freie Menſch ſoll den Beruf wählen, zu dem er ſich durch ſeine ausgebildeten Geiſtesgaben und Fähigkeiten hingezogen fühlt: kein Vater wird ihn zu einem beliebigen Beruf zwingen dürfen; der freie Menſch arbeitet, weil er in der Arbeit Genuß findet, weil er durch Arbeit, ſei es nun geiſtige oder körperliche, ſich und ſeinen Nebenmenſchen nützt. Denn das wahre Glück zeigt ſich darin, daß wir, geiſtig und körperlich frei, unſern Mitmenſchen auf jedmögliche Art zu nützen ſuchen.

Nun iſt es aber bekannt, daß wir unſere geiſtige Freiheit noch nicht erlangt haben, und der Verluſt der geiſtigen Freiheit, die Feſſelung des Geiſtes, iſt um ſo unheilvoller, je mehr ſich täglich die beſten Kräfte unſerer Nation im Kampfe um dieſelbe vergebens aufreiben. Ein anderes Feld iſt's, das wir als ebenſo

wichtig betrachten müſſen, und das noch nicht mit dem Eifer angebaut worden, deſſen es wohl bedürfte. Wir meinen die körperliche oder ſinnliche Freiheit, wir meinen die Vernichtung der Armuth, des immer größer werdenden Elendes einer bisher völlig vernachläſſigten Menſchenklaſſe und zwar nicht eines kleinen Theiles der Menſchheit, ſondern eines Theiles, welcher die Hauptmaſſe der Völker bildet. Schrecklich iſt der Zuſtand dieſer Unglücklichen, denen ein feiges Bedauern ebenſo wenig nützt, als eine ſtolze Verachtung.

Wir ſehen täglich, daß ſich die Menſchen plagen und abmühen, um ſich und den Ihrigen einen nothdürftigen Unterhalt zu verſchaffen, während Andere darauf bedacht ſind, ihre Glücksgüter auch zu vermehren, wenn ſie deren ſchon eine anſehnliche Menge angehäuft haben. Daß es noch Andere gibt, auch Weſen ihrer Art, geboren mit gleichen Anſprüchen, wie ſie, mit Anſprüchen auf die Glücksgüter, die ſie für ſich in Anſpruch zu nehmen wagen, daran denken ſie nicht! Sie können ſich ja nicht vorſtellen, wie es dem Armen zu Muthe iſt, wenn er mit ſeiner Hände Arbeit im Schweiße ſeines Angeſichts Mittel erwirbt, die gerade hinreichen, um ihn nicht Hungers ſterben zu laſſen. Sie können ſich nicht in des Armen Lage verſetzen, ſie, die nie an ihn denken und, wenn es geſchieht, mit Verachtung von dem ſchmutzigen Bilde ſich abwenden, die ſich ekeln vor dem Kothe, der ihnen aus den Höhlen des Laſters entgegenſtarrt, ſich entfernen und — vergeſſen. Doch wir fühlen uns nicht berufen, ein Gemälde der Armuth zu entwerfen.

Da wir das Glück als das Haupterforderniß des Lebens erkannt, und da wir ſehen, daß das Glück noch nicht erreicht worden, ſo fragen wir: Was hindert den Menſchen, glücklich zu werden? Es iſt ſchon viel geſprochen worden von dem Ueberhandnehmen der Armuth, von dem täglichen Wachſen des körperlichen Elends. Viel iſt geſchrieben worden, aber wenig Gründliches, und noch gar Nichts iſt geſchehen!

Wir können füglich die jetzt Lebenden in zwei Klaſſen theilen, in Reiche und Arme. Jene befördern auf Koſten der Armen ihr eigenes Wohlſein, Dieſe unterliegen dem Zwange, den die Rei-

chen bei der Befriedigung ihrer Genüſſe ihnen auflegen. Während die Reichen bei nutzloſer, ſchädlicher oder gar keiner Arbeit ihr Leben zubringen, müſſen die Armen bei ihrer geiſt- und körpertödtenden Arbeit ſich von ihrem harten Brod, von ihren trocknen Kartoffeln ſättigen, um ferner ihr Daſein zu friſten. Und weshalb? Um den Reichen, für die ſie ſtets arbeiten, dienſtbar zu ſein. Hat die Natur dies gewollt? Doch ſprechen wir nicht von Natur, faſt Alles bei uns iſt ſchon zur Unnatur geworden. Glaubt ihr nicht, daß das Opfer der armen Unterdrückten um Rache ſchreit? O, ihre Ohren ſind verſtopft und ihre Augen geblendet, ſie können des Armen Thräne nicht ſehen, des Armen Klage nicht hören. Ja, es iſt furchtbar, das Leben des Armen. Glaubet nicht, daß ſtille Zufriedenheit herrſchet unter niedrigem Dache, wie es unſere Dichter und Sänger bisher uns vorgeſpiegelt! Das gab freilich ein ſchöneres, anziehenderes Bild, als das körperliche und ſittliche Elend der Wirklichkeit. Aber es gibt auch eine Poeſie des Elends, der Thränen, denn jede Schilderung der Unterdrückung, der Armuth wird zur Poeſie, und dieſe Poeſie wird einſt zur Waffe werden, womit ſie bekämpfen wird die unnatürlichen Peiniger auf Tod und Leben! — Was iſt das Leben des Armen? — Bin ich arm, ſo ſind mir ſowohl alle körperlichen Genüſſe, deren der Reiche durch ſein Geld theilhaftig iſt, als auch alle geiſtigen, welche ſich der Reiche ebenfalls durch ſein Geld verſchafft, entzogen; es iſt mir daher unmöglich, die Freuden, das Glück des Lebens in ihrer Ausdehnung zu genießen. Damit ſchon erweiſt ſich die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Bildung Aller, ohne Rückſicht auf Arm und Reich. Hat der Arme denn nicht das Recht, gleichen Antheil an den Gütern der Erde zu fordern? Wie kommt er dazu, auf den Himmel ſtets vertröſtet zu werden, während er doch den Himmel auf Erden ſchon haben könnte? Der Arme iſt alſo ſchon durch ſeine Geburt verdammt, ſein Brod ſich „im Schweiße ſeines Angeſichtes“ zu verdienen, und der Reiche verträumt und verdehnt ſeine Zeit und ſein Leben in aller Ruhe und ohne alle Anſtrengungen. Warum findet man es denn ſo häufig, daß der Sohn das wird, was der Vater iſt? Doch nicht, weil dem Sohne allemal von Natur

ein Trieb innewohnt zu dem Gewerbe des Vaters? Das iſt noch nicht behauptet worden. Aber der Vater hat die Mittel nicht, um den Sohn das werden zu laſſen, wozu er Hinneigung fühlt; der Sohn muß den Stand ſeines Vaters ergreifen, auch wenn er nicht das geringſte Talent dazu hat. Auch hier, wie überall, gibt's Ausnahmen, das ändert Nichts an der Wahrheit des Geſagten, wofür tägliche Beiſpiele zeugen. Er hat die Mittel nicht: ei, ſo gebt ihm die Mittel, macht es Jedem möglich, ſeine Talente zu bilden, laſſet Alle an gleichem Unterrichte Theil nehmen, bis zu den Jahren, wo ſie ſich für ihren Beruf entſcheiden können. Dadurch, daß der Eine darbt, der Andere ſchwelgt, läßt ſich doch keine Gleichheit, keine Freiheit, kein Glück herbeiführen, wie es der Zweck unſers Daſeins verlangt. Nein, der Arme lebt in einer Knechtſchaft, die härter iſt, als die geiſtige, denn die ſinnliche Knechtſchaft greift unmittelbar in das ſinnliche Leben, die geiſtige nur in das geiſtige Leben ein. Die Leiden des Körpers, der Kampf mit Elend und Entbehrungen aller Art iſt unbedingt furchtbarer, als der Kampf gegen geiſtigen Zwang. Wird der Arme nicht jeden Augenblick an ſein körperliches Elend erinnert, muß er nicht vergeſſen, daß ſein Geiſt göttlicher Natur, daß dieſe Gottheit in ihm ſelbſt wirkt und ſchafft, muß ſie nicht ganz und gar unterdrückt werden? Woher anders die vielen Verbrechen der ſogenannten niederen, ärmeren Claſſen? Möge ſich ein Jeder ſelbſt von den Thatſachen unterrichten, die täglich die Seele aller fühlenden Menſchen bekümmern. Läßt ſich Anderes erwarten? Der Arme ringt unaufhörlich mit den körperlichen Leiden und bei den jetzigen Verhältniſſen müſſen ſeine Leiden immer unermeßlicher werden. Und Ihr wagt es, die Verbrechen für das Vergeſſen der göttlichen Natur, das Ihr ſelbſt verſchuldet, zu ſtrafen? Seid Ihr nicht die Verbrecher, die ſolche Schandthaten durch ihre Selbſtſucht erzeugen? Fürwahr, unſere Bildung muß weit vorgeſchritten ſein, wenn wir geduldig die Armen für die Vergehen und Verbrechen, zu denen ſie nach der Natur der Sache getrieben werden, verantwortlich machen, ſie dafür beſtrafen laſſen! Ich will nicht die erſchütternden Beiſpiele anführen, wie ſie in unendlicher Menge in unſeren Zeitungen und

Büchern erzählt werden, obgleich ſie noch nicht ſo bekannt ſind, als nöthig, ſonſt müßten die Vernünftigeren längſt ſchon zu der Einſicht gekommen ſein, daß Strafen nicht dagegen helfen, daß vielmehr alle Verbrechen der ärmeren Claſſen, alle Verbrechen der ſogenannten höheren Stände ſich auf ganz natürlichem Wege von Jahr zu Jahr vermehren; ſie müßten aufhören, ſich zu wundern über Mord, Raub und Diebſtahl, über die wachſende Sittenloſigkeit der größeren Städte, welche nur geeignet ſind, Verbrechen aller Art zu begünſtigen. Der Müßiggang, der Ueberdruß der Reichen iſt die Quelle der Verbrechen, ſowohl der Reichen, als der Armen. Woher die vielen Selbſtmorde? Nur der Verzweifelnde, der Arme legt Hand an ſich. Der Müßiggang vor Allem iſt ſtrafbar. Ebenſo aber wie Strafen ungerecht und ſchädlich ſind, ebenſo ſind es Belohnungen. — Leſet, unterrichtet Euch und denket über die Mittel nach, die Euer eigenes Verderben abwenden können, das früher oder ſpäter, wenn Ihr die Ohren und Augen verſchließet, gewaltſam über Euch hereinbrechen wird. Das Unheil, das ſchon geſchehen, kann nicht geſühnt werden, doch das fernere Unheil ſei weggenommen.

Wir wollen das geiſtige Wohl Aller fördern und das körperliche vernachläſſigen? Es wäre eine Halbheit, die in ihren Folgen unabſehbares Unglück herbeiführen, ein Verbrechen an der Menſchheit werden würde. Läßt ſich ein Weſen denken, daß bei aller geiſtigen Freiheit nicht mit den Mitteln verſehen iſt, dieſe Freiheit mit aller nöthigen Ruhe, ohne von Sorgen für das leibliche Wohl niedergedrückt zu werden, zu genießen? Was hilft einem Solchen dann alle Freiheit? Für ihn wäre ſie gar nicht vorhanden. Nein, die geiſtige Freiheit muß mit der körperlichen Hand in Hand gehen, ohne körperliche keine andere.

Gehen wir nun näher in die Gründe ein, welche theilweiſe für die ſteigende Armuth angegeben werden, ſo wird es klar, daß dieſelben tiefer liegen müſſen, als Manche es zu geſtehen wagen. Sie wollen die Wahrheit nicht hören, die Herren des Beſitzes, denn die Wahrheit iſt ihnen ein Gräuel. Ich will ihnen aber die Wahrheit vor ihr bleiches Geſicht halten.

Darüber klagen Alle, die es redlich mit dem Volke meinen, daß der Reichthum in den Händen Einzelner immer mehr wachse und so den Anderen entzogen werde. Je mehr die Einen für sich nehmen, deſto weniger haben die Anderen; je größer der Ueberfluß Einzelner wird, deſto größer ihre Macht, deſto ſchwerer der Erwerb der Armen. Wir ſind ſo weit gekommen, daß die unermeßlichſten Geldſummen in den Händen der Banquiers ſich befinden, an deren Spitze einige Wenige, welche über das Vermögen der minderreichen zu gebieten haben: Rothſchild und Comp.! Was hat dagegen der Arme? — Eine enge, düſtere Stube, wo er mit all den Seinigen das ganze Jahr zuſammenlebt, Lumpen oder abgeriſſene, abgeſchabte Kleider zum Schutz gegen Näſſe und Kälte, etwas feuchtes Stroh zum Lager, ungeſunde, unzureichende Nahrung; das iſt der Beſitz des Armen, und auch dieſes kann er oft nicht ſein nennen. Dazu kommt übermäßige Arbeit, und wenn, was nur zu häufig geſchieht, Krankheitsfälle eintreten, ſo muß er aus Mangel an Heilung und Pflege nach längerem oder kürzerem Siechthum einen frühen Tod ſterben.

Was wird hiergegen gethan? — Man rühmt ſich, die Armenhäuſer zu vermehren, immer mehr Arme zu unterſtützen. Doch darin liegt es eben, daß man immer mehr Arme unterſtützen muß, daß ihre Zahl auf eine ſchreckende Weiſe zunimmt, wobei weder Armenhäuſer ausreichen können, noch Concerte oder Bälle, die man zu Gunſten der Armen, der Abgebrannten, der Verhungernden zu veranſtalten pflegt. Das gerade zeugt von der ſchrecklichen Unmenſchlichkeit, daß man ſich vergnügt, daß man tanzt und ſingt, um den Armen einige Groſchen zukommen zu laſſen. Dies Alles iſt ein Tropfen in's Meer! — Wird vielleicht in den ohnmächtigen Ständeverſammlungen darüber geſprochen, wie der Verarmung abzuhelfen? Hin und wieder einige Geldbewilligungen, das waren die Mittel, womit man zu helfen glaubte. Aber was wird eigentlich vertreten? Der Beſitz, nur der Beſitz. So ſind ſie ſelbſt Partei und keine Hülfe wohl denkbar. Während es an Brod fehlt, beantragen die Miniſter, d. h. die Fürſten, hier eine Million für

einen Prinzen, der kaum das Licht der Welt erblickt, dort fünfzig Millionen für die ſtehenden Heere im Frieden, dort zwei Millionen für ſich ſelbſt, oder ſie verſchleudern eine Million auf dieſer, eine Million auf jener Vergnügungsreiſe außer Landes. —

Ich ſagte, daß bisher Wenig oder Nichts geſchehen. Aber woran liegt es, daß Nichts geſchehen? — Man ſuchte bisher die Urſachen da, wo ſie nicht ſind, man verwechſelte Urſache und Wirkung.

Bei den jetzigen Verhältniſſen, bei dem Privaterwerbe iſt es nicht denkbar, daß eine gründliche Verbeſſerung der Lage der Armen, eine Abſchaffung ihres Elends, vor ſich gehen kann, ebenſo wenig wie eine Verbeſſerung der Sitten. Man klagt wohl darüber, daß die Sittenloſigkeit immer mehr um ſich greift, und man pflegt eifrig nach der Urſache davon zu ſuchen. Sie haben es vor Augen und überſehen es. Nur aus der Armuth gehen, wie ſchon geſagt, die Vergehen und Verbrechen aller Art hervor, nur aus ihr der Diebſtahl, der Mord, die Trunkſucht, die Proſtitution. Ich will hier einen franzöſiſchen Schriftſteller reden laſſen:

„Es gibt eine höchſt unglückliche Claſſe im Schooße der civiliſirten Geſellſchaft; ſie leidet zugleich die Strafe der Danaiden und die des Tantalus, ohne daß ihr ein Verbrechen dieſe Strafen zugezogen hätte: es iſt die niedere Claſſe, ſogenannt, weil ſie arm iſt. Zum Vergnügen des Reichen, zur Befriedigung ſeines Aufwandes, ſeiner Launen, aller ſeiner Freuden, bemühen ſich die Armen, ſeine Sklaven, unaufhörlich, zwingen ihren Körper zu einer ermüdenden, immerwährenden Thätigkeit, deren Lohn ſo gering, daß ihnen oft die zu ihrem Beſtehen unumgänglich nothwendige Nahrung und Kleider zu ihrer Bedeckung fehlen. Ihre Kinder erben dieſes traurige Loos. Vornehmlich leben die Frauen im Elend und werden oft in die Schande hinabgeſtoßen und verſinken darin. Auf ihre eigenen Kräfte angewieſen, werden ſie bei dem Handwerk, das ſie ergreifen, ſo bezahlt, daß es des Lohnes von Vieren bedürfte, um die Bedürfniſſe einer Einzigen zu befriedigen. Sie haben das Alter erreicht, wo die Gefühle der Liebe ihren Buſen ſchwellen; der größte Theil heirathet nicht:

der Anblick des Elends in der Familie ſchreckt ſie ab; verführeriſche Reden ergötzen ihr Ohr, eine anziehende Ausſicht bietet ſich ihnen dar, und mögen ſie nun lieben, oder können ſie den Entbehrungen nicht mehr widerſtehen, ſie geben dieſes in ihren Augen durch die Macht ihrer Liebe, wenn auch von den Menſchen nicht geheiligte Band ein oder geben ſich Preis, um dem Tode zu entgehen."

Ich fühle, daß mir die Kraft fehlt, alles Unglück, welches vom Gelde angerichtet wird, zu beſchreiben.

Faul iſt die ganze Grundlage unſeres geſellſchaftlichen Weſens. Wäre es wohl möglich, daß Millionen ferner geduldig ihr elendes Leben friſten, daß ſie nicht endlich zur Erkenntniß gelangten ihres Rechtes, der Gleichheit Aller, der Anſprüche auf gleiche Genüſſe? Mit leerem Predigen von Menſchenliebe iſt's nicht gethan, davon wird Keiner ſatt; das rührt nicht die kalten Marmorherzen der Reichen, die kein Theilchen ihres Beſitzes freiwillig abgeben würden. Schreien ſie doch ſchon, wenn Regierungen ſo weit gehen, die Steuern für die Reichen zu vermehren, ohne aber die der Armen zu vermindern. Meint Ihr, ſie würden je die Abgaben allein tragen, wenn dieſe nur auf Luxusgegenſtände, nur auf Ueberflüſſiges gelegt, wenn dagegen die auf den nothwendigen Bedürfniſſen liegenden gänzlich aufgehoben würden? Das müßte doch geſchehen. Wenn die Einen über Bedarf eſſen, hungern die Anderen. Sehet zu, daß Jeder die nothwendige Nahrung, Kleidung und Wohnung habe, daß Jeder ſo viel bekomme, als er zum Leben, zur Arbeit braucht. — Wer iſt es, ſagen ſie, der uns ſolche Einrichtungen empfiehlt? Es ſind Leute, die nicht viel zu verlieren haben, die daher leicht etwas wagen können. — Nehmt Euch in Acht, daß ſie nicht einmal Alles wagen und Euch aus Eurer behaglichen Ruhe etwas unſanft ſtören! — Ja, Viele haben Nichts mehr zu verlieren, weil ſie ſchon Alles verloren haben durch Eure Erpreſſungen, Eure Betrügereien, Euren Privaterwerb, Euer Erbrecht. Ihr habt natürlich das zu verlieren, was Ihr ihnen entzogen — und das ſollt Ihr wieder verlieren!

Die Feſtungsbauten von Ingolſtadt koſteten 18,310,000 Gulden; davon konnten, 200 Gulden auf den Mann, 91,550 Menſchen ein Jahr lang leben; was werden noch die von Ulm und Raſtadt koſten? Feſtungen, Gefängniſſe und Kirchen baut man in Deutſchland, wie ſollte man die Steuern des Volkes beſſer anwenden? Wie viel Arme könnten nicht von dem Aufwand für die Soldatenſchwärme ſich ihr Brod verdienen? Hunderttauſende nützlicher Bürger gehen damit dem Staate verloren. Wie viel Bedürftige könnten nicht die dreiunddreißig Hofgehalte von ihrer Noth befreien? Welche Summen machten nicht die Beamtenheere überflüſſig? Das iſt eben die Schmach unſerer Zeit, daß Einzelne Millionen zu ihrer Sättigung beſitzen und erhalten. So lange das nicht aufhört, kann von einer Verbeſſerung der Lage des Armen nicht die Rede ſein.

Ihr ſagt, das Beſtehende dürfe nicht umgeſtürzt werden; aber wodurch iſt das Beſtehende gut und unverletzlich gemacht? Das, was da iſt, könnt Ihr ſchwerlich gut nennen. Soll man aber das Schlechte beibehalten, oder iſt das Beſtehende vielleicht ſo vollkommen, daß es keiner Verbeſſerung bedürfte? Aber eine Aenderung vornehmen, hieße, die Ordnung ſtören?! Wer ſagt Euch, daß der jetzige Zuſtand ein geordneter ſei? Nein, es iſt ein Zuſtand der Unordnung, da dem Einen mehr Rechte gegeben ſind, als dem Anderen. Wenn die Unordnung, das Unrecht, herrſcht, ſoll dann nicht die Ordnung, die Gerechtigkeit an ihre Stelle treten? Oder iſt es in der Ordnung, wenn Millionen hungern und mit der Armuth kämpfen, während einige Tauſende Reichthümer auf Reichthümer häufen und mehr haben, als zu einem glücklichen Leben nothwendig. Iſt das Ordnung? — Wahrlich, nur ein Wahnſinniger könnte das Ordnung heißen, — und es wird deutlich, wie weit die Frechheit und Verderbtheit Einzelner geſtiegen ſein muß, wenn ſie Solches zu behaupten wagen!

Freilich wollt Ihr das Beſtehende wahren, weil Ihr dabei am Beſten Eure Rechnung findet, weil es angenehmer iſt, ein bequemeres, genußreicheres Leben zu führen, als die Anderen. — Nicht arm ſollen aber die Reichen werden und die Armen nicht reich, ſondern Beide ſollen gleiche Mittel erhalten zu Erreichung

ihres Glückes, Beide ſich gleichmäßig bilden, gleichmäßig ihr Daſein, frei von Nahrungsſorgen, geſichert ſehen.

Die Noth wird größer und größer, es handelt ſich um Sein oder Nichtſein des größten Theiles der Menſchheit, ſie müſſen ſiegen oder ſterben. Nicht ewig ſollen ſie die Diener der Reichen ſein, ſie haben gerechte Anſprüche an das Leben; und das Leben ſollte ihnen ihren Antheil verweigern? — Nicht das Leben, Ihr ſeid es, die ihn verweigern, die meiſt ſchon mit der Geburt bedeutende Theile des allgemeinen Eigenthums, d. h. des Eigenthums der Geſammtheit, des Volkes, den Uebrigen entreißen. Nur der Arbeitende genieße; braucht aber derjenige, welcher mit einer Erbſchaft ſeine Bedürfniſſe befriedigt, zu arbeiten? Niemand wird ihn dazu zwingen. Er allein genießt, was Andere ſich erſt erarbeiten müſſen, aber freilich ſelten können! Sagt, iſt es Gerechtigkeit, daß Einer beſitze, was er ſelbſt nicht erworben? Iſt es nicht ein Raub an allen übrigen Menſchen?

Laſſet Euch nicht irre machen von jenen Predigern des Reichthums und der Armuth! Es gibt nichts Schändlicheres, Unnützeres auf Erden, als einen reichen Müßiggänger. Aber nicht alle Reiche ſind Müßiggänger? — Das ändert Nichts; Ihr habt doch nicht die Gewißheit, daß Alle es nicht ſind. Wenn Ihr daher blos die Möglichkeit habt, daß ſie fleißig und arbeitſam ſind, ſo ſteht hiermit jedem Laſter, jedem unnützen Treiben Thor und Thür offen. Seid nicht ſo thöricht, zu glauben, die Armuth müſſe ewig ſein, dann gäbe es keinen Fortſchritt, dann gäbe es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden. Und gewiß, man möchte jetzt an der Gerechtigkeit verzweifeln. Ich wiederhole es, der Beſitz des Reichen muß der Beſitz des Volkes werden, er ſoll eine größere Gleichheit, mithin Gerechtigkeit zu Wege bringen, als jetzt ſich findet. Sein Ueberfluß ſoll dem Armen zukommen. — Wie ſoll nun ein gleicheres, gerechteres Verhältniß herbeigeführt werden? Man hat ſehr verſchiedene Mittel vorgeſchlagen. Die Einen ſagen, allmälig müſſe es vor ſich gehen, Andere, das Recht der Vererbung ſei aufzuheben, noch Andere, das Vermögen dürfe eine gewiſſe Summe nicht überſteigen. Das ſind allerdings Mittel, die dem Uebel ein wenig ſteuern würden, aber eben nur ſo wenig,

daß die Folgen zu ungenügend erſcheinen, um von ſolch ſtückweiſer Verbeſſerung etwas dauernd Gutes erwarten zu laſſen. Könnt Ihr nicht begreifen, daß die Aufhebung des Vererbungsrechtes eine gänzliche Umgeſtaltung unſerer Verhältniſſe verurſachen würde? Ich bin aber der Ueberzeugung, daß die Begüterten eher Alles über ſich ergehen laſſen, als die Abgabe dieſes Rechtes. Daſſelbe iſt es mit dem zweiten Vorſchlage, der übrigens großen Zwang nöthig machte. Ebenſo wenig wird eine alleinige Beſteuerung der Reichen, ihres Ueberfluſſes, zu Stande kommen, oder wenn dies geſchähe, viel helfen.

Es iſt ausgemacht, daß die ſteigende Verarmung ein Unglück, dem ſo bald als möglich abgeholfen werden muß, zu deſſen Abhülfe alſo Jeder die Mittel, die er für gut hält, vorzuſchlagen hat. Nicht mit Mäßigkeitsvereinen, mit Sittlichkeitsgeſetzen, mit Verbannung des Aufwandes, mit Vermehrung der Armenhäuſer, mit milden Gaben, kann es geſchehen, iſt eine durchgreifende Umgeſtaltung auszuführen.

Aus Allem, was wir bisher geſagt, erhellt wohl deutlich genug, worin die Mittel beſtehen, welche der Verarmung ein Ende machen müſſen. Es beſteht darin, die Armuth ſelbſt zu vernichten. Und wie könnte dies beſſer oder anders geſchehen, als wenn das, was die Armuth erzeugt, beſeitigt wird? Es läßt ſich das Uebel nur mit der Wurzel ausrotten, und dieſe Wurzel iſt der Privaterwerb der Einzelnen, und worauf dieſer ſich gründet, das Geld. Beim allgemeinen Beſitz, bei größerer Reinheit des Geſchmackes und der Bildung werden die Künſte und Wiſſenſchaften, wie dies ſchon ohne Grund vermeint ward, bisher nur mit dem Hunger kämpfend, zu einem höheren Grad der Vollkommenheit gelangen, als es bis jetzt bei herrſchendem Elend und ſinnlicher Ueberſättigung, wo ſo viel Talente bereits im Keime durch die ungünſtigen Verhältniſſe erſtickt worden und noch werden, möglich. Die Künſtler, die Gelehrten wird man ehren um ihrer Werke willen, und dieſe Ehre, das Bewußtſein ihres Verdienſtes, wird ihr einziger Lohn ſein; aber Jeder wird auch den göttlichen Geiſt, der in dem Arbeiter lebt, erkennen und ihn ehren um ſeiner Werke willen. —

Glaubt nicht, daß eine gleiche Bildung allein das Unglück der Armuth heben könnte; in den Jahrzehnten, deren es zur Reife der jetzt geſäeten Frucht bedürfte, würden Millionen in immer ſteigendem Elend leben müſſen. Aber das iſt nur ein Traum; bei den jetzigen Verhältniſſen, bei Arm und Reich, läßt ſich eine gleichmäßige Bildung, ein gleicher Unterricht kaum herſtellen. Auch öffentliche Arbeiten werden die Armuth nicht vernichten, die Verarmung nicht zu Ende bringen. Das iſt eben der Jammer, daß der Sohn denſelben Weg einzuſchlagen gezwungen wird, wie der Vater. Es iſt die ſchreiendſte Ungerechtigkeit, den Arbeitern zuzurufen: Wenn Ihr nicht arbeiten wollt (nämlich für uns), ſo mögt Ihr Hungers ſterben! Das gerade wünſchen ſie: die Arbeiter ſollen nach dem Befehl ihrer Herren arbeiten; ſie, die Nichts beſitzen, ſollen denen, welche beſitzen, ihre Arbeit, ihr Leben, ihr Glück aufopfern, damit Einige ihre Finger nicht zu rühren brauchen. Arbeiten denn nicht die Bauern, die Handwerker, die Arbeiter, die Dienſtboten für die Reichen? Und Ihr entrüſtet Euch öfter über die Faulheit der Armen, über ſeinen Hang zum Nichtsthun, zur Lüderlichkeit? Hat er nicht täglich die lebendigen Muſter der Faulheit, des Nichtsthuns, der Lüderlichkeit vor Augen; ſieht er nicht, wie die Reichen täglich ungeſtraft Nichts thun, wie ihr ganzes Geſchäft meiſt nur im Müßiggehen oder in nicht viel Beſſerem beſteht? Und Ihr entrüſtet Euch! Freilich, der Reiche darf es wagen, müßig zu gehen, der Arme nicht.

Sollte nie eine Zeit der Gerechtigkeit erſcheinen, eine Zeit, wo ſie nur für ſich, und indem ſie für ſich arbeiten, für ein ganzes Volk, für das Geſammtweſen arbeiten? Dem ganzen Volke ſollen wir unſere Kräfte, die Erzeugniſſe unſerer Arbeit, weihen, nicht Einzelnen; dann wird die Arbeit Genuß ſein, wird Jeder mit Luſt und Liebe arbeiten.

Was nun die Verbeſſerungen betrifft, ſo erwarten ſie Viele noch von den Regierungen; ich habe ſchon geſagt, daß die Armuth bei den heutigen Zuſtänden fortbeſtehen muß. Sollen wir überdies Alles in andere Hände legen, ſollen wir in Allem uns bevormunden, überall uns als Kinder behandeln laſſen, vertrauend

der höheren (?) Einsicht der Machthaber, der Neunmal-Weisen? Nein, vertrauen wir nicht mehr, wir haben schon allzuoft vertraut, schon allzuviel anvertraut. Vertrauen wir auf unsere eigene Kraft, auf die Einsicht aller aufgeklärter Männer unserer Zeit, die jetzt von den Regierungen auf jede Weise verfolgt und mißhandelt werden. So werden wir mit der Kraft auch den Muth erlangen, das große Werk, von dem das Wohl der Mehrzahl, der Besitzlosen, abhängt, zu vollenden. Sollten wir denen folgen, welche uns zurufen: Vertraut! dann wäre es gar nicht nöthig, ein Wort je zu verlieren, man dürfte nie Verbesserungen vorschlagen, sondern müßte Alles in die väterliche Hand der Regierung legen: diese würde gewiß ihr Mögliches thun, um dem Uebel abzuhelfen. Die Erfahrung lehrt es. Nur frisch vertraut! —

Was wir für das Beste halten, nämlich die Armuth und mit ihr den Reichthum gänzlich zu vernichten, mag immerhin den Selbstsüchtigen, den Geldgierigen, den Reichen, deren Herz mit ihrem Gelde erstarrt, den frommen Ordnungsliebenden mit verstecktem Pferdefuß unpassend und unausführbar vorkommen — das Gute ist nie unausführbar!

So lange eine Möglichkeit vorhanden, sich auf Kosten Anderer zu bereichern, so lange ist auch die Möglichkeit vorhanden, daß die Einen unermeßliche Reichthümer zusammenwerfen, die Anderen in der schrecklichsten Armuth leben. Die fürchterlichen Folgen, welche das Geld, der Besitz des Einzelnen gehabt, erblicken wir in England, und wir werden es noch erleben und das Ende dieses Trauerspiels sehen. Welcher Vernünftige möchte läugnen, daß England am Rande eines Abgrunds steht, in den es hinabstürzt, wenn es sich nicht durch eine glückliche Revolution aus seiner entsetzlichen Lage befreit? Und warum haben sich dort die Armen, die Besitzlosen, kein besseres Loos verschafft? — Es gibt einige Tausende, die nicht wollen, daß Jene sich aus ihren Klauen losreißen, die nicht wollen, daß sie fernerhin für sich selbst und nicht für sie arbeiten, weil sie dann selbstständig werden würden und ihre Hülfe nicht mehr brauchten. Vor diesen, vor den Reichen, fürchten sie sich, und dadurch, daß sie die Ver-

beſſerung ihres Looſes nicht mit Nachdruck verfolgen, geben ſie ihnen das Recht, ſie auf jede Art zu mißhandeln.

Wir wollen Nichts im Namen der Menſchenrechte, der Menſchenliebe fordern, wir wiſſen nur zu gut, daß jetzt die Selbſtſucht ihre ekelerregende Herrſchaft aufgeſchlagen, auf deren Fahne ſtehet: „Was gewinnen wir?“ Wie kann man auch von denen, welche ihre Glaubenslehren ſo wenig achten, daß ſie die Liebe, wie ſie ein Mann predigte, der wahrlich der Stifter keiner Religionsſecte werden wollte, verhöhnen, verſpotten und in jedem Schritte nur den furchtbarſten Haß gegen ihre Brüder, ihre Mitmenſchen, zeigen; wie kann man von denen hoffen, daß ſie darauf achten werden, wenn Etwas im Namen der Liebe, der Gerechtigkeit verlangt wird? Nein, wir fordern es im Namen derer, welche ſeufzend, mit harten, ſchwieligen Händen, im Schweiße ihres Angeſichtes, ihr tägliches Brod nothdürftig verdienen, welche, blickend auf jene Hochmüthigen mit ihrem blutgefärbten Golde, aus gepreßten Herzen einen Fluch knirſchen über die Ungerechtigkeit des Himmels, über den Jammer ihres Daſeins. Denn es wird kein Friede ſein auf Erden, ehe der Reichen und Armen Letzter verſchwunden, und ewiger Krieg währet zwiſchen denen, welche Gerechtigkeit wollen, und denen, welche die Ungerechtigkeit lieben.

Sehet zu, wie es wohl zu bewerkſtelligen. — Ihr wiſſet, was die Quelle iſt allen Unglücks, Ihr kennet die Gewalt, die auf Alle wirkt unheilvoll und unheilig, deren Beſtehen denen zu Gute kommt, welche Macht und Recht beſitzen in der Welt. Wem gehört die Macht, als dem Gelde, wem gehört das Recht, als dem Gelde? Iſt der Arme nicht machtlos, iſt der Arme nicht rechtlos? Man ſpricht viel in unſerer Zeit über die Macht des Geldes, man ſpricht über das Unheil, welches das Geld ausübt; und Keiner wagt es, dem Gelde den Stab zu brechen, es zu verfluchen, es zu verwerfen? Was bewirkt das Geld? Spiele, Diebſtähle, Morde, Räubereien, Plünderungen, Kriege, Proſtitutionen, Verrath, Selbſtſucht, Haß und alle ſchändlichen Laſter. An unſeren ganzen Einrichtungen klebt der Fluch des Geldes, es iſt eng mit ihnen verwachſen. Ohne Geld wäre das beliebte An-

leiheweſen, das Schuldenmachen nicht möglich, es könnte keine Staaten mehr geben, die für die Zinſen ſolcher Staatsſchulden Millionen meiſt an Einzelne, an die Geldwucherer, zahlen müßten. Die Kräfte, der Schweiß vieler Tauſende, gehen ſo verloren für die fluchwürdige Habſucht Einzelner. Wo aber Geld, wird die Habſucht ſtets freies Spiel haben. Ohne Geld keine Spiele, keine Steuern, keine Alleinherrſchaft, keine Knechtſchaft, keine Armuth! Die Länder, welche das Geld nicht kannten, habt Ihr durch das Geld unglücklich gemacht. Ich ſage Euch: Die Macht des Geldes muß vernichtet werden, ehe ein guter Geiſt walten ſoll über der Menſchheit. Denn das Geld iſt der Anfang alles Uebels, daß ſie die heilige Freiheit verkauften und für Geld Knechtsdienſte leiſteten. Ohne Geld kein Krieg, dieſe thieriſche Wuth der Menſchen, die von Einzelnen, von Fürſten, wie eine Heerde zur Schlachtbank getrieben werden! Weshalb ging Polen wieder zu Grunde, als durch das Geld, das die Wucherer den Tyrannen lieferten? Weshalb wird Portugal, wird Spanien unterdrückt, als durch die, welche mit dem Gelde Schaaren von Söldnern und Knechten erkaufen? Weshalb blutet Italien, weshalb wird Frankreich und Deutſchland geknechtet? Wo Geld iſt, unterdrücken Einige die große Menge des Volkes und leben von dem Schweiße des Armen, des Arbeitenden: das iſt die Schmach des Geldes! Wo Geld iſt, wollen Einzelne mehr und immer mehr beſitzen, das iſt der Fluch des Geldes! Ihr ſagt: Wir wollen keine Vorrechte. Was iſt der Reichthum anders, als ein unerſättliches Vorrecht, als das Vorrecht aller Vorrechte? Wenn Einzelne reich, ſind Millionen arm. Darum fort mit dem Gelde, mit dem Beſitze der Einzelnen; damit Alle beſitzen, damit Alle glücklich werden!

* * *

Wir haben bisher über die Nothwendigkeit der Abhülfe des körperlichen, wie des geiſtigen Elends geſprochen, jetzt noch einige Worte über die beſte Art und Weiſe, wie mit einer Abhülfe begonnen werden müſſe.

Man wird ſagen: Ja, das Geld iſt als ein großes, als das größte Uebel anerkannt, man kann es aber doch nicht auf einmal

abſchaffen! Auf welchem Wege können wir dahin gelangen, was iſt das Erſte, was wir thun müſſen, um den Zuſtand der Armen zu verbeſſern? — Man lobt die Conſtitutionen der kleineren, wie der größeren Staaten, man hält ſich überzeugt, daß die Conſtitutionen uns die Mittel des Fortſchritts, der Verbeſſerungen bieten. Nun, ich ſollte doch meinen, in 13, 25, 26 Jahren wäre Zeit genug geweſen, um Verbeſſerungen in's Werk treten zu laſſen. Hat man von alle dem etwas geſehen? Was ſind das für Conſtitutionen, welche die unveräußerlichen Rechte des Menſchen, als da ſind: Sprech-, Lehr-, Denkfreiheit, nicht als unveräußerlich aufſtellen, nicht als Etwas, was ſich von ſelbſt verſteht? Was ſind das für Conſtitutionen, wo die Wahlen von der Größe des Beſitzes abhängen, als wenn mit größerem Beſitz auch größere Einſicht verbunden wäre? Woraus leicht erklärbar, wie in allen Kammern die gemeinſten Krämerſeelen und größten Dummköpfe haben ſitzen können. — Conſtitutionen, wo ſtatt einer einzigen Macht, der des Volkes, noch die der Regierung beſteht! Regierung und Volk müſſen Eins ſein; wo das nicht der Fall, iſt die Verfaſſung, ſind die Geſetze gegen das Wohl des Volkes gerichtet, zur Fütterung einiger Familien, die ſich in die Herrſchaft des Volkes getheilt, die ſich ſogar anmaßen, anderen Ländern Exemplare aus ihrer Mitte aufzudringen. O, Ihr Völker, warum ſollen ſogenannte regierende Häuſer über das Wohl und Wehe des Volkes gebieten können? Tollheit iſt's, Einem die Macht zu verleihen, daß er frei über mich und meinen Willen verfüge. Glaubet nicht, daß die Regierungen durch Conſtitutionen ſich binden laſſen. Alles Gute ſchreibt man da den Fürſten, alles Böſe den Miniſtern zu. Hinter der Verantwortlichkeit der Miniſter kann ſich der Fürſt ſicher verbergen, wie 1832 in Deutſchland, 1830 in Frankreich geſchehen. Wozu nützt alſo dieſes Poſſenſpiel? Um eine unverletzliche Puppe dahinter zu ſtellen ohne Macht? Wozu wäre denn dieſe da? Oder mit Macht, ſo wird dadurch das Wirken der Volksvertreter geſtört, denn es bedarf jedesmal der Einwilligung des Oberhauptes, die aber gewöhnlich ausbleibt. Etwas Ganzes iſt unbedingt beſſer, als etwas Halbes, ihr wolltet einen unumſchränkten Herrſcher nicht mehr,

deshalb beſchränktet ihr ihn. Damit habt ihr die Volksoberhoheit ausgeſprochen, denn nur durch das Volk ſoll regiert werden, d. h. der Menſch ſoll ſich ſelbſt regieren. Jetzt ſchwebt ihr zwiſchen Monarchie und Freiſtaat in der angeblich richtigen Mitte, noch kann der Wille eines Einzigen den Willen der Geſammtzahl des Volkes vernichten, noch kann er durch Verweigerung der Forderungen des Volkes das Wohl des Landes verhöhnen: das Volk hat alſo keinen Willen, es kann ihn wohl ausſprechen, aber nicht vollziehen. Volkskammern mit blos berathender Stimme ſind ſtets ein ohnmächtiges Werkzeug in den Händen conſtitutioneller Fürſten, geſetzgebende, freie Volkskammern ohne die ſchädliche Gegenkraft des Fürſten werden ſtets das Wohl des Volkes ſichern: denn nimmer können die aus der Volkswahl hervorgegangenen Vertreter ihren, d. h. des Volkes Nachtheil wollen. Wozu denn ein Einzelner, der ſich dem Willen des Volkes, ſei es aus Gründen, welche es wolle, entgegenſetzen kann, wozu eine einzelne Familie, für deren Ernährung das Volk Millionen, für deren Beſchützung gegen ſich ſelbſt das Volk abermals Millionen und ſein beſtes Blut hingeben muß? — Mit den unermeßlichen Summen könnten einſtweilen die Gehalte der Volksſchullehrer vermehrt, die Schulanſtalten verbeſſert, der Unterricht zweckmäßiger eingerichtet werden. Auf den landesherrlichen Domänen würden Tauſende von Armen recht bequem leben können — ohne Pachtgelder!

In 16 Jahren haben Frankreichs Bourbonen 5,466,725,722 Franken gebraucht, Eine Familie in 16 Jahren 1,457,793,526 Thaler! Aber geht dies uns an? Der Unterſchied iſt nur, daß in Frankreich Eine Familie, in Deutſchland fünfunddreißig Familien zehren.

Ungefähre Zahl der Mitglieder:

Anhalt-Deſſau	15	Hannover	3
„ Bernburg	2	Großh. Heſſen	14
„ Köthen	3	Kurf. Heſſen	29
Baden	18	Heſſen-Homburg	8
Baiern	21	Hohenzoll.-Hechingen	13
Braunſchweig	1	„ Sigmaringen	11

Holſtein-Schleswig (Dänemark)	45	Reuß-Greiz	5
Lichtenſtein	42	„ Schleiz	28
Lippe-Detmold	12	„ Lobenſtein	2
„ Schaumburg	8	Sachſen	16
Luxemburg (Niederlande)	14	Sachſen-Altenburg	17
Mecklenb.-Schwerin	7	„ Coburg-Gotha	16
„ Strelitz	5	„ Meiningen	5
Naſſau	11	„ Weimar	10
Oeſtreich	39	Schwarzb.-Sondershauſen	12
Oldenburg	9	„ Rudolſtadt	12
Preußen	29	Waldeck	11
		Würtemberg	33
		Summa	526

Außerdem gibt es 827 mediatiſirte Fürſten und Fürſtinnen, zu deren Familien noch 573 Grafen und Gräfinnen gehören.

Alſo 1353 Fürſten!

Ferner leben in und von Deutſchland mindeſtens 180 Miniſter, 260 Geſandte.

Die jährlichen Gehalte und Einkünfte, gering angeſchlagen, von

526	Unmittelbaren,	jeder zu 50,000	Rthlr. =	26,300,000 Rthlr.
827	Mittelbaren,	„ „ 25,000	„ =	20,675,000 „
573	Grafen,	„ „ 10,000	„ =	5,730,000 „
180	Miniſtern,	„ „ 10,000	„ =	1,800,000 „
260	Geſandten,	„ „ 10,000	„ =	2,600,000 „
			Summa	57,095,000 Rthlr.

Dieſe Alle habt ihr zu ernähren! —

Wißt ihr, wieviel arme Familien, jede zu 5 Perſonen, mit 200 Thaler Zuſchuß davon leben könnten? Nur 285,475 Familien, 1,427,375 Menſchen. Dazu rechnet noch die Ausgaben für Soldaten- und Beamtenheere!

Dazu rechnet noch die für Hofbediente, Kammerherrn, Marſchälle, beſoldete Zeitungsſchreiber, Spione ꝛc.! — — —

Man bemüht ſich, mit diplomatiſcher Rechtsverdrehung millionenzehrende Blutſauger der Menſchheit zu vertheidigen, dies

gehört wohl auch zu dem Glanze, in dem die Kronen ſtrahlen ſollen? Das Herz möchte dem Freunde der Gerechtigkeit zerſpringen bei der erbärmlichen Feigheit der Völker.

Bedenkt, daß in neuſter Zeit jene Chriſtine, die aus Spanien flüchten mußte, ungeheure Summen dem armen Volke geraubt! Bedenkt, daß der ehemalige König von Holland 150 Millionen Gulden aus ſeinem Lande weggeſchleppt und noch im Tode Wucher trieb, während Holland dem Bankerott nahe ſteht! Bedenket, daß eine einzige Familie, die des gekrönten Geldjuden, täglich 30 und mehr Millionen Franken verſchlingt. Bedenket dies Alles wohl!

O über die Verblendung der Menſchen, unter denen ſolche Nichtswürdigkeiten geſchehen dürfen; wenn ſie, gewitzigt durch das frevelhafte Spiel der Machthaber, geſetzmäßig die Verſchwendung von Millionen durch Einzelne noch fernerhin dauern laſſen! — Eng damit verbunden ſind die unermeßlichen Ausgaben für die Wächter der königlichen Macht und für die Beamten, welche, beide im Solde von einigen Menſchen, zu den drückendſten Laſten des Staates gehören. Schafft dieſe ab, und ihr werdet euch von einer ſchädlichen Menſchenclaſſe befreit haben, ihr werdet ſie wieder zu Menſchen bilden, denn Soldaten und Beamte ſind Maſchinen. Letztere dürfen nur der wahre Ausdruck des Volkswillens ſein. Ebenſo verhält es ſich mit den Geſandtſchaften, welche gradezu zum Aufwand gezwungen ſind, und deren Häupter ſich nicht über allzuviel Arbeit zu beklagen haben, indem die Unterbeamten für die hohen altadligen Mägen Futter herbeiſchaffen. So ſind auch die Geiſtlichen eine wahre Landplage in katholiſchen, wie in proteſtantiſchen Ländern.

Es iſt Thatſache, daß die Ausgaben aller europäiſchen Staaten, die mit monarchiſchen Verfaſſungen in hinreichender Menge geſegnet ſind, von Jahr zu Jahr zugenommen haben. Worauf beruht dies anders, als auf Vertretung und Beibehaltung des Reichthums? Wir wollen zunächſt die Einkünfte, welche größtentheils in Steuern beſtehen, und die Schulden der 38 deutſchen Landestheile, in runden Zahlen mittheilen:

		Einnahmen.		Schulden.	
1840.	Anhalt-Dessau	600,000 fl. =	350,000 Rth.	1,500,000 fl. =	875,000 Rth.
—	„ Bernburg	450,000 „ =	263,000 „	600,000 „ =	350,000 „
—	„ Köthen	450,000 „ =	263,000 „	3,000,000 „ =	1,750,000 „
1839.	Baden	14,078,000 „ =	8,209,000 „	30,600,000 „ =	17,840,000 „
1841.	Baiern	32,036,000 „ =	19,160,000 „	131,400,000 „ =	76,606,000 „
1840.	Braunschweig		1,222 000 „	Ueber	2,500,000 „
1839.	Bremen		586,000 „		2,700,000 „
—	Frankfurt	800,000 „ =	467,000 „	9,000,000 „ =	5,247,000 „
1842.	Hamburg		1,860,000 „	54,000,000 R.B. =	21,600,000 „
—	Hannover		3,970,000 „		20,500,000 „
1839.	Großh. Hessen	7,900,000 „ =	4,606,000 „	1,630,000 fl. =	961,000 „
1840.	Kurf. Hessen		3,627,000 „		1,640,000 „
—	Hessen-Homburg	250,000 „ =	146,000 „	800,000 „ =	467,000 „
—	Hohenzoll.-Hechingen	160,000 „ =	94,000 „	320,000 „ =	186,000 „
—	„ Sigmaringen	300,000 „ =	175,000 „		
1844.	Holstein-Schleswig	5,026,000 Rbrh. =	7,036,000 „		
1840	Lichtenstein	1,500,000 fl. =	880,000 „		
—	Lippe-Detmold		300,000 „		
—	„ Schaumburg	250,000 „ =	146,000 „		10,000 „
1838.	Lübeck		360,000 „		2,940,000 „
1840.	Luxemburg	1,800,000 „ =	1,050,000 „		

		Einnahmen.		Schulden.	
1840.	Mecklenb.-Schwerin	fl.	1,500,000 Rth.	fl.	7,000,000 Rth.
—	„ Strelitz		400,000 „		
—	Nassau	1,810,000 „ =	1,072,000 „	14,000,000 „ =	8,163,000 „
—	Oestreich	148,000,000 „ =	86,784,000 „	1,021,000,000 „ =	595,243,000 „
—	Oldenburg	1,500,000 „ =	875,000 „		
1841.	Preußen		55,867,000 „		130,000,000 „
1840.	Reuß-Greiz	140,000 „ =	81,000 „		
—	„ Schleiz	260,000 „ =	151,000 „		
—	„ Lobenstein	210,000 „ =	122,000 „		
—	Sachsen		5,500,000 „		10,926,000 „
—	Sachsen-Altenburg		570,000 „		796,000 „
1837.	„ Coburg-Gotha		215,000 „		850,000 „
1841.	„ Meiningen	1,207,000 „ =	703,000 „	4,914,000 „ =	2,865,000 „
—	„ Weimar		773,000 „		4,500,000 „
1838.	Schwarzb.-Sondershausen		230,000 „		103,000 „
1836.	„ Rudolstadt		208,000 „		80,000 „
1840.	Waldeck	480,000 „ =	280,000 „	1,400,000 „ =	816,000 „
1841.	Würtemberg	10,475,000 „ =	6,104,000 „	22,331,000 „ =	13,019,000 „
			Summa 216,205,000 Rth.		930,533,000 Rth.

Dagegen betrugen die Einnahmen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten (17 Millionen Einwohner) im Jahre 1842 die Summe von 34,616,594 Dollars = 48,463,231 Rthl. (meiſt Zollabgaben) und die Schulden 12,000,000 Dollars = 16,800,000 Rthl. (Nach Andern, gar keine.) Der Präſident der nordamerikaniſchen Freiſtaaten bezieht gegen 33,000 Rthlr.

Ich höre ſchon, die Feinde der Freiheit ſchreien: Geht mit eurem Amerika, wo die Sklaverei zu Hauſe iſt. Schlimm genug, daß die Sklaverei noch dort herrſcht, daß die Geldmänner noch mächtig ſind. Bedenkt aber auch, daß im Allgemeinen unſere Dienſtboten, unſere Taglöhner bei weitem in ſchlimmerer Lage ſich befinden, als die Sklaven in Nordamerika, ich ſage, im Allgemeinen. Aber könnte man kein freies Gemeinweſen einrichten, wo es keine Sklaven, keine Dienenden, keine Geldmänner mehr gäbe? Das iſt eben der Pfiff aller Volksfeinde, daß ſie bei geäußertem Verlangen nach einem freien Zuſtande auf die Freiſtaaten der Gegenwart zeigen und es den Leuten glaublich zu machen ſuchen, daß dieſe Gebrechen ſtets gefunden wurden, daß ohne jene Gebrechen keine Freiheit denkbar wäre. — Und die, welche ihnen zuhörten, lallten: Auch die Bewohner freier Staaten ſind nicht glücklich. Nein, ſie ſind nicht glücklich, weil ſie die ganze Freiheit noch nicht erlangt, weil ſie noch in den Banden der Knechtſchaft, des Geldes, leben, weil ſie noch Herrn und Dienende haben. Wollen ſie wahrhaft glücklich werden, ſo müſſen ſie ſich befreien von der Herrſchaft des Reichthums von denen, die Zehn- und Hunderttauſende eſſen, damit nicht mehr die Dummheit mit dem Gelde, erhaben über die Armuth, die Welt regiere, ſondern fernerhin Alle unter gleichen, beglückenden Einrichtungen ſtehen.

Welches ſind alſo die Hinderniſſe, die einer Verbeſſerung der Lage des Armen, dem Glücke der Mehrzahl des Volkes in den Weg treten?

Die beſtehenden Staatsverfaſſungen, die verſchwenderiſche überflüſſige Unterhaltung weniger Familien, das Soldaten- und Beamtenheer, die Geiſtlichkeit, das ſchreckliche Verhältniß der Dienenden, der Privaterwerb, die Erbgeſetze, das Geld

Der Berliner Local-Verein für das Wohl der arbeitenden Claſſen.

Nachdem im vorigen Herbſt von der Hauptſtadt aus die Anregung gegeben worden, haben ſich in allen größeren und ſelbſt in den kleineren Städten Preußens Vereine für das Wohl der arbeitenden Claſſen gebildet, die nichts Geringeres (?), als die Organiſation der Arbeit (?) aus der unmittelbaren Thätigkeit der Geſellſchaft bezwecken, und denen daher die größte Zukunft bevorſteht.

Wir haben uns dieſe aber erſt zu erkämpfen. Sowie jede Bewegung, die ſich bei uns entwickelt, hat auch dieſe noch den Fluch unſerer politiſchen Unfreiheit zu tragen. Daſſelbe Schauſpiel, welches wir bei der „Erleichterung der Preſſe“ geſehen, hat ſich auch hier wiederholt. Anfangs ſchien die Regierung auf die Bewegung einzugehen, weil ſie dieſelbe in ihrem Sinne zu lenken hoffte, als ſich dies aber nicht erfüllte, trat ſie ihr feindlich gegenüber und ſuchte ſie auf alle Weiſe wieder zu unterdrücken. So wenig ihr dies aber mit der Preſſe gelungen iſt, ſo wenig wird es ihr mit dieſer Bewegung gelingen. Was die Geſchichte für nothwendig erkannt hat, wird ſie auch durchzuſetzen wiſſen. Und wo wäre eine Bewegung, die nothwendiger wäre, als dieſe? Durch ſie allein kann dem furchtbaren Elende, dem wir die Hälfte des Menſchengeſchlechtes anheimgefallen ſehen, abgeholfen, durch ſie allein können die Arbeiter, der Kern und das Mark des Volkes, aus der Sklaverei erlöſt werden, in welche die Willkür der

Production und die Tyrannei des Capitals ſie geworfen, durch ſie allein kann unſere Civiliſation vor der Gefahr bewahrt werden, mit der dieſer unnatürliche Zuſtand, der, wenn ihm nicht entgegengearbeitet würde, in einen Krieg Aller gegen Alle ausarten müßte, ſie bedroht.

Deshalb können wir auch der Entwickelung dieſer Bewegung ruhig entgegenſehen. Wenn wir an derſelben feſthalten, wenn wir ſie ernſtlich wollen, wird ſich dieſelbe auch vollenden. Was iſt die Oppoſition einer Regierung überhaupt gegen den Willen des Volkes, wie kann die Minorität die Majorität beherrſchen! Es kommt alſo blos darauf an, daß die Minorität ihren Willen kund gibt. Dies iſt es, was uns zunächſt obliegt. Wir wollen der Regierung ſagen, mit welchen Augen wir ihr principloſes Verfahren in dieſer Angelegenheit anſehen, und welches Urtheil wir über daſſelbe fällen, und ihr dabei vorſtellen, welche Verantwortlichkeit ſie auf ſich ladet, wenn ſie dieſe Bewegung hemmt. Der König hatte bekanntlich dem Centralverein ſeine „lebhafte Theilnahme zu erkennen gegeben, ihm 15,000 Thaler überwieſen und dabei die Bedingung geſtellt, daß der Verein „nicht die Errichtung von Spar- und Prämiencaſſen ausſchließlich in's Auge faſſe, ſondern ſeine Thätigkeit auch zugleich den anderen von ihm beabſichtigten wohlthätigen Einrichtungen mit zuwende." — Dieſe anderen Einrichtungen beſtanden in der Bildung von Kranken- und Sterbeladen, Unterſtützungs- und Penſionscaſſen, der Anlegung von Schulen für die Kinder der Arbeiter, der Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe durch Schriften und mündlichen Vortrag und der thätigen Mitwirkung auch ſolcher Perſonen aus den arbeitenden Claſſen, welche nicht Mitglieder des Vereins ſeien, bei Verwaltung der Einrichtungen deſſelben. Der Centralverein wollte überhaupt „dahin wirken, daß durch die Kraft des moraliſchen Einfluſſes und die zur Förderung deſſelben zu treffenden Einrichtungen, unter thätiger Mitwirkung der arbeitenden Claſſen ſelbſt, der ſittliche und wirthſchaftliche Zuſtand deſſelben allmälig gehoben und ein auf Wohlwollen gegründeter unzerſtörbarer Bund zwiſchen ihnen und den anderen Claſſen der Geſellſchaft mehr und mehr befeſtigt werde." —

Das waren ſchöne Worte und weithin reichende Ausſichten. Aber was iſt davon erfüllt worden? Nichts! — Eine der erſten Maßregeln der Regierung, als es zur Conſtituirung der verſchiedenen Vereine kam, war, darauf hinzuwirken, daß die arbeitenden Claſſen von denſelben ausgeſchloſſen würden. In Berlin ließ ſie dem zur Abfaſſung der Statuten erwählten Comité ohne Weiteres ſagen, daß ſie, falls dieſes ſeine Abſicht, den jährlichen Beitrag auf den niedrigen Satz von 10 Sgr. feſtzuſtellen, beharre, den Verein *nicht* beſtätigen werde. Und ebenſo ſtellte ſie ſich durch ihre Organe, die „höheren Beamten" und „hochſtehenden Gewerbtreibenden" während der Berathungen des Vereins über die Statuten der Volkspartei entgegen, als dieſe zuerſt wöchentliche und dann, als ſie damit nicht durchdrang, monatliche Bezirksverſammlungen forderte. — Das können wir unmöglich zugeben, rief die Regierungspartei aus. Das würden politiſche Clubbs, Jacobinerclubbs werden, dieſe Verſammlungen würden Euch zum Tummelplatz communiſtiſcher Debatten dienen, und Ihr würdet damit das Volk verführen. Ihr ſeid überhaupt nur Theoretiker, fügten die dienſtbefliſſenen Fabrikanten hinzu, und kennet das Volk nicht; das Volk iſt zu einer ſolchen Freiheit noch lange nicht reif. Dieſelbe hohle, feige Phraſe, welche unſeren politiſchen Liberalen dreißig Jahre lang entgegengehalten wurde, ſchämen ſich alſo dieſe *Liberalen* nicht, jetzt *uns* entgegenzuhalten!

Die Regierung aber hatte kein Recht dazu, weder in Köln, noch in Berlin, dieſe ſo wichtige Sache durch das Stichwort des Communismus, das den Regierungen daſſelbe zu ſein ſcheint, was früher die „Demagogie" war, zu verdächtigen. Ueberall, namentlich aber in Berlin hatte man ſich an die beſtehenden Zuſtände gehalten, man wollte unmittelbar aus dem vorhandenen Bedürfniß heraus wirken, man verlangte Nichts, als daß eine ſolche Wirkſamkeit möglich gemacht werde. Wie können wir, ſagte die Volkspartei, die Zuſtände des Volkes überhaupt nur kennen lernen, wenn wir nicht das Recht haben, mit demſelben zuſammenzukommen, und wenn das Volk nicht das Recht hat, uns ſeine Noth zu offenbaren. Daß blos büreaukratiſche Einrichtungen, daß Armendirectionen und Armendeputationen nicht im Stande ſind.

auf das Volk zu wirken, und daß dieſes kein Vertrauen zu ihnen haben kann, weil ſie eben als Beamte, nicht als Mitmenſchen zu ihnen kommen und ihnen nur als Gnade zu Theil werden laſſen, was ihnen als Recht gebührt, ſehen wir eben vor uns, und wollen deshalb nicht dieſe in ſich fehlerhaften Einrichtungen vermehren. Die Vereine für das Wohl der arbeitenden Claſſen ſind Nichts ohne Volksverſammlungen. Wer durch das Volk wirken will, muß auch die Maſſe zu ihrem Rechte kommen laſſen. — Und ſelbſt, wenn ſich nun communiſtiſche Tendenzen in dieſen Vereinen zeigen, hätte man hinzufügen können, was iſt es denn für ein Unglück? Dann würden ſie gerade ebenſo gewirkt haben, wie jetzt die ſo vielfach verbreiteten communiſtiſchen Schriften wirken. Man würde über das Princip dieſer Richtung geſtritten und ſich Klarheit über daſſelbe verſchafft haben.

Die Regierung oder vielmehr die Büreaukratie, denn dieſe iſt es, mit der wir es hier vorläufig noch zu thun haben, zeigt auch hier wieder ihre Principloſigkeit, wenn ſie nicht einmal das Vertrauen zu dieſer Sache hat, daß ſie ſich in ihrer Entwickelung auch ihr eignes Maaß ſchaffen werde. Dies liegt in der Natur jeder Freiheit, jedes Geiſtes, und die Büreaukraten bewieſen ſomit ihre Unfreiheit und ihre Geiſtloſigkeit, indem ſie dies nicht vorausſetzten.

Es war in der That auch erſtaunenswürdig, welche platten, geiſtloſen Gründe von den Vertretern dieſer Richtung aufgewendet wurden, um die Volksverſammlungen zu verhindern. — Ob man denn auch wohl bedacht habe, daß man die Arbeiter dadurch zu neuen Geldausgaben verleite, und daß ſich gar nicht ſo viele Locale finden würden, als dazu nöthig ſeien? Als ob ſolche Rückſichten nur in Betracht kommen dürften, wenn es ſich um eine ſo große und allgemeine Angelegenheit, um die Sache der Freiheit handelt, als ob nicht jedes auch noch ſo große Opfer gering für dieſelbe und ein ſicherer Gewinn für die Zukunft wäre! Doch ſo weit reichte der beſchränkte Beamtenverſtand nicht. Er verdiente daher auch keine Widerlegung, ihn konnte man ſeiner eignen Bornirtheit überlaſſen, den Fabrikanten aber, welche behaupteten, daß ſie das gründlichſte Urtheil über das, was dem Volke

Noth thue, beſäßen, wurde auf das Nachdrücklichſte erwidert, daß die Kenntniß, um die es ſich hier handle, eine allgemein menſchliche ſei, die ſich Jeder erwerben könne, der ein Herz für die Leiden im Buſen trage; daß ſie eher bewieſen haben, wie ſie nicht wiſſen, was dem Volke Noth thut, weil ſie es in all' dem Elend, das wir vor uns ſehen, haben aufwachſen laſſen und Nichts zur Linderung deſſelben gethan haben! —

Dieſer Vorwurf trifft jedoch nicht alle unſere Fabrikanten. Dr. Rutenberg erinnerte daran, daß Diergardt gerade die Anſicht ausgeſprochen habe, daß die Theoretiker mit den Praktikern, die Gelehrten mit den Induſtriellen in dem Vereine gemeinſam wirken und ſich einander zu ergänzen ſuchen müßten. Dieſe Erwähnung fand allgemeinen Beifall und auch unter den Berliner Fabrikanten und Gewerbtreibenden fanden ſich Männer genug, welche die Sache des Volkes und nicht ihren ſchmutzigen Egoismus im Auge hatten, und als es zur Abſtimmung darüber kam, zeigte es ſich deutlich, daß die „ſogenannten Literaten", wie Herr von Henning, der Renegat der Hegel'ſchen Schule und jetzige Anhänger Schellings und des Miniſteriums Eichhorn ſie in der Spener'ſchen Zeitung betitelte, das Volk für ſich hatten. Sie trugen einen glänzenden Sieg davon. Die monatlichen Verſammlungen wurden für durchaus nothwendig erachtet und angenommen.

Dennoch wußte die Regierungspartei ihren Gegnern auch dieſen Sieg noch zu verkümmern. Sie gab dem proviſoriſchen Comité zu verſtehen, daß ſie unter dieſen Umſtänden den Verein ebenfalls nicht beſtätigen würde, und der Präſident des Comité's und der Verſammlung, der Bürgermeiſter Naunyn fand ſich dadurch veranlaßt, nach dem Schluſſe der Berathungen zu erklären, daß er, ſowie das Comité ſich damit zurückziehe, da ſie es nicht über ſich gewinnen könnten, die ſo veränderten Statuten der Regierung zur Beſtätigung zu übergeben. Das Comité beſtand aus Liberalen, und dieſe hatten ſich ebenfalls einſchüchtern laſſen. Sie ſpielten überhaupt eine klägliche Rolle. Der Volkspartei im Herzen zugeneigt (?), ſahen ſie ſich doch fortwährend in die Nothwendigkeit verſetzt, dieſelbe fortwährend zu bekämpfen und geriethen dabei natürlich in eine ſolche Halbheit, in ein ſol-

ches Schwanken zwiſchen Freiheit und Unfreiheit, daß auch ſie den Unwillen der Verſammlung zu empfinden hatten. Die Debatten waren ſtürmiſch, aber doch immer gemäßigt, und auch zuletzt gab die Volkspartei noch einen ſeltenen Beweis ihrer Mäßigung. Um nicht die Schuld auf ſich zu laden, daß ſie die Conſtituirung des Vereins von vorn herein unmöglich gemacht, verſtand ſie ſich zu einer Einigung mit der Regierungspartei und den Liberalen, die darin beſtand, daß man die monatlichen Verſammlungen wieder aufgab, deren berathende Kraft aber auf die in den Statuten feſtgeſetzten vierteljährlichen Bezirksverſammlungen übertrug und ſich mit den ebenfalls in den Statuten verheißenen Bezirksſitzungen, die wöchentlich ſollten ſtattfinden können, begnügte. Damit iſt auch der Vorwand, daß man den Verein durch zu plötzliche Aufregung des Volkes verſchütten könne, hinweggeräumt, und die Regierung hat keinen Grund mehr, die Beſtätigung zu verweigern. Dennoch heißt es, daß ſie geſonnen ſei, dies zu thun. Deshalb wollen wir ihr die Worte in's Gedächtniß zurückrufen, die ſie ſelbſt kürzlich der däniſchen Regierung, als es ſich um ihren Vortheil handelte, entgegengehalten hat. Sie ſind einem officiellen Artikel entnommen und paſſen auf dieſe Angelegenheit, als wären ſie für dieſelbe geſchrieben. „Will Dänemark (ich ſetze dafür „die Regierung") aufrichtig den Zweck, ſo muß ſie auch die Mittel wollen, und dann wird ſie ſich nicht verhehlen können, daß es eine ſonderbare Selbſttäuſchung ſein würde, darauf zu hoffen, dieſer umfaſſende Plan werde dereinſt durch die Gunſt zufälliger Umſtände gleichſam von ſelbſt gelegentlich zur Wirklichkeit werden. Schwierige Verhältniſſe dieſer Art ordnen ſich weder von ſelbſt, noch kommt das erſtrebte Reſultat in der Regel mit einem Male fertig an den Tag. Nicht allein redliches, unausgeſetztes Arbeiten daran, ſondern auch ein wirklich praktiſcher Anfang, aus dem das Vollkommene ſich entwickeln kann, ſind nöthig, um zum Ziele zu gelangen. Dies hätte Dänemark (die Regierung) bedenken und Preußen (den Lokalvereinen) als der am nächſten und lebhafteſten dafür intereſſirten Macht die Hand bieten ſollen zu einem Vereine, welcher, als thatſächlicher Anfang eines neuen Syſtems,

allein zu einer endlichen, befriedigenden Löſung der ganzen Frage führen könnte." — So ſpricht die Preußiſche Regierung, und ſo handelt ſie! — Wenn ſie aber Dänemark damit droht, daß „die zwingende Kraft äußerer Umſtände und thatſächlicher Schwierigkeiten" es zu „einer aufgeklärteren, vorausſichtigen Politik" führen würde, trifft dieſes nicht auch ſie ſelbſt, ſind auch wir dann nicht berechtigt, ihr das Gleiche entgegenzuhalten? — Iſt der ſchleſiſche Arbeiteraufſtand ſchon vergeſſen? —

Aber nicht blos Schleſien, auch die Zuſtände der übrigen Provinzen, namentlich aber der Hauptſtadt, ſollten ſie zu einer „aufgeklärteren, vorausſichtigen Politik" führen. Ich will verſuchen, ihr die letzteren zu ſchildern. Preußen bedurfte vielleicht der Gewerbefreiheit, um einen Sporn zum Wetteifern mit der Induſtrie der übrigen Völker zu erhalten, und der kräftige, bildungsreiche Geiſt des preußiſchen Volkes hat ſich auch hierin bewährt. Unſere Induſtrie iſt zu einer Blüthe gelangt, welche der franzöſiſchen und engliſchen wenig mehr nachgibt, ja in manchen Zweigen ihr ſogar ſchon vorgeeilt iſt. Damit haben wir aber auch dieſelben Uebel, an denen England und Frankreich leiden, ererbt, und wir ſehen namentlich in Berlin eine Ueberfüllung der Gewerbe, welche den kleineren Handwerkerſtand immer mehr gefährdet und deſſen Mitglieder der gänzlichen Verarmung und dem Proletariat immer näher führt. Berlin wächſt jährlich durch Einwanderung allein um 7000 Menſchen. Dieſe gehören großentheils dem Arbeiterſtande an: wer ſagt dieſen, wie es mit den Gewerbeverhältniſſen ſteht, wer legt ihnen das Verhältniß der ſchon vorhandenen und überfüllten Induſtriezweige dar, wer gibt ihnen die Mittel an die Hand, ſich zu anderer Thätigkeit zu wenden, und wer ſorgt dafür, daß dieſe Thätigkeit, welche ſie ergreifen, ſie auch hinlänglich lohnt? Niemand thut es. Man läßt Jeden in ſein Unglück blindlings hineinrennen, und wenn er unglücklich geworden, hat Niemand ein fühlendes Herz für ihn.

Der Staat iſt nur ein Ausdruck der Geſellſchaft. Für die Beſitzenden thut er Alles, für die Beſitzloſen Nichts. Daher dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn wir ein ſo rohes

und unausgebildetes Verhältniß der verſchiedenen Gewerbe finden, wie es ſich in den folgenden Zahlenangaben darſtellen wird.

Es gibt in Berlin 2940 Schneider (Meiſter) und 2700 Schuhmacher. Nimmt man nun die Einwohnerzahl zu 400,000 Menſchen an, ſo kommen 136 derſelben auf einen Schneider und 148 auf einen Schuhmacher. Welches Verhältniß! — Und außerdem gibt es noch 206 Kleider- und Mäntelhändler und eine große Anzahl von Militairſchneidern und Schuhmachern, welche den übrigen auch noch das Brod wegnehmen, indem ſie ihre Arbeit zu Spottpreiſen ausbieten. Daher kann es denn auch nicht ausbleiben, daß viele von dieſen Meiſtern im eigentlichſten Sinne des Wortes um Arbeit betteln gehen und, wenn ſie dieſe nicht finden, rein auf den Bettel verwieſen ſind. Noch ſchlechter ſieht es mit den Webern aus, deren es 1290 gibt, und deren größter Theil das traurigſte Daſein von der Welt friſtet. Ich habe oft arme Weber Abends, wenn es dunkel wurde, in die Häuſer ſchleichen und dort betteln ſehen, und mehr als Einer von ihnen hat mir ſein immer gleichlautendes Elend geklagt. Sie hatten keine Arbeit und waren ſchon zu ſchwach, um noch ein anderes Geſchäft zu ergreifen. So darbten ſie dahin und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie ein Paar Groſchen zuſammenbekamen, um den Hunger ihrer Kinder mit Kartoffeln zu ſtillen. Beſſer geht es den Seidenwirkern, deren Zahl ſich auf 837 beläuft. Sie haben meiſtentheils beſtimmte Arbeit. Sehr ſchlecht ſind dagegen die Buchbinder geſtellt, deren Zahl 322 beträgt, und die bei weitem nicht Alle Arbeit haben. Auch das Tiſchlerhandwerk iſt überfüllt, es gibt deren 1716. Die Zahl der Schloſſer beträgt 504, die der Drechsler 350, die der Maler aller Art 960, die der Klempner 294, der Böttcher 171, der Schlächter 397, der Bäcker 267, der Raſchmacher 280, der Goldſchmiede und Juweliere 383, der Gürtler und Bronceure 185, der Graveure 104, der Hutfabrikanten 112, der Handſchuhmacher 112, der Korbmacher 100 u. ſ. w. Kurz, wo wir auch hinſehen mögen, finden wir eine den verſchiedenen Gewerbszweigen entſprechende Ueberfüllung derſelben, welche uns das innigſte Mitleid mit den Aermeren unter dieſen Handwerkern, die vom Glück verlaſſen werden, einflößen muß.

Und nach dieſem Verhältniß richtet ſich auch der Lohn der Geſellen, welcher, wie die nachfolgenden ebenfalls authentiſchen Angaben beweiſen werden, durchweg ſchlechter iſt, als der der Pariſer Arbeiter.

Herrnſchneider (Geſellen) verdienen in Paris täglich 1 Thlr. 2 ſgr., in Berlin 22½ ſgr., beide bei 6 Monat ſchlechter Zeit, Damenſchneider in Paris ebenfalls 1 Thlr. 2 ſgr., in Berlin 15 ſgr., bei 5 Monat ſchlechter Zeit. Schuhmacher erhalten in Paris 24 ſgr., in Berlin nur 15 — 20 ſgr., Uhrmacher in Paris 28 ſgr., in Berlin nur 16 ſgr., wofür ſie 12 Stunden arbeiten und ſich noch das theure Werkzeug halten müſſen. Handſchuhmacher verdienen in Paris 28 ſgr., in Berlin nur 10 ſgr. Die Buchbinder ſtehen ſich dort auf 24 ſgr., in Berlin nur auf 7½ bis 10 ſgr., bei 3 Monat ſchlechter Zeit. Maurer verdienen in Paris 1 Thlr. 2 ſgr., in Berlin 17½ bis 25 ſgr., bei 5 Monat ſchlechter Zeit, Zimmerleute ebenfalls dort 1 Thlr. 2 ſgr., in Berlin 20 ſgr., Schloſſer dort 24 ſgr., in Berlin 15 bis 20 ſgr., Böttcher dort 24 ſgr., hier 15 ſgr. u. ſ. w. — Noch ſchlimmer ſtellt ſich das Verhältniß für die Arbeiterinnen. Eine Schuheinfaſſerin verdient in Paris täglich 6 ſgr., in Berlin 5 ſgr., bei 3 Monat ſchlechter Zeit, eine Metallpolirerin dort 18 ſgr., hier 7 ſgr., eine Mützenmacherin dort 18 ſgr., hier 7½ bis 10 ſgr., bei 3 Monat ſchlechter Zeit, eine Sockenſtrickerin dort 5 ſgr., hier 2½ ſgr., eine Lichtpackerin dort 10 ſgr., hier 4½ ſgr., eine Strohhutnäherin dort 20 ſgr., hier 4 bis 8 ſgr., bei 6 Monat ſchlechter Zeit, eine Deckennäherin dort 10 ſgr., hier 4 ſgr., eine Handſchuhnäherin dort 12 ſgr., hier 4 ſgr., eine Blumenmacherin dort 12 ſgr., hier 7½ bis 10 ſgr., eine Modiſtin dort 10 ſgr., hier 3 bis 10 ſgr. Die Schneiderin ſteht ſich dagegen in Berlin beſſer; ſie verdient 10 bis 15 ſgr., während ſie in Paris nur 10 ſgr. erhält. Die Preiſe der Arbeiterinnen in den Fabriken ſind furchtbar gering. Eine Seidenwicklerin verdient nur 4 bis 5 ſgr., eine Kettenſchererin 6 bis 8 ſgr., ein Schachtelmädchen 6 ſgr., eine Haſplerin 5 bis 10 ſgr., eine Wollſortirerin 7½ ſgr., eine Cigarrenwicklerin 2 bis 3 ſgr., und die Fabrikmädchen überhaupt 5 bis 8 ſgr. — Daß dieſe Mädchen von dem ſo geringen

Verdienſt nicht allein leben können, daß ſie auf die Proſtitution verwieſen ſind, liegt auf der Hand, und dieſe iſt denn auch bereits ebenſo groß, wie in Paris. Man kann darauf rechnen, daß die Mehrzahl dieſer Mädchen, wenn ſie des Abends aus ihren Fabriken oder Geſchäften kommen, bereit ſind, ſich für Geld hinzugeben. Die beſſer Bezahlten, die Schneiderinnen und Modiſtinnen, die Berliner Griſetten gehen dieſem Gewerbe verſchämt, die Fabrikmädchen dagegen ganz offen nach. Man kann ihnen oft ſchaarenweiſe begegnen.

Die Nahrungsmittel ſind in Berlin ebenſo theuer, ja für die arbeitende Claſſe noch theurer, als in Paris. Denn für dieſe gibt es nicht wie dort, Kleinhändler, welche ihnen den Abhub von dem Tiſche der Reichen verkaufen. Sie müſſen Alles ebenſo theuer, wie dieſe bezahlen, denn wir haben ſolche Reiche, welche mehr conſumiren, als ſie brauchen, gar nicht. Die hohe Gewerbeſteuer, welche auf dem Schlächterhandwerk laſtet, treibt die Fleiſchpreiſe immer mehr in die Höhe. Dieſe Steuer wird nämlich nach der Kopfzahl der Einwohner auf die Schlächtereien vertheilt, gleichviel, ob das Geſchäft ſelbſt gewachſen iſt oder nicht. Im Jahre 1843 zahlte die größte Schlächterei in Berlin 216 Thlr. Gewerbeſteuer, 1844 dagegen 288 Thlr. und für 1845 iſt ſie mit 564 Thlr. belaſtet worden. „Wenn nun, ſagte unlängſt das Schlächtergewerk in einem Artikel, in dem ſie ſich hierüber beſchwerten, die Steuer wächſt, und alle andere Laſten nach einem dreißigjährigen Friedenszuſtande dieſelben geblieben ſind, dann iſt es wohl natürlich, daß, wenn auch das Vieh nicht theurer eingekauft wird, dennoch das Fleiſch theurer werden muß. Daher wird es bald dahin kommen, daß der Genuß des Rindfleiſches und überhaupt des geſchlachteten Fleiſches als der größte Luxus angeſehen wird, und da es unter ſolchen Verhältniſſen nicht möglich iſt, für 3 oder 6 Pfennige Schmalz oder Wurſt zu verabreichen, ſo muß dieſe Theuerung von dem armen Manne und von dem gemeinen Soldaten hart empfunden werden; noch härter werden jedoch davon diejenigen Handel- oder Gewerbtreibenden betroffen, welche ihren Gehülfen oder Geſellen täglich eine ordentliche Portion Fleiſch vorſetzen müſſen.“ Dies Alles läßt ſich die

Regierung in den Zeitungen ſagen, ohne daß ſie ſich daſſelbe zu Herzen nimmt. Sie läßt auch dieſen Grund des Elends im Stillen immer fortwuchern.

Das Einzige, was ſie ſeit der Einführung der Gewerbefreiheit überhaupt für die Gewerbe gethan hat, iſt die Abfaſſung der in dieſem Jahre endlich veröffentlichten neuen Gewerbeordnung. Dieſe enthält manche nützliche Aenderung, indem ſie nur den Meiſtern, welche einer Innung angehören, das Recht gibt, Lehrburſche zu halten, und dieſe dadurch nöthigt, in eine ſolche zu treten. Damit iſt doch wenigſtens ein gewiſſer Zuſammenhang unter die Gewerbtreibenden gebracht und dadurch, daß Jedem, der die Prüfung beſtehn kann, der Eintritt in die Innung geſtattet iſt, auch zugleich der alte Zunftzwang vermieden; für den Geſammtzuſtand der Gewerbe iſt indeſſen damit nichts gebeſſert. Dieſer bedarf noch ebenſo, wie früher, einer Radicalcur durch den Zuſammentritt der ganzen Geſellſchaft.

Und noch haben wir nicht einmal der ganz armen Handwerker gedacht. Deren Verhältniſſe ſind noch nicht ergründet, deren Elend iſt noch nicht aufgedeckt. Was Bettina in ihrem Königsbuche davon enthüllt, und was wir dann und wann in den Berichten des Männerkrankenvereins davon zu leſen bekommen, macht uns ſchaudern. Die furchtbare Schilderung, welche Eugene Sue in ſeinen Geheimniſſen von Paris von der Familie Morel gegeben, wiederholt ſich auch bei uns auf das Schreckenvollſte. Es iſt nichts Seltenes, daß jener Verein eine Familie von Mann, Weib und fünf oder ſechs Kindern in einem Zimmer vor Froſt zitternd und von Hunger abgemagert, und in dieſem Zimmer nur eine Bettſtelle ohne Betten findet! — So war es erſt in dem letzten Berichte jenes Vereines zu leſen.

Dem Bericht zufolge, welche die Armenverwaltung im vorigen Jahre hat drucken laſſen, haben im Jahre 1841: 5204 Menſchen und 1842: 5364 von der Stadt Almoſen empfangen und zwar durchſchnittlich in jedem Monat 1 Thlr. 23 ſgr. und 1 Thlr. 24 ſgr. — Im Jahre 1842 haben ferner 65 Familien mit 2 bis 7 Kindern, die obdachlos und nahrungslos waren, zuſammen aus 229 Köpfen beſtehend, in das Arbeitshaus aufgenommen

werden müſſen. In dieſem waren überhaupt 1841: 276 Hospitaliten und 740 Strafgefangne, 1842: 290 Hospitaliten und 736 Strafgefangne; es waltete alſo auch hier ein ſteigendes Verhältniß ob.

Daß mit dem Almoſen-Geben der Armendirection nichts erreicht wird, daß dieſe Almoſen vielmehr eher ſchädlich, als nützlich wirken, liegt auf der Hand. Sie demoraliſiren das Volk, weil ihm als Gnadenpfennig zugeworfen wird, was ihm als Recht gebührt, weil es gezwungen wird, darum zu bitten und zu betteln, während die Geſellſchaft die Pflicht hätte, dem armen Arbeiter beizuſpringen. Eine ſolche Unterſtützung würde ihn erheben, während ihn das Almoſen vor ihm ſelbſt erniedrigt, und mit der Unterſtützung, die ihm nach Maßgabe ſeines Elends zu Theil wird, würde ihm auch wirklich geholfen werden, während die Almoſen nur ſein Elend friſten. Die ganze Armenverwaltung der Hauptſtadt wird daher auch von den Einwohnern derſelben durchaus gemißbilligt und nur wenig unterſtützt. Der Ertrag der Haus-Collecte, welche die Bezirks-Armen-Commiſſionen von den Einwohnern Berlins im Jahre 1842 erhoben haben, beträgt nur 30,372 Thlr., und zwar 7,790 Thlr. weniger, als in den vorangegangenen vier Jahren, eine Summe, die mit dem ſonſtigen Wohlthätigkeitsſinn der Berliner nicht im Einklang ſteht. Sie thun aber recht daran, ein Inſtitut, das ſeinem Princip nach falſch eingerichtet iſt, nicht zu unterſtützen. Ehe ein Armer von der Armendirection jenes Almoſen erhält, muß erſt ein Actenſtoß darin vollgeſchrieben werden, und dann geht es doch nach Gunſt und Fürſprache. Wie das Volk darüber denkt, hat uns Bettina berichtet. — Es klingt wie Hohn, wenn die Armendirection berichtet, welche Wohlthat es im Jahre 1841 für 216 und 1842 für 240 Familien geweſen, daß ſie dieſen für die Beiſteuer von 2 Thlr. 10 ſgr. bis 13 ſgr. ein Stück Land zum Kartoffelbau überlaſſen habe, auf dem ſie 1841 über 27 Scheffel Kartoffeln gewonnen hätten. Ja ſie ſelbſt, die Armendirection hat auch noch 324 Thlr. 10 ſgr. 6 pf. darauf verwandt! Darauf iſt ſie dabei aber nicht gekommen, daß dieſer Erfolg ihr den Weg zu einem richtigeren

Verfahren weisen müßte. Wieviel könnte sie nützen, wenn sie ihre großen Fonds dazu verwendete, landwirthschaftliche Colonieen und Werkstätten in der unmittelbaren Nähe Berlins zu stiften. Die Stadt besitzt hier noch eine Menge unbebauten Landes, auf dem Hunderte von Arbeiterfamilien leben könnten, und das durch diese erst wahrhaft nutzbar gemacht würde. Dies zu bewerkstelligen fällt aber unserm wohlweisen Magistrate nicht mehr ein. Solche Ideen hatte wohl Friedrich der Große, jetzt aber hat sie Niemand mehr. Er hat in allen Gegenden des Landes Arbeitercolonieen gestiftet, die noch bestehen und blühen, und an denen man sich ein Beispiel nehmen könnte, wenn man wollte. Aber man denkt nicht einmal daran. Wieviel könnte überhaupt geschehen, wenn die Bevölkerungsverhältnisse Preußens von einem rationellen Gesichtspunkte aus betrachtet würden und man darauf hinzuwirken strebte, den minder bevölkerten Provinzen durch solche Colonieen aufzuhelfen! Der preußische Staat ist nichts weniger wie übervölkert, er kann eine noch ungleich größere Anzahl von Einwohnern ernähren, als jetzt, wenn Ordnung in das Chaos des Privaterwerbs gebracht würde.

In der Hauptstadt findet der Local-Verein, wie die obigen Angaben zeigen, noch Alles zu thun. Denken wir uns, daß er wirklich in's Leben träte, so wäre das Erste, was er vornähme, daß er die verschiedenen Bezirke organisirte und den Thatbestand der in denselben herrschenden Arbeiternoth festzustellen suchte. Dies würde sehr bald geschehen. Trotz des Mißtrauens, welches das Volk bisher gegen den Verein hatte, weil es fürchtete, daß daraus eine neue Beaufsichtigung, eine neue Polizei für es hervorgehen würde, hat sich bereits die lebendigste Theilnahme für denselben kund gegeben. Mehrere hundert Arbeiter haben bereits ihren Entschluß, dem Verein beitreten zu wollen, zu erkennen gegeben. Auch sind die vorläufigen freien Versammlungen eines Theils der Mitglieder des Vereins, welche wöchentlich in dem **Hotel de l'Europe** stattfanden, und in denen jene Angaben über die Arbeiterverhältnisse, die ich mitgetheilt habe, festgestellt wurden, bereits vielfach von den Handwerkern besucht worden. Eben deßhalb hat man sie aber auch für gefährlich erachtet und poli-

zeitlich verboten. Als die Theilnehmer derſelben an dem letzten Donnerſtage zuſammenkommen wollten, nicht, um die Berathungen fortzuſetzen, ſondern um eine Proteſtation gegen das Verbot abzufaſſen und zu unterſchreiben, fanden ſie den Saal verſchloſſen und das Haus mit Polizeibeamten und Gensdarmen beſetzt, welche Jeden abwieſen, der hinein wollte. Das iſt ein ärgeres Verfahren, als es gegen die Studentenverſammlungen ausgeübt wurde. Dieſe durfte der Senat verbieten, bei Bürgerverſammlungen, die öffentlich abgehalten werden, hat die Polizei nur das Recht, nach dem Zwecke zu fragen. Dies iſt hier nicht geſchehen. — Verfolgen wir die Wirkſamkeit des Vereins weiter. Iſt er erſt im Stande, die vorhandene Noth zu überſehen, ſo wird er auf die zunächſt nothwendigen Mittel zur Abhülfe derſelben denken. Er wird die Arbeiter, die ſich in den einzelnen überfüllten Gewerbszweigen befinden, veranlaſſen, in andere überzugehen, und dafür zu ſorgen haben, daß ſie ſich die Kenntniß dazu verſchaffen können. Dieſe Belehrung des Volkes wird daher ſehr bald die Hauptthätigkeit des Vereines in Anſpruch nehmen. Er wird Gewerbeſchulen errichten, Vorträge nach Art derer, welche ſchon jetzt in dem Geſellenvereine gehalten werden, anordnen, und dadurch mit dem Volke überhaupt in einen geiſtigen und ſittlichen Verkehr treten. Die Rohheit, in der das Volk bis jetzt gelaſſen worden iſt, bildet das Haupthinderniß ſeiner Entwickelung. Dieſe muß gebrochen werden. Das Volk muß Theil haben können an der Bildung, der ſogenannte Gebildete darf überhaupt nichts vor ihm voraushaben wollen. Jeder muß die Möglichkeit vor ſich ſehen, ſeinen Geiſt ſo weit zu bilden, als deſſen natürliche Befähigung es zuläßt. Weßhalb ſoll der Mann aus dem Volke nicht ebenſo über das Weſen der Zuſtände, in denen er lebt, unterrichtet ſein, wie der Gebildete? Erſt dann hat er ein Vaterland, wenn er dieſes weiß, und erſt dann kann er es lieben, wenn er genießt, was es Gutes beſitzt. Und erſt dann wird er ſich als Menſch fühlen lernen, wenn ihm ſeine Mitbrüder hierzu behülflich ſind und liebreich entgegenkommen.

Außer dieſer Hauptbeſtrebung wird der Verein aber auch darauf bedacht ſein, die ſtete Circulation der Arbeit aufrecht zu

erhalten und den Arbeitern, welchen augenblicklich noch die Mittel dazu fehlen, solche darzubieten. Es sind bereits mehrere höchst praktische Einrichtungen dazu vorgeschlagen worden. Es soll eine Arbeiterbörse errichtet werden, auf der die Arbeiter fortwährend erfahren können, wo Arbeit zu haben ist. Dadurch wird sich ihnen ebenfalls eine richtige Einsicht in das Verhältniß der verschiedenen Arbeitszweige ergeben, sie werden daraus ersehen können, welche überfüllt sind, und welche noch der Hände bedürfen. Ferner hat eine vermögende Dame sich bereits erboten, ein bedeutendes Capital dazu herzugeben, um Eugene Sue's Idee einer unentgeltlichen Leihanstalt*) für bedürftige Arbeiter zu verwirklichen. Auf die Bürgschaft zweier redlicher Genossen derselben sollen ihnen kleine Summen, welche sie zur Anschaffung von Handwerkzeug oder zur Besserung ihres Hausstandes bedürfen, dargeliehen werden. Ebenso dringend thun Leihanstalten auf Sachen zu niedrigen Zinsen noth. Das königliche Leihamt nimmt 10 Procent Zinsen, und noch mehr nehmen die jüdischen Pfandleiher. Dadurch wird es den Armen fast unmöglich gemacht, ihre Sachen wieder einzulösen und es wird unendlich viel Elend dadurch veranlaßt. —

Wieviel der Verein für die heranwachsende Generation zu thun vermag, wie wahrscheinlich es ist, daß er der ganzen Volkserziehung eine neue Richtung geben, daß er diese erst zu einer Wahrheit machen werde, brauche ich nicht auszuführen.

Und um dieses höchste aller Güter, welche ein Volk nur besitzen kann, wie um alle diese trefflichen Einrichtungen, die jetzt schon in's Leben treten könnten, würde das Volk also gebracht werden, wenn man diese Bewegung hemmte!

Die Regierung unsers Staates nennt sich jetzt eine „christliche." Ist es christlich, frage ich nun, dieses Streben, in dem sich die lauterste Bewährung der Liebe kund gibt, zu hemmen? Das Christenthum soll die Religion der Liebe sein. Diese Liebe geht freilich aus dem Glauben hervor, und der Christ kennt nur

*) Bei welchem Institute übrigens, wie Marx gezeigt, Capital und Zinsen verloren gehen. D. Ü

Liebe gegen ſeine Glaubensgenoſſen. Für die, welche nicht wie er glauben, hat er den Haß, das Schwerdt und die furchtbarſten Grauſamkeiten, welche die Geſchichte kennt. Die freie Menſchheit aber hat auch für die Andersdenkenden Liebe. Weſſen Weſen iſt alſo das reinere, ſittlichere? Der chriſtliche Staat ſchämt ſich nicht, das Volk in ſeiner Rohheit, ſeiner Pöbelnatur beſtehen zu laſſen, der Staat der freien Menſchheit will den Pöbel zum Volke machen, indem er es zur Bildung führt. Weſſen Streben iſt alſo das mehr berechtigte?

Es kann kein Zweifel darüber obwalten. Die Sache der Menſchheit iſt älter als das Chriſtenthum und wird daher auch ihre tieferen Rechte geltend zu machen wiſſen. Der Fanatismus der Orthodoxie hat vor der Geſchichte kein Recht mehr. Selbſt der Katholicismus muß dieſes jetzt erfahren, und in der deutſch-katholiſchen Kirche wird ſich hoffentlich jetzt ein Element hervorbilden, welches uns von dem Papſtthum und dem Romanismus auf immer befreit. Dieſe Religion, welche Czerski und Ronge lehren, ſoll die der frei werdenden, von der Herrſchaft des Glaubens ſich befreienden Liebe ſein, und ihr Streben iſt daher auch unmittelbar dem Wohle des Volkes, ſeiner Bildung und Erziehung zugewandt. Sie iſt aus derſelben Regung hervorgegangen, welche die ſächſiſchen Lichtfreunde veranlaßt hat, dem Proteſtantismus eine neue praktiſche Geſtalt zu geben. Beide ſind noch nicht theoretiſch frei, aber ſie ſind auf dem Wege dazu, es zu werden, und beider Ziel iſt richtig und wahr. Es iſt am Ende das des Socialismus.

Dieſer aber wird ſich, wie geſagt, vollenden, weil er eine Nothwendigkeit iſt. — Will die Regierung des „chriſtlichen Staates“ uns daran hindern, ſo werden wir hier dieſelbe geſetzmäßige Oppoſition entgegenſtellen, welche wir ihr auf dem politiſchen Gebiete entgegengeſtellt haben. Wenn ſie uns nicht geſtattet, Local-Vereine für das Wohl der arbeitenden Klaſſen zu bilden, ſo werden wir „Bürgerverſammlungen“ bilden, wie dies bereits in Königsberg geſchehen iſt, und werden auch ohne beſtimmte Formen zu unſerm Ziele zu gelangen wiſſen. Ehe wir dazu ſchreiten, wollen wir aber noch einmal an die Cabinetsordre

des Königs vom 25. October appelliren, in welcher dieſer wünſchte, daß dieſer Verein „bald durch den Hinzutritt aller wahrhaft edlen Männer unter dem Gewerbſtande zu einem Baume erwachſen möge, der ſeine Zweige über das ganze Vaterland breite.“ Gebt ihm Raum, daß er Wurzel faſſe und er wird dazu erwachſen!

Berlin. Anfang März.

G. Weyer.

Der Allgemeine Hülfs- und Bildungsverein zu Köln.

Die große Kluft, welche ſich zwiſchen den Beſitzern und Beſitzloſen gebildet hat, nimmt an Tiefe und Ausdehnung immer zu. Sie droht der ganzen Geſellſchaft den Untergang. Die neueſte Geſchichte der ſogenannten civiliſirten Länder hat dieß auf das Unzweideutigſte bewieſen. Man iſt auf beiden Seiten vollkommen zur Erkenntniß jenes gefährlichen Zuſtandes gekommen und die Nothwendigkeit einer Beſeitigung deſſelben iſt überall klar hervorgetreten, wenn auch bei dem einen Theile nur aus Furcht, daß der Trieb ſich ſelbſt zu erhalten den andern Theil zur Empörung bringen würde. In Frankreich und England war dieß bereits ſchon ſeit längerer Zeit zu befürchten. Da brachen plötzlich im Laufe des vergangenen Sommers die ſchleſiſchen Weberunruhen aus und mit ihnen war jener Zwieſpalt auch für die Bevölkerung Deutſchlands klar bewieſen. In Schleſien trieb der Hunger Schaaren von Unglücklichen zum Kampfe gegen die beſtehende Ordnung, während zu derſelben Zeit die deutſche Induſtrie in Berlin die größte Triumphe feierte und dort auch die Erzeugniſſe derer glänzten, welche beinahe verhungert zum Aeußerſten getrieben waren. Das Krachen der zerbrechenden Maſchinen und niederſtürzenden Fabrikgebäude Schleſiens mag manchen Fabrikanten ſchauderhaft in den Ohren geklungen und ſie zitternd zum Nachdenken gebracht haben. Wie dem auch ſei, die große Induſtrie-Ausſtellung in Berlin ſchloß mit dem Vorſchlage eines Vereins zum Wohle der arbeitenden Klaſſen, der ſich über ganz

Preußen, ja über ganz Deutschland ausdehnen sollte. Die Verbesserung des sittlichen und wirthschaftlichen Zustandes der Hand- und Fabrikarbeiter, hieß es in dem ersten Aufrufe, sei eine dringende und sehr wichtige Aufgabe unserer Zeit. Auch ging man von dem Grundsatze aus, daß „an diesen Vereinen“ die Hand- und Fabrikarbeiter möglichst Theil nehmen und bei der Verwaltung thätig mitwirken sollten. Die Wirksamkeit des Vereins sollte sich nicht blos auf die Verbesserung des materiellen, sondern auch des geistigen Zustandes der arbeitenden Klassen erstrecken, wie dies auch deutlich aus den einzelnen zur Erreichung des Zweckes vorgeschlagenen Mitteln hervorging. Dieser Aufruf war nicht allein von Industriellen, sondern auch von einem Theile der Beamten, welche in den Ministerien die höchsten Stellen bekleideten, ausgegangen und ganz Deutschland, ja sogar das Ausland jauchzte, weil man daraus schloß, es sei der feste Wille der Preußischen Regierung, etwas Ernstliches, Ersprießliches zur Abhülfe der gesellschaftlichen Mißstände zu thun. Die Cabinets-Ordre, welche der König am 25. October erließ und worin er mit den eindringlichsten Worten sich der zu gründenden Vereine annahm und ausdrücklich erklärte, daß er sich jeder Vergrößerung und Stärkung des Vereins auf das Innigste erfreuen werde, schien dieses Vertrauen in die neue Bahn, welche die Preußische Regierung betreten wolle, hinlänglich zu rechtfertigen. Aber der Erfolg hat diese Meinung bis heute nicht bewährt.*) Zwar ergriff das Volk an allen Orten lebhaft die Angelegenheit. Großes schien sich entwickeln zu wollen; aber die Regierung, jene Regierung, welche sich kurze Zeit vorher so lebhaft dafür ausgesprochen hatte, legte allen diesen Bestrebungen die größten Hemmnisse in den Weg, ja man muß zu der Meinung versucht werden, daß ihr der Enthusiasmus, mit dem die Idee solcher Vereine begrüßt worden, gefährlich erschienen, daß sie nur auf Mittel sinnt, die ganze Angelegenheit zu unterdrücken. So ist es denn gekommen, daß ungeachtet der großen Theilnahme des ganzen Volkes noch kein Verein in Wirk-

*) Siehe die Schlußbemerkung.

ſamkeit getreten, ja ſogar noch keiner bis zu ſeiner definitiven Conſtituirung gelangt iſt. —

Die Verſuche, ſolche Vereine in's Leben zu rufen, ſind an einzelnen Orten von den entgegengeſetzteſten Anſichten aus gemacht worden. Hier waren es die Regierungsbeamten, welche die Initiative ergriffen, dort die Fabrikanten, an einigen Orten die Geiſtlichkeit und was mit ihr zuſammenhängt, an andern endlich mehr die ganze Bevölkerung; es konnte daher auch nicht auffallend erſcheinen, daß die verſchiedenartigſten Grundſätze dabei vorgebracht worden ſind. Köln war einer der erſten Orte, wo man zur Bildung eines ſolchen Vereins zuſammentrat; dort war die ganze Bevölkerung berufen worden, an der Urverſammlung zur Bildung deſſelben Theil zu nehmen, kein Comité hatte ſich vorher gebildet, keine beſtimmte Partheianſicht an die Spitze geſtellt; im Gegentheil Alles, d. h. die verſchiedenartigſten Anſichten waren vereinigt, und das Ergebniß kann daher mit Sicherheit als der Wille der Majorität der ganzen Bevölkerung betrachtet werden. Das Beiſpiel Kölns, die dort ſtattgefundenen Debatten, die Anſichten, denen der Sieg ward, der daraus hervorgegangene Statuten-Entwurf haben die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland, ja der Nachbarländer auf ſich gezogen und einen großen Einfluß auf die Bildung ähnlicher Vereine an andern Orten und die ſolchen zu Grunde zu legenden Principien geäußert. Es mag daher wohl gerechtfertigt ſein, über die Verhandlungen des Kölner Vereins und namentlich die Tendenzen, welche in dem Statuten-Entwurf ſich geltend machten, hier etwas mitzutheilen.

Bevor wir jedoch zu dem Thatſächlichen übergehen, wollen wir die Hoffnungen und Befürchtungen aufzuſtellen ſuchen, die man von den verſchiedenen Seiten bei der Bildung ſolcher Vereine hatte, überhaupt, welche Wirkſamkeit den Vereinen, je nach den verſchiedenen Anſichten, gegeben werden ſollte. Zuerſt die Regierung, d. h. die Büreaukratie; ſie ſah zwar recht gut ein, daß etwas gegen den immer mehr um ſich greifenden Pauperismus geſchehen müſſe, ſollte nicht die Ruhe des Staates erſchüttert, der Mechanismus des Regierens gewaltſam unterbrochen werden; die Anregung zur Bildung von Vereinen, die von ein-

seinen Fabrikanten ausgegangen, war daher eine schöne Gelegenheit, sich den Schein zu geben, den Richtungen der neuen Zeit gemäß auch für diejenigen etwas zu thun, welche bisher von Allem ausgeschlossen waren. Es konnten ja, wenn man Herr der Bewegung bliebe, und dies war bei dem Bunde mit den besitzenden und deshalb conservativen Fabrikanten vorauszusehen, aus den Arbeitern, die so viel Gährungsstoff in sich verbergen, in andern Ländern bisher so gerne bereit waren, einer jeden ausbrechenden Bewegung sich anzuschließen, unterthänige Staatsbürger, ergebene Soldaten herangebildet werden. Aber wie dann, wenn man der Bewegung nicht mehr Herr bliebe, wenn der ergangene Ruf überall widerhallte, wenn Männer mit dem entschiedenen Willen, in der That zum Wohle der Arbeiter zu wirken, sich der Angelegenheit annähmen; dann müsse nothwendig eine Macht neben der Büreaukratie sich erheben, welche dieser den Untergang zu bereiten drohe — dies war die Befürchtung, die aber erst dann eintrat, als man sah, daß der deutsche Michel die Sache ernst genommen, und an vielen Orten entschieden Hand an's Werk gelegt wurde. Vielleicht konnte gar Mancher die Vereine zu politischen Zwecke benutzen wollen. (!!) Es blieb nichts Anderes übrig, als den Versuch zu machen, die ganze Angelegenheit im Keime zu ersticken. Ob dies gelingen wird, ob sich eine angeregte Begeisterung, zumal, wenn sie den Hauptrichtungen der jetzigen Zeit entspricht, ungestraft wieder beschwichtigen lasse, ist die Frage, welche die nächste Zeit zu lösen hat. —

Auch die Fabrikanten waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß für das Wohl ihrer Arbeiter etwas geschehen müsse; drohend stand das Beispiel Schlesiens vor ihren Augen; vielleicht mögen sogar Einzelne unter ihnen wirklich gerührt gewesen sein (?) von dem großen Elende, das unter denen herrscht, welche die schönsten Erzeugnisse der Industrie schaffen. Sie ergriffen die Initiative, damit nicht vielleicht Andere oder gar die Arbeiter selbst eine Verbesserung des Loses der Letztern verlangten. Aber sie wollten das Maß der Verbesserung strenge bestimmen, ja nicht zuviel gewähren, weil dies gefährlich gewesen

wäre. Das Intereſſe der Fabrikanten gebot daher, ihre Arbeiter in einen ſolchen materiellen Zuſtand zu verſetzen, daß ſie nicht genöthigt wären, um überhaupt leben zu können, ihre Fabrikherrn zu beſtehlen. Ruhe, Unterwürfigkeit, Mäßigkeit, Sparſamkeit, Ergebenheit gegen den Fabrikherrn und ſein Haus, das ſind die Tugenden, welche den Arbeiter in den Augen des Fabrikanten vor Allem zieren. Sparkaſſen, Prämienkaſſen, Penſionsfonds für Arbeiter, die eine lange Reihe von Jahren bei demſelben Fabrikanten in Arbeit geblieben waren, das ſchienen den Fabrikanten die geeignetſten Mittel, die erwähnten Zwecke zu erreichen. Sie hatten nebenbei den Vortheil, das Intereſſe der Arbeiter mehr an das des Fabrikanten zu knüpfen; denn der Letztere war Inhaber aller Kaſſen, von ihm hing es ab, einzelne Vortheile, die abſichtlich bei dieſen Einrichtungen gewährt wurden, den ihm ergebenſten Arbeitern zukommen zu laſſen, er hatte ſie, da er ihre Erſparniſſe verwahrte, immer in Händen und wenn ein Unglücksfall eintrat, Krankheit ausbrach u. ſ. w., dann hatte der Arbeiter ſich etwas erſpart, um ſich ſelbſt zu helfen, es beſtand eine von den Arbeitern ſelbſt unterhaltene Unterſtützungskaſſe, welche helfend eintreten konnte, der Fabrikant war aller ſeiner Verpflichtungen entbunden, er hatte ſo väterlich für ſeine Untergebenen geſorgt, indem er ihnen Sparkaſſe, Unterſtützungskaſſe u. ſ. w. einrichtete, warum hatten ſie keinen Gebrauch davon gemacht, ſtatt den Sonntag dem Gebete zu weihen und Gott dafür zu danken, daß er ihnen einen ſo ſorgſamen Herrn gegeben, Branntwein getrunken, vielleicht ſich ſogar daran berauſcht, um das Elend zu vergeſſen, in dem ſie mit ihren Familien ſchmachteten, und einen Erſatz gegen die harte Behandlung zu ſuchen, die bei dem kümmerlichſten Lohne ihr väterlich ſorgender Fabrikherr ihnen die ganze Woche angedeihen ließ. Wenn aber die Vereine mehr wollten, wenn die Preſſe das richtige Verhältniß zwiſchen Arbeit und Lohn, Arbeit und Genuß von allen Seiten beleuchtete, wenn man als Zweck des Vereins aufſtellte, in Wirklichkeit Wohlſtand und Bildung unter allen Menſchen zu verbreiten, dann war freilich zu fürchten, daß die Arbeiter einſehen lernten, die ganze väterliche Sorgſamkeit

ihres Herrn sei dies ein Deckmantel seines heuchlerischen Eigennutzes, dann würden sie vielleicht verlangt haben, daß Arbeit und Lohn in einem richtigeren Verhältnisse stehen müsse, so daß sie nicht an den Gränzen des Hungertodes schwebten, während ihr Herr in wenigen Jahren viele Tausende erwarb; ja sie würden vielleicht dahinter gekommen sein, daß das größte Fabrikgeheimniß das sei, um die Erzeugnisse so wohlfeil, wie möglich herzustellen, die Arbeiter, d. h. die Producenten, soviel wie möglich zu drücken, ihren Lohn auf das Minimum zu reduciren und auf der andern Seite die Erzeugnisse so theuer wie möglich an den Consumenten, d. h. der Mehrzahl nach wieder die armen, arbeitenden Volksklassen abzusetzen. — Und so ging das Heer der Befürchtungen weiter, bis sie schon die Arbeiter zusammengerottet in offener Rebellion auftreten sahen.

Lieber Nichts, als zu viel, war die Parole der Fabrikanten. Sollten die Vereine mehr, als die oben erwähnten Einrichtungen beabsichtigen, wozu höchstens noch eine Schule hinzuzufügen sei, in der den Fabrikkindern die auseinandergesetzten Tugenden, der Gehorsam gegen Fabrikherr und Staat gelehrt, und sie mit Gott für König und Vaterland erzogen würden, so war dies vom Uebel; es waren Aufwiegler, Communisten u. s. w., die mehr verlangten, es war das größte Verbrechen gegen Gott, König und Vaterland, eine Sucht nach Ansprüchen auf ein menschliches Leben bei den Arbeitern zu erwecken. Die Vereine mußten daher in jene Gränzen verwiesen werden oder gar nicht bestehen, darin stimmten die Fabrikanten ganz natürlich mit der Regierung überein. —

Wir kommen zur Geistlichkeit und was mit ihr zusammenhängt, den Pietisten, Ultramontanen, Frommen und wie sie immer heißen mögen. Einer der Hauptführer dieser Partei soll auf dem soeben vollendeten Rheinischen Landtage bei Gelegenheit eines Antrages um eine reichsständische Verfassung geäußert haben, daß alles Unglück der modernen Zeit einzig von der beklagenswerthen Vermischung und Verschmelzung der Stände herrühre, es werde den modernen Staaten nicht eher Glück blühen, bis sie die scharfe Trennung der Kasten wieder hergestellt hätten, bis der

Drang nach Gleichheit, der unvertilgbar in jeder Menſchenbruſt ruhe, wieder wie ehemals einzig in der Religion ſeine Befriedigung finde und keine Anſprüche an Verwirklichung im ſtaatlichen Leben mehr erhebe. Die Religion ſei die Zuflucht aller Betrübten und irdiſch Mangelleidenden. Nur in der Idee des Jenſeits ſei für die größte Maſſe der Menſchen Glück und Troſt zu finden — hienieden müſſe und werde das Leben für dieſe Maſſen ſtets ein Kampf mit Noth und Entbehrung bleiben. Was der Redner hier in Bezug auf die Fortſchritte des ſtaatlichen Lebens bemerkt, dies iſt die Anſicht jener ganzen Partei auch über die Veränderungen in den geſellſchaftlichen Zuſtänden. Wollen die Vereine das Loos der arbeitenden Volksklaſſen in materieller Hinſicht verbeſſern, ſo verſperren ſie ihnen die Ausſicht auf den Himmel; denn nur durch Noth und Entbehrung führt der Weg dorthin. Es muß der chriſtlichen Wohlthätigkeit überlaſſen bleiben, die Armen vor dem Verhungern zu ſchützen; denn Werke der Barmherzigkeit zu üben, iſt eines der Mittel, durch welche die Reichen zum Himmel gelangen; die natürlichen Ausſpender der chriſtlichen Wohlthätigkeit ſind aber nur die Geiſtlichen und Frommen, denn ſie allein wiſſen zu beurtheilen, welche Armen durch einen gottesfürchtigen, frommen Lebenswandel der Unterſtützung würdig ſind; dieſe auch den Uebrigen zukommen zu laſſen, wäre ein Verbrechen; denn nur die größere Noth, die härteren Prüfungen ſind geeignet, ſie zu einem Gott gefälligeren Lebenswandel zurückzuführen. In dieſer Hinſicht bedarf es alſo keiner Vereine, wollen Letztere ſogar eine gleiche Berechtigung aller Menſchen an den Genüſſen der irdiſchen Güter aufſtellen, ſo führen ſie den Menſchen von dem Pfade der Religion ab; denn eine Gleichheit beſteht nur jenſeits im Himmel und auch da nur eine Gleichheit der Auserwählten, die Uebrigen ſind zum hölliſchen Feuer verdammt. Wohl aber bedarf es Vereine, welche die Herbeiführung einer größeren Religioſität bezwecken u. ſ. w.

Was daher durch Vereine bewirkt werden kann, leiſten vollkommen die Guſtav-Adolphs-, Karl-Borromäus- und andere Vereine. Führt die Armen in die Kirche, dort iſt das Heil für ſie zu finden, da iſt die Bildung zu erlangen, deren ſie bedürfen. —

Und nun die liberale Bourgeoiſie, die Conſtitutionsmänner, Partiſane des politiſchen Fortſchrittes, der freien Concurrenz, die Männer des ſtarren Rechtes und Geſetzes mit ihrem Anhang, die Deputirten, Advocaten, Krämer, Capitaliſten u. ſ. w. Welche ſind ihre Anſichten über die Vereine? Seitdem die freie Concurrenz eingeführt iſt, ſeitdem die Gleichheit in Bezug auf den Betrieb der Gewerbe und aller Geſchäfte dem Rechte nach feſtgeſtellt iſt, bedarf es nichts Weiteres, um den Armen materiell aufzuhelfen. Sie haben ja das Recht, zu handeln, wie die Anderen auch, ſelbſtſtändig jedes Geſchäft zu betreiben, was ihnen nur beliebt; dies iſt der Weg zum Wohlſtande. Der Arme kann mitkämpfen in jenem beſtändigen Kampfe der freien Concurrenz, unterliegt er, ſo iſt es ſeine Schuld und deſto beſſer für den, welcher ſiegt; Jener kann den Kampf auf's Neue verſuchen. Das Recht der individuellen Freiheit, das Recht, zu thun und laſſen, was ein Jeder will, mithin auch ſeine Mitmenſchen zu eigenen Vortheilen zu benutzen und zu mißbrauchen, ſo viel es dieſe ſich nur immer gefallen laſſen, iſt eins der heiligſten Menſchenrechte. Es iſt ja der freie Wille eines jeden, ſich unterdrücken zu laſſen u. ſ. w., das ſind die Redensarten, die unſere Liberalen bekanntlich im Munde führen. Da freie Concurrenz beſteht, bedarf es mithin keiner Vereine für die arbeitenden Volksklaſſen; die Unterdrückten haben ihre Unterjochung ſelbſt verſchuldet, ſie können ſich ſelbſt von jenem Drucke befreien, denn ſie haben das Recht dazu. Ihnen die materiellen Mittel ſchaffen zu wollen, das ihnen zuſtehende Recht benutzen d. h. ein ſelbſtſtändiges Geſchäft betreiben zu können, wäre Unrecht; denn es beſteht freie Concurrenz, auch der Capitaliſt, auch das Geld ſelbſt hat ſeine Rechte, die müſſen ebenfalls geachtet werden. Sollen gar Einrichtungen getroffen werden, welche dem Armen die Vortheile gewähren, welche dem Reichen durch ſein Geld dargeboten ſind, welche Jenen von dem ſchweren Drucke der Kummerlaſt emancipiren, die von ſeiner Armuth, d. h. von dem Umſtande, daß er nur in den kleinſten Quantitäten ſeine Bedürfniſſe einkaufen kann und, um überhaupt leben zu können, zu jedem Preiſe ſeine Arbeit und ſeine Arbeitserzeugniſſe hingeben muß, ſo wäre dies das größte Unrecht, der

größte Eingriff in die freie Concurrenz; denn das Verbrechen des Armen iſt es ja gerade, daß er kein Geld hat, und daraus Nutzen zu ziehen, iſt ein Recht desjenigen, der mit größerem Capital ausgerüſtet iſt. Das Capital iſt ja vor Allem berechtigt; wer ſeine Macht zu brechen ſucht, handelt unrecht, ungeſetzlich, iſt ein Gleichheitler, ein Communiſt u. ſ. w. Aber dennoch haben in den Augen jener Herren die Vereine manches Gute. Einestheils iſt es von jeher als eine Verpflichtung, vielleicht als eine Schutzwehr der Reichen betrachtet worden, die Armen nicht verhungern zu laſſen. Bewirken die Vereine dies, ſo haben ſie ihre Pflicht gethan, retten ſie dieſe ſo weit, daß ſie nicht thatſächlich genöthigt ſind, gewaltſam in das Eigenthum der Reichen einzugreifen, ſo ſind ſie ein treffliches Mittel zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit. Eine Einrichtung nach dem Muſter der engliſchen Work-houses wäre in dieſem Sinne das Ideal der Wirkſamkeit der Vereine. Anderntheils ſind ſolche Vereine auch vielleicht ein herrlicher Tummelplatz politiſcher Leidenſchaften, zumal in einem Lande, wo es ſo wenig Gelegenheit zur Aeußerung gibt. Politiſcher Fortſchritt iſt es, was vor Allem Noth thut, d. h. jener politiſche Fortſchritt, der die Gewalt in die Hände der Bourgeoiſie legt. Aber eine Erweiterung oder Aenderung der Rechtsbegriffe der unteren (das iſt der eigentliche Ausdruck jener Herren) Volksklaſſen herbeizuführen, wäre gefährlich; denn wer kein Eigenthum hat, kann auch keinen Anſpruch darauf machen, mitſprechen zu wollen bei der Geſetzgebung und Verwaltung des Landes. Er hat ja das Recht, Geld zu erwerben, und mit dem Gelde kommen auch die Erweiterungen der Rechtsbegriffe von ſelbſt. Eine Aenderung der Rechtsbegriffe derjenigen, die noch kein Geld haben, würde ſtatt einer Verbeſſerung eine Verſchlimmerung ihres Zuſtandes herbeiführen. Wenn die Rechtsbegriffe der Beſitzloſen geändert würden, ſo könnten ſie auch einmal auf den Gedanken kommen, daß das beſtehende ſogenannte Recht doch im Grunde ein Unrecht ſei, daß ihnen mit politiſchen Reformen Nichts genützt würde, daß es beſſer ſei, ſtatt deſſen Reformen der geſellſchaftlichen Zuſtände herbeizuführen, welche ſie in Wirklichkeit an den Genüſſen eines menſchlichen Lebens Antheil

nehmen lassen, während sie jetzt nur dem Rechte nach Ansprüche darauf haben, Ansprüche die in der Wirklichkeit nicht befriedigt werden.

Wenn sich daher unsere Liberalen gerne mit den Besitzlosen verbänden, um sie gegen die Regierung zu politischen Zwecken zu benutzen, eben so schnell sind sie bei der Hand, sich mit der Regierung zu verbinden, wenn sie befürchten, die Besitzlosen begnügten sich nicht mit ihren politischen Scheinfortschritten. Sie denunciren dann mit den gräßlichsten Schilderungen diejenigen, denen es Ernst ist, wirklich für die Besitzlosen etwas zu thun. —

Die Hoffnungen, welche die sogenannten arbeitenden Klassen selbst hegen, sind allerdings sehr verschiedene, oft auch sehr verkehrte. Viele sind unter ihnen, welche von denselben Ansichten beseelt sind, wie unsere liberalen Bourgeois, die bereits schon besitzen und zu conserviren streben, was jene erst durch die Vereine zu erlangen hoffen, um, sobald dies geschehen, auch wieder als ächter Bourgeois auftreten und handeln zu können. Im Allgemeinen schlummert aber in dem so sehr verwahrlosten Proletariate mehr richtiger Sinn über die großen Zeitfragen und deren zukünftige Lösung, als sich unser Bourgeoisie träumen läßt. Das Proletariat beginnt, sich bewußt zu werden, welche große Kluft zwischen Besitzern und Nichtbesitzern besteht und daß jene Kluft nicht dadurch an Gefahren für beide Theile verliert, daß man Brücken darüber bauet, um die Möglichkeit, von der einen Seite nach der andern zu kommen, zu gestatten, sondern erst dadurch, daß man sie so viel als möglich auszufüllen sucht, daß man den ganzen Plunder der socialen Uebelstände hineinwirft und daß man dadurch beide Theile befähigt, vollkommen vereint ein wahrhaft menschliches Leben zu führen, welches jetzt sowohl auf der einen, wie auf der anderen Seite unmöglich ist. Daß den meisten durch Hunger und Kälte seit lange her gemordeten Proletariern eine Abhülfe ihrer materiellen Lage als das Dringendste erscheint, mag wohl leicht zu erklären sein; noch weniger auffallend ist es, daß sie die Reichen als die zugleich Glücklichen betrachten und deswegen häufig in Bezug auf die Ansprüche zur Abhülfe der materiellen Noth Mißgriffe thun und in dieser Beziehung theilweise Ansprüche er-

heben, die ſolche Vereine nicht zu befriedigen im Stande ſein können. Auf der anderen Seite befürchten die Proletarier aber daß, je nachdem die Grundſätze der Vereine feſtgeſtellt und gewiſſe Einrichtungen in's Leben geführt würden, eine größere Bevormundung ihres ganzen Handelns und aller ihrer Verhältniſſe daraus entſtehen möchte, daß dann aber ſtatt einer Verbeſſerung ihrer Lage eine Verſchlimmerung daraus hervorgehen würde. — Was hoffen endlich wir, welche von dem Grundſatze durchdrungen ſind, daß jeder Menſch einen Theil der Schuld an den beſtehenden geſellſchaftlichen Mißſtänden trage, mithin auch verantwortlich für die Herbeiführung beſſerer Verhältniſſe ſei; die wir die gegenſeitige Verbindlichkeit aller Menſchen, geiſtig und leiblich einander zu helfen, als oberſten Grundſatz aufſtellen? Wir ſind überzeugt, daß die projectirten Vereine es nicht vermögen werden, radicale Mittel zur Herbeiführung eines vernünftigen geſellſchaftlichen Zuſtandes in's Leben treten zu laſſen, aber wir erwarten auf der anderen Seite, daß auch Palliativmittel ſchon immer etwas nützen, daß namentlich dadurch die Macht der Aſſociation beſſer erkannt wird; daß durch den Vereinsverkehr zwiſchen Bemittelten und Unbemittelten die beſtehenden Zuſtände klarer an den Tag kommen und das Material geſchaffen wird, über die Vortheile und Uebelſtände, welche dieſe für alle Menſchen haben, ein genügendes Urtheil zu fällen u. ſ. f. Sie hofften daher, daß die Vereine, auf die richtigen Grundlagen geſtellt und von den rechten Männern geleitet, dazu beitragen möchten, auf friedlichem Wege die großen Fragen der Gegenwart zu löſen.

Wir gehen nun kurz zu der Verhandlung und zur Geſchichte des Allgemeinen Hülfs- und Bildungs-Vereins zu Köln über, welche in mancher Hinſicht die Beweiſe zu dem oben Angeführten liefern wird. —

Durch eine von keinem Einzelnen und keinem Comite unterſchriebene Zeitungsankündigung war die Einladung zu einer allgemeinen Verſammlung für die Gründung eines ſolchen Vereins auf den 10. November 1844 erfolgt. Die Verſammlung ſelbſt wurde ſehr zahlreich beſucht und die Discuſſionen in derſelben

waren rein principieller Natur. Sie waren dadurch hervorgerufen worden, daß man vorſchlug, die Tendenz des Vereins dadurch klar hinzuſtellen, daß der Name des Vereins ſogleich definitiv feſtgeſetzt werde, da der Name nothwendig der Tendenz entſprechen müſſe, welche der Majorität am meiſten zuſage. Gleich beim Beginn der Discuſſion über den Namen bemerkte der Vorſitzende, Herr Advocat-Anwalt Compes, daß die Aufgabe des Vereins in jeder Hinſicht allgemein gefaßt werden müſſe. Der Verein habe daher den Kreis ſeiner Wirkſamkeit möglichſt weit zu greifen, in dem Mittelpunkte dieſes Kreiſes müſſe ſich Alles, was für das Wohl der arbeitenden Klaſſen zu thun ſei, vereinigen laſſen; die Noth ſei eine materielle und eine geiſtige, ſie halle in allen Klaſſen der Geſellſchaft wieder, daher die Hülfe gewiſſermaßen eine gegenſeitige ſein müſſe; er glaube, daß die Vereine ſich den Zweck zu ſetzen haben, den geſellſchaftlichen Zuſtand durch alle Mittel zu verbeſſern, die ſich bereits bewährt haben und ſich in der Folge noch bewähren mögen. Noch entſchiedener ſprach Herr Aſſeſſor Jung dieſe Grundſätze aus, indem er den Namen: „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" vorſchlug. Der Name: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſe", ſagte er, ſei falſch, beleidigend und unpraktiſch; falſch, weil wir Alle arbeiteten und daher kein Verein von Müßiggängern für die Fleißigen beabſichtigt werde; beleidigend, weil er eine ſchützende und eine beſchützte, patroniſirte Klaſſe vorausſetze, mithin Standesunterſchiede zwiſchen Armen und Reichen mache; es könne ſich aber nicht darum handeln, den ſogenannten höheren Klaſſen den Beruf zu vindiciren, die ſogenannten niederen Klaſſen ſittlich zu heben, zumal da jene keineswegs an Sittlichkeit höher ſtänden, als dieſe, wovon die tägliche Erfahrung oft genug Beiſpiele zeige; unpraktiſch endlich, weil nur in gemeinſchaftlichem, gleich berechtigten Zuſammenwirken allen Menſchen, ohne Bewußtſein ihrer chimäriſchen Gränzmauren, das Selbſtgefühl und mithin auch die Thatkraft der von der Ungerechtigkeit des Schickſales Niedergebeugten erweckt werden könne. Er ſchlage deshalb den Namen: „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" vor; denn gegenſeitig müſſe das Wirken der Vereine ſein, da die Gegenſeitigkeit in des

Menſchen Natur liege und nur durch die Geſchichte verfälſcht worden ſei, und wer da meine, die Beſitzloſen könnten den Beſitzenden Nichts bieten, den mache er darauf aufmerkſam, daß die Iſolirtheit der Beſitzenden in dem Streben nach Freiheit und Bildung die einzige Urſache der Unvollkommenheit und des geringen Fortſchrittes in dieſen Gebieten ſeie; würden die Vereine tüchtig gewirkt haben, dann könne kein Zweifel mehr ſein, daß z. B. das Bedürfniß nach Preßfreiheit ſich überall fühlbar gemacht haben würde und ihre Gewährung nicht länger hinzuhalten ſei. — Die Verſammlung war von nun an entſchieden in zwei Anſichten getheilt, die Einen verlangten, baſirend auch die Gleichheit aller Menſchen, den Namen „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein", die Anderen, baſirend auf eine Scheidung in Klaſſen, den Namen „Verein zum Wohle der arbeitenden Klaſſen". Der erſtere Name fand die meiſte und zugleich die entſchiedenſt ausgeſprochene Vertheidigung und den allgemeinſten Beifall. Von allen Seiten erhob man ſich, um ſeine Zuſtimmung dazu zu erkennen zu geben. Der Verein ſei gerade berufen, bemerkte Herr Bergenroth, die große Kluft zwiſchen den ſogenannten verſchiedenen Volksklaſſen auszugleichen, es wäre daher ganz ſeiner Beſtimmung entgegen, wenn man eine Eintheilung in verſchiedene Klaſſen durch den Namen zugebe. Es ſei durchaus nothwendig, die Grundſätze der gegenſeitigen Verbindlichkeit für den Verein feſtzuſtellen, äußerte Dr. D'Eſter; denn Jeder einzeln, welche Stellung er auch immer in der Geſellſchaft einnähme, trage mit die Schuld an der ſchlechten Geſtaltung der jetzigen Geſellſchaft, er ſei dafür verantwortlich und verpflichtet, für die Herbeiführung einer beſſeren Geſtaltung in der Geſellſchaft thätig zu wirken; ein Jeder ſei berechtigt, von der ganzen Geſellſchaft Arbeit und Genuß zu fordern, wie er auch verpflichtet ſei, durch ſeine Arbeit der Geſellſchaft nach Kräften zu nützen. Es müſſe der Zweck des Vereins ſein, daß die menſchliche Entwickelung Alle umfaſſe und ihre leider noch beſtehende Ausſchließlichkeit, wodurch ſie in jeder Hinſicht unvollkommen bleibe, verliere. Es gelte, den Grundſatz klar und deutlich aufzuſtellen, damit man wiſſe, wonach man ſtreben müſſe; wenn auch die zur Erreichung des Vereinszweckes

zu bestimmenden Mittel nicht geeignet seien, das Ideal jenes Grundsatzes sofort zu verwirklichen, so wisse man doch, nach welcher Richtung ihre Wirksamkeit sich erstrecken müsse, man würde sich dann in der Wahl der Mittel nicht vergreifen, sie könnten höchstens vielleicht nicht fördern, würden aber, sobald der Hauptgrundsatz feststehe, keineswegs die fernere Entwickelung der ganzen Angelegenheit hemmen.

Die Gegner dieser Ansicht wagten es nicht, ihre grundsätzliche Verschiedenheit zu erkennen zu geben, sondern brachten für die Benennung „Verein zum Wohl der arbeitenden Klassen" nur Zweckmäßigkeitsgründe, Aengstlichkeit in Betreff der etwa nicht zu erlangenden Genehmigung des Vereins von Seiten der Regierung vor. Ein Redner, Herr L. Camphausen, der liberale Deputirte der Stadt Köln auf dem Rheinischen Landtage, verwahrte sich sogar feierlich in Bezug auf das von Herrn Jung Gesagte gegen alle politischen Tendenzen, indem er eine solche Tendenz dem Herrn Jung vorwarf, der ja doch nur gesagt hatte, daß auch für die Politiker, d. h. Herrn Camphausen und Genossen, zwischen Besitzer und Nichtbesitzer eine gegenseitige Hülfsleistung und Unterstützung bestehe. Als von dieser Seite unendlich viel von verschiedenen Volksklassen gesprochen wurde, bemerkte ein Handwerker, Herr Schützendorf, daß es allerdings zwei verschiedene Klassen gäbe, eine schaffende, nützliche, wozu Alle zu rechnen seien, welche, sei es mit der Hand oder dem Kopfe, arbeiteten, und eine müßige, lästige, welche Nichts thue, nur von der Arbeit der ersteren zehre und dieser hemmend in den Weg trete. —

Trotz alles Läugnens einer grundsätzlichen Verschiedenheit von Seiten der Klassenmänner entwickelte Herr Assessor Bürgers diese Verschiedenheit sehr klar und schloß damit, daß der Rheinländer noch um so mehr Ursache habe, eine Gleichstellung in diesen Dingen zu verlangen, da auch seine Rechtsinstitutionen auf dem Grundsatze der Gleichheit beruhten. Es scheine ihm daher bei der Verschiedenheit der Ansichten der Versammlung dringend nöthig festzusetzen, welcher Grundsatz der der Majorität sei und welche Tendenz dem Verein gegeben werden solle. Da die Klassen-

männer einſahen, daß ſie bei der ganzen Haltung der Verſammlung, bei einer definitiven Feſtſtellung des Namens des Vereins durchfallen würden, ſuchten ſie darzuthun, daß, nachdem die Verſammlung ihre Anſichten ausgeſprochen habe, es nur Sache eines zu wählenden Comite's ſei, den Statutenentwurf abzufaſſen und die geeigneten Vorſchläge für die Benennung des Vereins zu machen. Sie beantragten daher, die Feſtſetzung des Namens in der gegenwärtigen Verſammlung nicht vorzunehmen. Der Antrag ging mit einer geringen Majorität durch.

Die nun erfolgte Wahl eines Comite's von zwölf Perſonen zur Abfaſſung des Statutenentwurfs, wozu auch Vorſchläge für die Benennung des Vereins gehörten, bekundete deutlich, welcher Name die Majorität für ſich habe, da der größte Theil der Gewählten aus den entſchiedenſten Anhängern des Namens „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" beſtand.

In der Verſammlung hatten die Beamten und Bourgeois es nicht gewagt, ihre Anſichten offen auszuſprechen und ihren Gegnern grundſätzlich zu opponiren; deſto größere Gelegenheit ward der Thätigkeit ihrer Oppoſition in den folgenden Tagen auf dem Felde der heimlichen und offenen Intrigue gegeben. Nicht allein die ganze Angelegenheit, auch die Perſonen wurden verdächtigt, die an der Spitze des Comite's ſtanden, und ihnen alle möglichen anderweitigen Tendenzen unterſchoben. Beamte, Fabrikanten, Geiſtliche, Bourgeois, Liberale ſtimmten vereint ein Klagelied an. Die einige Tage ſpäter erfolgende Anweſenheit des Herrn Finanzminiſters Flottwell gab die beſte Gelegenheit, den Denunciationen Luft zu machen. Die Cenſur trat als treue Beſchützerin auf, verhinderte den Druck eines Berichtes und des vollſtändigen Protocolles in der Kölniſchen Zeitung, ließ die gehäſſigſten Denunciationen gegen den Präſidenten und Protocollführer der Verſammlung, dem man wegen der Nichtveröffentlichung dieſer Actenſtücke allerlei ſchändliche Abſichten unterſchob, paſſiren und ſtrich die einfache Erklärung dieſer Herren, „daß die Veröffentlichung eines Berichtes über die Verſammlung und des Protocolles derſelben auf Hinderniſſe geſtoßen ſei, welche zu beſeitigen nicht in ihrer Macht gelegen habe," weil es ungeeignet

ſei, Cenſurlücken anzudeuten. Die Fabrikanten klagten, daß die Arbeiter in der Gründung der Vereine den Beginn einer glücklichen Zukunft ſähen, daß ſie ſogar mit der Zeitung in der Hand auf die Fabrik kämen; die ganze Sache ſei unnöthig, da Arbeit und Verdienſt in Hülle und Fülle vorhanden ſei, und dergleichen Dinge mehr, die ſolche Leute im eigenen Intereſſe immer vorbringen. Man ſprach ſogar davon, einen Verein zum Schutze des Eigenthums zu gründen, um den Tendenzen des andern Vereins entgegenzutreten. Kein Wunder, daß die ängſtliche Regierung ſich genöthigt glaubte, einzuſchreiten, den Statuten-Entwurf, von dem man die gräßlichſten Dinge glaubte, einforderte, um nach Umſtänden von der Natur deſſelben die Genehmigung zu einer zweiten Verſammlung abhängig zu machen. Damit war wenigſtens Zeit gewonnen, einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen, da die zweite Verſammlung ſchon nach 14 Tagen ſtattfinden ſollte.

Das Comite hatte unterdeſſen die Ausarbeitung des Statuten-Entwurfes begonnen. Bei ſeiner erſten Zuſammenkunft legte ein Mitglied einen Statuten-Entwurf vor, der weſentlich derſelbe war, wie er ſpäter veröffentlicht wurde und der den Beifall der Mehrzahl der Comite-Mitglieder erhielt. Herr L. Camphauſen wünſchte, daß ſofort über den Namen des Vereins discutirt würde und erklärte nachher, keinen Theil mehr an den Geſchäften des Comite's nehmen zu können, als der Name „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" die Zuſtimmung der Majorität erhielt. Er gab die Motive ſeines Austrittes ſchriftlich zu Protocoll. Wir laſſen ſie hier folgen, weil ſie in vielen Beziehungen von Intereſſe ſind.

„So wie in der erſten Verſammlung ſofort die Discuſſion auf den Namen des zu ſtiftenden Vereins hingelenkt worden iſt, ſo wird auch das Comite nöthig finden, mit der Fortſetzung der Erörterung über die Benennung ſein Geſchäft zu beginnen. Es iſt dies vorzüglich deshalb nöthig, weil in jener Verſammlung, der ein Vorſchlag über irgend eine ſpecielle, dem Verein zu ſtellende Aufgabe nicht vorgelegt worden iſt, die Beſprechung über deſſen Aufgabe im Allgemeinen eine Deutung zugelaſſen hat, welche die Bildung und Ausbreitung des Vereins hemmen könnte."

„Wenn es gelingt, den Zuſtand der arbeitenden Klaſſen in materieller, ſittlicher und geiſtiger Beziehung zu verbeſſern, ſo wird davon auch eine Erweiterung und Aufklärung der Rechtsbegriffe, alſo ein erheblicher, politiſcher Fortſchritt die Folge ſein. Die Folge wird eintreten, wenn der Verein ſeinen Zweck erreicht. Dieſer Zweck aber, die Verbeſſerung des Zuſtandes der ärmeren Klaſſen, iſt eine ſelbſtſtändige Aufgabe, und wenn man zu derſelben die unmittelbare Einwirkung auf die Erweiterung oder Aenderung der Rechtsbegriffe zählen, oder gar mit einer ſolchen Einwirkung beginnen wollte, ſo würde man mit dem Ende anfangen, und wahrſcheinlich ſtatt einer Verbeſſerung eine Verſchlimmerung des Zuſtandes der ärmeren Klaſſen herbeiführen. Die Abhülfe wirklich beſtehender Noth, wirklich beſtehenden Elendes, die Beförderung des materiellen Wohls iſt unſtreitig die Grundlage, welche gewonnen werden muß, um von ihr aus weiter zu bauen."

„Es hat nun, ob mit Grund oder Ungrund will ich nicht unterſuchen, die ſonntägige Verſammlung auf Manche den Eindruck gemacht, daß ſie geeignet geweſen ſei, die arbeitenden Klaſſen zu erhöhten Anſprüchen anzuregen (sic!), ſie mit ihrem Zuſtande unzufriedener (sic!), zur Arbeit unwilliger zu machen, und ſtatt ihnen die Befriedigung vorhandener Bedürfniſſe zu verheißen, neue Bedürfniſſe (oh!) bei ihnen zu erwecken."

„Mir ſcheint es dringend, daß das Comité ſofort verſuche, dieſen Eindruck, der ſicher Fortpflanzung nach außen gefunden hat, zu verwiſchen, damit die Bildung des Vereins nicht auf Hinderniſſe ſtoße, und damit die möglichſt allgemeine Theilnahme an demſelben befördert werde. Das Mittel dazu iſt einfach: Gewöhnlich pflegen die Parteien beſtimmte Namen oder Bezeichnungsformen anzunehmen, obwohl ſelten die Worte, welche die Bezeichnung enthalten, zugleich den die Partei charakteriſirenden Begriff wieder geben. In ähnlicher Weiſe haben ſich in der ſonntägigen Verſammlung die Vorſtellungen an Worte angeſchloſſen, welche ſie keineswegs ausdrückten, die aber nunmehr den Anhaltpunkt für zwei Richtungen bilden mögen. Dieſe Worte ſind einerſeits: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen" und andererſeits „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungsverein." — Ich würde nicht das geringſte Bedenken dabei finden, die Bezeichnung „arbeitende Klaſſen" durch eine andere zu erſetzen, welche mit größerer Beſtimmtheit ausdrücken würde, daß von denjenigen Mitbürgern die Rede ſein ſoll, welche, auf den Lohn für ihrer Hände Arbeit angewieſen, häufig mit Entbehrung und Mangel zu kämpfen haben. Noch weniger Bedenken kann es mir erregen, das Wort „arbeitende Klaſ-

ſen" zu gebrauchen, weil daſſelbe hinlänglich bezeichnend iſt, und nichts enthält, was der Geltung der damit Bezeichneten als Menſchen und Staatsbürger zu nahe träte, nicht einmal etwas, worin ein Maßſtab für ihren Werth als Menſchen und Bürger gefunden werden könnte. Dagegen ſcheint es mir ſehr bedenklich, bei der Stiftung eines Vereins zum Wohle der Geſellſchaftsmitglieder, die ſich vorzugsweiſe durch ihrer Hände Arbeit ernähren, Anſtoß daran zu nehmen, daß der Arbeiter ein Arbeiter genannt werde. Von anderer Seite iſt auch gegen das Wort „Hülfs- und Bildungsverein" nichts zu erinnern, weil unzweifelhaft der Verein ſich nicht blos auf das materielle Wohl, ſondern auf die Erziehung und Bildung zu erſtrecken hat. Wegen des Zuſatzes „gegenſeitig" wäre zu bemerken, daß derſelbe unrichtig iſt, inſofern in dem Vereine eine völlige Gegenſeitigkeit nicht eintreten kann, noch wird, hauptſächlich aber, weil der Verein ſeine Wirkſamkeit nicht blos auf die eigenen Mitglieder erſtrecken muß, alſo kein gegenſeitiger Verein ſein wird. — Uebrigens wiederhole ich, daß ich geringes Gewicht darauf lege, den Werth oder Unwerth der beiden vorgeſchlagenen Benennungen zu ermitteln, daß es mir vielmehr nur darauf ankommt, daß das Comite einen für die Vereinsſache nach meiner perſönlichen Anſicht nachtheiligen Eindruck verwiſche. Das ſichere Mittel dafür iſt die Annahme der Benennung: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen," die ich hiermit vorſchlage."

Herr Jung, von dem der Vorſchlag des Namens „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" ausgegangen war, gab hierauf ebenfalls ſeine Meinung ſchriftlich, wie folgt, zu Protocoll, in welcher Erklärung die Anſichten des Herrn Camphauſen hinreichend beleuchtet werden:

„Herr Camphauſen behauptet: Die am Sonntage ſtattgefundenen Beſprechungen über den Vereinszweck hätten einerſeits einen nachtheiligen Eindruck hervorgebracht, der die Ausbreitung des Vereins hemmen, und ſeiner Bildung Hinderniſſe in den Weg ſetzen könnte, andererſeits die Furcht angeregt, die arbeitenden Klaſſen könnten zu erhöhten Anſprüchen, Unzufriedenheit ꝛc. veranlaßt, und bei ihnen ſtatt der Verheißung der Befriedigung vorhandener Bedürfniſſe, neue Bedürfniſſe erweckt werden. Herr Camphauſen behauptet alſo nicht, daß der vorgeſchlagene Name: „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" zu den erwähnten Eindrücken und Befürchtungen Veranlaſſung gegeben habe, noch daß er ſie überhaupt geben könnte, es folgt alſo von ſelbſt, daß, wenn der Name nicht der Anlaß der Befürch-

lungen und Mißverſtändniſſe iſt, dieſe auch nicht der Anlaß der Unterdrückung des Namens ſein konnen. — Was dieſe Befürchtungen ſelbſt betrifft, ſo vermögen wir ſie nicht zu errathen; ſollten ſie, wie Herr Camphauſen es andeutet, in dem Glauben beſtehen, man wolle mit der Erweiterung oder Aenderung der Rechtsbegriffe bei den arbeitenden Klaſſen den Anfang machen, ſo iſt mir wenigſtens eine ſolche Anſicht weder in noch außerhalb der letzten Verſammlung zu Ohren gekommen; daß ſie in dem Namen: „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungsverein" nicht enthalten ſei, bedarf nicht im entfernteſten des Beweiſes. — Ebenſo wenig wird man dieſem vorwerfen können, daß er bei den arbeitenden Klaſſen die erwähnten Mißverſtändniſſe hervorzurufen im Stande ſei; Herr Camphauſen müßte denn unter der Unzufriedenheit und den neu erweckten Bedürfniſſen der Arbeiter, die Erkenntniß ihres jetzigen unbefriedigenden Zuſtandes und das Streben nach einer Verbeſſerung deſſelben verſtehen, welches zu erwecken, zu befördern und ſeine Realiſirung möglich zu machen, meiner Anſicht nach allerdings die vornehmſte Aufgabe des Vereins ſein muß."

„Wenn man in der Verſammlung darüber einig zu ſein behauptete, daß die zu gewährende Hulfe nur den Zweck haben konnte, den ohnedieß Hulfloſen zur Selbſthulfe zu erſtarken, ſo wird man auch die vollſtändige Erkenntniß der eigenen Noth und die Sehnſucht nach einem beſſeren Zuſtande, als die erſte Grundlage der hervorzurufenden Selbſtthätigkeit anerkennen muſſen." — —

„Gibt es Bedenklichkeiten, die den Tag nicht ſcheuen, ſo bringe man ſie jetzt bei der Berathung der Statuten vor, man halte uns aber nicht die Furcht und das Uebelwollen derer als Schreckbild vor, die im Dunkeln ſchleichen und es nicht wagen, ihre Gründe vor das Licht der Oeffentlichkeit zu bringen." —

„Nach Herrn Camphauſen hat ſich nun die Furcht, welche die Verſammlung erregte, an den Gegenſatz der beiden, ſonſt unſchuldigen Namen geknupft und man verbindet nach ihm damit zweierlei Parteien. Parteien bilden ſich natürlich in jeder Verſammlung, wo verſchiedene Anſichten ſich ſtreitend gegenuberſtehen. Sollte Herr Camphauſen aber noch etwas anderes, fernerliegendes haben ausdrücken wollen, ſo wäre eine deutlichere Erklärung wunſchenswerth geweſen. Es war dieſe Andeutung um ſo überflüſſiger, als Herr Camphauſen nicht etwa eine Vermittelung der ſtreitenden Anſichten verſchlägt, ſondern unumwunden fur den einen Namen Partei ergreift, ſo wie ich fur den andern. — Es wird ſich alſo immer darum handeln, von welchem Principe die Verſammlung ausgehen

will, denn alsdann wird sie sich auch einen entsprechenden Namen beilegen müssen." —

„Will man also den sogenannten arbeitenden Klassen helfen von Außen her, ohne ihre eigene Mitwirkung, so ist der Name: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" ganz richtig, wie denn auch der sobenannte Berliner Centralverein seine, von der nothleidenden Klasse, abgesonderte Stellung, durch den hohen, sie factisch ausschließenden Jahresbeitrag von 4 Thalern documentirt hat."

„Ist man aber der Ansicht, daß solche Hülfe in dem Meere des Elends wie ein Tropfen sich verlieren müsse, und eine wirkliche Besserung nur aus der Vereinigung des Elendes und des Wohlstandes zu gemeinschaftlichem gleichthätigem Handeln zu erwarten sei, so ist dieser Name falsch, weil er theoretisch das trennt, was man vereinigen und in sich verschmelzen will." —

„Der Egoismus aber trennt die Menschen, die Liebe vereinigt sie. Wenn aber die Wohlhabenden sich für die Armen vereinigen sollten, so betrachten sie dieselben, als etwas von ihnen Abgesondertes, sie beschenken sie, aber sie bedürfen ihrer nicht; es bedarf aber aller Menschen, um das wahrhaft Menschliche zu erreichen, und wenn die größere Hälfte der Menschheit ihre besten Kräfte im Kampfe mit dem Elende aufreibt, so ist die ganze Menschheit gehemmt, behindert, sie ist krank und nur der Egoismus kann behaupten, sie sei trotzdem gesund. — Wenn also Herr Camphausen hier keine Gegensätzigkeit zu entdecken vermag, so ist es auch nicht zu verwundern, daß die Klassentheilung der Menschen ihm kein Bedenken erregen kann, da beides auf demselben Principe der Isolirung des Menschen beruht."

Die Erklärung des Herrn Camphausen enthält vollkommen die Belege zu dem, was wir oben über die Ansichten und Befürchtungen der liberalen Bourgeoisie ausgesprochen haben. Es ist die Furcht vor erhöhten Ansprüchen des Proletariats, welche das Ganze durchzieht, ohne daß der liberale Herr es wagt, diese Furcht auch offen als die seinige auszusprechen, er schiebt dem Comite politische Reformideen unter, spricht von der Nothwendigkeit der Abhülfe wirklicher Noth, wirklichen Elendes, während er nicht umhin kann, die Furcht vor erhöhten Ansprüchen gleich dahinter zu setzen, als wenn nicht eben auch schon das Recht auf die Abhülfe vorhandenen Elendes ein erhöhter Anspruch des bis jetzt gänzlich vernachlässigten Proletariats sei, warnt vor einer Erweiterung und Umänderung der Rechtsbegriffe der Besitzlosen.

ohne darauf einzugehen, worin dieſe Umänderung beſtehen würde. Wenn er ſich den Schein gibt, als verſtehe er politiſche darunter, ſo thut er das nur, weil er nicht deutlich ſagen will, was er auf dem Herzen hat; denn in der Hitze der Debatten ſprach er entſchieden ſeine Meinung aus, indem er äußerte, daß vor Allem dahin zu ſtreben ſei, dem Vereine keine communiſtiſche Grundlage zu geben. Da hatte man das ganze Geheimniß des liberalen Herrn, da ſitzen ſeine Befürchtungen.

Deshalb galt es dem Herrn Camphauſen nun, mit der Regierung gemeinſchaftliche Sache zu machen und eine Richtung des Vereines unterdrücken zu helfen, die möglicherweiſe eine Entwickelung unterſtützen könnte, die, Herr Camphauſen mag ſich darüber beruhigen, mit und ohne Vereine ruhig voranſchreitet. — Binnen kurzer Zeit hatte das Comite einen mit der Kölniſchen Zeitung vom 4. December 1844 veröffentlichen Statuten-Entwurf entworfen, um ihn einer neuen Verſammlung vorzulegen. Wir theilen aus dieſem Entwurfe die weſentlichſten §§. mit:

§. 1.

Unter dem Namen: „Allgemeiner Hülfs- und Bildungs-Verein," wird zu Köln ein Verein gegründet, der den Zweck hat, im Wege des gemeinſamen Wirkens im Allgemeinen Wohlſtand und Bildung in einem höheren Grade zu befördern, als dies dem Einzelnen möglich iſt, und insbeſondere der geiſtigen und leiblichen Noth Derjenigen Abhülfe zu verſchaffen, die von ihrer Hände Arbeit leben.

§. 2.

Der Verein hat ſeinen Sitz in Köln und erſtreckt ſich über die Städte Köln und Deutz, ohne jedoch Einrichtungen auszuſchließen, die aus Gründen der Nothwendigkeit oder der Nützlichkeit auf einen größeren Bereich auszudehnen ſind.

Derſelbe wird ſich mit Vereinen ähnlichen Zweckes, namentlich mit dem in Berlin unter dem Namen „Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen" geſtifteten, in geeignete Verbindung ſetzen.

§. 3.

Der Verein wird zur Erreichung ſeines Zweckes alle Mittel in Anwendung bringen, welche ſich bereits bewährt haben oder ſich in der Folge noch bewähren mögen und nach den örtlichen Verhältniſſen anwendbar und zuläſſig erſcheinen, mit vorzüglicher Berückſichtigung derjenigen Mittel,

welche mehr dahin zielen, das Entſtehen der Noth zu verhüten, als vorhandenes Elend zu beſchwichtigen. — Es wird mit denjenigen Mitteln der Anfang gemacht werden, die in Betracht der Geldkräfte des Vereins am wirkſamſten erſcheinen.

Für die einzelnen Einrichtungen wird nach beſtehenden Vorſchriften die Genehmigung und nach Maßgabe der Nützlichkeit die Mitwirkung der Verwaltungs-Behörden nachgeſucht werden.

§. 4.

Als zweckdienliche Mittel ſtellen ſich unter andern folgende dar:

I. Zur Verbeſſerung des materiellen Zuſtandes.

a) Einrichtungen, durch welche die Wirkungen vorkommender Unglücksfälle durch gegenſeitige Unterſtützung gemildert werden, z. B. die verſchiedenen Arten gegenſeitiger Unterſtützungskaſſen, Kranken- und Sterbeladen ꝛc.;

b) Einrichtungen zur vorſchußweiſen Gewährung von Koſt und Obdach für augenblicklich Arbeitsloſe;

c) Einrichtung zur Auskunft für Solche, die Arbeit ſuchen und Arbeit geben, und zur Vermittelung zwiſchen beiden;

d) Einrichtungen, wodurch der Einzelne durch den Erwerb von Eigenthum Selbſtſtändigkeit erlangt, z. B. Sparkaſſen, Erwerbung von Ländereien und Gebäuden zur billigen Ueberlaſſung an die Arbeiter ꝛc.;

e) Einrichtungen, welche zu einer wohlfeilen und behaglichen Führung des Lebens dienen, z. B. gemeinſchaftliche Speiſe-Anſtalten, Anlage geräumiger und geſunder Wohngebäude, Ankauf von Lebensbedürfniſſen im Großen und Verkauf im Kleinen, beſonders für den Winter ꝛc.;

f) Einrichtungen, um den Arbeitserzeugniſſen unmittelbaren Abſatz an Diejenigen zu verſchaffen, die derſelben bedürfen, z. B. permanente Induſtrie-Hallen, in denen die Arbeits-Erzeugniſſe wie die Lebensmittel auf den Märkten verkauft werden ꝛc.;

g) Einrichtungen, welche es dem beſitzloſen Arbeiter möglich machen, den Kampf der Concurrenz mit der Macht des Capitals zu beſtehen, z. B. Creditkaſſen, welche ſowohl auf zu fertigende wie gefertigte Arbeit Vorſchüſſe leiſten, Anſtalten zur Beſchaffung des Materials und der Werkzeuge zur Arbeit, Vereinigung einzelner Arbeiter zu einem Geſchäfte ꝛc.

II. Zur Ausbildung.

a) Einrichtungen, wodurch der wohlthätige Einfluß des unmittelbaren Verkehrs von Menſchen aller geſellſchaftlichen Stellungen und Berufsgeſchäfte ſich wirkſam zeigen kann;

b) Einrichtungen, welche unmittelbar zur Ausbildung dienen; z. B. Handwerkſchulen und ſogenannte mittlere Gewerbſchulen, zum Unterricht

über das Alter hinaus, in welchem man das Handwerk zu ergreifen pflegt; überhaupt Schulen zur Entwickelung der individuellen Anlagen und zur Ausbildung in den einzelnen Fächern und Gewerben; Besprechungen und Vorträge über gemeinnützige Gegenstände; Sammlungen von Büchern, Modellen und Werkzeugen; Lesezimmer, Verbreitung gemeinnütziger Schriften ꝛc.

§. 5.

Mitglied ist Jeder, welcher jährlich einen Beitrag von mindestens zehn Sgr. an die Vereinskasse entrichtet. — Derjenige, welcher 20 Thlr. auf einmal einzahlt, ist permanentes Mitglied des Vereins. Alle Mitglieder haben gleiche Rechte, vorbehaltlich der im §. 8 festgesetzten Ausnahme.

§. 6.

Vierteljährig findet eine Generalversammlung des Vereins Statt, wozu der Vorsitzende des Vorstandes öffentlich einladet.

Außerordentliche Versammlungen finden so oft Statt, als der Vorstand dies für nöthig erachtet, oder 30 Mitglieder des Vereins dies beim Vorstande schriftlich unter Angabe des vorzubringenden Gegenstandes verlangen.

§. 15.

Abänderungen des Statuts können mit einfacher Stimmenmehrheit in jeder ordentlichen General-Versammlung beschlossen werden, wenn in der Einladung dazu Erwähnung geschehen ist, und die betreffenden Anträge in einer vorhergehenden ordentlichen General-Versammlung vorgelesen worden sind. Solche Anträge müssen von wenigstens fünfzig Mitgliedern unter Angabe der Gründe dem Vorstande schriftlich eingereicht werden, welcher gehalten ist, dieselben in der nächsten General-Versammlung vorzulegen. *)

Wie schon früher bemerkt, mußte der Statutenentwurf der Behörde eingereicht werden, ehe die Erlaubniß zu einer neuen Versammlung ertheilt werden konnte. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Schaper, dem die Deputation des Comite's mündlich die Sache vorgetragen hatte, erklärte durch Erlaß vom 11. December 1844, „daß das vorgelegte Statut zur Genehmigung nicht geeignet sei, daß es einer Berathung desselben daher nicht bedürfe und die Erlaubniß zu der zu diesem Zwecke abzuhaltenden Generalversammlung nicht ertheilt werden könne."

*) Die übrigen Paragraphen enthalten nur Bestimmungen über die formelle Organisation des Vereins.

Das Comite erwiederte, daß es ſich von einer Genehmigung der Statuten gar noch nicht handeln könne, da es kein Mandat habe, ſie zur Genehmigung vorzulegen, daß aber die Abhaltung der Generalverſammlung um ſo nöthiger ſei, da das Ergebniß derſelben erſt darzuthun habe, ob der vorliegende Statutenentwurf auch den Anſichten der Majorität des Vereins entſpreche; der Herr Oberpräſident möge die nicht zur Genehmigung geeigneten Punkte nur angeben, das Statut könne ja darnach modificirt werden, die Generalverſammlung habe dann zu entſcheiden, nach welchem Grundſatze das Statut feſtzuſetzen ſei.

Der Herr Oberpräſident reſcribirte darauf am 8. Januar 1845, „daß der Statutenentwurf deshalb als zur Genehmigung nicht geeignet bezeichnet worden ſei, weil darin die von dem beabſichtigten Vereine zu verfolgenden Zwecke viel zu allgemein angegeben ſeien und er von der Anſicht ausgehe, daß wenigſtens alle, für das Wohl der arbeitenden Klaſſe ſich bildenden Localvereine, als welcher ein für die Städte Köln und Deutz beſtimmter nur angeſehen werden könne, ihre Thätigkeit zunächſt auf die Errichtung beſtimmter Anſtalten und die Herbeiführung beſtimmter Vorkehrungen zu richten hätten, welche mit Rückſicht auf allgemeine Wahrnehmungen und die beſonderen, örtlichen Verhältniſſe zur Verbeſſerung der arbeitenden Bevölkerung vorzugsweiſe angemeſſen erſcheinen und daher in den Vereinsſtatuten ſpeciell und ausſchließlich als Vereinszwecke zur Verwirklichung der gemeinnützigen Abſichten aufgeſtellt werden. Aber auch abgeſehen davon, daß er hiernach der ganzen Grundlage des vom Comite in Ausſicht genommenen Vereins in der in dem Statutenentwurfe ausgeſprochenen Allgemeinheit ſeine Zuſtimmung nicht geben könne, enthalte der eingereichte Entwurf in den §§. 5, 6 und 15 Beſtimmungen, welche — indem ſie auf der einen Seite den Vereinsbeitrag auf einen ſehr niedrigen Satz feſtſetzen, auf der anderen Seite aber vierteljährliche ordentliche und außerdem noch außerordentliche Generalverſammlungen ſämmtlicher Vereinsmitglieder anordnen und von der einfachen Stimmenmehrheit in denſelben jeder Abänderung des Statutes ohne Weiteres abhängig machen — der Erreichung des eigentlichen Zieles nicht förderlich ſein könne. Das

Comite werde daher ſelbſt ermeſſen, daß die Berufung einer Generalverſammlung behufs Berathung eines Statutenentwurfes, welcher in ſeiner weſentlichen Grundlage ſelbſt nach einzelnen Abänderungen genehmigt zu werden keine Ausſicht habe, ganz zwecklos ſein würde und daß er deshalb dem Antrag des Comite's keine Folge geben könne."

Inzwiſchen waren von Seiten der Behörden alle möglichen Verſuche gemacht worden, auf andere Weiſe einen Localverein zum Wohle der arbeitenden Klaſſe in Köln zu Stande zu bringen, welche aber ſämmtlich ſcheiterten. Niemand wollte ſich dazu hergeben, gegen die ſo deutlich ausgeſprochene öffentliche Meinung anzugehen.

Das Comite ſuchte den Statutenentwurf nach den bezeichneten Ausſetzungen des Herrn Oberpräſidenten, theilweiſe auch ſeine Anſichten errathend, umzuändern und reichte ihn in der neuen Faſſung wieder ein, um die Genehmigung zur Abhaltung der Generalverſammlung zu erhalten. Dieſe Erlaubniß erhielt das Comite endlich am 2. März 1845 durch einen vom 11. Februar 1845 datirten Erlaß des Herrn Oberpräſidenten, worin es heißt: „Da dem nunmehr eingereichten abgeänderten Statutenentwurfe für den zu bildenden Hülfs- und Bildungsverein in mehreren Punkten eine mehr zur Genehmigung geeignete Grundlage gegeben worden, ſo wolle er zwar von dieſer Seite her die Abhaltung einer Generalverſammlung zur Berathung des Statutes nunmehr geſtatten, bemerke jedoch dabei ausdrücklich, daß hierdurch einer ſpäteren Beſtimmung über die einzelnen Feſtſetzungen des Letzteren nicht vorgegriffen werde und erwarte von dem Comite, daß es bemüht ſein werde, dem Vereine eine dem eigentlichen Zwecke förderliche praktiſche Richtung zu geben und das Ziel ſeiner Thätigkeit noch ſpecieller, als es in dem Entwurfe geſchehen ſei, zu bezeichnen, da davon vorzugsweiſe die Genehmigung abhängig ſein werde."

Die Verhandlungen mit dem Herrn Oberpräſidenten ſind hier abſichtlich ausführlicher mitgetheilt, weil ſie einen Blick in die Anſichten der preußiſchen Regierung über die ganze Vereins-Angelegenheit thun laſſen, da doch mit Sicherheit angenommen

werden kann, daß der Herr Oberpräsident hier vollkommen in Uebereinstimmung mit dem Ministerium gehandelt hat. Die neue Versammlung ward auf den 16. März anberaumt. Man sagt, der Regierungspräsident zu Köln, Herr von Bonin, habe seine Räthe aufgefordert, die Versammlung zu besuchen und den Ansichten der Regierung dort Geltung zu verschaffen, Einen sogar speciell damit beauftragt, die Grundsätze der Regierung dort zu vertheidigen. Der große zur Versammlung ausgewählte Saal vermochte kaum die Masse der Anwesenden zu fassen. Die Auseinandersetzung der Hindernisse, welche der Zusammenberufung dieser Versammlung von Seiten der Behörden in den Weg gestellt worden, rief einen tiefen Eindruck bei der ganzen Versammlung hervor, ja ein allgemeiner Unwille gegen die Behörden, die einer Angelegenheit von der größten Wichtigkeit auf solche Weise hemmend in den Weg träten, gab sich überall kund. Herr Dr. D'Ester verlas hierauf im Namen des Comite's über den vorliegenden Statutenentwurf verfaßten Commissionsbericht, den wir auszugsweise, so weit er von allgemeinem Interesse ist, hier mittheilen:

„Die Früchte der menschlichen Entwickelung," heißt es darin, „kommen bis jetzt größtentheils nur einer verhältnißmäßig sehr kleinen Anzahl von Menschen zu Gute, und die Entwickelung selbst blieb deshalb, nicht allein insofern der größte Theil der Menschen davon beinahe ausgeschlossen war, sondern auch innerhalb des beschränkten Kreises derjenigen, die daran Theil nehmen, ohne die Mitwirkung Aller eine unvollkommene. Da es mithin zu ihrer Vervollkommnung des möglichst thätigen Zusammenwirkens Aller bedarf und diese nur erstrebt werden kann, wenn man alle Menschen zur vollen Entwickelung ihrer Kräfte und Fähigkeiten zu bringen sucht, so ergibt sich daraus als eine nothwendige Folge die Verbindlichkeit Aller, zur Erreichung dieses Zieles mitzuwirken, zumal da die überwiegende Mehrzahl der Menschen bei den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen von der Sorge um die nothdürftigsten Lebensmittel völlig in Anspruch genommen ist. Sowie daher die ganze Gesellschaft und folglich jeder Einzelne für die bestehenden Zustände verantwortlich ist, so wird auch auf der

anderen Seite Jeder Theil an den Wirkungen einer möglichſt vollſtändigen Entwickelung nehmen. Alles, was nämlich für einen Theil der menſchlichen Geſellſchaft geſchieht, äußert ſeine Wirkungen auf die ganze Geſellſchaft, weil dieſe ein regelmäßiger Organismus iſt, deſſen einzelne Glieder weder erkranken, noch geſund werden können, ohne dies dem Ganzen fühlbar zu machen, ohne im erſten Falle auf die zur Erhaltung des Ganzen nöthige Thätigkeit aller Glieder hemmend einzuwirken, und im zweiten Falle allen minder die Entwickelung eines regen, ihren Functionen entſprechenden Lebens zu geſtatten. Was man daher auch immer für den bis jetzt verwahrloſ'ten Zuſtand der Mehrzahl der Menſchen thun mag, es kömmt, ſei es ſo viel oder ſo wenig, als man nur immer will oder kann, Allen, und dies nicht allein in geiſtiger, ſondern auch in materieller Hinſicht zu Gute. Je mehr Intelligenz, je größere Arbeitsfähigkeit dem einen Theile gegeben wird, deſto größer wird auch der Ertrag der Arbeit für Denjenigen ſein, welcher mit ſeinem Gelde oder ſeinem Talente die Arbeit Vieler regelt und zuſammenfaßt. Mag man daher auch die Zwecke eines Vereins, wie er zu gründen beabſichtigt wird, faſſen und feſtſtellen, wie man will, die angeführte Wirkung wird immer eintreten, und es liegt gerade in ihr ein mächtiger Sporn für Alle, zum Wohle ihrer Mitbrüder beizutragen, mithin auch die Nothwendigkeit, dieſer allgemeinen Wirkung in der Beſtimmung des Zweckes und des Namens des Vereins zu erwähnen, weil dadurch Jeder in den Kreis des Vereins gezogen und Niemand, weder von der Mithülfe, noch von den Wirkungen deſſelben ausgeſchloſſen wird. Wir glaubten daher in Uebereinſtimmung mit dieſen Grundſätzen und anlehnend an die Worte des Königs als Zweck des Vereins feſtſetzen zu müſſen, „im Wege des gemeinſamen Wirkens im Allgemeinen Wohlſtand und Bildung zu befördern," wodurch zugleich die beiden Hauptrichtungen der Wirkſamkeit des Vereins, nämlich Abhülfe der geiſtigen und leiblichen Noth, ausdrücklich bezeichnet werden. Als Gegenſtand der nächſten Thätigkeit des Vereins erwähnten wir gleich hinterher den Zuſtand Derjenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben, wobei wir nur bemerken, daß wir unter ſolchen, die von ihrer Hände Arbeit

leben, nicht blos die eigentlichen Fabrik- und Handarbeiter, sondern auch die Dienstboten, Tagelöhner und Alle, welche bei ihrer Hände Arbeit eine selbstständige Stellung zu erringen nicht im Stande sind, verstanden haben. Da es mithin Zweck und Wirkung des Vereins ist, im Allgemeinen Abhülfe der Noth zu schaffen und Bildung zu verbreiten, so hielten wir den Namen „Allgemeiner Hülfs- und Bildungs-Verein" für den geeignetsten und der ganzen Thätigkeit des Vereins am entsprechendsten, zumal da er den Vortheil darbot, Niemanden von der Theilnahme und den Wirkungen des Vereins auszuschließen, was bei dem Namen: „Verein zum Wohle der arbeitenden Klassen" wohl der Fall gewesen wäre; denn Alle, welche eine selbstständige Thätigkeit eben ernährt, um dürftig davon leben zu können, würden sich nicht berufen fühlen, dem Vereine beizutreten, da sie auf der einen Seite sich nicht zu derjenigen Klasse rechnen würden, für die Etwas geschieht, und auf der anderen Seite nicht zu der, welche Etwas zu thun im Stande ist, eine solche Sonderung zweier Klassen aber nothwendig in dem erwähnten Namen liegen würde." —

Nachdem in dem Berichte die Bestimmungen über die Ausdehnung des Vereins und seine Verbindung mit anderen Vereinen ähnlichen Zweckes näher auseinandergesetzt worden, heißt es in Betreff der Mittel weiter:

„In Bezug auf die Mittel, durch welche der Vereinszweck gefördert werden soll, haben wir die Stelle aus dem Aufrufe des Berliner Central-Vereins vom 7. October v. J., daß der Verein zur Erreichung seines Zweckes alle Mittel in Anwendung bringen werde, welche sich bereits bewährt haben oder sich in der Folge noch bewähren mögen und nach den örtlichen Verhältnissen anwendbar und zulässig erscheinen, beibehalten, indem bei der geringen Uebersicht, welche sich bis jetzt über die Wirksamkeit der Vereine heben läßt, die Möglichkeit der Anwendung der verschiedenartigsten Mittel, selbst solcher, die bis jetzt noch nicht bekannt sind, statutengemäß vorbehalten werden muß, und dies gerade in dem Berliner Aufrufe geschehen ist. Wir hielten besonders die Anwendung solcher Mittel, welche dem Entstehen der Noth vor-

beugen, als die geeignetſten, weil einestheils dadurch die wirkliche Noth verhütet wird, und anderentheils die Linderung des vorhandenen Elendes in das Gebiet der Gemeinde- und Armen-Verwaltungen fällt. Um die Richtungen der Wirkſamkeit des Vereins Allen klar zu machen und namentlich denjenigen, auf deren Zuſtand ſie zunächſt hingelenkt werden ſoll, zu zeigen, in welcher Weiſe ſie eine Abhülfe ihrer Noth von dem Vereine zu erwarten haben, ſchien es uns nothwendig, einzelne Mittel beiſpielsweiſe im Statut aufzuführen und die Grundzüge der Art und Weiſe ihrer Wirkſamkeit dabei anzugeben. Die ſpeciell vorgeſchlagenen Mittel ſind jedoch alle nach dem vorher erwähnten Grundſatze ausgewählt worden, ſie dienen entweder zur Verhütung des Entſtehens vorübergehender Noth, wie die zuerſt aufgeführten, oder bleibender, wie die zuletzt angegebenen. Alle ſollen nicht auf dem Wege der unmittelbaren Unterſtützung, in der immer etwas gewiſſermaßen Entwürdigendes, Niederdrückendes liegt, ſondern durch die thätige Mitwirkung derer, denen geholfen werden ſoll, ſelbſt ihren Zweck erreichen und ſind größtentheils ſchon an anderen Orten in Anwendung gebracht und bewährt befunden worden. Ueberzeugt, daß materielle und geiſtige Hülfe gleich Noth thue und Beide ſich ſo ſehr ergänzen, daß die eine ohne die andere unmöglich zu erzielen iſt, haben wir auf Beide Rückſicht genommen, wie auch die allerhöchſte Cabinetsordre die Wirkſamkeit der Vereine auf die Abhülfe der geiſtigen und leiblichen Noth ausdehnt. Ohne Bildung, ohne Gewährung eines geiſtigen Genuſſes oder Befriedigung im Familienleben wird es unmöglich ſein, zur Sparſamkeit, zur Mäßigkeit anzuhalten, will man nicht blos die Habgier erwecken und dadurch der Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten und der Sittlichkeit der Einzelnen mehr Hinderniſſe in den Weg legen, als ihr Vorſchub geleiſtet wird. Ebenſo überzeugt waren wir aber auch, daß die Befriedigung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, wenigſtens in einem gewiſſen Grade vorerſt zu Grunde gelegt, daß Hunger, Durſt, Kälte, Obdachloſigkeit, überhaupt die drückendſten Sorgen vorerſt beſeitigt werden müſſen, ehe der geiſtigen Noth wirkſam entgegengetreten und eine Empfänglichkeit für die Schätze der geiſtigen Bildung ange-

nommen werden könne, und haben daher den Mitteln zur Verbeſſerung des materiellen Zuſtandes gleichzeitig eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet.

Die materiellen Mittel fußen alle, wie ſchon früher bemerkt, auf der thätigen Mitwirkung derer, denen geholfen werden ſoll, ſelbſt. Der Zweck, Arbeit zu ſchaffen, welche von einem entſprechenden Ertrage belohnt ſei, und zu dem Ende einestheils die Beſchaffung der Arbeitsmaterialien und des erforderlichen Capitals zu erleichtern, anderentheils aber den Abſatz der Arbeitserzeugniſſe in einer ſolchen Weiſe zu regeln, daß der Hauptertrag nicht auf Koſten derjenigen, die ihn bedürfen, durch die Abſatzwege ſelbſt verſchlungen wird, liegt allen Mitteln zu Grunde, mit Ausnahme derer, welche darauf berechnet ſind, die augenblickliche Arbeits- und Verdienſtloſigkeit niederdrückend und die zu erneuernde Thätigkeit leichter zu machen. Es iſt eine Wahrheit, die nicht weggeläugnet werden kann, daß die freie Concurrenz deswegen keine Freiheit iſt, weil ein großer Theil der Menſchen durch Hinderniſſe, die nicht in ihrer Perſönlichkeit liegen und zwar namentlich durch den Druck des Capitals der vom Glücke Begünſtigteren zu keiner ſelbſtſtändigen Thätigkeit gelangen kann. Dieſe Hinderniſſe zu beſeitigen, oder vielmehr die außerhalb der Perſönlichkeit liegenden Mittel zu beſchaffen, um bei den beſtehenden Zuſtänden den Kampf der Concurrenz, namentlich mit der Macht des Capitals mit einiger Ausſicht auf Erfolg eingehen zu können, muß daher ein Hauptzweck des Vereins ſein, will er einigermaßen einflußreich wirken. Würde es gelingen, Allen, welche den Beruf in ſich fühlen und die Fähigkeiten dazu haben, eine ſelbſtſtändige erfolgreiche Thätigkeit zu verſchaffen, ſo würde der Verein ſeinen Zweck vollkommen erreicht haben; um aber Allen oder möglichſt Vielen dieſen Beruf und dieſe Fähigkeiten zu geben, muß er gleichzeitig auf die geiſtige Ausbildung und Entwickelung der perſönlichen Anlage ſein Augenmerk richten." —

„Was die auf die eigentliche Ausbildung bezüglichen Mittel betrifft, ſo haben wir in dem wohlthätigen Einfluſſe des unmittelbaren Verkehrs von Menſchen aller geſellſchaftlichen Stellungen und Berufsgeſchäfte unter einander eines der weſentlichſten Bil-

dungsmittel geſucht, weil durch Nichts ſo ſehr die Annäherung derer, die leider im Leben ſchroff einander gegenüberſtehen, bewirkt, gegenſeitiges Zutrauen und Verallgemeinerung der Bildung erſtrebt werden kann. Auch der Berliner Centralverein zum Wohl der arbeitenden Klaſſen hat auf einen ſolchen Verkehr ein beſonderes Gewicht gelegt und ſeiner mehrmals beinahe in derſelben Faſſung gedacht. Häufige Generalverſammlungen und Beſprechungen über die den Verein betreffenden und anderweitige gemeinnützige Gegenſtände müſſen zur Erreichung eines ſolchen Verkehrs weſentlich mitwirken. Die übrigen zur Ausbildung vorgeſchlagenen Mittel gründen ſich hauptſächlich darauf, Schulen zu errichten und andere Einrichtungen zu treffen, wodurch der Fortſetzung der Erziehung nach Vollendung des Elementarunterrichtes Gelegenheit gegeben wird, und zwar ſo, daß auf die Entwickelung der perſönlichen Anlage und Fähigkeiten beſonderes Gewicht gelegt werde, weil dadurch erſt, daß die Berufsarbeit der perſönlichen Neigung entſpricht, die Arbeit ſelbſt zum Genuſſe wird." —

„Es ließen ſich unter den Mitteln zur Abhülfe ſowohl der leiblichen, wie der geiſtigen Noth noch ſehr viele anführen, welche wir nicht erwähnten, weil es nur gilt, durch einzelne Beiſpiele die allgemeinen Richtungen der Thätigkeit des Vereins zu bezeichnen und es ohnehin unmöglich iſt, in der Aufführung der ſpeciellen Mittel erſchöpfend zu ſein. Es ſind keine Mittel erwähnt, welche darauf berechnet wären, die Tugend, ſei es unmittelbar oder mittelbar zu belohnen, da uns ſolche grundſätzlich unrichtig und in der Ausführung mancherlei Schwierigkeiten darzubieten ſchienen; denn belohnt man die Tugend und die gute Aufführung unmittelbar, ſo eröffnet man auf der einen Seite der Heuchelei, auf der anderen der perſönlichen Begünſtigung und Intriguen aller Art Thür und Thor, unterſtützt ſogar häufig, da ja nur die äußeren Erſcheinungen der Handlungen, nicht die innere Triebfeder berückſichtigt werden können, eher eine Untugend, als die Tugend ſelbſt; belohnt man ſie dagegen mittelbar, ſo geht dies ebenfalls in der Regel auf Koſten der wahren Tugend und richtet ſich hauptſächlich nach beſonderen äußeren Verhältniſſen,

verletzt übrigens jedenfalls die gleichen Ansprüche Aller an die wohlthätigen Wirkungen des Vereins." —

„Was nun die Ausführbarkeit der Mittel betrifft, so wird man einwenden, daß es unmöglich oder höchst schwierig sei, die nöthigen Geldsummen zu beschaffen, zumal wenn ein geringer Beitrag als die Bedingung der Mitgliedschaft im Statut festgesetzt werde. Wir bemerken dagegen, daß eine solche Bestimmung ja nur den geringsten Beitrag namhaft macht, uns aber ein sehr geringer nöthig schien, um, so viel wie thunlich, Allen die Möglichkeit, Mitglieder des Vereins zu werden und Antheil an der Thätigkeit desselben zu nehmen, zu verstatten, eine Bestimmung, ohne die gerade diejenigen, denen geholfen werden soll, ausgeschlossen und der im ersten Paragraph ausgesprochene Zweck des Vereins niemals erreicht werden könnte. Es ist aber wohl auch als gewiß vorauszusetzen, daß Jeder, der überhaupt dem Vereine beitritt, sich nach Kräften und Verhältnissen seines Vermögens betheiligen wird." —

„Uebrigens bedarf der Verein zur Einführung der zur Verbesserung des materiellen Zustandes vorgeschlagenen Einrichtungen keiner so ungeheuren, durch die bloßen Beiträge zu beschaffenden Summen, da ja sämmtliche Einrichtungen nicht auf dem Principe der unmittelbaren Unterstützung beruhen, mithin die dazu nöthigen Geldmittel **à fonds perdus** hingegeben werden müssen. Ein Theil, wie die gegenseitigen Unterstützungskassen ꝛc., wird lediglich durch die Theilnehmer der betreffenden Einrichtung mit den erforderlichen Geldmitteln versehen und es gilt hier nur, durch eine recht große Theilnahme die Wirksamkeit solcher zu vergrößern und zu sichern. Eine Unterstützung mit Geldmitteln aus der Vereinskasse ist daher nicht nöthig. Andere, wie die Sparkassen, beschaffen sogar Capitalien, statt ihrer zu bedürfen. Andere tragen sich vollkommen selbst und bringen die Zinsen der erforderlichen Summen leicht auf, bedürfen mithin nur einer Capitalanlage und keiner fortdauernden Zuschüsse; die Capitalanlage kann aber bei den einzelnen Einrichtungen, wo die Vereinsmittel nicht ausreichen, theils durch die nachzusuchende Mitwirkung der Armenverwaltung, theils durch zu gründende Actiengesellschaften, wie

dies ſchon an manchen Orten geſchehen iſt, theils ſchon durch die in den Sparkaſſen eingelegten Gelder beſchafft werden, denen letztern ohnehin eine rentbare Anlegung gegeben werden muß. Es wird gewiß jedenfalls zweckmäßiger erſcheinen, die durch die Armen erſparten Capitalien auch für die Armen arbeiten zu laſſen, als ſie in die Kaſſen der Reichen zu legen. Ferner muß noch bemerkt werden, daß ja nicht alle Einrichtungen zu gleicher Zeit in's Leben treten werden, ſondern es den Beſchlüſſen der Generalverſammlung überlaſſen bleibt, ob, wie und wann dies geſchieht. Auch iſt zu erwarten, daß, wenn einmal die wohlthätigen Wirkungen des Vereins ſich durch die That bewährt haben, gerade die Arbeiter ihre Erſparniſſe, ſobald ſie eine Höhe erreichen, daß ſie in den Sparkaſſen nicht mehr verbleiben können, bei dem Vereine zinsbar anlegen werden, wenn dieſer vielleicht noch beſondere Erleichterungen und Vortheile darzubieten im Stande iſt."

Der weitere Bericht enthält die Motive für die Beſtimmung über die innere Organiſation des Vereins, es iſt darin beſonders die Zweckmäßigkeit häufiger Generalverſammlungen und die Nothwendigkeit, dieſen ſo viele Rechte, wie nur immer möglich, zu bewahren, auseinandergeſetzt. Der Bericht ſchließt mit Angabe der Abweichung, welche der Statutenentwurf durch die Verhandlungen mit dem Herrn Oberpräſidenten erlitten.

Die Discuſſion über die einzelnen Paragraphen des Statutes ergab in der allererfreulichſten Weiſe, daß die Mehrzahl der Verſammelten grundſätzlich mit dem Statutenentwurfe vollkommen einverſtanden war und daß es ſich nur darum handele, wie dieſer Grundſatz am Klarſten auszuſprechen ſei und welche Beſtimmungen ihm am Beſten entſprächen. Gleich bei dem erſten Paragraph zeigt ſich dies ganz entſchieden, denn mit einer ſehr überwiegenden Majorität ward, ohne längere Debatten, die viel deutlichere und klarere Faſſung deſſelben, wie ſie der urſprüngliche Entwurf enthielt, an die Stelle des modificirten geſetzt. Mag es ſein, daß dieſe erſte Abſtimmung den Gegnern den Muth benahm; principielle Debatten fanden keine mehr ſtatt, ja man ſuchte die Vorſchläge des Comite's nicht allein durchaus durchzuführen, ſondern ſogar noch durch radicalere Beſtimmungen zu überbieten. So

kam es denn, daß der urſprüngliche Statutenentwurf beinahe in allen Theilen wieder vollkommen hergeſtellt wurd.*)

In der letzten (dritten) Verſammlung zur Berathung der Statuten wurde das alte Comite von Neuem gewählt, um die Statuten der Regierung zur Genehmigung vorzulegen, und, im Falle dieſelbe gegen Einzelheiten des Entwurfs etwas einwende, ſich mit ihr auf Verhandlungen einzulaſſen.

Wir ſind aber der Meinung, daß es zu dieſen Verhandlungen gar nicht kommen wird, indem ſie von den Comitemitgliedern als unnütz angeſehen werden dürften, nachdem ſogar der Central-Verein in Berlin eine ſo hübſche Abfertigung von der Regierung erhalten hat. Dieſer Central-Verein nämlich, ſoll nur anerkannt werden „unter Beſeitigung der projectirten Provinzialvereine, wenn ſeine innere Organiſation die nöthigen Umgeſtaltungen erfahren hat, unter welchen die vornehmlichſten ſind, daß eine Staatscontrole durch einen königlichen Commiſſarius ſtattfindet, und Staatsbeamte überhaupt in größerer Zahl im Vorſtand und Ausſchuß Platz nehmen."

Wenn das den Frommen widerfährt, wie ſoll es da erſt den Gottloſen ergehen? Ein Pröbchen davon gibt das Reſcript des Oberpräſidenten der Mark vom 13. April an den zahmen Berliner Localverein: Der Herr Oberpräſident verlangt, daß man in den Statuten feſt angebe, was man wolle. Vor allen Dingen ſollen Spar- und Unterſtützungskaſſen die Hauptaufgabe ſein. Für die innere Organiſation und Thätigkeit des Vereines ſei es nothwendig, daß die ſtädtiſchen Behörden Theil nähmen und der Oberbürgermeiſter an die Spitze trete. „Es ſei ferner gut und nützlich, wenn der gebildete Theil der Einwohner (die Bourgeoiſie) zahlreich hinzuträte; man könne jedoch nicht die Gefahren verkennen, welche aus einem zu ſtarken Hinzutreten

---

*) Man ſehe die Relationen über die einzelnen Verſammlungen in der Kölniſchen und Trier'ſchen Zeitung; auch im Geſellſchaftsſpiegel.

der ungebildeteren Klaſſen (des Proletariats) erwachſe, wodurch überſpannte und maßloſe Hoffnungen erweckt würden ꝛc.“

Somit wäre dieſe Angelegenheit einſtweilen zu Ende, und der deutſche Michel kann getroſt nach Hauſe gehen.

Köln, Ende April.

So lebt und ſtirbt der Arme.

Erzählung aus dem Leben des Volkes.

Von

Ernſt Willkomm.

I.

Auf Endermann's Hofe rauchten die Schornſteine ſeit drei Tagen ununterbrochen. Wohlriechender Duft ſtieg aus den Küchenfenſtern auf und verbreitete ſich über Blumen- und Baumgarten. Das Klappern der Teller, das Geraſſel der Kaſſerole, das Rufen und Befehlen des Koch's hörte von früh bis in den ſpäten Abend nicht auf und ſtörte nicht wenig den alltäglichen Geſchäftsgang. Man hätte glauben ſollen, ſo große Vorbereitungen zu ſolennem Feſtmahle gelte der Vermählung einer Tochter des Hausbeſitzers, deren Endermann zwei von blühender Schönheit beſaß. Es waren aber blos die gewöhnlichen Anſtalten zur alljährlichen Geburtstags-feier des ſteinreichen Mannes, wobei er etwas darauf geben zu laſſen liebte.

Die Jugend Endermann's verhieß ihm keine großen irdiſchen Genüſſe. Er war der einzige Sohn eines ſimplen Leinenwebers, der auf eigene Rechnung arbeitete, wenige treue, fleißige Gehülfen in ſeinem unſcheinbaren Hauſe fortwährend beſchäftigte und gut dafür bezahlte, und es ſich überhaupt ſein Lebenlang ſauer werden ließ. Gewohnt an mühſamen Erwerb, ging der Knabe

ſtundenweit durch die Gebirge bis auf die Kämme der Rieſenberge, um bei den armen Spinnern, die ihn wohl kannten, einzukehren und das beſte Garn zu ſeinen Leinewanden ſelbſt einzukaufen. Kein Faden, den er nicht mit eigenen Augen geprüft, den ſeine Hand nicht gefühlt hatte, wurde bei ihm verarbeitet. Daher kam es aber auch, daß Garn-Endermann's Leinen, wie man ihn ſeines Garnſammelns wegen nannte, überall geſucht und als vortrefflich bekannt waren. Er machte gute Geſchäfte, ohne ungeheure Verdienſte zu haben. Denn nie pflegte er ſeine Kräfte zu überſchätzen, nie Beſtellungen anzunehmen, die er nicht mit Hülfe ſeiner erprobten Arbeiter liefern konnte. Das war nun zwar ſehr ehrenwerth von dem braven Manne, aber es verſtieß ſchnurſtracks gegen den Geiſt der Speculation. Weil er aber ein Starrkopf war und durch ſeine Art zu handeln, ſeinen übrigen ſpeculirenden Genoſſen das Gewerbe nicht verdarb, ſo ließ man ihm den Willen und lachte ihn heimlich aus, wenn er ſich Tag und Nacht für geringen Lohn plagte.

Garn-Endermann wäre ſchwerlich ein reicher Mann geworden ohne den erwähnten Sohn Gotthardt. Das war ein kluger Junge von Kindes Beinen an, der mit hundert Augen nach dem Erwerb ſchielte und keinen andern Gedanken hatte, als den Verdienſt. Als er der Schule entwachſen war und nun am Geſchäft des Vaters Theil nahm, mußte er auf deſſen Geheiß das geſammelte und gewiſſenhaft ſortirte Garn auf dem Schiebkarren in die Bleiche fahren und zwar vier Meilen weit auf Wegen, die man heutigen Tages für unbefahrbar halten würde. Der Vater gab ihm zu achttägigem Zehrgelde einen halben Thaler mit und die Mutter einen Laib Brod, und damit konnte Gotthardt leben, wie er auskam, denn Schulden pflegte Endermann nicht zu bezahlen.

Auf dieſen Schiebkarren-Reiſen in die Bleiche lernte der junge Endermann eine Menge Fabrikanten kennen, mit denen er ſich in Geſpräche über das Gewerbe einließ. Er lernte dadurch manches Gute, allein noch weit mehr Schlechtes. Es war die Zeit, wo mancher Linnenfabrikant Verſuche im Schnellbleichen machte. So gebleichtes Garn hatte ein weit ſchöneres Anſehen,

als das auf die althergebrachte Weise zubereitete. Die Leinewand schimmerte in reinerer Weiße und fühlte sich zugleich feiner an. Auch hörte Gotthardt, daß ungleich mehr durch die Schnellbleiche zu verdienen sei und daß so gebleichte Linnen so zu sagen reißenden Absatz fänden.

Gotthardt theilte diese Erfahrungen gelegentlich dem Vater mit, fand jedoch bei dem starren Manne zu seinem Leidwesen kein Gehör. Endermann hielt es mit dem Herabrachten, weil er dieses für gut erkannt hatte.

Gotthardt mußte sich gedulden. Nach einigen Jahren aber vermochte er den Vater zu überreden, daß er ihm ein kleines Capital vorschoß, mit dem er auf eigene Hand nach Belieben wirthschaften konnte. Endermann nahm keine Zinsen von dem Sohne, doch genehmigte er, daß ihm derselbe im Fall guten Glückes einige Procente vom reinen Gewinn auszahlen solle.

Nun handelte Gotthardt auf seine Weise. Er kaufte Garn von geringerem Werthe, das aber ebenso schön aussah, wie das seines Vaters. Auch erlaubte er sich unter dem Vorgeben, daß der Linnenhandel ein unsicheres Geschäft sei, die Spinner ein klein wenig zu drücken, was ihm dadurch gelang, daß er seine Einkäufe immer baar bezahlte. War es ihm irgend möglich, so geschah dies in damals noch gebräuchlichem Conventionsgelde. Dann zog er den Spinnern von jedem Thaler funfzehn Pfennige ab. Wie diese armen Leute im Gebirge, die sich Brod und Kartoffeln meilenweit aus der Ebene holen mußten, zu ihren Verlusten kamen, das kümmerte den klugen Speculanten wenig. Er befolgte den weisen Grundsatz, den er häufig hatte anpreisen hören „Handel und Wandel duldet keine Freundschaft!“

Und siehe da, des jungen Endermann's Geschäfte blühten zu seines eigenen Vaters Erstaunen. Sein kleines Capital kehrte verdoppelt zurück, die Bestellungen mehrten sich. Es wäre unklug, ja in Gotthardt's Sinne geradezu lästerlich gewesen, hätte er aus Liebe zum Alten das zu allen Fensterscheiben hereinlächelnde Glück mit der Faust in's Gesicht schlagen und für immer vertreiben wollen. Deshalb gab er jetzt Arbeit aus dem Hause, nahm da und dort, wo er sie recht billig haben konnte. Weber

in Lohn und ließ so viel wie möglich arbeiten. Ohne Wissen seines Vaters erlaubte er sich auch, bei sehr feinen Leinwanden den Schuß mit Baumwolle zu versehen. Den schlauen Betrug merkte Niemand, selbst nicht der Kenner, und Gotthardt, oder wie sich jetzt auf Anrathen des speculativen Sohnes Garn-Endermann nannte, „Endermann und Sohn" verdienten in wenigen Jahren ungeheure Summen.

Da Gotthardt inzwischen mündig geworden war und sich verheirathet hatte, konnte ihm der Vater nicht billig Vorschriften machen, wie und nach welchen Grundsätzen er die Weberei betreiben sollte. Der alternde Mann blieb sich selbst treu. Er webte nach wie vor blos auf solide Bestellungen die solidesten Linnen auf seinen eigenen Stühlen, konnte es aber nicht hindern, daß der Sohn sich zu einem Weltkaufmann ausbildete. Die bescheidene Bezeichnung „Weber" hatte Gotthardt mit dem eines „Fabrikanten" vertauscht, das einfache Weberhaus in ein Etablissement verwandelt. Er baute große Gebäude, wie sie seinen Zwecken entsprachen, gab nach und nach das Linnengeschäft fast ganz auf und legte sich auf die Fabrikation von baumwollenen Waaren, die reicheren Gewinn versprachen. Um Alles selbst betreiben und den Vortheil dadurch steigern zu können, legte er auch Färbereien und eine Mangel an und war in kurzer Zeit der angesehenste Mann im Gebirge. Um diese Zeit starb Garn-Endermann. Er ward pomphaft begraben und hinterließ dem einzigen Sohne ein großes Vermögen.

Auf solche Weise war Endermann der Jüngere ein reicher Mann geworden. Dies genügte seinem Ehrgeize nicht; er wollte auch ein vornehmer Mann sein. Deshalb umgab er sich mit allem Glanz der gesteigerten Cultur. Er ließ sein Wohnhaus erweitern, einen Gesellschaftssaal darin anlegen, die kostbarsten Spiegel, Meubeln und Kronleuchter kommen und das ehemalige Weberhaus allerschönstens damit ausschmücken. Weil er aber selbst die große Welt nie gesehen und von ächtem Kunstgeschmack keinen Begriff hatte, so überfüllte er zwar sein Etablissement mit überaus kostbaren Geräthschaften, verstieß aber sowohl in der Wahl der Kostbarkeiten wie in Anordnung und Verwendung

derſelben gegen jede Regel der Schönheit. In ſeinem Hauſe ſah es aus wie in einem überfüllten Raritätenkabinet.

Als ſich Endermann zu ſolcher Höhe emporgeſchwungen hatte, begann er ein Haus zu machen, das heißt, er lud an hohen Feſttagen, am Kirchweihfeſte und an ſeinem Geburtstage außer dem Gutsherrn des Ortes noch eine Menge Rittergutsbeſitzer aus der Umgegend, ein oder zwei Geiſtliche, mehrere Amtleute und andere Perſonen, vor denen der gemeine Mann die Mütze tief zu ziehen pflegt, bei ſich zur Tafel. Da Endermann bei ſolchen Gelegenheiten einen vortrefflichen Tiſch führte, die feinſten Weine ſpendete und überhaupt in jeder Weiſe darthat, daß er nicht blos ein reicher, ſondern auch ein liberaler Lebemann ſei; ſo erhielt er auf ſolche Einladungen nie abſchlägliche Antworten. Seine Gäſte thaten ihm die Ehre an, zu erſcheinen, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Beim Scheiden drückten ſie ihm äußerſt gerührt die Hand und lachten ihn auf dem Heimwege aus; Endermann aber lachte ebenfalls, denn er kannte das Geheimniß, ſich aus den Beuteln der Geladenen gelegentlich ſeine lukullſchen Gaſtmähler wieder bezahlen zu laſſen.

Am glänzendſten waren Geſellſchaft und Mahl an Endermann's Geburtstage. Dieſer war jetzt wiedergekehrt und weil in demſelben Jahre der Tag fiel, wo er vor fünfundzwanzig Jahren zum erſten Male ſelbſtſtändig handelnd aufgetreten war, ſo ließ er diesmal mehr als ſonſt darauf gehen. Um ja hinter den Anforderungen höchſt gebildeter Feinſchmecker nicht zurückzubleiben, hatte Endermann einen Koch aus der Reſidenz für vieles Geld verſchrieben. Die feinſten und theuerſten Weine, die ausgeſuchteſten Leckereien, mochten ſie auch erſtaunliche Summen koſten, wurden herbeigeſchafft. Der ehrgeizige Fabrikant würde zweifelsohne auch Pfauenzungen in Paſteten verwandelt haben auffetzen laſſen, hätte der in der Kochkunſt des Alterthums nicht bewanderte Eskünſtler den genialen Einfall gehabt, ein derartiges Gericht zeitgemäß und vor Allem vornehm zu finden.

Die Geſellſchaft war zahlreich und durchaus von beſtem Ton. Es gab nicht einen Einzigen unter ihr, den man beſitzlos hätte nennen können. Alle, die an Endermann's mit Silber-

und koſtbarem Porzellan-Geſchirr bedeckten Tafel ſchwelgten, rühmten ſich, immer wohl gefüllte Börſen, feine Kleider und darunter ein Herz zu tragen, das Bettelei und Armuth für Laſter betrachteten, die man ſich fern halten müſſe. Sie waren über alle Maßen glücklich, dieſe guten, mit Gott und Welt recht zufriedenen Leute. Sie ſchlürften mit Behagen rothen Burgunder, perlenden Champagner und die heißen goldgelben Funken des älteſten Xeres. Auge, Mund und Wange lachten den Glücklichen, wenn Einer oder der Andere aus Anerkennung der großen Verdienſte Endermann's um die Induſtrie im Allgemeinen und um die Cultur der geſtreiften Baumwollenzeuge insbeſondere, die er jährlich zu hunderttauſenden in alle Welt verſendete, dem edlen Wirth ein begeiſtertes Hoch ausbrachte. Endermann wußte ſolche Ausbrüche herzlicher Freundſchaft ebenfalls anzuerkennen. Er weinte vor Rührung, vor Dank gegen Gott, deſſen Gnade er Alles zu verdanken haben wollte. Er faltete die Hände, zog ſein Sammetkäppchen und ſchlug freudig bewegt die thränenvollen Augen zum Himmel auf. Es war der glücklichſte Tag ſeines Lebens, der Triumph ſeiner Thätigkeit, den er feierte! —

Während in dem Feſtſaale des Endermann'ſchen Hauſes die ungetrübteſte Freude waltete und jene ſelige Zufriedenheit ſich Aller bemächtigt hatte, die gewöhnlich das Kennzeichen eines überſättigten Magens iſt, ſtand ein Mann in dürftiger aber reinlicher Kleidung an der Schwelle der Hausthür, die ſchäbige Deckelmütze ehrfurchtsvoll in der Hand haltend, welche auf ſeinem Wanderſtabe ruhte. Ein Sack von grober Leinewand hing ſchlaff auf ſeinem Rücken, ein Zeichen, daß weder Garn noch fertige Waare darin ſein konnte. Innerhalb der Thür lehnte ein wohlgenährter junger Kerl an dem granitnen Pfoſten, beide Daumen unter die Tragbänder ſeiner Beinkleider ſteckend. Eine blaue Schürze, ſteif und glänzend, vor der Bruſt in einem Latze endigend, gab ihm ein recht ſtattliches Ausſehen und bezeichnete ihn dem ärmlich Gekleideten als Herrn Endermann's Garnſortirer. Das häufige Aufſtoßen, von dem er incommodirt wurde, und das glühende Geſicht mit den verſchwommenen Augen ließen nicht

verkennen, daß er zu beſſerem Gedeihen ſeines Herrn Speiſe und Trank mehr als blos mäßig zugeſprochen hatte.

„Glaubt Ihr, daß die Herrſchaften noch lange tafeln?“ fragte der Weber, denn einen ſolchen erblicken wir in dem Manne vor der Hausthür. „Auf eine Stunde oder zwei ſoll mir's nicht unkommen.“ „Heut wird nicht Feierabend gemacht vor ſinkender Nacht, das heißt,“ ſetzte der Garnſortirer lachend hinzu, „im Eſſen, Trinken, Tanzen und Luſtigſein. Es iſt des Herrn Geburtstag, und wenn Ihr geſcheidt ſeid, Moſer, und den rechten Augenblick abwartet, um Herrn Endermann eine recht rührende Gratulation vor die Füße zu legen, da wirft's am Ende auch etwas Klingendes für Euch ab. Ihr ſeid ja immer ſo erpicht auf's Geld, als verbilf's zum ewigen Leben!“ Und der junge halbtrunkene Geſell ſchlug eine rohe Lache zu ſeiner letzten Bemerkung auf.

Ueber die eingefallenen Wangen des Webers lief ein leichtes Roth, denn die Worte des Garnſortirers beleidigten und ſchmerzten ihn. „Gebe Gott,“ verſetzte er, „daß Ihr nie den Tag erleben mögt, wo Euch ein elender Groſchen ſo viel werth iſt, als das ganze liebe Paradies, ſo ſchön und prächtig ausſtaffirt, wie's uns der Pfarrer auf der Kanzel ausmalt! Wer keinen Hunger hat, der kann an ſolchen himmliſchen Gemälden wohl Gefallen finden; wenn aber der Magen knurrt wie ein biſſiger Hofhund, da machen Einem die rothen Pomeranzen, die ſo unnütz unter den Bäumen im Paradieſe verfaulen oder von den Affen gefreſſen werden, unwirſch und von den ſeligen Freuden iſt nicht viel zu ſpüren.“

Der Garnſortirer lachte, daß ihm der Bauch ſchütterte. „Meiner Seele, Moſer, Ihr ſeid witzig!“ ſagte er. „Und ich hielt Euch ſeither immer für einen Duckmäuſer. Ihr wißt ſchon, ſo einer, der allen Heiligen die Leben abfrißt, wenn's was einbringt! Nun Moſer, ſeid nicht böſe, man kann ſich irren.“

„Behüte!“ verſetzte der Weber. „Ich nehm' es keinem Menſchen übel, wenn er Böſes, ja das Schlechteſte von Andern denkt. — Aber, um nicht eins in's andere zu reden, geht doch jetzt, Friedrich, und meldet mich dem Herrn! Das Gläſerklingeln

und Schreien will ja gar nicht mehr endigen. Mein Gott, wie viele darbende Arme könnten mit dem unnütz verprahten Gut gesättigt und glücklich gemacht werden! Wenn das Garn-Endermann, des Herrn Vater, mit ansehen müßte, ich glaube, er ging brummend seiner Wege. Das war doch ein ganz anderer Herr, als sein reicher, vornehmer Sohn."

„Ein Knauser war's," erwiederte der Garnsortirer, „ein Geizhals, der ärgerlich wurde, wenn junges Blut sich lustig machte."

„So lange ich ihn kannte, war er das nicht," sagte der Weber. „Er gab dem Bedürftigen, gönnte dem Arbeiter außer dem Lohn auch einen mäßigen Gewinn und war immer und überall mildthätig. Der hätte keinen seiner Weber eine Viertelstunde warten lassen, um ein paar Krebsscheeren auszuschlürfen und ein überzähliges Glas Wein zu trinken."

„Nun, nun, Murrkopf, ich gehe schon," versetzte Friedrich, „aber das sag' ich Euch, viel Hoffnung habe ich nicht."

„Herr Endermann braucht ja gar nicht selbst herunter zu kommen, wenn er nicht will," rief Moser dem Fortwankenden nach. „Ich will ja blos Einschlag für die letzte Werste, er weiß es schon. Den könnt Ihr mir ebenso gut einhändigen, wie der Herr."

Endermann hielt eben eine höchst sentimentale Dankrede an den Gutsherrn, der ihn im Namen sämmtlicher Gäste mit großem Phrasenschwulst betoastet und alles irdische und himmlische Glück auf ihn herabgerufen hatte. Bescheiden wartete Friedrich, bis die Dankrede zu Ende ging und mit abermaligem Gläserklingen bewundernd und dankend aufgenommen wurde. Jetzt trat der Garnsortirer hinter den Stuhl des glücklichen Fabrikanten, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte ziemlich laut, um sogleich verstanden zu werden:

„Herr Endermann!"

Der Gerufene wandte sich erschrocken um und starrte mit weinverklärten Augen den nicht minder Glücklichen an.

„Was — was — soll ich?" fragte er stotternd.

„Es ist Einer unten, der Sie sprechen will."

„Bin nicht zu Hause," erwiederte barsch der Reiche. „Das hättest Du ihm gleich sagen sollen, Esel! Wie kann ich heut, so beschäftigt und von so vornehmen Freunden umgeben, für andere Menschen zu sprechen sein!"

„Der Mann bittet so sehr — er verlangt Schuß."

„Er möge sich in Acht nehmen, daß ich ihn nicht schieße! — Ich dächte, diese Hungerleider wüßten es längst, daß ich alles Mahnen nicht leiden kann! Und heut zumal, heut, an meinem Geburtstage, meinem Ehrenfeste!"

„Es ist der arme Moser, der vor'm Jahre das Unglück hatte, die rechte Hand zu brechen. Seit der Zeit will er gar nicht mehr zu Kräften kommen."

„Soll Morgen wiederkommen!"

„Wenn Sie mir das Fach bezeichnen wollten, wo der Schuß liegt." —

„Morgen wiederkommen! Morgen wiederkommen!" rief Endermann, schon zornroth im Gesicht. Friedrich wich jedoch nicht von seinem Platze, vielleicht, weil es ihm in seiner halbtrunkenen Laune Spaß machte, den reichen Brodherrn ein wenig in Harnisch zu jagen.

„Bist Du taub?" fuhr ihn Endermann nochmals an. „Morgen wiederkommen, sag' ich, und jetzt schicke den Lumpen zum Henker!"

„Am Ende nimmt ihn der nicht an, wenn er ihm nicht ein Trinkgeld für's Angreifen vorausbezahlt," sagte lachend der rohe Garnsortirer. „Ich möchte Sie deshalb in Moser's Namen darum gebeten haben — um ihm die Antwort zu überzuckern und weil doch heut Ihr Geburtstag ist, Herr Endermann."

Ueber den drolligen Einfall des Sortirers mußte der reiche Fabrikant überlaut lachen. Er fand ihn gar zu originell, griff in die breite Tasche seiner bunt geblümten seidenen Weste und langte Friedrichen ein altes Guldenstück hin. „Das ist für Dich, Mordkerl," sagte er cordial. „Trinke dafür auf nächsten Sonntag nochmals meine Gesundheit, dem Bettel-Moser aber sage, ich wollte ausdrücklich, daß er Morgen wieder zu mir komme. Und, hörst Du, Friedrich, hat die zerlumpte Creatur Hunger,

ſo laß Dir in der Küche ein paar Knochen vom Koch geben und etwas Zuſammengegoſſenes. Das mag er eſſen. Es wird ihm wunder wie delikat ſchmecken gegen ſeine wäſſrigen Erdäpfel. Man muß doch mild ſein und freigebig an ſeltenen Ehrentagen, darum alſo, ein paar Hühnerknochen und was Gebratenes aus der Küche, Friedrich, aus der Küche! Geld hab' ich nicht zu verſchenken, das muß ein guter Wirth ſein zuſammen halten."

Friedrich ging, überbrachte dem Weber Endermann's Antwort und forderte ihn auf, in der Küche einen Löffel Warmes zu eſſen.

„Es ſind lauter vornehme Sachen da," ſagte er, „Gerichte, wie ſie Euch euer Lebtage noch nicht vor den Schnabel gekommen ſind — gebratener Schinken, geſpickte Perlhühner, Krebspaſteten, Wiener Schnitzel — ſapperment, Ihr ſollt Euch wundern!"

„Mir fehlt's an Appetit," verſetzte Moſer mit niedergeſchlagener Miene. „Lieber wär' es mir geweſen, Herr Endermann hätte mir Garn gegeben. Ich muß nun einen ganzen Tag faullenzen und kann nichts verdienen. Wie ſoll ich das wieder einbringen mit meiner lahmen Hand! Und dazu iſt die Suſanna bettlägerig!"

„Ei ſo nehmt's Elend doch auch einmal auf die leichte Achſel!" gegenredete der luſtige Garnſortirer. „Es trägt ſich, weiß Gott, viel bequemer und bockt ſich nicht ſo feſt auf, als wenn Ihr immer ſo griesgrämig in den Tag hineinſeht!"

Moſer ſeufzte, warf aber doch ſeinen Leinewandſack ab, hing ihn über den Stock und lehnte beide in einen Winkel der Hausflur. Dann folgte er Friedrichen nach zur Küche. Als ſie eben eintreten wollten, kam von der Hofthüre her ein anderer Gaſt in's Haus. Es war ein ſchlanker Mann, bleich von Geſicht, mit ſchwarzen, ſchlicht über Stirn und Schläfen gekämmten Haaren. Er trug einen ſchwarzen bis an den Hals zugeknöpften Tuchrock, eben ſolche Beinkleider und hohe bis an die Knie reichende glänzend gewichſte Stiefeln. Tracht, Ausſehen, Haltung, Alles verrieth in dem Fremden einen katholiſchen Geiſt-

lichen. Er zog höflich grüßend den Hut und fragte den Garnsortirer: ob er nicht einige Worte mit dem Herrn sprechen könne.

Friedrich maß ihn mit unsicherm Blicke, dann sagte er kurz hingeworfen: „Aus Prag, scheint mir."

„Von den barmherzigen Brüdern."

„Gedulden Sie sich nur ein paar Augenblicke, ich bin gleich wieder bei Ihnen."

In gewaltigen Sätzen, daß die hölzernen Stufen knallten, rannte Friedrich die Treppe hinan. Moser und der barmherzige Bruder aus Prag standen sich gegenüber.

„Seid Ihr krank?" fragte mild und freundlich der Katholik.

„Ja, ich habe den Aussatz."

„Den Aussatz?" wiederholte der barmherzige Bruder und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Und Ihr wagt es, frei und frank mit andern Menschen zu verkehren?"

„Ach, mein lieber junger Herr," erwiederte Moser, „es ist nicht ein Aussatz, der ansteckt, es ist blos einer, der verachtet wird! Die entsetzliche, fluchbeladene Krankheit der Armuth hat mich ergriffen und für sie haben Staat und Aerzte keine Mittel oder wollen keine haben. Man zuckt bedenklich die Achseln, rümpft die Nase, wirft, wenn es hoch kommt, solchem rettungslos Erkrankten einen schlechten Pfennig oder einen rauchenden Knochen hin und geht seiner Wege. Solch einen Knochen will ich mir jetzt holen, wenn Sie's erlauben, und wollen Sie sehen, daß meine Krankheit in unseren Tagen dem Aussatze gleichgeachtet wird, so geben Sie Acht auf die Küchenmägde."

Mit diesen Worten stieß Moser die Thür zur Küche auf, trat keck hinein und sagte: „Etwas vom Abhub bitt' ich, Herr Endermann hat's befohlen!"

Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen, der Koch kratzte verschiedene kalte und warme Speisen auf und reichte einen Teller voll einem der aufwaschenden Mädchen. Dieses schob das Hackemack dem Weber mit verächtlicher Gebehrde zu, indem es sagte: „Dort hinter der Thür steht ein Bänkchen. Da könnt Ihr niedersitzen, damit Ihr Niemand im Wege seid!"

Moſer empfing den Teller, wendete ſich nach dem barmherzigen Bruder um und warf einen Blick auf ihn, in dem der Schmerz einer ungerecht mit Füßen getretenen Seele um Rache zum Himmel ſchrie. In dieſem Moment rief Friedrich von der Treppe herab dem Katholiken zu:

„Wollen Sie ſich gefälligſt herauf bemühen? Herr Endermann und ſeine Gäſte werden ſehr erfreut ſein, den frommen Bruder bei ſich zu ſehen.“

Moſer lachte ſtill für ſich und verſchlang die empfangenen Speiſen mit großer Gier, denn obwohl er keinen Appetit hatte und ohne Genuß die ungewohnten Leckereien aß, plagte ihn doch der Hunger, den er erſt während des Eſſens recht fühlte.

Inzwiſchen erreichte der barmherzige Bruder den Geſellſchaftsſaal, grüßte die ſchwelgeriſche Verſammlung und bat, als Bote der barmherzigen Bruderſchaft in Prag, um eine kleine Unterſtützung für die Verfolgung ihrer wohlthätigen Zwecke — Es iſt nichts Seltenes, daß dieſe geiſtlichen Brüder auf ihren Almoſenwanderungen nach Sachſen und Schleſien kommen, wo unſere Geſchichte ſich zutrug. Beſcheiden, höflich, nur den Zweck ihrer Sendung im Auge, ſind ſie überall gern geſehen und bekommen oft anſehnliche Gaben. Man weiß, daß dieſe wahrhaft chriſtliche Wohlthätigkeitsanſtalt Leidende und Bedürftige ohne Anſehen der Perſon, ohne Unterſchied der Religion mit gleicher Liebe, Sorgfalt und Ausdauer unterſtützt und unentgeltlich verpflegt, und ſchon aus dieſem Grunde verlaſſen ſie nie ein Haus ohne Spende.

Endermann war ſeiner Natur nach kein Freund vom Geben, wo er ſich aber als freigebiger Mann zeigen konnte, da ließ er ſich nie zweimal auffordern. Er ſteuerte zu allen möglichen Vereinen, half die Miſſionäre in Indien und China bezahlen, gab in die Armenkaſſen, in die Mäßigkeitsvereine, kurz, wo er darauf rechnen konnte, daß ſein Name genannt werde. Den armen, zitternden Greis aber, der, halb erblindet und kaum mit Lumpen zur Nothdurft bedeckt, an ſeinem Stabe von Thür zu Thüre fühlte und um eine Krume Brod zur Stillung ſeines Hungers bat, den wies er mit barſchen Worten ab, weil er regelmäßig in die Armenkaſſe gab. Noch weniger fiel es ihm ein, die arme

arbeitende Klaſſe, die nur von Tag zu Tag lebt, zu unterſtützen. Das nannte er: das Volk verziehen und übermüthig machen. Auch war es Grundſatz und vielleicht Ueberzeugung bei ihm geworden, daß, wer durch eigenes Bemühen und Arbeiten Nichts vor ſich bringe, von der Vorſehung zu einem irdiſchen Leben in Noth und Elend beſtimmt ſei. Dies eigenmächtig ändern zu wollen, dünkte ihn frevelhaft. Er tröſtete ſich mit dem Gemeinplatze, daß Gott es nicht anders wolle, und, da er in anderen Fällen, wo es ihm paßte, ein ſtarker Bibelheld und Verehrer des Wortes war, ſo ſagte er wohl lächelnd: das arme Pack ſei am Ende noch zu beneiden, da ihm die himmliſchen Freuden ja gewiß wären! Gott möge wiſſen, ob er nicht dort oben gewaltig werde leiden müſſen, auch dann, wenn er an das Bettelvolk ſcheffelweiſe Geld austheile. Darum wolle er es lieber abwarten und dem Spruche vertrauen: „Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählet!“

Endermann ging daher dem barmherzigen Bruder zuvorkommend entgegen, reichte ihm ſelbſt einen Römer des beſten Weines und drückte ihm zwei Ducaten in die Hand. Die Gäſte folgten dem guten Beiſpiele ihres Wirthes und der geiſtliche Bruder aus Prag verließ den Saal mit reichen Gaben beſchwert. Während er die Treppe herabſtieg, überzählte er das Geld. Es waren mehrere Goldſtücke darunter und eine Menge alter Silbermünzen. Er klimperte noch im Hauſe damit, als er an der Küchthür vorüberging. Moſer hörte den Klang des Silbers und ſah den Geiſtlichen nach dem Hofe ſchreiten. Raſch ſtand er auf und trat ihm entgegen.

„Sie haben eine gute Ernte gehalten, nicht wahr?“ redete er den Katholiken an, ſich mit umgekehrter Hand den Mund wiſchend.

„Ich muß Gott von Grund meines Herzens danken,“ verſetzte dieſer und ſchlug in jener eigenthümlichen Art die Augen auf, die man nur bei römiſch-katholiſchen Prieſtern findet.

„Danken Sie Gott, ehrwürdiger Herr, auch dadurch, daß Sie ſelbſt barmherzig ſind,“ ſagte der Weber mit bewegter Stimme. „Ich bin arm, ein halber Krüppel und ohne alles Geld. Mein

Weib liegt krank daheim und erwartet ſtündlich ihre Niederkunft. Sie werden ſich einen doppelten Gotteslohn verdienen, wenn Sie ein geringes Scherflein von der reichen Gabe mir darreichen. Denken Sie, daß es nur ein Broſamen iſt, der von des Reichen Tiſche fällt! Ich flehe Sie darum, ehrwürdiger Herr, in der Angſt meines Herzens!"

Und der Weber faltete krampfhaft ſeine knöchernen Hände und hielt dem barmherzigen Bruder ſeine ſchäbige Mütze entgegen, während ihm die Kniee ſchlotterten vor Angſt und Scham; denn es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er mit lautem Wort um ein Almoſen bat.

Der barmherzige Bruder warf einen Blick tiefen Mitleids auf den Weber, indem er das empfangene Geld laut klingend in ſeine Taſche gleiten ließ.

„Lieber Mann," entgegnete er, „ſeid überzeugt, daß ich Theil nehme an Eurem Leid und Euch aufrichtig beſſere Tage wünſche, allein Eure Bitte kann ich nicht erfüllen, ſo tief ſie mich rührt. Ich bin arm, bin ärmer wie Ihr, denn ich beſitze Nichts. Was mir gutherzige, mildthätige Menſchen geben, gehört unſerer heiligen Bruderſchaft. Es iſt ein Depoſitum, was meinen Händen anvertraut wird, und worüber ich meinen Oberen Rechenſchaft ablegen muß. Ich würde eine ſchwere Sünde begehen, wollte ich es angreifen und nur einen Pfennig als mein Eigenthum betrachten."

„O, das ſollen Sie auch nicht, ehrwürdiger Herr," fiel Moſer ein. „Sie ſollen es ja blos einem Nothleidenden ſchenken!"

„Ich vergriffe mich immer an mir anvertrautem Gute, armer Mann, und davor behüte mich Gott und die heilige Jungfrau! Darum dringt nicht mehr in mich, ich bitte Euch, geht lieber hinauf zu den frommen, gutherzigen Menſchen, die ſo gern mittheilen; ich, lieber Mann, kann Nichts für Euch thun, als zu Gott beten, daß er Eure Lage verbeſſern möge! Gelobt ſei Jeſus Chriſt!"

Der barmherzige Bruder verließ das Haus des reichen Fabrikanten, Moſer aber machte ſeinem Schmerz und Ingrimm durch ein ſchauerliches Hohngelächter Luft. „Geht hinauf zu den

frommen, gutherzigen Menſchen," wiederholte er. „Daß ſie vor mir ausſpuckten, mich Lump und Bettler ſchimpften und mir wohl gar die Thür wieſen? — Nein, mein guter Herr, das will ich doch bleiben laſſen! Ehe ich bei den Reichen bitte, gehe ich bei den Hunden zu Gaſte!"

So ſprechend warf er ſeinen Leinewandſack wieder über die Schultern, nahm ſeinen Stecken und verließ in dumpfem Ingrimm Endermanns Hof.

2.

Bei ruhiger Betrachtung unſerer modernen ſocialen Zuſtände könnte man zuweilen veranlaßt werden, an eine Prädeſtination zu glauben. Damit iſt freilich Nichts geholfen, aber man hat doch einen Weg gefunden, den man in allen Fällen zu eigener Rettung einſchlagen kann. Es fällt uns dann nicht ein, an Gott, an einer weiſen Weltordnung, an einer Vorſehung zu zweifeln und zuweilen das ganze liebe Welt- und Himmelsregiment auf gut deutſch zu vermaledeien! Die Vorausbeſtimmung iſt das ſicherſte und nachhaltigſte Mittel, allen Seeleningrimm, allen Verzweiflungsmuth, alle Widerſetzlichkeit gegen göttliches und weltliches Geſetz aus dem Grunde zu curiren! Es mußte ſo kommen — es hat nicht anders ſein können — es war ſeine Beſtimmung — Gott hat es ſo gefallen in ſeiner Weisheit — mit ſolchen und ähnlichen frommen Altenweiberſprüchen lullt man dann bequem die jammernde Seele ein. Niemand denkt an Neuerung, Umgeſtaltung und Umſturz. Der Menſch wird ein glücklicher Bürger, weil er immer befriedigt bleibt, und Staat und Kirche können ſich geziemend, ohne ſtörende Einreden Unberufener in dem Kreiſe entwickeln oder zuſammenwickeln, den die erhabene Weisheit der weltlichen und geiſtlichen Machthaber feſt um ſie gezogen hat. —

Moſer gehörte zu dieſen prädeſtinirten Unglücksvögeln, denn was er auch angriff, es ſchlug ihm Alles fehl. Die Glücklicheren zuckten die Achſeln und meinten gleichgültig: der Mann hat Unglück; die Frommen verdrehten die Augen und ſeufzten: ſo ſtraft

Gott die Sünden der Väter an den Kindern! Es wußte aber Mosers Eltern Niemand etwas Böses oder gar ein Verbrechen nachzuweisen; sie waren ehrlich und arm gewesen, wie der Sohn, sie hatten zur Miethe gewohnt, sie hatten gearbeitet und gedarbt, um als ehrbare Leute leben und sterben zu können und der Vater war bereits mit dem innigen Seufzer zu Gott auf der sterbenden Lippe, daß es seinem Sohne ein klein wenig besser gehen möge, als ihm, sanft in dem Herrn verschieden. Ach, es ist kaum zu glauben, wie genügsam die Wünsche des Armen sind, um wie wenig er zu bitten wagt! Und doch, wie selten findet eine so kleine Bitte Erhörung! —

Mosers Vater hatte ebenfalls vergeblich gefleht. Sein Sohn blieb arm, wie er und brachte es ungeachtet seiner Thätigkeit zu Nichts, als zum kargen täglichen Brod. Leider hatte er bei seiner Armuth noch den tollen Einfall, sich in ein hübsches, junges Mädchen zu verlieben, die so arm war, wie er selber. Als ob der Arme ein Recht habe, auf das Glück der Ehe Anspruch zu machen! Susanna war ebenfalls in den schmucken Weber vernarrt und weil ihre Eltern eine Verheirathung Beider nicht zugeben wollten, geschah, was in solchen Fällen unter jungen Liebesleuten in der Regel zu geschehen pflegte. Die Hochzeit der Liebenden fand erst zwei Monaten nach der ersten Kindtaufe statt, die inzwischen auch für lange Jahre die letzte bleiben sollte.

Moser würde sich aus diesem Unglück, wie die Leute einen solchen Vorfall zu nennen belieben, wenig gemacht haben, wäre nicht die Unduldsamkeit und der brutale Fanatismus des Ortspredigers ihm wie brennender Schwefel in die Seele gefallen. Es war Sitte, wie man dies fast überall auf den Dörfern findet, daß die Wöchnerin nach Ablauf von vier bis sechs Wochen zur Kirche ging, um Gott für ihre Wiederherstellung zu danken. Dies wird von der Kanzel herab öffentlich bekannt gemacht und von Seiten der Geistlichen ein kurzes Dankgebet verbunden. Vorher muß sich die Kirchengängerin auf der Pfarrwohnung melden und ihr Wiedererscheinen im Tempel des Herrn herkömmlicher Weise bezahlen. Auch Susanna unterzog sich dieser Sitte, weil sie nicht zu umgehen war; aber sie erblaßte, als der strenge zelo-

tiſche Geiſtliche ihr die begangene Sünde mit harten Worten vorhielt, ſie unverholen eine H... nannte und auf ihren ferneren Lebenswandel genau zu achten drohte. Völlig vernichtet ging nun Suſanna zur Kirche. Die Worte des Pfarrers brannten wie glühende Kohlen in ihrem Herzen.

Weinend ſetzte ſie ſich in ihren Kirchſtuhl, der unfern der Kanzel an einem Pfeiler angebracht war. Von ihm aus konnte ſie ihren Geliebten und erklärten Bräutigam ſehen, der, im vom Vater ererbten Sonntagsrocke, auf der Empore ſtand und forſchende Blicke auf ſie heftete. Der Prediger donnerte gewaltig über das ſündhafte Leben der Verworfenen und meldete die Hölle mit den allerſchönſten Feuerfarben, um recht tiefen Eindruck auf ſeine Zuhörer zu machen. Als er nach beendigter Strafpredigt an die Abkündigungen kam und jetzt auch der Kirchgängerinnen erwähnte, unterließ er nicht, die arme Suſanna, die ſo glücklich war, als Mutter und baldige Gattin des armen Webers, vor der ganzen Gemeinde als arge Sünderin hinzuſtellen. In heulendem Tone bat er für ſie und die Frucht ihrer Sünde um Gnade, flehte zu Gott, daß er dem in Sünden und Laſtern empfangenen Kinde durch das Bad der heiligen Taufe einen chriſtlichen Geiſt möge eingeflößt haben und ermahnte ſchließlich alle tugendſamen Mädchen, ſich ein warnendes Beiſpiel an der Gefallenen zu nehmen!

Moſer tobte, als er an der Kirchthüre die ganz darniedergebeugte, ſchluchzende Suſanna umfaßte, und es bedurfte ihrer ſchmeichelndſten Liebesworte, um den Erzürnten von einem raſchen und vielleicht übereilten Gange auf die Pfarrwohnung zurückzuhalten. Ihn empörte nicht, daß ſeine Braut ſo ſchonungslos von dem Eifernden abgekanzelt worden war, ſondern daß dergleichen geiſtliche Rohheiten immer nur an der Armuth verübt wurden. Bei dem Reichen, der in ſolchen Fällen den ſalbungsvollen Händedruck des Seelenhirten mit einem Goldſtück bezahlt, wurde der Sache weiter gar keine Erwähnung gethan.

Seit dieſem Vorfalle haßte Moſer den Pfarrer und vermied, mit ihm zuſammen zu treffen. Sein Wunſch ward erfüllt. Er hatte keine Gelegenheit, nach der Trauung in perſönliche Berüh-

rung mit dem ſtrengen Manne zu kommen, denn ſeine Ehe mit Suſanna blieb zu ſeiner größten Betrübniß kinderlos. Nur einmal mußte er noch einen ſchweren Gang zum Geiſtlichen antreten, als das Scharlachfieber ihm und ſeinem Weibe das Kind ihrer Liebe für immer entriß. Um allen ungehörigen Bemerkungen vorzubeugen, die er auf des Pfarrers gekrümmter Lippe ſich breit machen ſah, ließ er es in größter Stille beerdigen.

Auf ſeinem einſamen Heimwege von Endermann durchlief Moſer nochmals dieſe ſeine ganze Vergangenheit. Er ſuchte mit wahrer Fieberangſt nach einem haltbaren Grunde für ſeine Noth. Hätte er ihn gefunden, er würde ſich wie Tauſende beruhigt, in Geduld gefaßt, in das Unabänderliche geſchickt haben. Aber er fand nichts, gar nichts! Er hatte blos arbeitsvolle Tage an Tage zu reihen, ſchlafloſe Nächte zu zählen, in denen er bei trüb brennender Lampe unermüdlich geſchafft hatte. Und doch kein entſprechender Lohn für ſo ſchwere Arbeit, doch ſeit Jahr und Tag nicht einmal mehr das dürftigſte Auskommen! — War es ihm zu verdenken, wenn er ſich im Grolle umkehrte und mit der machtloſen Hand hinauf drohte nach dem glänzenden Hauſe des Reichen, wo jetzt ſo viele Glückliche, denen es an Nichts gebrach, die nie erfahren hatten, welch bittere, ſeelenzerſtörende Speiſe das Hungertuch gewährt, in den angehäuften Schätzen ſchwelgten, die er mit ſeinem ſauren Schweiße hatte verdienen helfen? —

Moſer wohnte zur Miethe in einem kleinen Häuschen, deſſen Beſitzer ebenfalls Weberei trieb und ſich zuweilen auch noch einige Groſchen durch Handarbeit bei den Bauern verdiente. Er war ein robuſter Mann von unverwüſtlicher Geſundheit, dem die trockene Kartoffel Jahr aus Jahr ein täglich immer gleich trefflich ſchmeckte. In dieſem Häuschen hatte Moſer ein Stübchen inne, das kaum acht Ellen im Quadrat Flächenraum enthielt. Dieſer war noch beengt durch einen anſehnlichen Ofen von grünen Kacheln, der unvermeidlichen Ofenbank, einem Topfbrett, zwei Webeſtühlen, einem Tiſch und drei Schemeln. Denn ſo viele brauchte der Weber, da ſeine alte Mutter noch bei ihm wohnte. Für dies Stübchen und eine luftige Bodenkammer von weit geringerem

Raume, nebſt einem ſogenannten Kartoffelloche unter der ſchief bis zur Erde reichenden Bedachung der Abſeite des Hauſes, mußte er jährlich vier Thaler Miethe zahlen, eine Summe, die er häufig kaum erſchwingen konnte.

Die alte Mutter ernährte ſich vom Spinnen und trug von dem unglaublich geringen Verdienſt ihr Scherflein bei zu Bezahlung der Miethe. Gertrud hatte beinahe ihr ganzes Lebenlang geſponnen und zwar, wie es zu ihrer Zeit Sitte war, auf der Spindel oder Spille. Durch unendlich lange Uebung hatte ſie eine ſo große Fertigkeit in dieſer Beſchäftigung erlangt, daß ſie in ihren blühendſten Spinnjahren das allerfeinſte Garn zu verfertigen ſich weit und breit rühmen durfte. Allein der Lohn ſtand mit der Mühe in keinem Verhältniß. Die Gertrud konnte kaum leben und ſpann ſich im Laufe der Zeit faſt blind! Und dieſe ſtille, fleißige Märtyrerin der Armuth kannte Niemand! Auf ſie achtete keiner der Vorübergehenden, wenn ſie an warmen Sommerabenden vor der Thür des kleinen Häuschens ſaß und unabläſſig die braune Spindel um die grauen flatternden Haare tanzen ließ.

Seit Gertrud von den feinen abſpringenden Flachstheilchen eine heftige Augenentzündung bekommen hatte, für die ſie aus Mangel an Geld und Zeit keine ärztliche Hülfe anſprechen konnte, verdiente das arme Weib täglich blos noch zwei Pfennige, was man begreiflich finden wird, wenn man bedenkt, daß die alte Spinnerin den rohen Flachs kaufen und, weil ſie es ſelbſt nicht vermochte, durch Fremde zubereiten laſſen mußte. Zahlte ſie auch nur eine Kleinigkeit dafür, ſo war es immer genug, um verhältnißmäßig dadurch in ihrem reinen Verdienſt empfindlich geſchmälert zu werden. Außerdem bedurfte ſie jetzt einer dreimal längeren Zeit, als ehedem, um einen Strähn zu ſpinnen, da ſie ſich ganz allein auf ihr Gefühl verlaſſen mußte. Wie große Mühe ſich aber Gertrud auch gab und wie langſam ſie immer ſpann, das Garn ward ihr unter den Händen immer ſtärker und unegaler und die Garnkäufer verkürzten ihr in Folge davon den Lohn ſo ſehr, daß ihr täglicher Gewinn nur zwei Pfennige betrug. Und doch faltete dieſe alte, fleißige Frau früh, Mittags und

Abends ihre kraftloſen Hände, dankte Gott, daß er ſie gnädig beſchützt, vor größerem Unglück bewahrt und bisher nothdürftig geſättigt habe, und bat ihn, ohne zu ermüden, um ein ſanftes, ſeliges Ende! —

Suſanna ſaß neben der alten, ſpinnenden Gertrud auf der Ofenbank und hatte beide Arme in ihre kattunene Alltagsjacke gehüllt, die ſie bei der Arbeit zu tragen pflegte. Das arme Weib war hochſchwanger und fror, daß es ſie ſchüttelte, obwohl das Wetter warm war.

„Du biſt recht lange weggeblieben," ſagte ſie, als Moſer von ſeinem fruchtloſen Gange zurückkam. „Es gab wohl viel zu thun?"

„Erſchrecklich viel," erwiederte dieſer, ein bitteres Lachen unterdrückend. „Ich möchte ſchon wiſſen, ob ſie um Mitternacht ihre Arbeit einſtellen werden."

„So viel Geſchäfte ſind doch auch eine Laſt! Die Leute werden ihres Lebens nicht froh; ich möchte es nicht haben."

„Zu Zeiten doch, Suſanna! Heute zum Beiſpiel hätte ich gewünſcht, die Armen der ganzen Welt wären auf Endermanns Hofe zuſammengekommen. Vom bloßen Geruche der Speiſen, die das übermüthige Volk verſchlang, wären ſie ſchon ſatt geworden. Straf' mich Gott, es iſt eine Sünd' und Schande, ſo zu freſſen und ſchlimmer, wie's liebe Vieh zu ſaufen, während Tauſende nicht das trockene Brod im Hauſe haben! Und doch rühren dieſe ihre Hände mehr, als jene! Hilf Gott, wo iſt da Sinn und Verſtand d'rin!"

„Was gab's denn?" fragte die Kranke, verwundert aufſehend zu Moſer, deſſen Heftigkeit ihr ſeltſam und ungewohnt vorkam.

„Wenn unſer Einer fünfundzwanzig Jahre ſchlecht und recht ein eheliches Leben unter Sorgen und Mühen, unter Kummer und Thränen verbracht hat," erwiederte Moſer, „oder ſeine ſilberne Hochzeit mit der Weblade feiert, da ſchlägt man an ſeine Bruſt, dankt Gott, daß es abgegangen iſt, ohne gar zu auffällige Noth und fällt Abends vor Schlafengehen auf ſeine Kniee, um ſich durch Dank und Bitte zur Fortſetzung des ſchweren Lebens zu

ſtärken. So macht's unſer Einer, ſag' ich, die Reichen aber, die quirlen ein Dutzend Brühen ein, mit allen Gewürzen der alten und neuen Welt verſetzt, verſchreiben ſich ein halbes Schock vornehmer Schmarotzer und eſſen und trinken, bis ſie Sonne, Mond und Sterne für Hefeklöße und den Himmel ſelbſt für einen Dudelſack anſehen! Ich wollt', die Kränk' ſchlüg der ganzen Cleriſei in die Knochen!"

„Mein Gott, ſie haben's ja!" ſagte Suſanna beſchönigend. „Laß ſie's doch genießen, das liebe Gut; wo ſollen ſie hin damit!"

„Wohin damit?" fuhr Moſer auf. „Weib, Du biſt nicht recht klug! Wohin damit! — Ei, dahin, wo man alle Finger nach einer Faſer kräftigen Fleiſches leckt! Dahin, wo der Arme im Elende verkümmert, wo der redliche Arbeiter die Sündenmaſt verdienen hilft! — Gott ſoll mich bewahren, meine Hand nach fremdem Gut auszuſtrecken oder dem Reichen ſein Vermögen zu beneiden! Ich bin nicht habſüchtig, nicht nach eitlem Geld und Gut geizig. Aber eſſen will ich, weil mich hungert, und weil ich nicht eſſen kann, ohne zu arbeiten, ſo fordere ich Arbeit und Lohn für meine Arbeit. Wenn mir aber weder das Eine, noch das Andere gegeben wird, blos weil es die Praſſerei ſtören würde, ſiehſt Du, Frau, ſo wollt' ich, alle Karpfen und Hechte, die bei Endermanns heute geſotten und gebraten auf den Tiſch gekommen ſind, hätten ſich in giftige, feuerſpeiende Drachen verwandelt und die ganze Geſellſchaft in Brei zermalmt!" —

Moſer ſetzte ſich den beiden Frauen gegenüber auf den Tiſch und ſchlug ſeine Arme über die Bruſt. Der Zorn des Armen, der ſich ſeiner Ohnmacht wohl bewußt war, hatte einen faſt komiſchen Anſtrich, obwohl hinter der drolligen Maske das Schreckensantlitz des fürchterlichſten Ernſtes, der hoffnungsloſeſten Verzweiflung grinſ'te.

Gertrud ſchüttelte den Kopf, um ihre Mißbilligung über die heftigen Worte des aufgebrachten Sohnes zu erkennen zu geben, und Suſanna ſeufzte, da ſie wohl einſah, daß ihr ergrimmter Mann Recht habe. Die Stubenthür ward aufgeſtoßen und der Beſitzer des Häuschens, Fürchtegott, trat ein. Der kräftige, überaus robuſte Mann ging barfuß in zerriſſenen Schuhen, die

er sich aus abgetragenen Stiefeln zurecht geschnitten hatte. Eine Leinewandhose, die kaum bis über's Knie herabreichte, schlotterte um das muskulöse Bein. Darüber trug er nach Art der Weber eine vielgewaschene Schürze, die ehedem blau gewesen sein mochte, jetzt aber mehr in's Aschgraue schimmerte. Ein schwarzes Lederkäppchen saß ihm schief auf dem starken, struppigen, mit Garnstaub gepuderten Haar.

„Guten Tag, Nachbar!" sagte der Häusler. „Warum so verdrießlich?"

„Hätte ich einen guten Tag, so würde ich nicht so verdrießlich sein."

„Werft's hinter Euch, Moser, wenn Euch 'was drückt. Leichtes Blut und resolutes Wesen hilft über vieles hinweg. Vordem, seht Ihr, trieb ich's gerade wie Ihr und hatte keine frohe Stunde. Alles schmeckte mir nach Galle. Seit ich mich aber bei der Arbeit auf's Singen gelegt habe und manchmal einen „Dünnen kippe*)", seitdem scher' ich mich den Teufel um die Welt! Hat der Herr mit Euch gezankt?"

Moser schüttelte den Kopf und sah finster vor sich hin.

„Wißt, Nachbar, Euer Brodherr gehört zu den Feinen! Wenn der Euch zwickt, so müßt Ihr ihn kneipen."

„Wie meint Ihr das?"

„Das meine ich so. Endermann gibt, wo er's machen kann, gern ein paar Pfennige weniger, als ausbedungen ward, das nenne ich zwicken, und dafür, seht Ihr, müßt Ihr die Lade 'was Lockerer auffallen lassen, damit das Gewebe dünner und eher fertig wird. Auch habt Ihr dabei den Vortheil, daß vom Schuß ein paar Gebinde übrig bleiben. Das heiße ich denn kneipen. Begriffen?"

„Die Manier gefällt mir nicht."

„Gefallen oder nicht gefallen, wenn sie nur hilft und zu Frühstück und Vesper ein halbes Viertelchen abwirft."

„Ich trinke nicht, wie Ihr wißt, auch denke ich: Ehrlich währt am Längsten. Betrügt uns der Reiche, nun, so wird ihm

*) Ein Glas Kornbranntwein trinke.

unſer Herrgott aus ſolchem Gewinn auch kein himmliſches Ruhekiſſen ſtopfen."

„Ei ei, Moſer! wollt Ihr mich unehrlich machen, weil ich auf meinen Vortheil ſehe? Handel und Wandel, Nachbar, und Leben und leben laſſen, das ſind meine Grundſätze! Wenn der Reiche ſchwelgt, ſo will der Arme wenigſtens was zu knuppern haben, damit es ihm nicht in die Zähne fährt und er Gelüſt bekommt, damit in's Fleiſch zu beißen."

„Es iſt Sinn in dem, was Ihr ſagt, Furchtegott. Ich will mir's überlegen und wenn ich mich zurecht finden kann mit meinem Gewiſſen, Euerm Beiſpiele folgen."

„Thut's und Ihr werdet Euch wundern, wie geſchwind Aerger und Verdruß auf und davon laufen! Aber was ich eigentlich ſagen wollte, Moſer, das iſt: der Gemeindebote war da und hat Euch für künftigen Montag zu Hofe gebeten. Ihr ſeid, glaube ich, noch im Rückſtande, und da ſollt Ihr für diesmal gleich auf anderthalb Tage Euch einrichten und Hacke und Schaufel mitbringen. Es ſollen, denke ich, Graben gehoben oder ein Fahrweg ausgebeſſert werden."

Moſer lachte laut auf: „So ein Hofetag kommt doch immer wie gerufen, platterdings wie vom Himmel heruntergefallen," ſagte er „Wenn ein armer Teufel kein Brod im Hauſe hat, und wegen unverſchuldeter Verſäumniß ſich viertheilen möchte, um nur ja die Arbeit ſchnell abliefern zu können, da ſchickt die gnädige Herrſchaft den Boten herum und befiehlt, daß man für ſie arbeiten ſoll. Wenn ich nur noch wiſſen ſollte, wer vor Alters die Geſetze gemacht und das aufgebracht hat? Ich bettelte mir einen Dreier zuſammen und gäbe ihn zu einem Denkmale, das ſolchem Hauptkerl von ſeinem Spitzbuben geſetzt werden müßte!"

„Lieber Mann," fiel Suſanna ein, „wie kannſt Du Dich ſo ereifern! Es iſt ja die Herrſchaft und die Anderen thun es ja auch."

„Freilich, es iſt die Herrſchaft, aber warum? So oft mir die Frage wie ein Schwärmer durch den Kopf ſchwirrt, werde ich jedesmal ſchwindelig. Ich kann den Grund nicht finden und bin doch verdammt zu einem Gründlinge!"

„Moſer," verſetzte der minder ſkeptiſche Fürchtegott, „entweder ſeid Ihr krank oder nicht recht bei Troſte, oder Ihr fangt an, mit der Latte zu laufen! Wenn ich Euch rathen ſoll, ſo nehmt Krauſemünze ein. Das reinigt das Blut und ſcheuert den Magen aus, den Ihr Euch ſicher verdorben habt."

„Vermuthlich, vermuthlich!" erwiederte Moſer bitter lachend. „Die paar abgeknaupelten Hühnerknochen aus Endermanns Küche müſſen das große Wunder bewirkt haben."

„Gott behüte Euch, Nachbar, und gute Beſſerung, wenn Ihr's nicht übel nehmt? Alſo auf den Montag früh um 6 Uhr mit Hacke und Schaufel auf den Hof."

Fürchtegott ließ die Thür wieder zuklappen und hüpfte pfeifend in ſeine Stube, aus welcher bald darauf das taktmäßige Anſchlagen der Weblade wieder erklang.

Moſer verſank in ſein voriges düſteres Nachſinnen. Lauteres Seufzen und Stöhnen ſeiner armen Frau weckten ihn daraus. Er ſah auf und fragte, was ihr fehle? Suſanna winkte ihn zu ſich.

„Meine Stunde naht," flüſterte ſie ihm mit ſchwacher Stimme zu. „Vielleicht erlöſt mich Gott."

Moſer unterdrückte einen Seufzer, zog ſeine Jacke wieder an und nahm die Mütze von dem Stangenende, die im Viereck den Ofen umgaben. „Mutter," ſagte er, „Ihr thut meinem armen Weibe wohl eine Handreichung, wenn ſie's bedarf. Ich gehe, ihr Hülfe zu holen."

Gertrud ſteckte die Spindel in ihren Rocken, nickte dem Sohne freundlich zu und rückte dann auf der Bank fort bis zu ihrer Schwiegertochter, die ſie mit ihren hageren, zitternden Armen umfing und nöthigte, den matten Kopf an ihre Bruſt zu lehnen. Moſer aber verließ eiligen Schrittes ſeine ärmliche Wohnung, um der Kreiſenden den nöthigen Beiſtand herbeizuſchaffen.

3.

Arme haben ſelten Glück. Es iſt, als entſetzte ſich die heitere Göttin vor dem Anblick der Elenden, und weiche ihnen aus,

um ſich ihr ſchönes, heiteres Daſein nicht trüben zu laſſen. Der arme Weber ſollte dies zu ſeiner namenloſen Beſtürzung jetzt, wo er doch des Glückes ſo ſehr bedurfte, mehr denn je erfahren. Die Hebamme war vor Kurzem zu einem reichen Bauern des Dorfes geholt worden, deſſen junge Frau ihrer Niederkunft entgegen ſah. Moſer lenkte ſeine Schritte nach dem Bauernhofe, denn er kannte den Beſitzer, er hatte vor Jahren ſeine Frau unzählige Male auf der Schaukel geſchwenkt. Sie war damals ein munteres, lebensluſtiges, gefälliges Mädchen geweſen. Bei ihrem Vater ſtand er ehemals als Erntearbeiter in Dienſten und hatte ihm manche kleine Gefälligkeit erwieſen, manchen Gang für ihn um ein vergelt' es Gott gethan. Er hoffte Theilnahme, vielleicht ſogar Unterſtützung zu finden.

Als Moſer in die Wohnſtube des Bauers trat, ſaß die Hebamme am gedeckten Tiſche, trank Kaffee und aß dazu große Stücke friſch gebackenen Kuchens. Die junge, hübſche Frau lag im Bette und plauderte gemüthlich mit der Alten. Ihre Niederkunft war noch fern. Der Weber hörte mit freudigem Dankgefühl dieſe Nachricht und bat darauf die ſchmauſende Kindermutter, ihn wo möglich ſogleich zu begleiten, um ſeiner armen Frau beizuſtehen. Die Alte ſchlürfte gelaſſen ihre Taſſe aus und ſah den Armen mit großen Augen an.

„Zu Eurer Suſe?“ ſagte ſie. „Wenn ich bei der Jungefrau nicht mehr werde nöthig ſein, will ich kommen.“

„Das würde zu ſpät ſein, gute Frau,“ verſetzte der Weber. „Mein armes Weib iſt krank und obendrein gebricht es ihr am Beſten. Die Zeiten ſind ſchlecht, ein armer Weber verdient ſich kaum noch das tägliche Brod, und wenn gar Krankheiten einreißen —“

„Ihr ſeid ſehr zu beklagen,“ unterbrach ihn die Hebamme, aus der blanken zinnernen Kanne von Neuem ihre Taſſe mit dem Abſud der braunen Bohne füllend, „aber Ihr ſeht ſelbſt ein, daß ich die junge hübſche Frau nicht allein laſſen kann. Es wäre gegen Gewiſſen und Pflicht, und wir geplagten Frauen werden bei jedem kleinen Unglück ſogleich zur Verantwortung gezogen.“

„Ach, bleibt ja, gute Eberten!“ bat die Bäuerin und nahm eine recht leidende Miene an. Moſer's Blick fiel wie eine Feuerflamme auf ſie.

„Dorel,“ ſagte er, „Ihr könnt mich doch nicht ganz vergeſſen haben die paar Jahre her, daß ich nicht mehr bei Eurem Vater auf Arbeit gegangen bin? Ich war Euch immer gefällig in allen Dingen und kletterte Euch zu Liebe auf die höchſten Obſtbäume, wenn Euch grade ein rothbäckiger Apfel oder eine goldgelbe Birne in die Augen ſtach. Denkt daran, Dorel, ich bitt' Euch, und ſeid barmherzig gegen einen recht elenden Mann! Wenn Ihr der Eberten ein gutes Wort gebt, ſo ſchlägt ſie mir's gewiß nicht ab. Es iſt gar ſo dringend!“

Die Bäuerin wollte ſich jedoch all der kleinen Gefälligkeiten nicht mehr erinnern, die der Weber anführte. Sie wußte, daß Moſer arm war und ſich ganz der Weberei ergeben hatte, ſie ſah nur den ärmlich gekleideten, machtloſen Mann vor ſich, der ihr nichts ſchaden, nichts mehr nützen konnte, und ſo hatte ſie denn gar keine Veranlaſſung, ihm eine Bitte zu gewähren, die ſcheinbar mit einem Opfer für ſie verbunden war. Sie erklärte daher auf das Beſtimmteſte, daß die Eberten nicht über die Schwelle gehen dürfe und wenn ſie auch noch über vierundzwanzig Stunden bei ihr warten müſſe. „Nicht wahr, es geht nicht?“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich ſanft in die Kiſſen ihres Bettes zurücklehnte.

„Es wäre Mord, mein Engelchen, wenn ich Euch nur einen Augenblick lang verlaſſen wollte,“ erwiederte die Hebamme, kehrte dem vor Angſt zitternden Weber den Rücken und fing an, mit der jungen Bäuerin leiſe zu flüſtern.

Seiner armen harrenden Suſanna und ihrer ganzen Hilfloſigkeit gedenkend, verließ Moſer das Bauernhaus in einer Seelenſtumpfheit, die keine Feder zu ſchildern vermag. Erſt vor dem drohenden Anſchlagen des Hofhundes, der frei im Garten herumlief, kam er wieder etwas zu ſich. Er blieb ſtehen und griff mit beiden Händen in die leeren Taſchen ſeiner blau und roth geſtreiften Kattunjacke.

„Jesus Christus,“ rief er aus, „die Frau in Kindesnöthen, kein Brod im Hause und keinen Dreier, keinen Heller in der Tasche! — Und in der Schrift steht: — Suchet, so werdet Ihr finden? Und: — Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr! — Ha, ich will ewig verdammt sein, wenn ich das ganze nebelblau ausgeschlagene Himmelreich nicht für eine Handvoll blanker Thaler an den ersten besten Hausirjuden verhandelte! — Himmelreich und das Elend im Hause! Trost bei Gott auf's Ungewisse hin und daheim ein kreisendes Weib und kein Geld, kein Geld!“

Moser schrie die letzten Worte in voller Raserei und schlug sich mit der Faust vor die Stirn, daß eine Brausche auflief. Aber der Unglückliche fühlte es nicht. Die Geier an seinem Herzen fraßen so gierig und schlugen ihre Fänge so tief in das innerste Mark seines Lebens, daß er keines gewöhnlichen Körperschmerzes geachtet haben würde. Nach einigen Augenblicken des rathlosen Zauderns begann er zu laufen, durchschnitt den Grasegarten des reichen Bauers in grader Linie, sprang behend über die Stangen, die ihn vom Feldwege schieden, der hinter der Hofraithe fortlief und rannte wie ein Besessener querfeldein eine Lehne hinauf, über welche sich ein vielbetretener Fußsteg schlängelte. Eine Stunde hinter dieser Feldlehne lag der nächste Nachbarort, wo sich seit einigen Jahren ein Wundarzt und Geburtshelfer niedergelassen hatte. Diesen wollte Moser jetzt aufsuchen, obwohl er nicht wußte, ob er den Mann zu dem verlangten Dienste bewegen werde und wovon er ihm seine Mühwaltung bezahlen solle. Aber sein Weib rang vielleicht mit dem Tode, sein Weib wollte ihn mit einem Kinde, um das sie den Himmel so lange Jahre vergeblich gebeten hatten, beschenken, und Moser liebte dies Weib mehr, als hundert Reiche zusammen in ihrem gefühllosen Herzen Liebe auftreiben konnten. —

Nach einstündiger angestrengter Wanderung erreichte der zum Umsinken müde Weber das Dorf. Er fand den Wundarzt zu Hause, erzählte ihm seine Noth und bat, ihm doch um Gottes Barmherzigkeit willen zu helfen! Der Arzt war ein milder, menschenfreundlicher Mann, der schon an manchem Lager der

Armuth geſtanden und der Noth in die ſtieren Augen geſehen hatte. Bereitwillig ſagte er dem Weber ſeine Hilfe zu, ließ ſich die Lage des Hauſes beſchreiben, reichte dem Kraftloſen einen ſtärkenden Trank und ermahnte ihn, Gott zu vertrauen. Dann warf er ſich auf ſein treues Reitpferd und jagte im ſchnellſten Galopp dem Dorfe des Webers zu.

Moſer fühlte ſich etwas erleichtert. Er machte ſich Vorwürfe über ſeinen Kleinmuth, bat Gott um Verzeihung wegen ſeiner ſündhaften Reden und machte ſich nach einiger Zeit wieder auf den Rückweg.

Nachmittags in der fünften Stunde hatte Moſer ſeine Wohnung verlaſſen und Abends nach Sonnenuntergang ſah er von der Lehne herab das Dorf mit den rauchenden Hütten im Nebeldämmer unter ſich liegen. „Gott gebe, daß ſie es überſtanden hat, die Arme! Daß ich ein geſundes Kind an mein banges Vaterherz drücken kann!“

Und weil grade aus der Ferne auf den Fittichen des Windes die harmoniſchen Klänge einer Dorfglocke über das Blachfeld zogen, die zum Feierabend läutete, nahm der Weber ſeine Mütze ab, faltete die Hände darüber und ſprach recht aus dem tiefſten, gläubigſten Herzen ein andächtiges Gebet. Dadurch geſtärkt, betrat er das Dorf mit mehr Muth und Vertrauen, als er es vor einigen Stunden verlaſſen hatte.

Langſam ging er die Gaſſe hinab, denn es bangte ihm vor der Heimkunft. Niemand begegnete ihm, es war ſtill und öde, wie meiſtens um dieſe Stunde auf den Dörfern, deren Bewohner im Sommer mit der Sonne zu Bett zu gehen und ebenſo mit ihr wieder aufzuſtehen pflegen. Hie und da hörte er in den Häuſern, an denen er vorübergehen mußte, ein Lied ſingen, manchmal von einer einzelnen Stimme, manchmal von mehreren. Es waren aber ſtets ärmliche Wohnungen, aus denen ſolcher Geſang in die herabſinkende Nacht hineinhallte. Wohlhabende unterlaſſen ſolche nutzloſe Singübungen, da ſie zu genau wiſſen, daß auch mit dem inbrünſtigſten Gebet nicht ein Groſchen zu verdienen iſt. Nur der Arme, der noch hofft, iſt ſo albern, mit ſeinen Bitten ſich unmittelbar an den Herren Himmels und der

Erde zu wenden, da ihm auf Erden ſelbſt Niemand die rettende Hand reicht. Im Geiſte ſang Moſer all dieſe Lieder, deren Melodieen ihm wohl bekannt waren, mit und ſah endlich Fürchtegott's Häuschen in weißlichem Nebelgrau vor ſich liegen. Ein Lichtſtrahl fiel durch den Spalt eines Fenſterladens, der nicht feſt geſchloſſen war. Dahinter lag Suſanna.

„Werd' ich eine glückliche Mutter begrüßen?“ ſagte Moſer, und erhob fragend den Blick zum matt geſtirnten Himmel. Dann drückte er ſanft die Klinke der Hausthür auf und trat in die Hütte.

Er lauſchte und horchte, ob er das Geſchrei eines Neugeborenen vernähme, aber es blieb Alles ſtill. Nur in Fürchtegott's Stube ſchnurrte noch das Spulrad in regelmäßig ſteigender und fallender Tonſchwingung. — Unter lautem Herzklopfen ſtieß Moſer behutſam die Stubenthür auf und warf einen forſchenden Blick in ſein enges Stübchen. Auf dem Tiſche in verborgenem Klötzelleuchter, wie der Arme ſie gebraucht, ſteckte ein Funkel brennendes Pfennigſicht, deſſen Schnuppe ſich in der trüben ſpritzelnden Flamme krümmte. Am Boden neben dem Ofen lagen die wenigen Betten, die Moſer beſaß. In den dunkelkarrirten Kiſſen ſchimmerte das bleiche Geſicht Suſanna's, wie das einer Leiche. Zu ihren Häupten kniete Mutter Gertrud und lauſchte auf das röchelnde Athmen der Kranken. Zur Seite des Lagers kauerte der Wundarzt und war eben bemüht, ein menſchliches Weſen in armſelige Fetzen zu hüllen.

„Gott ſei Dank!“ rief Moſer aus, jetzt raſch in die Stube tretend. „Die ſchwere Stunde iſt vorüber.“

In demſelben Augenblicke traf herzhaftes Kindergeſchrei ſein Ohr. Der Wundarzt ſtand auf und wendete ſich zu dem Weber.

„Gott Lob, es iſt vorüber!“ ſagte auch dieſer. „Euer armes Weib iſt ſehr kraftlos, Ihr werdet ſie mit vieler Sorgfalt pflegen müſſen. Aber ſie hat Euch auch zum glücklichen Vater von zwei lieblichen Mädchen gemacht.“

„Wie!“ ſtieß Moſer heraus, und ergriff den zunächſt ſtehenden Schemel, um nicht umzuſinken. „Sie ſcherzen wohl, Herr Doctor?“

„Lieber Mann, Eure Frau hat Zwillinge geboren. Kinder ſind ein Segen Gottes.“

„Ein Segen Gottes!“ wiederholte Moſer, trat an das Lager ſeines Weibes, ſchlug die Arme über einander und heftete mit entſetzlichem Ausdruck der grenzenloſeſten Verzweiflung ſeine Augen auf die beiden Neugeborenen, die neben dem Wundarzte zu ſeinen Füßen lagen.

„Vergib mir, himmliſcher Vater, wenn ich Dir für ſo viel Segen einſtweilen den Dank noch ſchuldig bleibe,“ ſagte er bitter, ſchüttelte ſich wie im Fieberfroſt und kniete neben der Mutter nieder, um der matten Suſanna die bleichen feuchten Lippen zu küſſen.

4.

Nach einer kummervoll durchlebten Nacht trat Moſer am frühen Morgen ein paar ſchwere Gänge an. Es galt, die Geburt der beiden Mädchen auf der Pfarrei zu melden, die Taufe zu beſtellen, die Pathen zu wählen. Ein glücklicher Vater geht ſolche Wege mit frohem Herzen. Moſer war aber kein glücklicher Vater mehr, denn er ſah für die Neugeborenen, die ihm das Leben zu verdanken hatten, nur eine Zukunft voll namenloſen Jammers auf dieſer unvollkommenen Erde. Und konnte er wiſſen, ob dieſe ſchuldloſen Seelen, wenn ſie dereinſt zur Erkenntniß ihrer Lage kämen, nicht die ſchmachtenden, vom Kummer welken Lippen zum Fluche über ihn öffnen würden? Dieſer Gedanke drückte ihn ſo gänzlich zu Boden, daß er mehrmals halblaut aufſeufzte: „Nimm ſie wieder zu Dir, die armen Seelen, Vater im Himmel! Sie ſind beſſer bei Dir aufgehoben, wie bei mir. Nimm ſie zu Dir in Dein Vaterhaus, die Koſten für einen gemeinſamen Sarg will ich gern vor den Thüren zuſammenbetteln!“

Indeß mußte doch für das Allernothwendigſte auf irgend eine Weiſe Rath geſchafft werden, denn in den nächſten Tagen gab es unabwendbare Ausgaben. Vor Allem waren die Stolgebühren auf der Pfarre zu bezahlen und dieſe mußte der Weber auftreiben, wenn er nicht abermals einer harten Strafpredigt

entgegenſehen wollte. Deshalb ſchlug Moſer zuerſt den Weg nach Endermann's Hofe ein, um ſeinen Brodherrn abermals um Schuß und einiges Geld zu bitten. Er war ja ohnehin auf heut beſtellt worden und hatte alſo ein doppeltes Recht, vor dem Reichen in ſo früher Morgenſtunde zu erſcheinen.

Die Leute des Fabrikanten waren bereits in voller Thätigkeit, denn weil am vergangenen Tage wenig gethan worden war, mußte das Verſäumte durch verdoppelten Fleiß heut nachgeholt werden. Schon von weitem hörte er das Geräuſch der Garnklopfer, die in Menge vor dem Hauſe thätig waren. Die Eſſen der Färberei rauchten, die große Mangel rollte dumpf in dem eigens dazu errichteten Gebäude. Moſer durfte heut nicht warten. Friedrich meldete ihn ſogleich, und Endermann nahm keinen Anſtand, den Armen in ſeinem Privatcabinet zu empfangen.

Unter hohen Stößen feinen weißen und gefärbten Garnes ſaß der reiche Mann an einem altväteriſchen, mit großen Blumen geſchmacklos bemalten Tiſche und beſchäftigte ſich eben damit, Coupons abzuſchneiden. Eine große Menge ſolcher ſchmalen Papiere lag in kleinen Häufchen auf dem Tiſche vertheilt. Er ließ ſich durch den Eintritt des armen Webers nicht in ſeiner leichten Arbeit ſtören. Dem Armen leichthin mit dem Kopfe dankend, ſagte er auf deſſen Morgengruß:

„Iſt die Webe fertig?“

„Hätte ich geſtern den Einſchlag erhalten, ſo würde ich gethan haben, was meine Kräfte vermögen, Herr Endermann, ſo mußte ich feiern wider meinen Willen.“

„Warum kamt Ihr nicht ehegeſtern? Ihr wußtet, daß ich geſtern Geſellſchaft hatte und mich da nicht mit Euch und Euern Quängeleien abgeben konnte. Ich habe Einbuße von der Verzögerung! In den nächſten Tagen geht ein großer Waarentransport von mir ab, da ſollte Euer Stück Arbeit mit auf den Markt gebracht werden, und nun muß ich's liegen laſſen, wie lange! Wer weiß, ob nicht inzwiſchen das Muſter aus der Mode kommt! Dann kann ich Zunder daraus brennen!“

Moſer hätte ſich gern vertheidigt, denn er fühlte ſich in ſeinem vollſten Rechte, allein er beſorgte auch, daß Endermann

ſeine Vertheidigung übellaunig aufnehmen und ihn wohl gar aus dem Dienſte entlaſſen könnte. Ein entſetzlicherer Schlag in ſeiner bedrängten Lage hätte ihn nicht treffen können und um dieſem zu entgehen, ſchwieg er lieber zu den Vorwürfen des Reichen. Dieſer fragte jetzt, bis zu welcher Zeit Moſer die Arbeit beſtimmt abliefern könne?

„Bis künftigen Montag Abend ganz ſicher,“ verſetzte der Weber zuverſichtlich. Im Eifer der Antwort vergaß er den angeſagten Hofetag. Endermann legte die Papierſcheere weg und zählte an den Fingern ab, in welcher Friſt ſeine Speculation beendigt ſein müßte.

„Nun auf Eure Verantwortung, Moſer!“ ſagte er dann, indem er aufſtand und aus einem Garnſchranke den erforderlichen Einſchlag hervorzog. „Ich will's drauf wagen, da Ihr bisher immer ſo leidlich pünktlich geweſen ſeid. Aber das ſage ich Euch: Laßt Ihr mich länger warten, ſo ſind wir geſchiedene Leute! Ich könnte ohnehin dieſe Arbeit jetzt billiger bekommen, denn abgeſehen, daß nichts mehr dabei zu verdienen iſt, laufen auch ſo viele Weber herum, die Arbeit ſuchen, daß ſie mir um den halben Lohn dienen würden. Doch das mag und will ich nicht, denn Ihr wißt es Moſer, ich bin kein Leuteſchinder.“

Auch darauf ſchwieg der Weber. Endermann ſetzte ſich wieder an den Tiſch und ſchnitt Coupons ab. Moſer packte das Garn zuſammen, aber er ging nicht fort.

„Wollt Ihr ſonſt noch etwas?“ fragte der Fabrikant.

„Wenn Sie mir's nicht übel nähmen, hätte ich wohl eine große Bitte an Sie, Herr Endermann.“

„Laßt hören!“

„Meine Frau hat mich vergangene Nacht mit ein paar Zwillingen beſchenkt —“

„Zwillinge?“ unterbrach ihn der Fabrikant. „Euch ſind Zwillinge geboren worden? Ja, ſagt mir nur Moſer, ob Ihr geſcheidt ſeid? Habt ſelbſt nicht das trockene Brod und ſetzt noch Zwillinge in die Welt! Ich dächte doch, Euch ſollte der Kitzel vergehen! Aber das lebt in die Welt hinein wie's liebe Vieh! Schämt Euch, alter Sünder, und dankt Gott, daß ich Euch

nicht auf der Stelle verabſchiede; denn was, ich bitt' Euch, was ſoll aus der Arbeit werden bei Kindergequäck und einer hinfälligen Wöchnerin!"

Endermann hatte ſich ganz zornig geſprochen und ſah mit flammendem Auge den niedergedonnerten Weber an. Dieſer war über das Aufbrauſen ſeines Brodherrn faſt noch mehr beſtürzt, als über die rohen, herzloſen, verletzenden Worte, deren er ſich bediente. Kein Anderer hätte ihm Aehnliches ungeſtraft ſagen dürfen, doch Endermann, der reiche Fabrik- und Handelsherr, konnte ihn vernichten, wenn er ihm die Arbeit nahm, und ſo ließ er denn mit fürchterlicher Selbſtüberwindung die maßloſe Schmähung ohne Murren über ſich ergehen.

„Wollten Sie wohl bei einem der armen Würmchen, die mir Gott geſchenkt hat, Pathenſtelle vertreten?" ſagte der Weber, indem er die Augen niederſchlug und eine brennende Röthe ſein blaſſes, eingefallenes Geſicht übergoß.

Endermann ſchüttelte bedenklich den Kopf, dann wandte er ſich wieder zu dem Weber und verſetzte im Tone eines ruhig Belehrenden:

„Moſer, hört mich ruhig an, damit Ihr mich recht verſteht und mich nicht hinterher mißdeutet. Gevatter ſtehen kann ich bei Euch nicht, thät' ich's, ſo reichten die Tage im Jahre nicht zu den Kindtaufen aus, denen ich als Pathe allen beiwohnen müßte. Die ganze Armuth, Bettelvolk, Landſtreicher und ſonſtiger Janhagel würde mich zu Gevatter bitten, ließ ich mich einmal ſchwach finden. Damit ich mir nun eine ſolche Laſt vom Leibe halte, Moſer, darum ſchlag' ich's Euch ab. Geht zu Eures Gleichen, klopft an die Gemeindehäuſer, wenn's Euch an Pathen fehlt, und Ihr werdet die würdigſten Taufzeugen für Eure Sprößlinge finden. Denn glaubt mir, alter Narr, was Ihr da in's Leben gerufen habt, das wird der Gemeindekaſſe noch theuer zu ſtehen kommen! Sind's Jungen, he?"

Dem Weber ſtürzten über dieſe neuen harten Worte die heißen Schmerzenstränen in die Augen.

„Ein paar Mädchen, lieber Herr," verſetzte er ſchluchzend,

liebe, kleine muntere Dinger, roth und frisch wie ein paar Feldröschen! Gott erbarme sich ihrer!"

„Wann sollen sie getauft werden?"

„Künftigen Sonntag, so Gott will und gute Menschen mich unterstützen!"

„Habt Ihr Geld?"

„Ach, das ist es ja eben, was mich so unglücklich macht und meine Freude über die glückliche Geburt der lieben Kinder so niederhält! Sie könnten mir wohl aus der Noth helfen, guter Herr Endermann, wenn Sie mir den Lohn für die letzte Webe statt Montag schon heut auszahlten."

„Immer vorschießen — ich bin es müde, Moser, denn es ruinirt alle Ordnung in meinem Hauptbuche."

„Sie retten damit eine ganze arme Familie, Herr Endermann!"

Kopfschüttelnd griff der Reiche wieder zur Scheere und schnitt noch einige Coupons ab. „Na," sagte er dann barsch, „ich will heut noch einmal ein guter dummer Teufel sein und Eurer Bitte willfahren, aber zum letzten Male ist es, das verspreche ich Euch."

So sprechend, zog er den Schubkasten des Tisches auf, in welchem eine kleine Schwinge voll Goldstücke stand. Endermann suchte unter diesen und legte einen beschnittenen Ducaten und einen halben Friedrichsd'or auf den Tisch. „Was darüber ist," sagte er, „nehmt von mir als Pathengeschenk an."

Obwohl Moser seinem Brodherrn dankbar war für die Bereitwilligkeit, ihm aus der drückendsten Noth zu helfen, konnte er das Gold doch nicht ohne Widerrede annehmen.

„O, Gott segne Sie, Gott segne Sie, Herr Endermann!" rief er aus, „aber nichts für ungut — wollen Sie mir wohl Silbergeld geben?"

„Habe keins!"

„Ich brauche es so nothwendig! Auf Pfarrei und Schule kann ich nicht wechseln, eine Wartefrau muß ich auch bezahlen und Brod, Herr, Brod, muß ich gleich auf dem Rückwege in der Mühle kaufen! Ueberall wollen die Leute Silbergeld."

„Habe keins!"

„Und wenn's derweil blos zwei Thaler wären!"

„Seid Ihr taub, Moser? Ich sage, daß ich kein Silbergeld habe, keins für Euch haben will! Gold ist jetzt die currenteste Münze. Ich bekomme es, ich muß es wieder in Umlauf setzen. Wechselt's um beim ersten besten Bauer, aber laßt mich ungeschoren oder wir sind ein für allemal geschiedene Leute!"

Das war die fürchterliche Zauberformel, mit der Endermann von seinen Webern Alles erlangte, mit der er Alles durchsetzte. Moser holte tief seufzend Athem, krümmte die hageren Finger seiner kraftlosen Hand und nahm die Goldstücke an sich.

„Vielen Dank, Herr Endermann!" sagte er, während ihm Thränen des Kummers auf's Neue die Augen füllten. „Werfen Sie keinen Groll auf einen Armen, weil er aus Noth flehentlich zu bitten wagte!"

Der Fabrikant würdigte den Armen keines Blickes mehr. Er zählte die abgeschnittenen Coupons, und erst als Moser das Cabinet verlassen hatte, spuckte er verächtlich aus und sagte vor sich hin:

„Widerliches Bettelvolk! Verdirbt einem, straf' mich Gott, mit dem ewigen Lamentiren und Jetern den Appetit!" —

Auf dem Wege zum Pfarrhofe mußte der Weber an der Mühle vorüber; Landleute pflegen in der Regel ihr Brod selbst im Hause zu backen. Ist dies schon mit einigen Beschwerlichkeiten verbunden, so werden diese vollkommen dadurch aufgewogen, daß sie ihr Brod billiger essen. Nur der Arme, der sich weder Mehl noch Holz anschaffen kann, muß Groschenweise das Brod vom Bäcker kaufen, der in der Regel der Müller ist. Grade diejenigen also, welche das unentbehrlichste Lebensmittel so billig wie möglich erhalten sollten, müssen es theurer bezahlen, als der reichste Bauer oder Fabrikant. Denn der Bäcker will auch verdienen und weiß um so mehr zu verdienen, als er häufig genöthigt wird, dem mittellosen hungernden Armen Credit zu geben. Damit er im Fall der Nichtzahlung nicht zu viel verliere, macht er die Brode etwas kleiner, als es erlaubt ist und läßt sie nicht ganz ausbacken. Dadurch wird das Gebäck klumpschig und der schnelle und häufige Genuß desselben wohl gar der Ge-

ſundheit nachtheilig. Weiß dies auch der gemarterte Arme, ſo muß er doch ſchweigen, um nur überhaupt noch eſſen zu können. Strenge Aufſicht gibt es nicht, und weil kein Kläger gegen den unredlichen Bäcker auftritt, ſo kann dieſer ſein Unweſen ſo lange und ſo arg forttreiben, als er will.

Moſer ſtand ſchon ſeit beinahe vierzehn Tage im Schuldbuche des Müllers und doch mußte er heut Brod haben! Ja, es war unerläßlich, ein paar Gevatterkuchen backen zu laſſen, um den armen Leuten, die er zu Taufzeugen für ſeine beiden Kinder in's Kirchenbuch würde verzeichnen laſſen, doch etwas vorſetzen zu können. Mit Silbergeld in der Taſche wäre ſolche Beſtellung für ihn nicht bedenklich geweſen. Er hätte dann das zu kaufende Brod baar bezahlt, ebenſo Mehl und Zubehör für die Kuchen, und der Müller würde ihn an ſeine bereits angelaufene alte Schuld nicht gemahnt haben. Nun mußte es aber um jeden Preis Gold wechſeln und noch dazu einen leichten Ducaten und einen halben Friedrichsd'or, die beide nicht ſonderlich in Cours ſtanden. Den Verluſt hätte er gern verſchmerzt, denn Endermann hatte ihm beinahe einen halben Thaler über den Betrag ſeines Lohnes gegeben. Allein er ſah voraus, daß der Müller beim Wechſeln nicht allein beide Goldſtücke ſo niedrig wie möglich veranſchlagen, ſondern ſich auch vor Allem davon bezahlt machen würde! Und der arme Mann hatte ſich nicht getäuſcht! Der Müller verſprach äußerſt freundlich die Gevatterkuchen zu backen, wog die Goldſtücke, ſchüttelte den Kopf, zählte Moſern die Summe auf und ſtrich zwei Thaler davon wieder in ſeine Hand.

Mit dem Reſte ſeines Geldes ging nun der Weber endlich zum Geiſtlichen. Zum Glück hatte der ihm abhold geſinnte Mann wenig Zeit, ſo daß er für diesmal etwaige Zurechtweiſungen und chriſtliche Nebenbemerkungen unterlaſſen mußte. Als chriſtlicher Seelſorger, der allſonntäglich die Religion der Liebe, des Erbarmens, der Mildthätigkeit von der Kanzel herab verkündigte, hätte er dem armen Weber, aus deſſen Auge, Kleid und Haltung der Kummer ſah, die Stolgebühren wohl erlaſſen können, indeß er that es nicht, eingedenk des Wortes Chriſti: — Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gotte, was Gott iſt! —

Dennoch fühlte sich Moser erleichtert, daß Alles noch so leidlich gut abgelaufen war. Er machte sich eiligst auf den Weg und ging, in seiner dürftigen Hütte angekommen, sogleich mit ausdauerndem Fleiß an die Arbeit. Sehr zu Statten kam es ihm bei seinen beschränkten Verhältnissen, daß der menschenfreundliche Wundarzt durchaus keine Bezahlung für seine Mühwaltung annahm. Ja, er setzte seiner edlen Handlungsweise dadurch die Krone auf, daß er von selbst täglich einmal an der Hütte des Webers sein Pferd anhielt, sich nach der Wöchnerin erkundigte und ihr unentgeltlich einige Medicin eigenhändig in's Haus brachte.

„Das ist ein Engel Gottes," sagte Mutter Gertrud und vergaß von Stund' an nicht, den guten Wundarzt und seine ganze Familie in ihrem Morgen- und Abendgebet Gott angelegentlichst zu empfehlen.

Susanna kränkelte fortwährend. Sie konnte das Bett nicht verlassen und den beiden Neugeborenen nicht die Brust reichen. Man mußte die armen kleinen Schwesterchen künstlich ernähren, was eine erprobte Frau für geringes Entgelt übernahm, denn der alten erblindeten Mutter konnte man die Pflege so zarter Wesen doch nicht anvertrauen. Inzwischen schaffte Moser Tag und Nacht fast ununterbrochen am Webestuhle, um Entermann pünktlich Wort halten zu können. Der kranken Wöchnerin war das freilich nicht förderlich, denn das Schrillen des Weberschiffchens, das monotone Anschlagen der Lade und das immerwährende Schüttern des ganzen Holzstübchens, das sich auch der Diele mittheilte, wo aus Mangel an Raum das Lager Susannens aufgeschlagen war, mußte die Nerven empfindlich angreifen. Das treue Weib schwieg aber weislich, und wenn der besorgte Moser des Nachts zuweilen auf den Socken an ihr Lager schlich, um zu sehen, ob sie auch schlafe, dann stellte sie sich wohl fest schlummernd, um die Sorgen des rüstig Arbeitenden nicht noch zu vermehren. Ruhte aber gar das trübe Auge des armen Vaters auf den beiden rosigen Engelsgesichtern der schlafenden Zwillingsschwestern und ein freudiges Zucken, ein milder Sonnenblick innigster Vaterzärtlichkeit glitt über seine verhärmten Züge; o dann war Susanna glücklich

und faltete unter der groben Decke ihre Hände über der Bruſt zum ſtillen Dankgebet! —

Fürchtegott war mit unter den Gevattern. Er erwies dieſen Freundſchaftsdienſt dem Nachbar und Miethsmanne gern und verſprach aus freiem Antriebe, am Tauftage für einiges Getränk auf ſeine Koſten zu ſorgen. „Ich kneipe 'was mehr,“ ſagte er, mit den Fingern ſchnippend, „die reichen Kerls, unſere Quäler, merken den Teufel davon. Wie Du mir, ſo ich Dir, baſta!“

So kam der Sonntag heran. Moſer hatte durch angeſtrengtes Arbeiten bei Tag und Nacht die Webe, bis auf wenige Ellen beendigt. Dieſe wollte er in der Nacht vom Sonntage zum Montage vollends weben. Er hoffte, dann noch vor Sonnenaufgang fertig zu werden und ſie Endermann abliefern zu können, ehe ihn die Unterthanenpflicht auf den Hof rief; denn während ſeines Ganges auf die Pfarrwohnung hatte er des Hofetages ſich wohl erinnert und deshalb ſeine Zeit äußerſt haushälteriſch eingetheilt.

Am Tage des Herrn zu arbeiten, verbot ihm ſein religiöſer Sinn, auch würde es ihm von Obrigkeitswegen unterſagt worden ſein, wenn er mit der Weblade hätte handthieren wollen. Höchſtens ein paar Spulen für die Nacht oder den nächſten Tag zu treiben, erlaubte er ſich, wenn die Arbeit gar zu ſehr drängte.

Moſer ging früh, wie gewöhnlich und wie es herkömmlich iſt auf dem Lande, zur Kirche. Vor der Thüre waren die Becken ausgeſtellt, er wußte nicht, für welchen milden Zweck. Er hätte gern beim Heimgange etwas aufgelegt, aber er durfte den dürftigen Reſt des mit ſo vieler Mühe erbettelten Geldes nicht angreifen, ohne ſich dem größten Mangel auszuſetzen. Wußte er doch, daß unter drei Wochen kaum ein Groſchen wieder in ſeine Hände kommen würde! Und bis dahin war die geringe Habe längſt aufgezehrt, war er vielleicht genöthigt, an mehreren Orten, wenigſtens bei Becker und Krämer, von Neuem auf Credit zu leben. —

Nachmittags nach beendigtem Gottesdienſt wurden die Zwillinge getauft. Moſer war genöthigt, bei einem derſelben ſelbſt Pathenſtelle zu vertreten, da es ihm an hinlänglicher Bekannt-

schaft zu schneller Auftreibung so vieler Taufzeugen gebrach. Gegen Sitte und Brauch mußte er also mit den übrigen Gevattern auch Nachmittags die Kirche besuchen. Vor den Thüren standen wieder die Becken. Es war Examen gewesen und Viele von denen, die ein besonderes eifriges Christenthum heuchelten, hatten sich als aufmerksame Zuhörer eingefunden. Auch Endermann, ein sehr fleißiger Kirchengänger, fehlte nicht. Er lehnte die ganze Zeit in seinem weichgepolsterten Kirchenstuhle, wirbelte die Daumen bald vor- bald rückwärts und kehrte das Gesicht unverwandt dem Pfarrer zu, um seine Aufmerksamkeit zu bekunden. Wer ihn aber scharf beobachtete, der konnte wohl bemerken, daß ihm vor Schläfrigkeit öfters die Augen zufielen, was bei der großen Hitze des hellen Julitages nicht zu verwundern war.

Aus Neugier wartete der Fabrikant mit vielen Anderen auch die Taufe der Zwillingsschwestern ab. Einer der Letztern verließ er seinen Platz und trat in demselben Augenblicke an das silberne Becken, wo Moser, in der Mitte seiner Gevattern, die Schwelle der Halle überschritt. Endermann legte einen Fünfthalerschein unter das wenige Kupfergeld, das den Boden der Schale kaum bedeckte. Dies sah Moser und bestürzt, ja erbittert blieb er stehen, denn er hatte unter den Abkündigungen vernommen, daß die Collecte zur Anschaffung von Bibeln für irgend einen Missionsverein gesammelt werde. Als Endermann fortgehen wollte, vertrat ihm der Weber den Weg.

„Eine Frage, Herr Endermann!“ sagte er hastig, indem er den Reichen an das Becken zurückdrängte. Hier legte er seine Hand auf die bedeutende Gabe und fuhr fort: „Glauben Sie denn, mein guter Herr, daß solche Gaben Gott wohlgefälliger sind, als wenn Sie freiwillig darbende Arme speisen und ihnen hinreichende Arbeit geben? Ich sage Ihnen, Herr Endermann, ohne Bibeln und Missionen bestände die Welt, würde gut und dereinst auch selig, wenn nur genug Brod für die Armen vorhanden wäre!“

„Moser, Ihr seid ein frecher Gotteslästerer!“ versetzte in höchster Entrüstung der so unerwartet zurecht Gewiesene. „Nehmt

Euch in Acht, daß die Strafe Euch nicht vor der Zeit ereilt. Wehe Euch, sag' ich, wo Ihr nicht Wort haltet!"

Damit schritt er stolz durch die gaffenden Kirchengänger, die von Mosers Rede Nichts, von Endermanns Entgegnung aber jedes Wort verstanden hatten. Sehr niedergebeugt begleitete der Weber seine Gevattern nach Hause. Die unzeitige großprahlerische Freigebigkeit des reichen Mannes hatte ihm jede Freude vergällt, wenn er zurückdachte an seine harten und liebleosen Worte, mit denen er sich weigerte, ihm, dem demüthig Flehenden, Münze zu verabreichen, bei der er nicht durch Umsatz verlieren mußte. Er war sehr still bei den lauten Gesprächen der Gevattern, die Fürchtegott versprochenermeise in seiner Wohnstube bestens bewirthete.

5.

Arme Leute, die genöthigt sind, für die kümmerliche Nahrung des nächsten oder gegenwärtigen Tages zu sorgen, haben nicht einmal Zeit, bei ihren Vergnügungen und Festlichkeiten lange zu verweilen. Die Ruhe, jenes behagliche Sichgehenlassen und süße Schwelgen des ganzen Menschen in einem angenehmen, erheitern, den und stärkenden Nichtsthun kennt der Arme nicht. Er ist nur da, um zu arbeiten, sich abzumüden und im Schweiße seines Angesichtes, unter der nie verschwindenden Angst vor noch größerer Noth, sein Brod zu erwerben, damit Andere desto sorgenloser und schwelgerischer leben können. Aus diesem Grunde gingen Mosers Gäste bei Zeiten auseinander und der Weber hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Lampe anzuzünden, sie über dem Webestuhle an einen von der niedrigen Decke herabreichenden Blechhaken zu hängen und die Trittbretter wieder in Bewegung zu setzen. Es war neun Uhr Abends, im Dorfe erstarb schon das Leben, nur dann und wann hallten noch Tritte aus der Gasse herauf oder der fröhliche Gesang einiger lustiger junger Burschen, die aus der Schenke heimkehrten und ihre Mädchen begleiteten, ließ sich hören. Das ist die Zeit, wo der Arme die Versäumniß des Tages wieder nachholt, damit er beim Morgen-

gruß der neuen Sonne aus genügsamem Herzen rufen kann: Ich danke Dir, Gott, daß Du mir für heute meinen Bissen Brod wieder in Gnaden gegeben hast.

Susanna heuchelte, wie gewöhnlich, einen festen Schlaf, obwohl sie vor Bekümmerniß über ihren Mann, vor Sorge um die Zukunft der beiden hülflosen Kinder und vor oft wiederkehrendem stechenden Brustschmerz nicht schlafen konnte. Gertrud war in ihr ödes, kleines Kämmerlein unter dem Fenster des engen Häuschens hinaufgeklommen, die Kinder schlummerten Brust an Brust in glücklicher Bewußtlosigkeit in der alten, großen Wiege, die der Vater durch einen Bindfaden von Zeit zu Zeit in schnelleren Schwung setzte.

Obwohl Moser alle Kräfte anstrengte, um recht schnell den Rest des Gewebes aufzuarbeiten, fühlte er doch bald eine Mattigkeit in allen Gliedern, der zu widerstehen er sich vergeblich abmühte. Er vermochte kaum, taktmäßig die schweren Füße zu heben und zu senken, das Schiffchen glitt machtlos aus der zitternden Hand, fuhr durch den Zettel und zerriß, indem es klirrend zu Boden fiel, die dünnen, buntfarbigen Garnfäden. Alle Augenblicke mußte er inne halten, um den Schaden wieder auszubessern, was ihm heute unsäglich schwer fiel. Es flirrte ihm vor den Augen, daß er mehr seinem Gefühl, als dem Gesicht vertrauen mußte.

Indeß quälte sich der arme bedauernswerthe Mann bis gegen Mitternacht, ohne kaum den dritten Theil seines Zieles erreicht zu haben. Er hörte die Thurmuhr von fern die zwölfte Stunde schlagen, der Wächter stieß jetzt in der Ferne, dann näher in's Horn und sagte den Beginn des neuen Tages an, ach, und die Arbeit wollte nicht fördern! — Auch Susanna, die vergeblich den Schlaf suchte, bemerkte mit wachsender Unruhe das unsichere, zögernde Weben ihres Mannes. Verstohlen schielte sie zuweilen aus der Decke nach dem Schaffenden hin und sah, mit Thränen im Auge, daß der von vielem Nachtwachen Erschöpfte über der Arbeit einschlief, und sich nur ermunterte, um von Neuem und länger in bleiernen Schlaf zu fallen. Endlich hörte die Wiege auf, sich zu bewegen, die Lade am Webstuhle schlug noch einige

Male dumpf an und ſtand dann ebenfalls ſtill. Moſer war feſt eingeſchlafen. Das Schiffchen in der rechten Hand haltend, die linke auf der Lade ruhend, den Kopf zur Bruſt herabſenkend, ſo ſchlummerte der todtmüde Weber. Suſanna freute ſich darüber, denn ſie wußte Nichts von dem Verſprechen, das er dem Fabrikherrn gegeben hatte, und ſo fiel es ihr nicht ein, ihn durch Anrufen zu wecken und zu neuer Thätigkeit anzufeuern. Nach einiger Zeit war ſie ſelbſt ebenfalls eingeſchlummert.

Ein klirrendes Geräuſch, verbunden mit einem lauten Angſtſchrei, erweckte ſie wieder. Durch die Ritzen der geſchloſſenen Fenſterladen dämmerte das bleiche Grau des jungen Tages. Moſer ſtand aufgerichtet hinter dem Webſtuhle und rang wimmernd die Hände. Beim plötzlichen Erwachen aus dem Schlafe war er jäh emporgefahren, hatte mit dem Kopfe die Oellampe von dem Haken geſtoßen und das Gefäß mit dem Reſt der ranzigen Fettigkeit auf das Gewebe herabgeſtürzt. Ein handgroßer Fleck, der ſchnell in der feinen Wolle um ſich griff, verunſtaltete, ja verdarb gänzlich das beinahe fertige Zeug.

Dieſer Schaden war für den armen Weber ein namenloſes Unglück. Nicht genug, daß er während des Schlafes die Zeit verſäumt hatte und nun doch nicht Wort halten konnte, ſtand ihm jetzt auch die Forderung des Fabrikanten, ihm Schadenerſatz zu leiſten, bevor! Alles dieß mußte erfolgen, ehe er ihm noch, wie er außerdem beſorgen mußte, die Arbeit kündigen würde!

Moſer ſah nirgends Rettung, nirgends Hülfe! Er war nahe daran, zu verzweifeln, das Haus zu verlaſſen und ſich an den erſten beſten Baum zu hängen. Aber die Kinder, die unſchuldigen Kinder, und die kranke Frau und die hinfällige, halbblinde Mutter! Was ſollte aus all' dieſen ihm ſo theuren Lieben werden, wenn er ſie ſchwachmuthig verließ und ſie ohne Ernährer hülf- und freundlos in der Welt zurückblieben? — So faßte er ſich denn in dumpfer Ruhe, ſuchte durch Waſchen und Reiben den Oelfleck im Gewebe zu vertilgen und holte gegen ſechs Uhr des Morgens, nachdem er eine ſaft- und kraftloſe Suppe aus Roggenmehl ſchnell genoſſen hatte, Hacke und Schaufel, um ſeiner Pflicht als Unterthan zu genügen. Hätte er über einiges

Geld verfügen können, so würde sich wohl für den Hofedienst ein Stellvertreter gefunden haben; weil Moser arm war, mußte er selbst für sich einstehen. anderthalb Tage gänzlich verlieren und sich und die Seinigen noch obendrein aus eigenen Mitteln beköstigen. Niemand als der arme, gedrückte Unterthan fühlte die empörende Ungerechtigkeit dieser Barbarei, und wenn sich zuweilen schüchtern eine Stimme für Abschaffung so wahnsinniger, nur dem besitzenden Gebieter zu Gute kommender Einrichtungen erhob, so verwies man dieselbe entweder barsch als Versuch, Unzufriedenheit zu erregen, zur Ruhe, oder man pochte mit trotziger Miene und aufgeblasener Vornehmheit auf das historische Recht, auf uralte Sitte, auf durch Zeit und Verhältnisse geheiligtes Herkommen!

Wie Einer, der mit Gott und Welt abgeschlossen hat, den, weil er den Kelch der Leiden bis auf die letzte Neige geleert, Nichts mehr erschüttern kann, ging Moser still nach dem Herrenhofe. Hier fand er noch an zwanzig „Hofeleute", wie man solche zu Gunsten der Herrschaft arbeitende Unterthanen nannte, meistens schlecht genährte, kummerlich aussehende, in zerrissenen Jacken gehende Jünglinge und Männer. Durch den Verwalter der Felder wurde diese Schaar Dienstpflichtiger eine Viertelstunde weit in's Feld hinaus geführt auf eine sumpfige Wiese. Diese sollten sie durch einen quer hindurch aufzuwerfenden Abzugsgraben ertragsfähig machen. Der Verwalter gab die Richtung des Grabens, seine Breite und Tiefe an, und die Hofeleute begannen ihr Werk.

Daß Menschen, welche durch unverantwortliche Gesetze gezwungen sind, für einen Glücklicheren unentgeltlich arbeiten zu müssen, nicht sehr flink bei solchem Geschäft sind, bedarf wohl keiner Erwähnung. Sklaven hätte man freilich durch Schläge, durch Hunger und Androhung anderer Strafen und Qualen zu größerer Anstrengung zwingen können; mit freien Unterthanen ließ sich dies nicht thun. Sah daher auch der Verwalter die Lässigkeit der armen Leute, die mit ihren Hacken und Schaufeln nur sehr wenig vor sich brachten, so blieb ihm doch höchstens ein bittendes Wort der Ermahnung übrig, das indeß keine Aenderung bewirkte. Die erzwungene Arbeit ward mit jenem schweigenden,

verbiſſenen Widerwillen vollbracht, der ſich in jedem von geſundem Rechtsgefühl belebten Gemüthe von ſelbſt einſtellt. Als ſich der Tag zu Ende neigte, zeigte es ſich, daß wenigſtens noch acht ähnliche Hofetage nöthig waren, um den Abzugsgraben zu Stande zu bringen.

Moſer kehrte ſehr müde und wo möglich noch niedergeſchlagener, als er am Morgen ausgegangen war, Abends in ſein Sorgenſtübchen zurück. Es war ihm nicht möglich, in dieſer Nacht wieder zu weben, auch machte er nicht erſt einen Verſuch Hinter'm Ofen auf harter Bank brachte er den größten Theil der Nacht feſt ſchlafend zu.

Erſt Nachmittags, als er ſeine Unterthanenpflicht erfüllt hatte, begann er wieder für ſich zu ſorgen, und jetzt förderte die Arbeit auch wieder ſo gut, daß er noch vor Abend damit zu Stande kam und ſie an dem nämlichen Tage zu Endermann tragen konnte.

Dieſer ließ den Wortbrüchigen gleich beim Eintritt hart an, riß ihm das gefertigte Zeug haſtig aus den Händen und ging es mit der größten Aufmerkſamkeit durch. Der unglückſelige Oelfleck konnte ſeinem ſcharfen Blicke nicht entgehen. Er fragte mit zürnender Stimme, was geſchehen ſei und wer dafür einſtehen ſolle? Moſer läugnete nicht. Er erzählte ruhig und gelaſſen den Hergang der Sache, bat, ihm das unverſchuldete Unglück nicht entgelten zu laſſen, er wolle gern von ſeinem Verdienſt ſpäterhin Entſchädigung dafür geben, nur jetzt, wo ihm jeder Pfennig von unſchätzbarem Werthe ſei und wo er täglich Ausgaben zu beſtreiten habe, die bei regelmäßigem Lebensgange wegfielen, nur jetzt bäte er flehentlichſt, ihn durch keine Lohnverkürzung zu ſtrafen und unglücklich zu machen.

„Ihr habt Euch vermuthlich beim Kindtaufeſſen, das Ihr von meiner unzeitigen Freigebigkeit herrichten konntet, betrunken," entgegnete darauf Herr Endermann. „Nein, Moſer, das muß ein Ende nehmen! Von Eurer Wortbrüchigkeit will ich gar nicht reden, ich hätte ſie vorausſehen können; daß Ihr mir aber durch viehiſche Völlerei und Unmäßigkeit ein ganzes Stück der theuerſten Waare in Grund und Boden hinein verderbt, das kann ich nicht

gutmüthig mit anſehen! Von ſpäterem Verdienſt wollt Ihr mir den Schaden wieder erſetzen? Ha, ha, ha, ha, wie lange ſoll ich denn da warten, ehe ich nur zu meinen baaren Auslagen kommen dürfte! Die Webe iſt mehr werth, als Ihr bei wackerem Fleiß in zwei Jahren erwerben könntet. Und werdet Ihr denn überhaupt noch etwas verdienen, Moſer? Ich zweifle daran. — Ein Weber, der ſich nähren und gut beſchäftigt ſein will, muß ein ordentlicher, ſolider, ſparſamer, arbeitſamer Mann ſein. Seid Ihr ein ſolcher, he? Nein, ſag' ich! Ihr habt die Völlerei, die Genußſucht, die Liebeständelei im Sinne, und weil Ihr Euch darin nicht zu mäßigen wißt, verfallt Ihr und magert ab, daß man Euch als Vogelſcheuche in's erſte beſte Schotenfeld ſtellen könnte! Ich brauche aber kräftige Arme, zuverläſſige Köpfe, keine Schlafmützen: Darum geht in Gottes Namen, Moſer, und dankt Gott, daß ich Euch laufen laſſe, ohne auf Erſatz zu dringen, den ich von Rechts wegen verlangen könnte! Geht und kommt mir nicht mehr vor's Geſicht!"

Der Weber bat um Verzeihung, verſicherte mit tauſend heiligen Eiden, daß er gänzlich ſchuldlos ſei und nur das entſetzlichſte Unglück ſich an ſeine Ferſen geheftet habe.

„So macht ja, daß Ihr aus meinem Hauſe kommt!" ſchrie ihn Endermann giftig an. „Unglück iſt wie die Peſt, wer mit ihm in Berührung kommt, der iſt ſeines Glückes nicht mehr ſicher! Ich mag und will mit unglücklichen Leuten Nichts zu thun haben!"

„Bedenken Sie, Herr Endermann, mein Weib, meine Kinder!"

„Wer heißt Euch heirathen, wenn Ihr Frau und Kind nicht ernähren könnt. Sollte ich für all' das Bettelvolk ſorgen, das ſich paart wie die Sperlinge auf den Dächern, ich würde meine paar ſauer erſparten Thaler bald los ſein."

„Ich muß verhungern, wenn ſie mich ablohnen!" ſtieß Moſer heraus.

„So braucht Ihr nicht mehr zu eſſen," entgegnete Endermann, den der Zorn über Gebühr hart und unmenſchlich machte.

„Ein Unglück kann ja doch Jedem zuſtoßen und Fehler und Mängel haben wir Alle. Sie ſelbſt, Herr Endermann, wiſſen noch nicht, ob das Unglück immer an Ihre Schwelle vorübergehen wird, ohne einmal anzuklopfen und ſein verzerrtes Antlitz an die Fenſter zu drücken.“

„Straf' mich Gott, es iſt mit Euch ſchon bis in mein Haus gekommen! D'rum fort, fort, eh' Ihr Zeit habt, mit Eurem Rabengekrächz mir den Frieden zu verſcheuchen!“

„Ich thue mir ein Leids, Herr Endermann!“ ſagte mit dumpfem Tone der unglückliche Weber.

„Meinethalb zwei, wenn das erſte nicht ausreicht, nur geht, oder ich rufe meine Leute!“

Moſer ging nicht. Er war wie am Boden feſtgewachſen. Seine tiefen hohlen Augen mit geſpenſtiſchem Blick auf den unerbittlichen Reichen heftend, daß dieſem vor dem Wahnſinnsfeuer deſſelben himmelangſt wurde, ſtarrte er ihn lautlos und ohne Bewegung an. Da rief Endermann den Garnſortirer Friedrich und ein paar Färbeknechte, und eine Minute ſpäter kollerte ſich der aus dem Hauſe geworfene Weber im Staube der Straße. Die Sonne ging eben „in Gold“, wie der Landmann ſagt, dem armen brodloſen Manne erloſch ſie für immer, und trüber, finſterer, troſtloſer, als die Nacht, welche über Berg und Flur ſich ſenkte, ſtieg die Nacht in ſeiner dem Irrſinn zutaumelnden Seele auf. — —

Mancher Leſer dieſer Skizze aus dem Volksleben glaubt vielleicht, die Entlaſſung eines Webers aus dem Dienſte könne unmöglich viel auf ſich haben. Er brauche ja nur einen anderen Herrn aufzuſuchen und für dieſen zu arbeiten, wie er bisher für den vorherigen gearbeitet habe. Leider iſt ſolcher Dienſtwechſel ſchwer, oft, ja meiſtentheils unmöglich! Der Fabrikant läßt ohne Noth faſt nie einen guten Weber aus ſeinem Dienſte, denn zuverläſſige, geſchickte, accurate, fleißige und treue Arbeiter zu beſitzen, iſt ſeinem Geſchäftsbetriebe weſentlich von Nutzen. Jeder Arbeitgebende pflegt immer eine anſehnliche Anzahl guter Weber ſich gleichſam für gewiſſe Branchen ſeiner Waarenfabrikation zu erziehen, weil bei jeder der vielen Webearten eigenthümliche Kunſt-

griffe und Vortheile anzuwenden ſind, um ſie gerade ſo herzuſtellen, wie der Käufer ſie wünſcht und ſucht. Oft, ja gewöhnlich kennt dieſe Vortheile der Arbeitgeber ſelbſt nicht; ſie ſind Geheimniß des Arbeiters, durch lange Uebung, durch Nachdenken, wohl auch durch eine Art Inſtinct erworben. Wird nun ein ſolcher alter Weber, der Jahre lang immer ein und dieſelben Waaren verfertigt hat, dennoch plötzlich entlaſſen, ſo iſt ſein Untergang in der Regel gewiß, außer denn, es gelingt ihm, in einem anderen Fache kärglichen Verdienſt zu finden. Jeder Fabrikant, den ein ſolcher Entlaſſener um Arbeit angeht, ſieht ihn mit mißtrauiſchem Auge an, ſetzt voraus, ſobald er nach ſeinem früheren Herrn gefragt hat, es müſſe irgend etwas Regelwidriges vorgefallen ſein, und ſchickt ihn weiter, da ſolche im Lande herumziehende, von Lohnherrn zu Lohnherrn wandernde Weber meiſtentheils abgeriſſen ausſehen und Angſt und Noth ſie haſtig und fahrig machen. Da ferner Lohnweber nur ſelten etwas von ihrem ſchmalen Verdienſt zurücklegen können, gerathen ſie als brodloſe Herumſtreicher ſchnell in das tiefſte Elend und ihr gewöhnliches Loos iſt eine Stelle im Gemeinde- oder wohl gar im Arbeitshauſe.

Moſer fand keine Arbeit, obwohl er ſich die Füße wund lief und jedem Arbeitgebenden die Geſchichte ſeines Unglücks der Wahrheit gemäß mit herzergreifenden Worten erzählte. Schon noch vierzehn Tagen würde Suſanna mit den beiden Säuglingen elend umgekommen ſein, hätte Fürchtegott nicht ehrlich ſein Brod mit ihnen getheilt. Moſer ſelbſt nahm Nichts von ſeinem Hauswirthe an, er ging fort und — bettelte ſich ein Stück Brod! Davon friſtete er ſein Leben, denn er hoffte noch, daß es ja doch wieder beſſer werden, daß das Unglück endlich von ihm ablaſſen müſſe! Bisweilen ſetzte er ſich neben ſeine alte Mutter und half dieſer ſpinnen, weil er aber in dieſer Beſchäftigung ſeit ſeinen Knabenjahren keine Uebung mehr hatte, konnte er nur eine ſchlechte oder mittelmäßige Sorte Flachs verarbeiten; denn er ſpann weder einen feinen, noch einen egalen Faden, wie der Garnverſtändige ihn ſucht und allenfalls, abgeſehen von der Mühe, welche der Spinner hat, dem Scheine nach erträglich bezahlt. Auch auf Bauerhöfen, wo er in früheren Jahren für Wochen

und Monate als Hülfsarbeiter häufig Beſchäftigung gefunden hatte, meldete ſich Moſer und bot ſich zur nahenden Ernte als Mäher, ja, wenn es ſein müßte, ſogar als Abraffer an, was doch nach altem Gebrauch nur eine Arbeit für Knaben und Mägde iſt. Einige Wochen früher würde er vielleicht irgend einen mild geſinnten Bauer durch Zureden und Schildern ſeiner Noth erweicht haben, jetzt aber, ſo kurze Zeit vor der Ernte, hatte jeder ſeine beſtimmten Leute ſchon gedungen, auf die er ſich verlaſſen konnte. Dies waren kräftige, geſundheitſtrotzende junge Männer, oder doch ſolche, die, mit der Feldarbeit ſeit langen Jahren vertraut, auch die ſchwerſte bei drückender Schwüle wie ein Spiel verrichteten.

Moſers verfallenes Ausſehen, ſein ſchwächlicher, gekrümmter Körper, das ewige Hüſteln, das von ſchwacher Bruſt zeugte, die gebrochene Stimme, waren für den Bauer keine empfehlende Eigenſchaften. Und ſo blieb denn auch dies Bemühen des vom grauſamſten Geſchick Ergriffenen ohne Erfolg! Jetzt war er genöthigt, ſich ſelbſt unter die völlig Mittelloſen, unter die notoriſch Armen des Dorfes zu zählen, und mithin auch gleiche Wege mit ihnen zu wandeln. Der brodloſe Weber, deſſen Frau daheim fortwährend ſiechte, deſſen beide Kinder aber wie zum Hohn, trotz der elenden Nahrung, die man ihnen reichen konnte, ſichtlich gediehen, geſellte ſich zu den zerlumpten Kindern, Weibern und kraftloſen Greiſen und ging mit dieſen auf die Stoppelfelder, um — Aehren zu leſen!

Bei dieſer mühſeligen Beſchäftigung gerieth Moſer eines Tages auf die herrſchaftlichen Aecker. Es ward eben Waizen aufgebunden und ein bedeutender Troß Armer, ſelbſt aus der Nachbarſchaft, lagerte auf den Rainen, um das Feld nach erfolgter Abſchleppung, wie ein Schwarm gefräßiger Heuſchrecken zu überfallen. Der Verwalter ritt durch die Reihen der Arbeiter und ſendete bisweilen ſehr ungnädige Blicke den harrenden Leſern zu, die, von andern Aeckern kommend, bereits manches „Aehrenfengel“ zuſammengebunden und jetzt neben ſich liegen hatten. Moſer hielt ſich im Hintergrunde des Troſſes, da ein peinliches Gefühl der Schaam ihn beſchlich, wenn er dachte, daß er aus

Mangel an jeglicher Arbeit gezwungen war, auf ſo erbärmliche Weiſe ſich und den Seinen kümmerlich das Leben zu friſten.

Endlich war abgeräumt, die Garben ſtanden in Mandeln aufgeſchichtet und mehrere große Wagen erſchienen, um den Erntesegen in die Scheuern zu führen. Der Verwalter gab den Armen die Erlaubniß, die zerſtreut auf den Stoppeln liegenden Aehren einſammeln zu dürfen. In einigen Minuten war nun der ganze große Acker mit den Aehrenleſern überſchwemmt. Unter ihnen bückte ſich fleißig der verarmte Weber. Bald hatte der Verwalter ihn bemerkt und lenkte ſein Pferd gegen ihn.

„Wer hat Euch Erlaubniß gegeben, auf den herrſchaftlichen Feldern zu leſen?“ redete er ihn barſch an. „Schämt Euch, Moſer! Ein Mann in den beſten Jahren läuft Kindern und Weibern den Rang ab und ſtiehlt ihnen das Brod vom Munde weg!“ —

Ein kleines „Sengel“ in der Hand richtete ſich Moſer auf, zog ſeine Mütze und verſetzte: „Ich habe weder Brod noch Arbeit, Herr Verwalter, und weil ich doch nicht betteln und ſtehlen mag, ſuche ich mir ein paar Krumen da zuſammen, wo ſie für jeden Armen liegen. Arm aber, Herr Verwalter, daß es Gott erbarm', arm bin ich!“

„Weshalb ſchafft Ihr nicht mehr am Webſtuhle?“

„Weil es Gott gefallen hat, mir eine Prüfung aufzulegen.“

„Ihr waret nachläſſig, Moſer, ſäumig und unordentlich, ich habe es gehört! Herr Endermann entläßt Niemand ohne Verſchuldung aus ſeinen Dienſten.“

Moſer zuckte mitleidig die Achſeln und bückte ſich, ohne Antwort zu geben, um wieder Aehren einzuſammeln.

„Es iſt freilich kein Wunder, wenn man Euch entläßt,“ fuhr der Verwalter fort. „Arbeiter, die ſo faul ſind, wie Ihr — ich hab's beim letzten Hofetage mit Verwunderung geſehen — kann freilich Niemand brauchen.“

Der Weber richtete ſich wieder auf. „Herr Verwalter,“ ſagte er, „Sie haben mir in dieſem Leben noch keinen Biſſen Brod gegeben, noch habe ich je für Sie gearbeitet. Sie wiſſen alſo auch nicht, ob ich ein fleißiger oder fauler Arbeiter bin, über

mein Verhältniß zu Herr Endermann aber ſteht Ihnen kein Urtheil zu."

„Deſto mehr Recht habe ich, Euch vom Acker zu weiſen."

„Ein abgeſchlepptes Feld iſt für alle Chriſtenmenſchen," erwiederte Moſer und begann abermals Aehren zu leſen.

„Der gnädige Herr will nicht, daß Ihr auf ſeinen Aeckern leſt. Das Stoppelfeld iſt nur für Kinder, Weiber und Krüppel. Ihr könnt noch arbeiten, alſo packt Euch!"

„Ehe mir der gnädige Herr dieſen unchriſtlichen Befehl nicht ſelbſt ertheilt, werde ich ihn nicht reſpectiren, Herr Verwalter! Ich leide Noth mit einer blinden alten Mutter, einer kranken Frau und zwei hülfloſen Kindern und ſammle hier blos, was ſonſt Krähen und Dohlen aushacken. Das iſt nichts Unrechtes oder Geſetzwidriges."

„Laßt Euch rathen, Moſer, und geht! Der gnädige Herr hat mir ſehr beſtimmte Vollmachten gegeben."

Der verarmte Weber ließ ſich nicht weiter ſtören. Er ſchwieg hartnäckig und ſammelte Aehren. Ueber ſolche Nichtachtung aufgebracht, rief der Verwalter einen vorübergehenden Knecht an, ſchwang ſich aus dem Sattel und übergab ihm das Pferd.

„Wollt Ihr gehorchen, Moſer?" fragte er den Armen.

„Wenn mich der gnädige Herr mit eigener Hand von ſeinem Acker treibt, muß ich mich fügen, obwohl ich's grauſam und unmenſchlich nennen würde."

„Ihr zwingt mich, Hand an Euch zu legen!"

„Sie? Dazu haben Sie kein Recht."

„Kein Recht," ſchrie der Verwalter. „Das ſollt Ihr gleich ſehen, widerſpenſtiger Faullenzer!" Und mit raſchem Griff faßte er den Weber beim Kragen der Kattunjacke und wollte ihn vom Acker entfernen. Allein Moſer, dem ſchon längſt das Blut kochte, wehrte ſich mit aller Kraft. Beide Männer kamen vom Ringen zu offenbarem Handgemenge, das alsbald in entſchiedene Schlägerei ausartete. Wie vorauszuſehen, zog der kraftloſe Weber den Kürzeren. Der Verwalter warf ihn zu Boden, ließ ihn verſchiedene Male ſeine ſchwere Gerte fühlen, rief die Knechte und übergab ihren Händen den Miſſethäter.

„Schafft den Schurken auf den Hof!“ befahl er. Ich werde sogleich nachkommen und dem gnädigen Herrn Bericht erstatten.“

Moser ward seines Verbrechens leicht überführt. Er mußte dem Verwalter Abbitte leisten und erhielt zur Strafe vierzehntägige Haft bei Wasser und Brod. Da saß er nun in der engen, finsteren Zelle des herrschaftlichen Gefängnisses und hatte Zeit, über sein Schicksal, seinen Lebensgang nachzudenken. Der Freie glaubt, kein Unglück sei schwerer zu ertragen, als der Verlust der Freiheit. Moser war von jeher derselben Meinung gewesen. Seit er aber ein Gefangener war, kamen ihm ganz andere Gedanken. Das Nichtsthun langweilte und quälte ihn zwar, aber er hatte doch keine Noth! Zur bestimmten Stunde, dreimal des Tages, erschien ein Voigt und brachte ihm frisches Wasser, so viel er trinken wollte, und die Portion täglichen Schwarzbrodes, welche er erhielt, reichte nicht allein hin, um ihn vollkommen zu sättigen, es blieb auch noch genug übrig, um seinem armen Weibe ein gutes Stück schicken zu können. Seit Wochen hatte Moser nicht so glänzend gelebt, und als er acht Tage im Gefängnisse zugebracht, beschlich ihn wiederholt der entsetzliche Wunsch, die Dauer seiner Haft möge sich von selbst verlängern, ja er sann allen Ernstes nach, was er wohl anstiften, was begehen solle, um eine neue Freiheitsstrafe über sich verhängt zu sehen! Schaudernd begriff er, wie Armuth die Mutter jeglichen Verbrechens blos deshalb werden könne, weil der Sträfling nicht ängstlich für seinen Unterhalt besorgt sein darf! Und die Verachtung der Freien, der sogenannten ehrlichen Leute, die jeden Verbrecher unausbleiblich ereilt, konnte sie fühlbarer sein, als jenes Stirnrunzeln, womit der Besitzende dem Bettler ausweicht, als jene harten Worte, die man dem um Almosen Flehenden gleich brennenden Flüchen vor die Füße schleudert? Konnte sie empfindlicher quälen, unauslöschlicher beleidigen, als die Benennung elender Lump, Bettelhund, Vagabond, die der Arme ja täglich hören muß oder doch in den Blicken so Vieler lesen kann! Moser mußte all' seine moralische Kraft aufbieten, um nicht dem Gelüst zu erliegen, das ihn beim Erscheinen des Voigtes wie ein Fieber-

nfall ergriff, nämlich den freundlichen Mann an der Kehle zu packen und bis zum Erſticken zu würgen! Noch beſaß er Selbſtüberwindung genug, um den Dämon, der in den finſteren Schluchten ſeiner Seele ſich zu regen begann, zu beſiegen und ſeine Strafe zu überſtehen, ohne auf's Neue und diesmal mit Vorbedacht zu ſündigen.

Als er nach vierzehntägiger Haft entlaſſen ward, kam er ſich wie ein Fremdling auf Erden vor. Er war fertig mit ſich, mit dem Leben! Er konnte ſich ruhig beide Hände abhacken, denn er bedurfte ihrer nicht mehr, da Niemand Arbeit von ihm begehrte.

Mit dieſem Gefühl gänzlicher Unbrauchbarkeit ging er ſchwermüthig nach Hauſe, nicht wiſſend, was er jetzt anfangen, wie er ſich ehrlich ernähren ſollte. Ohne Weib und Kind würde er trotzig in die Welt gelaufen und ſehr wahrſcheinlich die gewöhnlichen Wege des Verbrechens gewandelt ſein. Der Reiche ſagt: Armuth demoraliſirt! und wendet ſich von jedem Nothleidenden mit Widerwillen; aber er bedenkt nicht, daß die wegwerfende Behandlung der Armen von Seiten der Reichen jene mit der Zeit erfolgende, nicht wegzuläugnende Demoraliſation hervorruft! Wer den Armen als einen Wegwurf der Menſchheit, als einen Räudigen betrachtet, den man ausſcheiden muß von allem Volk, der vergiftet die Unſchuld ſeiner Seele und ſtößt ihn erbarmungslos unter die moraliſch Verworfenen, denen er ihn gleichſtellt, weil er oft die rauhe Sitte, das zerlumpte Kleid mit ihnen gemein hat. —

Es ſchien indeß, als habe ſich das Unglück des Webers etwas erſchöpft. Beim Betreten ſeiner engen Wohnung fand er nicht allein ſein Weib wieder außer dem Bett und die lieben kleinen Engel vollbäckig und geſund, Fürchtegott kam ihm auch mit der frohen Botſchaft entgegen, daß ein Bauer des Ortes hergeſchickt habe und ihn für den Herbſt als Dreſcher annehmen wolle, wenn er noch ſo brav zuſchlagen könne, wie ehedem.

Ueber dieſe Nachricht war Moſer ſo erfreut, daß er ſeinen Hauswirth umarmte und wie ein Tollet im engen Stübchen mit ihm herumhopſ'te. Er ſagte auf der Stelle zu und ließ ſich ſchon für den nächſten Tag durch Fürchtegott ſelbſt anmelden. Lange

hatte die arme Weberfamilie keinen ſo glücklichen, von heiteren Ausſichten in die Zukunft erhellten Abend verlebt.

6.

Bilder eines glücklicheren Lebens vergoldeten die Träume des armen Mannes in dieſer Nacht. Mit einem Gefühle des Wohlbehagens, das er lange nicht mehr empfunden hatte, ſtand er früh am Morgen auf, in treuherzigem Gebet um Verminderung ſeiner Noth zum Himmel flehend. Das karge Frühſtück, das nur aus ungeſchmalzener Brodſuppe beſtand, ſchmeckte ihm doch vortrefflich. Er küßte die friſchen, noch ſchlafenden Zwillingsſchweſtern, ermahnte die noch immer hinfällige Suſanna, ſich zu ſchonen, und ging dann, den Dreſchflegel nebſt Wurfſchaufel und Schüttegabel auf der Schulter, wohlgemuth nach dem Bauergute, wo ihm Arbeit verſprochen war.

Die Knechte waren eben dabei, die Tenne zu fegen und Garben reihweiſe zum „Vorſchlagen“, wie es der Bauer nennt, aufzulegen, als Moſer in den Hof trat und den Beſitzer deſſelben als neuer Arbeiter und Gehülfe begrüßte. Dieſer nahm ihn gern an, da er zuverläſſige Leute brauchte; übrigens bedurfte es nicht vielen Redens, da zwiſchen Arbeitgebenden und Arbeitſuchenden ſo einfache Bedingungen als feſte Regeln gelten, daß Keiner den Anderen übervortheilen kann. Moſer kannte dieſe Bedingungen von früherher, und wenn er jetzt als Arbeiter bei einem armen Bauer in Dienſt trat, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß er ſtillſchweigend ſich dem Herkömmlichen unterwerfe.

Alle Bauerarbeit iſt ſchwer und erfordert mehr phyſiſche Kraft, als Geſchick und Gewandtheit. Schon am erſten Vormittage fühlte Moſer, daß er nicht mehr die Kraft und Ausdauer ſeiner jungen Jahre beſitze. Er konnte nach einigen Stunden kaum den Flegel mehr handhaben und es war ein Glück für ihn, daß je fünf Dreſcher auf einer Tenne thätig waren. Bei dem fortwährenden Steigen und Fallen ſo vieler Flegel merkte man nicht, daß der des Webers kraftlos auf die körnerſtrotzenden Aehren traf. Auch gewahrte er mit Betrübniß, daß ſeine Bruſt durch

das langjährige Sitzen hinterm Webſtuhle und durch das Einſaugen des Garnſtaubes gelitten haben mußte; denn er konnte an dem lebhaften Geſpräch, das ſeine rüſtigen Mitarbeiter, trotz des heftigſten Aufſchlagens, fortwährend unterhielten, nicht Theil nehmen.

Mit größter Anſtrengung hielt es Moſer einige Tage aus. Schon am vierten mußte er Abends auf dem Heimwege mehrmals ſtehen bleiben und Blut auswerfen. Dennoch ging er am nächſten Morgen wieder auf die Arbeit. Allein kaum hatte er unter unſäglichen Schmerzen zweimal herumgedroſchen, als ihm kraftlos der Flegel entſank und ein Strom dicken ſchwarzen Blutes ſeinem Munde entſtürzte. Man ſprang dem Unglücklichen bei, um das Blut zu ſtillen, der Bauer, ein braver Mann, ließ den Erkrankten nach Hauſe fahren und holte ſogar den Arzt auf eigene Koſten, damit er ihn heilen möge; aber das Alles konnte den Weber weder retten, noch beruhigen.

„Gott hat ſeine Hand von mir abgezogen,“ ſagte er mit der Ruhe verzweifelter Reſignation, „und wen Er verläßt, den können die Menſchen, wenn ſie auch jetzt noch wollten, nicht retten. Ich will mir nur überlegen, was aus den Kindern werden ſoll. Hab' ich das erſt ausgeklügelt, dann will ich meinethalb verhungern oder verdurſten, mich ſoll's wenig verſchlagen. Aber das muß ich erſt herauskriegen, eher thue ich's dem Herrgott nicht zu Gefallen und lege mich in den Sarg.“

Das war ungefähr der Refrain von allen Reden, die Fürchtegott, ſein Weib und etliche Freunde, die nicht viel mehr beſaßen, als er ſelbſt, ihm entlockten. Er ſetzte ſich wieder neben die unermüdlich fleißige Mutter und ſpann. Von dem fabelhaft Wenigen, was dieſe Arbeit abwarf, lebte die ganze Familie faſt noch einen Monat. Nach Verlauf deſſelben war aber auch das geringe Gut, was die Armen an unbedeutenden Utenſilien beſeſſen hatten, vollkommen aufgezehrt. Ueberdies ſollte in Kurzem Miethe und Stuhlgeld (Abgabe für die Erlaubniß, einen Webſtuhl aufſtellen zu dürfen) nebſt vierteljährigem Grundzins an die Herrſchaft bezahlt werden. Holz für Herbſt und Winter brauchte man auch,

und noch hatte Moſer keine Kartoffel im Keller, keine Krume bezahlten Brodes im Schranke.

In einer trüben Abendſtunde wagte Suſanna mit beklommenem Herzen, dies entſetzliche Thema zu berühren, das dem bruſtkranken ſchwachen Manne das Herz zerfleiſchen mußte. Suſanna that es zwar ſo mild und ſanft, wie die Liebe zu ermahnen, zu fragen und zu bitten pflegt, aber dem Weber ſtand dennoch ſein gefoltertes Vaterherz ſtill.

„Laß das gut ſein, Herzliebſte," erwiederte Moſer nach einiger Zeit. „Mir iſt in der vergangenen Nacht ein Gedanke gekommen, der, ausgeführt, all' das jetzt noch Fehlende uns verſchaffen muß. Auch für die armen Würmchen iſt dadurch geſorgt. So elend, wie ihre Eltern, ich verſprech' es Dir, ſollen ſie es nicht haben."

„Iſt Dein Plan auch auszuführen, Moſer?" fragte zweifelnd die beſorgte Frau.

„Zuverläſſig, Suſanna! Wie ich mir's während der Nachtwache hinter'm Ofen ausgeſonnen habe, kann's nicht fehlen. Es wird Alles anders und beſſer."

„Du könnteſt mir's wohl ſagen, Moſer! Vier Augen ſehen heller, als zwei.

„Morgen erfährſt Du's. Heut Nacht will ich mir's noch einmal beſchlafen, und wenn ich morgen noch ſo feſt daran glaube, wie in dieſem Augenblicke, dann iſt uns geholfen, das ſchwör' ich bei Gott!"

Suſanna drang nicht weiter in ihren Mann und das Geſpräch ſtockte wieder. Nach ſehr kargem Abendbrod ging die Familie zur Ruhe. Wir haben ſchon erwähnt, daß Suſanna ſeit ihrer Niederkunft mit den Kindern in der Wohnſtube und zwar auf ebener Erde ſchlief, da ihre Bodenkammer zu eng und auch zu ſchlecht gegen Wind und Wetter verwahrt war, um mit den Säuglingen darin zubringen zu können. Der Weber ſelbſt blieb ſeit ſeinem Unfalle ebenfalls in der Stube und hatte ſein Nachtlager hinter dem Ofen aufgeſchlagen. Nur die alte Mutter kletterte die knarrende Stiege hinauf in ihr Kämmerlein und kam häufig früh, wenn kaum der Tag graute, ſchon wieder herunter

zu ihren darbenden Kindern. Sie konnte wenig ſchlafen, und weil ſie meinte, daß ſie wachend, ob auch nicht viel, doch immer etwas nützen könnte, ſo ſetzte ſie ſich an ihren Platz auf der Ofenbank und ſpann, ohne die meiſtentheils noch Schlafenden in ihrer Ruhe zu ſtören.

Moſer'n floh auch in dieſer Nacht, wie in faſt allen früheren, der Schlaf; er verhielt ſich aber abſichtlich ganz ſtill, bis er annehmen konnte, daß Suſanna feſt entſchlummert ſei. Dann kroch er behutſam hinter dem Ofen hervor, ſchlich barfuß über die holprige Diele nach dem Fenſter neben dem Webſtuhle, öffnete es leiſe und ſtieß den Laden auf. Die Nacht war ſternenhell, der ſchon abnehmende Mond ſchien voll und rein in die Wohnung des Armen. Die ſilberne Kugel ſpiegelte ſich im Weiher des Nachbars, der kaum vierzig Schritte von Fürchtegotts Häuschen am Gartenzaun ſeine ſtillen Waſſer ausbreitete. Geraume Zeit trank der Weber die kühle Nachtluft mit dürſtendem Munde, dann trat er zurück und ſah ſich ſcheu um. Das Licht des Mondes erleuchtete das Stübchen ſattſam, um alle Gegenſtände genau unterſcheiden zu können.

Moſer öffnete ein kleines Wandſchränkchen und nahm etwas heraus, das er mit dem ſchlotternden Aermel ſeines zerriſſenen Hemdes ſogleich verdeckte. Darauf ſchlich er an das Lager ſeiner Frau und kniete neben demſelben nieder. Suſanna ſchlief ſanft und tief. Die Qualen des Lebens waren in dieſem Augenblicke gewiß von ihr genommen. Vielleicht ſchwelgte ſie in paradieſiſchen Freuden, wie ſie der Traum mitleidig dem Armen ſchenkt, als kargen Erſatz für die harte traurige Wirklichkeit des Alltagslebens.

Moſer wagte nicht, die Schlummernde zu küſſen. Er hätte es gern gethan, aber er beſorgte, ſie dadurch zu wecken.

„Arme Suſanna, gutes, liebes, duldendes Weib," flüſterte er über ſie gebeugt und eine Thräne perlte aus dem Schmerzensbrunnen ſeines Auges. „Ich habe Gott gebeten, daß er dich die Herrlichkeiten der Verheißung ſoll ſchauen laſſen in dieſer Nacht, und ich glaube, er hat mich erhört, der Allgütige. Dein Lächeln ſagt mir, daß du glücklich biſt. Du ſollſt es ewig ſein

und nie mehr zurückkehren aus jenen Auen, die müden Duldern in jenem Leben verheißen ſind. Lebe wohl, lebe glücklich und bitte für mich, den verzweifelnden Vater!"

Nun hielt Moſer ſeine linke Hand ſchirmend über das Geſicht der Schlummernden und fuhr mit ſchneller Bewegung der Rechten, in der etwas Glänzendes blitzte, über Suſanna's bloßen Hals. Die Schlafende zuckte krampfhaft zuſammen, aber Moſer drückte ſeine Linke feſt auf ihren Mund, ſo daß ſie nur dumpf röchelnde Töne ausſtoßen konnte. Ein breiter Blutſtrom floß unter den Decken hervor und ergoß ſich um den knieenden Weber. Der verzweifelnde Gatte hatte ſeinem geliebten Weibe die Pulsadern am Halſe durchſchnitten und ſie getödtet. Er hielt dieſen Tod für leichter, als den Hungertod, dem ſie alle entgegen gingen.

Als Suſanna zu röcheln aufgehört hatte, erhob ſich Moſer mit entſetzlicher Ruhe. Er warf keinen Blick auf die Todte, ſondern wendete ſich raſch um zu den in der Wiege ſchlafenden Säuglingen. Das blutige Meſſer funkelte im Silberfeuer des Mondes wie eine purpurne, zur Erde geneigte Flamme.

Lieblich, rührend, zwei aufknospenden Blüthchen gleich, die feinen kleinen Händchen aufwärts gegen die derben Geſichtchen ſtemmend, ruhten die Schweſtern in ſeliger Vergeſſenheit. Den Vater ſchauerte es, als ſein ſchuldiges, unheimlich glühendes Auge auf dieſe zarten, von Geſundheit ſtrotzenden Weſen fiel. Aber ſein Herz hatte ſich im machtloſen Kampf mit den Schrecken des Lebens verhärtet, ſein Wille war feſter als Granit. Die Bahn war betreten, er mußte ſie ganz zurücklegen, ſollte er ſich nicht ſelbſt feig und charakterlos nennen.

„Warum zaudern!" rief er ſich zu. „Habe ich euch in's Leben gerufen, warum ſollte ich nicht das Recht haben, euch ein und denſelben Weg mit mir gehen zu heißen? Ja, ihr armen, ſchuldloſen Seelen, ich will euch rein und unbefleckt den Vaterhänden wieder übergeben, aus denen ich euch empfangen habe! Hier auf Erden wurdet ihr nach unausſprechlichen, undenkbaren Leiden vielleicht gottloſe Verbrecher und beſchlöſſet ein Leben voll Elend und Schande, verflucht von den Glücklichen, im Zuchthauſe oder auf dem Schaffot. Beſſer aus der Reihe der Leben-

digen geſtrichen, als ſolch ein Daſein! Gute Nacht, ihr Engel, euer Vater küßt euch zum Eintritt in's Thal des ewigen Friedens!"

Ein langer Kuß berührte die Mündchen der Kleinen, dann durchſchnitt der fürchterliche Vater ihren Lebensfaden auf dieſelbe Weiſe, wie er die Mutter getödtet hatte. Die Schweſtern zuckten nicht, ſie ſtarben ſchlummernd unter dem Meſſer des Vaters.

Mit einem Gefühl des Abſcheu's ſchleuderte der Unglückliche jetzt das Mordinſtrument an den Boden, erreichte mit zwei Sätzen die Thür, ſtürzte hinaus, rannte in's Freie über den Garten und begrub ſich und ſeine That in den kühlen ſchäumenden Wellen des Teiches. Nur das Bild des Mondes wankte im Weiher, als der Mörder ſeines Weibes, ſeiner Kinder ſich darin zur Ruhe gebettet hatte, ſonſt blieb Alles ſtill —

Am nächſten Morgen ſtieg Gertrud frühzeitig aus ihrer Kammer herab, trat in die Stube ihres Sohnes und tappte ſich nach der Ofenbank, wo ſie wie immer Platz nahm und emſig zu ſpinnen begann. Es war eben Tag geworden, das merkte die erblindende Frau an dem trüben Scheine, der ſich vor ihren Augen bildete. Daß es ſo todtenſtill im Stübchen blieb, wunderte ſie nicht. Es war oft ſo gegen Morgen. Nur konnte ſie nicht begreifen, daß, wie ſie auch ihre Füße ſetzen mochte, ſie überall ſogleich feucht wurden.

So ſaß ſie ein paar Stunden, ſpann ruhig fort und freute ſich über den geſunden Schlaf der Ihrigen. Sie würde noch lange geduldig auf das Erwachen derſelben gewartet haben, wäre nicht Furchtegott hereingekommen, der, wie er häufig pflegte, ſich nach Moſer's Befinden erkundigen wollte. Vor dem gellenden Aufſchrei dieſes Mannes kam Gertrud zu ſich.

„Was habt Ihr?" fragte ſie ruhig, ihr bleiches, runzelvolles Antlitz langſam dem Eintretenden zukehrend und nochmals die Spindel drehend.

Furchtegott dachte im erſten Schreck nicht daran, der alten Frau das Entſetzliche zu verſchweigen. Bewältigt von dem grauenvollen Anblick — die fromme alte Mutter, ihre Füße im Blut der Ihrigen badend, ruhig ſpinnend — warf er dies Bild mit wenig Worten in den Spiegel ihrer Seele! Da entſank Gertrud

die Spindel, ſie ſelbſt neigte ſich vorwärts und wäre auf die blutige Diele niedergeſtürzt, hätte ſie Fürchtegott nicht in ſeine Arme aufgefangen. Als er ſie wieder aufrichtete, umſchlang er eine Leiche. Mitleidig hatte der Tod ihr Herz gebrochen.

Eine Stunde ſpäter fand man Moſer's Leiche im Weiher. Niemand konnte zweifeln, daß er die gräßliche Wahnſinnsthat vollbracht habe. Die blutigen Fußſtapfen vom Hauſe bis zum Teiche mitſammt dem gefundenen Meſſer ſprachen zu deutlich. —

Unter großem Zulauf des Volkes wurden am dritten Tage nach der That die Opfer der Armuth ehrlich begraben, in ſpäter Abendſtunde wühlte der Henker dem Mörder eine Grube auf ödem Anger. —

Proletarier in England.

Wir hatten länger als gewöhnlich gezecht, denn mein Freund Mac — einer von den wenigen Menſchen mit gutem Rock, die ich in England lieb gewann — erzählte von ſeinen Abentheuern zu Waſſer und zu Lande. Mac, ein Schotte, ſtudirte in Glasgow und Edinburg, wurde dann Schiffsarzt auf einem Wallfiſchfänger und ſegelte nach Grönland. „I got a great cold there“ ſagte er „und war froh, als wir nach einer Reiſe von 2½ Jahren wieder in Liverpool an's Land ſtiegen. Ich ließ mich in York nieder. Ein altes ariſtokratiſches Neſt; aber wunderſchöne Mädchen laufen darin herum. Ich verliebte mich ſogleich. Thorheit! ich hatte kein Geld. Alles ging ſchief; ich zog fort und ein bleicher, ſchiffbrüchiger Mann, langte ich hier an, hier in Bradford, wo ich nun ſchon geraume Zeit unter den Fabrikarbeitern herumbrenne und ſchneide —“

„Wie es einem ſchlechten Doctor zukommt!“ ergänzte der eben hereintretende Wirth und zeigte ſeinem Gaſte an, daß im „Weißen Hauſe“ eine junge Frau eben im Begriff ſtehe, die Welt mit einem Menſchen zu bereichern; der Herr Doctor alſo aufbrechen und helfen müſſe.

Ich begleitete Mac. Die Straßen waren ſchon leer; nur die Nachtwächter irrten an den Häuſern vorüber und unterſuchten, ob Thüren und Fenſterläden auch verſchloſſen. „All right!“ da eilten ſie weiter. Am Ende der Gaſſe blieben ſie aber aufmerkſam ſtehen; wir ebenfalls, denn in einer Schnapsſchenke

ſchien heftiger Streit unter den Trinkern ausgebrochen zu ſein. Flüche, Prügel und Gepolter folgte raſch nach einander, und ehe wir uns verſahen, ſtürzten ein halbes Dutzend Kerle aus der Hausthür. Fünf Mann kehrten laut lachend zurück, — der ſechste lag vor uns auf dem Straßenpflaſter und rührte kein Glied.

Mit Hülfe der Nachtwächter brachten wir den Unglücklichen in die Bude des Doctors, welche gegenüber lag. Der arme Zerſchlagene kam bald wieder zur Beſinnung, und verſicherte uns, daß er ganz verteufelte Hiebe davon getragen habe. Dies bezeugte auch eine große Quantität irländiſches Blut — unſer Patient war nämlich ein Irländer — welches aus drei Löchern vom Kopf herunter auf die zerriſſenen Kleider floß. Während ihm der Doctor die Haare abſchnitt, bemerkte Paddy mit wehmüthiger Stimme, daß er eigentlich gar nicht wiſſe, weßhalb er ſo rechtſchaffen durchgeprügelt ſei.

„Was ſeine guten Gründe hat!“ erwiederte ihm Mac, „denn Ihr habt heute Abend eine gute Portion Whisky aus der Welt geſchafft.“

„„Und das hat ſeine guten Gründe, daß ich dies that!““ antwortete der Irländer.

„Und welche?“ fuhr der Doctor fort.

„„Gar keine Gründe hat es!““ ſeufzte Paddy „und gar keine Gründe ſind ebenſo gut wie die allerbeſten! Aber Tom Holmes ſagte, ich wäre ein lüderlicher Strick; ich machte zwanzig Schillinge die Woche und hätte doch nie einen Penny; und meine Frau ſäße in Leeds und ich kümmerte mich gar nicht um meine Frau; und das thue ich auch nicht; denn meine Frau verkauft alte Flaſchen und ich kämme Wolle; und wenn ſie alte Flaſchen verkaufen will, very well. — Jeder hat ſein eigen Geſchäft; Jeder thue, was er will, ich kämme Wolle! Nun iſt zwar die Frau der größeſte Comfort für den Mann, und der Mann iſt der größeſte Comfort für die Frau; da es aber von hier bis nach Leeds 7 dicke Meilen ſind, ſo wäre ſie, Frau, und ich, Mann, eigentlich nicht ſehr comfortable zuſammen, wenigſtens nur comfortable in der Entfernung von ſieben Meilen; aber wenn ſich meine Frau comfortable fühlt, indem ſie alte Flaſchen ver-

kauft, und ich mich comfortable im Wollkämmen fühle, ſind wir dann nicht beide comfortable? very well, Doctor, das ſagte ich auch zu Tom Holmes. Tom, ſagte ich, laß meine Frau aus dem Spiele, und was noch viel ſchlimmer iſt, laß das Geld bei Seite. Geld ſparen kann ich nicht, denn ich habe alle Taſchen voll — nämlich voll Löcher; und wer werth iſt, Geld zu verdienen, der iſt auch werth, Geld auszugeben, und ſieh Tom, ich bin der Meinung, daß das Ausgeben viel erfreulicher iſt, als das Verdienen, — und habe ich mich die ganze Woche mit dem Verdienen geplagt, da ſtärke ich mich eine Stunde lang mit dem Ausgeben. — „„O dear me!““ ſchrie der Irländer da plötzlich, denn eben legte ihm der Doctor einige Pflaſter auf die Wunden, die dem redſeligen Paddy, der mit der Zeit nüchtern wurde, plötzlich ſehr weh zu thun ſchienen.

„„Aber Tom,““ fuhr er bald fort, „„wollte mich gar nicht begreifen; er ſagte, wir Irländer wären nur Alle vom gemeinſten Geſindel, wir kämen nur nach England, um wie die Schurken zu leben. Why Doctor! als wenn das anders möglich wäre. Da komme ich von Tipperary hierher nach England, und habe unterwegs zehn Mal das Betteln gelernt und finde, daß es mit dem Betteln gar nicht ſo übel iſt; denn, geben Euch die Leute etwas, da iſt es gut; geben ſie Euch nichts, da lacht Ihr ſie aus. Spaß auf beiden Seiten, Doctor! Aber ein Menſch kann auch ſtolz ſein und deshalb kämme ich Wolle. Entweder muß gebettelt werden, oder Wolle gekämmt. Wenn ich aber wie ein Schurke lebte, als ich bettelte, lebe ich nicht ebenſo gut wie ein Schurke, ſeit ich arbeite? Gewiß! Es iſt nur der Unterſchied darin, daß ich als Bettler ein Schurke gegen Andre bin, und als Arbeiter ein Schurke gegen mich ſelbſt. Wenn ich bettle, ſo ziehe ich durch Faullenzen den Leuten das Geld aus der Taſche, und das iſt nicht recht; ich bleibe aber geſund und luſtig dabei, und das iſt recht. Wenn ich aber arbeite, da verdiene ich mein Brod durch Arbeit, und das iſt recht, — werde aber ein Krüppel dabei, und das iſt nicht recht.

Denn ſie laſſen einen armen Teufel heut zu Tage arbeiten, daß ihm Hören und Sehen vergeht; und kommt der Samſtag

heran, da zahlen ſie den Lohn; aber man wird nie glücklich davon, — weiß nicht, wie es kommt, — und iſt man alt — aber man wird nicht mehr alt.““

Da ſchwieg der Irländer und ſah uns mit ſeinen ſchwarzen Augen recht ernſt und feierlich an.

„„Aber halt!““ rief er dann plötzlich, „„Tom ſagte, wir Irländer kämen nur nach England, um wie die Schurken zu leben. **Never mind it, Tom!** — laß ſehen. —““ Da griff Paddy in ſeine Taſche und dann auf den Kopf. „„Löcher, nichts als Löcher!““ „Aber der Doctor braucht etwas für die Pflaſter!“ bemerkte der eine Nachtwächter.

„„Doctor!““ fuhr der Irländer fort, „„Tom ſagte, alle Irländer wären Schurken in England, und das konnte ich nicht vertragen; — und da nahm ich alles Geld, was ich hatte; Tom, ſagte ich, ſtolz bin ich, ſtolz bin ich dreimal auf Tipperary, und hier ſind vier Schillinge und ſechs Pence, und das wollen wir vertrinken Tom, und ich bin kein Schurke! Seht Doctor, und nun habe ich Nichts für die Pflaſter, — ich wollte, ich hätte mehr!““

Da packten die beiden Nachtwächter den Verwundeten auf und brachten ihn in die Schenke zurück. — Mac machte ſich auf den Weg nach dem „Weißen Hauſe.“ Seit jenem Abend traf ich manchen Irländer, dem der Kopf entzwei geſchlagen wurde, ohne daß er wußte weshalb. Paddy iſt der ſorgloſeſte Mann von der Welt. Mit Weib und Kind kommt er oft herüber, — hier arbeiten z. B. in den Fabriken allein 1500 Irländer — er denkt, in England Brod und Glück zu finden und täuſcht ſich oft nur zu ſehr. Iſt er unverheirathet, da geht die Sache ſchon; hat er Familie, da geräth er faſt immer, wenigſtens im Anfang, in die größeſte Noth. Denn leider weiß ein Irländer kein Haus zu halten, er lebt nur dem Augenblick und ein folgender Tag iſt ihm durchaus gleichgültig. Er thut, was das Herz ihm eingibt. In einer Zeit von zehn Minuten kann er raſen, wie ein Löwe, und fromm ſein, wie ein Lamm. Hat er kein Geld, da iſt er der zufriedenſte Mann bei Kartoffeln und Brod und tröſtet ſich über ſein Schickſal mit den köſtlichſten Witzen; — iſt ſein Beutel

voll — da wirft er fort, was er hat, und iſt nicht luſtiger und übermüthiger, als zur Zeit der ſchrecklichſten Noth. Genial iſt er unter allen Verhältniſſen. Dunkel ſcheint ihm vorzuſchweben, daß das Mißgeſchick des Individuums in dem großen Elend ſeines Volkes aufgehen müſſe. Deshalb keine Klage mehr! Der Humor reißt ſeine Seele hinweg; er lacht, er weint und weiß nicht weshalb; er ſtirbt und weiß nicht warum.

Die große Sorgenloſigkeit des Irländers in England macht ihn natürlich doppelt arm. Die engliſchen Arbeiter ſorgen wenigſtens inſoweit für die Zukunft, als ſie in guten Handelszeiten Kleider und Möbel anſchaffen. Aber auch das iſt dem Irländer einerlei; er iſt damit zufrieden, daß er heute gelebt hat. In Lumpen geht er einher, ſchmutzig, unheimlich; nur ſeine Augen ſtrahlen in ewiger Schönheit und unwillkürlich ſchrickt man zuſammen, wenn ſie bald wehmüthig ernſt, bald froh und verliebt in die Welt hinausſchweifen.

„Das weiße Haus," welches ich mit dem Doctor beſuchte, liegt in dem älteren Stadttheil, in der Nähe eines Kanals, der das Land von Hull nach Liverpool durchſchneidet. Es dient allen Unglücklichen als Zufluchtsort, indem man für 2 Pence dort 6 Stunden ſchlafen kann. Es verhält ſich damit ſo: Um 12 Uhr Nachts werden aus der Bar, dem zum Rauchen und Trinken eingerichteten Zimmer, alle Stühle und Bänke entfernt. Im Kamine macht man ein tüchtiges Feuer an, fegt die ſteinerne Flur und legt rings an den Wänden herum Decken und Strohſäcke. Die Gäſte, welche nur gekommen ſind, um zu trinken und zu rauchen, müſſen aufbrechen, und die ſich nach Schlaf ſehnen, haben für 2 Pence das Recht, ſich niederzulegen. Dies geſchieht sans cérémonie. Männer, Weiber und Kinder ziehen ſich aus, hängen ihre Kleider über die Bretterwand der Bar und geben ſich gewöhnlich alle Mühe, um die verhängnißvollen 6 Stunden ſo gut wie möglich zu benutzen. Der Wirth iſt nämlich ſehr exact in der Zeit und verſäumt nicht, gegen Morgen ein allgemeines Poltern zu veranſtalten. Jeder, der nicht gutwillig das Lager verläßt oder noch für weitere 3 Stunden einen Penny mehr bezahlt, wird dann mit Gewalt beſeitigt. — Gewöhnlich ſtellen

ſich gegen Morgen neue Gäſte, namentlich Betrunkene, die ſonſt wo übrig geblieben ſind, zum Schlafen ein und nehmen das noch warme Lager der eben Erſtandenen in Beſchlag.

In jener Nacht war die Bar faſt ganz beſetzt. — Bei dem Schein des hellen Feuers konnte ich achtzehn Perſonen zählen; auch mußten noch einige kleine Kinder unter den Decken verborgen ſein, denn bisweilen hörte man ein leiſes Weinen und Wimmern von feinen, zarten Stimmen. Die meiſten Geſichter konnte man deutlich unterſcheiden; hin und wieder tauchte auch nur ein Kopf voll Haare aus den Decken. — Viel Kummer und Noth lag da begraben.

Gleich vorn an bemerkte ich zwei Mulatten, mit denen ich ſchon am Tage vorher auf der Straße Bekanntſchaft gemacht hatte. Kräftige Kerle. Sie verkauften Gebete und Bilder, wie viele Hunderte ihres Gleichen, die jährlich als Matroſen oder Schiffsjungen nach England herüberſegeln, — einige Zeit betteln und das Land durchirren und dann wieder verſchwinden. Neben ihnen lag ein langes, hageres Geſicht, auf dem in tiefen Furchen eine lange Leidensgeſchichte geſchrieben ſtand. Es gehörte einem Manne, der ungefähr fünfzig Jahre alt war, vielleicht auch erſt dreißig. Wer weiß es?

Jedenfalls ſchien er ein Kind an Glückſeligkeit und ein Greis an Noth zu ſein. Sein Arm lag unter dem Nacken eines Weibes, das mit weit offenen Augen unverwandt in's Feuer blickte. Ein kleines Mädchen kauerte zu den Füßen der Mutter, in tiefem Schlafe.

Weiter, dem Kamine zu, hatte ſich ein trotzige Geſtalt gebettet. Der arme Teufel ſchien keine Luſt zu haben, ſich des Einzigen, was ihm im Leben treu geblieben, zu entäußern. Im vollen Schmuck ſeiner Lumpen lag er nämlich auf dem Strohſack, die Hände über dem Kopf gefalten; in den Mundwinkeln Spott und Hohn, an ſeiner Seite einen rieſigen Stock. Einige geſunde Köpfe, in denen Gin und Ale fortglühten, lagen auf den Säcken der anderen Seite; auch eine koloſſale, weibliche Schönheit, ſchwarze Haare über einem rothen Geſicht. Sie ſang noch halb

im Schlafe den Refrain eines Liedes; der Bettler am Kamine lachte, — der Wirth fluchte — Alles war wieder ſtill.

Während ich die Schlafenden beſah, hatte ſich der Doctor in ein Nebenzimmer verfügt, um einem armen Geſchöpfe in der höchſten Noth beizuſtehen. Der Wirth war untröſtlich, daß die Geſchichte in ſeinem Hauſe vorging. Die Frau hatte ſich aber ſtandhaft geweigert, das Zimmer zu verlaſſen, da ſie die gräßlichſte Angſt vor dem Armen- oder Krankenhauſe hatte. Ich näherte mich der Thür, da kam mir Mac ſchon lachend entgegen und verſicherte, es ſei längſt Alles glücklich vorüber.

Die junge Frau war mit ihrem Manne, einem Fabrikarbeiter, ſechs Wochen lang umhergewandert, ohne Arbeit finden zu können. Da kamen ſie nach Yorkſhire, um ſich weiter nach Mancheſter durchzuſchlagen. Das Geld war ihnen ſchon früh ausgegangen, und Nachts ſuchten ſie gewöhnlich in einer Scheuer oder, wenn ſie etwas zuſammengebettelt hatten, in einer Schenke letzten Ranges Schutz. Eine Nacht, wie mir der Mann verſicherte, brachten ſie ſogar unter der Brücke einer Eiſenbahn zu. Beide hatten dieſe Lebensweiſe aber dem Aufenthalt im Arbeitshauſe vorgezogen, vor dem ſie ſich ſehr fürchteten, daß ſie ſchon der Gedanke daran mit Abſcheu erfüllte. Wir werden ſpäter ſehen weshalb. Die Leute, welche in Schenken oder in der zum „Weißen Roß" vegetiren, betteln entweder oder beſchäftigen ſich mit dem Verkauf kleiner Artikel, die ſie von Haus zu Haus tragen. Sie waren genöthigt, ihre Wohnung aufzugeben, bei Tage ſtehen ſie in den Straßen und lauern auf einen Pfennig Verdienſt; Frau und Kinder ſuchen ſich ſelbſt etwas, und Abends ſammelt ſich die Familie an einem Orte, der zur Schlafſtelle vorher auserkoren iſt. — Die Bettler ſind am beſten d'ran. Die Bettelei iſt ihr Geſchäft, ſie kennen ihre Häuſer, ihre Menſchen.

Die Schotten verſtehen ſich am beſten auf Bettelei, da ſie verſchlagen und ökonomiſch ſind; ſehr Viele von ihnen ſollen, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in England, mit einem kleinen Vermögen in's Vaterland zurückkehren und es dort gewöhnlich ſehr gut anwenden. —

Die Irländer vertrinken, was ſie in die Hände bekommen; arm, wie ſie kamen, gehen ſie zurück. Man hat daher auch in Liverpool die Einrichtung getroffen, daß jeder Sohn der Emerald Isle frei zurückſpedirt wird. Die Schotten betteln mit unterthäniger Miene, die Irländer mit lachendem Geſicht, die Engländer mit einem Ernſt, der durch Mark und Bein geht. Die Hauſirer ſind größtentheils Schotten; mit einem Sack auf dem Rücken ziehen ſie von Ort zu Ort. Engländer thun dies ſelten. Irländer faſt gar nicht. — Paddy iſt ein ſchlechter Krämer; höchſtens läßt er ſeine ſchwarzäugigen Töchter mit Orangen handeln, und die Augen ſind oft ſchöner als die Orangen. Vor Kurzem kam mir auch der Fall vor, daß ein irländiſcher Junge, etwa acht Jahre alt, zu mir hereintrat und den Vorſchlag machte, ich ſollte ihm 6 Pence geben, ſein Vater ſei ſehr krank; er wolle mir auch drei ſchöne Geſchichten erzählen. Die Geſchichtenerzähler ſcheinen ſich alſo nicht allein im Oriente aufzuhalten. Der Irländer verſtand ſich prächtig darauf.

Der zurückgekommene Arbeiter befindet ſich ſtets in der allerſchlimmſten Lage. Er iſt zu ſtolz, um zu betteln, zu rechtſchaffen, um zu ſtehlen. In vielen Fällen erlaubt es ſeine Ehre nicht, ſich in ein Arbeitshaus einſchließen zu laſſen; er verkauft, was er hat; hier und da leiht ihm ein Freund eine Kleinigkeit — das hilft nicht mehr —; da verläßt er ſeine Hütte, Frau und Kinder ſuchen ſo gut zu leben, wie ſie können; er ſelbſt wandert durch die Gaſſen und wartet, ob ihm der Zufall nicht Etwas in die Hände ſpielt, und am Abend finden wir ihn auf dem Strohſack einer Schenke, zwiſchen Kranken und Trunkenen, zwiſchen Dieben und Dirnen, ſchlafend. 6 Stunden lang für 2 Pence, bis ihn der Wirth aus dem Hauſe jagt. Und Alles das, weil der Handel ſchlecht geht. —

In dieſem Augenblick ſind die hieſigen Arbeiter, welche faſt Alle bei Worſted-Fabrikation Beſchäftigung finden, weil oft. Ich hatte mich lange darauf gefreut, ſie einmal in ihren Wohnungen beobachten zu können. Es wollte aber nie gelingen, denn die Leute ſind zu argwöhniſch, namentlich gegen Fremde, und ſcheuen Nichts mehr, als wenn man ſich um ihre häuslichen

Angelegenheiten kümmert. Ein Schnapps und eine Pfeife thun übrigens Wunderdinge, und wenn man Beides mit ihnen genossen, so werden sie sehr zutraulich. —

Mein Freund Mac mußte mir bei dieser Expedition wieder behülflich sein, er brachte mir eine Doctormiene bei und brauchte mich bei einer Runde durch wenigstens 30 Arbeiterwohnungen als Gehülfe.

Da es an einem Sonntag Morgen war, so fanden wir fast alle Familien am Kamine. Männer, Weiber und Kinder, welche noch in den Betten, andere beim Frühstück, viele mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt, und die letzten endlich am Schmause. Die meisten Familien haben eine besondere Wohnung; ein Hausvater, der 18 Schilling die Woche verdient, wohnt nicht leicht mit anderen Familien zusammen. — An der Einrichtung der Wohnung kann man fast immer sehen, wie viel Lohn der Arbeiter wöchentlich erhält. Bei 15 Schillingen, was ein sehr mäßiger Lohn ist, bedeckt selten ein Teppich den Fußboden — nur vor dem Kamine liegt gewöhnlich ein schmaler Lappen —, die Wände sind schmucklos, das ganze Möblement besteht nur aus Tisch, Stuhl und Wiege. Bei 20 Schillingen sieht es schon besser aus; auf den Stühlen liegen Kissen — der Teppich, eine in England des Klima's wegen durchaus nöthige Sache — ist größer — auf dem Schrank stehen Gläser und Tassen, und an der Stubendecke hängt vielleicht ein Schinken oder eine Speckseite. — Bei Leuten, die 30 Schillinge einnehmen, gewahrt man schon einen geregelten Comfort, der sich bis auf kleine Figuren, Tassen und Gläser erstreckt, die das Gesims des Kamines zieren. — Hat ein Vater bereits Kinder, die ebenfalls in Fabriken arbeiten und noch bei ihm wohnen, so ist die Summe des wöchentlichen Lohnes natürlich größer; für Essen und Trinken wird dann besser gesorgt und namentlich am Sonntag Mittag etwas Besonderes auf den Tisch gebracht. Bei meinem Besuch fand ich fast überall schönes Waizenbrod zum Frühstück aufgetragen; für den Mittag Beef, Mutton oder Kalbfleisch und einen Krug Ale. Die Kleidung der Arbeiter, die jetzt Beschäftigung haben, ist bei weitem besser, als die der deutschen Fabrikarbeiter;

Mädchen aus den Worsted- und Cotton-Mills wissen sich am Sonntag gehörig herauszuputzen und würden nicht von den vornehmeren Bürgertöchtern in Deutschland zu unterscheiden sein.

Aber ach, all diese kleine Herrlichkeit dauert ja nur, so lange der Handel gut geht. Ist es damit zu Ende, oder brechen gar Krankheiten oder sonst Unglücksfälle über den Arbeiter herein, — da verschwindet bald der Teppich, das Kissen vom Stuhl, der Stuhl selbst und auf dem Tisch sucht man vergebens nach Fleisch oder Ale — Tausende wandern ins Arbeitshaus, und die, welche zu stolz sind, sich einsäckeln zu lassen und Weiber und Kinder nicht aufgeben wollen, stehen in Lumpen an den Straßenecken, damit — der Reiche über sie spotte.

Jawohl über sie spotte! Dieses schamlose Fabrikanten-Pack, wie ich es in Manchester kennen lernte, scheute sich nicht, mir mehr wie einmal zu erzählen, der englische Arbeiter verdiene, gepügelt zu werden, daß es ihm manchmal nicht besser ginge. Das Fabrikanten-Gesindel, während es nach derbem Profit alle schlechten Zeiten glücklich überlebt, verlangt auch von dem Arbeiter, daß er von 20 oder 30 Schillingen ein Erkleckliches zurücklegt, um damit den geringeren Lohn böser Handelskonjunkturen weniger fühlbar zu machen. — Der Arbeiter soll nie Fleisch, Brod oder Ale genießen; — er soll wie ein Hund leben, um Handelskonjunkturen zu bestehen! Eine junge Dame erzählte mir, „der Arbeiter-Aufruhr in Manchester sei wirklich sehr schrecklich gewesen;" nicht weil man mehr magere Rippen als Blätter auf den Bäumen sah, „nein," meinte sie, „weil der Sohn eines Hamburger Senators, der in Manchester ansässig ist, vom Morgen bis zum Abend, bei der glühendsten Sonnenhitze als Constable in den Straßen stehen mußte, um den Pöbel nach Hause zu treiben; — der Sohn des Senators sank am Abend erschöpft auf das Sofa." L., der Aufstand in Manchester war sehr schrecklich! — Ein anderes Mal schloß Jemand seine Schilderung des Aufstandes mit den Worten: „Ja, als diese fatalen Menschen endlich dutzendweis vor die Thür kamen, da mußte man ihnen freilich Etwas geben, — obgleich dies von der Polizei verboten war."

Aber ſo ſind ſie, dieſe engliſchen Handels-Ariſtokraten. Von zehn Fabrikanten kann ein ehrlicher Mann ſtets neun Stück mit gutem Gewiſſen vor die Thür werfen; und dann iſt er noch ſehr gerecht geweſen. Von offenbarer Schinderei kann natürlich nicht die Rede ſein; aber die geſetzlich ſanctionirte Scheußlichkeit, jeden Arbeiter als Maſchine gebrauchen zu dürfen, iſt an der Tagesordnung. Der Durſt nach Geld läßt keine menſchliche Regung mehr aufkommen; man ſucht die Fäuſte des Arbeiters ſo billig als möglich zu kaufen, und jagt den Kerl zum Tempel hinaus, wenn er nicht länger convenirt.

„Wir haben ja keine Verpflichtungen gegen ihn!“ ſo lautet die ewige Entſchuldigung. Die Willkühr des Fabrikherrn ruinirt den Arbeiter ebenſo oft als der ſchlechte Handel. — Der Handel mag noch ſo gut gehen, es fallen doch jeden Tag genug ſchreckliche Dinge vor.

Man ſehe in die Zeitung, und ich wette, auf jeder Seite eines Blattes das ſich überhaupt um das Volk kümmert, wird ein Drama zu leſen ſein. Ich greife in meinen Papierkorb und nehme das Erſte, was mir in die Finger kommt.

„Sunderland, 14. Sept. 1844. Geſtern vergiftete ſich hier der Hufſchmied James Pemberton, 32 Jahre alt. Er hatte eine Frau und vier Kinder und konnte ſeit verfloſſenem Januar keine Beſchäftigung finden. Um während dieſer langen Zeit mit ſeiner Familie leben zu können, verkaufte er zuerſt ſeine Mobilien, dann ſeine Kleider; ſo daß bald Nichts mehr übrig blieb, woraus ein Pfennig Geld gelöſt werden konnte. Seit mehreren Tagen hatten die Leute Nichts mehr zu eſſen, als was ſie von den Nachbarn erhielten, die ſelbſt arme Leute waren und nicht viel geben konnten.

Der Hunger brachte Pemberton zur Verzweiflung; er ging und verſchaffte ſich Gift, um ſeinem Daſein ein Ende zu machen. Nachdem er eine große Quantität Laudanum zu ſich genommen, erzählte er ſeinem Weibe, was er gethan, und verſicherte, nur das Elend habe ihn dazu gezwungen.

Die Frau lief ſogleich zu den Nachbarn, die einen Arzt und die Behörde herbeiriefen. Mr. Taylor, relieving-officer

für den Sunderland-Diſtrikt, fand die Familie Pemberton im ſchrecklichſten Zuſtande. Der Mann lag im Todeskampfe auf dem Strohlager in der Ecke des Zimmers, ohne irgend eine Bedeckung. Ein alter Stuhl und ein Tiſch war das ganze Möbliement. Seine Frau ſaß neben ihm, halb todt vor Schreck und Hunger. Die Kinder waren am frühen Morgen davongelaufen. Die ärztliche Hülfe kam zu ſpät. Pemberton ſtarb im Beiſein des **relieving-officer.**" — (Northern Star.)

„Das war gar nicht nöthig!" werden die Ariſtokraten ausrufen, wenn ſie dies leſen. „Pemberton hätte ſich bei der Armen-Commiſſion melden ſollen; man würde ihn ſammt ſeiner Familie in's Workhouſe gebracht haben; dort wäre er nicht verhungert; dort hätte ihn die Verzweiflung nicht zum Selbſtmorde gezwungen!" So habe ich oft ſelbſt gedacht, ehe ich die Einrichtung der Arbeitshäuſer kannte. Ich beſuchte ihrer mehrere. Es ſind recht luftige geſunde Häuſer. Im untern Raume iſt Küche, Waſchzimmer, Vorrathskammer, eine Schulſtube für die Kinder, ein Arbeitsſaal für die Männer und einer für die Frauen. Oben ſind die Schlafſäle, jedesmal für 12 oder 14 Perſonen eingerichtet. Die Betten ſind ſehr gut; hinter jedem Bett ſteht ein Kaſten, der die etwaigen Habſeligkeiten der Armen enthält.

Das ganze Workhouſe iſt von einer hohen Mauer umgeben, und zwar ſo, daß noch ein Hofraum übrig bleibt, in dem die Männer gewöhnlich Steine für die Landſtraßen zerklopfen müſſen. Morgens um 8 Uhr erhalten die Gefangenen Thee oder Kaffee und Brod. Mittags um 12 Uhr ein Eſſen, das aus einem Brei beſteht, in dem Brod, Fleiſch und Kartoffeln zerkocht werden; Abends um halbſieben Uhr theilweiſe Thee und Brod oder eine dünne Fleiſchbrühe. — Das hört ſich ganz luſtig an, und die Engländer werden auch gar nicht müde, die ſchöne Einrichtung des Arbeitshauſes zu loben. Fragt man aber die Armen ſelbſt, da gewinnt die Sache einen ganz andern Anſtrich. — Denn erſtens, wird zwar Thee, Brod und Brei von ziemlicher Güte vertheilt, aber in ſo erbärmlich kleinen Portionen, daß ſämmtliche Bewohner des Arbeitshauſes faſt immer den bitterſten Hunger leiden. — In Wahrheit, man gibt ihnen nur halb ſatt zu eſſen.

Zweitens ſind Männer und Weiber von einander getrennt. Die Kinder bleiben bei den Müttern; und drittens darf Niemand das Haus verlaſſen, wenn er nicht mit der Erklärung davongeht, nicht wieder zurückkehren zu wollen! Nur wenn er auf's Neue einen Erlaubnißſchein der Armen-Commiſſion erhält, darf er das Haus wieder betreten; und natürlich wird dieſer keineswegs ertheilt, wenn der Arme ſchon nach einigen Tagen oder Wochen zurückkehrt, denn in dieſem Falle wird angenommen, daß er nur das Haus verließ, um für einige Zeit die Freiheit wieder zu koſten. Dieſe drei Punkte, — die nicht hinreichende Koſt, das Getrenntſein von Weib und Kind, und das Verbot, das Haus nicht nach Belieben für eine Stunde oder einen Tag verlaſſen zu dürfen, — machen dem Arbeiter das Workhouſe zu einer completen Hölle.*) Man muß bedenken, daß er ja Nichts verſchuldet hat; nein, er war der rechtſchaffenſte Menſch von der Welt; er arbeitete Jahre lang mit unermüdlichem Fleiß und nur der ſchlechte Handel, oder die Willkühr des Fabrikherrn brachte ihn um ſeinen Verdienſt.

Was Wunder, daß er vor dem Workhouſe ſchaudert, wo er ſein Theuerſtes aufgeben muß; wo er der Freiheit und ſeinem Weibe entſagen muß, er, dem die Arbeit die Hand zerriß, dem die Ehre auf der Stirn thronte, die Liebe im Herzen wohnte, dem nur ein mühevolles Leben den breiten Nacken beugte! — Die Times theilte in der letzten Zeit viele Fälle mit, wo Menſchen abſichtlich ein Verbrechen begingen, um nur in's Gefängniß zu kommen, denn dort gab man ihnen wenigſtens genug zu eſſen! — Zur Charakteriſtik der engliſchen Arbeitshäuſer will ich noch die Ausſage der Mary Furley anführen, jener unglückſeligen Frau, die im April vorigen Jahres in London des Kindesmordes angeklagt wurde. Dieſer Fall iſt außerdem noch dadurch merkwürdig, als er Urſache iſt, daß auf dem Namen Sir James Graham's, Miniſters des Innern, der Fluch der ganzen Nation ruht. —

*) Aehnliche Bemerkungen über die Arbeitshäuſer findet man in dem „Allgemeinen Volksblatte," Februarheft 1845 — und dem erſten Heft des „Geſellſchaftsſpiegel" von M. Heß.

Mary Furley wurde nämlich zum Tode verurtheilt; Sir James Graham ließ das arme Weib 24 Stunden lang mit der Nachricht foltern, daß ſie am nächſten Tage ſterben müſſe, und theilte ihr erſt dann die Begnadigung der Königin mit.

Mary Furley erzählt vor Gericht: (ſiehe Times 20. April 1844) „Als ich in das Bethnal-green-Arbeitshaus ging, litt mein älteſtes Kind an einer böſen Kopfkrankheit. Es wurde in's Spital gebracht, und mir nach einiger Zeit zurückgegeben. Da ſich das Uebel aber auf's Neue zeigte, ſo befahl man, dem Kinde die Haare abzuſcheeren. Der Barbier, der dieſe Operation vornahm, war betrunken und ſchnitt ganze Fetzen Fleiſch vom Kopfe des Kindes. Die Wunden wurden ſehr ſchlimm und blieben ſo für einige Zeit; — als ſie endlich geheilt waren, bekam das Kind triefende Augen. Auch bedeckte ſeinen Leib bald von oben bis unten ein häßlicher Ausſchlag, welcher gewiß nur dadurch entſtand, daß man dem Kinde im Arbeitshauſe nur hartes Rindfleiſch zu eſſen gab. Ich bat, man ſolle ihm Hammelfleiſch geben, was aber verweigert wurde. Da entſchloß ich mich, das Haus zu verlaſſen, und nachdem ich von den Wächtern ein Darlehn von 6 Schillingen erlangt hatte, ging ich bei meinen Bekannten umher und ſammelte noch einige Schillinge dazu. Ich fand dann Beſchäftigung bei einem Hemdenfabrikant; da man aber nur 1½ Pence für die Anfertigung eines Hemdes bezahlte und ich bei angeſtrengtem Fleiße nur 3 Stück in einem Tage fertig brachte, ſo war ich bald gezwungen, dieſe Arbeit dran zu geben und mich nach etwas Beſſerem umzuſehen. Ich beſchloß daher, für mein wenig's Geld Bänder zu kaufen, hieraus Mützen zu nähen, ſie wieder zu verkaufen und dadurch einigen Unterhalt für mein Kind zu erwerben. Ich ging aus, um dies zu thun. Als ich aber in einen Kaufladen kam, fand ich, daß mein Geld fort war. Ich habe es entweder verloren, oder es iſt mir aus der Taſche geſtohlen worden. Dies verſetzte mich natürlich in die ſchrecklichſte Betrübniß, denn ich hatte jetzt keinen Freund in der Welt mehr, und es blieb mir nichts anders übrig, als wieder in das Arbeitshaus zurückzukehren. Vor dem Arbeitshauſe hatte ich aber einen ſolchen Abſcheu, daß ich es vorzog, mich

lieber sammt meinem Kinde um's Leben zu bringen." Die Gefangene hielt inne bei diesen Worten und sprach so leise, daß man nur noch die Worte hörte: „und ich fiel von den Planken des Werfts hinab." —

Das arme Weib stürzte sich nämlich mit ihrem Kinde in eine mit Schlamm und Wasser gefüllte Cloake. Das Kind ertrank, die Mutter wurde gerettet, zum Tode verurtheilt, begnadigt und nach van Diemens Land transportirt. Die englischen Blätter vom April, Mai und Juni v. J. haben die Sache weitläuftig besprochen.

Das englische Arbeitshaus ist also keineswegs ein Ort, in dem die Wunden eines Unglücklichen geheilt werden; man reißt sie im Gegentheil nur noch weiter auf. — Ich habe noch Niemand aus dem Volke gesprochen, der mir nicht seinen ganzen Abscheu vor diesen Anstalten zu erkennen gegeben hätte. Wie gesagt, sind schon Hunderte von Fällen vorgekommen, wo der Proletarier lieber in den Tod, als in's Workhouse ging. Es ist dies ein schöner Beweis, wie sehr das Gefühl der Freiheit in den Herzen des englischen Volkes eingewurzelt ist. Mit einer wahren Seelengröße erträgt der gemeine Mann jedes Mißgeschick, wenn ihn nur an jedem Tage eine Stunde bleibt, wo er außer dem Bereich der Fabriken und Werkstätten frei sein Haupt erheben kann. — Wehe dem, der dieser Geduld durch Arbeitshäuser und Almosen spottet!

Rührende Geschichten kann man täglich in den Zeitungen lesen; Thatsachen, die beweisen, wie roh der Besitzende, wie barsch das Geld mit den heiligsten Regungen des menschlichen Herzens umspringt.

Und dann wundert man sich noch, daß die Zahl der Verbrecher mit jedem Tage steigt! Aber erst zwingt man den Proletarier zum Verbrechen und dann schlachtet man ihn ab, — mit Recht! nach dem Recht! Ich will noch ein Beispiel anführen, wo ein junger Mensch, weil er keine 6 Schillinge hatte, die zur Hochzeit nöthig waren, sich und seiner Braut den Tod gab.

Im Januar d. J. wurde Thomas Stew, 20 Jahre alt, des

Mordes überwiesen und in Liverpool hingerichtet. Dem Caplan machte er folgendes Geständniß:

„Ich liebte Alice Nolan seit ungefähr 4 Monaten. Sie war ein sehr liebenswürdiges Mädchen und ich dachte, wir würden einst glücklich mit einander leben. Einen Monat vor ihrem Tode versprach ich ihr, sie in Zeit von 5 Wochen zu heirathen; konnte aber mein Versprechen nicht halten, da ich in schlechte Gesellschaft gerieth und all' mein Geld ausgab (6 Schillinge). Da wir also auf Erden nicht leben konnten, so dachte ich, wir würden im Himmel glücklich mit einander sein. Ich lieh ein Messer, um ihr und mir das Leben zu nehmen. Mit diesem Messer in der Tasche ging ich ihr entgegen, wie ich stets zu thun pflegte, wenn Alice von der Arbeit nach Hause zurückkehrte. Als ich sie angetroffen, setzten wir uns auf eine Bank und sprachen mit einander, wie manchen Abend vorher. Sie fragte unter Anderen: „Sollen wir uns am Montage bei Sally's treffen?" — Ich drückte sie fester an mich. „Nein!" sagte ich, „zunächst werden wir uns im Himmel wiedersehen," und durchbohrte mit dem Messer ihren Hals. — „O, mein geliebter Tom!" rief sie und stürzte zusammen. Ich ging meines Weges. Vor dem Hause meines Bruders kniete ich nieder und sagte: „Ich hoffe, daß sie jetzt im Himmel sein wird und daß wir uns dort treffen." Da durchschnitt ich mit dem Messer meinen eigenen Hals. Ich fiel mit dem Kopfe gegen die Thür. Die Thür öffnete sich; ich fiel auf die Hausflur. Dort hob mich Jemand empor; ich weiß nicht, wer. Ich verlor die Sinne. Als ich im Spital erwachte, standen meine beiden Brüder neben mir." (Manchester Guardian.)

Thomas Stew weinte bitterlich, als man ihn auf's Schafott brachte, denn es hatte ihm Jemand versichert, er würde seine Alice vielleicht nicht im Himmel wiedersehen. — — Nachdem wir den Proletarier mit zerschlagenem Kopfe gesehen haben, dann auf dem Strohsack im „Weißen Hause", an der Seite des Kamin's, auf der Gasse, im Arbeitshause, auf dem Todtenbette und auf dem Schafott — wollen wir ihn auch in das große, dunkle Zimmer begleiten, wo er als Chartist auf die Rednerbühne springt und seinen Kameraden wahrend in die Seele donnert. Das ist

der Ort, wo der Arbeiter zum hellſten Bewußtſein erwacht, wo er fühlt, daß er ein Menſch iſt, daß er ein Recht als Menſch hat, ein Recht auf ſich ſelbſt, wie auf die alte ewige Erde!

Am Sonntag Morgen um zehn, und Abends um halb ſieben Uhr werden dieſe chartiſtiſchen Verſammlungen gehalten. Männer und Weiber, in verdammt ſchlechten Röcken, drängen ſich durch die niedrige Thür. Die Männer nehmen den großen Raum ein, die Frauen und Mädchen ſetzen ſich auf die Bretter-erhöhung rings um den Redner herum.

Nach vielem Scharren und Spucken entſteht endlich eine Todtenſtille. Der Redner ſpricht entweder über die bekannten chartiſtiſchen Prinzipien oder wählt einen Text aus den Begebenheiten des Tages. Derſelbe Menſch, den man in Lumpen auf der Straße ſah, den man für ein halbtodtes, verkommenes Geſchöpf hielt, hier trifft man ihn auf der Rednerbühne, und eine Sprache fließt ihm von den Lippen, die bald die Verſammlung zu jauchzender Wuth begeiſtert, bald alle Herzen mit einer Wehmuth erfüllt, daß heiße Thränen an den Wangen hinablaufen.

Tritt nun gar ein renommirter Redner ein, ein Feargus O'Connor zum Beiſpiel, da kennt die Freude natürlich keine Gränzen. — Ich hörte ihn im vergangenen November ſprechen. Es ſollte eine Petition an die Königin gerichtet werden, in der man um Befreiung der deportirten Chartiſten: Frost, Williams und Jones bitten wollte. — O'Connor ſchilderte bei dieſer Gelegenheit den letzten Aufſtand in Manchester.

Da blitzten alle Augen, die Adern ſchwollen an den Stirnen auf und manche Fauſt ballte ſich wie zu ſchrecklichem Schlage. Als er zum Schluß erzählte, daß in den letzten Tagen, wiederum in den Bergwerken zu Hartwell, durch Nachläſſigkeit der Grubenbeſitzer, hundert Menſchen auf einen Schlag um's Leben gekommen ſeien und das Verdict wie gewöhnlich: „Visitation of God" gelautet habe, da war es mit der Geduld der Leute zu Ende, ſie entfernten ſich und ein Fluch klang aus jedem Munde.

Die ſocialiſtiſchen Verſammlungen gehen ruhiger ab.

In dem Blatte der Chartiſten, dem Northern Star, wird gewöhnlich der Tod irgend eines bekannten Chartiſten angezeigt.

Eine ſolche Anzeige aus dem September fällt mir eben in die Augen.

Tod. September 1844.

Am 17. ultimo, alt 58 Jahre. Mr. J. Crother, Barchent-ſchneider, Southern-street, Liverpool-road, Manchester. Als ein Gatte und Vater war er freundlich und milde, als Freund und Genoſſe war er offen, luſtig, edel und frei. Als Geſchäfts-mann war er redlich und beſtändig. Als Chartiſt und Radicaler von der alten Schule war er ein eifriger und warmer Kämpfer für allgemeine Freiheit, und immer bereit, die Familien ſeiner verbannten und gefangenen Brüder zu unterſtützen. Sein An-denken wird lange Zeit von zahlreichen Freunden gefeiert werden!

Kann man ſich ein ſchöneres Denkmal verſtellen?

Ich ſchließe hiermit dieſen mangelhaften Bericht über Pro-letarier in England und freue mich nur, daß in dieſem Augen-blicke eine der beſſern philoſophiſchen Federn in Deutſchland damit beſchäftigt iſt, eine umfaſſende Darſtellung des Lebens engliſcher Arbeiter zu ſchreiben; ein Werk, welches von unabweichbarer Wichtigkeit ſein wird. Jedenfalls verſteht jener Schriftſteller beſſer, wie ich, die einzelnen Facten in ihr richtiges Licht zu ſtellen, und hat durch langen Aufenthalt in Manchester, der Wiege des Proletariats, mehr Gelegenheit gehabt, den Arbeiter zu beob-achten, als ich in Geſellſchaft meines edlen Freundes, des Doctor Mar ..... „Man verdient wenig Geld bei den armen Teufeln," ſagte mir der Schotte neulich, „aber man muß ihnen doch helfen. — God forbid!" —

Bradford, Januar, März 1845.

Georg Weerth.

Adreſſe der deutſchen Arbeiter in London an Johannes Ronge.

Der Telegraph brachte in ſeiner Nr. 56 einen intereſſanten Brief der Londoner Arbeiter, welche den Communismus unter ſich eingeführt haben. Wir finden in dieſem Schreiben geſundere Anſichten über die religiöſe „Bewegung“ in Deutſchland, als in ſämmtlichen deutſchen Zeitungen, und es ſcheint uns deshalb merkwürdig genug, um es an dieſer Stelle theilweiſe wieder abzudrucken:

„Lieber Bruder! Wir ſind ein kleines Häuflein, aber durch das Intereſſe unſerer Belehrung innig verbunden. Dieſe iſt hier durch Nichts beſchränkt. So weit, als unſere Meinungen ſich verſteigen, dürfen ſie ſich auch frei und ungehindert äußern; Niemand von denen, mit welchen wir in der Geſellſchaft verkehren, hat ein Intereſſe, unſern Meinungen eine ihm beliebige Richtung zu geben. In dieſer Hinſicht ſind wir doch alſo vollkommen frei, darum kann es Dir nicht unintereſſant ſein, über Glaubensſachen unſere Meinung zu hören.

„In Bezug auf das Chriſtenthum ſind wir dahin gekommen, daß wir die Möglichkeit von deſſen Verwirklichung nur im Zuſtande des Communismus ſehen. — — Wir haben erkannt, daß denen, welche den Glauben jetzt benutzen, um das Volk in Armuth und Unterdrückung niederzuhalten, entgegengewirkt werden muß.

„Von dieſem Geſichtspunkte aus beurtheilen wir Dein Wirken. Die Adreſſen, die Du erlaſſen, erregten unſere Sympathie um ſo mehr, als wir darin zu erkennen glaubten, daß Du Dich nicht blos auf die Veränderung von Glaubensformen und Gebräuchen beſchränken, ſondern auch für die Verwirklichung des chriſtlichen Princips etwas thun würdeſt, wenn man Dich kräftig unterſtützte, wenn namentlich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſich Dir nicht hindernd in den Weg ſtellten.

„Du ſtifteſt eine deutſche nationale Kirche. — Jeſus Chriſtus hat keine nationale Kirche geſtiftet. Damit die Kirche national werde, hebſt Du die lateiniſchen Geſänge in der Meſſe auf und führſt deutſche ein. Die Leute werden nun verſtehen, was in der Meſſe geſungen wird, aber wird es eben darum nicht langweiliger werden, alle Sonntage oder alle Tage daſſelbe ſingen zu hören, was man verſteht? Was gewinnt der Gläubige, der Wißbegierige, was der Arme und Unterdrückte dabei, wenn Ihr gewiſſe Worte, welche ſeit tauſend Jahren in der ganzen Welt alle Tage lateiniſch vorgetragen wurden, nun auf einmal in einigen Winkeln national-deutſch vortragt?

„Ihr wollt nun heirathen! Das iſt vernünftig! Millionen Junggeſellen und Jungfrauen würden das auch thun, wenn ſie die Mittel dazu hätten, wenn ſie nicht fürchten müßten, dem Elende entgegenzugehen. Ihr wollt nun heirathen! Wahrſcheinlich aber werden wir nun auch Eure Familien erhalten müſſen, wahrſcheinlich werdet Ihr noch eigennütziger und geldgieriger werden, als Ihr es früher waret: denn das Intereſſe Eurer Familie treibt Euch dazu.

„Der König unterſtützt Dich in Deinem Wirken. Luther wurde auch von Fürſten unterſtützt; er hat auch ſo reformirt, wie Du, aber was haben die Armen dabei gewonnen? Wer den Armen das Evangelium predigte, wurde nie von den Großen unterſtützt, ſondern von ihnen bekämpft, verfolgt und getödtet. Nur der Glaube, die Religion, und folglich auch nur die Reformation, welche die Aufhebung der Armuth bezweckt, welche am meiſten für die Armen thut, kann in der Geſchichte einen dauernden Werth haben.

„Wenn dieſem Hauptzwecke entgegengeſtrebt wird, dann fallen alle anderen Anhängſel, die jetzt ſo wichtig ſcheinen und ſo hartnäckig vertheidigt werden, von ſelber weg, wo ſie Niemanden wohlthätig werden können. — So urtheilen wir. Empfange daher für Alles, was Du thun wirſt, um die Religion vom egoiſtiſchen Intereſſe zu reinigen, hiermit den Ausdruck unſerer innigſten Sympathie.

London, im März 1845.

Im Auftrage Deiner deutſchen Brüder

H. Bauer. C. Schapper.
J. Moll. A. Lehmann.

Elend.

Was iſt Elend?

Zum Beiſpiel: In Coblenz verurtheilten vor einigen Wochen die Geſchwornen des Aſſiſenhofs zu fünf Jahren Zuchthausſtrafe eine blutarme Frau, welche den Verſuch gemacht, durch Melken der Kühe in einem fremden Stalle ein wenig Milch zu ſtehlen.

Oder: Im Poſen'ſchen kam vor Kurzem eine ſteinreiche Gräfin durch Kälte um, indem ſie zu geizig war, die Feuerungskoſten zu bezahlen.

Ferner: In Somerſetſhire vergiftete eine Tochter ihren Vater, indem ſie zu ihrer Schweſter ſagte: „Wir werden beſſer ohne ihn fortkommen.“ — Und in Suffolk tödtete eine Großmutter ihre Enkelin auf dieſelbe Weiſe und aus demſelben Grunde.

Oder: In Königsberg ſperrte ein wohlhabender Lehrer, Dr. H., ſeine Schweſter ein, um ſie langſam verhungern zu laſſen, damit er ihr Vermögen zu dem ſeinigen erhalte. — Und aus Clonmel in Tipperary wird gemeldet, daß jüngſt ein Pachter, als er mit zwei Nachbarn auf der Landſtraße ging, von ſeinem eigenen Bruder meuchlings mit einem Piſtol erſchoſſen ward. Ein Streit wegen Ländereien war die Veranlaſſung des Brudermords u. ſ. w.

Das iſt Elend!

Ich ſtelle abſichtlich ſo die Beiſpiele zuſammen, weil man daraus ſieht, daß Beide elend ſind: die Reichen wie die Armen. Die Einen, weil ſie meiſt zu wenig **Geld** zu haben glauben, die Andern, weil ſie keines haben. Wie trivial das klingt, und trotzdem erkennen es weder die Einen, noch die Andern.

Wollt Ihr noch mehr Beiſpiele? Ich ſtehe zu Dienſten, und theile euch gern mit, was mir zufällig in dem letzten Vierteljahre zu Augen oder Ohren gekommen iſt. Viele von den nachſtehenden Thatſachen mögen euch freilich ſchon auf anderem Wege bekannt geworden ſein; allein das thut nichts, ihr könnt es zweimal erzählen hören, zumal da es auch hier in einer ſo „luſtigen" Ueberſicht geboten wird.

Beginnen wir mit der Maſſenarmuth.

Hier begegnet uns erſtens die Noth, welche durch äußere Einflüſſe: Ueberſchwemmung, Brand, Seuchen, ſchlechte Erndte, harter Winter ꝛc. hervorgerufen wird. Europa hat in den letzten Monaten Manches der Art erfahren. Der lange, ſtrenge Winter war entſetzlich für die armen Leute. In Köln (dem reichen Köln) holten ſich Proletarierkinder in den Branntweinbrennereien Eimerweiſe den Spühling (Geſpüht), und die Familien verſchlangen denſelben anſtatt der mangelnden Suppe, um ſich zu ernähren und zu erwärmen. 30,000 Menſchen waren in Köln Almoſen — bedürftig. Dem Verein zur Abhülfe der augenblicklichen Noth lagen Geſuche um Kleider für mehr als 15,000 Perſonen vor. In dem Bericht des Comite's dieſes Vereins lieſt man: „Vom 20. März bis 12. April war die Speiſeanſtalt dem freien Zutritt von Jedermann geöffnet, und ſind im Durchſchnitt täglich an 3000 Menſchen mit Suppe und Brod geſpeiſt worden. — Außerdem ſind im Ganzen während 20 Tagen Anweiſungen auf 35,800 Portionen Suppe mit Brod und noch an andere Perſonen Anweiſungen auf ganze und halbe Brode, zuſammen für 6000 Brode, ausgegeben worden. *)

*) Einige der wackern Comite'mitglieder gaben ſich Mühe, in den Häuſern nach den Umſtänden des armen Volks ſich zu erkundigen.

Aus Hamburg berichtet man Ende März: „Das Feuerungsmaterial steigt auf eine für arme Leute unerschwingliche Höhe, und letzte Woche hatten wir das Schauspiel, daß ein mit Holz beladener Wagen unweit der Hauptwache vom Volke geplündert wurde. „Es ist unglaublich," fügt der Correspondent hinzu, „wie wenig dafür gesorgt wird, die Armen vor Erpressungen zu schützen."

Ueber die Noth in Ostpreußen ist Vieles bekannt und berichtigt worden. Die officiellen Zeitungsberichte lauteten beruhigend und beschwichtigend, vielleicht deshalb, weil die Noth in Wirklichkeit vorhanden war. In dem kleinen Städtchen Lyk fand man im Februar vier verhungerte und erfrorene Menschen. Der erste Fall trug sich vor der Thüre des Landrathamtes zu, der zweite und dritte vor den Thoren der Stadt, der vierte im Lazareth. — Im Oletzkoer Kreise befanden sich Ende Februar über 4000 Familien ohne Brodkorn und ohne Arbeitsverdienst. —

Da sind denn schauderhafte Geschichten zu Tage gekommen. Hier nur einige Beispiele:

Lersch, Schreinergeselle, war fleißig, aber nicht im Stande, seine Familie (Frau und 3 Kinder) zu ernähren. Im Laufe des Winters wurde wegen rückständiger Zimmermiethe gerichtliche Kündigung gegen ihn geltend gemacht, und durch Mangel und Elend auf's Aeußerste gebracht, verfiel er in Wahnsinn, und mußte nach Siegburg gebracht werden. So war die Familie dann ganz verlassen. —

Frau Schulmeister mit sieben oder acht Kindern. Der Mann verunglückte im vorigen Jahre, und die Familie saß im größten Elend. —

Caspers, Nadelmacher, hat Frau und neun Kinder, die alle im Hause sind. Der Mann hat den Winter über eine Augenkrankheit gehabt, und lief Gefahr, gänzlich zu erblinden. Dadurch war die Familie sehr zurückgekommen. Bei dem Besuche bat Caspers, da seine Augen sich gebessert, daß man ihm Draht geben möge, damit er sein Geschäft wieder beginnen könne, und dadurch des Bettelns überhoben sei, was für ihn ein schreckliches Gefühl sei. — Eine andere Familie, die zu den verschämten Armen gehörte, hatte in strengster Kälte zehn Tage lang in ihrer Wohnung ohne alle Feuerung zugebracht. B.

In Friedland an der Alle hungerten und froren neun Zehntel der Bewohner. Es wütheten dabei Scharlach- und Nervenfieber. Auf zwei Geburten kamen zwölf Leichen. Einem ziemlich begüterten Manne ſtarb ſein Kind; ein anderer ſagte zu ihm: „Wie glücklich Sie ſind! haben nur drei Kinder, und davon ſtirbt eins; ich habe ſechs, die krank waren, aber Alle ſind wieder geſund.“ Glücklich der, welcher eine Suppe aus gröbſtem Mehl, Waſſer und Heringslake (Salz iſt zu theuer) bereiten konnte ꝛc.— Im Sensburger Kreiſe wollte ein Vater ſein Kind verkaufen, um aus dem Erlöſe etwas Brod anzukaufen. Brod gehört zu den Leckerbiſſen. — Aus Stallupoenen meldete man: „Es war Hunderten von Familien der kleinen Handwerker und Arbeitsleute nicht möglich, irgend einmal zu heizen. Man denke ſich dabei, daß die Häuſer im Ganzen dünn gebauet ſind, ſo daß bei der anhaltenden herben Kälte die Wände ganz durchfrieren und Wände und Thüren auf der inneren Seite ſich mit einer glänzenden Eiskruſte überziehen, dazu den Mangel an Lebensmitteln und Stillſtand der Arbeit, daß warmes Eſſen in einer großen Zahl von Familien lange Zeit zu den Seltenheiten gehört, in vielen Familien überhaupt nicht genoſſen wird ꝛc. Wer nicht heizt und ein Bett hat, ſteigt in dieſes, um ſich zu erwärmen. Es gibt aber auch Wohnungen ohne Betten. In einer ſolchen wurde kürzlich ein Lager von wärmendem Pferdemiſt, oben mit Stroh bedeckt, gefunden. Die Kinder liegen den ganzen Tag über in den kalten, dürftigen Bettlumpen, deſſenungeachtet haben die meiſten Hände und Füße erfroren und offene Wunden.“ Die Bewohner der Dörfer Gollubien, Balkan ꝛc. erbaten ſich die Erlaubniß, Cadaver gefallener Schafe als Nahrungsmittel abholen zu dürfen. In Wielitzken waren 2853 Perſonen unterſtützungsbedürftig, ſo daß nur 600 im ganzen Kirchſpiel übrig blieben, die keine Unterſtützung verlangten. In den Arvaer und Zipſer Comitaten in Ungarn wüthete Hungersnoth. Zu Erdötla ſtarb eine Maſſe von Kindern aus Mangel an Nahrung. —

Große Noth war auch auf dem Hunsrücken. Da die Leute das Brennholz nicht kaufen können, ſo ſtehlen ſie's. Dann aber

kommt die Strafe. Der Vater, welcher als Tagelöhner mühſam die Seinigen vor dem Hungertode bewahrt, muß vier Wochen in's Gefängniß und überläßt die Familie ihrem Schickſale. Oder die Frau wird dem Säugling entriſſen ꝛc. Und dieſe Fälle ſind häufig. — (ſ. u.)

Aus Kampen am Niederrhein meldete man Anfangs März, daß drei Perſonen erfroren ſeien. In Yſſelmuiden wären Hunderte eine Beute des Hungers und der Kälte. Zu Wapenwelde kamen drei Kinder vor Kälte um und zu Wyhe wurden zwei alte Leute mit genauer Noth errettet.

In Oſterode am Harz waren dieſen Winter 1600 Fabrikarbeiter ohne Beſchäftigung. Ein naiver Correſpondent der Kölniſchen Zeitung ſetzt dieſer Nachricht die Bemerkung hinzu: „Die Fabrikanten, die zunächſt ſich ſelbſt verſorgen müſſen, können doch für Nichts und wieder Nichts keine Leute lohnen.“ (Sie thun's auch nicht.) — Die Menſchen „fielen wie die Fliegen“. (Ja wohl!) Geſunde, ſtarke junge Männer und Frauen ſtarben nach der Reihe. (!) Hunger, Nerven-, Fleck-, Scharlachfieber, Alles vereinigte ſich ꝛc. —

Nach Elbing kamen ſechs ſtarke, aber abgemagerte hungrige Männer und boten dem Probſte an, ihren evangeliſchen Glauben zu verlaſſen und katholiſch zu werden, da ſie gehört hätten, daß den Proſelyten Geld gegeben werde. — Ein Pendant hierzu bilden die armen Schwäbinnen, welche zu Profeſſor Viſcher in Tübingen gekommen ſein ſollen und dem vermeintlichen Zauberer erklärten, daß ſie ſich für etwas Geld dem Teufel verſchreiben wollten. Das arme Volk iſt längſt des Teufels. —

Außer der Maſſenarmuth, welche durch äußere Einflüſſe veranlaßt wird, deren Abwendung nicht in der Macht der Geſellſchaft liegt, gibt es aber noch eine andere, die ausſchließlich ihr Entſtehen der falſchen Geſellſchaftseinrichtung verdankt. Ich meine die Noth, welche von der **Macht des Capitals**, der freien Concurrenz in Handel und Gewerbe, der ungerechten Vertheilung des Bodens ꝛc. herrührt. Die Volksklaſſen, welche beſonders durch die erwähnten Uebel Noth leiden, ſind gegen-

wärtig: Die Fabrikarbeiter, die Winzer, die frohnpflichtigen Bauern.

Die Fabrikarbeiter haben in jüngſter Zeit vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit des Publikums erregt, theils weil dieſe Laſtthiere der Capitaliſten in zu auffallender Weiſe überbürdet ſind, theils weil ſie es einmal verſuchten, ihren Drängern ſich zu widerſetzen. Schleſien, das unglückliche Schleſien wurde vom Blute ſeiner ärmſten Bewohner überſtrömt; in Böhmen gährte es ꝛc. — Die Entſchleierung der fatalen Arbeiterzuſtände in Deutſchland nimmt erfreulichen Fortgang. Das Rieſengebirge kennt man nun ſo ziemlich, viele Geheimniſſe von Berlin wurden veröffentlicht, und von anderen Fabrikorten ſind „kränkende“ Nachrichten für die Beſitzenden ausgegangen. Neuerlich hörte man Erſchreckendes aus dem Ravensbergiſchen. Ein Zeitungsartikel berichtete: „Die Noth der hieſigen Moldgarnſpinner iſt gegenwärtig auf eine Höhe geſtiegen, die Entſetzen erregend iſt. Während man vor 30 Jahren 16 — 18 Stück Garn für einen Thaler verkaufen konnte, müſſen jetzt 36 Stück deſſelben Garnes für einen Thaler hingegeben werden. Zehn Pfennige bis einen Silbergroſchen iſt das Höchſte, was die ſorgfältigſten Spinner erarbeiten können, wenn ſie von Morgens 5 bis Abends 10 Uhr Moldgarn ſpinnen. Der Jammer iſt wirklich herzzerreißend, und es darf dreiſt behauptet werden, daß viele Tauſend Menſchen in dieſem Winter wochenlang hungrig ſich Abends zum Schlafen niederlegen (man kann nicht ſagen: zu Bett, denn Viele haben nicht, was man ein Bett nennen kann) und höchſtens das erlangen, daß ſie Morgens und Mittags mit ihrer Familie in Kartoffeln ſich halbſatt eſſen.“

Aus dem geſegneten Wupperthale iſt uns auch ſchon mancher Segen kund geworden. Es iſt erſtaunlich, wie weit es hier die evangeliſche Frömmigkeit, vereint mit der kaufmänniſchen Habſucht, gebracht haben, um das Volk elend zu machen! Einige ſchlagende Beiſpiele bringt der Geſellſchaftsſpiegel; Anderes iſt in Zeitungen zerſtreut zu leſen. Das Neueſte erfährt man aus einer Correſpondenz vom 5. Mai: „Laſſen Sie mich Ihnen heute ein kleines Bruchſtück aus dem unerſchöpflichen Thema der Zuſtände der ärmeren Klaſſe

verführen, der Zuſtände der ärmeren Klaſſe in dieſer reichen und frommen Stadt: der Wohnungswechſel des 1. Mai gibt mir die nächſte Veranlaſſung dazu. Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, in allen Straßen der Stadt dieſen ärmlichen Hausrath aufgeſpeichert zu ſehen, die mottenzerfreſſenen Möbel, die dürftigen Betten, die geringen Vorräthe des Armen, mit denen er von einem Elend in's andere zieht, glücklich noch, wenn nicht der Miethsherr, den er verlaſſen, für die rückſtändige Miethe einen Theil ſeines kleinen Beſitzthums zurückbehielt. Wir ſehen einen Mann, den Vater von ſechs Kindern, von welchen das jüngſte im Sterben lag, aus dem elenden Hinterhäuschen ſtoßen, das er bis dahin inne hatte, und ſeine Wohnung in dem Kellerſtalle aufſchlagen, in welchem ſeine zwei Kühe verfloſſenen Winter vor Hunger und Elend gefallen. Schon nach wenigen Stunden ſtarb ihm das Kind in der fürchterlichen Atmoſphäre, und die Leiche ſteht jetzt auf dem Dünger — ein geeignetes Paradebett für den todten Armen! Die Ueberlebenden werden in den nächſten Tagen auch dieſen Stall räumen müſſen und ohne Obdach umherirren, weil eine Kuh ſich darin eingemiethet. Aber das Armenhaus? Ja freilich, das Armenhaus iſt da und erhebt hohe Zwangſteuer und hält hochbeſoldete Verwalter; wenn aber ein Armer nicht das Glück hat, der Client reicher Patrone zu ſein, wird er nimmer hineingelangen. — Iſt das etwa Alles? Vorgeſtern erhing ſich ein Sechsziger aus Kummer und Verzweiflung; Tags vorher erſchoß ſich ein Seidenweber, der ſeine Arbeit verloren; am 26. April entleibte ſich in Neuß ein hieſiger Bürger, den geſchäftliche Schwindeleien zum Fall gebracht; am 22. erhing ſich ein wohlhabender Bauer — das ſind vier Selbſtmorde in weniger als 14 Tagen, und Alles in dieſer reichen, frommen Stadt Elberfeld!" — Zufällig kommt mir die „Zeitung für die elegante Welt" vom Jahre 1839 zur Hand und ich finde darin einen Brief aus dem Wupperthale von mir ſelbſt geſchrieben. Folgende Stellen daraus paſſen auch noch heute: „Nirgendwo kann die Armuth ein ſcheußlicheres Anſehen haben. Zwar erſcheint ſie hier ſelten mit nackten Füßen, aber mit zerriſſenen, erbettelten Schuhen — nicht mit verzweiflungsvollen Blicken, ſondern mit abgeſtumpften, von

Branntwein blutiggeränderten Augen. Das Kind des Elends, der arme Weber hat gewöhnlich eine zahlreiche Familie, für die er oft achtzehn Stunden des Tages arbeiten muß, um ſie mit der ſchlechteſten Koſt zu verſorgen. Natürlich ſchwinden ſeine phyſiſchen Kräfte durch die mühevolle Arbeit; er ſchwebt beſtändig am Rande des Abgrundes, da die geringſte Stockung im Handel ihm mit Verluſt der Arbeit droht; ſein Handwerk hat nur goldenen Boden für den Fabrikherrn, nicht für ihn, deſſen Tagelohn nie erhöht, nur ſtets verringert wird. In ſeiner Zukunft flattert ein kahles, zerriſſenes Hungertuch oder auch ein ſchwarzes Todtenhemd, an dem er tagtäglich ſelbſt weben muß. —

Wer wird es, in Berückſichtigung dieſer Lage, unnatürlich finden, wenn die matte Hand des Elenden zuweilen nach dem Branntweinglaſe greift und die Weberſpule fortſchleudert? Oder wenn die kalten Glieder Feuer in dem Höllentranke ſuchen, da die Sonnenſtrahlen nicht bis zur Spelunke des Parias dringen? Das Laſter iſt der Bundesgenoſſe ſolcher Armuth, denn wo die Hoffnung geſchwunden iſt, laſſen ſich Trotz und Verbrechen breit und ſelbſtgefällig nieder. Der Mangel zeugt die Begierde und aus der gezwungenen Reſignation wird trotziger Haß oder apathiſche Schwermuth. — Allein nicht blos in der bleichfarbigen, hektiſchen Geſtalt des Webers gibt ſich das Elend und der häusliche Jammer kund; es tritt in mannichfachen Variationen auf. Da gibt es Schaaren von Kindern, Knaben und Mädchen von 8 bis 14 Jahren für den Dienſt der Spinnereien und Druckereien. Wenn der Tag anbricht, begeben ſich die Blüthen der Menſchheit an ihre Zwangsarbeit, von der ſie nicht früher ſcheiden, als bis die Nacht ihren dunklen Mantel ausgebreitet. Einige von ihnen müſſen nun noch von Polizeiwegen des Abends die Schule beſuchen, d. h. nachdem ihr zarter Körper 12 bis 15 Stunden den Druck ſchwerer Arbeit erduldet. Die Eltern dieſer Kinder ſind nicht im Stande, das Loos derſelben erträglicher zu machen, weil ſie ſelbſt nicht hinreichend verdienen, ſich zu erhalten. Die kleinen Geſchöpfe alſo müſſen, ſobald ihre Händchen den Faden halten oder ein ſchmutziges Druckertuch auswaſchen können, zur Ernährung der Familie beitragen.

Die Spinnkinder ſind beſtändig von dem Abfalle der Baumwolle bedeckt, ſo daß ſie wie mit Schneeflocken bekleidet ausſehen. Die Kinder in den Druckereien dagegen tragen eine ganze Farbenſcala auf Geſicht, Händen und Kleidern, und ſchon in weiter Entfernung bemerkt man ſie vermittelſt des Geruchſinnes. Ihr techniſcher Name iſt: „Streichjungen.“ — Eine andere Abtheilung der unglücklichen Fabrikarbeiter bilden die ſogenannten Fitz-, Knüpf- und Scheermädchen: die Griſetten der Fabrikſtädte. Weil ſie meiſt in den Fabrikgebäuden ihre Arbeiten beſorgen, haben die Herren Commis und Principale die ſchönſte Gelegenheit, zärtliche Verbindungen anzuknüpfen, was auch in den meiſten Fällen nicht unterbleibt. (Vor einigen Jahren wurde in einer Barmer Fabrik ein großer Theil der Arbeiterinnen krank, weil Einer der Herren nicht geſund war. — Um die weitere Verbreitung der Luſtſeuche zu verhindern, ordnete darauf die Sanitätspolizei eine Unterſuchung an, der ſich alle Mädchen der Fabrik, ſchuldige wie unſchuldige, unterziehen mußten. Iſt das nicht ſchrecklich?) Arbeiten und weiter Nichts, als arbeiten, iſt der ewige Wahlſpruch, und während ihr Körper hierdurch der Hinfälligkeit preisgegeben wird, und die dereinſtige Frucht ihres Leibes nur ein ſieches Daſein erhält, wird ihr Geiſt für alle höheren Genüſſe abgeſtumpft. — Die nächſte Species der Proletarier ſind die zahlreichen Färbergeſellen, und unter ihnen namentlich die Türkiſchrothfärber. Wenngleich dieſe Arbeiter hohen Wochenlohn erhalten, ſo iſt doch ihre Arbeit ſo beſchwerlich, daß ſie den Kräften durch vielen Branntwein nachhelfen zu müſſen glauben und hierdurch ihr Einkommen auf ein Unbedeutendes zuſammenſchmilzt. Eine große Anzahl derſelben lebt beſtändig in halbtrunkenem Zuſtande und führt überhaupt eine faſt unbegreiflich rohe Lebensweiſe. Gibt es doch unter dieſen Matroſen zu Lande (man nennt ſie ſpottweiſe: „Donnerkeile“ [Donnerkiels]) Viele, die jedem Worte zwei Flüche zur Begleitung geben ꝛc.“ — —

Ueber das Elend der Frohnbauern, wie des beſitzloſen Landſtandes überhaupt, ſind jüngſt viele Stimmen laut geworden. In Schleſien, Preußen, Böhmen ꝛc. gibt es in dieſer Beziehung namentlich zwei Klaſſen von Leuten, die ein entſetzliches Leben

führen. Es ſind dies die ſogenannten Halbgärtner und Robotleute. Erſtere ſind verpflichtet, nur zu beſtimmten Zeiten des Jahres der Grundherrſchaft dienſtbar zu ſein, Letztere dagegen müſſen fortwährend Hofedienſte verrichten.

Die Armuth der Winzer iſt weltbekannt. An ihr, wie an Aller Armuth iſt gleichfalls nur das Geld, das Privilegium des Beſitzes, ſchuld. Die Weinbauern ſind die Sklaven, das Eigenthum der reichen Weinhändler, wie die Frohnbauern die Sklaven der reichen Gutsbeſitzer und die Fabrikarbeiter die Sklaven der Fabrikherren. „Iſt der Himmel den Winzern nach jahrelangem, fruchtloſem Bemühen einmal günſtig, ſo können ſie auch dann des ſchwer erworbenen Segens ſich nicht freuen, weil in der Regel der Gläubiger den Ertrag vom Stocke hinweg für ſich in Empfang nimmt.*)“ Vor zwei Jahren ging ich an der Ahr

*) Wie die Weinbauern an der Moſel von den Kapitaliſten betrogen werden, ſetzte vor einiger Zeit die Rhein- und Moſelzeitung auseinander. Hier einige Stellen des Aufſatzes: „Das Winzergeſchäft iſt ſozuſagen das undankbarſte. Während der Weinbauer von allen Branchen des Bauernſtandes die härteſte und mühſeligſte Arbeit zu verrichten hat und dabei das ganze Jahr hindurch unausgeſetzt beſchäftigt iſt, ſind leider die Jahre nicht häufig, in welchen ein etwas erträglicher Herbſt ihm ſo viel abwirft, daß er ſeine nöthigſten Lebensbedürfniſſe ſich verſchaffen kann, ohne daß er an die Vergütung ſeiner ſauren Arbeit und Auslagen nur denken dürfte. So muß er ſich denn nothgedrungen, um mit den Seinigen nicht zu verhungern, nach einem Anlehen umſehen, das er in Erwartung beſſerer Zeiten redlich abzutragen hofft. Die Hoffnungen auf einen vollen Herbſt wollen ſich aber nicht verwirklichen, die Zinſen laufen auf, der Mann braucht immer von neuem Geld, und jetzt eröffnet ſich dem herzloſen Speculanten das ergiebige Feld, wo ſich die Lücke unſerer Geſetzgebung auf eine ſehr empfindliche Weiſe fühlbar macht. Denn der Wucher und Betrug werden wohlweislich nicht in ſo augenfälliger Weiſe betrieben, ſondern auf eine abgefeimte verſteckte Art, ſo daß dem Geldhändler noch das Geſetz dabei Vorſchub leiſtet. Der Winzer nämlich, der nicht mehr ferner ſich Geld zu verſchaffen weiß, ſieht ſich endlich, um ſeiner Geldverlegenheit abzuhelfen, genöthigt, einen Theil ſeiner Beſitzungen verſteigern zu laſſen. Dabei kommen nun wohl die Güter an den Mann, aber da ſolche Ver-

ſpazieren und plauderte mit einem armen Teufel von Winzer. Der Mann erzählte mir, daß er jährlich mehrere Fuder Wein erziele, aber im ganzen Jahre komme kein Tropfen über ſeine eigene Zunge. „Der Wein ſei zu koſtbar!“ Fürwahr, der

---

käufe nur bei Terminbewilligungen mit Erfolg ſtattfinden können, ſo erhält der Verkäufer hiedurch noch kein Geld, ſondern ſieht ſich, um ſolches zu beſchaffen, genöthigt, das executive Kraft habende Steigprotocoll einem mitleidigen Geldmann anzubieten, der ihm dann unter dem Vorwand des möglichen Riſico's für Zinſenverluſt ꝛc. ꝛc. einen gehörigen Abzug macht, wenn er ſchon bei einiger Klugheit gar nichts einbüßen kann, was er recht wohl weiß, obſchon er ſich den Anſchein vom Gegentheile gibt. So iſt nun der arme Winzer um einen namhaften Theil ſeines Grundeigenthums, auf das er wegen des Erwerbs ſeines Lebensbedarfs hingewieſen war, ärmer, ohne daß er durch das ihm zugekommene wenige Geld ſich nur einigermaßen von ſeinen Schulden befreien konnte. In ganz gleicher Lage befindet er ſich, wenn er gegen einen Schuldner ein ausgeklagtes Urtheil hat, aber nichts deſto weniger noch nicht vermag, ſeine Forderung mittelſt deſſelben flüſſig zu machen. Abermals geht er damit zu ſeinem mildthätigen Geldmanne und verkauft ihm das Urtheil. Obſchon nun der Geldgeſchäfte treibende Executant recht wohl weiß, daß die im Urtheil zuerkannte Summe durch die Liegenſchaften und das Gewerbe des Verklagten geſichert ſind, ſo weiß er es doch unter mancherlei Scheingründen dahin zu bringen, daß der Geld benöthigte Verhändler des Urtheils ihm einen bedeutenden Nachlaß bewilligt, während er nicht lange darnach theils durch verſchiedene Kunſtgriffe, theils durch die ihm zu Gebote ſtehenden executiven Mittel der ganzen Summe, die das Urtheil beſagt, habhaft wird. Kömmt nun bei dieſerlei Händeln bisweilen nur der eine, der Verhändler, zu kurz, ſo geht es noch an; in der Regel aber werden beide, der urſprüngliche Gläubiger wie der Schuldner, auf die ſchreiendſte Weiſe geſchnürt. — Eine dritte Manipulation, deren ſich dieſe Blutſauger bedienen, um die geſammte Habe der Geldbedürftigen nach und nach in ihren unerſättlichen Beutel zu führen, iſt, daß ſie gegen ein ſogenanntes freiwilliges Urtheil baare Vorſchüſſe leiſten, hierauf nach und nach vom Winzer auf Abſchlag Wein an Zahlungsſtatt annehmen, ohne daß der Preis für den in solutum gegebenen Wein feſtgeſetzt wird, worauf ſie denn bei einer nach Jahren erſt ſtattfindenden Abrech-

Wein iſt zu koſtbar, die Arbeiter müſſen ihn für ihr ganzes Lebensglück opfern. — —

Jer. Gotthelf ſagt (Die Armennoth Seite 9): „Was der Armuth dieſer Zeit Drohendes eigen iſt, liegt nicht nur in ihrem ſtillen Anſchwellen, ſondern auch in ihrer eigenen drohenden Haltung, welche ſie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat. Das ſind im Allgemeinen nicht mehr die Armen, die, wie Lazarus, ſchweigend an den Thüren lagen und mit dem Lecken der Wunde ſich zufrieden gaben, die demüthig baten um ein Stücklein Brod, die vorlieb nahmen mit den Broſamen von den Tiſchen, und den Reichen zu Dienſten ſtanden auf jeden Wink gegen ein gnädiges Kopfnicken; welche ihre Wohlthäter in ihre Gebete ſchloſſen und ihre Fürbitter wurden bei Gott; es ſind nun ganz andere Arme da, in ihrer Geſammtmaſſe betrachtet. In ihren Herzen kocht Haß gegen die Reichen, aus ihren Augen ſpricht die Begierde, mit ihnen zu theilen; der Mund ſpricht es ohne Scheu aus, daß man Abrechnung halten wolle, und was ſie erhalten, empfangen ſie mit einem Geſichte, auf dem deutlich die Meinung geſchrieben ſteht, daß ſie nicht ein Almoſen empfangen, ſondern nur Etwas auf die allgemeine Rechnung.“ So iſt's recht, — es kann nicht anders ſein, und muß noch beſſer kommen, wenn das bisherige Geſellſchaftsſyſtem nicht verlaſſen wird. —

Von dem ſichtbaren Trotze der Proletarier gegen ihre Unterdrücker haben die verfloſſenen Wintermonate wieder einige Beiſpiele gegeben. Unter Anderen erinnere ich hier an die Widerſetzlichkeit der Arſenalarbeiter zu Toulon, an die Arbeitseinſtellung der 4000 Weber zu Lodeve (Dep. Herault).

In Deutſchland ferner führte die bedrückte Lage der ſchleſiſchen Gutsangehörigen dieſelben zum Widerſtande gegen die Gutsherren. In Neuwaltersdorf (Grafſchaft Glatz) verweigerten

---

nung ihren armen Schuldnern nach Belieben einen Preis für den längſt weit theurer abgelegten Wein beſtimmen, ſo daß jene nie aus ihren Klauen kommen, ſo lange ſie noch etwas im Vermögen haben, oder mit den Händen arbeiten können.

die Robotleute ihre Dienſte. Dann kam es in Konradswalde zu blutigen Auftritten mit den Gensdarmen. „Im December und Januar hat ſich auf den Prinz Biron'ſchen Gütern, in Bralin, der Geiſt der Auflehnung gegen die feudaliſtiſche Obſervanz gezeigt. Nachdem die Halbgärtner ſich zum Theil von dem Dominium abgelöſ't, beanſpruchten die Robotleute daſſelbe Recht und kamen nicht mehr zu Hofe. Die Herrſchaft griff zu dem Mittel der Selbſthülfe (!), und ließ die Widerſpenſtigen zum Hauſe hinauswerfen mit Kind und Sack und Pack. In der äußerſten Noth faßten die Armen den (verzweifelten) Entſchluß, ſich direct an Se. Maj. den König zu wenden. Sie darbten ſich das Nothwendigſte vom Munde (die Narren), um das Reiſegeld für den Deputirten zu ſchaffen. Endlich haben ſie 15 Thaler zuſammen und ein rüſtiger Mann aus ihrer Mitte, ein früherer Militär, macht ſich auf den Weg nach Berlin. Nach einigen Wochen kehrt er mit der tröſtlichen Kunde heim, er habe den allergnädigſten Herrn im Garten von Sansſouci geſprochen und die gütigſte Zuſage erhalten." — Wie glücklich die Leute ſind — nun haben ſie zwar kein Brod, aber doch eine unvergänglich ſüße Hoffnung! Uebrigens benahm ſich der Prinz von Biron ganz iriſch. Auch in der Grafſchaft Roscommon brachte das Syſtem der Gutsbeſitzer, dieſer Kapitalhallunken, ihre kleinen Pachter von Haus und Hof zu jagen, dieſen Winter einen großen Theil der Einwohner dem Hungertode nahe. — Im Februar tumultuirte eine Partie Berliner Proletarier am Hamburger Thore. Man hat ſie in der Hausvogtei aufgehoben, wo es ihnen beſſer geht, als in der lieben freien Natur. Daß dem ſo iſt, kann man mit Wahrſcheinlichkeit ſchließen, denn: „Es ſitzen jetzt wieder (wie ein Berliner Correſpondent der Mannh. Abendzeitung ſagt) in den verſchiedenſten Gefängniſſen Verbrecher, die nur um ein Obdach zu erhalten die Verbrechen verübten, ja theilweiſe ſogar, wie der vorgebliche Brandſtifter des Opernhauſes, ein Verbrechen ſimulirten." Aehnliches wird aus Hamburg berichtet. Auch der engliſche Vaſenzertrümmerer Lloyd gehört in dieſe Kategorie. — Vor einigen Wochen erlaubten ſich noch die Eiſenbahnarbeiter in Langenberg eine Emeute. Sie zogen mit

ihren Schachtmeiſtern an der Spitze unter Hörnerklang, mit zuſammengeſtückelten Fahnen, todten Vögeln der Weisheit (ob!) und Habichten von Vohwinkel ab. Was ſie trieb, war die Noth. Sie machten geltend, daß die Direction ihnen das Verſprechen gegeben habe, den Arbeitslohn zu erhöhen, wenn die Tage länger würden. Dieſes Verſprechen wurde aber nicht gehalten. Statt der erwarteten 15 Sgr. bot man den Leuten 10, ein Lohn, mit welchem ſie nicht das Koſtgeld bezahlen können. Am 11. April wurden nun fünf dieſer Arbeiter, die ſogenannten Aufwiegler gefänglich in Elberfeld eingebracht. — Welche Mittel die weiſen Behörden Deutſchlands ergreifen, um die Tumulte der Proletarier zu beſchwichtigen, erſieht man u. A. aus einer Verordnung des Hofkriegsraths in Wien über die Anwendung der Waffengewalt gegen die eigenen Unterthanen. Hier heißt es: „Da übrigens für Fälle, welche unter den verſchiedenartigſten Formen auftreten können, ganz genaue, für jedes einzelne Ereigniß gleich geltende Vorſchriften ſich nicht geben laſſen, ſo muß es auch der richtigen Beurtheilung der Commandanten ſolcher Militäraſſiſtenzen überlaſſen bleiben, ob im gegebenen Falle bei der Infanterie ein Angriff mit dem Bajonett in geſchloſſener Ordnung mit größtem Nachdruck als vorläufig noch ſchonende Modalität Statt finden könne, oder ob ſogleich zur Anwendung der Feuerwaffe, was immer in ganzen Dechargen, wie im Einzelfeuer zu geſchehen hat, geſchritten werden müſſe.“ Bezeichnend iſt auch folgende böhmiſche Notiz: „Die Verſuche einer Lohnsſteigerung hatten die Behörden veranlaßt, in den bedeutenderen Fabrikorten von dem Stande der (gemeinſamen) Druckerkaſſen und der Art ihrer Verwendung ſich genauere Kenntniß zu verſchaffen, weswegen eines Tages die Kaſſen- und Rechnungsführer unvermuthet überfallen wurden. Da bei dieſer Einſicht ſich herausſtellte, daß die Gelder zur Unterſtützung jener Drucker verwendet wurden, welche während der Unruhen als Wortführer aufgetreten und von der Regierung beſtraft wurden, ſo leitete man eine Unterſuchung ein ꝛc.“ Schreckliche Vorſicht! — —

Von dem ſteigenden Mangel des Beſitzes bei den vernachläſſigten Klaſſen geben auch die veröffentlichten Berichte der Kriminaljuſtiz Zeugniß. So wurden in Frankreich 1842 4717 Verbrechen gegen das Eigenthum verübt, 1843 aber 4993. In England verdoppelten ſich in dem Zeitraume von 1835 bis 1842 Brandſtiftungen, Zerſtörungen von Maſchinen und andere „muthwillige Eingriffe gegen das Eigenthum.“ 1810 zählte man in England nur 5146 Verbrecher, 1819 14,253; die Einwohnerzahl war von 10 auf 12 Millionen geſtiegen. — In Preußen, mit Ausnahme der Rheinprovinz, ſtieg die Bevölkerung von 1817 bis 1830 von 9 auf 10½ Millionen. Dagegen waren bei den Gerichten 1817 nur 10,936 und 1830 32,553 Strafſachen anhängig. — Bei dem Berliner Criminalgericht wurden 1844 allein 3221 Unterſuchungen geführt, darunter 1115 wegen Diebſtahls, 112 Fälſchung, 7 Wucher, 44 Defraudation. Im Regierungsbezirk Düſſeldorf wurden 1844 im Ganzen 5209 Verbrechen begangen, davon kamen 4361 auf Eingriffe gegen das Eigenthum. U. ſ. w.

Die größte Zahl der „muthwilligen“ Eingriffe in fremdes Eigenthum entſpringt natürlich aus „trübſeliger“ Noth, welche durch die Geſetze ſelbſt hervorgerufen wird. Hierhin ſind füglich die Holzdiebſtähle und Jagdfrevel zu rechnen. Nach den Breslauer Zeitungen wurden im März Schützen nach Poppelau und dem Rybniker Kreiſe in Oberſchleſien geſchickt, zum Schutze der Förſter und Forſtbeamten. Der Holzdiebſtahl nimmt nämlich in jenen Gegenden dergeſtalt zu, daß ſelbſt geſchlagene Klaftern, die bisher wie ein Heiligthum unverletzt in den Wäldern geblieben waren, in vierſpännigen Wagen nach den benachbarten Städten geführt wurden. So geſchieht es, „daß in Oberſchleſien jeden Tag offene Scharmützel zwiſchen Holzdieben und Förſtern geführt werden, daß dieſe in den meiſten Fällen unterliegen, während jene die Strenge des Geſetzes zu ihrem eigenen Unglücke und zum Verderben ihrer Familie erreicht.“ Ein armer Teufel im Kreiſe Zimmern antwortete auf die Frage, weshalb er auswandern wolle: „Die Wiederholungsfälle der Waldfrevel ſind daran ſchuld. Ich bin ſtark, arbeite gern und ernähre mich redlich; ich habe

eine Kuh, aber keine liegenden Güter, wovon ich dieselbe unterhalten könnte; wenn wir nun, ich oder meine Frau, im Walde Futter suchen, ohne Schaden anzurichten und werden protocollirt, dann gibt's Strafe; suchen wir Laub im Walde zur Streu oder Holz zum Brennen und werden erwischt, dann gibt's Strafe; aus Armuth kann ich diese Dinge nicht kaufen. Nun treten die Wiederholungsfälle ein und die Frau geht vier Wochen in's Gefängniß, während welcher Zeit ich dann bei den Kindern bleiben muß, Nichts arbeiten kann, also auch Nichts zu leben habe. Ist die Frau zurück, dann trifft mich die Reihe und Frau und Kinder haben Nichts zu leben, weil ich Nichts verdienen kann. Was denn anfangen? Betteln ist verboten, stehlen ist verboten und doch will man leben!"

Und doch will man leben! Manche indeß wollen und können nicht mehr leben in den ungeordneten Verhältnissen der Gesellschaft; es drängt sie hinaus von diesem Tummelplatz der Selbstsucht. Mit der Zunahme des Pauperismus, der schroffen Gegensätze zwischen Reich und Arm, zwischen Schein und Wirklichkeit, wächst auch die Zahl der Selbstmörder und Wahnsinnigen. In Berlin kam am Anfange des Jahrhunderts 1 Selbstmord auf 1000 Todesfälle, 1822 auf 200, 1830 auf 100. In Hamburg gab es 1810 nur 10 Selbstmörder, 1827 60; in Schlesien waren 1830 288 Selbstmörder, wer weiß, wie viele heute. — Die Zunahme der Wahnsinnigen wird wohl in gleichem Verhältnisse stehen. 1808 gab es z. B. in England nur 2250, 1829 dagegen schon 13,720 Irre.

Die gebildeten Stände Deutschlands zählten in jüngster Zeit viele Opfer des Selbstmordes. Den Grafen Rackzinsky schützten seine Millionen nicht vor der Verzweiflung, dem Lebensüberdruß. Der junge Gelehrte Mohl in Tübingen erlag der „Thatenlosigkeit". Seinem Beispiele folgte bald in Würtemberg ein gleichfalls reichbegabter Studirender. Ebenso soll ein allgemein geachteter Professor an einer höheren wissenschaftlichen Anstalt freiwillig sein Leben abgekürzt haben; desgleichen ein standesherrlicher Staatsbeamter. — Die Selbstmorde wegen Spielwuth sind bekanntlich sehr häufig. — Von Bier-München

werden fortwährend die auffallendſten Morde berichtet. So u. A. entleibte ſich im April ein hoher Militärbeamter, welcher ſich eine vermeintliche Hintanſetzung zu Gemüthe gezogen. — Auch in Leipzig fanden ſehr viele Selbſtmorde in dieſem Winter ſtatt. Ebenſo in Dresden; jüngſt ſtürzte ſich dort eine hübſche Frau in die Elbe, weil der Mann ihr einen theuren Putzgegenſtand zu kaufen verweigerte. — In Berlin iſt die Selbſtentäußerung des Lebens faſt faſhionable geworden Man erinnere ſich an die junge Dame, welche ſich aus dem Fenſter eines prinzlichen Palais ſtürzte, an das junge Dienſtmädchen, welches auf den Schienen der Stettiner Eiſenbahn ſtarb ꝛc. Ein merkwürdiges Beiſpiel iſt auch die Erſtickung des 24jährigen Kaufmanns R., eines Speculanten, der ſich ſchnell durch Actienſchwindel ein Vermögen von 100,000 Thalern erworben, aber es ebenſo ſchnell wieder verlor. Solcher Fälle kommen Viele vor. (Auf dem großen Börſenſaale trägt ein gewiſſer Theil des Raumes den Namen Kahlau, und die, welche dort hauſen, werden Kahlauer genannt, ein Spottname, weil ſie kahl gemacht wurden und nun ſich unter einander noch immer die letzten Pfennige abrupfen.)

Mit dieſem Beiſpiele ſchließe ich die „luſtige" Elends-Überſicht.

Möge ſie den Königen mit vollen Mägen, den Pfaffen mit fetten Bäuchen recht ſehr mißfallen, und dieſelben wider Willen auf den Gedanken bringen, daß es bei ſolchem furchtbaren Jammer der Menſchheit Thorheit und Frevel iſt, neue Paläſte und Marſtälle oder Dome und Muckerſäle zu bauen. Fort mit eurem Corſo's, eurem Wettrennen, hinweg mit euren Miſſionen und heuchleriſchen Mäßigkeitsvereinen! Der Fluch des Geldes ſchwebt in der Luft und wird ſich über eure Häupter entladen und euch Alle zerſchmettern.

Glaubt doch dem alten legitimen Chateaubriand, wenn er prophezeiet: „Es wird eine Zeit kommen, wo man nicht mehr begreifen wird, daß es eine Zeit gab, wo Einige über Hunderttauſende und Millionen geboten, während Andere, die neben und mit ihnen lebten, nicht wußten, womit ſie ihre Blöße decken und ihren Hunger ſtillen ſollten." — — B.

Gedichte.

I. Von Georg Weerth.

1) Erſt achtzehn Jahr.

On this bitter night — the hour approaching midnight, a woman sat on a door-step in a London street. Her head had fallen backward against the door, and her face shone like a white stone in the moonlight. That face had a terrible history in it, cut and lined as it were by the remorhers, vice and misery — her temples were sunken, her brow wrinkled and pinched — her mouth thin and jagged — could it be thought that woman was once a child?

Douglas Jerrold.

Ein letztes Glüh'n! Da zog an britt'ſcher Küſte
Dämmernd herauf die ſchönſte Winternacht;
Im Mondenſtrahle floß die Waſſerwüſte
Und auf den Hügeln lag des Schnees Pracht.
Leer das Geſtad. Es ſchwieg der Dämpfer Sauſen;
Matros und Krieger war des Tages matt; —
Doch durch die Stille ſandte dumpf ihr Brauſen
London, der Themſe dunkle Rieſenſtadt.

Ihr galt es gleich, mögt auch der Schlummer drücken
Manch müdes Auge zu erſehnter Ruh;
Es wälzte donnernd über Park und Brücken
Derſelbe Lärm ſich nur dem Morgen zu.
Jauchzt auch und ſtill da draußen das Gefilde!
Hier nur das Volk, in buntem Strome, wild
Zuſammenfluthend, ſchaffend, ringend, ſuchend,
Schwelgend und darbend, weinend bald und fluchend!

Und Schimmern ringsum, von Dach und Thür und Fenſter;
Dort hüllt die Luft in ſeidenem Gewand!
Hier über'm Golde böhmiſche Gefrenzter
Und dort gewallt die mag're Bettlerhand!
Ein Seufzer hier; ein Ruf dort! von Terraſſen
Und Treppen Jubel, Flüſtern und Geſtöhn —
Das iſt der Tanz, in dem auf London's Maſſen
Sich raſtlos zwei Millionen Menſchen dreh'n!

Er brauſte fort. Da hob auch Sie vom Lager
Sich ſacht empor; es fiel der Sterne Licht
Auf die Geſtalt ſo tief gebeugt, ſo hager,
Und auf ihr bleiches, ſtarres Angeſicht.
Sie ſann; — nur einen Augenblick; — ſie preßte
Das kranke Kind an ihre nackte Bruſt; —
Das arme Weib ſchritt raſch durch die Paläſte;
Ach, das Wohin — ſie hat es nicht gewußt!

„Der Mutter Brod! und Kleider dieſem Kinde!“
So rief ſie. „O, wie toll das Herz mir ſchlägt!
Wenn trug' ich dich, mein Sohn, ſo warm und linde,
Wie wohl die Mutter ihre Kinder trägt.
Noch iſt es Zeit! Biſt du erſt groß gezogen
Und ſiehſt am Strand der Schiffe bunte Schaar:
Da eil'ſt du treulos durch die blauen Wogen,
Ein wilder Seemann, wie dein Vater war!“

„Dein Vater? Still! — das war ein ſel'ger Morgen,
Als weinend ich an ſeiner Bruſt erwacht!
Es kam der Mai, der Juni drauf, verborgen
Hielt ich, was früh mich ſchon ſo bleich gemacht.
Erſt als im Herbſt das gelbe Laub der Bäume
Leis rauſchend in die grüne Themſe fiel:
Da ward erfüllt der ſchönſte meiner Träume —
Und achtzehn Jahr, da ſteh' ich ſchon am Ziel!“

Erſt achtzehn Jahr! und ſchon ſo faßt mein Leben!
Erſt achtzehn Jahr! und arm und elend ſchon!
Doch halt! – froh will ich meine Sterne heben,
Dem Vaterlande gab ich dieſen Sohn!
Ha! reizt denn Niemand mein ſo junger Leib?
Sagt, die ihr klirrt mit Kreuzen und mit Ketten,
Seid ihr nicht reich genug, um nur ein Weib,
Ein dürftig Weib vom Hungertod zu retten?"

Sie ſchwieg. Dem Gott, der niemals ſie erhörte,
Sie ſandte kein Gebet ihm himmelwärts.
Trüb ward ihr Blick. — Das ſiedend ſich empörte,
Ihr Blut, zu Eis gerann's; — ausſchlug ihr Herz!
Die Lippe bebend zeigt von einem Fluche! —
Ein Lächeln kam — ſie ſank, — umgab tiefe Ruh —
Und die Natur mit ſchnee'gem Leichentuche
Deckte das reinſte ihrer Kinder zu! —

Geſchloſſ'nen Aug's, erſtarrt der Knabe lag
Noch an der Mutter marmorkalten Brüſten,
Als weit ein Leuchten durch den Nebel brach
Und Sonnenſtrahlen Strom und Hügel küßten:
Fern von Weſtminſter feierlich Geläut, —
So tönt es an der Kön'ge Sarkophagen; —
Es klang ſo weit, — es war als müßt' es heut'
Klingt nur der Welt den Tod der Armen klagen! —

Die Glocke klang — doch nicht für dich gerührt,
Armſelig Weib! Getroſt! laß ſie erdröhnen
Den todten Kön'gen nur. Dir ja gebührt,
Du früh Verblich'ne, wohl ein andrer Tönen.
Dir tönt der Schrei, den jüngſt die Noth gepreßt
Aus tauſend Herzen; der in Oſt und Weſt
Die Völker ruft in einen Bund zuſammen —
Und deine Mörder werden ſie verdammen!

2) Freund Lenz.

Aus fernen Wolken braußt ein dumpfer Ton.
Die Donner sind es, so der Welt verkünden,
Daß wieder der Natur geliebter Sohn,
Der Frühling, wandelt zu der Erde Gründen.
Bei andern Völkern hat er lang geweilt,
Da war's, daß jüngst die Kunde ihn ereilt,
Wir, hier im Norden trügen heiß Verlangen,
Aufs Neu zu schauen seiner Blüthe Prangen.
Er kommt. Und aus des Südens frohen Thalen,
Wo träumend er im Lorbeerwalde lag;
Wo er zum Fest bei glutgefüllten Schalen
Des Myrthenhaines vollste Kränze brach;
Wo mit dem Zephyr er die Wangen kühlte
Und buhlerisch in schwarzen Locken wühlte —
Fern aus dem Süden hat er alle Pracht
Herauf jetzt in den Norden uns gebracht.
Er setzt sich lächelnd auf die Hügel hin —
Da weht ein Duften rings durch Fels und Auen;
Zum Forste lustig Falk und Taube zieh'n
Und Knospen röthlich aus den Gärten schauen.
Der Bäche Lauf schmückt er mit lichtem Sammt;
Es blitzt der Thau, hellauf die Sonne flammt —
Und nieder steigt er von den Hügelthronen
Hinab zum Thale, wo die Menschen wohnen.
Mit ihrer Lust, mit ihrem bittern Leid,
Mit ihren Freuden, ach, und ihren Thränen;
Mit all dem Ringen, all dem herben Streit;
Mit all dem Hoffen, all dem stillen Sehnen.
Er ist's, der in des Armen Hütte schaut,
Der zu ihm spricht, wenn kaum der Morgen graut:
„Getrost, wie Deine Freuden auch zerstieben,
Dir Armen ist der Lenz noch treu geblieben!"
„Hinaus! durch meine Blumen sollst du schreiten,
Ich labe dich mit meiner Wälder Grün;
Durch Busch und Wiese will ich dich geleiten
Den Berg hinan, wo meine Rosen glüh'n.
Ich zeige dir, wie nieder zu den Flächen
Befreit die Ströme ihre Bahnen brechen,
Und wie der Nacht erblüht der Sterne Schein,
Zieh' ich, der Lenz, in deine Seele ein!"

„Ich küſſe deiner Kinder müde Stirnen,
Ob all' ihr Glanz verloſchen und verſtaubt;
Ich will gleich der Lawine von den Firnen
Wälzen den Gram von ihrer Mutter Haupt.
Und Feuer menge ich mit deinem Blute,
Daß bald die Hand, die nur am Pfluge ruhte,
Zum Schwerdte greift und ringend im Gericht
Von Schmach befreit ein unterdrückt Geſchlecht!“

---

8) Ein Feſtlied.

Natur, mit deinen ſtrahlenden Koloſſen,
Die du die Ewigkeit zur Dauer nahmſt;
Nur zur Vollendung biſt du erſt erſproſſen,
Seit du im Menſchen zum Bewußtſein kamſt.
Im Menſchen nur, daß ſtürmende Gedanken
Der Freiheit wunderbarſtes Gut gerandt,
Der auf den Trümmern jetzt von Trug und Schranken
Sein eigner Gott, an dich, an ſich nur glaubt.

Wohl mag ſein Auge ſtets den Himmel ſtaunen,
Wenn Sonn' an Sonne wirbelnd ſich bewegt:
„Ihr fernen Welten habt ihr je getragen
Ein ſolches Kleinod, wie die Erde trägt?
Trugt Menſchen ihr die trotz der grauſen Zweifel
Die wild zerſplittert ihre beſte Kraft,
Doch ſtets zum Kampfe mit dem alten Teufel,
Dem Wahne, kühn zuſammen ſich gerafft?“

„Und die geſiegt!“ — Wohlan, Sieg und Triumphe
Laßt ſchmettern Eurer Krieger vollſten Chor!
Es trug der Menſch aus tauſendjähr'gem Sumpfe
Die Freiheit jubelnd an das Licht empor.
Was frühe Völker ahnend vorempfunden,
Er freut ſich deſſen in bachant'ſcher Luſt;
Er hat den größten Rieſen überwunden,
Vertilgt den Zweifel ſeiner eignen Bruſt!

Der einſt dem Feuer ſeine Kinder beugte,
Der Hekatomben gierend niederſchlug,
Der einem Gott auf Sinai erzeugte —
Triumph! der hat jetzt an ſich ſelbſt genug!
Und wie der Kranich liebt die Wolkenbahnen,
Und wie der Löwe liebt der Wüſte Spur:
So liebt der Menſch die Fluren ſeiner Ahnen
Und weilt entzückt auf ſeiner Erde nur.

Ob Millionen wandeln auch im Dunkeln —
Das Jahr entrollt! — es leuchtet ſonder Wahl
Der Stern der neuen Zeit; hell wird er funkeln
Auch ihren Seelen mit gewalt'gem Strahl.
Die Prieſter dieſer Tage fordern Knechte
Und Sklaven nicht, — ſie fordern laut und frei,
Daß Jeder, treu dem angeflammten Rechte,
Hinfort ein Menſch mit freien Menſchen ſei.

4) Vernunft und Wahnſinn.

Dem Morgen träumt nicht, was der Abend bringt,
Wenn lächelnd weht aus roſenrothem Oſten
Sein erſter Strahl durch Wald und Fluren dringt,
Des Thaues friſche Perlenſaat zu koſten.
Wenn ihr Erwachen hell die Amſel preiſt
Und Hirſche wandeln zu des Thales Brunnen;
Wenn um die Gletſcher ſtill der Aether kreiſt,
Sich in der Frühe heil'gem Licht zu ſonnen.

Blau ſchaut die Blume aus des Feldes Garben;
Auf Meer und Weiher ſchwankt des Schilfes Kranz.
Es fließt der Strom in Regenbogenfarben
Zum Meere, wiegend ſeiner Wellen Tanz.
Und rauſchend im gewalt'gen Wogenliede
Dehnt unabſehbar ſich die grüne Fluth —
Und Freude nur und wundervoller Friede
Auf Feſtland, Inſel und Gewäſſern ruht.

Doch wie zum Mittag wandelt ſich der Morgen,
Hüllt ſich in Schleier auch des Tages Pracht.
Was einer frühen Stunde tief verborgen,
Es bricht herein mit Angſt und Graus und Nacht.
Der Himmel tönt von raſenden Gewittern;
Die Erde zuckt und birſt zu jähem Spalt,
Und heulend über Fels und Eichenſplittern
Der Sturm entfeſſelt ſeine Bahnen wallt.

Es raſ't die Brandung an zerfetzten Küſten,
Und Dunkel herrſcht, bis aus entwölkten Höh'n,
Als ob ſie nichts von Sturm und Wetter wüßten,
Die Sterne ruhig ſtrahlend niederſeh'n.
Und die vom Staub bis auf zum Firmamente
Gewälzt ſich mit dämoniſcher Gewalt:
Sie ſchlummern dann, die ſtarken Elemente,
Bis ſie ein neuer Kampf zuſammenballt.

So ewiglich, mit wechſelndem Geſtalten,
Sklaviſchen Laufes rollt und kreiſ't das All!
Nicht ſchöner mag ſich die Natur entfalten,
Noch wenden ſich als zu gewohntem Fall.
Die Welt und Welten aneinander bannte
Mit unerbittlicher Notwendigkeit:
Nur in den Geiſtern ihrer Menſchen brannte
Sie fort zu ſchrankenloſer Herrlichkeit!

Seit von der Lippe greiſer Patriarchen
Der Weisheit blumenreiche Rede floß,
Bis wo die Schädel kurzgewor'ner Monarchen
Zerſtampft der Freiheit jugendliches Roß,
Hat die Natur mit ihrer Donnerſtimme
Geſungen ſtets den mahnenden Geſang,
Daß Jeder folge ſeinem Gram und Grimme
Wie ſeines Herzens liebevollem Drang.

Die gleich der Möve keck die See umſchwanken,
Die gleich der Schwalbe ihre Heimath bau'n,
Die gleich der Wolke fliegen von Gedanken
Und gleich dem Falken ſpähend niederſchau'n;
Die ſich mit Palmen über Hügeln wiegen,
Mit Roſen träumen auf bemooſter Flur,
Die gleich dem Tiger zieh'n von Krieg zu Kriegen —
Sie ſollten folgen ihrem Innern nur! —

In gleicher Schönheit flammten durch die Zeiten
Des Raumes Wunder; nur zu höherm Flug
Mögl' seines Geistes rief'ge Schwingen breiten
Der Mensch! Der alle Kraft im Busen trug!
Der, ob er knechtisch sich im Staube wühlte
Und zitternd sich vor Thron und Altar wand —
Doch wieder keck mit seinen Göttern spielte
Und freier nur und herrlicher erstand!

Der eignen Brust ist Freud und Leid entsprungen;
Vernunft und Wahnsinn! Schon Jahrtausend' lang
Hat dieses fürchterliche Paar gerungen,
Den Kampf gewälzt vom Auf- zum Niedergang.
Es weht der Staub zermalmter Nationen
In düstern Massen auf von ihrem Pfad;
Und ob sie ruhig bei einander wohnen —
Sie rasten nur zu neuer, größ'rer That!

In Ost und West ein reges Volkerleben;
Vom Meere schallt's bis zu der Wüste Saum.
Das ist ein Ringen, Schaffen nur und Streben
Auf Feldern, Gassen und der Märkte Raum.
Und kommt der Morgen sacht herangeschritten,
Da scheint's, nur Segen schmücke rings das Land,
Als schöne Liebe süß aus hundert Hütten,
Als herrsche rings nur ordnender Verstand. —

Wohl mag die Blume außen üppig winden,
In ihrem Herzen wohnt nur Angst und Qual!
Wie einst muß heute noch der Weise trinken
Des Wahnsinns giftdurchflutheten Pokal.
Mit Blute leimen sie ihr Werk zusammen,
Die satt durchtaumeln Tempel und Palast;
Die Armuth röchelt Wimmern und Verdammen
Und wild die Lust aus goldnen Schüsseln praßt!

Doch wie der Wahnsinn, folgend seinem Rechte,
Sinnlos mag rasen — so durch alle Welt
Hat die Vernunft ihr Recht, daß sie die Nächte
Des Wahnsinns funkenstiebend auch erhellt!
Daß, eine Löwin, sie die Glieder schüttelt
Und wieder naht in drohender Gestalt;
Daß sie den Wahnsinn aus den Fugen rüttelt
Und über Trümmer fort zum Siege wallt!

Vernichtet wird der Mann zu Boden reißen,
Der mit Gewalt und ſchmeichelndem Geſchrei
Erbeut, daß Alle Einem folgen ſollen,
Der Schranken ſchafft und Regeln und Geſetz;
Der ſeine Liebe macht zu Aller Liebe
Und ſeinen Haß zum Haſſe Aller nur,
Der ſie vergleicht die menſchlich freien Triebe
Der Elemente ſklaviſchen Natur! —

Der Erde gold'ner Morgen iſt verronnen;
Anbrach der wilde, weiterſchwang're Tag.
Es hat den langen, herben Streit begonnen,
Was ſchlummernd einſt in tiefſter Seele lag.
Lett mag er ſich durch alle Zeiten thürmen;
Es kennt der Menſch kein Ruh'n und Stilleſteh'n.
Nur aus des Wahnſinns fürchterlichſten Stürmen
Wird die Vernunft zu ſchönerm Siege geh'n! —

8) Bird aus Lancaſhire.

Der alte Barth in Lancaſhire
Der ſpielt ein jämmerliches Lied,
Er ſpielt' es geſtern, ſpielt es heute,
Er ſpielt es immer für arme Leute!

Die armen Leut' von Lancaſhire
Die gehen oft durch ſeine Thür,
Sie gehen in Schuhen, die verſchliſſen,
Sie kommen in Röcken, die zerriſſen.

Der Erſte von dem armen Pack
Das iſt der bleiche Hans Jack.
Der ſpricht: „Und was ich auch begonnen —
Hab nimmer Brod dabei gewonnen!“

Und Tom begann: „Schon manches Jahr
Spann ich die Fäden fein und klar;
Das woll'ne Tuch mocht' Manchem frommen —
Bin ſelbſt aber nie in die Wolle gekommen!“

Und Bill darauf: „Mit treuer Hand
Führt' ich den Pflug durch britt'ſch Land;
Die Saaten ſah ich luſtig prangen —
Bin ſelbſt aber hungrig nach Bett gegangen!“

Und weiter ſchallt's: „Aus tiefem Schacht
Hat Ben manch Zuber Kohlen gebracht;
Doch als ſein Weib ein Kind geboren —
God-dam, iſt Weib und Kind erfroren!“

Und Jack und Tom und Bill und Ben —
Sie riefen alleſammt: „God-dam!“
Und dieſelbe Nacht auf weichem Raume
Lag ein Reicher in böſem Traume. —

II. Von Schmidt.

Der Verbrecher.

Sieh den Verbrecher zum Schaffot ſchleifen:
Der Hunde grinſt aus allen ſeinen Mienen: —
Wie in dem Blick ſich alle Teufel ſteifen! —
Ja, nur ſein Blut vermag ſein Thun zu ſühnen.

Gott lob, daß der Gerechtigkeit gelungen,
Mit ſtarkem Arm das Scheuſal zu ergreifen!
Des Henkers Hand — ſie iſt von Gott gerungen
Des Staates faule Sproſſen abzuſtreifen. —

„Elender Wicht! Du biſt ſo tief geſunken,
Daß du nicht ahnſt die Unſchuld im Verbrecher:
Nicht ahnſt, wie er in haſt'gem Zug getrunken
Der Sünde Gift aus aufgedrung'nem Becher.

Noch ſoll der Mutterſchooß ſich ihm erſchließen,
Noch nährt die Mutterbruſt den zarten Sproſſen,
Da muß er ſchon das erſte Gift genießen,
Das Gift, das ihr der Mutter eingegoſſen.

Und wie den härt'sten Schollen will durchdringen
Der Aehre Keim, — er muß zum Lichte streben! —
So möcht' im Kinde die Natur bezwingen
Den Nebelstreif, mit dem sein Stern umgeben.

Frei möchte seine Fittige entfalten
Der Genius, der Menschheit Schooß entsprossen:
Sein Götterleben ringt er zu gestalten,
Weil er des Werdens göttlich Recht genossen.

Er ringt und strebt — und fern bleibt sein Gedeihen
Die Sünde lebt — und muß den Gott ertödten! —
Zur Weltentsagung muß der Pfaff ihn weihen,
Damit er leichter in den Staub zu treten! —

In unnatürlichen Genusses Seuche
Schlürft ihr des Bruders Blut aus gift'gem Becher,
Und nennt's Bestimmung — daß er krank erbleiche
Und droht dem Zweifler mit dem ew'gen Rächer.

Ihr Heuchler! — sprecht von Gottes Racheblitzen
Und von der Lust in einst'gen Himmelreichen:
Euch vor dem Spruch des Menschenrechts zu schützen
Und vor der kalten Hand zertretner Leichen! —

Ihr habt die reine Gottessaat zertreten
Und streutet Unkraut in den edlen Boden,
Und wüthet fort, aus den beschimpften Beeten
Sammt ihrer Wurzel die Natur zu roden.

Doch könnt dem Aug' ihr wohl das Ziel verrücken,
Könnt frech den Kämpfer um den Preis betrügen,
Doch nie könnt ihr des Strebens Lust ersticken,
Nie könnt ihr gänzlich die Natur besiegen.

Seht, wie ihr den Verbrecher zugerichtet:
Der Fittig ist dem Genius gebrochen
Durch euch, ihr Henker, ihr, ihr seid gerichtet,
Der Mörder hat das Urtel euch gesprochen!" —

O, laß sie rinnen, Menschheit, deine Thränen
Um diesen Sohn, der deine Kronen erbte!
Er ward gepackt von wüthenden Hyänen,
Sein Herz zerfleischt, bis todt er sich entfärbte.

Nun zerr'n sie heulend ihn aus seinem Grabe
Und wüthend wühlen sie in seiner Leiche —
O, daß der Fluch, den ich im Munde habe,
Daß er vernichtend endlich sie erreiche.

III. Von Theodor Opitz.

1) Bekenntniß.

Ich lernte süßer Täuschung längst entsagen,
Mein Knabenspielzeug hab' ich längst zerbrochen,
Dem Herzen selbst gebot ich leis'res Pochen
Und stolz verschloß ich alle meine Klagen.

Ich lernte Unerträgliches ertragen:
Ich sah, wie sie vor todten Götzen krochen,
Wie sie dem Elend bittern Hohn gesprochen,
Den Hungernden gesättigt nicht, erschlagen.

Zum Ekel wurden mir die Freiheitsphrasen:
Als Löwe will der Hase sich verkleiden —
Zum Ekel patriotische Ekstasen:

In solcher Zeit lernt' ich mein Herz verschließen,
Mein Geist erstarkte durch das stille Leiden
Und seinen Pfeil wird er ins Blaue schießen!

2) Unbezahlbar.

Nun, so sei das Wort gesprochen:
Krieg mit dir, du Krämergilde!
Wohl! der Friede sei gebrochen
Und wir reihen uns're Schilde:
Hört! wir wollen, was wir wollen:
Uns'res Lebens ganzen, vollen
Unverkümmerten Genuß!

Wollt die Freiheit nicht berühren,
Nimmer nennen ihren Namen?
Lockend wollt ihr uns verführen?
Weh! ihr Krämer könnt nur kramen;
Ist das Herz euch aufgegangen,
Habt ihr liebend je umfangen?
Habt und seid ja nichts als Geld!

Geier mit dem Lamm in Fängen —
Muß das Rauben einmal gelten —
Adler in den Felsenklüften,
Seid gegrüßt! wer will euch schelten?
Und du Räuber der Abruzzen
Mit dem Dolch und mit dem Stutzen
Raube, raube frank und frei!

Wenn in wilden Ungewittern
Wild die Wogen sich empören,
Lasse unterm Mastensplittern
Deinen schrillen Raubschrei hören,
Schlürfe Wein aus gold'nem Becher,
Schlürf' Gelage, verwegner Zecher,
Plünd're, plünd're, mein Corsar!

Aber ihr, humane Spinnen,
Ihr loyalen Menschentödter,
Ach, man sieht das Blut nicht rinnen,
Denn die Erde wäre röther,
Als nach fürchterlichsten Schlachten
Aus den euren Menschenpachten,
Weil wir unbezahlbar sind!

---

3) Wintertag.

Du klarer, kalter Wintertag,
Du strenger Eisgespann,
Wie sehr dein Frost auch zürnen mag,
Ich kehr' mich nicht daran!

Hinaus! Hinaus! nun fühl' ich mich
Ein ganzer, starker Mann,
Mein Lebensmuth durchwärmet mich,
Mir selbst gehör' ich an.

Jetzt fühl' ich, daß ich für mich bin,
Mein tiefes Feuerblut,
Mein tiefer stolzer Eigensinn,
Mein tiefer trotz'ger Muth!

Ich hab' es zwar nie recht geglaubt,
Daß ich ein Opferthier:
Doch stolzer trug ich nie mein Haupt,
Denn ganz gehör' ich mir!

Gegrüßt mein Feld dort, lustig frei,
Da scherz' ich nur um dich:
Es quält der fromme Menschenbrei
Um Gott sich lächerlich!

Das ist ein ander Feuerblut,
Das in uns pocht und focht,
Kein Vampyr saugt's aus, unser Muth
Wird nimmer unterjocht!

Du starrer, kalter Wintertag,
Du strenger Lichtraum,
Wie sehr dein Frost auch glitzern mag,
Wir frieren uns nicht traun!

IV. Lieder nach Texten der Offenbarung. Von Otto von Wenckstern.

1.

— — — quae et ego odi!*) — —

Auch mir ist jenes Volk verhaßt,
Das Volk der „Frommen" und der „Feinen;"
Ein Volk, das heimlich schwelgt und praßt,
Da wo nicht Mond, nicht Sterne scheinen.
Der Haß im tiefsten Herzensgrund
Ist hell zur Flamme mir entglommen —
Drum bet' ich auch mit Hand und Mund:
Herr Gott! behüt' uns vor den Frommen!

*) Revelationum II. 6.

Behüt' uns vor der Wilden Schaar
Im leinen, ehrlen Schaafsgewande;
Herr Gott, in Gnaden uns bewahre
Vor dem Gezücht im märk'schen Sande;
Laß deiner Donnerwetter Schlag,
Laß deinen Zorn ins Ohr uns dröhnen,
Behüt' uns heut' und alle Tag
Vor gleißnerischen „Glockentönen!“

Auch mir ist jenes Volk verhaßt,
Des Landes Fluch, ein Fluch der Bösen,
Des dunklen Volk, des dunklen Laß
Mit Landvogteien, Tigerkrallen;
Doch, wie der Wüste Wind Samum
Den Horizont im Osten röthet,
Und dessen Hauch so Thier' wie Ruhm,
Waldglück und Blumenkronen tödtet. —

2.

— missurus est diabolus. *)

Im Namen Gottes! gebt, o gebt,
Ihr Wittwen, gebt nur einen Heller!
Ich stehe an der Kirchenthür
Und halte meinen Bettelteller;
Ihr alten Jungfern nur heran!
Mein Heiland wird euch solches lohnen;
Denn was ihr auf den Teller werft,
Das ist zum Heil der Millionen.

Im Namen Gottes! gebt, o gebt,
So viel ihr wollt, ihr Herrn der Gelder,
Damit auch Afrika werden mag
Durch Christi Blut von Sünden heller;
Ihr Sünder, wie soll's euch ergeh'n,
Wenn ihr nicht bleibt zu Gottes Ehre!
Ein Ablaß ist's bei Leibe nicht,
Collecte nur für Missionäre.

*) Revelationes II. 10.

Geld oder Seele! sagt die Schrift,
Und wär' es euer letzter Heller,
Und wär' die *Armuth* noch so groß,
Thut nichts, nur schnell ihn auf den Teller!
Ihr reichen Herrn, laßt euer Geld
Nur ja nicht hier im Orte laufen,
Wir wollen weit hin über's Meer
Die „blinden Heiden" damit taufen.

Um Christi Wunden gebt! o gebt!
Ob eure Brüder Hunger leiden —
S'ist einerlei! weit besser ist's,
Die Seele, als den Leib bekleiden:
Ich gebe euch mein Ehrenwort
Der Herr sieht nur das Geld im Teller,
Und wird's vergelten, darum gebt
Um Christi Wunden euren Heller!

V. Von Gustav Reinhard Neuhaus.

Stanzen.

Und wieder zieht der Frühling durch das Land,
Und wieder singt er seine schönsten Lieder,
Und wieder legt er segnend seine Hand
Auf Hain und Flur, auf Thal und Höhen nieder.
Was durch des Winters Strenge war gebannt,
Das kehret zu den heim'schen Auen wieder.
So jauchzet froh die Welt dem Gast entgegen
Und seinen Spuren folgen Lust und Segen.

Wie warm sein Hauch, wie süß sein holder Gruß
Der Erde, die so lang im Schlaf befangen;
Sie wachte auf bei seinem glüh'nden Kuß
Und purpurn färbten sich die blassen Wangen!
Ja, wie nach diesem heiligen Genuß,
Ja, wie nach diesem glühenden Umfangen
Sich neu die Welt zu reichem Schmuck entfaltet
Und aus dem Tod das Leben sich gestaltet!

Seht, wie der Himmel ist so sonnig blau! —
Der klare Strom sein leicht bewegter Spiegel.
Es grünt und blüht auf sonnbestrahlter Au,
Und Blumen zieren rings die grünen Hügel.
Was kürzlich noch des Winters Kraft so rauh
Gefangen hielt, das schwingt nun den Flügel,
Das sprenget mächtig seine schweren Ketten
Und will sich frei im Strahl der Sonne betten.

Und jubelnd jauchzt er in das weite All,
Der Frühling, schüttelnd seine Blüthenlocken:
Erhebt euch muthig aus der Sorgen Schwall,
O folgt dem Klang der hellen Freudenglocken!
Er sendet aus die süße Nachtigall,
Sie will euch zu sich in die Wälder locken;
Er läßt die Lerche jubeln über Saaten,
Sie will euch wecken auf zu neuen Thaten.

An Alle geht sein Ruf, sein Jubelklang!
An Alle seiner Sendung reicher Segen,
Was in sich fühlt zum Leben Kraft und Drang,
Was in sich fühlt der Gottheit mächtig Regen.
Er kennet keinen Unterschied noch Rang,
Er hält den Gruß der ganzen Welt entgegen:
Hinaus, Hinaus! ihr Alle seid geladen,
Ihr sollt euch frisch im Strome der Freude baden!

Und viele kommen, viele fröhlich nah'n!
Es zieht dahin ein jauchzendes Gedränge!
Auf leichten Flügeln schweben himmelan
Der Freude lebensberauschte Jubelklänge.
Doch wehe! von der buntbekränzten Bahn,
Warum so fern der Armen große Menge?
Und so viel' Augen, die vor Freude strahlen,
Auch wieder so viel' ungestillte Qualen?

O, sieh auf Wiesen spielen dort ein Kind
Mit Blumen, die von buntem Glanz umflossen,
Mit Blumen, so des Kleinen Schwestern sind;
Nachdem es hat den süßen Duft genossen,
Streut es sie lächelnd von sich in den Wind,
Der treibt sie weg, weit wo sie sind entsprossen,
Auf harte Felsen und auf raube Wege,
Wo sie verwelken ohne Huld und Pflege.

So treibt der Mensch mit seinem eignen Blut,
Mit seinen Brüdern, die in Armuth leben,
Ein grausam Spiel im wilden Uebermuth:
Nachdem sie ihm ihr Schönstes hingegeben,
Dann opfert er sie seiner Launen Muth
Und läßt sie bang vor seinem Zorn erbeben.
Sie wanken hin, sie siechen und verderben
Und müssen jämmerlich vor Hunger sterben.

Sieh dort den Mann, wie grob ist sein Gewand,
Mit fleiß'ger Hand am Pflug den Boden wenden,
Den Samen streuen auf das Ackerland
Und mit der Nacht erst seine Arbeit enden.
Dann kehrt er heim, von Sonnengluth durchbrannt,
Zu seiner Hütte moosbewachs'nen Wänden;
Er hörte wohl von fern' des Frühlings Rauschen,
Doch durft er nicht den süßen Klängen lauschen.

Und was er segnend hat auf's Land gestreut,
Es wird der Erde dunklem Schooß entsprießen,
Die Sonne flammt! O, seht ein goldnes Kleid
Von stolzen Aehren um die Erde fließen!
Der süße Anblick weckt unendlich Leid,
Der Arme darf die Früchte nicht genießen;
Denn für den Reichen sind die schweren Garben,
In Noth und Elend muß der Arme darben.

Und dort das Kind; bevor die Nacht entfloh'n,
Wenn And're träumen noch auf weichen Pfühlen,
Da geht es hungernd an die Arbeit schon,
Und wenn die Kinder auf den Wiesen spielen,
Es regt die Hände für den kargen Lohn
Und muß zum Dank noch blut'ge Schläge fühlen.
Du armes Kind, zu Leid und Schmerz erkoren,
Es wäre besser, wärst du nie geboren! —

Ihr armen Kinder, hülflos krank und schwach!
Die ihr da duldet hinter der Maschine,
Naht nicht die Hülfe — kommen wird der Tag
Da werdet ihr zur donnernden Lawine!
Da werdet tilgen ihr die bitt're Schmach,
Da wird der Reichen Blut die derbe Sühne:
Für jede Thräne eurem Aug' entglommen,
Für jeden Frühling, den sie euch genommen. —

Ein Bettelweib! im Auge, welche Pein!
Das jüngſte Kind an ihren welken Bruſten:
So zieht dahin durch der Lebend'gen Reih'n
Das arme Weib, des Schmerzes ſtarre Büſte.
Oh Alles rings umher voll Sonnenſchein,
Iſt ihr das Land doch eine dürre Wüſte,
Die Blumen und die Früchte rings, die ſchönen,
Sie ſind nur da, das arme Weib zu höhnen.

Dort iſt der Stube, rußig und voll Rauch,
Auf ihrer Stirn' des Schmerzes tiefe Falten,
Und bitt'rer Groll in ihrem finſtern Aug':
Am Webſtuhl ſieh' die ſchweigenden Geſtalten,
Und ob ſie todesmüd' am Abend auch
Zu gläubigem Gebet die Hände falten:
Es weckt der Tag ſie nur zu neuen Plagen,
Und niemals will ein froher Morgen tagen.

O trübe Bilder zu der hellen Luft!
O Brautgeſang bei frohem Hochzeitreigen!
Hier blickt das Auge ſtolz und ſiegbewußt,
Dort muß der Blick ſich ſcheu zur Erde neigen,
Hier tönen Lieder aus der vollen Bruſt,
Dort ſtarrt der Schmerz aus hoffnungsloſem Schweigen,
Hier tauſend Herzen, die vor Freude ſchlagen,
Dort müde Seelen, die im Kampf verzagen.

O Selbſtſucht! Das dein grauſenvoller Fluch!
Und deine Frucht der Menſchen ſchwere Leiden,
Und deine Stärke Lüge und Betrug!
Du ſiehſt in Elend deinen Bruder ſcheiden,
Du legſt auf ihn dein kaltes Leichentuch
Und willſt dich ſelbſt in Gold und Purpur kleiden,
Du ſchwelgſt geſättigt an dem heitern Male,
Dem Bruder reichend bitt'rer Wermuth Schale.

O Lebensfrühling mit dem Hauch ſo rein!
O weh' ſie an, die noch der Selbſtſucht fröhnen!
O weh' ſie an, die Herzen die von Stein,
Die frech das ew'ge Menſchenrecht verhöhnen.
O weh' die Liebe in ihr Herz hinein!
Und laß die Menſchen ſich im Bund verſöhnen.
Wo weder arm noch reich, noch Herr'n und Knechte
Und alle Menſchen haben gleiche Rechte.

Auf daß sie Alle kommen, Alle nah'n
In schönem Chor der Menschen frohe Schaaren,
Sich frei zu wiegen auf dem sonn'gen Plan,
Sich mit der Lust des Lenzes froh zu paaren.
Um frische Kraft und Regung zu empfah'n
Rein aus dem Lebensquell, dem ewig klaren,
Vereint in buntem Wechsel zu genießen,
Was der Natur Urquell läßt ewig fließen.

VI. Brüderschaftslieder eines rheinischen Poeten.

Trotz alledem und alledem,
Es kommt die Zeit trotz alledem,
Daß rings der Mensch die Bruderhand
Dem Menschen nicht, trotz alledem!
F. Freiligrath nach Robert Burns.

---

1) Jagdrecht.

Fiat justitia, pereat mundus.
Altes Sprüchwort.

Sie hatten böse Tage
Im Winter hingequält,
Die Zeit ist harte Plage,
Wenn es am Brande fehlt,
Wenn darbet Küch' und Keller,
Wenn nicht der Schornstein raucht,
Und wenn man nicht die Teller
Alltag zu spulen braucht.

Es war im Lenz; am Fenster
Da schoß die Schwalbe hin,
Es scheuchte die Gespenster
Der Lerche Lied dem Sinn.
Er sprach: gut wird es heuer,
Der Mai ist kühl und naß,
Er füllt mit Frucht die Scheuer,
Er füllt mit Wein das Faß.

Sie sah hinaus. Dort zeugte
Die Welt von junger Lust,
Den Knaben, den sie säugte,
Legt froh sie an die Brust;
Er sah so groß und offen,
Sie küßte lang das Kind:
O Glück, daß wir im Hoffen
Endlose Thoren sind.

Und sieh', der alt'ste Bube
Stürmt' athemlos herein
Laut ruft er in die Stube:
Im Felde wühlt das Schwein,
Die Jungen führt der Racker
Vom Wald in uns're Saat,
Halb ist zerstört der Acker,
Verloren ist die Maht.

Des Reichen Säu'n und Hirschen
Gibt Fraß des Armen Land;
Er nahm mit Zähnenknirschen
Die Büchse von der Wand,
Er prüfte Stein und Pfanne,
Er prüfte Schloß und Lauf,
Der Knabe zeigt dem Manne
Den Pfad am Berg hinauf.

Er schlich mit tiefem Grollen
Zur segenvollen Au,
Noch wühlte in den Schollen
Mit ihrer Brut die Sau:
Die Aerndte geht verloren,
Kartoffeln, Klee und Korn,
Hast vorig Jahr gefroren,
So hung're denn von vorn.

Er zielt; es dröhnt vom Knalle,
Der Schuß war wenig nütz,
Die Thiere flohen alle.
Es war ein Bau'r, kein Schütz;
Er schaut zum Wald' vergebens,
Vergebens lauscht das Ohr,
Da treten, Herr des Lebens,
Zwei Jäger keck hervor.

Den Jägern folgt die Meute,
Es folgt des Freiherrn Sohn,
Halo! Hier gibt es Beute,
Das iſt des Tages Lohn:
Ein Wildſchüß auf der Lauer,
Fluchwürdiges Vergeh'n!
Auf Schwarzwild jagt der Bauer,
Sie rufen ihm zu Reh'n.

Doch was hat der zu hoffen?
Er flehet. Eitle Müh'n!
Rücklings vom Blei getroffen
Sinkt er ins junge Grün:
So mach mit deinem Blute
Die dunkle Erde ſatt,
Ein Schuß von kaltem Muthe
Traf regelrecht das Blatt.

Er that's nach ſeinem Rechte
Von allem Frevel fern,
Denn and'res gilt dem Knechte,
Und and'res gilt dem Herrn.
Der hier ſein Feld vertheidigt,
Das Brod der Armuth gab,
Hat das Geſetz beleidigt,
Drum geht er in das Grab.

Die ſchmucken Jäger kehren
Und rühmen ſich der That:
Man muß das Volk belehren,
Dies Beiſpiel thut' als Noth!
Indeſſen iſt gebrochen
Ein Aug' in ſtillem Schmerz,
Für Weib und Kinder pochen
Wird nimmermehr dies Herz.

So fanden Frau und Buben
Die Leich' im grünen Feld,
Ein Wehgeheul erhoben
Sie in die Frühlingswelt.
Im ſüßen Mai noch eben,
Wie hofftet ihr ſo rein,
Nun wird ew'r langes Leben
Ein öder Winter ſein!

2) Der Weber.

Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt,
Als Zeugen von dem Jammer.
Lied der schlesischen Weber.

Am Webstuhl fliegen die Schifflein geschwind,
Wüst durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierst, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, sie schleichen, sie schleichen!

Das gibt ein schönes, langes Lein,
So blendend weiß, so zart und fein,
Bald gehst du in die Welt hinaus,
Sie schneiden manche Windel draus;
Die Armen,
Sie wirst du nicht erwarmen,
Dich trägt das Kind des Reichen!

Am Webstuhl fliegen die Schifflein geschwind,
Wüst durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierst, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, sie schleichen, sie schleichen!

Du dienest noch zu manchem Kleid,
Mit Lust näht dich die schönste Maid,
Und legt' als Braut dich um die Brust
Mit blühend jungfräulicher Lust;
Die Armen,
Sie wirst du nicht erwarmen,
Dich trägt die Braut des Reichen!

Am Webstuhl fliegen die Schifflein geschwind,
Wüst durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierst, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, sie schleichen, sie schleichen!

Du deckst noch manchen langen Tisch,
Dran zechen sie beim Weine frisch,
Und auf dir duften Speisen viel,
Und Sang und Jauchzen hat kein Ziel;
Die Armen,
Sie wirst du nicht erwarmen,
Dich trägt der Tisch des Reichen.

Am Webstuhl fliegen die Schifflein geschwind,
Wüst durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierst, mein Weib, beim hungernden Kind,
Die Stunden, sie schleichen, sie schleichen!

Ach Gott, wann hört dann auf die Noth,
Wann wird die Liebe Hauptgebot,
Wann wird verbrüdert, was sich fremd:
O Lein, dann werde Todtenhemd!
Die Armen,
Auf daß sie all erwarmen,
Sei Todtenhemd der Reichen!

---

3) Der Banquier.

Und der Artikel missest du mir einen:
„Das Ehegefühl" bei Lump und Compagnie.
Franz Freiherr Gaudy.

Die ganze Welt, sie dreht sich drum,
Das Geld, das ist die Axe,
Und klingl' ich drin, sie stehen stumm
Die Lumpen nied'rer Taxe;
Ich komm, man beugt die Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waschen:
Ich steck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheisa, in die Taschen!

Mein Weibchen schwärmt von Rang und Blut,
Von Pröbsten, Grafen, Fürsten,
Was will der blinde Uebermuth?
Ich kann sie alle bürsten.
Sie beugen sich vor meinem Gut,
Bedürfen sie Gamaschen:
Ich steck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheisa, in die Taschen!

Mein Sohn, der faselt was vom Staat,
Er fürchtet sich vor Kriegen.
Einfält'ger Bursch! Der Könige Rath
Hab' in der Truh ich liegen,
Und ohne mich braucht kein Soldat

Nach Heldenruhm zu haſchen:
Ich fleck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Die Tochter ſchätzt Talent und Geiſt,
Die ſchönen Seelen ſchnaufen,
Gefindet iſt's, ich will ſie meiſt
Mit gold'ner Münz' erkaufen;
Ich locke ſie mit Auſtern breiſt
Und mit Champagnerflaſchen:
Ich fleck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Die Zeitung nimmt ſo oft ins Maul
Das Volk, die armen Leute,
Sie gibt im wirren Sinn nicht faul
Ihm die Geſchichte heute,
Pah, reiten läßt ſich wie ein Gaul,
Pah, wie ein Hund ſich waſchen:
Ich fleck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Die ganze Welt ſie dreht ſich drum,
Das Geld, das iſt die Axe,
Und klingl' ich drin, ſie ſtehen ſtumm
Die Lumpen nied'rer Taxe;
Ich komm, man beugt den Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waſchen:
Ich fleck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

---

1) Begräbniß des Reichen.

Vox populi, vox Dei.
Altes Sprichwort.

Fürwahr ein Leichenzug voll Pracht und Glanz,
Marſchälle, Wagen, Pferde, Eichenkranz,

Am Sarge Flor und reiche Wappenſchilde,
Es folgt ein langer breiter Menſchenſtrom,
Vieltönig dröhnt der Glockenſchall vom Dom,
Der Trauermarſch erklinget ernſt und milde.

Gott, welche Lüge! In der Jugend ſchon,
War er ein Burſch voll Bosheit, Tücke, Hohn.
Der Aeltern und der Lehrer ſtets betrogen,
Der hämiſch alle Schurkenſtreiche that;
Doch die Geſprellen ſchwärzte durch Verrath,
Der ſie aus Haß, der ſie aus Neid verlogen.

Als Jüngling führt er ſtets das größte Maul
Und doch war er zu allen Thaten faul.
Im Munde war ſein Muth und nicht im Herzen,
Scheinheilig pries er Wahrheit, pries er Recht,
Schlich aber ſelbſt geheim, verdächtig, ſchlecht,
Schalt man ihn derb, feig wußt' er's zu verſchmerzen.

Und Mann geworden ward er Freier gleich, —
Man hieß ihn glücklich, denn die Braut war reich,
Doch lag am Weib ihm nicht, ihm lag am Golde;
Sie kümmerte ihn höchſtens noch im Bett,
Sonſt trieb er Wucher, Jedem um die Wett':
Er war der treuſte Knecht in Mammons Solde.

Wie grinzt er gierig ſtets die Münze an,
Pfui, wie er markten konnte, wie er rann,
Was hat der Schuldner nicht von ihm erduldet?
Wie münzt er frech des armen Mannes Fleiß!
An ſeinem Golde klebt vom Kind und Greis
Rachſchreiend Blut; was hat er nicht verſchuldet?

Ihn rührte nie des Hungers heiſ'rer Schrei,
Des Armen Krankheit war ihm einerlei,
Wittwen und Waiſen ſchmäht' er jede Stunde,
Oft bettelte vor ſeinem Thor die Noth,
Doch Steine gebend ſprach er: das iſt Brod!
Und hetzte drauf die wohlgenährten Hunde.

Der ſtets der Armuth in das Antlitz ſpie,
Er beugte vor dem Reichern gern das Knie,
Ein Speichellecker war er bei den Großen,
Er warb um Titelkram und Ordensband:
Heut gibt der Reichthum adeligen Stand.
Wann wird man dieſen alten Wahn verſtoßen?

Und elend war er doch trotz allem Prunk,
Trotz Glanz und Feſt: nie hat beim hellen Trunk
Ein Freund in Luſt an ſeinem Tiſch geſeſſen.
Wer tränke mit dem Geizhals auch den Wein?
Er ſtarb verachtet, unbeweint, allein.
Wer ihn nicht haſſet, wird ihn bald vergeſſen.

Wie er teſtirt, geht er mit Pracht zur Gruft,
Er war trotz alledem ein ſchnöder Schuft,
Niemals der Menſchheit ew'gem Recht gewogen.
Es heißt: Von Todten redet nicht als gut!
Der Pfarrer that es hier: ich hab den Muth
Zu ſagen, daß er ſalbungsvoll gelogen.

VII. Von Hermann Püttmann.

1) Verzage nicht!

Verzage nicht, du armes Volk!
Auch dich erwarten Ehrentage,
Wo du erheben magſt dein Haupt
Und von den Schultern wirfſt die Plage.
In Lumpen gingſt du ewiglange,
Man höhnte dich von Jugend auf,
Gekrümmten Nackens ſchlichſt du bange
Der Sorge ſteilen Pfad hinauf.

Nun aber ſchreite du getroſt
Hin zu der Bildung friſchen Quelle,
Und trink' daraus! — das ſchwere Blut
Wird leicht, die blöden Augen helle.
Bewußtſein deiner Menſchenehre
Kehrt in die Seele dir zurück,
Anſtatt der dumpfen Geiſtesleere
Schwellt deine Bruſt der Liebe Glück.

Du ſprichſt: „Wie war ich thöricht doch,
Vereinſamt auf der ſchönen Erde,
Ringsum mich wogte Ueberfluß,
Ich aber duldete Beſchwerde

Und ließ mir alle Rechte nehmen —
Des Liſ'gen Beute, der's verſtand,
Das rohe Thier in mir zu zähmen
Und Leib und Geiſt mit Ketten band.

„Ich bin erwacht, ich fühle Kraft —
Die Lumpen reiß ich von den Gliedern,
Aus freier Seel' die feige Angſt,
Den Schlaf von meinen Augenliedern.
Der Liebe Bündniß will ich ſchließen,
Nicht länger haſſend einzeln ſteh'n;
Des Lebens Wohlthat mitgenießen,
Nicht länger hungernd zu nur ſeh'n.

„Doch nicht vergeiten will ich ihm,
Dem Reichen, daß er mich verachtet,
Zu ſeinem Sklaven ſchuf, deß Geiſt
Von eitein Trieben war umnachtet.
Ich bin gerettet, bin erhoben —
Er ſinkt von ſeiner Selbſtſucht Thron,
Sein Flitterſtaat iſt bald zerſtoben,
Geknickt ſein Stolz, verhallt ſein Hohn.“ —

So ſprichſt du, und das Wort wird Fleiſch.
Den Heiland haſt du ſelbſt geboren,
Ich ſeh dich einig, muthig, frei —
Und alles Elend ging verloren.
Die neidiſch miteinander rangen
Vordem, ſie ſind dann Brüder all;
Und furter nur auf blüh'nden Wangen
Wird ſpiegeln ſich der Sonne Strahl.

---

2) Die Gefangenen.

Der Aufruhr iſt bezwungen,
Der Tag des Bluts vorbei,
Die Todten ſind begraben,
Die Todten ſie ſind frei.
Die preußiſchen Soldaten
Haben das Werk vollbracht,
Die preußiſchen Soldaten
Schlugen die Weberſchlacht.

Die Bayonnette blinken
Im Abendſonnenſtrahl,
Schnurrbärtig ſtolz marſchieren
Lieutenant und Corporal,
Der ritterliche Hauptmann
Sprengt muthig vor dem Heer,
Die alten Fahnen rauſchen
Im Winde dumpf und ſchwer.

Es blaſen die Trompeter:
Heil unſerm König, Heil!
Das arme Volk erſchrocken
Entflieht in großer Eil.
Die preußiſchen Soldaten
Haben viel Beut' gemacht,
An achtzig der Rebellen,
Fingen ſie in der Schlacht.

Geknebelt und gebunden,
Mit trübem düſterm Sinn,
Die Herzen faſt gebrochen,
So ziehen ſie dahin.
Bleichgelb die hagern Wangen,
Das Auge fiber und todt,
Die Adern haßgeſchwollen,
Rauchend aus tiefſter Noth.

So lumpig, ſo zerriſſen —
Man führt ſie vor Gericht,
Wo man im ſichern Dunkel
Den Stab gelaſſen bricht.
So lumpig und doch trotzig —
Weh' euch! Gerechtigkeit
Beſtraft die armen Sünder,
Die reichen thun ihr leid.

Mit Salbung ſpricht der Richter
Zum ärmlichen Geſchlecht:
„Kein gräulicher Verbrechen,
Als Hochverrath am — Recht,
Dem heiligen, uralten,
Das in jedwede Bruſt
Chriſtus voll Liebe ſenkte —
Wie euch iſt wohl bewußt.

„Ihr ſollt des Nächſten Habe
Nicht freventlich entweih'n,
Selbſt nicht in höchſten Nöthen
Räuber und Diebe ſein.
Ihr aber habt den Herren,
Die euch all'zeit ernährt,
In üpp'gem Uebermuthe
Ihr Eigenthum verheert." —

Die armen Sünder ſchweigen,
Das Herz von Zorn erfüllt,
Und beißen auf die Lippen,
Daß helles Blut entquillt;
Mit tiefgeſenkten Wimpern
Starren ſie auf die Flur,
In ihren bleichen Zügen
Von Neue keine Spur.

Doch Einer ſpricht: „„Herr Richter,
Urtheile nur nach Recht.
Wir Arme ſind verlaſſen,
Die Reichen, die ſind ſchlecht.
Die Reichen haben genommen
Uns Ehre, Glück und Ruh,
Sie ſind die wahren Räuber
Und Mörder noch dazu.

„„Sie ſtahlen uns aus der Seele
Den friſchen Lebensmuth,
Sie ſtahlen uns von den Wangen,
Das purpurrothe Blut;
Ihrn nahmen ſie mit dem Hemde
Die Haut vom Leib zugleich —
Die Reichen mag verdammen
Der Gott im Himmelreich.

„„Wenn unſ're Frau'n gebären,
Ein Jammer iſt's, ein Grau'n,
Die armen kleinen Weſen
So kläglich anzuſchau'n.
Verflucht zum Hungerleiden,
Von Anfang bis zu End',
Geboren und geſtorben
Im Elend — wie man's nennt.

„„Doch ſie, die reichen Herren,
Sie jubeln allezeit,
Und haben keine Sorgen,
Und kennen gar kein Leid.
An ihren Wiegen duften
Des Glückes Roſen ſchon,
Stolz auf den Gräbern prangen
Denkmäler uns zum Hohn.

„„Wir aber ſind wie Hunde,
Die man beliebig tritt:
Wir aber ſind wie Würmer,
Zerdrückt von jedem Schritt.
Und ſprechen wir von Hunger,
Und fordern wir uns Brod,
So heißt's: Den müßt ihr freſſen
Dereinſt noch in der Noth.

„„Drum haben wir's gewaget,
Und wagen's noch zur Stund',
Die Reichen zu verderben,
Und gingen wir all' zu Grund.
Und können wir nicht werden
Gleich ihnen froh und reich,
So ſollen ſie gezwungen,
Arm werden uns und gleich!““

Der Richter ſpricht gelaſſen,
Das milde Urtheil drauf:
In's Zuchthaus ſie zu führen,
Nach des Geſetzes Lauf.
Fünf Jahre und auch zehen,
Das iſt fürwahr nicht ſchwer.
Es waren ihrer achtzig —
O wären's ihrer mehr!

Im Zuchthaus lebt ſich's beſſer,
Als im Gebirge dort,
Die hung'rigen Geſellen,
Sehnen ſich nimmer fort.
Viel milder ſind die Ruthen,
Als ihre frühern Herrn,
Und da ſie's Salz verdienen,
Arbeiten ſie auch gern.

Drum ſingen ſie im Chorus:
„Heil unſerm König, Heil!
Er läßt uns hier nicht darben,
Gibt Jeglichem ſein Theil.
Wir wollen ihn beloben
Und flehen immerfort:
Daß alle unſ're Brüder
Einziehn in dieſen Ort!“

---

3) Der Winter.

Eiszacken blitzend hangen
Im dunkelgrünen Tann,
Gebirg und Thäler ruhen
Unter des Winters Bann.
Das Blut erſchlag'ner Weber
Iſt tief im Schnee verſteckt,
Ein weißes Leichenhemde
Ganz Schleſien bedeckt.

Juchhei! — die Fabrikanten
Sind wieder oben auf.
Die Furcht hat ſie verlaſſen,
Sie praſſen drauf und drauf.
S'iſt wieder wie beim Alten:
Die Herren ſäckeln ein,
Die armen Sklaven darben
Und möchten begraben ſein.

In Hütten kaltes Elend,
Im Palaſt glühende Luſt,
Dort bittere Verzweiflung,
Hier Hohn in jeder Bruſt.
Die blutige Emeute,
Wird allgemach verlacht,
Der Schaden für die Reichen
Iſt bald ja eingebracht.

Die preußiſchen Soldaten,
Sind allzeit conſignirt;
Die preußiſchen Spione,
Haben ſich einquartirt;
Der Polizeidirector,
Iſt doppelt fein und ſchlau;
Ja, ſelbſt der Herr Miniſter,
Hält eine Armenſchau.

Der Pfaff von Langendielau
Donnert ſich zornesroth,
Nach ihm ſind alle Armen
Selbſt Schuld an ihrer Noth;
Geduldig ſtets beim Schinden,
Das ſei ja Chriſtenpflicht;
Und wer ſeine Schwäger haſſe,
Ererb' den Himmel nicht. —

Das hilft — die armen Teufel
Ducken ſich wiederum,
Sie lungern und ſie hungern,
Sind wie das Vieh ſo ſtumm.
Das hilft — faſt ohne Klage
Bricht ihnen ſtill das Herz;
Und dumpfe Rachefchwüre,
Retten ſich himmelwärts.

Das hilft — nur hin und wieder
Wagt's Einer frei und frank,
Sich heimlich zu — erhängen —
Wohl ihm, wenn es gelang!
Und ob auch zuweilen
Ein Menſchenkind erfriert —
Die Ruhe und der Frieden
Des Staats ſind garantirt.

Juchhei! die Fabrikanten,
Sitzen am warmen Heerd
Und reiben ſich die Hände,
Und ſchau'n ſich an verklärt
„Das wäre überſtanden —
Wir halten das Geld im Sack,
Die preußiſchen Kugeln zwangen
Das lumpige Weberpack!“

4) Rübezahl.

Der Frühling iſt gekommen! —
Mit ſeinem Roſenmund
Küßt er die kranke Erde
Und ſie wird flugs geſund.
Blätter und Blüthen ſpringen
Aus Buſch und Feld hervor,
Von allen Zweigen ſchwingen
Die Vöglein ſich empor.
Der Bach beginnt zu plaudern,
Er ſchwieg wohl lange Zeit,
So dumpf war ihm zu Muthe
Unter dem Panzerkleid.
Der Wolken Freudenthränen
Träufeln auf grüne Flur,
Die Sonne grüßt ſo munter
Die ganze liebe Natur.
Sieh! Drinnen im Gebirge
Der Rübezahl erwacht,
Mit ſeinen Geiſteraugen
Schaut er die holde Pracht:
Er lächelt — voll Behagen
Trinkt er die ſüße Luft,
Und wiegt die alten Locken
In junger Veilchen Duft: —
„Wohlan, die Menſchenkinder,
Sie leben nett und fein —“
So ſpricht er — doch mit Staunen
Hält er dann plötzlich ein:
Am Wege unten ſieht er
Den ärmſten Bettler ſteh'n,
Und einen reichen Herren
Ihm ſtolz vorüber geh'n.
„Nun, was iſt das? wahrhaftig,
Den Augen trau' ich kaum —
Quält denn die Menſchenkinder
Noch ſtets der böſe Traum?
Sind ſie noch ſtets geſchieden
Durch Haß in Reich und Arm?
Und ſchafft der Fluch des Goldes
Noch einzig Stolz und Harm?

„Die Thoren! Schon ſeit lange
Glaubt' ich ſie glücklich — frei,
Von aller Schmach erlöſet
Durch brüderliche Treu';
Allein noch immer fanden
Der Liebe Pfad ſie nicht,
Und liegen ſich in den Haaren,
Und ſchlagen ſich in's Geſicht.

„Warum nicht folgt der Arme
Der Blumen Beiſpiel nach?
Sie kleiden ſich in Seide
Und Sammet jeden Tag.
Er aber geht in Lumpen
Jahrein, jahraus daher —
Warum? wenn er's begriffe,
Die Antwort wär' nicht ſchwer.

„Der Reiche lebt ein Schrecken
Auf dieſer Erde hier,
Zum Raube muß er ziehen,
Gleichwie ein wildes Thier.
Und ſtets aus ſeiner Freude
Entſpringt des Bruders Leid. —
Warum? wenn er's begriffe,
Die Antwort läg' nicht weit.

„So kann's jedoch nicht bleiben,
Die Menſchen dauern mich —
Sie ſind ſo wohlgeboren
Und ſchänden ſelber ſich.
Im Bilde muß ich warnen
Und will ich Troſt verleih'n,
Die Zukunft wird das Wahre
Schon trennen von dem Schein."

Im Palaſt ſitzt der reiche,
Hartherz'ge Fabrikant,
Weinſelig mit dem vollen
Champagnerglas zur Hand.
Die Augen werden ihm trübe,
Er gähnt — und ſchlummert ein.
Der Berggeiſt läßt ihn träumen,
Zur Warnung ſoll es ſein.

Es dünkt den trunk'nen Schläfer,
Daß er im Golde wühl',
Mit funkelnd gier'gen Blicken
Und ſeligem Gefühl.
Da plötzlich vor'm Palaſte,
Tönt dumpfes Wuthgebrüll —
Zitternd und voll Entſetzen
Hält er im Zählen ſtill.
Die Fenſterſcheiben klirren,
Die Thüren ſprengt man ein —
Was iſt's? die lumpigen Weber
Dringen mit Macht herein.
Voran ein wilder Burſche,
Kräftig und hochgebaut,
An der Kehle faßt er den Reichen,
Spricht zu ihm donnernd laut:
„Du ſchuftig feiſter Schlemmer!
Mißlang es einmal zwar,
So ſoll's uns nun gelingen,
Wir haben dich, fürwahr!
Du fliziger Blutſauger!
Das Vorſpiel half dir nicht,
Du wirſt ſo lange ſchinden,
Bis man den Hals dir bricht.
„So ſei's! Vergeltung ruf' ich
Und würge dich zur Stund' —
Meinen Vater ließeſt du hungern,
Meine Mutter ging zu Grund,
Ich ſelber bin verdorben —
Du aber warſt ſtets wohl
Und höhnteſt uns im Elend — —
Daß dich der Teufel hol'!"
Ein Griff — des Reichen Antlitz
Wird braun und blau und grün,
Die Augen rollen im Kreiſe,
Die Seele möcht' entflieh'n,
Er krummt ſich, zuckt und zappelt —
Vor ſeinem Blick wird's Nacht —
Die Zung' tritt aus dem Halſe —
Da — ſtöhnt er und erwacht. —

Vom Palaſt zieht der Berggeiſt
Zur Hütte ein geſchwind:
Ein junges Weib in Thränen,
Ruht dort mit ihrem Kind.
Sie liegt auf hartem Stroh,
Sie liegt dort faſt entblößt,
Der Tod hat ihren Gatten
Von allem Leid erlöſt.

Der Berggeiſt läßt ſie träumen,
Zum Troſte, nicht zur Qual,
Er leitet ſie allmälig
Fern in der Zukunft Thal.
Erſt ſieht ſie ihren Knaben,
Er wächſt ſo friſch empor,
Die gold'nen Locken wallen,
Die Bruſt tritt ſtolz hervor.

Dann iſt er Mann geworden
Voll edler Kraft, voll Muth,
Sie hört ihn jubelnd rufen:
„Mutter, bald iſt es gut!
Die Menſchen ſind nun beſſer,
Als da mein Vater lebt',
Wonach ſie ewig rangen,
Bald haben ſie's erſtrebt:

„Das Glück...! ſiehſt du, man ſuchte,
Es vordem einzeln nur,
So war es nicht zu finden,
So floh und die Natur.
Die Liebe iſt's — verbunden
Sind wir ja Alle reich,
Nicht Einer mehr als Andre,
Nein, Alle, weil wir gleich!"

Er hatte Recht — denn Wunder!
Die Schlummernde erblickt'
Den Sohn des reichen Schinders
(Der ihren Mann gedrückt
Und elend ließ verſchmachten —)
Mit ihrem Hand in Hand —
Sie ſchienen treue Brüder
Von Ewigkeit verwandt.

Auch ſah ſie mit Erſtaunen,
Daß ihres Sohnes Kleid
Nicht ſchlechter als des Andern,
So braucht' es keinen Neid.
Sie ſelbſt auch ſchien verwandelt,
Mit ihr die Armen all',
Verſchwunden war die Sorge,
Des Tages Plack und Qual.

In allen Scheunen glänzte,
Des Sommers reife Frucht,
Es bogen ſich die Bäume
Unter des Obſtes Wucht;
Frohlocken und Entzücken
Die ganze Welt umſchloß,
Aus keinem Menſchenauge
Des Schmerzes Zähre floß.

„„Mein Sohn, bin ich im Himmel?““
Frug da die arme Frau.
Er aber ſprach: „Mit Nichten,
„Auf Erden biſt du, ſchau:
Die Erde iſt der Himmel,
Wenn Gott auf Erden weilt,
Und Gott iſt nur die Liebe,
Die alles Glück ertheilt.

„Der Haß hatt' uns zerriſſen,
Der Haß bracht' uns den Tod;
Seit wir zuſammenhalten,
Sind alle frei von Noth!“ —
Da ſchluchzte ſie vor Wonne,
Und ſchlang um ihn den Arm —
Der Bergarm ließ ſie träumen
Zum Troſte, nicht zum Harm.

Rheiniſche Jahrbücher

zur

geſellſchaftlichen Reform.

Herausgegeben

unter Mitwirkung Mehrerer

von

Hermann Püttmann.

Zweiter Band

Belle-Vue, bei Conſtanz,
Verlagsbuchhandlung in Belle Vue
1846.

Vorwort.

Vor einem Jahre ungefähr erſchien der erſte Band der Rheiniſchen Jahrbücher. Der Herausgeber beabſichtigte damals die folgenden Bände in vierteljährigen Zwiſchenräumen erſcheinen zu laſſen, allein dieſe Abſicht wurde von der deutſchen Polizei vereitelt. Die deutſche Polizei verfuhr nämlich in dieſem Falle auf ganz eigenthümliche Weiſe. Sie begnügte ſich nicht mit der Confiszirung des ihr mißliebigen Buches, ſondern erlaubte ſich, um die Fortſetzung zu verhindern, ein ſolches willkürliches Verfahren, daß ſogar die zahmſten Conſtitutionellen an der „Geſetzmäßigkeit" deſſelben zweifeln mußten. Bekanntlich beſteht im Großherzogthum Heſſen wie in einigen andern Bundesſtaaten ein „Geſetz", nach welchem Bücher über 20 Bogen cenſurfrei ſind; ſo lange

nun dieſes Geſetz nicht aufgehoben iſt, ſollte man meinen, hätte die Regierung auch kein Recht, ſo zu verfahren, wie ſie mit den Jahrbüchern verfahren iſt. Allein hinſichtlich dieſer verbot ſie im Voraus dem Verleger die cenſurfreie Publication des zweiten Bandes bei Strafe von 500 fl. u. ſ. w. Welcher rechtliche Grund rechtfertigt dieſe Ausnahms-Maßregel? Nur die elende Augsburger Zeitung hatte eine Antwort hierauf. — Außer der erwähnten Drohung wurde der Verleger auch noch wegen Veröffentlichung des erſten Bandes von der heſſiſchen Regierung des „Hochverraths“ und der „Verſpottung der Religion“ angeklagt; und die preußiſche Regierung ertheilte ihm durch das Oberzenſurgericht die Verwarnung, daß ein Debitsverbot ſeines ſämmtlichen Verlags erfolgen werde, inſofern er es wage, noch mehrere ſolche verwerfliche Bücher zu drucken; man zwang ihn ferner, die Handlungen zu nennen, denen er Exemplare des incriminirten Buches geſchickt hatte u. ſ. f. Was den „expatriirten“ Herausgeber betrifft, ſo mußte man ſich begnügen, ihm durch den Geſandten anzeigen zu laſſen, daß er ſeiner „Verbrechen“ wegen bei der Rückkehr in die Heimat vor Gericht geſtellt werde.

Hochverrath! Verbrechen gegen den „angeſtammten“ Landesvater! — Verſpottung des Heiligen! — O die

Zeit wird kommen, wo Keiner, der ein Herz im Buſen hat, ſich ſcheuen wird, ein Hochverräther, ein Verbrecher, ein Spötter im Sinne der Gewaltigen zu ſein. Ja, wir ſind Hochverräther, weil Ihr Volksverräther ſeid; wir ſind Verbrecher an eurer falſchen uſurpirten Majeſtät, weil ihr die Majeſtät der Menſchheit gebrochen habt; wir verſpotten das, was ihr heilig nennt, weil es das Unheilige iſt, und zum Deckmantel eurer ſchnöden Hab- und Herrſchſucht dient. —

Die erwähnten Maßregeln hatten freilich zur Folge, daß der frühere Verleger der Jahrbücher ſich mit dem Druck des zweiten Bandes nicht befaſſen wollte, und daß derſelbe aus dieſer Urſache erſt viele Monate ſpäter erſcheinen konnte, allein er iſt doch erſchienen, und dies mag unſre Freunde tröſten und unſern Feinden zum Beweiſe dienen, daß alle ihre Verfolgungen uns nicht bezwingen, uns nicht „ſtill wie das Grab" machen können. Und könntet ihr Jedem eurer Zollwächter hundert Argusaugen verleihen, und ſchüchterte euer Bundestag alle engherzigen Verleger der ganzen Welt ein — wir werden noch immer Mittel finden, unſre Bücher zu drucken und zu verbreiten. Zweifelt nicht daran!

Den Muth, die Unerſchrockenheit, standzuhalten bis an's Ende, gibt uns das Bewußtſein, nur für die Armen

und Verworfenen, für die Verrathenen und Verzweifelnden zu kämpfen. Es iſt nichts Halbes, was wir vertheidigen, es iſt nichts Unklares, was wir wollen; und darum ſind wir entſchieden, und bleiben „trotz allem" dem Volke, dem unterdrückten Volke für immer treu!

Juli 1848

Der Herausgeber.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Das Fest der Nationen in London von Fr. Engels	1
Theologie und Sozialismus von Karl Grün	20
Die Verhandlungen des gesetzgebenden Staatskörpers der Republik Waadt über die soziale Frage von M. Heß	61
Joseph Rayner Stephens von G. W.	94
Heuchelei von Püttmann	129
Die preußische Censur	150
Kommunistisches Bekenntniß	155
Jean Paul Marat als Mann der Wissenschaft und der Politik von H. Ewerbeck	170
Ueber Abhülfe des gesellschaftlichen Elends von G. Weller	212
Après le déluge von Püttmann	226
Sächsische Zustände von demselben	241
Soziale Merkzeichen aus dem vorigen Jahrhundert von G. Weller	257

Das Fest der Nationen in London.

(Der Tag der Verkündigung der französischen Republik, 22 Sept. 1792.)

„Was gehen uns die Nationen an? Was geht uns die französische Republik an? Sind nicht die Nationen längst begriffen, haben sie nicht alle ihre Stelle von uns angewiesen erhalten, haben wir nicht die Deutschen im theoretischen, die Franzosen im politischen Fach, die Engländer in der bürgerlichen Gesellschaft untergebracht? Und vollends die französische Republik! Was ist bei einer Entwicklungsstufe zu feiern, die längst überwunden ist, die sich durch ihre eignen Konsequenzen aufgehoben hat! Wenn ihr uns etwas aus England berichten wollt, entwickelt lieber die neueste Phase in die das sozialistische Prinzip getreten ist, erzählt uns ob noch immer der einseitige englische Sozialismus nicht einsieht, wie tief er unter unsrer prinzipiellen Höhe steht, wie er nur auf die Stelle eines Momentes, und zwar eines aufgehobenen Momentes, Anspruch machen kann!“

Ruhig, liebes Deutschland. Die Nationen und die französische Republik gehen uns sehr viel an.

Die Fraternisirung der Nationen, wie sie jetzt überall durch die extreme, proletarische Partei gegenüber dem alten naturwüchsigen Nationalegoismus und dem krämerischen, privatgeistlichen Kosmopolitismus der Handelsfreiheit vollzogen wird, ist mehr werth als sämmtliche deutsche Theorien über den wahren Sozialismus.

Die Fraternisirung der Nationen unter der Fahne der modernen Demokratie, wie sie von der französischen Revolution ausgegangen, im französischen Kommunismus und englischen Chartismus sich entwickelt hat, zeigt, daß die Massen und ihre Repräsentanten besser wissen, was die Mode geschlagen hat, als die deutsche Theorie.

„Aber davon ist ja gar nicht die Rede! Wer spricht denn von der Fraternisirung wie sie u., von der Demokratie wie sie u.? Wir sprechen von der Fraternisirung der Nationen an und für sich, von der Fraternisirung der Nationen, von der Demokratie, von der Demokratie schlechthin, von der Demokratie als solcher. Habt Ihr denn Euren Hegel ganz vergessen?"

Wir sind keine Römer, wir rauchen Tabak. Wir sprechen nicht von der antinationalen Bewegung, die jetzt in der Welt vor sich geht, wir sprechen von der Aufhebung der Nationalitäten die sich vermittelst des reinen Gedankens — mit Hülfe der Phantasie, in Ermanglung der Thatsachen — in unserm Kopfe vollzieht. Wir sprechen nicht von der wirklichen Demokratie, der ganz Europa in die Arme rennt, und die eine ganz besondere Demokratie ist, unterschieden von allen frühern Demokratieen, wir sprechen von einer ganz andern Demokratie, die den Durchschnitt der griechischen, römischen, amerikanischen und französischen Demokratie bildet, kurz vom Begriff der Demokratie. Wir sprechen nicht von den Dingen, die dem neunzehnten Jahrhundert angehören, und schlecht und vergänglich sind, wir sprechen von den Kategorieen die ewig sind und die da existirten, „ehe denn die Berge waren." Kurz wir sprechen nicht von dem, worum die Rede ist, sondern von ganz etwas Anderem.

Um die Sache kurz zu fassen: wenn heutzutage bei Engländern und Franzosen, und bei demjenigen Deutschen, die bei der praktischen Bewegung betheiligt, die keine Theoretiker sind, von Demokratie, von Fraternisirung der Nationen die Rede ist, so hat man sich dabei durchaus nichts bloß Politisches zu denken. Dergleichen Phantasieen existiren nur noch bei den

deutschen Theoretikern und einigen wenigen Ausländern, die nicht zählen. In der Wirklichkeit haben diese Worte jetzt einen sozialen Sinn, in den die politische Bedeutung aufgeht. Schon die Revolution war etwas ganz Anderes als der Kampf um diese und jene Staatsform, wie man sich in Deutschland noch häufig genug einbildet. Der Zusammenhang der meisten Insurrektionen jener Zeit mit einer Hungersnoth, die Bedeutung die die Verproviantirung der Hauptstadt und die Vertheilung der Vorräthe schon von 1789 an hat, das Maximum, die Gesetze gegen den Aufkauf der Lebensmittel, der Schlachtruf der revolutionären Armeen: »guerre aux palais, paix aux chaumières« — das Zeugniß der Carmagnole, nach der der Republikaner neben du fer und du courage auch du pain haben muß — und hundert andre auf der Hand liegende Aeußerlichkeiten beweisen schon, abgesehen von aller genaueren Untersuchung der Thatsachen, wie sehr die damalige Demokratie etwas ganz Anderes war als eine bloße politische Organisation. Ohnehin ist es bekannt, daß die Konstitution von 1793 und der Terrorismus von derjenigen Partei ausging, die sich auf das empörte Proletariat stützte, daß der Sturz Robespierres den Sieg der Bourgeoisie über das Proletariat bezeichnet, daß die Verschwörung Babeufs für die Gleichheit die letzten Konsequenzen der 93er Demokratie — soweit sie damals möglich waren — an den Tag brachte. Die französische Revolution war von Anfang bis zu Ende eine soziale Bewegung, und nach ihr ist eine rein politische Demokratie vollends ein Unding geworden.

Die Demokratie, das ist heutzutage der Kommunismus. Eine andre Demokratie kann nur noch in den Köpfen theoretischer Phantasten existiren, die sich nicht um die wirklichen Ereignisse kümmern, bei denen nicht die Menschen und die Umstände die Prinzipien, sondern die Prinzipien sich selbst entwickeln. Die Demokratie ist proletarisches Prinzip, Prinzip der Massen geworden. Die Massen mögen über diese einzig richtige Bedeutung der Demokratie mehr oder weniger klar sein, aber für Alle liegt wenigstens das dunkle Gefühl

der sozialen gleichen Berechtigung in der Demokratie. Die demokratischen Massen können bei der Berechnung der kommunistischen Streitkräfte ruhig mitgezählt werden. Und wenn sich die proletarischen Parteien verschiedener Nationen vereinigen, so haben sie ganz Recht das Wort: Demokratie auf ihre Fahne zu schreiben, denn mit Ausnahme derjenigen die nicht zählen, sind im Jahre 1846 alle europäischen Demokraten mehr oder weniger klare Kommunisten.

Die Feier der französischen Republik ist trotz aller „Ueberwindung" derselben für die Kommunisten aller Länder ebenfalls vollständig berechtigt. Erstens sind alle Völker, die dumm genug waren sich zur Bekämpfung der Revolution gebrauchen zu lassen, den Franzosen öffentliche Genugthuung schuldig seitdem sie einsehen gelernt haben, welch eine Sottise sie aus Unterthanentreue begingen; zweitens ist die ganze europäische soziale Bewegung von heute nur der zweite Akt der Revolution, nur die Vorbereitung für das Denouement des Dramas, das 1789 in Paris anfing und jetzt ganz Europa zu seinem Schauplatz hat; drittens ist es in unsrer feigen, selbstsüchtigen, bettelhaften Bourgeoisepoche an der Zeit, das Gedächtniß jener großen Jahre zurückzurufen, wo ein ganzes Volk einen Augenblick alle Feigheit, alle Selbstsucht und Bettelhaftigkeit bei Seite warf, wo es Männer gab, die den Muth der Ungesetzlichkeit hatten, die vor Nichts zurückschreckten, und deren stählerne Energie es durchsetzte, daß vom 31. Mai 1793 bis zum 26. Juli 1794 in ganz Frankreich keine Memme, kein Krämer, kein Agioteur, kurz kein Bourgeois sich sehen lassen durfte. Wahrhaftig es ist nöthig, in der Zeit wo ein Rothschild den europäischen Frieden zusammenhält, ein Vetter-Köchlin um Schutzzölle, ein Cobden um Handelsfreiheit schreit, und ein Diergardt die Erlösung der sündigen Menschheit durch Vereine zur Hebung der arbeitenden Klassen predigt — wahrhaftig es ist nöthig zu erinnern an Marat und Danton, Saint-Just und Babeuf, an die Siegesfreude von Jemmapes und Fleurus. Wenn diese gewaltige Zeit, diese ehernen Charaktere nicht noch immer in unsre Krämerwelt hereinragten, wahr-

haftig, die Menſchheit müßte verzweifeln und ſich einem Vetter-Köchlin, Gobden oder Dierzardt auf Diskretion in die Arme ſtürzen.

Endlich hat die Fraterniſirung der Nationen heutzutage ebenfalls mehr als je eine rein ſoziale Bedeutung. Die Hirngeſpinnſte von europäiſcher Republik, ewigem Frieden unter der politiſchen Organiſation ſind ebenſo lächerlich geworden wie die Phraſen von der Vereinigung der Völker unter der Aegide allgemeiner Handelsfreiheit; und während ſo alle chimäriſchen Sentimentalitäten dieſer Art ganz außer Kurs kommen, fangen die Proletarier aller Nationen, ohne viel Weſens davon zu machen, ſchon an unter dem Banner der kommuniſtiſchen Demokratie wirklich zu fraterniſiren. Die Proletarier ſind auch die Einzigen die dies wirklich können; denn die Bourgeoiſie hat in jedem Lande ihre Spezialintereſſen und kann, da ihr das Intereſſe das Höchſte iſt, nie über die Nationalität hinauskommen; und die paar Theoretiker bringen mit all ihren ſchönen „Prinzipien" Nichts fertig, weil ſie dieſe widerſprechenden Intereſſen, wie überhaupt alles Beſtehende, ruhig fortbeſtehen laſſen, und nur Phraſen machen können. Die Proletarier aber haben in allen Ländern ein und daſſelbe Intereſſe, einen und denſelben Feind, einen und denſelben Kampf vor ſich; die Proletarier ſind der großen Maſſe nach ſchon von Natur ohne Nationalvorurtheile, und ihre ganze Bildung und Bewegung iſt weſentlich humanitäriſch, antinational. Die Proletarier allein können die Nationalität vernichten, das erwachende Proletariat allein kann die verſchiedenen Nationen fraterniſiren laſſen.

Die nachfolgenden Thatſachen werden den faktiſchen Beweis zu Allem was ich hier geſagt habe liefern.

Schon am 10. Auguſt v. J. fand in London ein ähnliches Feſt zur Feier eines dreifachen Jahrestages — der Revolution von 1792, der Proklamirung der Konſtitution von 1793, und der Stiftung der „demokratiſchen Aſſociation" durch die radikalſte Fraktion der engliſchen Bewegungspartei von 1847/48 — ſtatt.

Diese radikalste Fraktion bestand aus Chartisten, Proletariern, wie sich das von selbst versteht, die aber das Ziel der chartistischen Bewegung klar voraussahen und es zu beschleunigen strebten. Während es der Masse der Chartisten damals noch allein um die Uebertragung der Staatsmacht an die Arbeiterklasse zu thun war, und noch Wenige die Zeit gehabt hatten über den Gebrauch dieser Macht nachzudenken, waren die Mitglieder dieser Association, die in der damaligen Aufregung eine bedeutende Rolle spielte, darüber einig — sie waren zuerst Republikaner, und zwar Republikaner die die Konstitution vom Jahre 93 als ihr Glaubensbekenntniß aufstellten, alle Verbindung mit der Bourgeoisie, auch der kleinen, zurückstießen und den Satz vertheidigten, daß der Unterdrückte das Recht zum Gebrauche aller Mittel gegen seinen Bedrücker habe, die der Unterdrücker gegen ihn anwende. Auch hierbei blieben sie nicht stehen, sie waren nicht nur Republikaner, sondern *Kommunisten* und zwar irreligiöse Kommunisten. Die Association zerfiel mit der revolutionären Aufregung von $18^{48}/_{49}$; aber ihre Wirksamkeit ist nicht verloren gewesen und hat sehr dazu beigetragen, die Energie der chartistischen Bewegung zu stärken, die in ihr liegenden kommunistischen Elemente zu entwickeln. Schon an diesem Feste des zehnten August wurden sowohl kommunistische wie kosmopolitische Prinzipien ausgesprochen; neben der politischen wurde *soziale* Gleichheit gefordert, und ein Toast auf die Demokraten aller Nationen mit Enthusiasmus aufgenommen.

Es waren schon früher in London Versuche gemacht worden, die Radikalen der verschiedenen Nationen zusammenzubringen; diese Versuche waren bald an inneren Spaltungen der englischen Demokraten und der Unkenntniß derselben von Seiten der Ausländer, bald an prinzipiellen Differenzen der Parteiführer der verschiedenen Nationen gescheitert. So groß ist das Hinderniß aller Vereinigung, das in der verschiedenen Nationalität liegt, daß selbst die seit Jahren in London ansässigen Ausländer, so sehr sie mit der englischen Demokratie sympathisirten, dennoch von der unter ihren Augen vorgehen-

den Bewegung, von dem wirklichen Stande der Dinge, so gut wie gar Nichts wußten, die radikalen Bourgeois mit den radikalen Proletariern verwechselten und die prononcirtesten Feinde in einer und derselben Versammlung freundschaftlich zusammenbringen wollten. Die Engländer wurden theils hierdurch, theils durch nationales Mißtrauen zu ähnlichen Verstößen geleitet, die um so leichter möglich waren, als das Gelingen einer solchen Verhandlung nothwendig von dem größeren oder geringeren Einverständniß weniger an der Spitze stehender, einander persönlich selten bekannter Comitemitglieder abhing. Bei den früheren Versuchen waren diese Individuen möglichst unglücklich gewählt, und dadurch wurde die Sache jedesmal sehr bald wieder zum Einschlafen gebracht. Aber das Bedürfniß einer solchen Fraternisirung war zu lebhaft. Jeder gescheiterte Versuch reizte nur zu einem neuen Anlauf. Wenn einige der demokratischen Wortführer in London der Sache überdrüssig wurden, so traten andre an ihre Stelle; im verflossenen August fanden wieder Annäherungen statt, die diesmal nicht fruchtlos waren, und eine bereits von andrer Seite her angekündigte Feier des 22. Septembers wurde benutzt, um die Allianz der in London ansässigen Demokraten aller Nationen öffentlich zu erklären.

In dieser Versammlung waren Engländer, Franzosen, Deutsche, Italiener, Spanier, Polen und Schweizer vereinigt. Auch Ungarn und die Türkei stellten je einen Mann Kontingent. Die drei großen Nationen des civilisirten Europas, Engländer, Deutsche und Franzosen führten das Wort und waren auf sehr würdige Weise vertreten. Präsident war natürlich ein Engländer, Thomas Cooper „der Chartist", der wegen Theilnahme an der Insurrektion von 1842 fast zwei Jahre im Gefängniß gehalten wurde, und dort ein Epos im Style des Childe Harold schrieb, das von den englischen Kritikern sehr gerühmt wird. Der Hauptredner des Abends war englischer Seits George Julian Harney, seit zwei Jahren Mitredakteur des Northern Star. Der Northern Star ist das von O'Connor 1837 gegründete Organ des Chartismus, das,

ſeitdem es von J. Hobſon und Harney gemeinſchaftlich redigirt wird, in jeder Beziehung eines der beſten Blätter von Europa geworden iſt — ich wüßte ihm nur einige kleine Pariſer Arbeiterjournale, namentlich die Union, an die Seite zu ſtellen. Harney ſelbſt iſt ein ächter Proletarier, von Jugend auf in der Bewegung betheiligt, eines der Hauptmitglieder der erwähnten demokratiſchen Aſſociation von $18^{38}/_{39}$ (er präſidirte am Feſte des 10. Auguſt) und neben Hobſon unbedingt der beſte engliſche Schriftſteller, was ich gelegentlich den Deutſchen zu beweiſen gedenke. Harney iſt über das Ziel der europäiſchen Bewegung vollſtändig im Klaren und durchaus à la hauteur des principes, obwohl er nichts von den deutſchen Theorieen über den wahren Sozialismus weiß. Ihm gebührt das Hauptverdienſt in der Veranſtaltung dieſes kosmopolitiſchen Feſtes; er hat keine Mühe geſcheut, die verſchiedenen Nationalitäten zuſammenzubringen, die Mißverſtändniſſe zu beſeitigen, die perſönlichen Differenzen zu überwinden.

Der von Harney ausgebrachte Toaſt lautete:

„Dem feierlichen Gedächtniß der aufrichtigen und tugendhaften franzöſiſchen Republikaner von 1792. Möge die Gleichheit, die ſie erſtrebten, für die ſie lebten, arbeiteten und ſtarben, eine baldige Auferſtehung in Frankreich erleben und ihr Reich über ganz Europa ausdehnen.“

Harney, der mit doppelt und dreifach wiederholtem Beifall empfangen wurde, ſagte: „Es gab eine Zeit, wo eine Feier wie die gegenwärtige uns nicht nur der Verachtung, dem Hohn, dem Spott und der Verfolgung der privilegirten Klaſſen, ſondern auch den Gewaltthätigkeiten eines irregeleiteten und unwiſſenden Volks ausgeſetzt haben würde — eines Volks, das nach den Lehren ſeiner Pfaffen und Herrſcher die franzöſiſche Revolution als etwas Schreckliches und Hölliſches anſah, als etwas worauf man mit Entſetzen zurückblickt, wovon man mit Abſcheu ſpricht. Ihr werdet Euch erinnern — wenigſtens die Meiſten von Euch — daß vor noch nicht langer Zeit, ſowie hier in unſrem Vaterlande die Abſchaffung eines ſchlechten oder die Erlaſſung eines guten Geſetzes gefordert wurde, ſo

gleich das Geſchrei über „Jakobiner“ ſich erhob. Verlangte man die Reform des Parlaments, die Herabſetzung der Steuern, die nationale Erziehung oder irgend etwas Anderes das nach Fortſchritt ſchmeckte, man konnte ſicher ſein, daß „die franzöſiſche Revolution“, die „Schreckensherrſchaft“ und der ganze Reſt jener blutigen Phantasmagorie wieder heraufbeſchworen und gebührend zur Schau geſtellt wurde, um die großen Kinder in Hoſen und mit Bärten zu ſchrecken, die noch nicht ſelbſt denken gelernt hatten. (Heiterkeit und Beifall.) Dieſe Zeit iſt vergangen; dennoch zweifle ich, ob wir ſchon gelernt haben, die Geſchichte jener großen Revolution richtig zu leſen. Es würde ſehr leicht für mich ſein, bei Gelegenheit dieſes Toaſtes einige verführeriſche Gefühle über Freiheit, Gleichheit und Menſchenrechte, die Coalition der europäiſchen Könige und die Thaten Pitts und Braunſchweigs abzudeklamiren; ich könnte Alles das des Breiteren behandeln, vielleicht Beifall für eine für äußerſt freiſinnig gehaltene Rede erhalten, und doch die wirkliche Frage gar nicht berühren. Die große wirkliche Frage, die die franzöſiſche Revolution zu löſen hatte, war die Zerſtörung der Ungleichheit und die Einführung von Inſtitutionen welche dem franzöſiſchen Volk das Glück ſichern würden, das die Maſſen zu allen Zeiten bis jetzt entbehrt haben. Wenn wir die in der Revolution aufgetretenen Charaktere nach dieſem Prüfſtein beurtheilen, ſo werden wir ſie leicht richtig würdigen. Nehmt z. B. Lafayette als einen Vertreter des Conſtitutionalismus, und er iſt vielleicht der honetteſte und beſte Mann der ganzen Partei. Wenige Männer erfreuten ſich größerer Popularität als Lafayette. In ſeiner Jugend ging er nach Amerika und betheiligte ſich am amerikaniſchen Kampf gegen engliſche Tyrannei. Nach Erringung der amerikaniſchen Unabhängigkeit kehrte er nach Frankreich zurück, und bald darauf finden wir ihn als einen der Erſten in der Revolution, die jetzt in ſeinem eignen Lande anfing. Wiederum in ſeinem Alter, finden wir ihn als den populärſten Mann in Frankreich, wo er nach den drei Tagen zum wahren Diktator gemacht wird, Könige abſetzt und ernennt mit einem

einzigen Wort. Lafayette hat in Europa und Amerika mehr Volksgunſt genoſſen als vielleicht irgend Einer ſeiner Zeitgenoſſen; und dieſe Volksgunſt würde er verdient haben, wenn er in ſeiner ſpätern Aufführung ſeinem erſten revolutionären Auftreten treu geblieben wäre. Aber Lafayette war nie der Freund der Gleichheit. (Hört, hört!) Allerdings, gleich Anfangs gab er ſeinen Titel auf, entſagte ſeinen Feudalvorrechten — und ſoweit war alles gut. An der Spitze der Nationalgarde ſtehend, das Idol der Bourgeoiſie, gebietend ſelbſt über die Neigungen der Arbeiterklaſſe, galt er eine Zeitlang für den Vorkämpfer der Revolution. Aber er blieb ſtehen als es Zeit war vorwärts zu gehen. Das Volk fand bald, daß mit der Zerſtörung der Baſtille und der Abſchaffung der Feudalprivilegien, mit der Demüthigung des Königs und der Ariſtokratie Nichts erreicht war, als die Vergrößerung der Macht der Bourgeoiſie. Aber das Volk war hiermit nicht zufrieden; (Beifall;) — es verlangte Freiheit und Rechte für ſich, es verlangte, was wir verlangen — eine wahre, volle Gleichheit. (Lauter Beifall.) Als Lafayette dies ſah, wurde er Conſervativer, hörte er auf Revolutionär zu ſein. Er war es, der die Annahme des Kriegsgeſetzes vorſchlug, um dadurch das Erſchießen und Niederhauen des Volkes bei etwaigen Tumulten zu legitimiren — zu einer Zeit noch dazu, wo das Volk unter abſoluter Hungersnoth litt, und unter dieſem Kriegsgeſetz leitete Lafayette ſelbſt die Niedermetzelung des Volks, als es am 17 Juli 1791 auf dem Champ de Mars verſammelt war, um nach der Flucht des Königs nach Varennes an die Nationalverſammlung gegen die Wiedereinſetzung dieſes abtrünnigen Staatsoberhaupts zu petitioniren. Später wagte es Lafayette, Paris mit ſeinem Schwert, die populären Klubs mit gewaltſamer Schließung zu bedrohen. Nach dem zehnten Auguſt verſuchte er ſeine Soldaten zum Marſche gegen Paris zu verleiten: aber ſie, beſſere Patrioten als er, weigerten ſich, und dann floh er und entſagte der Revolution. Und doch war Lafayette wohl der beſte Mann unter allen Konſtitutionellen. Aber weder er noch ſeine Partei haben

mit unſerem Toaſt etwas zu thun, denn ſie waren nicht einmal dem Namen nach Republikaner. Sie gaben vor, die Souverainetät des Volks anzuerkennen, während ſie zu gleicher Zeit dies Volk in aktive und nicht aktive Bürger theilten und das Stimmrecht auf die Steuerzahlenden, die ſie aktive Bürger nannten, beſchränkten. Kurz, Lafayette und die Konſtitutionellen waren bloße Whigs, wenig, wenn irgend beſſer als die Leute die uns mit der Reform-Bill an der Naſe herumgeführt haben. (Beifall.) Nach ihnen kommen die Girondiſten, und dieſe ſind die Leute die gewöhnlich für die „aufrichtigen und tugendhaften Republikaner" ausgegeben werden. Ich kann dieſe Anſicht nicht theilen. Unmöglich können wir ihnen den Tribut unſrer Bewunderung für ihre Talente verſagen, für die Beredſamkeit, die die Anführer dieſer Partei auszeichnete, und zu der ſich bei einigen, wie Roland, unerſchütterliche Integrität, bei andern, wie Frau Roland, heroiſche Aufopferung, bei noch andern, wie Barbaroux, feuriger Enthuſiasmus geſellt. Und wir können — mir geht es wenigſtens ſo — nicht ohne tiefe Bewegung von dem ſchreckenerregenden und frühzeitigen Tode der Frau Roland, oder des Philoſophen Condorcet leſen. Aber bei alle dem waren die Girondiſten nicht die Leute, von denen das Volk Erlöſung aus der ſozialen Sklaverei erwarten durfte. Daß brave Leute unter ihnen waren, wird keinen Augenblick bezweifelt; daß ſie aufrichtig in ihrer Ueberzeugung waren, kann zugegeben werden. Daß viele von ihnen mehr unwiſſend als ſchuldig waren, mögen wir vielleicht glauben — obwohl nur von denen die umkamen; denn wenn wir die ganze Partei nach denen beurtheilen müßten, die das ſogenannte Schreckensreich überlebten, ſo wären wir zu dem Schluß gezwungen, daß eine niederträchtigere Rotte nie exiſtirte. Dieſe überlebenden Girondiſten halfen die Conſtitution von 1793 zerſtören, führten die ariſtokratiſche Konſtitution von 1795 ein, verſchworen ſich mit andern ariſtokratiſchen Faktionen zur Ausrottung der echten Republikaner, und halfen endlich Frankreich unter den Militärdespotismus des Uſurpators Napoleon bringen. (Hört, hört!) Die Beredſamkeit der Girondiſten iſt hoch

geprieſen worden; aber wir unerſchütterlichen Demokraten können ſie nicht blos deßwegen bewundern weil ſie beredt waren — in der That, hätten wir ſo zu handeln, ſo müßten wir die höchſten Ehren dem erkauften und ariſtokratiſchen Mirabeau zuerkennen. Als das für die Freiheit aufgeſtandene Volk, die Feſſeln vierzehnhundertjähriger Sklaverei ſprengend, ſeine Wohnſtätten verlies, um auf die Verſchwörer im Innern, die Invaſionsarmeen an den Grenzen zu ſtürzen, brauchte es etwas mehr, als die beredten Diskurſe und ſchöngewobenen Theorien der Gironde, um ſich zu halten. „Brod, Stahl und Gleichheit" forderte das Volk — (Beifall) — Brod für ſeine hungernden Familien, Stahl gegen die Kohorten des Despotismus, Gleichheit als Ziel ſeiner Arbeit und Lohn für ſeine Opfer. (Lauter Beifall.) Die Girondiſten dagegen ſahen das Volk, um mit Thomas Carlyle zu ſprechen, nur für „exploſible Maſſen an, womit man Baſtillen ſprengt", die man als Werkzeuge gebraucht und als Sklaven behandelt. Sie ſchwankten zwiſchen dem Königthum und der Demokratie, ſie verſuchten vergebens die ewige Gerechtigkeit durch ein Abfinden zu betrügen. Sie fielen und ihr Fall war verdient. Die Männer von Energie traten ſie nieder, das Volk fegte ſie weg. Von den verſchiedenen Fraktionen der Bergpartei finde ich nur Robespierre und ſeine Freunde der Erwähnung werth. (Großer Beifall.) Die große Maſſe des Berges beſtand aus Räubern, die nur beſorgt waren, für ſich die Beute der Revolution zu erhaſchen und denen nichts am Volke lag, deſſen Arbeit, Leiden und Muth die Revolution durchgeſetzt hatte. Dieſe Desperados, eine Zeitlang die Sprache der Freunde der Gleichheit anwendend und mit ihnen gegen die Konſtitutionellen und Girondins kämpfend, zeigten ſich in ihrem wahren Licht, als die offenen Todfeinde der Gleichheit, ſowie ſie zur Herrſchaft kamen. Durch dieſe Partei wurde Robespierre geſtürzt und ermordet, und Saint-Juſt, Couthon und alle Freunde jenes unbeſtechlichen Geſetzgebers dem Tode geweiht. Nicht zufrieden, die Freunde der Gleichheit vernichtet zu haben, häuften dieſe Meuchelmörder noch auf ihren Namen die infamſten Ver-

läumdungen und ſtanden nicht an, ihre Opfer der Verbrechen anzuklagen die ſie ſelbſt begangen hatten. Ich weiß es iſt noch immer unfaſhionabel, Robespierre für etwas andres als ein Ungeheuer anzuſehen, aber ich glaube daß der Tag nahe iſt, wo eine ganz andre Meinung über den Charakter dieſes außerordentlichen Mannes ſein wird. Ich will Robespierre nicht vergöttern, ihn nicht für vollkommen halten; aber mir ſcheint er immer einer der ſehr wenigen revolutionären Volksführer geweſen zu ſein, die die nöthigen Mittel erkannten und anwandten, um politiſches und ſoziales Unrecht auszurotten. (Großer Beifall.) Ich habe nicht Zeit, über den Charakter des unbeugſamen Marat, über Saint-Juſt, dieſe glänzende Inkorporation republikaniſcher Ritterlichkeit zu ſprechen; ebenſo habe ich nicht Zeit, die vortrefflichen legislativen Maßregeln aufzuzählen, die die energiſche Herrſchaft Robespierres auszeichneten. Der Tag wird kommen, wiederhole ich, wo ſeinem Namen Gerechtigkeit widerfahren wird. (Beifall.) — Für mich liegt der ſtärkſte Beweis für den wirklichen Charakter Robespierres in dem allgemeinen Bedauern, das die ihn überlebenden aufrichtigen Demokraten für ihn empfanden — auch diejenigen von ihnen, die ſeine Abſichten verkennend, ſich hatten verleiten laſſen, ſeinen Sturz zu beſchleunigen, die aber als es zu ſpät war, ihre Thorheit bitter bereuten. Babeuf war Einer von dieſen, der Urheber der berühmten, nach ihm benannten Verſchwörung. Dieſe Verſchwörung hatte zu ihrem Zweck die Errichtung einer wahren Republik, in der die Selbſtſucht des Individualismus unbekannt ſein ſollte — (Beifall) — in der Privateigenthum und Geld, die Wurzel alles Uebels, aufhören ſollten zu exiſtiren — (Beifall) — in der das Glück Aller baſirt ſein ſollte auf die gemeinſame Arbeit und die gleichen Genüſſe von Allen. (Großer Beifall.) Dieſe ruhmvollen Männer verfolgten ihr ruhmvolles Ziel bis zum Tode. Babeuf und Darthé beſiegelten ihre Ueberzeugung mit ihrem Blut, und Buonarroti beharrte durch Jahre von Gefängniß, Mangel und Alter in ſeiner Vertheidigung der großen Prinzipien, die wir heute

Abend zu proklamiren wagen. Dann muß ich noch die heroiſchen Deputirten Rome, Soubrany, Duroy, Duquesnoy und ihre Gefährten erwähnen, die, von den ariſtokratiſchen Verräthern des Konvents zum Tode verurtheilt, in Gegenwart und zum Trotz ihrer Mörder ſich ſelbſt mit einem einzigen Dolch, der von Hand zu Hand ging, den Tod gaben. Soviel über den erſten Theil unſres Toaſtes. Der zweite Theil erfordert nur wenige Worte von meiner Seite, da hierüber am beſten die anweſenden franzöſiſchen Demokraten ſprechen werden. Daß die Prinzipien der Gleichheit eine glorreiche Auferſtehung erleben werden, daran iſt kein Zweifel; in der That, dieſe Auferſtehung haben ſie ſchon erlebt, nicht allein in der Geſtalt des Republikanismus, ſondern auch des Kommunismus; denn ſo viel ich weiß iſt ganz Frankreich jetzt von kommuniſtiſchen Geſellſchaften bedeckt; aber dieß weiter auszuführen überlaſſe ich meinem Freunde Dr. Fontaine und ſeinen Landsleuten. Ich freue mich ſehr daß dieſe ehrenwerthen Demokraten anweſend ſind. Sie werden heute Abend durch ihre eigenen Sinne ſich von der Abſurdität der Tiraden der franzöſiſchen Kriegspartei gegen das engliſche Volk überzeugen können. (Beifall.) Wir ſtoßen dieſe nationalen Antipathieen weit von uns zurück; wir verachten, wir haben Ekel vor dieſen barbariſchen Lockſpeiſen und Ködern, wie „natürliche Feinde", „Erbfeind" und „nationaler Ruhm". (Lauter Beifall.) Wir haſſen alle Kriege, ausgenommen die, zu welchen ein Volk gezwungen wird gegen innere Bedrückung und auswärtige Invaſion. (Beifall.) Ja, mehr als das, wir ſtoßen zurück das Wort „Ausländer" — es ſoll nicht länger in unſerm demokratiſchen Wörterbuch exiſtiren. (Großer Beifall.) Wir mögen zur engliſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen oder deutſchen Sektion der europäiſchen Familie gehören, aber „das junge Europa" iſt unſer gemeinſamer Name und unter ſeiner Fahne ziehen wir gemeinſchaftlich aus gegen Tyrannei und Ungleichheit. (Dauernder und enthuſiaſtiſcher Beifall.)

Nachdem ein deutſcher Kommuniſt die Marſeillaiſe geſungen hatte, brachte Wilhelm Weitling den zweiten Toaſt aus:

„Dem jungen Europa. Mögen die Demokraten aller Nationen, von ſich werfend die Eiferſucht und Nationalantipathie der Vergangenheit, ſich in einer brüderlichen Phalanx vereinigen zur Zerſtörung der Tyrannei und zum allgemeinen Triumph der Gleichheit."

Weitling, der mit vielem Enthuſiasmus empfangen wurde, las — da er nicht flüſſig engliſch ſpricht — folgende Rede ab:

Freunde! Dieſe Verſammlung iſt ein Zeugniß für jenes gemeinſame Gefühl, das die Bruſt jedes Menſchen durchglüht, für das Gefühl der allgemeinen Brüderlichkeit. Ja! obwohl wir in Folge unſrer Erziehung verſchiedene Laute gebrauchen, um dies gemeinſame Gefühl einander mitzutheilen, obwohl der Austauſch dieſes Gefühls durch die Verſchiedenheiten der Sprache gehemmt wird, obwohl Tauſende von Vorurtheilen von unſern gemeinſamen Gegnern vereinigt und angewandt werden, um ein beſſeres Verſtändniß, eine allgemeine Brüderlichkeit eher zu hindern als zu befördern — dennoch, trotz aller dieſer Hinderniſſe läßt ſich dieſes gewaltige, liebevolle Gefühl nicht ausrotten — (Beifall) — dies Gefühl, das den Leidenden zu ſeinem Leidensgenoſſen, den Kämpfer für einen beſſeren Zuſtand zu ſeinem Mitkämpfer hinzieht. (Beifall.) Auch Jene waren unſre Mitkämpfer, deren Revolution wir heute Abend feiern; auch ſie waren von denſelben Sympathieen belebt, die uns zuſammenbringen und die uns vielleicht zu einem ähnlichen, und laßt uns hoffen, zu einem erfolgreicheren Kampfe führen werden. (Lauter Beifall.) — In Zeiten der Bewegung, wenn die Privilegien unſrer einheimiſchen Feinde große Gefahr laufen, bemühen dieſe ſich, unſre Vorurtheile über die Grenzen unſres natürlichen Vaterlandes hinauszuleiten und uns glauben zu machen, daß die Leute jenſeits unſrem gemeinſamen Intereſſe feindſelig ſind. Welch ein Betrug! Wenn wir ruhig über die Sache nachdenken, ſo ſehen wir ſehr bald ein, daß unſre allernächſten Feinde unter uns ſelbſt, in unſrer eignen Mitte ſind. (Hört, hört, und Beifall.) Nicht den auswärtigen Feind haben wir zu fürchten — dieſer arme Feind wird be-

handelt wie wir; wie wir muß er für Tauſende von nichtsnutzigen Kerlen arbeiten; wie wir greift er zu den Waffen gegen irgend eine Geſellſchaft von Menſchen, weil er dazu gezwungen wird durch den Hunger und das Geſetz, dazu aufgereizt durch ſeine von Unwiſſenheit genährten Leidenſchaften. Die Herrſcher der Nationen ſagen uns, unſre Brüder ſeien grauſam und raubſüchtig; aber wer iſt raubſüchtiger als die, die uns regieren, die uns in den Waffen unterrichten laſſen, die um ihrer eignen Privilegien willen uns zum Kriege reizen und in den Krieg führen? (Beifall.) Iſt es wirklich unſer gemeinſchaftliches Intereſſe, das den Krieg nöthig macht? Iſt es das Intereſſe der Schafe, von Wölfen angeführt, gegen andre, ebenfalls von Wölfen angeführte Schafe zu kämpfen? (Lauter Beifall.) Sie ſelbſt ſind unſre raubſüchtigſten Feinde; ſie haben uns Alles genommen was unſer war, um es in Vergnügungen und Liederlichkeit zu verſchwenden. (Beifall.) Sie nehmen von uns was unſer iſt, denn Alles was ſie verwenden iſt von uns produzirt und ſollte denen gehören die es produziren, ihren Weibern und Kindern, ihren Greiſen und Kranken. (Lauter Beifall.) Aber ſeht, wie Alles uns durch ihre ſchlauen Pfiffe geſtohlen und für eine Rotte fauler Umſonſtfreſſer aufgeſpart wird. (Beifall.) Iſt es alſo möglich, durch einen ausländiſchen Feind noch mehr beraubt zu werden, als durch unſre eignen Feinde zu Hauſe? Iſt es denn noch möglich, daß unſer Volk vom Ausländer noch mehr gemordet wird als durch unſre gefühlloſen Geldmänner, die uns berauben durch ihr Börſenſpiel, Geldſchachern und Spekuliren, durch ihr Geldſyſtem und ihre Bankerotte, durch ihre Monopole, Kirchen- und Grundrenten, die uns durch alle dieſe Mittel der nöthigſten Lebensbedürfniſſe berauben und den Tod von Millionen unſrer arbeitenden Brüder verurſachen, denen ſie nicht einmal Kartoffeln genug laſſen um davon ihr Leben zu friſten! (Großer Beifall.) Iſt es daher nicht hinreichend klar, daß diejenigen die Alles durch das Geld und Nichts ohne das Geld ſind, die wahren Feinde der Arbeiter in allen Ländern ſind, daß unter allen Menſchen keine andern Feinde des Men-

ſchengeſchlechts exiſtiren, als die Feinde der Arbeiter? (Beifall.) Iſt es alſo möglich, daß wir mehr beſtohlen und mehr gemordet werden in der Zeit eines politiſchen Krieges, als es jetzt ſchon in einer ſogenannten Friedenszeit geſchieht? Nationalvorurtheile, Blutvergießen und Räubereien werden von uns alſo blos um des kriegeriſchen Ruhmes willen begünſtigt? Was hat unſer Intereſſe zu gewinnen von ſolchem dummen Ruhm? (Beifall.) Was haben wir überhaupt damit zu thun, wenn unſer Intereſſe und unſer beſſeres Gefühl ihm entgegenſtehen? (Beifall.) Müſſen wir nicht die Koſten tragen? (Beifall.) Müſſen wir nicht dafür arbeiten und bluten? (Erneuerter Beifall.) Was für ein Intereſſe können wir bei allen dieſen Landräubereien und Blutvergießen haben, außer daß wir ſolche Gelegenheiten benutzen um umzukehren und uns gegen die Raub und Mord brütende Ariſtokratie aller Nationen zu wenden? (Enthuſiaſtiſcher Beifall.) Es iſt nur dieſe Ariſtokratie, immer dieſe Ariſtokratie, die ſyſtematiſch raubt und mordet. Die Armen ſind nur ihre gezwungenen und unwiſſenden Werkzeuge, die aus jeder Nation gewählt werden — diejenigen die am meiſten voll nationaler Vorurtheile ſtecken, diejenigen die alle Nationen von ihrer eignen unterjocht ſehen möchten. Aber bringt ſie her in dieſe Verſammlung, und ſie werden ſich verſtändigen, ſich einander die Hände reichen. Wenn vor einer Schlacht die Vertheidiger der Freiheit zu den Reihen ihrer Brüder ſprechen könnten, da würde keine Schlacht zu Stande kommen; im Gegentheil, es würde eine Verſammlung von Freunden werden wie die unſrige. O, könnten wir nur eine ſolche Verſammlung auf einem Schlachtfelde haben, wie bald würden wir fertig ſein mit all den blut- und markausſaugenden Intereſſen die uns jetzt unterdrücken und plündern! (Lauter Beifall.) Das, Freunde, ſind die Aeußerungen jenes allgemeinſamen Gefühls, deſſen Wärme, konzentrirt in dem Brennpunkt der allgemeinen Brüderlichkeit, ein Feuer des Enthuſiasmus entzündet, das bald alle die hindernden Eisberge wegſchmelzen wird, welche zu lange die Brüder getrennt gehalten

haben. (Weitling nahm seinen Sitz unter lang anhaltendem Beifall wieder ein.)

Dr. Berrier-Fontaine, ein alter Republikaner, der schon in den ersten Jahren der Bourgeoisieherrschaft in Paris in der Société des droits de l'homme eine Rolle gespielt, 1834 in den Aprilprozeß verwickelt und aus Sainte-Pelagie mit den übrigen Angeklagten 1835 entwichen war (vergleiche Louis Blanc's Gesch. der 10 Jahre), der später mit der weiteren Entwicklung der revolutionären Partei in Frankreich fortschritt und mit dem Père Cabet in freundschaftlicher Verbindung steht — Dr. Berrier-Fontaine trat nach Weitling auf Er wurde mit stürmischem Applaus empfangen und sprach:

„Bürger! Meine Rede muß nothwendig kurz sein, da ich nicht sehr gut Englisch spreche. Es macht mir unaussprechliches Vergnügen zu sehen, daß die englischen Demokraten die französische Republik feiern. Ich bin von Herzen einverstanden mit den edlen Gefühlen, die Herr Julian Harney ausgesprochen hat. Ich versichere Euch daß das französische Volk nicht daran denkt, das englische Volk als seinen Feind zu betrachten. Wenn einige französische Journalisten gegen die englische Regierung schreiben, so schreiben sie nicht gegen das englische Volk. Die Regierung Englands ist verhaßt in ganz Europa, weil sie nicht die Regierung des englischen Volks, sondern die der englischen Aristokratie ist. (Beifall.) Die französischen Demokraten, weit entfernt, die Feinde des englischen Volks zu sein, wünschen im Gegentheil mit ihm zu fraternisiren. (Lauter Beifall.) Die Republikaner Frankreichs fochten nicht allein für Frankreich, sondern für die ganze Menschheit; sie strebten die Gleichheit herzustellen und ihre Segnungen über die ganze Welt zu verbreiten. (Großer Beifall.) Sie erklärten die ganze Menschheit für ihre Brüder und stritten nur gegen die Aristokratieen andrer Nationen (Beifall.) Ich kann Euch versichern, Bürger, daß die Prinzipien der Gleichheit schon zu einem neuen Leben auferstanden sind. Der Kommunismus schreitet mit Riesenschritten durch ganz Frankreich vorwärts. Kommunistische Associationen breiten sich über das ganze Land

aus, und ich hoffe daß wir bald eine große Konföderation der Demokraten aller Nationen erleben werden, um den Triumph des republikaniſchen Kommunismus durch die ganze Länge und Breite Europas zu ſichern. (Dr. Fontaine nahm ſeinen Sitz unter wiederholten Beifallsbezeugungen wieder ein.)

Nachdem der Toaſt auf das „junge Europa" mit drei ſchallenden cheers und „noch einem cheer" aufgenommen war, wurden noch Toaſte auf Thomas Paine, die gefallenen Demokraten aller Länder, dann Englands, Schottlands und Irlands, auf die deportirten Chartiſten Froſt, Williams, Jones und Ellis, auf O'Connor, Duncombe und die übrigen Propagandiſten der Charte, und ſchließlich drei cheers für den Northern Star ausgebracht; demokratiſche Lieder in allen Sprachen (nur die deutſche finde ich nicht erwähnt) wurden geſungen und das Feſt im brüderlichſten Geiſte beſchloſſen. —

Hier haben wir eine Verſammlung von mehr als tauſend Demokraten faſt aller europäiſchen Nationen, die ſich vereinigt hatten, ein anſcheinend allem Kommunismus fremdes Ereigniß, die Stiftung der franzöſiſchen Republik zu feiern. Keine Verabredung war getroffen um ein beſtimmtes Publikum hinzubringen; Nichts deutete an, daß etwas Anderes ausgeſprochen werden würde, als was die Londoner Chartiſten unter Demokratie verſtehen. Wir können alſo wohl annehmen, daß die Majorität der Verſammlung die Maſſe der Londoner chartiſtiſchen Proletarier ziemlich richtig repräſentirte. Und dieſe Verſammlung nahm die kommuniſtiſchen Prinzipien, das Wort Kommunismus ſelbſt mit einſtimmigem Enthuſiasmus auf. Das Chartiſtenmeeting war ein kommuniſtiſches Feſt, und wie die Engländer ſelbſt zugeben, iſt „ein ſolcher Enthuſiasmus, wie er an jenem Abend herrſchte, in London ſeit Jahren nicht geſehen worden."

Habe ich Recht, wenn ich ſage, daß die Demokratie heutzutage der Kommunismus iſt?

F. Engels.

Theologie und Sozialismus.

Die beiden Begriffe, die in der Ueberschrift beisammen stehen, haben in der Theorie sehr wenig mit einander zu schaffen. Wo die Theologie aufhört, fängt der Sozialismus noch lange nicht an; und wo der Sozialismus Ernst mit seinem Wesen macht, da darf er nicht erst die theologischen Voraussetzungen zu bekämpfen haben. Auch möchten wir nicht durch die obige Zusammenstellung Denen Vorschub leisten, die von dem Grundsatze ausgehend: was man bekämpfe, daran hafte man, uns unsere eigenen Gegner ins Gewissen zu schieben bemüht sind, um uns überhaupt nur los zu werden. Der Zusammenhang zwischen Theologie und Sozialismus, von dem im Folgenden die Rede sein wird, ist ein historischer, empirischer, außer unserer Schuld liegender. Eine neue Wahrheit, eine neue Weise der Anschauung wird in der Regel von allen, selbst den ungehörigsten Leuten in Anspruch genommen: wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun. Erlebte es die kantische Philosophie, daß ihre Anschauungsweise bis auf die Stallfütterung herab angewandt wurde: warum sollte es sich die Theologie nicht einfallen lassen, Sozialismus zu treiben? Es ist hier nicht die Rede von den sozialen Bestrebungen im Reformationszeitalter, die sich der „christlichen Freiheit" der Glaubenserneuerer anschließend, das Reich Gottes auf Erden verwirklichen wollten, während doch das Reich Gottes wesentlich darin besteht, nicht verwirklicht werden zu können; eben so wenig von der Rückwirkung solcher Lehren auf Frankreich, wo der Abbé Fleury selbst das schöne Beispiel der Gütergemein-

ſchaft in Jeruſalem bewundert hat, oder auf England, wo die letzte Konſequenz des Puritanismus auf den Kommunismus hinauskam. Solche Erſcheinungen ſind reſpektabel, weil Theologie und Religion in ihnen noch ziemlich Eins waren, weil die Theologie damals noch nicht die Frechheit beſaß, zuerſt bei der Philoſophie in die Schule zu gehen, um nachher das Grade krumm und das Krumme grade zu machen, weil die Theologie von damals noch nicht die Theologie des 19ten Jahrhunderts war. Die Heuchelei iſt heute mindeſtens doppelt ſo groß als vor der franzöſiſchen Revolution. Von dieſer doppelten Heuchelei iſt die Rede, von der Verworfenheit des menſchlichen Verſtandes, der ſich zum heiligen Chriſtoph des Glaubens hergegeben hat, ein halbes Jahrhundert nach der Encyklopädie, faſt ein Jahrhundert nach dem Teſtamente des Landpfarrers Meslier! Daß die heutige Theologie es wagt, den Sozialismus escamotiren zu wollen, das iſt ein Faktum, welches Todte vor Erſtaunen wieder wachrufen könnte; denn dieſe Theologie hat das Bewußtſein ihrer Grund- und Bodenloſigkeit, ſie hat das Bewußtſein, daß ihre nothwendige Stütze, ihre unerläßliche Vorausſetzung, das religiöſe Bewußtſein im Herzen des Volkes, wankt, und eine Befeſtigung nach der andern räumt. Dieſe Seiltänzerin, wo kein Seil mehr iſt, dieſe Fiſcherin auf trockenem Lande, dieſe Geſchichtſchreiberin auf einer Robinſonsinſel, will ſich des gediegenſten und allerkörperlichſten Stoffes bemächtigen, um Ehrenſäulen daraus für ſich zu bauen. So mächtig iſt aber auch zugleich der innere Gedanke der ſozialen Revolution, ſo einleuchtend iſt die Wahrheit der Forderung, daß die beſtehende Oekonomie unſerer Geſellſchaften nicht bleiben kann, ſoll die Welt nicht bei lebendigem Leibe verfaulen. Wenn Theologen und Juriſten mit der Feuerſpritze heranrücken, ſo iſt gewiß ein ordentlicher Brand vorhanden.

Der Schilderung des theologiſchen Sozialismus in Frankreich werden wir die ſeines graden Gegentheiles folgen laſſen, der ſozialiſtiſchen Theologie in Deutſchland. In Frankreich maskirt ſich die Theologie als Sozialismus, und wird zuletzt

als ſimple Theologie erkannt, was einen allgemeinen Hiatus erregt; in Deutſchland erſcheint die Theologie auf dem Maskenballe des Lebens, und wenn man ihr am andern Morgen früh die Larve herunterzieht, ſo ſteht die ſoziale Weltanſchauung vor uns. In Frankreich weiß es die Theologie, daß ſie eine Maske vorlegt; der junge theologiſche Sozialismus in Deutſchland hat kein Bewußtſein ſeiner Verkappung, er iſt es ſeit der Väter Zeiten ſo gewohnt, daß man in Geſellſchaft als Pfaffe gekleidet auftritt — er denkt gar nichts Schlimmes mehr dabei. In Frankreich beſteht der Hauptwitz in der Maskerade, man macht nur Lärm und Aufſehen, ſo lange die Maske klebt; in Deutſchland geht der Jubel erſt bei der Demaskirung los, vorher tanzte und gebärdete man ſich ängſtlich. In Frankreich iſt endlich die ganze Handlung bereits vergangen, in Deutſchland ſtehen wir mitten im Stücke. Und wie geſagt, das Beſte kommt hier zuletzt.

Der theologiſche Sozialismus der Franzoſen

Daß der ſämmtliche Sozialismus der Franzoſen noch religiös ſei, religiös bis zu dem ſtarkgeiſtigen Proudhon hin, haben wir hoffentlich bewieſen. Man kann religiös ſein wider ſeinen Willen; ſo lange man etwas Allgemeines anerkennt und verehrt, das nicht ſofort identiſch iſt mit dem Einzelnen und Subjektiven, ſo lange iſt man religiös, hätte man auch jene Identität hundertmal behauptet, und ſogar — durch Trugſchlüſſe — zu erhärten geſucht. Was z. B. von dem Stirnerſchen Buche bleiben wird, und was ſich nicht wegdisputiren läßt, iſt die Warnung an den deutſchen Sozialismus, gründlich zuzuſehen, ob das allgemein Menſchliche wirklich nur unmittelbar identiſch ſei mit der Freiheit des Individuums, des Dieſes, zuzuſehen, ob der Feuerbach ein freier Mann oder ein „Pfaffe“ iſt: eine Unterſuchung, die ganz ruhig neben dem Lauffeuer der ſozialiſtiſchen Propaganda gepflegt werden kann, da bis zur Stunde des Sieges jedes kämpfende Individuum

nur das Seinige ſucht. Religiös ſind wir vielleicht Alle, den Stirner nicht ausgenommen, inſofern auch er zur Bezeichnung ſeiner Ideen, ſeines Wollens oder Nichtwollens, Vorſtellungen und Worte aus der alten Welt gebrauchen muß, inſofern wir erſt vollſtändig uns befreien können, wenn die Schwerter klirren, wenn wir in der Unmittelbarkeit des Kampfes neu geboren werden. Vor der Religioſität in dieſem Sinne läßt ſich nicht herkommen, wir tragen ſie als den hiſtoriſchen Staub der Welt auf unſern Kleidern. Anders iſt es mit der Theologie, mit der bewußten und gewollten Religioſität; theologiſch nennen wir es, wenn Einer von irgend welchem Syſteme der alten Welt- und Gottesanſchauung ausgehend, auf dieſen Rock die neuen Lappen der harmoniſchen Geſellſchaft flicken will, wenn ſich die Pantheiſten, Deiſten, Theiſten, Chriſten und Ultramontanen ſozialiſtiſch gebärden, und die Welt der Zukunft in die Remiſen oder Ställe ihrer fertigen Vorſtellungen einquartiren. Dieſe ſtupide Richtung nennen wir den theologiſchen Sozialismus.

Daß der wahre Katholizismus wie der wahre Proteſtantismus unfähig ſind, ſich ernſtlich um eine menſchlich-vernünftige Einrichtung auf Erden zu bekümmern, bedarf keines Beweiſes mehr. Der katholiſch wie der proteſtantiſch Religiöſe im wahrhaften Sinne des Wortes müſſen es für die ärgſte Todſünde halten, das irdiſche Leben für einen Selbſtzweck zu erklären, dieſes Leben mit dem Stachel der Sünde im Herzen, dieſes Geſchwür am Leibe Gottes. Und die Theologen des Katholizismus wie des Proteſtantismus, wenn ſie ſich mit der politiſchen Freiheit und dem ſozialen Wohlergehen der Menſchen befaſſen, ſind heute, wie ſchon früher, wahre Abtrünnige von der ihnen anvertrauten Miſſion. Die Jeſuiten haben den katholiſchen Glauben nicht ſchlimmer untergraben, als dieſe Theologen den Glauben überhaupt. Kein Menſch iſt zum Atheismus behülflicher geweſen als die Jeſuiten: der Jeſuit Vasquez behauptete, man brauche Gott erſt zu lieben, wenn man zu ſterben komme; Hurtado verlangte, man müſſe Gott alle Jahre einmal lieben; Henriquez meinte, es ſei alle

fünf Jahre genug; Sotus beſtand darauf, alle Sonntage ſei es nothwendig. — Iſt dieſe Willkür erſt in die Liebe zu Gott eingeführt, ſo wird ſie ſich ſehr bald an ſeine Exiſtenz wagen; ſoll man nicht über einen Gott lachen, der alle fünf Jahre einmal geliebt ſein will? worüber ich aber lache, das habe ich vernichtet. — Beſchäftigen ſich die Theologen mit politiſcher Freiheit und menſchlichem Glücke, ſo läſtern ſie den Inhalt ihrer eigentlichen Lehre; nur der Proteſtantismus, der ſich mit ſeiner „Freiheit des Geiſtes“, mit ſeiner „freien Forſchung“ ſo groß weiß, während doch die Reformatoren die chriſtliche Freiheit nur innerhalb des Glaubens anerkannten, der Proteſtantismus iſt mit ſeinen Ketzereien dahin gekommen, daß ihm nicht mehr ein Konzil aus ſeiner eigenen Gemeinſchaft, ſondern nur ein feierlicher Kompromiß mit der katholiſchen Kirche helfen kann. Für den Proteſtantismus als Kirche, als dogmatiſche Welt iſt kein Heil abzuſehen, als wenn er mit der Alleinſeligmachenden wieder zuſammenfließt. Profeſſor Leo in Halle hat etwas Aehnliches gewittert. Ein Bündniß beider Kirchen, das in der Politik längſt realiſirt iſt — denn die ganze heutige Politik iſt entſchieden konſervativ, romantiſch, d. h. katholiſch — wird auch im Dogma, im Kultus beantragt werden; der Anglikanismus ſteht als paſſende Mittelsperſon da. Man ſchließe die „heilige Allianz“ der Kirchen, man nehme auch die orthodoxen Juden in den Kauf, von deren Zähigkeit man lernen kann: man laſſe denen Platz, die zweifeln, und denen, die Nichts glauben; auch dieſe werden ſich vereinigen. —

Sogar der Ultramontanismus iſt in Frankreich Sozialiſt geworden. Nicht wegen der inneren Bedeutung dieſer ſeiner Anſtrengung, ſondern der Merkwürdigkeit halber zitire ich das Buch des Herrn Louis Rouſſeau, das als die äußerſte Möglichkeit menſchlichen Wahnſinnes gelten kann. Frankreich wurde nach der Julirevolution mit ſozialiſtiſchen Ideen und Syſtemen überſchwemmt; die Propaganda der geſellſchaftlichen Reformatoren, ſo religiös wir ſie auch im innerſten Kerne noch gefunden haben, that doch jedenfalls der poſitiven Reli-

gion, der Kirche, dem Glauben, dem Prieſterregiment Abbruch. Da kam die Lebensfreudigkeit des Fourierismus herangezogen, die ein lautes: Edite, bibite! predigte, die den irdiſchen Genuß als das Höchſte und Letzte proklamirte, die es ganz naiv herausſagte: wenn es Drüben noch etwas gebe, ſo ſei das nur eine Fortſetzung in infinitum des irdiſchen Banketts. — Welches Heidenthum, welcher Gräuel! Aber der Fourierismus hatte die Rechnung ohne den Wirth, ohne den ultramontanen Herrn Louis Rouſſeau gemacht. Dieſer Herr unternahm das große Kunſtſtück, den Fourierismus — katholiſch zu machen, er ſchrieb ein Buch: „Kreuzzug des 19. Jahrhunderts, um die ſoziale Wiſſenſchaft auf einer chriſtlichen Grundlage herzuſtellen.“ Wie bringt er das fertig? Sehr einfach. Er ſtiehlt dem Fourierismus die Idee des Phalanſtère, führt in das geſtohlene Phalanſtère die chriſtliche Moral ein, und tauft dann ſein Machwerk die „chriſtliche Tribus“. Die fourier'ſchen freien Leidenſchaften werden eingeſperrt, die Gruppen und Serien von Pfaffen kommandirt. Das macht ſich viel bequemer. Das ganze unchriſtliche Räderwerk der berechneten Organiſation wird auf die unverſchämteſte Weiſe ausgebeutet — zum Nutzen der Kirche. Wahrlich, die Kirche hat einen guten Magen, ſo eben hat ſie den Fourier verſchluckt. Ich wiederhole, nicht der Gedankeninhalt des Rouſſeau'ſchen „Kreuzzuges“ iſt von Bedeutung, ſondern einzig der Umſtand, wie weit die Unverſchämtheit der Theologen geht; und für die Zukunft könnte das zum warnenden Exempel dienen, ſich vor falſchen Brüdern zu hüten, um nicht auf einmal mitten in den eigenen Reihen die gefährlichſten Gegner anzutreffen — Die Jeſuiten ſind kapabel, Atheiſten und Kommuniſten zu werden, um nur am Regiment zu bleiben; ſie brauchen ſich nicht einmal weſentlich zu verleugnen, denn ſie haben nie viel geglaubt — wenn ſie nur herrſchen.

Die Kirche hat den Fourierismus verſchluckt; ſie wird ihn jedoch wieder von ſich geben, oder ſie erſtickt. Der Abbé de Genoude, Redakteur der „Gazette de France“, ſtimmt für ein Brechmittel. Das iſt ein ehrlicher Menſch. In der Po-

litik ſetzt er ſeine Heuchelei mit dem allgemeinen Stimmrechte fort; er kann ſein Gewiſſen damit beruhigen, daß der ganze politiſche Bettel ohnehin eitel Heuchelei iſt, daß es alſo auf eine Lüge mehr oder weniger gar nicht ankommt. Beim Sozialismus aber muß man ehrlich werden, denn hier könnte man ſich leicht um Haus und Hof lügen; ſogar die „Gazette de France" wird hier ehrlich.

„Das Recht, kraft deſſen der Sohn des Königs die königliche Würde erbt, iſt dasſelbe wie dasjenige, kraft deſſen der Sohn des Köhlers die Hütte ſeines Vaters erbt. Wenn die Legitimität *oben* verletzt wird, ſo geht ſie *unten* zu Grunde. Wenn das Prinzip auf *Einem* Punkte zerſtört wird, ſo iſt es auf *allen* zerſtört; *denn Prinzipien ſind allgemein*. Durch die ungeheure Verletzung, die Ihr (die gegenwärtige franzöſiſche Regierung) an der geſellſchaftlichen Ordnung verübt habt, ſind jene (die Kommuniſten) in die Politik eingebrochen. Ihr habt die Grundgeſetze der Herrſchbegierde und der Habſucht zum Opfer gebracht. Was geht aus Euern Verfolgungen und Härten gegen den Kommunismus auf logiſche Weiſe hervor? Nur dies: *Das Eigenthum des monarchiſchen Rechts, die Legitimität des göttlichen Rechts*." — Der Abbé de Genoude hat hier ſo vollkommen Recht, daß wenn man nur ſo viel zu begreifen braucht, um Legitimiſt zu ſein, wir Alle ſammt und ſonders Legitimiſten ſind. Eigenthum iſt Eigenthum, ſei es ein Kronenthaler, ſei es eine Krone. Man muß konſequent ſein. Wer dem Könige das Recht ſtreitig macht, ein ganzes Land, viele Millionen Seelen zu beſitzen, der muß auch das Eigenthumsrecht des Bankiers an ſeine Millionen Thaler in Frage ſtellen, und umgekehrt. Wenn das Eigenthums- und Anhäufungsrecht im Kleinen eine Uſurpation, eine Entwürdigung der menſchlichen Natur iſt, ſo kann es auch nicht namenlos groß ſein, eine Krone zu ſtehlen, wie Fieſko meinte. Der Abbé de Genoude hat Recht: entweder Legitimiſt oder Anarchiſt; entweder Ultramontaner oder Humaniſt; entweder göttliches Recht oder menſchliches Recht; entweder das Mittelalter oder den Sozialismus

Es gibt keine Mittelſtraße, kein rechtes oder linkes Zentrum, keinen gemäßigten Fortſchritt, keinerlei Nuance der Oppoſition, Alles würde zwiſchen den beiden Extremen erdrückt werden:

Entweder Legitimiſt oder Sozialiſt.

Entſcheidet Euch, entſchließt Euch. Ihr könnt in jeder der beiden Parteien fallen, mit Ehren fallen, auf Seiten der Sieger, wie auf Seiten der Beſiegten; in der Mitte werdet Ihr erbärmlich zerquetſcht, erdrückt ohne Nachruhm, Niemand ſpricht von Euch.

Entweder Legitimiſt oder Sozialiſt.

In Deutſchland lebt ein graues Haupt, für das noch Lorbeern wachſen könnten aus dieſer Polemik. Herr v. Görres, wie wäre es, wenn wir unſer Feldgeſchrei fortan ſo artikulirten, wenn wir uns mit den vorgeſchobenen Poſten nicht ferner herumſchlügen, ſondern der Hauptarmee direkt auf den Leib rückten. Laſſen Sie die Proteſtanten, laſſen Sie die Verläſterer des heiligen Rockes zu Trier; hier iſt mehr. Hier iſt die ganze Macht des Teufels, der Sünde, des Sündenfalles, der Welt, der Materie, der Verworfenheit:

Entweder Katholik oder Sozialiſt! — —

Der Ultramontanismus hat es in Frankreich nur bis zu Herrn Louis Rouſſeau gebracht, und dieſer Herr Rouſſeau iſt eine Unvorſichtigkeit. Der wahre Katholizismus hütet ſich, des Teufels zu werden, er überläßt das den theologiſchen Ketzern, die in Frankreich immerfort noch aus ſeinem eigenen Schooße hervorgehen, weil in dieſem Lande die Errichtung eines proteſtantiſchen Botany-Bai nicht geduldet worden iſt. Dieſe theologiſchen Ketzer ſind Leute, die der Papſt in den Bann thun ſollte, und auch wirklich zuweilen hineingethan hat, z. B. Lamennais.

Der Abbé de Lamennais, eine Weile Fähnrich der radikalen Partei, geweiht in den Augen der Republikaner durch ſeine Buße in St. Pelagie, der Verfaſſer der „Worte eines Gläubigen", der europäiſche Schriftſteller, iſt einer der Hauptrepräſentanten des theologiſchen Sozialismus in Frankreich. Lamennais bekam ſoziale Anflüge, nahm das Elend des lei-

denden Volkes in den Mund, ſo lange er Ketzer war. Vorher wie nachher war er der geſellſchaftlichen Revolution fremd, ja feind, und wem Lamennais feind iſt, den bekämpft er in ſeiner giftigen und krampfigen Manier, voller Heimtücke und Wuth.

Vor der Julirevolution war Lamennais einer der wüthendſten Pfaffen. Seine „Essais sur l'indifference" ſind eins der ſchwärzeſten Pasquille auf die freie Entwicklung der Menſchheit, das jemals geſchrieben wurde. Eine gallige Verdammungswuth, ein krankhafter Fanatismus führten ihm die Feder. Wie ein potenzirter Peter von Amiens heftet er ſich das Kreuz auf die Schulter, und will die aufgeklärte Welt in den Schafſtall der Kirche zurücktreiben. Schon im Jahre 1832 wird ſein Journal das „Avenir" vom Papſte in Rom, als ſchamlos und frech, feierlich verdammt. Jetzt folgten die „Worte eines Gläubigen". Jeder hat ſie geleſen, Jeder hat ein Urtheil über ſie. Was will Lamennais? Man kann ſeinen Kopf zum Pfande ſetzen, Niemand bringt eine bündige Antwort hervor. Oder iſt das eine Antwort: er will das Glück des Volkes, auch des niedern Volkes? Es iſt wahr, er ſchwingt ſeine Keule wider die Könige, den Adel und die Reichen, wider die Unterdrücker des Volkes, er predigt an Einem fort die Revolution. Aber zu Moſis und allenfalls zu Thomas Münzers Zeiten machte man eine Revolution mit dieſem rauchwolkigen, apokalyptiſchen Style, mit dieſer Darſtellung, die den Orientalen und den chriſtlichen Germanen entſprach, weil ihnen der Muth erſt aus der höchſten Gedankenloſigkeit entſprang; was will Lamennais mit dieſem Style in Frankreich, nach der Julirevolution, gegenüber den klaren und entſchiedenen Gegenſätzen von Sein und Haben? Lamennais iſt ein Theologe, und der Theologe hält das Volk immer für religiös; Lamennais nahm das Julivolk für bibliſch-gläubig. Er irrte ſich gewaltig. Dieſes Volk heuchelt nur noch die Religion oder es ignorirt ſie. Dieſes Volk will nicht einmal den Fanatismus für die gute, für ſeine eigene Sache. Seine Sache iſt klar, und wird klar ausgefochten werden.

Lamennais aber wollte wüthen, und die dunkelrothe Draperie, die ſeine Gedanken umhüllt, iſt weit eher das Produkt einer kranken Einbildungskraft, eines geängſtigten Prieſtergewiſſens, als das natürliche Kolorit eines maßlos energiſchen Styles. Der Republikanismus iſt konfus genug, um auch den Lamennais noch in den Kauf zu nehmen; aber Sozialismus iſt nur objektiv in ſeinen Schriften vorhanden, inſofern ſie nämlich zur ſozialen Pathologie gehören. Und dieſe Worte eines Gläubigen haben ſich unſere deutſchen, heimlichen Radikalen der dreißiger Jahre abgeſchrieben, ſie haben daran auswendig gelernt!

Das „Buch des Volkes“ ſcheint beſtimmter auf die Frage antworten zu wollen: was will Lamennais? Es iſt klarer geſchrieben, aber eben um ſo viel weniger berühmt geworden. „Die Menſchen, Kinder Eines Vaters, hätten immer nur Eine Familie bilden ſollen, die durch das ſanfte Band der brüderlichen Liebe verbunden wäre. In einer Familie haben Alle den Vortheil Aller im Auge, weil ſich Alle lieben, und Alle Theil am gemeinſchaftlichen Gute haben. Es gibt kein Mitglied, das nicht auf ſeine Weiſe, nach ſeiner Kraft, ſeinem Wiſſen, ſeinen beſondern Fähigkeiten, dazu beitrüge. Der Eine thut dies, der Andere das. Aber die Thätigkeit eines Jeden kommt Allen zu Gute, und die Thätigkeit Aller Jedem. Habe man wenig oder viel, man theilt unter Brüdern; es gibt keine Unterſchiede an dem häuslichen Heerde. Man ſieht hier keinen Hunger neben dem Ueberfluß. Der Becher, den Gott mit ſeinen Gaben füllt, geht von Hand zu Hand, und der Greis, wie das Kind, der welcher nicht mehr, und der welcher noch nicht die Arbeit ertragen kann, ſo gut wie der, welcher die Stirn im Schweiß gebadet vom Felde zurückkehrt, Alle netzen gleichmäßig ihre Lippen.“ Die Menſchen hätten alſo .... Was hätten ſie nicht Alles gefollt! Wie wird das Familiengeſetz auf die Menſchheit angewandt, und unter welchen Modifikationen? Der Becher, den Gott mit ſeinen Gaben füllt .... Hier fällt alle ſoziale Anſchauung über den Haufen. Gott füllt gar nicht, ſondern die Arbeit, die

menſchliche Selbſtbethätigung. Gott hat auch am Ende die Blitzableiter erfunden, um ſeinen eigenen zornigen Donnerkeil aufzufangen! Doch es ſei darum, Lamennais denkt es ſich als ſehr ſchön, wenn die Menſchheit in Bezug auf den Genuß einer Familie gliche. Aber nein!

„Hütet Euch, das Unmögliche zu träumen; die Bewegung des ſozialen Lebens ſelbſt ſetzt der Gleichheit der Güter ein unüberſteigliches Hinderniß entgegen. Es gilt blos, der Arbeit das zuzuſichern, was ihr billigerweiſe von den Produkten der Arbeit ſelbſt zukommt.“ Abſchaffung der Privilegien und Monopole, Vertheilung der Kapitale, Vermehrung derſelben durch den Kredit, ſo daß die Arbeitsinſtrumente für Alle zugänglich gemacht werden! — Gleichheit der Güter! ich meine, wir ſollten keine Güter mehr haben, ſondern blos Ein Familiengut, von dem Alle zehren, Einen Becher, der Aller Lippen netzt. Oder hatte ſich Lamennais vorgeſtellt, es gebe Menſchen, welche die Abſtraktion der gleichen Rechte auf den Beſitzſtand auszudehnen gedächten; wollte er die Individualität bewahrt wiſſen, jedoch ſo, daß jede Individualität das Recht der vollen Exiſtenz hätte? Nein!

„Sonder Zweifel wird es immer Leiden auf der Welt geben; hienieden die Arbeit, anderswo die Ruhe!“

Und in der „Vergangenheit und Zukunft des Volkes“:

„Proletarier, Männer des Volks, glaubt, wenn Ihr leben wollt; glaubt, und Euer Glaube wird Euch helfen!“

Alſo der alte Zwieſpalt zwiſchen dem Diesſeits und dem Jenſeits wird aufrechterhalten, alſo der unglückſelige Dualismus, den Schiller in der „Reſignation“ an den Pranger ſtellte, als gebe es nur Hoffnung oder Genuß für den Menſchen, alſo die alte theologiſche Leier: Es ſoll Euch im Himmel wohl belohnet werden! Der Proletarier aber, der Mann des Volks will Nichts mehr davon wiſſen; das Volk iſt von jeher atheiſtiſch geweſen, und heute fängt es an einzuſehen, daß der Atheismus ihm in die Arme fahren muß. Die Theologie ſagt: Glaube, ſo wird dir geholfen, warte auf den Herrn, ſo

wird er dir beiſpringen. Was gibt es dagegen Atheiſtiſcheres als das Sprichwort: Aide toi, le ciel t'aidera? Hilf Dir ſelbſt, ſei ein Mann, das iſt Gottes Hülfe, nicht etwa, dann kommt Gott hinten herum und packt mit an. Das Volk ſtellt die Hauptſache voraus: Hilf Dir, rühr' Dich! und bemerkt dann ironiſch hinterher: Siehe, das iſt der Kern des Gebetes.

Proudhon ſagt von Lamennais: „Das ganze Leben des Herrn Lamennais iſt ein unwiderlegliches Argument für ſeinen antiphiloſophiſchen Geiſt: devot bis zum Myſticismus, wüthend ultramontan, intoleranter Theokrat, erfuhr er zuerſt den doppelten Einfluß der religiöſen Reaktion und der literariſchen Doktrinen, die den Anfang des Jahrhunderts bezeichneten, und er geht bis zum Mittelalter und auf Gregor VII. zurück; dann plötzlich progreſſiver Chriſt und Demokrat, neigt er allmälig zum Rationalismus und fällt endlich in den Deismus. Jetzt erwartet ihn Jeder in la Trappe. Was mich anbelangt, ſo will ich zwar nicht darauf ſchwören, aber ich möchte eher glauben, daß Hr. Lamennais, des Skeptizismus ſchon angeklagt, in der Indifferenz ſterben wird." Die neue Ueberſetzung der „Evangelien", die er eben herausgibt, beweist, daß er noch nicht bei dem letzten Stadium angekommen iſt, welches ihm Proudhon prophezeiht; möglich aber, daß er auf dem Wege iſt, ſo wie es auch möglich iſt, daß George Sand ſchließlich nach la Trappe pilgert.

Es gibt indeſſen in Frankreich eine noch pathologiſchere Erſcheinung als Abbé Lamennais, ich meine den Abbé Conſtant. War Jener der Apokalyptiker, ſo iſt Dieſer der Prophet des alten Teſtaments: ahnt man bei Jenem den ſubjektiven Grund ſeiner Zerriſſenheit und ſeines Schwulſtes, ſo bekennt Dieſer ſeine Vergangenheit: er hat als Prieſter ein Weib leidenſchaftlich geliebt, er hat an den Armen des glühenden Molochs Zölibat gehangen, und ſich Seele und Gehirn daran verbrannt. Die „Bibel der Freiheit" des Abbé Conſtant iſt auf vulkaniſchem Boden gewachſen, ſie iſt die bitterſalzige Thräne eines chriſtlichen Schlachtopfers. Man erzählt ſich, dem Paganiniſchen Genius habe der Dämon eines ſchwar-

zen Verbrechens ſeine Nahrung zugetragen; vielleicht war Paganinis Geigenſpiel nichts als ein in Muſik geſetzter Gewiſſensbiß, als in Töne gebrachte Schmerzen der Reue und der qualvollen Erinnerung. Beim Abbè Conſtant brüllt der böſe Geiſt vernehmlich aus ſeinem Gefängniſſe heraus, in den prophetiſchen Verwünſchungen und Verfluchungen dieſes Mannes ſpukt der Schatten einer gemordeten Unſchuld.

„Ich habe zu den Armen geſagt: verſchlingt die Reichen! und zu den Sklaven: erwürgt die Tyrannen! weil die Reichen und die Tyrannen umkommen müſſen. Aber die Diebe am Reichen werden wieder reich, die Sklaven werden Tyrannen, und finden ihre Strafe in ihrem Siege. Diebe gegen Diebe, Mörder gegen Mörder, fallt über einander her, ſchlagt Euch, erwürgt Euch, zerreißt Euch. Engel des Krieges und des Todes, fliegt auf rothen Flügeln des Brandes, kündigt der Erde den Sturz der großen Babel an!“ —

„Wenn eine Frau ſich Dem hingibt, den ſie nicht liebt, ſo begeht ſie einen Ehebruch. Deßhalb, o Weib, das eine verfluchte Geſellſchaft verkauft, gleich einem Stück Vieh, vertheidige Deine Keuſchheit, gib dem Verbrechen niemals nach! Dieſer Mann, der Dich feige gekauft hat, und den man höhniſch Deinen Mann nennt, dieſer Mann hat den Tod verdient. Sieh zu, ob Du Dein Leben für das ſeinige geben willſt. Wirſt Du Dich ſchänden laſſen? läſſeſt Du Dir ins Geſicht ſpeien? läſſeſt Du Dich mit Füßen treten, wie Straßenkoth? Willſt Du Dein Leben in der Verthierung und der Schmach enden, ohne daß Jemand Mitleiden mit Dir empfinde? Eine ſchreckliche Stimme erhebt ſich aus der Tiefe der Kerker, und ruft Dir zu: Wer ſich verkaufen und feſſeln läßt, iſt ein Feigling, wenn er ſich tödten laſſen kann. Warum wählſt Du die Galeere der Schmach, um dort als Hure zu altern, wenn Du als Jungfrau und glorreich aufs Schaffot ſteigen kannſt? Die Geſellſchaft der Gottloſen will Dir das Herz ausreißen; wirf ihr Deinen blutenden Kopf ins Geſicht, und ſtirb mit Deiner Liebe!“ — —

Fürwahr, nicht das, was der Abbé Conſtant der Geſellſchaft vorwirft, iſt hier das Schreckliche, ſondern er ſelbſt, der wahnſinnige Prieſter, als Produkt der heutigen Zuſtände. Er, der Prieſter, zerfällt mit der Kleriſei, wird ſchmachvoll fortgejagt, vielleicht verfolgt von geheimen Furien, die des Nachts ſeine träumende Seele mit ſcharfen Neſſeln zerpeitſchen, und mit dieſer zerpeitſchten Seele ſchreibt er die „Bibel der Freiheit." Das iſt der Sozialismus der Prieſter, die Ketzer werden, aber Theologen bleiben; die ſich mit den Geſpenſtern ihrer Vergangenheit herumſchlagen, und denen dieſe Geſpenſter Mord und Tod in die Feder diktiren; die dem Böſen verfallen bleiben, ob ſie wollen oder nicht, die freiheitsdurſtig aus ihren Kerkern hervorſtürzen, aber ihre Ketten bringen ſie mit, und ihre Ketten raſſeln beängſtigend. Sie wollen ſie abwerfen, aber ſie ſind ihnen ins Fleiſch geſchweißt. Es iſt ſtark geſchrieben worden in Frankreich wie in Deutſchland, und es wird und muß ſtark geſchrieben werden, denn Trompetenſtöße treiben am ſicherſten den letzten Traum aus den Ohren; aber wo wären ſo gräßliche Dinge jemals laut geworden, wo wäre man jemals aus der Muskelanſtrengung des Athleten in die Raſerei der Bacchantin verfallen, wie es dieſer katholiſche Prieſter thut?

Denn ein Prieſter, ein Theologe, iſt und bleibt er. In ſeiner dritten Schrift, den „religiöſen und ſozialen Doktrinen" heißt es: „Männer des Volks, meine Brüder! glaubt es, denn ich, den die Prieſter ſo grauſam verfolgt haben, ich, den ſie verdammen und verfluchen, ich habe kein Intereſſe, etwas zu ſagen, das ihnen gefalle; aber kein perſönlicher Haß kann mich verhindern, das zu ſagen, was ich für wahr halte. Durch die Religion allein könnt Ihr gerettet werden, und von dieſer Religion findet ihr die Grundſätze allein im Katholizismus. Glaubt an Gott, leſt das Evangelium, bittet durch Eure Werke, hütet Euch vor den Materialiſten, die Euch dem Thiere ähnlich machen wollen. Es ſind Eſel und Schweine. — Mit dieſen „Eſeln" und „Schweinen" hatte der Verfaſſer der „Bibel der Freiheit"

noch auf ganz gutem Fuße geſtanden, ſie hatten ihn gelobt, ihn bis in den Himmel erhoben. Er iſt alſo abgefallen, zurückgefallen. Wenn dieſe Ausdrücke nur auf ein Weſen paßten, wie der Abbé Conſtant iſt! In dieſem wüſten Gehirne geht es grade ſo verſtändig zu, wie im indiſchen Pantheismus: die wahnwitzigſten Plötzlichkeiten treten an die Stelle jeglicher Entwicklung, oder nach Hegel'ſcher Weiſe geſprochen, daß es hier verrückt zugeht, das iſt eben die Ordnung der Sache.

Abbé Conſtant iſt die Frucht der Blüthe Lamennais', Abbé Conſtant zeigt, was Abbé Lamennais eigentlich iſt, und die Proudhon'ſche Prophezeihung vom Sterben im Indifferentismus iſt bei Conſtant bereits glänzend erfüllt: er lebt ſogar im Indifferentismus. Eine kleine Monatſchrift, „la Verité", wird theilweiſe von ihm geſchrieben; die Tendenz der „Vérité" iſt immer noch ſozialiſtiſch, die Darſtellungsweiſe iſt auf der Jagd nach Eſprit: ein Theologe, der Eſprit macht, iſt ein Indifferentiſt. Conſtant hat heller gebrannt, als Lamennais, aber auch raſcher; er iſt wie ein blutiger Kometenſchweif erſchienen, der nur wenige Nächte am Himmel ſteht, und dann hinabzieht.

Wenn die Abbés Lamennais und Conſtant zwiſchen Fanatismus, Pantheismus, Theismus und Indifferenz geſchwankt haben, ſo wollen wir jetzt eine Erſcheinung ins Auge faſſen, die ruhiger und konſequenter auftretend den katholiſchen Theismus mit dem Gedanken der franzöſiſchen Revolution zu verbinden geſucht hat, — es handelt ſich von den Herren Buchez und Roux, ſammt dem ſogenannten Arbeiterblatte „l'Atelier". Auch hier iſt ächt theologiſcher Sozialismus; in Deutſchland iſt dieſes Weſen bekannt als die katholiſche Republik.

Die Herren Buchez und Roux haben ſich einen Namen gemacht durch ihre große „Hiſtoire parlementaire" in 60 Bänden. In der Vorrede zu dieſem Werke, dem ſeine Verdienſte nicht abzuſprechen ſind, ſo wie in einem beſondern Journale, dem „Européen", der etwa ein Jahr lang herauskam, haben ſie ihre Weltanſchauung in deutlicher und unumwundener Weiſe dargelegt; wo ſie dem großen Publikum

etwas dunkel zu bleiben beliebten, ſind ſie es wenigſtens für uns nicht mehr. Wären die Herren Buchez und Roux wirkliche Chriſten, wie ſie es vorgeben, ſo müßten ſie die franzöſiſche Revolution in die unterſte Hölle verdammen, denn ein Chriſt ſchuldet Gehorſam der Obrigkeit die Gewalt über ihn hat; dem Chriſten kommt es lächerlich vor, den dritten Stand befreien zu wollen, denn ein Chriſt preiſt ſeinen Herrn ganz bequem in Ketten und Banden. Die Herren Buchez und Roux ſind mithin Theologen, Textverdreher des Chriſtenthums, und wenn ſie ſich ſelbſt Chriſten nennen, und die Zeit gekommen glauben, wo die „chriſtliche Moral“ endlich in die Welt eingeſetzt werden müßte, ſo heißen wir ſie dafür katholiſche Theiſten und herrſchſüchtige Prieſter. Kein Menſch hat ein Allgemeines zu proklamiren, deſſen Sklave Ich, deſſen Dolmetſcher Er wäre, und kein Menſch hat in der Welt fürder noch etwas „einzuführen“, nicht einmal den Sozialismus.

Der Katholizismus bildet dieſen Herren den Grund der Menſchenwelt, auf dieſem Grunde erbauen ſie: die franzöſiſche Nationalität, die Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft, die Einheit, die Pflicht, die Aufopferung, die Moral, die Vervollkommnungsfähigkeit, den Fortſchritt, die Hiſtoire parlementaire, den Europeen — und ihre eigene hohenprieſterliche Würde.

Daß es in der wirklichen Welt nicht zu einer wahrhaften Aſſociation komme, dafür ſorgt ſchon allein der theologiſche Satz von der abſoluten Abhängigkeit des Menſchen von einem außerweltlichen, abſolut ſich ſelbſt genügenden Weſen, deſſen Knecht der Menſch iſt. Knechte aſſoziiren ſich nicht, ſie rotten ſich höchſtens in der Geſindeſtube zuſammen. Sie ſprechen ſich gegenſeitig etwas Muth ein wider das draußen tobende Ungethüm von „großem Geiſt“; der Herr iſt einzig und allmächtig, wie in den aſiatiſchen Reichen, die Knechte genießen der gleichen Knechtſchaft. In jeder Geſindeſtube findet eine partielle Zuſammenrottirung ſtatt: das nennen unſere katholiſchen Theiſten Vereinigungen einer gewiſſen Anzahl Arbeiter desſelben Gewerbes. Knechte ſtellt man dadurch beſſer, daß man ihnen einen höheren Lohn gibt; hörte das Lohnverhältniß

auf, ſo wäre der Knecht verſchwunden. Damit den Unterknechten von den Oberknechten beſagter höherer Lohn ausbezahlt werden kann, müſſen die Kapitale vermehrt werden, ganz wie bei Lamennais. Kurz, die katholiſche, die theologiſche Republik bleibt beſtändig die Hauptſache, der Braten, der durch einige ſozialiſtiſche Champignons ſchmackhafter gemacht werden ſoll. Von einer Welt, wo der Menſch in des Menſchen Auge den ganzen Himmel fände — keine Rede.

Der „Européen": „Wir glauben, daß der Augenblick gekommen iſt, in ſozialer Beziehung die Gebote der chriſtlichen Moral zu erfüllen, durch das Chriſtenthum eine Revolution hervorzubringen, wichtiger, ernſter, jedoch ähnlich derjenigen, welche Konſtantin machte, als er Religion, Regierung und Hauptſtadt des römiſchen Reiches änderte, derjenigen Ludwigs, als er durch den Katholizismus die franzöſiſche Nation ſchuf, derjenigen Karls des Großen, als er Europa vom katholiſchen Geſichtspunkte aus organiſirte, derjenigen Gregors VII. als er die chriſtliche Lehre über die Könige erhob, und über Fürſten und Bettler herrſchen ließ, derjenigen Ludwigs X. und Philipps V., als ſie die Knechtſchaft aufhoben. Man muß jetzt alle Gebote, alle Lehren des Chriſtenthums in ſoziale Inſtitutionen umwandeln." Das heißt, man muß die fürchterliche Forderung aufſtellen, die abſtrakten nie realiſirten Forderungen einer Büßer- und Eunuchenbande zu praktiſchen Geſetzen, zu wirklichen Lebensforderungen zu machen.

„Das ſucht Europa ſeit 40 Jahren durch alle Gefahren und die Schmerzen der Revolution hindurch. Dadurch kann die politiſche Geſellſchaft gerettet werden, und dadurch allein. Das iſt unſer Glaube, das iſt der Zweck unſerer Arbeiten. Von dieſem Geſichtspunkte aus haben wir eine ganz neue Philoſophie aufgeſtellt, eine *neue*, wir wagen es zu behaupten; denn ſie enthält eine Beweisführung, die noch nicht gegeben worden war; eine fruchtbare, wir müſſen es glauben, denn wir haben zahlreiche Beweiſe davon; eine, ſagen wir es heraus, *intolerante* gegen Alles, was nicht *ſie* iſt."

Eine intolerante Philoſophie! Die Theologen, die Pfaffen! Eine intolerante Philoſophie ſoll das Heil der Welt gründen, ſoll das Fundament der menſchlichen Freiheit werden. Eine Kette ſoll die Welt befreien. Unter dem Schmeichelnamen der Einheit wollt Ihr uns ein neues Papſtthum Hildebrands einſchmuggeln. Die wahre Freiheit iſt nur gegen Eins intolerant, gegen die Intoleranz ſelbſt; Ihr ſeid intolerant gegen Alles, was nicht Ihr iſt. Proſelyten habt Ihr gemacht in den Tagen der ſchweren Noth, wo die arme Menſchheit im Nebel und Dunſt einer unreinen Atmoſphäre den Spleen bekommt, und ſich irgendwo anklammern, irgendwo einbetten möchte, ſei es auch in der Höhle des Raubthiers. Starke Charaktere ſogar habt Ihr wankend gemacht: neigte ſich nicht das ſterbende Haupt Börnes in Euern Schooß, hättet Ihr ihn nicht lebendig begraben, falls die Parze nicht raſch herzugetreten wäre, den Faden durchzuſchneiden? Laßt Ihr Eure Kaſtraten nicht Triller durch alle Tonarten hindurch ſchlagen, wenn ein ſolcher Sündenfall ſich ereignet?

Den Dichter habt Ihr erſchreckt, läßt er ſich gleich nicht bewältigen. Er weiß, er muß ſchlummern auf weichem Mooſe an der Quelle, um neue Träume und Geſichte im Schlafe zu empfangen, nur Ihr könnt ihm dann einen boshaften Faun über den Hals ſchicken mit einer ziſchenden Schale, wie König Claudius kam über Hamlets Vater — von Euch ſpricht Heine am Schluſſe ſeines Buches über Börne: „Da plötzlich, in der Ferne, erhob ſich ein Geſchrei von rohen Pöbelſtimmen . . . . Sie ſchrieen, ich weiß nicht mehr was? . . . . Dazwiſchen klingerte ein katholiſches Mettenglöckchen . . . . Und meine ſchönen Waldfrauen wurden ſichtbar immer blaſſer ꝛc.“ Den Dichter könnt Ihr erſchrecken, wenn Ihr zu Euerm heuchleriſchen Sozialismus die Mettenglocke läutet, denn der poetiſche Ton der Glocke verblüfft ſein Ohr, er ſieht die ganze Fabelwelt ſich wieder emporbäumen. Ihm bangt für den ſchwachen Kopf des Volkes, wenn es das Brod erſt weihen ſieht, in das uns die Natur herzhaft zu beißen lehrte; er ahnt, Ihr wollt den Wein des Lebens vor wie nach in Euern langen heiligen Hin-

gern behalten. Der Dichter erschrickt. Aber es gibt etwas Höheres als der Charakter, und etwas Mächtigeres als die Poesie. Der Charakter ist eine Erfindung unglücklicher Zeiten, er ist die Diogenestonne der geängstigten Menschheit, die Freiheit hebt den Charakter auf. Die Poesie aber lebt von derselben Zeit, in die auch Ihr Eure langen Krallenwurzeln eingebohrt habt, die Poesie träumt nur von der Zukunft. Die Freiheit ist die Mutter der Spottlieder, die eine nächste Generation auf Euch machen und singen wird.

Die ganze Sittenlehre des Herrn Buchez, die vielbelobte „christliche Moral", besteht in der Hingebung, in der Aufopferung, im Devoument. Dieses Devoument soll sein, „ein übernatürliches Gefühl", ein „freier Akt der Entsagung und der absoluten Unterdrückung des persönlichen Ich." Natürlich, das einzige Ich, da doch das Ich einmal nicht aus dem menschlichen Kopfe wegzuheren ist, das einzige Ich wohnt jenseits der Wolken, jenseits des Menschen; die Knechte, die noch übrig bleiben, können kein Ich sein, ein Knecht gehört einem Andern. Diese Knechte sind ferner unähnlich an Aufopferungsfähigkeit; sie müssen, da die Aufopferung eine Pflicht ist, zu ihr gezwungen werden; man ruft das Schwert an, „um die Lauen anzutreiben, um die Gottlosen zu strafen." — Da haben wir zum andern Male die hildebrandischen Christen, die Entmanner der Menschheit, die herrschsüchtigen Priester. Es muß doch wohl ein Antreiber sein, wo Angetriebene sind, es muß doch wohl eine Hand das Schwert führen, ehe es auf einen Nacken niederfällt. Von hier zu der „christlichen Tribus" des Herrn Louis Rousseau ist nur Ein Schritt, wir sehen also Anfang mit dem Ende sich in Eins zusammenziehen.

Was uns mit Recht in Erstaunen setzt, zumal in dem praktischen Frankreich, ist der Umstand, daß die Ideen des Hrn. Buchez in einer gewissen Zahl von Arbeiterköpfen Eingang gefunden haben, daß Handwerker, im Glauben an die beiden Hohenpriester der Zukunft, ein Journal gründeten, ja sich zu Strohmännern für die Publizistik dieser beiden Herren herab-

würdigten. Sogar der „National" ſteht durch einen ſeiner Redakteure, der katholiſch geſinnt iſt, mit dem „Atelier" in Cartel. Das „Atelier" iſt das Organ der Buchez'ſchen Doktrin in der pariſer Arbeiterwelt; Arbeiter des „Atelier" druckten das „Neue Teſtament", und widmeten es der franzöſiſchen Nation, während dieſe Nation bereits das dritte Teſtament durchgelebt hat, und jetzt vor dem vierten ſteht. Arbeiter wagen es, in folgendem Style vor das Publikum zu treten: „Die wirkliche Gleichheit beſteht nicht darin, die Arbeit gleich zu theilen, und einen gleichen Antheil an den Produkten zu empfangen. Die Gleichheit iſt das gleiche Recht für Alle auf die moraliſche Freiheit durch den Unterricht, auf die politiſche Freiheit durch eine aktive Betheiligung am Gemeinweſen, damit durch dieſe beiden Freiheiten jeder Menſch, wenn er es verdient, zu allen Stufen der ſozialen Hierarchie gelangen könne. In der Weiſe, daß die niedere Stellung, die immer für Einige exiſtiren wird, nur ihrem böſen Willen zugeſchrieben werden kann; denn die hohen Grade der Hierarchie ſollen weder nach dem Rechte des Adels, noch nach dem Rechte des Reichthums, noch ſelbſt nach dem Rechte der Intelligenz beſetzt werden, ſondern vor Allem nach dem Rechte der Hingebung."

Iſt das klar? Sämmtliche Arbeiter des „Ateliers" werden Großwürdenträger der chriſtlichen Republik; Herr Buchez und Herr Roux wechſeln in der Verwaltung der Vorſehung ab.

Das „Atelier" hat unlängſt vor den Aſſiſen geſtanden; die Jury hat es von der Anklage freigeſprochen, gegen die Geſetze des Landes aufgewiegelt zu haben. Man hat bei dieſer Gelegenheit von einem Fortſchritte, von einer größern Humanität der hieſigen Bourgeoiſie gefaſelt, die angeſichts der Arbeiterpetition von ihrer Strenge abzulaſſen und Sympathieen für das arme Volk zu empfinden beginne. Faſelei! Die das vorbrachten, haben ſchwerlich die Vertheidigungsrede des „Atelier" gehört oder geleſen. Man führe ſich nur folgenden Paſſus zu Gemüthe: „Wir werden keine Ruhe haben, bis wir diejenigen der Unſern auf den rechten Weg zurückleiten, die,

leider in zu großer Anzahl, vermöge des Elends die Beute der seltsamsten Hirngespinnste werden; unglückliche Wesen, erschöpft durch das Leiden, träumen sie von einer sozialen Ordnung, in welcher das Glück der Glücklichen von heute das Loos eines Jeden wäre, in welcher sich die Arbeit in Vergnügen verwandelte, und die soziale Thätigkeit kein anderes Ziel hätte, als die raffinirtesten Genüsse zu erfinden. (Fourierismus.) Dieses trügerische Bild eines gelobten Landes kann kein anderes Resultat haben, als die Herzen zu entmuthigen durch den unaufhörlichen Vergleich des Uebels, das sie quält, mit dem unmöglichen Glücke, nach welchem sie sich sehnen. Man mußte die Menschen dieser Illusion entreißen, und ihnen die Wirklichkeit der Dinge zeigen. Daran haben wir mit Ausdauer gearbeitet."

Kann sich die Bourgeoisie einen besseren Polizeidiener denken, als diese Sozialisten des „Atelier"? Einen Polizeidiener im Priesterrocke! Und diesen kostbaren Polizeidiener sollte sie nach St. Pelagie schicken? Sagt von der Bourgeoisie Alles aus, was Euch gefällt, haltet sie nur nicht einer solchen Dummheit fähig!

Die sozialistische Theologie der Deutschen.

Die Leser der öffentlichen Blätter leiden seit zwei Jahren viel unter der „religiösen Bewegung" in Deutschland, und wenn man nicht an den deutschen Zeitungen immer viel zu tragen hätte, diesmal wäre es nicht zu überstehen gewesen. Freilich hat diese „religiöse Bewegung" auch ihr Theil Spott und Verachtung erfahren: bald hieß sie die sogenannte „religiöse Bewegung", bald wurde bemerkt, man sehe hier ein schlagendes Beispiel von der menschlichen „Bedenklichkeit". Mit Alledem ist die „religiöse Bewegung" der letzten Jahre nur abgethan, nicht erklärt; sie erklären heißt aber nichts weiter als ihre Stelle in der zeitgenössischen Entwicklung überhaupt bezeichnen, und das auf sie folgende Glied der Reihe

angeben. Wir bringen sie in Gegensatz zu den bisher erörterten Erscheinungen in Frankreich, zu dem theologischen Sozialismus, und in Parallele zu einigen weitern Erscheinungen des französischen Lebens; das Letztere hauptsächlich, um ihr sie nur halbgeöffneten Lippen völlig zu entfesseln, um uns vor dem Vorwurfe sicher zu stellen, als dolmetschten wir etwas in sie hinein, was nicht von Hause aus in ihr läge. Dabei wird sich zeigen, ob wir die jüngst an uns ergangene Warnung, die „religiöse Bewegung" Deutschlands nicht geringzuachten, beobachten oder nicht. So viel vorab, daß die ganze Bewegung falsch benannt worden ist, sie ist keine religiöse Bewegung, sondern eine Bewegung aus der Religion heraus. Und für diejenigen, die uns dies als eine Art Denunziation auslegen möchten, die Bemerkung, daß wir ernstlich gesonnen sind, den Deutschen ihre werdende Irreligiosität zum Bewußtsein zu bringen. Die Deutschen muß man kompromittiren.

Die Deutschen sind noch offene, eingestandene Theologen, sie schieben in der „religiösen Bewegung" keineswegs den Sozialismus vor, um die Menschen später als Theologen zu fangen; sie sind seit Luthers Tagen Theologen, und wo sie eine Revolution im öffentlichen Leben bewirken wollen, da fangen sie mit der Predigt an. Der Deutsche kann keinen Toast ausbringen, ohne in die Sprache des „Neuen Testaments" zu verfallen, das vergnügteste, scheinbar weltlichste Bankett gewinnt bei ihnen den Anschein eines Liebesmahles, es wird nicht gesprochen, sondern gepredigt. Unsere ganze Kritik, unsere gottlose Wissenschaft macht sich nur von oben herunter Bahn, von der Studierstube aus dringt der Fackelschein in die gebildeten Kreise, und bewahrt bis jetzt treulich seine Exklusivität; was von unten herauf kommen, was volksthümlich sein soll, das muß sich in der Form von Predigt ankündigen. Nur in Deutschland waren Ronge und die Lichtfreunde möglich. Das deutsche Volk kennt die Wahrheit nur als eine religiöse, als Sache des begeisterten Herzens und Gemüthes; dreihundert Jahre lang ist das so gut gegangen, bis die Theologie auf den Punkt kommen mußte, sich selbst zu zerstören.

Der wiſſenſchaftliche Prozeß ſeit Kant iſt für das eigentliche Volk etwas Exoteriſches geblieben, er mußte in anderer Form noch einmal vorgenommen werden. Ronge, Dowiat, Uhlich und namentlich Wislicenus mit ſeinem bedeutungsvollen Guſtav-Adolf-Vornamen haben den Anfang gemacht; ſie müſſen weiter gehen, oder Andere gehen weiter. Was hinter dieſer ſich ſelbſt auflöſenden Theologie verborgen liegt, was den Kopf ſchon zu verſchiedenen Malen deutlich durch die Halbheiten und Aengſtlichkeiten hervorſteckt, iſt nichts als die freie menſchliche oder ſoziale Weltanſchauung. Die Halbheiten und Aengſtlichkeiten ſind Folge der deutſchen Zuſtände, der mangelnden Preß- und Aſſoziationsfreiheit, der allmächtigen Polizei- und Spionirordnung, der theologiſchen deutſchen Geſchichte. Finden wir nun in einem andern Lande Erſcheinungen, die ſich auf demſelben Grunde des Gedankens bewegen, ſind wir im Stande die Lücken der deutſchen Predigt durch franzöſiſche Profanitäten auszufüllen: ſo ſind wir im Stande, der deutſchen Halbbewußtheit zum Verſtändniß ihrer ſelbſt zu helfen. Trügt uns nicht Alles, ſo haben wir für den Deutſch-Katholizismus, wie für die Lichtfreunde franzöſiſche Parallelen, welche die praktiſchen Konſequenzen des jedesmaligen Gedankens unumwunden ausſprechen; und hiernach wäre das Rongethum Sozialismus im Allgemeinen, mit unkritiſchem Schwanken über die Eigenthumsfrage, die Lichtfreundlichkeit aber geradezu Kommunismus. Sehen wir zu.

Ronge — Chatel.

Als der Deutſch-Katholizismus zuerſt in franzöſiſchen Blättern verarbeitet, als die Dogmatik der neueſten Kirchenverſammlungen hier zu Lande überſetzt wurde, mußte man ſich von gebildeten Franzoſen ſagen laſſen: „Das iſt ja nichts als Abbé Chatel.“ Dieſer Abbé Chatel hatte in den letzten dreißiger Jahren im Fauburg St. Martin eine franzöſiſch-katholiſche Kirche geſtiftet, eine Anzahl Proſelyten geworben, ſich ſelbſt zum Primas der neuen Kirche ernennen laſſen, und es endlich dahin gebracht, daß die Polizei die Kirche ſchloß,

und die Verſammlungen auf Grund des Code pénal verbot. Im Jahre 1838 veröffentlichte Abbé Chatel ſein „Geſetzbuch der Menſchheit, oder die Menſchheit zur Kenntniß des wahren Gottes und zum wahren Sozialismus zurü. „führt." Wenn jene Franzoſen ſagten: Nichts als Abbe Chatel, ſo ſagten ſie das im Lande der Religionsfreiheit, der Revolution und der ſozialen Syſteme jeglicher Farbe. Wir Deutſche, einem Lande angehörig, wo alle Wahrheit bis jetzt Theorie geblieben iſt, wo ſeit Luthers theologiſchem Benehmen gegen die Bauern die innere Freiheit nichts mit der äußeren zu thun haben ſoll, wir Deutſche müſſen ſagen: Das iſt ja Abbé Chatel! Die deiſtiſche Theologie, welche Ronge und Chatel gemein haben, zieht nämlich in Chatel ihre praktiſchen Folgerungen.

Gott, der ganz abſtrakte, iſt Schöpfer der Welt. Er hat die Naturgeſetze gemacht, nach denen ſich Dinge und Menſchen bewegen. Dieſe Naturgeſetze werden mit Füßen getreten — durch das Zölibat. Die Eheſcheidung ſollte frei ſein, wir ſind ungerecht gegen die Weiber. „Seht doch dieſe junge Perſon, dieſe junge Frau, die ihre Aeltern ſogar, ihre Freunde und ihre Verwandten zurückſtoßen und verachten; was hat ſie gethan? Was ſie gethan hat? Aber mein Gott, was Ihr ſelbſt alle Tage thut. Sie iſt nicht mehr und nicht weniger ſchuldig als Ihr, in Bezug auf das was Ihr ihr vorwerft." So kommt Chatel vom Zölibat aus unmittelbar auf die Stellung des Weibes überhaupt zu ſprechen. Oeffnen wir den Ronge'ſchen „Zuruf". „Meint Ihr, daß die deutſchen Mütter, denen die neue Kirchenverbeſſerung ein ſo ſchönes und großes Feld zur Thätigkeit, und ſomit zur höheren Berechtigung ihres Geſchlechts gegeben, ihre Töchter zu Buhldirnen für römiſche Knechte verkaufen werden?! Meint Ihr, daß die Frauen nicht Genugthuung für die Schmach, welche ihrem Geſchlechte der Zölibat angethan, fordern werden?" — Und Wislicenus, um das gleich vorweg zu nehmen, ſpricht den Gedanken Chatels noch präziſer aus: „Mit dem „Schandnamen" nennt man mit Recht nur die liebeleere und vagirende

herumſchweifende Wolluſt, nicht aber die in augenblicklicher Schwachheit das Geſetz und die Ordnung vergeſſende, treue Liebe. Dieſe Schwachheit fällt dem Tadel anheim, aber ſie mit ſolchem „Schandnamen“ zu belegen, iſt beſchränkt, lieblos, äußerlich, phariſäiſch, pfäffiſch.“

Gegen Zölibat, Klöſter, Ohrenbeichte, Gebrauch der lateiniſchen Sprache opponirt Chatel wie Ronge.

Wenn ſich der abſtrakte Deismus in Fluß ſetzt, wenn er warm wird, ſo entſteht Pantheismus. Chatel: „Gott iſt die Macht, die Gerechtigkeit, die Kraft, die Größe, die Güte, die Weisheit, die Wahrheit,“ d. h. er iſt das von vielen menſchlichen Bethätigungen und Empfindungen abgezogene Allgemeine, das nur leider für ſich nicht denkbar iſt. In Dowiats Predigten ließen ſich eine Menge pantheiſtiſcher Parallelſtellen finden.

Was iſt die Religion? Chatel antwortet: „Eine Sammlung der Pflichten des Geſchöpfs wider den Schöpfer, des Menſchen gegen die Geſellſchaft, und des Menſchen gegen ſich ſelbſt.“ Die Religion iſt eine Pflichtenſammlung, etwas Praktiſches. In den „Allgemeinen Grundſätzen und Beſtimmungen der deutſch-katholiſchen Kirche“ (Müllers katholiſche Kirchenreform Märzheft 1845) heißt es: „14. Wir glauben und bekennen, daß es die erſte Pflicht des Chriſten ſei, den Glauben durch Werke chriſtlicher Liebe zu bethätigen.“

Wie verhalten ſich die neuen Katholiken zum Lutherthum? Chatel: „Der Proteſtantismus hat die Welt um einen ungeheuern Schritt weiter gebracht, indem er die freie Unterſuchung des religiöſen Prinzips einführte; indem er aber die Herrſchaft der Vernunft nur zur Hälfte herſtellte, hat er theilweiſe den alten Myſtizismus beibehalten, und ſeine Aufgabe iſt vollendet.“ Was in der proteſtantiſchen Kirche vom Lutherthum noch übrig iſt, heißt Pietismus; die Beſchränktheit offenbart ſich als Schwachherzigkeit; Dowiat hat in Süddeutſchland mehr gegen die Pietiſten gepredigt als gegen den römiſchen Katholizismus. Und er hat Recht; was vom Katholizismus noch übrig iſt, heißt Jeſuitismus. Der Jeſuitismus

iſt der Pietismus nach ſeiner politiſchen Seite hin. In Berlin heißen die Jeſuiten Pietiſten.

Was iſt alſo des Neu-Katholizismus Kern? Gott, Naturgeſetze, Moral; Deismus, Rationalismus, Moralismus. Dieſer Standpunkt äußert ſich in dem friedlichen Deutſchland vorwiegend politiſch, wenn man ihn auf die Tagesfragen zu ſprechen bringt; in dem revolutionären Frankreich, wo die Politik erledigt iſt, tritt er ſozialiſtiſch auf.

Ronge iſt weſentlich national-freiſinnig; er ſpricht von der Tyrannei Roms, als wäre es eine politiſche Macht; er donnert gegen die Koſaken, ohne daß man weiß, wie er plötzlich an den Don geräth. Das Prieſterthum der katholiſchen Kirche iſt ihm eine Herabwürdigung der Nation; die Einrichtungen und Satzungen der Hierarchie ſind ihm nicht auf die Erhebung, ſondern auf die Erniedrigung der Nation berechnet. Er erzählt in ſeiner „Rechtfertigung", wie ihn ſchon im Alumnate die Hoffnung aufrecht erhalten habe, einſt die Ketten ſeiner Nation brechen zu helfen. In dem Briefe an Biſchof Arnoldi heißt es, der Reliquiendienſt habe Deutſchlands geiſtige und äußere Knechtſchaft herbeigeführt; es wird von einer Wetterwolke geſprochen, die ohnedem ſchon über unſerm Haupte hange. „Ich trete gegen die Hierarchie auf, ſagt Ronge in ſeiner „Rechtfertigung", weil durch ſie meine Menſchenwürde erdrückt wird, und ich durch ſie zu entehrender Sklaverei erniedrigt werde." Worin beſteht dieſe Menſchenwürde? „Die Würde des Menſchen beſteht, wie bekannt, in ſeiner Vernunft, ſeinem Willen, und im freien Gebrauch beider, um ſich in ſittlicher Freiheit zu vervollkommnen." Weiter heißt es: „Die chriſtliche Religion, welche freie Tugend fordert". Ronge will endlich die „Fahne der Civiliſation und Humanität vortragen." Was iſt das? Iſt das katholiſches Prieſterthum, iſt das noch Prieſterthum überhaupt? Theoretiſch iſt es Rationalismus und philoſophiſche Ethik, praktiſch politiſcher Liberalismus. Ronge verhält ſich als Katholik ungefähr zum Chriſtenthum, wie es Röhr in dogmatiſcher, de Wette in ſittlicher Beziehung thun. Ronge iſt ſitt-

licher Enthuſiaſt und Liberaler, wie die Demagogen in der Reſtaurationszeit. Von Katholizismus, von Religion iſt Nichts zu entdecken.

Ronge geht indeſſen noch einen Schritt weiter. Die allgemeine Luft der Zeit hat auch ihn angeſteckt; die Aufforderung des Zeitgeiſtes, perſonifizirt in der Adreſſe der deutſchen Arbeiter in London, ſich um das Elend zu bekümmern, iſt nicht ungehört vor ſeinen Ohren verklungen. Sein ſittlicher Enthuſiasmus vermag die heterogenſten Dinge zuſammenzufaſſen: er predigt gegen die Koſaken und gegen das Elend zugleich. Der Enthuſiasmus iſt der allgemeine Spiegel für ſämmtliche Zeiterſcheinungen, er gibt ſie alle mit gleicher Treue wieder.

„Oder ſind es etwa die Segnungen welche Rom verbreitet, daß ein Theil und nicht ein kleiner Theil unſeres Volkes in drückendſter Armuth ſchmachtet?“ Der Prieſter ſollte nach Ronge dazu beitragen, die „Ausſöhnung zwiſchen dem reichen und nothleidenden Theile der Menſchheit“ zu bewerkſtelligen. In ſeinem Sendſchreiben „an die niedere katholiſche Geiſtlichkeit“ heißt es: „Sehen Sie hier einen Biſchof mit 40,000 Thalern jährlich, geiſtliche Stiftungen mit unermeßlichem Vermögen, und nicht weit davon einen Weber, der wöchentlich nur fünf Groſchen für ſich und ſeine Familie verdienen kann!“ —

Wünſchen Ronge und die Deutſch-Katholiken zu erfahren, was ſie entweder nicht ſagen wollen oder nicht zu ſagen wiſſen, was ſie aber von ihrem Standpunkte aus unterſchreiben werden, ſo hören ſie einen Augenblick den Abbé Chatel, der in dem preßfreien und revolutionären Frankreich gelehrt und geſchrieben hat: Die bisherige Auffaſſung der Religion hat eine Abſchließung und Vereinzelung der Individuen von einander zuwege gebracht. Jeder verbarrikadirt ſich in ſeinem Hauſe. „Wann doch wird der Menſch des Geheimniſſes, der Privatmenſch, nicht mehr ein vom ſozialen und öffentlichen Menſchen gänzlich verſchiedener ſein?“ — „Gott hat die Erde für Alle gemacht: Alle müſſen alſo auf der

Erde exiſtiren können.“ — „Dieſelben Rechte und dieſelben Pflichten, oder wenn man will, gleiche Summe von Rechten und Pflichten für Alle: das iſt die ſoziale Verfaſſung“ — „Begründen die Faulheit und die Nichtswürdigkeit ſoziale Anſprüche? Die Menſchen, deren Arme unnütz ſind, deren Geiſt und Körper gänzlich müßig bleiben: ſind das Menſchen?“ — „Die Erbſchaft iſt dem Erben nur zuzuerkennen als Mittel zu ſeiner Exiſtenz, nicht als Mittel zum Luxus, der nur durch Arbeit erworben werden kann. In dieſem Sinne iſt das Erbthum heilig und geweiht, weil alle Kinder Gottes, indem ſie zur Welt kommen, das Recht haben zu leben und bekleidet zu werden. Die Unordnung und der Krieg in allen menſchlichen Geſellſchaften kommen daher, daß das Eigenthum nicht nach dem Rechte feſtgeſetzt iſt, welches wir ſo eben vorſchlugen, und daß das Recht der Erbſchaft faſt eben ſo unbegränzt iſt, als das auf die Arbeit gegründete Eigenthumsrecht.“ (Abbé Chatel heuchelt hier ſelbſt, ſogar von ſeinem Standpunkte; er will die Erbſchaft überhaupt aufgehoben wiſſen, die Geſellſchaft ſoll die Kinder ernähren und kleiden. Beruft er ſich doch ausdrücklich auf die Gotteskindſchaft, nicht auf die Kindſchaft des irdiſchen Vaters; und der irdiſche Vater lebt ja in den meiſten Fällen noch, wenn das Kind genährt und gekleidet wird, hat alſo gar nichts zu vererben.) „Der gegenwärtige Handel iſt nichts als der geſetzlich organiſirte Betrug.“ u. ſ. w.

Das iſt ſchon weit deutlicher als bei Ronge, obgleich natürlich die Widerſprüche auf theoretiſchem Gebiete ſich bei Chatel auch haufenweiſe ins praktiſche hinüberziehen. Theologiſch heißt der Widerſpruch: „Gott iſt ewig und die Welten auch. Alles was iſt, iſt ewig, aber nicht ewig wie Gott.“ Alſo zwei verſchiedene Ewigkeiten, eine blaue und eine grüne! Auf geſellſchaftlichem Gebiete wird geſagt: „Der Ackerbauer, der durch jahrelanges Umwühlen der Erde dazu gekommen iſt, ſeine Einkünfte zu vergrößern und ſich Bequemlichkeiten zu verſchaffen, die er früher nicht hatte, der ſich alſo auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Natur bereichert hat, verur-

ſacht keine Unordnung, kein Unglück unter ſeinen Brüdern.“ Die Bereicherung eines Ackerbauers, wie die Dinge heute ſtehen, iſt nur denkbar, wenn er fremde Arbeitskräfte ausbeutet, wenn er ſeinen Tagelöhnern nicht das Produkt ihrer Arbeit zahlt. Wie vertrüge ſich dieſes Verfahren mit der „gleichen Summe von Rechten und Pflichten“? Arbeitet aber Jeder ſtreng für ſich, ſo wird bald ein großes Menſchenſterben eintreten. Wir werden alſo wohl die „Revenuen“ und die „Bereicherung“ fahren laſſen müſſen, und uns andere Begriffe anzuſchaffen haben.

Der große Mauritius Müller in Berlin, der aus einem ſchlechten Juriſten ein deutſch-katholiſcher Prediger, und wie wir eben hören, jetzt bairiſcher Jeſuit geworden iſt, ſagt in einer ſeiner Predigten: „Und dieſe chriſtliche Liebe iſt an keine Zeit, kein Alter und keinen Stand gebunden. Sie ſoll durch alle Klaſſen dringen, und muß es beſonders in unſern Tagen, wo wir der Unglücklichen ſo viele ſehen, und nur Wenige, denen vergönnt iſt, ihre Thränen zu trocknen. Hier ſoll eine chriſtliche Werkthätigkeit ſich offenbaren, die Alle für Einen und Einen für Alle leben läßt.“ — Dieſes konfuſe Zugeſtändniß wird in einer andern Predigt auf ſeine wahre Bedeutung zurückgeführt; hier heißt es: „Die letzten Jahrzehnte haben zu bedauerlichen Verirrungen geführt; es galt einer verblendeten Partei die äußere Gleichſtellung der Menſchen als die höchſte Aufgabe der Zeit; ihr Trieb dieſe Aufgabe zu erfüllen hätte eine Auflöſung der beſtehenden Verhältniſſe herbeiführen können, wenn nicht eine reifere Einſicht ein höheres Glück des Menſchen entdeckt hätte, als ein äußeres Wohlſein.“ Weiſer Daniel! „Man hat im mißverſtandenen Intereſſe dieſer äußern Ausgleichung ſelbſt die Hand an die Throne gelegt, man hat ſelbſt das Eigenthum des Mitmenſchen bedroht, und wunderbare Pläne für das Heil der Menſchen erſonnen.“ Wunderbarer Plan, allen Menſchen etwas zu eſſen zu geben, und zu dieſem Behufe ihrem „Mitmenſchen“ Rothſchild ſeine Laſt ein wenig zu erleichtern! Höchſt wunderbar. Aber nein, ruft Herr Mauritius Müller, „die

Fürſten mögen ruhig ſchlafen" — als ob die Fürſten ſchliefen, wenn ſie regieren ſollen

Abgeſehen von Herrn Mauritius Müller, der uns nichts mehr angeht: das iſt das Weſen des Deutſch-Katholizismus, und deßhalb kann er ſogar aus dem „Code de l'Humanité" des Abbe Chatel etwas lernen. Zum Schluſſe lerne er auch noch aus dieſem Buche die Hohlheit des ganzen Standpunktes kennen, die unlogiſche Phraſenmacherei, die immer das Attribut des Enthuſiasmus geweſen iſt, und die ſich natürlich ſelbſt widerſpricht. „Für Einige unter Euch — wir ſagen: für jeden religiöſen Standpunkt — iſt Gott ein Weſen, vermittels deſſen Ihr die kleinen Kinder und die Weiber erſchreckt, den Greis am Rande des Grabes zittern macht, den Unwiſſenden, der Vermögen hat, plündert, und den der Nichts hat, im ſcheußlichſten Elende erhaltet. Die Religion dient alſo nur zur Ausbeutung der armen Menſchheit." Auch die neukatholiſche, wenn ſie bliebe, was ſie jetzt iſt. Und dann hütet Euch vor der Theokratie, vor der Prieſterherrſchaft. Die Apoſtel wirken Tapeten, und eſſen was Ihr Ihnen gebt; die Nachfolger der Apoſtel werden Päpſte. Der Deutſch-Katholizismus hat die Theokratie noch nicht formulirt, dort iſt noch zu viel Konkurrenz durch die Könige; der Abbe Chatel ſagt es grade heraus: „Dem großen Pontifex oder Univerſal-Paſtor, der die ſoziale Einheit durch den Willen Gottes repräſentirt, wie ſie ſich durch den Willen der Völker manifeſtirt, die ihn erwählt haben, werdet Ihr andere hohe Geiſtliche an die Seite ſetzen als Nationalpäpſte. Auch werdet Ihr Prieſter oder Paſtoren haben, die von Euern Päpſten ordinirt und von Euch genehmigt ſind. Ihr werdet dieſen Mitgliedern der ſozialen Hierarchie eine tiefe Verehrung zollen" — und auch etwas Gehalt.

Ich ſage nicht, daß es dazu kommen könnte, ich zeige Euch nur, was der Standpunkt in ſeinen Eingeweiden verborgen trägt. Wenn Ihr den Irrthum ſpäter einſeht, ſo habt Ihr mindeſtens Zeit verloren. Wozu dieſe Zeitverſchwendung? Geht weiter, werdet wenigſtens Lichtfreunde.

Die Lichtfreunde — Pecqueur.

Wenn wir bei der Parallele: Ronge — Chatel mehr theologiſche Syſtematik, größere Konſequenz in der Aufſtellung der theologiſchen Weltanſicht auf Seiten des Franzoſen erblickten, ſo ſteht bei dem neuen Vergleiche die ungleich größere Gediegenheit auf Seiten der Deutſchen. Hätten wir es bloß mit Uhlich zu thun, ſo wäre dem nicht ſo, Uhlich iſt der Ronge der Lichtfreunde, der Gemüthvolle, der Enthuſiaſt. Durch das Hinzutreten von Guſtav Adolf Wislicenus aber hat die Sache der Lichtfreunde eine weit entſchiedenere Wendung genommen, iſt die Qualität des zu verbreitenden Lichtes ſpezifiſch viel beſtimmter geworden. Vor den entſchiedenen Manifeſtationen von Wislicenus ſtand das Lichtfreundethum auf dem Boden der Aufklärung, die einen Appel an das Gemüth machte. Der theologiſche Inhalt des poſitiven Proteſtantismus war nicht wegkritiſirt, ſondern, als der freien Subjektivität unangemeſſen, beſeitigt, und aus der Fülle des eigenen aufgeklärten Innern ſollte die religiöſe Wärme frei erzeugt werden. Wislicenus brachte die Kritik in dieſes Weſen: er ſtellte ſich auf den pantheiſtiſchen Standpunkt Hegels, und kritiſirte in populärer Weiſe, wie Br. Bauer es in gelehrter Weiſe gethan hatte; er ſtreifte endlich bis dicht an Feuerbach heran, und ſtreifte mit vollem Bewußtſein an die von Feuerbach jetzt ſelbſt eingeſtandenen Konſequenzen des Humanismus. Durch Wislicenus ſteht das Lichtfreundethum theoretiſch weit über Pecqueur, der die Konſequenzen aus Kant und Rouſſeau zu ziehen ſucht.

Die Rongeaner ſind noch Rationaliſten, ſubjektive Rationaliſten. Wislicenus bekämpft den ſubjektiven Rationalismus, er behandelt die Bibel nicht rationaliſtiſch ſondern kritiſch; er behandelt ſie, wie ſie es verdient. Er ſagt, ich mache es nicht wie die Rationaliſten, die „einige auserwählte Sprüche der Bibel im Auge haben, als ſtünden ſie ganz allein darin“. Wer die eine Stelle zum Fundament ſeiner ſubjektiven Ueberzeugung macht, der muß ſie eben alle annehmen. Dies Gerede dauert bereits ſeit dem vorigen Jahrhundert, und bringt

um keinen Schritt weiter. Sich auf den Geiſt der Schrift berufen, heißt der Bibel Gewalt anthun, weil man doch nur „der Herren eignen Geiſt“ zu ſchauen bekommt. Wislicenus ſagt: Geiſt und Buchſtabe der Schrift iſt einerlei.

Das Abſolute iſt für dieſen letzten der praktiſchen Theologen der Geiſt, das Hegel'ſche Allgemeine; er macht ſich keine „Bedenklichkeiten“ darüber, wie er das Fürſichſein Gottes oder des Geiſtes neben ſeinem Allgemeinſein rette und bewahre; der Geiſt wird ihm ſofort etwas menſchlich Individuelles. Nur ſchwebt „der Geiſt“ doch wieder über dem leibhaftigen Individuum, als „heiliger“ Geiſt: Wislicenus ſieht die Perſönlichkeit nur undeutlich vor ihrem Heiligenſcheine. „Der Geiſt iſt das göttliche Leben in der Menſchheit, er iſt in ewiger Weiterentwickelung wie der einzelne Menſch.“ Die Menſchengeſchichte das iſt die Geſchichte Gottes; worauf man beſtehen muß, iſt „die Göttlichkeit der wirklichen Welt.“ Hier iſt grade die „Göttlichkeit“ zuviel.

Wo ſteht der Menſchengeiſt in dieſem Augenblicke, was iſt ſein jetziges Vorhaben? Was iſt die Menſchengeſchichte in dieſer unſerer Zeit? Wislicenus antwortet: Der Zeitgeiſt, der wahre Geiſt, will Gerechtigkeit im Leben, und nicht blos Liebe im Munde. „Er will nicht blos hie und da ein Almoſen hinwerfen, und etwa um der Seelen Seligkeit willen hie und da eine milde Stiftung gründen; er ſucht nach gründlicher Abhülfe des Elends, und hat noch niemals ſo ernſtlich darauf gedacht, die Menſchen wirklich zu einem Brudervolke zu machen.“ Wie weit iſt es von dieſem ſchönen Satze bis zu dem Feuerbach'ſchen Eingeſtändniſſe: der Humaniſt ſei Gemeinmenſch, Kommuniſt? Der „in uns ſelbſt lebendige Geiſt“ wird mit Nothwendigkeit darauf denken müſſen, die Welt der Erdengötter würdig einzurichten.

Näheres für die ſozialen Konſequenzen der Lichtfreunde bei dem Lichtfreunde Pecqueur. Dieſer theologiſche Kommuniſt adoptirt die Weltanſchauung Kants und Rouſſeaus; er ſagt ausdrücklich, Kant habe aus ſeiner „natürlichen Religion“ nicht die ſozialen und ökonomiſchen Konſequenzen gezogen.

Wie Kant den theoretiſch nicht erweisbaren Gott unter dem praktiſchen linken Knopfloch wieder fand, ſo ſetzt auch Pecqueur Gott, jedoch mit der Klauſel, die Charité, die werkthätige Liebe gehe über jede Wiſſenſchaft. Er merkt nicht, welchen Widerſinn er zu Tage fördert, wenn er bald darauf behauptet, die Wiſſenſchaft müſſe das Kriterium jeder poſitiven Religion ſein. Die Hauptwiſſenſchaft, der Hauptgegenſtand der Theorie, Gott nämlich, iſt nur praktiſch ſichergeſtellt, durch viele Phraſen, durch viele — man verzeihe den Ausdruck — Gefühlsſchlüſſe, und nun ſoll die Religion, die ſich auf dieſen Gott ſtützte, kritiſirt werden — von wem? von der Wiſſenſchaft? aber es gibt ja keine, ihr Haupttheorem iſt nicht gelöst. So proklamirt ferner Pecqueur die Religion als ſynonym mit der Vereinigung, Aſſociation, Solidarität und Ordnung, — wo bleibt hier Gott? Er iſt weiter nichts als die theologiſche Zuthat des Herrn Paſtors Pecqueur, Gott iſt nur ein anderer Ausdruck für den Verſtandesmangel des Herrn Pecqueur. Wie kann ein Kantianer, ein Schüler des Mannes, der die Toleranz vor Allem und über Allem gepredigt hat, ſagen: Von der Uebereinſtimmung in den religiöſen Hauptfragen hange Alles ab!? Wie kann ein Kantianer den Deismus zur Pflicht, zur geſellſchaftlichen Pflicht machen? Herr Pecqueur glaubt nur, ein Kantianer zu ſein, er reicht nicht bis in die hohe Reinheit der königsberger Atmoſphäre; ihm ſteckt der ſavoyiſche Vikar im Leibe, Rouſſeau, der Konvent, Robespierre, Louis Blanc, Pierre Leroux. „Der Atheiſt, wenn er logiſch iſt, hat keinen Herrn (tant mieux) keinen Geſetzgeber (quelle bénédiction), folglich kein Geſetz (als ſein eigenes). Wenn er noch einen Zaum anerkennt (das Laſtthier), ſo kann es nur der des Gensdarmen oder des Henkers ſein, weil er keine andere Richtſchnur anerkennt, als die des Richters.“ — Ueber dieſe nichtswürdige Beurtheilung der menſchlichen Natur nur die einfache Bemerkung, daß heutzutage allerdings der Gensdarm, der Henker und der Richter die glänzenden Attribute der menſchlichen Geſellſchaft ſind, daß die heutige Ordnung allerdings ihr vollſtändiges Urtheil er-

fährt an der Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit dieſer Perſonen, und daß es Herr Pecqueur ſeinem „Gotte“ danken mag, wenn er dieſe drei Inſtanzen auch für alle Zukunft im menſchlichen Zuſammenleben als nothwendig erachtet. Mit welchem Rechte ſchilt aber Herr Pecqueur die poſitiven Religionen exklu-tiv, gottlos und unmöglich, da ſein fanatiſcher Deismus ſo weit in der Ausſchließlichkeit geht, die Atheiſten aus der Geſellſchaft ausſchließen zu wollen, wenn ſie ſich nicht ver-pflichten, die werkthätige Liebe in ihrer ganzen Ausdehnung zu beſchwören? Ausſchließen — von der Geſellſchaft? wo iſt der Platz außerhalb der Geſellſchaft? Herr Pecqueur ſorgt für Platz, ſeine wahre Geſellſchaft, die Geſellſchaft der „Phila-delphen“ iſt eine ecclesia militans, eine Geſellſchaft in der Geſellſchaft! Während doch die Geſellſchaft ſo beſchaffen ſein muß, daß ſie Niemanden ausſchließt, nicht einmal den Herrn Pecqueur; ja, was noch mehr ſagen will, ſie darf ihn ſogar nichts ſchwören laſſen, weder Liebe noch Haß, und doch nicht von ihm genirt werden.

Auf dem Gebiete der Ethik, der Praxis, dem Hauptge-biete des Herrn Pecqueur, begegnen wir einer ganzen Reihe längſt bekannter Gegenſtände, dem freien Willen, dem Devou-ment, dem kategoriſchen Imperativ, der Verantwortlichkeit für unſer Thun und Laſſen, der künftigen Belohnung und Be-ſtrafung, und behufs Alles deſſen dem zukünftigen ewigen Le-ben. Wenn der Herr Paſtor Pecqueur ein zukünftiges Leben, eine dort drüben fortgeſetzte Lohnwirthſchaft ganz gewiß in Erfahrung gebracht hat: was braucht er noch Sozialiſt zu ſein? es kommt ja Alles ſchon von ſelbſt ins Gleiche.

Wir konnten dem Herrn Pecqueur dieſe Ungereimtheiten nicht ungerügt hingehen laſſen, und zwar mit Rückſicht auf die Deutſchen. Wenn man dieſen nachrühmen muß, daß ſie die theoretiſchen Schülerſchnitzer des Herrn Pecqueur abzu-thun ernſtlich beginnen, ſo werden ſie es ſich um ſo eher ge-fallen laſſen, die praktiſchen Vorzüge des Franzoſen ſich an-zueignen. Was ſie von dem lichtfreundlichen Pecqueur lernen können, iſt Folgendes.

Die Nationalſchranke, welche den Deutſch-Katholiken noch weſentlich iſt, welche in der Uhlich'ſchen Gemüthlichkeit verborgen liegt, und erſt in der reinen kritiſchen Luft des Wisliceenus, wenn auch nur an ſich, aufgehoben wird: dieſe Nationalſchranke iſt bei Pecqueur mit Bewußtſein zertrümmert. Er will von und zu Menſchen reden, nicht von und zu Nationalorganismen; er überragt viele ſeiner Landsleute grade durch ſeinen Univerſalismus — nicht Kosmopolitismus, weil das Wort ſo verrufen iſt. Menſchen treten in freie menſchliche Geſellſchaft; Nationale ſind Gewächſe die ihrem Urſprungsboden angehören; der Nationalismus iſt nicht einmal etwas Thieriſches, wie man, um ihn herabzuwürdigen, geſagt hat, er iſt etwas Pflanzliches. Der Hund iſt ein Univerſaliſt, er reist mit nach Island und Grönland und lebt rüſtig weiter; die Ginſterſträuche und Schlehdornen ſind Nationale. — Fürchtet nicht, Ihr müßtet eines ſchönen Morgens die funkelnagelneue Weltſprache lernen, wenn der Sozialismus „eingeführt" wird; man treibe Euch die deutſche Gemüthlichkeit oder die franzöſiſche Lebensluft mit Dampf aus, die Vogeſen und andere berühmte „Grenzveſten der Natur" würden abgetragen, Alles nivellirt, der Erde gleich gemacht. Nein, Ihr werdet deutſch reden, vorläufig, gemüthlich bleiben, wenn Ihr Luſt dazu habt, und die Vogeſen ſollen ſchon um ihrer unvergleichlichen Ausſichten willen in der Höhe gelaſſen werden: aber herunter mit den Gränzfeſtungen, durchbrochen die Douanen-Cordons, entzwei die Zoll- und Paßhäuſer! Und wenn das geſchehen iſt, ſo werdet Ihr Euch als Univerſaliſten empfinden, ſolltet Ihr auch niemals Pömmelte oder Halle verlaſſen.

Nach den Nationalſchranken zertrümmert Pecqueur die bisherigen Verfaſſungen und Geſetze, die geſchriebenen, die papiernen Päpſte der Menſchheit. Er weiß, das Geſetz muß etwas allzeit Flüſſiges, ſtets mit der Menſchheit Fließendes ſein. Und dies Geſetz nennt er das lebendige Geſetz.

„In einer Geſellſchaft, die ſich für den Fortſchritt konſtituirt, die ausſchließlich durch ſittliche Federn in Bewegung

geſetzt ſein will, kann es keine geſchriebenen Geſetze, keine unbeweglichen Conſtitutionen und Charten geben, keine Gewalten und Aemter auf Lebenszeit, auf eine gewiſſe Zeit, noch weniger Unabſetzbarkeit oder Erblichkeit. Grundſätzlich, wenn die Veränderung nothwendig, unaufhörlich, wenn der Fortſchritt ein Grunddogma iſt, ſo muß das Geſetz ein lebendiges ſein. Ein lebendiges Geſetz iſt ein ſolches, das ſich unaufhörlich mit dem Geiſt und der Thätigkeit des Menſchen und der Geſellſchaft entwickelt, deren Ausdruck es iſt, und der es in ihren aufeinander folgenden, unvermeidlichen und unabläſſigen Umwandlungen folgen muß." Nach dieſer Weiſe, die Sache zu betrachten, bliebe nicht einmal das Preußiſche Allg. Landrecht ſtehen.

„Hier iſt der Konvent permanent: das lebendige Geſetz konſtituirt niemals, und konſtituirt doch unabläſſig, es bindet und löst, nach Maßgabe der ſozialen Bewegung." — „Jedes nützliche Reſultat der individuellen Spontaneität muß unmittelbar Geſetz oder ſoziale Wirklichkeit werden können." Heute iſt in ganz Deutſchland in jedem Lande nur eine einzige individuelle Spontaneität, die Geſetz wird. Pecqueur proklamirt die Anarchie, d. h. die Abſchaffung alles Vorherrſchenden.

Was iſt dieſe Anarchie in der Güter- und Beſitzwelt? Die Gemeinſchaftlichkeit, der Kommunismus, „die Gemeinſchaftlichkeit der Produkte unſerer Kollektivarbeit, die Solidarität bei guten und böſen Zufällen des Lebens, die freiwillige Abſchaffung des Mein und des Dein, wie in einer Familie von Blutsverwandten." (Wiſlicenus will die Menſchen zu einem Brudervolke machen.)

„Man muß die Hauptwahrheit wohl begreifen, die aus der ganzen modernen Kritik der Oekonomie hervorgeht. Es iſt nämlich unmöglich, die Bruderliebe wirkſam auszuüben, ſogar die Gerechtigkeit zu beobachten, unter der gegenwärtigen (und früheren) Verfaſſung des Eigenthumsrechtes an den Arbeitsmitteln. Es iſt fortan erwieſen, daß dieſe Verfaſſung eine ſoziale, Allen verderbliche Ungeheuerlichkeit iſt, verderblich ſogar Denen, für die ſie erfunden wurde; die Urſache der

Konkurrenz, d. h. des allgemeinen und fortwährenden Krieges, den die Familien unter sich führen; die Ursache des Elends der großen Anzahl und der meisten zerstörenden Leidenschaften, die mit Schmerzen die große Seele der Menschheit durchfurchen. In der That, diese industrielle Verfassung ist ein Raub und eine Rechtsverweigerung für die Majorität der Völker."

Hier können die letzten deutschen Theologen lernen, daß man sich mit sozialer Oekonomie befassen muß, wie denn auch Herr Pecqueur eine „Neue Theorie der sozialen und politischen Oekonomie" geschrieben hat, die ein sehr dickes Buch ist und neun Franken kostet.

„Also, bleibe nun das Individuum isolirt, und die Werkthätigkeit der Liebe frei und gänzlich auf die individuellen Almosen Derer beschränkt, die das Monopol der Erde und ihrer Früchte haben, wie es die politische Oekonomie der Katholiken und Protestanten will, oder associiren sich, wie es die vernünftige Religion vorschreibt, die Einzelnen, organisiren sie die bedingungsweise Gleichheit der Güter, suchen sie die ökonomische Solidarität, die allein die Ausübung der Liebe wirksam machen kann, indem sie das Almosen vermittels der Sozialisation der Arbeitswerkzeuge und der Umwandlung des Eigenthümers und Kapitalisten in öffentliche Beamte, umgestaltet: in beiden Fällen bleibt es wahr, daß die positive Mittheilung unserer Güter an unsere Brüder die absolute religiöse Pflicht ist."

„So wird die Solidarität von Rechtswegen eingeführt und von Jedem getragen werden, vermöge einer Steuer, welche die Verwaltung von den allgemeinen Produkten der Association erhebt: 1) um Jeden und Alle vor den Wechselfällen zu bewahren, die sie im Laufe ihres Lebens erreichen können, 2) um den Allen gemeinsamen Bedürfnissen die Spitze zu bieten, wie der Erziehung, der Nahrung, dem Unterhalt ꝛc. in der Kindheit; der Unterstützung in Krankheiten, Wochenbetten und während der Säugung, bei körperlichen Gebrechen; der Versorgung im Alter ꝛc. Die öffentliche Solidarität erstreckt sich ganz legitimer Weise auf solche Erfordernisse, weil Alle diesen Zuständen und Möglichkeiten gleichmäßig ausgesetzt oder unter-

worfen ſind, weil der moraliſche Wille hierbei keine Stimme hat, und die Naturgeſetze allein im Spiele ſind."

Sollten dieſe Einzelheiten unſeren deutſchen Gottes- und Geiſtesſchwärmern proſaiſch vorkommen, ſo mögen ſie bedenken, daß es die größte Rohheit iſt, die Stätte des „Geiſtes", den Leib, zerfallen und vermodern zu laſſen, wenn man dabei beſtändig Loblieder zu Ehren des „Geiſtes" anſtimmt. Der Kultus des „Geiſtes", von dem „großen Geiſte" an, den der afrikaniſche Neger zitternd verehrt, bis zu dem „in uns ſelbſt lebendigen Geiſte", den Wislicenus freudig bekennt, hat uns ſämmtlich ruinirt und an den Bettelſtab gebracht, und die Wenigen, welche unterdeſſen die Früchte der Erde genoſſen, machten ſich grade am Allerwenigſten mit dem „Geiſte" zu ſchaffen. Faſſen wir die menſchlichen Dinge einmal von einer andern Seite an. Werden wir unmittelbare Menſchen. Die vielen „geiſtigen" Vermittelungen waren nur die Maske des gröbſten, irdiſchen Betrugs.

Es gibt noch einen Theologen in Deutſchland, der ſelbſt weiter als Wislicenus, die ganze Feuerbach'ſche Weisheit ſonntäglich von der Kanzel herab docirt, inſofern der größte Ketzer dieſer Erde, aber ein beziehungsloſer, einſamer Ketzer. Es iſt der alte Superintendent Volkhauſen zu Oerlinghauſen im Lippe'ſchen. Er hat einen Band „Predigten" herausgegeben, worin er die anthropomorphiſchen Hieroglyphen der Bibel mit einem jedesmaligen „Oder", „Das heißt", in ihre menſchliche Einfachheit auflöst, und das mit einer ſolchen Naivetät, daß viele Menſchen ſicher lange nichts Böſes dabei denken. Und ſo hätte denn die große gelehrte Arbeit der Deutſchen von Kant bis auf Feuerbach ihre volksthümliche Doppelgängerin erzeugt: die Theorie hat ſich in den Talar gedrängt, und das Volk aufgeſucht bis in die Kirche, bis an den „heiligen Ort", wo es vollkommen ſicher zu ſein glaubte vor dem Teufel. Die deutſche Kanzel ſelbſt iſt humaniſtiſch geworden. Iſt die theoretiſche Natur dieſes Volkes noch komplizirter? bedarf die menſchliche Wahrheit noch einer und wieder noch einer Vermittelung, oder kann ſie endlich Praxis werden? Iſt es jetzt

genug mit der ewigen Theologie dieſer Nation von Paſtoren, wird ſie die Talare endlich abwerfen und uns einen menſchlichen Leib zeigen? Welcher Mummenſchanz war dieſe deutſche Geſchichte!

Ihr aber, Ihr letzten Theologen, heiſt, daß Ihr die letzten ſeid! Ihr habt Preßfreiheit auf Euern Kanzeln, gebraucht ſie. Laßt es darauf ankommen, ob ſie Euch abſetzen; bis dahin habt Ihr immer eine Lunte ins Holzmagazin gelegt. Setzen ſie Euch ab, ſo wollen wir Euch ernähren, wir Proletarier. Thut der Menſchheit die Ehre an, Verräther zu werden. Auch Moſes war ein Verräther an der heiligen Wahrheit der ägyptiſchen Prieſter; auch Chriſtus war ein Verräther an der Weisheit der Rabbiner; auch Luther war ein Verräther an der ſchwarzen Kunſt Roms. Und ſie ſind hochgebenedeit worden. Und jetzt gilt es mehr, denn aus einem Stalle in den andern kommen. Werdet Verräther, und damit kein neuer Kultus im Tempel aufkommen könne, faßt ſeine Säulen an, wie Simſon der Starke, und reißt den Tempel nieder — für ewig.

Der katholiſche Prieſter Johann Meslier, der im Jahre 1733 zu Etrépigny in der Champagne ſtarb, bat in ſeinem Teſtamente ſeine Gemeinde um Verzeihung, daß er ihr die chriſtliche Lüge ſo lange vorgetragen, obgleich er ſie ſelbſt ſtets durchſchaut und verachtet habe. Vor mehr als hundert Jahren ſchrieb dieſer Mann: „Indem die Prieſter die Augen der Menſchen beſtändig auf den Himmel lenken, und ihnen glauben machen, alle ihre Uebel verdankten ſie dem göttlichen Zorne, indem ſie ihnen nur unwirkſame und eitle Mittel darbieten, ihre Leiden zu Ende zu bringen, ſollte man glauben, ſie hätten nur zum Zwecke, die Nationen zu verhindern, an den wahren Quell ihres Elends zu denken, und ſich vorgenommen, es ewig zu machen. Die Prieſter der Religion betragen ſich ungefähr wie dürftige Mütter, die aus Mangel an Brod ihre hungrigen Kinder mit Liedern einſchläfern, die ihnen Spielſachen darreichen, um ihnen ihre quälenden Bedürfniſſe aus den Gedanken zu ſchaffen.“

Das iſt ein Jahrhundert her, und die Religion iſt ſeit der Zeit vollſtändig um allen Kredit gekommen, und Menſchen von Herz und Kopf wollten ſich ferner zur Leibgarde eines Schattens erniedrigen?

Da wollt Ihr neue Gemeinden ſtiften, freie Gemeinden, wie es heißt, demokratiſche Gemeinden gar. In Königsberg wollen ſie den neu-chriſtlichen, unſymboliſchen „Geiſt“ durch das „brüderliche Du“ beſiegeln. Das „brüderliche Du“ iſt jedenfalls beſſer als das „vertrauliche Du“; aber ſelbſt das „brüderliche Du“ verräth nur ein unbefriedigtes Suchen und Sichſehnen nach menſchlicher Vereinigung, nach menſchlicher Annäherung, nach Aſſociation. Ihr möchtet Euch gern umarmen, und könnt Eure Glieder nicht fühlen vor den dicken faltigen Pauſchen Eurer Chorröcke. Werft die Chorröcke ab, und Ihr ſeid Menſchen. Ihr quält und ängſtigt Euch ab, in dem „Herrn“ oder doch im „Geiſte“ zu kommuniziren: weiſt doch den „Herrn“ oder den „Geiſt“ vor die Thüre, und kommunizirt dann. In Euern Zimmern iſt viel Rauch und Dunſt, deßhalb kommt Ihr Euch gegenſeitig ſo groß und heilig vor, und betet einander an: lüftet das Zimmer, und laßt Muſik aufſpielen, und freut Euch des Lebens! Wir, Eure Tadler, ſehen ſelbſt noch mürriſch und griesgrämlich aus, weil wir immer tadeln, immer ſchelten, immer kritiſiren. Wir gewinnen ſelbſt ein paſtorenhaftes Ausſehen, indem wir Euch den Paſtor austreiben wollen. Wir wiſſen es wohl. Stellt daher Tiſche und Stühle beiſeit, laßt den Boden kehren und die Muſik beginnen, wir wollen den Tanz mit Eurer Frau Paſtorin eröffnen. Und dann Wein herbei. Gaudeamus igitur! Wie ſchon der König Salomon ſagte.

Ihr ſprecht von Chriſtenthum, von freier proteſtantiſcher Kirche. Und wir ſehen nichts mehr vom alten ächten Proteſtantismus. Ihr habt das Gedächtniß verloren, bei all Eurer Gelehrſamkeit. Ihr braut ein Ragout von bibliſchen Worten und philoſophiſchen Gedanken. Ihr ſeid gar keine Chriſten, Ihr ſeid Rationaliſten, Pantheiſten, Hegelianer, Heuchler, Betrogene. Wollt Ihr Proteſtantismus ſehen, ſo leſt die

Augsburgiſche Konfeſſion: Wollt Ihr wiſſen, was das neueſte Chriſtenthum iſt, ſo leſt Pascal's „Gedanken über die Religion"! Da iſt Glaube, da iſt Sündenbewußtſein, da iſt die chriſtliche Miſere rein und voll. Seid nicht unwiſſend, ſeid nicht inkonſequent!

Ihr habt es gebracht bis zum Rationalismus und Deismus, bis zum Pantheismus und Kriticismus; Ihr ſeid ſehr weit gekommen auf dem abſchüſſigen Wege des Verderbens. Wollt Ihr wieder hinauf oder wollt ihr ganz herunter, in die Hölle der ſprudelnden Lebensfreude, der ſtrotzenden Lebenskraft? Ihr könnt nicht zurück, alſo macht vorwärts, daß Ihr ganz herabkommt! Sozialiſten im Allgemeinen ſeid Ihr ſchon, Ihr wollt dem Elende abhelfen; Kommuniſten im ordinären Sinne ſeid Ihr ſchon, Ihr wollt aus der Menſchheit ein Brudervolk machen. Ihr wußtet das vielleicht nicht einmal genau, die Herren Chatel und Pecqueur, Eure Ergänzungen, mußten es Euch zeigen, zum Bewußtſein bringen. Es iſt Zeit, daß das Bewußtſein einmal losfahre aus ſeiner bequemen Hütte, daß es ſich unter die Dinge miſche und ſie in Bewegung ſetze. Zu den theologiſchen Sozialiſten Frankreichs habe ich nicht zu ſprechen, ſie ſind mir ein geſchichtlicher Gegenſtand und eine Warnung für die deutſche Zukunft, eine Warnung vor der jeſuitiſchen Diplomatie, die ſogar bei der bevorſtehenden Revolution ihre Rolle ſpielen könnte. Aber die ſozialiſtiſchen Theologen in Deutſchland gehen mich viel an, denn ſie ſtehen auf dem Cap Landsend der Theologie, ſie ſind keine rechten Theologen mehr; und da ich vermuthe, ſie möchten gern Etwas ſein, ſo rathe ich ihnen, wirkliche und ernſtliche Sozialiſten zu werden. Alle Strömungen unſeres Lebens müſſen zuſammenfließen in dem Einen großen Ocean, der brandend über ſeine Geſtade treten wird, die alte Welt zu verſchlingen.

Paris, Ende Januar 1846.

Karl Grün.

Die Verhandlungen des gesetzgebenden Staatskörpers der Republik Waadt über die soziale Frage*).

Von M. Heß.

Man hatte sich seit dem Erscheinen der Bluntschli-Broschüre daran gewöhnt, den Kommunismus in der Schweiz als das Werk einiger dort lebenden deutschen Handwerker zu betrachten, welche mit den Schweizern nur durch den Boden zusammenhängen, sonst aber in keinerlei Beziehung zum dortigen Volke stehen, als plötzlich mitten in diesem Volke, ja mitten in einer gesetzgebenden Versammlung des Kantons Waadt von der höchsten Staatsbehörde selbst der Kommunismus in Anregung gebracht wurde und eine lebhafte Debatte veranlaßte. Die politische Journalistik hat dieses Faktum seiner Zeit berichtet und sich höchlichst darüber verwundert, ohne jedoch weiter auf die Debatten selbst und auf ihre Entstehung kritisch und historisch einzugehen. Unsre patriotischen Blätter haben sich natürlich mit wichtigern Dingen als den Interessen des Volkes zu beschäftigen. Sie beherzigen das Wort ihres Meisters, des Nationalökonomen List, der es nicht für räthlich hält, so viel Aufhebens mit dem Elende einiger Millionen Proletarier zu machen. „Es gibt, sagt dieser vornehme Herr, weit größere Uebel, als einen Stand von Proletariern: leere Schatz-

*) Dieser Artikel wurde in der Mitte des vorigen Jahres geschrieben; der Verfasser konnte also von den spätern Kommunisten-Verfolgungen in Waadt noch nichts wissen (s. Deutsches Bürgerbuch II). A. d. H.

kammern" u. ſ. w. Für uns jedoch, denen die Schatzkammern der Herrn weniger am Herzen liegen, ſind die Verhandlungen der genannten Verſammlung, welche am 15. Mai 1845 ſtattfand, und was ſich ſonſt daran knüpft, von nicht geringem Intereſſe. Sie ſind die erſten Verhandlungen eines ſouverainen, wenn auch nur kleinen Staates über den Sozialismus und Kommunismus. Zum erſten Mal hat der Präſident eines Staatsrathes in einer offiziellen Weiſe Angeſichts der geſammten Krämerwelt, die ſich darob nicht wenig ſcandaliſirte, Theſen aufgeſtellt, welche ihre ganze Boutique in ihren Grundfeſten erſchüttern könnten, wenn ſie von einem energiſchen Willen und einer klaren Ueberzeugung in einer Volksverſammlung vertheidigt würden. — Wir werden ſehen, daß dieſe Theſen, dieſe ſozialiſtiſchen Anträge, nicht den perſönlichen Sympathieen des Herrn Präſidenten der Republik Waadt für den Kommunismus zuzuſchreiben ſind, daß ſie vielmehr eine direkte Folge der jüngſten waadtländiſchen Revolution waren, und es drängt ſich uns daher zunächſt die Frage auf: Welchen Zuſammenhang hatte dieſe waadtländiſche Revolution mit dem Kommunismus? Die Beantwortung dieſer Frage wird uns den Schlüſſel zu den Verhandlungen geben, die wir hier näher beleuchten wollen.

Während der franzöſiſchen Reſtaurationszeit wohnte der Kommuniſt Buonarotti als armer Geſanglehrer in Genf und ſchrieb dort ſein ſeitdem ſo berühmt gewordenes Buch: *Conspiration pour l'Égalité dite de Babeuf*, welches Buch erſt nach 1830 in die Gefängniſſe der Pariſer Demokraten eingedrungen iſt und dort den erſten Samen zum modernen franzöſiſchen Kommunismus ausſäete. Der Samen, den Buonarotti ausſtreute, fiel nirgends auf unfruchtbaren Boden. In Belgien, wo er ſein Buch herausgab (es wurde in Mons gedruckt und in Brüſſel verlegt), hat das kommuniſtiſche Prinzip nicht wenige Anhänger, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch hier Buonarotti die erſten Keime legte. — Unter den Schweizern, die ſich an Buonarotti anſchloſſen, war auch Delarageaz aus Morges, derſelbe Delarageaz, den wir im großen Rathe von Lauſanne auftreten ſehen werden. D. hatte damals

in Verbindung mit dem wegen Atheismus ſpäter verfolgten Paſtor Lereſch und einer Anzahl wohlhabender Gutsbeſitzer an den Ufern des Genferſees den Kommunismus propagirt; er beförderte ſpäter das Aufkommen der deutſchen kommuniſtiſchen Handwerker in Lauſanne, und gewann nach und nach einen ſo großen Einfluß an den Ufern des Genferſees, daß er als eine der Haupttriebfedern der jüngſten waadtländiſchen Revolution angeſehen werden muß. Er war es, der auf dem Montbenon in feuriger Rede das Volk entflammte und binnen wenigen Stunden ohne Waffengewalt die Regierung zum Rücktritte zwang. Auf Montbenon wurde er einſtimmig zum Präſidenten der proviſoriſchen Regierung, und Lereſch zum Sekretär derſelben ernannt. Als der große Rath und die alte Regierung abgedankt waren und man die neue Wahl des Großrathes beendigt hatte, legten Delarageaz und Lereſch ihre Gewalt nieder und traten, vom Volke gewählt, in den neuen Großrath ein. — Ruchet und Druey, die ſchon ſeit geraumer Zeit in der alten Regierung waren und abwechſelnd als Präſidenten des Staatsrathes hier fungirten, ſchlugen ſich, als die Revolution ſiegte, zur Volkspartei. Druey, ein gewandter Redner, hatte ſich ſelbſt auf den Montbenon begeben und eine Rede an's Volk gehalten. Beide Herren wurden wieder in den großen Rath gewählt, und dieſer ernannte Druey wieder zum Präſidenten des Staatsrathes.

Der Kommunismus war in der Schweiz, und zwar gerade unter der beſitzenden, ja großentheils wohlhabenden und hochgeſtellten Volksklaſſe, ſchon lange vor der Ankunft Weitlings und der deutſchen kommuniſtiſchen Handwerker, welche vielmehr ſelbſt von den reichſten Bauern des Emmenthals, von den angeſehenſten Männern aus dem obern Aargau, Genf, Wallis und Bern unterſtützt wurden. Während nämlich Philipp Buonarotti auf waadtländiſchem Boden an den Ufern des Genferſees mit ſo ſchönem Erfolge für die kommuniſtiſchen Ideen Propaganda machte, gingen dieſe Ideen auch auf Unter-Wallis und die Umgegend über. Der Advokat Pettier in Monthey und mehrere andre Juriſten waren ſchon Anhänger

der neuen Lehre, als ſie ſich der dorthin geflüchteten Mitglieder des jungen Europa annahmen, und ſie bedauern heute noch, daß ſie bei der damaligen Gründung der jungen Schweiz (in Ville-neuve bei Monthey) mit den kommuniſtiſchen Prinzipien noch nicht durchdringen konnten, weil die Koryphäen des jungen Europa noch zu ſehr den politiſchen Abſtraktionen zugethan waren. Kehrwand, ein Mitglied des waadtländiſchen Großrathes, geißelte ſchon vor Jahren in ſeinem Ghativari die Krämerwelt, und als er ſtarb, vermachte er ſein Vermögen ſeinem Bruder mit der Bedingung, Nationalwerkſtätten zu errichten, in welchen Proletarier gemeinſchaftlich arbeiten und den iſolirten Beſitzern eine gefährliche Konkurrenz machen ſollten. Die Geldariſtokratie wußte aber dieſe Idee wieder zu eskamotiren, und es wurde eine ſogenannte Familienbäckerei, d. h. eine große Bäckerei auf Aktien etablirt, die alle kleinen Bäcker ruinirte, ein Umſtand, der in den vorliegenden Debatten über die ſoziale Frage einen der Herren Redner veranlaſſen mochte, die Nationalwerkſtätten für gefährlich zu erklären. — Der Bürgermeiſter von Pülly arbeitete ſchon vor langer Zeit daran, die ſämmtlichen Gemeindegüter, ſowie die Arbeiten, die den Gemeinden von Seiten des Staates auferlegt ſind, im Intereſſe der beſitzloſen Klaſſen kommuniſtiſch exploitiren zu laſſen. — Der „Seeländer", ein wegen ſozialiſtiſcher und kommuniſtiſcher Tendenzen verdächtigtes Berner Blatt, wird vom Regierungsrath Schneider redigirt. — Andreas Dietſch endlich, der Verfaſſer des „Tauſendjährigen Reichs", der nach Amerika wanderte und ſein ganzes Vermögen daran ſetzte, die kommuniſtiſche Kolonie Neu-Helvetia zu gründen, iſt aus dem obern Aargau. Die chriſtlichen Kommuniſten, zu welchen der erwähnte Dietſch gehört, ſind in der Schweiz ſehr zahlreich, und auch ſie gehören faſt ſämmtlich zur wohlhabenden Klaſſe.

Wir haben dieſe Notizen den Verhandlungen im Lauſanner Großrathe vorhergeſchickt, um ihren hiſtoriſchen Urſprung nachzuweiſen und unſern liberalen Bourgeois, wenn ſie anders noch Sinn für Thatſachen haben, die nicht in ihren Kram

paſſen, die eigentlichen Motive des Kommunismus zu zeigen. Auch in der Schweiz iſt, wie wir jetzt geſehen haben, der Kommunismus nicht aus der „Noth des Magens“ entſprungen; es iſt vielmehr, wie in Deutſchland, gerade der gebildetſte Theil des Volkes, der ſich's angelegen ſein läßt, die kommuniſtiſchen Ideen zu verbreiten und auszuführen. Aber auch hier wird ſich's zeigen, daß von dieſer Seite in der Praxis auf keinen Erfolg zu rechnen. Es ſind nur wenige Männer in der beſitzenden Klaſſe, welche hochherzig genug ſind, den ganzen Plunder, dem ſie ihr Glück verdanken, von ſich zu werfen und zur Idee des Kommunismus ſich zu erheben; und wiederum nur die Wenigſten unter dieſen Wenigen haben den Muth, die Feuerprobe der Praxis zu beſtehen. Die meiſten Kommuniſten aus der Klaſſe der Bourgeoiſie bringen es höchſtens zu Vermittelungsverſuchen und allgemeinen Phraſen, welche um ſo hohler werden, je mehr es ſich um ein entſchiedenes, prinzipielles Auftreten handelt; zu einem ernſtlichen Bruche mit dem Beſtehenden bringt es nur das Proletariat.

* * *

Herr Druey, Präſident des Staatsrathes, ſtellte den Antrag, folgende Artikel in die neue Konſtitution aufzunehmen:

1. Die Arbeit iſt geheiligt.

2. Jeder Waadtländer und jeder Eidgenoſſe iſt zur Arbeit verpflichtet nach ſeinen Kräften und Fähigkeiten.

3. Die Arbeit ſoll der Art organiſirt werden, daß ſie Jedem zugänglich, Jedem einträglich, unter Alle gleichmäßig vertheilt iſt.

4. Jeder Waadtländer und jeder Eidgenoſſe hat das Recht auf den Beiſtand der Bürgerſchaft (Bourgeoisie), wenn der Ertrag ſeiner Arbeit nicht hinreicht zu ſeinem und ſeiner Familie Unterhalt, ſo wie im Falle der Krankheit oder unter andern Umſtänden, die von der Verwaltung zu beurtheilen ſein werden.

5. Jede Gemeinde iſt gehalten, ihren Armen nach Maßgabe ihrer Hülfsmittel beizuſtehen.

6. Die Güter der Armen werden unter die Obhut und die obere Leitung der Verwaltung geſtellt, die dafür ſorgt, daß ſie ihrer Beſtimmung gemäß auf die beſtmöglichſte Weiſe verwendet werden.

* * *

Der Präſident des Staatsrathes wollte offenbar durch dieſe ſechs Artikel das Prinzip der Aſſoziation und Solidarität aller Geſellſchaftsglieder in der Konſtitution anerkannt ſehen, damit man auf dieſer Grundlage den neuen Bau ſpäter ausführen, Vorſchläge zur Organiſation der Erziehung und Arbeit machen könnte. Solche Vorſchläge waren hier, wo es ſich nur um Staatsgrundgeſetze handelte, nicht an ihrem Orte, wie er dieſes auch in einem ſeiner Vorträge ausdrücklich ſagte.

Druey hätte daher beſſer gethan, das einfache ſozialiſtiſche Prinzip als Grundgeſetz vorzuſchlagen. Von den ſechs Artikeln, die er vorſchlug, wären alsdann fünf überflüſſig geweſen, da im Artikel 3, unter Aenderung jedoch eines Wortes, welches wir ſogleich bezeichnen werden, ſchon Alles enthalten iſt, was der Konſtitution eine wahrhaft ſozialiſtiſche Grundlage zu geben ausgereicht hätte. Nur an die Stelle der „gleichmäßigen" hätte die zweckmäßige Vertheilung der Arbeit als Grundſatz aufgeſtellt werden müſſen, ohne welche Zweckmäßigkeit keine Verpflichtung zur Arbeit und keine Heiligſprechung derſelben ihr Anhänger zu verſchaffen vermag. Allerdings wäre mit dem bloßen Worte, mit dem nur allgemeinen Ausdrucke der Zweckmäßigkeit noch nicht die Art und Weiſe der Vertheilung der Arbeit angegeben geweſen, wodurch jene eben zweckmäßig, und dieſe Jedem angenehm zu machen iſt. Allein das hätte, wie die Ausführung der Prinzipien überhaupt, der ſpätern praktiſchen Geſetzgebung überlaſſen werden müſſen. In den Debatten hätte Herr Druey wenigſtens den Vortheil der Konſequenz in der Aufſtellung ſeiner Theorie gehabt, ein Vortheil, den er durch die nicht hieher gehörigen Vorſchläge ſeiner drei letzten Artikel, die ihn auch zwangen, in der theoretiſchen Begründung ſeiner Wünſche, in den erſten drei Artikeln nämlich, Konzeſſionen zu machen, verſcherzt hat. — Zu

ſpät, nachdem er bereits durch ſein vorzeitiges Hereinziehen praktiſcher Vorſchläge zu einer ſchmählichen Flucht und förmlichen Verläugnung des Sozialismus getrieben worden iſt — zu ſpät ſah Herr Druey ſeinen Fehler ein und rief kleinlaut aus: „Die Organiſation der Arbeit ſchließt nicht nothwendig die Gemeinſchaft ein. Uebrigens hüte ich mich wohl, hier Mittel vorzuſchlagen; ich ſuche nur das Prinzip feſtzuſtellen.“

* * *

Bevor wir die Debatten mittheilen, haben wir noch den Vorſchlag des Herrn Eytel zu betrachten:

1. Die Gemeinden ſollen den Nothleidenden, welche geſund ſind, Arbeit, Denen, die arbeitsunfähig ſind, Subſiſtenzmittel geben.

2. Sie ſollen den Kindern ihrer Armen die geeignete Erziehung zukommen laſſen.

3. Der Staat überwacht die Erfüllung dieſer Verpflichtungen, welche eine heilige Schuld der Geſellſchaft ſind; er trägt im Nothfalle ſelbſt dazu bei.

* * *

Herr Eytel hat nicht die Prätenſion, durch dieſe Artikel den Grund zu einer ſozialen Reform zu legen; er hofft nur durch ſie das republikaniſche Rechtsprinzip, die politiſche Freiheit und Gleichheit, zu einer Wahrheit zu machen, ein gutgemeintes zwar, aber unmögliches Vorhaben. Ohne die Iſolirung der Menſchen in der Geſellſchaft aufzuheben, glaubt er, durch eine Einmiſchung des Staates in die bürgerlichen Verhältniſſe, Ueberwachung der Mildthätigkeit u. dgl., die Kluft zwiſchen Beſitzern und Beſitzloſen ausfüllen zu können, eine Kluft, die er als den Ruin aller Freiheit und Gleichheit betrachtet. Das iſt ſchon ein anerkennenswerther Fortſchritt für einen politiſchen Demokraten; denn es gibt deren noch immer genug, die von einer ſolchen Einmiſchung nichts wiſſen wollen, weil ſie durch dieſelbe die „individuelle Freiheit“ beeinträchtigt glauben, ohne zu bedenken, daß, wie Herr Eytel richtig bemerkt, „der Mann, welcher Hunger hat, nicht frei iſt, und daß zwiſchen demjenigen, der alle ſeine Bedürfniſſe

befriedigen kann, und dem, der unter dem Drucke des Elends seufzt, keine Gleichheit herrscht." — Ohne es vielleicht selbst zu wollen, hat Herr Eytel viel triftigere Gründe gegen unsre antisozialen Zustände vorgebracht und mit mehr Muth für eine soziale Reform gesprochen, als Herr Druey, der, nachdem er den Kommunismus einmal zu desavouiren sich genöthigt sah, am Ende nur noch Prinzipien zu einem Kriminalkodex gegen den Müßiggang mit seinen sechs Artikeln vorgeschlagen zu haben behauptete! . . . .

Die Debatten, welche durch die Druey'schen und Eytel'schen Vorschläge veranlaßt wurden, nahmen ungefähr folgenden Verlauf.

Herr Ruchet meinte, der Großrath sei zwar schon oft zur Lösung wichtiger Fragen berufen gewesen, aber nie seien ihm wichtigere vorgelegt worden, als die in Rede stehenden. Der bloße Umstand, daß sie vorgelegt seien, und zwar vom ersten Magistrate der Republik, sei schon ein Faktum von großer Bedeutung. „Unsre Zeit, sagte er, beschäftigt sich mit Recht mit der Lage der Arbeiter, der Unbemittelten. Man ist von dem Loose dieser Klassen der Gesellschaft betroffen, wenn man sie mit den reichen Klassen vergleicht. Ueberall beschäftigen sich die humansten Geister mit dieser Angelegenheit. Ueberall sucht man nach Mitteln, die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern, und hätte man ein wirksames Mittel gefunden, gewiß, ich würde ihm sogleich die Hand reichen, wenn ich auch der Meinung bliebe, daß man keine Tendenzartikel in die Konstitution aufnehmen darf. — Aber dieses Mittel ist noch nicht gefunden; ich begreife nicht, wie man als Mittel zu diesem Resultate den Kommunismus vorschlagen kann. Ich glaube nicht, daß der Kommunismus das letzte Wort der Menschheit ist. Ich glaube überhaupt nicht, daß man zu ihm gelangen wird. Man strebt dahin, allerdings, das hat man gesehen. Darf aber der Kanton Waadt jetzt diesen Weg betreten? — Ich denke nicht."

Herr R. macht sich seine Sache ziemlich leicht. Dieser wohlmeinende Herr, dieser „gute Wille" begnügt sich damit,

im Allgemeinen Ja und dann im Beſondern Nein zu ſagen. Er iſt zu Allem bereit, aber — er „begreift“ nicht — er „glaubt“ nicht — er glaubt „überhaupt“ nicht — und, was die Hauptſache iſt, er „denkt“ nicht!

„Gehe ich zu den Konſequenzen über, fährt er fort, ſo ſcheint mir der Antrag eben ſo unannehmbar. Zwei Vorſchläge ſind gemacht worden; der des Herrn Cytel iſt der beſcheidenere (aber noch immer nicht beſcheiden genug). Er will, daß die Gemeinden ihren arbeitsfähigen Armen Arbeit verſchaffen ſollen. Aber zunächſt, was verſteht man unter Armen? Und welche Art Arbeit ſoll man ihnen denn geben? Sollen die Gemeinden beſondere Unternehmungen, etwa Wegebauten ausführen? Das würde nicht hinreichend ſein. Man müßte ſtehende Arbeitshäuſer haben. Iſt es aber nicht ungerecht, die Armen ihren Verhältniſſen, ihren Gewohnheiten zu entreißen und ſie, wie in England, in Zentralanſtalten einzupferchen?“

Welche Berge von Hinderniſſen ſich in dem kleinen Hirnkaſten dieſes großen Ariſtokraten gegen die „beſcheidenen“ Vorſchläge Cytels auftürmen! Keine einzige Frage findet er gelöst; er weiß nicht einmal, was man denn eigentlich unter einem Armen verſteht. — Vor allen Dingen aber ſcheint es ihm wahrhaft ungerecht zu ſein, die armen Leute (die ihm eigentlich noch unbekannte, ſehr problematiſche Geſchöpfe ſind) ihren „Verhältniſſen“, ihren „Gewohnheiten“ zu entreißen! — „Aber wenn die Arbeitshäuſer, die man angeführt hat, ſchlecht ſind, bemerkte Druey hierauf ſehr treffend, ſo kommt dies doch wohl daher, daß ſie ſchlecht organiſirt ſind. Darf man denn auf eine Idee verzichten, weil ſie ſchlecht ausgeführt iſt? Sollte ich darauf verzichten, mir Schuhe machen zu laſſen, weil die eines Andern ſchlecht gemacht ſind?“ Indeſſen ſcheint es faſt, als ob Herr R. ſich weniger aus philanthropiſchen als ökonomiſchen Rückſichten habe zurückſchrecken laſſen; denn nachdem er ſeinem gefühlvollen Herzen Luft gemacht hat, ſucht er zu beweiſen, daß dieſe Anſtalten ſehr „koſtbar“ ſein würden und wohl gar (horribile dictu) die freie Konkurrenz erdrücken

könnten! — Das ehrenwerthe Mitglied will neben den humanen Beſtrebungen den Krieg Aller gegen Alle aufrecht erhalten. Er erkennt Alles an, was die Humaniſten und Sozialiſten wollen; nur fällt es ihm nicht ein, am Beſtehenden etwas zu ändern. Ja, ruft R. aus, es ſind Probleme von der ungeheuerſten Wichtigkeit! Der bloße Umſtand, daß ſie vorgelegt ſind, und zwar vom erſten Magiſtrate der Republik, iſt ſchon ein Faktum vor der größten Bedeutung. Nur nicht übereilen darf man die Löſung dieſer Probleme!

Das ſind die Gründe, die Herr R. gegen die Vorſchläge des Herrn Eytel geltend macht.

„Aber Herr Druey, ſagt er ſchließlich, will etwas ganz Anderes. Er will nicht nur Arbeit ſchaffen, ſondern die vorhandene organiſiren. Nun aber beſteht die bei uns vorhandene Arbeit im Ackerbau, in der Induſtrie und dem Handel (bei uns auch). Der Staat ſoll alſo in alle Verhältniſſe der Fabrik- und Landbeſitzer, ſo wie in die Verhältniſſe zwiſchen Arbeitern und Eigenthümern eingreifen, das heißt, der Staat wird im Nothfall den Tagelohn höher ſtellen können, als der gewöhnliche Preis iſt. Aber, meine Herren, wiſſen Sie, wohin dieſes Syſtem führt? Glauben Sie denn, daß die Kapitaliſten ihr Geld nicht ins Ausland wandern laſſen werden, um ſich einer ſolchen Tyrannei zu entziehen? — Um im Kanton Waadt den Kommunismus einzuführen, müßte man das ganze Land mit einer ehernen Mauer umgeben, um die Reichen von der Auswanderung abzuhalten. Aber ſie werden davon gehen, und was bleibt dann übrig?" — Das will ich Ihnen ſagen, Herr Ruchet, was übrig bleibt. Fleißige Menſchen, die nicht mehr von den reichen Müßiggängern und ſpitzbübiſchen Rechenmeiſtern ausgebeutet, tyranniſirt werden, Menſchen, die ihre Arbeiten nach ihren Bedürfniſſen einrichten, und ſich ſehr bald über die Auswanderung der Kapitaliſten tröſten würden. Doch hören wir Herrn R. weiter:

„Auch ich glaube, daß die Arbeit geheiligt iſt. Ich glaube, daß Jeder die moraliſche Verpflichtung hat, in ſeinem Berufe zu arbeiten. Ich glaube, daß Derjenige, welcher arbeitet, wie

auch die Arbeit beſchaffen ſein mag, geachtet werden muß (sic). Aber warum das in der Konſtitution ſagen? Der Antrag ſagt: Jeder Waadtländer und Jeder Eidgenoſſe iſt zur Arbeit verpflichtet. Aber zu welcher Arbeit? (Jetzt kommen wieder die geiſtreichen Fragen:) Zu körperlicher Arbeit? Zum Graben? Den Weinſtock zu ſchneiden? — Aber nicht Jeder iſt zu dieſer Arbeit tauglich (Very well, nicht Jeder iſt zu jeder Arbeit tauglich, darum ſoll Jeder nur arbeiten, was er gelernt, nur das lernen, wozu er beſondere Fähigkeiten hat; das iſt der erſte kommuniſtiſche Grundſatz. Herr R. würde z. B. in einer kommuniſtiſchen Geſellſchaft keine Reden zu halten brauchen). Möchte der Herr Präſident des Staatsraths, daß man ihn verpflichte, den Weinſtock zu ſchneiden? Das iſt unmöglich. Es handelt ſich alſo wohl von geiſtiger Arbeit. (Ach!) Aber wie wollt Ihr zu dieſer Art Arbeit Jemand zwingen? Wie beſtimmen, ob ein Menſch denkt? (Zuweilen iſt das doch möglich. Man kann z. B. wiſſen, daß die Reden eines Mitgliedes des Lauſanner Großrathes durchaus gedankenlos ſind.) Außerdem müßte man die Kraft eines Geſetzes haben, um die Arbeiter zur Arbeit zu zwingen. Man müßte die Arbeiter beaufſichtigen und ſie verhindern, blauen Montag zu machen. Das ſind unausführbare Ideen!"

Wir ſehen hier, wie der Kommunismus von unſerm ehrenwerthen R. aufgefaßt wird. Allerdings hat Druey ſelbſt zu dieſer ſchönen Auffaſſung nicht geringen Anlaß gegeben. Wenn die Arbeit nur eine Pflicht, wenn ſie nicht ſo eingerichtet iſt, daß ſie Jeder eben ſo ſehr wenigſtens aus freiem Antriebe verrichtet, dann entſtehen alle die abgeſchmackten Fragen, die Herr R. in ſeiner Beſcheidenheit aufwerfen zu müſſen glaubte, dann ſcheitert der Kommunismus aber auch nicht nur, wie Herr R. meint, am „blauen Montag", ſondern vor allen Dingen an dem Freiheitsſinne unſrer weſtlichen Völkerſchaften, die ſich keinen orientaliſchen Despotismus gefallen laſſen und mit vollem Recht lieber im Kampfe Aller gegen Alle, als in einer „unfreien Gemeinſchaft" leben wollen. — Druey widerlegt den Herrn R., wie wir ſehen werden, nicht durch den

ſozialiſtiſchen Grundſatz der freien Arbeit, wobei er zugleich die Unfreiheit der heutigen Arbeit hätte nachweiſen können, ſondern dadurch, daß er in derſelben geiſtreichen Weiſe, wie ſeine Gegner, die Sozialiſten und Kommuniſten desavouirt. Druey hatte entweder die ſozialiſtiſchen Prinzipien ſelbſt nie begriffen, oder er hatte nicht den Muth, ſie öffentlich anzuerkennen, um ſeine Stellung nicht zu gefährden. — Hr. Druey ſprach nämlich folgendermaßen:

„Die geſellſchaftlichen Fragen, welche die Philoſophen und Menſchenfreunde in Anſpruch nehmen, beſchäftigen auch die Maſſe des Volkes. Eine Menge ſich einander widerſtrebenden Syſteme folgen auf einander, und zwei Klaſſen der Geſellſchaft ſtehen ſich beſtändig einander gegenüber. Dieſer Zuſtand der Dinge hat ſich aus dem Fortſchritte der Ideen und Bedürfniſſe ergeben. Die großen Fragen der Freiheit und das Verlangen nach Gleichheit beſchäftigen die Völkermaſſen. — Was die Bedürfniſſe betrifft, ſo gewahrt man überall, in Europa wie in Amerika, den leidenden Zuſtand der Geſellſchaft. Bitter beklagt man in allen Ständen die freie Konkurrenz. Die Plätze ſind beſetzt; man weiß nicht, was man mit ſeinen Kindern machen ſoll, die man mit großen Koſten erzogen hat. Dieſer Zuſtand der Dinge wird in denjenigen Ländern lebhaft empfunden, wo die Induſtrie eine große Entwickelung genommen hat, in England z. B. und ſelbſt in einigen Kantonen der Schweiz. Ich glaube, daß man die Bedeutung meiner Anträge übertrieben hat. — Zwei Richtungen ſind gegenwärtig im Widerſtreit: der Individualismus, an deſſen Spitze Adam Smith und J. B. Say ſtehen, die Schule, deren Grundſätze zur Auflöſung der Geſellſchaft und zur Anarchie führen. Auf der andern Seite ſteht die ſoziale Schule und der Kommunismus, und nehmt in dieſer Schule Conſiderant, Proudhon, wen Ihr wollt, ſie genügen nicht, weil ihre Ideen nicht genug durchgearbeitet ſind. Wie die andre Seite das Einzelintereſſe einſeitig bis zum empörendſten Egoismus verfolgt hat, ſo übertreibt die ſoziale Schule die Bedeutung der Geſellſchaft ſo ſehr, daß das Einzelweſen er-

drückt wird und ſich nicht entwickeln kann; die Freiheit wird hier geopfert. In meinen Anträgen findet ſich Nichts, was die Syſteme der Sozialiſten berührt."

In den Anträgen des Herrn Präſidenten des Staatsrathes könnte man wohl noch einige Berührungspunkte mit der ſozialen Wiſſenſchaft finden. Dagegen findet ſich in den Reden des Herrn Präſidenten in der That Nichts, was jene Wiſſenſchaft auch nur im Entfernteſten berührte. — Wir werden dies ſogleich erfahren. — Herr Druey fährt fort:

„Die Arbeit iſt geheiligt. Niemand beſtreitet dieſen Satz. Wird man die Ausdrucksweiſe etwas hochfahrend finden? — Aber ſie iſt es nicht mehr, als viele andre in der Konſtitution. Sie will beſagen, daß die Arbeit ehrwürdig, daß ſie etwas dem Menſchen von ſeiner Natur und ſeiner Würde Gebotenes iſt, mit andern Worten, daß ſie nicht entehrend. Manche Leute betrachten noch die Arbeit oder einige Arten Arbeit als entehrend. Gegen dieſe Anſicht wollte ich, daß das Volk von Waadt dieſen Grundſatz in ſeine Konſtitution ſchreibe. Einige glauben, daß es entehrend ſei, vom Ertrage ſeiner Arbeit, von Gehalt oder Honorar zu leben. Es liegt, ſagt man, darin etwas, was eine niedrige Stellung verräth. Solche Anſichten ſind uns aus frühern Zeiten überkommen. Meine Anträge begegnen zunächſt denen, die, ohne gewiſſe Arbeiten zu ſcheuen, ſich entehrt glauben würden, wenn ſie die Hacke oder das Schurzfell nehmen ſollten. Aber ſie begegnen auch einer ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Schule, die die Arbeit als ein Uebel, eine Plage, ein Leiden betrachtet und die auf ein Eldorado hofft, wo ſie davon befreit ſein würde. Nun aber glaube ich, daß das ein Irrthum iſt. Ohne Arbeit iſt das Leben Lethargie, worin alle Fähigkeiten erlöſchen. Auch hiergegen wollte ich mich ausſprechen."

Herr Druey will die Ehre der Arbeit retten. Das iſt ſchön von ihm. Unglücklicher Weiſe proklamirt er aber nur ihre Schande. Die Arbeit, von welcher Art ſie auch immer iſt, ehrt den Menſchen, wenn er ſie aus innerm Antriebe oder freiwillig verrichtet. Aber wir haben noch nie gehört, daß

die Zwangsarbeit den Menſchen ehre, ſonſt müßten der Leibeigne des Mittelalters, der Sklave des Alterthums oder der Kolonieen und Galeeren, ferner der moderne Proletarier, Lohnarbeiter und Diener die ehrenvollſte Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft einnehmen, denn ſie allein arbeiteten und arbeiten beſtändig für die Herren, die nichts thun, als Schätze ſammeln und Andere für ſich arbeiten laſſen. Sie werden entweder mit der Peitſche, oder durch den Hunger zu dieſer entehrenden Knechtſchaft getrieben. Aber gerade dieſe Arbeit, die Lohnarbeit, die Arbeit für „Gehalt oder Honorar", kurz, die Sklaverei, wie ſie in unſrer modernen Geldherrſchaft beſteht, will Herr Druey ehrenretten. — Herr D. hat alſo nicht einmal eine Ahnung von der wirklich ehrenvollen Arbeit, und er ſanktionirt, ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu wollen, den Müßiggang, die Spekulation, den Geldwucher, indem er ſich einbildet, die Arbeit, die freie Arbeit zu ſanktioniren. Druey ſpricht von der „Würde" der Arbeit ganz in derſelben ſentimentalen Weiſe, wie neulich ein bekannter ſüddeutſcher Literat zu Berlin in einer Arbeiterverſammlung, die ihn auslachte. — Wenn das Geld, welches ich durch die Arbeit erwerbe, den Werth der Arbeit beſtimmt, dann iſt diejenige Arbeit, welche weniger Geld einbringt, auch weniger werth, als andere, die mehr einbringt. Der reale Grund der ideellen Würde iſt aber immer der wirkliche Werth, und wenn die Arbeit mit der Hacke nicht ſo werthvoll iſt, als diejenige des Geldſpekulanten, ſo iſt ſie auch in letzter Inſtanz natürlich nicht ſo würdevoll. Daher werden, ſo lange die Arbeit Lohnarbeit oder Erwerbsthätigkeit iſt, trotz aller Verſicherungen der impotenten, heuchleriſchen, idealiſtiſchen Moraliſten von der „Heiligkeit" und „Würde" und „Gleichheit" jeder Arbeit nach wie vor einige Arbeiten ehrenvoll, würdevoll ſein, weil ſie dem Verrichter derſelben wirkliche Würde und Werthe einbringen, andre ehrlos und unter aller Würde, weil unter allem erheblichen Werthe. — Um die Arbeit zu Ehren zu bringen, iſt es nicht genug, ſie für ehrenvoll zu erklären — die Meinungen der Menſchen laſſen ſich nicht dekretiren, ſie ſind ein Produkt

der realen Verhältniſſe — ehrenvoll iſt nur die wirklich ehrenvolle, die freie Arbeit. Erſt wenn die menſchliche Thätigkeit unſchätzbar ſein wird, wird ſie auch werth- und ehrenvoll ſein. Man muß alſo die Arbeit frei machen, um ihre Ehre zu retten. Frei iſt meine Arbeit aber nicht, wenn es mir frei ſteht, eine mir unangemeſſene, folglich unangenehme Arbeit entweder beſtändig zu verrichten, oder zu verhungern. Frei iſt nicht die Arbeit, zu deren Verrichtung ich keine Luſt habe, zu der ich mich nur, von der Noth oder von ſonſtigen äußerlichen Urſachen getrieben, verſtehe. Frei iſt nur die Arbeit, die aus innerm Berufe, aus Luſt und Liebe zu ihr geſchieht, nur diejenige, in welcher ich zur Entwickelung der mir inwohnenden Fähigkeiten und Kräfte komme. Die freie und würdevolle Arbeit iſt in unſrer heutigen verkäuflichen Geſellſchaft unmöglich. — Die Gegner des Kommunismus ſind zwar unwiſſend und unverſchämt genug, ſich für Anhänger der freien Arbeit zu erklären, ja, ihre Abneigung ſelbſt gegen den Kommunismus aus ihrer Liebe zur freien Arbeit herzuleiten. Allein die „liberalen" Bourgeois wiſſen es recht gut, denn ſie haben es täglich vor Augen, daß die große Mehrzahl der heutigen Menſchen, die ihre eignen Sklaven oder Arbeiter ſind, nicht frei genannt werden können. Auch die Staatskünſtler und Nationalökonomen wiſſen es recht gut, daß die Politik und die Oekonomie ſich um die „Einzelnen" wenig kümmert, um die „Einzelnen", die ſie in „Maſſe" verelenden, verkümmern und umkommen läßt. Die Herren Bourgeois, Politiker und Oekonomen lügen auf die unverſchämteſte Weiſe, wenn ſie ſich für die Freiheit und das Leben der Einzelnen ſo beſorgt ſtellen und aus dieſer Beſorgniß ihre Antipathie gegen die ſozialiſtiſche Richtung erklären. — Wenn dagegen Herr Druey es dieſen Bourgeois nachſpricht, daß in der kommuniſtiſchen Geſellſchaft das „Einzelweſen" erdrückt, daß die „Freiheit" in ihr geopfert werde, ſo vergißt er, daß er einen Augenblick vorher in derſelben ſalbungsvollen Rede alle Stände als ein „Opfer" der „freien" Konkurrenz ſchildert, daß er in unſrer Geſellſchaft auch keinen Einzigen findet, deſſen Freiheit

nicht „erdrückt“ werde. Bedauert er ja sogar, daß man nicht mehr wisse, was man mit seinen Kindern anfangen soll, die mit „großen Kosten“ erzogen worden sind! Wenn der, welcher seine Kinder mit „großen Kosten“ erziehen konnte, ihnen keine angemessene Stellung zu verschaffen weiß, wie sollen die Kinder, deren Eltern gar keine Kosten auf die Erziehung zu verwenden vermögen, die Kinder, deren Anlagen nicht einmal entwickelt worden sind, eine ihren Fähigkeiten und Kräften angemessene soziale Stellung finden? — Gut, sagt Herr D., deßhalb sollen wir uns vereinigen, um jedes Kind so zu erziehen, daß alle seine Anlagen entwickelt werden, um jedem also erzogenen Menschen diejenige Stellung in der Gesellschaft zu geben, in welcher er seine entwickelten Anlagen zum eignen Genusse und zum Wohle seiner Mitmenschen ausüben kann. — Aber das ist ja purer, blanker Kommunismus! heulen ihm die „Mitwölfe“ entgegen und drohen, ihn vor Schrecken aufzufressen — Bewahre der Himmel, beruhigt dann Herr D. seine Getreuen, bewahre der Himmel mich und Euch vor diesem großen Menschenfresser, der die Freiheit und das Leben der Einzelnen erdrückt und vernichtet! — Um die Aufrichtigkeit seines Entsetzens vor diesem menschenfressenden Kommunismus ihnen zu beweisen, fängt der ehrenwerthe Präsident nun an, ihnen zu erzählen, daß die Kommunisten die Arbeit scheuen, sie als eine Plage, ein Uebel, ein Leiden ansähen, und daher auf ein Eldorado hofften, wo sie von der Arbeit befreit sein würden. Gerade gegen diese kommunistischen Ansichten habe er sich aussprechen wollen. — Was die Kommunisten doch nicht alles wollen und sagen! Es sind wahre Tollhäusler, diese Kommunisten! Einmal wollen sie die Menschen zur Arbeit zwingen; ein anderes Mal wollen sie dieselben von aller Arbeit befreien. Einmal ist ihre Gesellschaft eine „unfreie Gemeinschaft“, ein Arbeitshaus, ein Zuchthaus, ein Gefängniß, eine Galeerensklaverei; ein andres Mal ist sie ein Eldorado, ein Schlaraffenland, ein Feenpallast, ein Luftschloß, ein Sommernachtstraum. — Das ist der Kommunismus, wie er in den Zeitungen der liberalen und konservativen Bourgeoisie,

in der Journaliſtik und auf der Rednerbühne der amis du commerce geſchildert wird, und wie er auch hier, in den Verhandlungen des Lauſanner Großrathes über die ſoziale Frage, wieder traktirt worden. Und das liebe Publikum, welches vom Kommunismus ebenſo viel weiß, wie jene Redner und Publiziſten, kommt vor Staunen und Entſetzen, vor Lachen und Schrecken gar nicht zum Studium des Kommunismus. — Armes, unwiſſendes Volk! Du wirſt hier, wie überall, von Schwachköpfen und Eskamoteurs bei der Naſe herum geführt. Aber, glaube nur, ſo wenig wie es noch einem Kommuniſten eingefallen, eine allgemeine Zwangsarbeit nach dem Muſter unſrer gegenwärtigen „freien" Arbeit einzuführen, ebenſo wenig iſt von einem Kommuniſten jemals behauptet worden, daß die freie, wirklich freie Arbeit eine Plage, ein Uebel, ein Leiden ſei, oder daß eine Geſellſchaft ohne Arbeit exiſtiren könne, oder daß eine ſolche unmögliche Geſellſchaft auch nur wünſchenswerth ſei. Im Gegentheil kommen alle Kommuniſten darin überein, daß eine wohl organiſirte Arbeit nicht nur zur Erhaltung der Geſellſchaft, ſondern auch zur Befriedigung des Thätigkeitstriebes des Einzelnen, zur phyſiſchen und geiſtigen Geſundheit, Bedürfniß ſei. Allerdings wird von der heutigen, von der ſogenannten „freien Arbeit", die aber in der That überall Zwangsarbeit iſt, behauptet, und mit Recht behauptet, daß ſie eine Laſt und ein Laſter ſei, daß ſie den Menſchen moraliſch erniedrige und phyſiſch zu Grunde richte. Daß aber ein Leben ohne Arbeit alle Fähigkeit erlöſche, wahrlich, das wußten die Kommuniſten ſchon vor der Rede des ehrenwerthen Druey, und um ſolche tautologiſche Weisheit auszukramen, lohnt es ſich wahrhaftig nicht der Mühe, die Rednerbühne zu beſteigen. Herr D. hätte eben ſo gut die große Wahrheit, daß Spitzbuben keine ehrlichen Leute ſind, den Kommuniſten an den Kopf werfen können, um ſie zu widerlegen. Aber er hätte jedenfalls beſſer gethan, wenn er anſtatt dieſer und ähnlicher Behauptungen, von welchen er freilich ſicher ſein konnte, daß ſie ihm Niemand beſtreiten werde, ſeinen Rathsgenoſſen erklärt hätte, worin die ehrenvolle, freie Arbeit beſteht.

„Dieſer Artikel über die Arbeit", fährt Herr D. fort, „bildet die Grundlage des Beſitzes und des Reichthums (dieſer Artikel wohl ſchwerlich). Man hat etwas Außerordentliches darin gefunden (das war allerdings ein großer Irrthum). Man hat gefragt: Wie wollt Ihr ihn zur Ausführung bringen? Aber man bedarf keiner Aufſichtsräthe dazu. Das Geſetz, welches den Eidgenoſſen Rechte gibt, kann ihnen auch Pflichten auferlegen. Die Arbeit iſt eine moraliſche Verpflichtung. Diejenigen, die nicht arbeiten wollen, ſind ſtrafbar vor der öffentlichen Meinung (Herr D. hätte dieſe Morallehre in den Katechismus, aber nicht in die Conſtitution zu bringen nöthig gehabt). Aber man könnte auch in das Strafgeſetzbuch (Ach!) eine Beſtimmung gegen ſie einrücken. Es gibt deren genug gegen Bettler und Vagabunden. Man braucht aber nicht gerade Lumpen und einen Bettelſack zu tragen, um Vagabund zu ſein. Man kann auch zu Pferde, zu Wagen, und in ſchönen Kleidern vagabundiren. (Alſo ein Kriminalkodex gegen den Müßiggang!). Aber es gibt noch andere geſetzkräftige Beſtimmungen. Zunächſt findet ſich eine in den folgenden Artikeln, die ich vorgeſchlagen. Geräth Jemand in Armuth, was am Häufigſten in Folge des Müßigganges ſtattfindet (sic), ſo wird man ihm ſagen: ſeid Ihr krank, ſo wird man Euch unterhalten; ſeid ihr aber nicht krank, ſo geht arbeiten, und Ihr werdet Euren Unterhalt verdienen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Jeder in dem Fache arbeitet, welches er gelernt hat. Verſteht Ihr keine Arbeit, ſo wird man Euch eine lehren. Das Elend vermag viel; man hat verarmte Literaten an der Befeſtigung von Paris arbeiten ſehen. Ihre Hände haben einige Tage dabei gelitten; aber zuletzt wurden ſie hart und ſchwielig, wie die andern auch."

Alſo Herr D. kennt kein anderes Elend, als dasjenige, welches aus dem Müßiggang und der Arbeitsſcheu entſteht. Er weiß nicht, daß die Maſſen der verelendeten Proletarier aus der Ueberproduktion, aus dem Ueberfluß an Arbeitern und dem Mangel an Arbeit entſtanden ſind und fortwährend ſo entſtehen. Sein Mittel gegen den Pauperismus iſt daher

folgerichtig die Feſtungsarbeit, die er als Beiſpiel anführt!

„Eine andre Sanktion der Arbeit, heißt es in der Druey'ſchen Rede weiter, würde in der Beſtrafung der Bankrotte (!) beſtehen. Wenn ein Mann ſeine Habe durchgebracht und Andre zu Schaden gebracht hat in Folge ſeiner Faulheit oder ſeiner Nachläſſigkeit, ſo kann man ihn die Folgen davon tragen laſſen. Hiefür iſt kein Aufſichtsrath nöthig; dazu ſind die Geſetze da (die Geſetze gegen den Bankerott ſind bekanntlich in der Schweiz ſehr ſtreng). Man hat hierin (!) eine ſoziale Revolution erblicken wollen (!), vielleicht wegen der Worte: „die Arbeit ſoll organiſirt werden," weil in allen ſozialiſtiſchen Syſtemen von der Organiſation der Arbeit die Rede iſt (der große Rath hätte ſich darüber nicht zu beunruhigen brauchen; es iſt auch in allen deutſchen Zeitungen jetzt davon die Rede). Nein, m. H., der Staat ſoll nicht in die Privatverhältniſſe eingreifen (sic). Aber es gibt mehrere Mittel (mehrere), um die Arbeit trotz dem zu organiſiren. Die Gemeinden und der Staat können die Arbeiten den Arbeitern unmittelbar übertragen, und nicht Zwiſchen- und Unterhändlern, die den Arbeitern nichts übrig laſſen. (Alſo doch!) Man hat von Arbeitshäuſern geſprochen, man hat geſagt, daß ſie nicht gut ſeien. Aber wenn einige, die man angeführt hat, ſchlecht ſind, ſo kommt dies doch wohl daher, daß ſie ſchlecht organiſirt ſind, darf man aber eine Idee aufgeben, weil ſie ſchlecht ausgeführt iſt? Soll ich darauf verzichten, mir Schuhe machen zu laſſen, weil einige Schuhe ſchlecht gemacht ſind? — Der Staat kann ferner auch, um die Arbeit Allen zugänglich zu machen, die Aſſociationen begünſtigen. Man iſt heutzutage mit dieſen Vereinen zur Arbeit ſehr beſchäftigt. Wohlan denn, der Staat möge ſie organiſiren und begünſtigen, ſo organiſiren, daß die Arbeit die Kräfte der Menſchen nicht überſteigt, wie in England, wo bewieſen worden iſt, daß das Geſchlecht zu Grunde gehen würde, wenn man die Arbeitszeit nicht beſchränkte, während dagegen die Miniſter bewieſen haben, daß die Induſtrie ohne Beibehaltung der bisherigen Arbeitszeit zer-

fallen würde. — Ohne auf die Anſichten der Schulen, von denen man geſprochen hat einzugehen, ohne ein neues Syſtem zu erfinden — man braucht nur das zu nehmen, was bei uns und um uns beſteht — ſo wiederhole ich, es iſt nöthig, den kranken Zuſtand, der in der Geſellſchaft allgemein iſt, in Betracht zu ziehen. Ueberall ſucht man Heilmittel, aber faſt alle ſind unzulänglich. In Frankreich, in England, in Deutſchland ſelbſt beſchäftigt man ſich mehr und mehr mit dieſen Fragen, und zwar in allen Klaſſen der Geſellſchaft. Selbſt die Regierungen fangen an, ſich darum zu kümmern. Lange Zeit hat man keine Gefahr ſehen wollen; man öffnet endlich die Augen. — Alſo glaube ich nicht, daß meine Anträge zu einer ſozialen Umwälzung führen, und wenn eine ſolche ſtattfinden wird, ſo wird ſie gewiß nicht im Kanton Waadt ihren Anfang nehmen. Nichts deſto weniger iſt's wahr, daß eine ſolche Bewegung auch uns berühren wird, und darum glaube ich, daß die Fragen, welche damit verknüpft ſind, die Aufmerkſamkeit der Regierenden verdienen."

Man ſieht an dieſer ganzen Expoſition des Herrn Druey, daß dieſer Mann ein Skeptiker, ein ſozialer Skeptiker iſt. Er verzweifelt am Beſtehenden, ohne an eine Reform deſſelben tief zu glauben. Ohne Ueberzeugungstreue, lauſcht er nur immer auf die Stimme der Majoritäten, folgt er charakterlos den Bewegungen der Volksmaſſen, und ſchlägt ſich jederzeit zum Sieger, zur herrſchenden Partei. — Zur Ehre des Herrn D. muß jedoch hinzugefügt werden, daß er Majoritätsanhänger aus Prinzip iſt. Ein Verehrer Rouſſeau's, hält er es für die Pflicht des Staatsmannes, den Majoritäten zu folgen. Als er ſah, daß die große Mehrzahl der Landbeſitzer ſich zu den ſozialiſtiſchen Ideen hinneigte, ſchloß er ſich dem energiſchen Delarageaz an und wurde mit den Kommuniſten kommuniſtiſch, zur ſelben Zeit, als er, aus ähnlichen Gründen, gegen Aargau in der Kloſterangelegenheit ſtimmte.

Herr Tavel kann ſich trotz aller Verſicherungen des Herrn Präſidenten des Staatsrathes, daß ſeine Anträge weit davon entfernt ſeien, den Kommunismus vorbereiten zu wollen,

noch nicht beruhigen. Er will Alles, was den mindeſten Anſchein einer kommuniſtiſchen Tendenz hat, vermieden ſehen. „Ich kenne, ſagt dieſer Herr, keine bedauernswerthere Geſellſchaft, als diejenige, worin die Perſönlichkeit der Einzelnen von der Geſellſchaft vernichtet wird.“ (Dieſe Helden des Lauſanner Großrathes machen ſich ihre parlamentariſchen Kämpfe nicht zu ſchwer. Anſtatt ſich zu ſchlagen, überreichen ſie ſich ihre Waffen und führen nach einander dieſelben Luftſtiebe.) „Unſer Volk, fährt Herr Tavel fort, liebt die Freiheit, der Kommunismus zerſtört ſie und ſetzt an ihre Stelle den Despotismus. — Doch laſſen wir den Kommunismus bei Seite. — Nach dem Antrage des Herrn Cytel ſollen die Gemeinden gehalten ſein, den arbeitsfähigen Nothleidenden Beſchäftigung zu geben. Ich verwerfe dieſe Patronatſchaft von Seiten des Staates und der Gemeinden, welche die Nothleidenden einer entehrenden Beaufſichtigung unterwerfen würde. Ich verwerfe beſonders jeden Gedanken des Zwanges. Bei einem ſolchen Syſteme würde die Zahl der arbeitsfähigen Armen anſehnlich wachſen, und wenn ſie dann kommen und vom Staate verlangen, daß er ſeine Verſprechungen halten ſoll, ſo fürchte ich ſehr, daß ſie nicht dabei bleiben, Arbeit zu fordern. — Es muß ohne Zweifel etwas geſchehen. Aber erſt, wenn der Staat auf wahrhaft demokratiſchen Grundlagen organiſirt, wenn unſere geſellſchaftliche Entwickelung einmal weiter fortgeſchritten iſt, wenn die Ideen ihren Weg durchgemacht haben, dann vielleicht werden die Ideen in die Wirklichkeit überzuführen ſein, dann können ſie auch in die Konſtitution geſchrieben werden. Jetzt iſt die Zeit noch nicht gekommen.“

In Herrn Tavel haben wir den liberalen Bourgeois, wie er leibt und lebt, nicht nur in der Schweiz, ſondern auch in Deutſchland, Frankreich und England, in Europa und Amerika. Die Bourgeois ſind in ihren Ideen nicht nur, auch in der Art und Weiſe, wie ſie dieſelben zum Beſten geben, ſehr arm. Wie oft haben wir dieſes berüchtigte: „Es muß etwas geſchehen“, ſchon in den Deputirtenkammern gehört! Hier iſt der Grundgedanke, den unſre ganze heutige Krämer-

welt der ſozialen Bewegung gegenüber geltend macht: „Es muß ohne Zweifel etwas geſchehen, aber nur nichts, was im Entfernteſten die Freiheiten und die Rechte und die Beſitzungen antaſtet, die wir uns wohl erworben haben, weder die Freiheiten, die wir uns gegen das Lumpenpack genommen, noch diejenigen, die wir dem Staate abgeliſtet haben. — Aber es muß etwas geſchehen, damit wir — nicht ſelbſt zu Grunde gehen; denn das ſehen wir leider zu gut ein, daß unſer ganzes ſoziales Gebäude faul iſt. Laſſen wir aber ja doch den Kommunismus bei Seite, wir wollen nichts davon hören -- es hat ſeine Gründe!“ — Herr T. ſpricht den geheimſten Gedanken der Bourgeoiſie aus, wenn er hinzufügt, „er fürchte, die arbeitsfähigen Armen würden nicht dabei ſtehen bleiben, Arbeit zu fordern.“ Der Bourgeois, deſſen höchſtes, deſſen einziges Verlangen Geld iſt, deſſen Geldduſt in dem Maaße zunimmt, je mehr er bereits „erworben“ hat und der in ſeinem wahnſinnigen Geldbelirium überall nur Räuber, Diebsgeſindel, Lumpenpack ſieht, dieſer feige Sünder bildet ſich wirklich ein, der arbeitsfähige Arme verlange noch etwas anderes, als vivre en travaillant. — Aber die Scheu vor der Arbeit als ſolcher — denn um Geld zu erwerben, arbeitet der Bourgeois allerdings, wie ein Vieh — dieſe Arbeitsſcheu iſt nur dem Bourgeois, nicht dem Proletarier, eigen. Schon jetzt, wo doch die Arbeit noch keineswegs ſehr zweckmäßig eingerichtet iſt, fällt es keinem geſunden Proletarier ein, die Arbeit zu fliehen; ſie iſt ihm zur andern Natur geworden, und wenn er auch vollauf zu leben hätte, iſt ihm doch ſtets eine ſeinen Fähigkeiten und Kräften entſprechende Arbeit willkommen. — Aber wie man gewöhnlich die Andern nach ſich ſelbſt zu beurtheilen pflegt, ſo ſieht auch der Bourgeois in jedem Menſchen einen arbeitsſcheuen Geldjuden.

Herr Tavel iſt gegen jede Einmiſchung des Staates und der Gemeinde in die Privatverhältniſſe der Einzelnen. Solche Einmiſchung, meint er, ſei entehrend und läſtig. Wir verſtehen! — Aber man wird den Bourgeois nicht erſt um ſeine Erlaubniß fragen, wenn es ſich einmal darum handeln wird,

die Proletarier vor ſeinen Griffen und Kniffen ſicher zu ſtellen, ſo wenig, wie der Richter den Dieb um ſeine gütige Erlaubniß fragt, die Räuberhöhle zu durchſuchen, um das verborgene Verbrechen an's Licht zu ziehen. — Und bildet Euch ja nicht ein, daß „dieſe Zeit noch nicht gekommen", daß man etwa noch lange wartet, „bis die Ideen ihren Weg durchgemacht haben." Die „Ideen", bei welchen Ihr gar zu gerne ſtehen bleiben möchtet, haben ihren Weg durchgemacht — und wenn Ihr auch hintertreiben könnt, daß ſie in Eure Conſtitutionen, ſo könnt Ihr's doch nicht verhindern, daß ſie in die Herzen der Menſchen geſchrieben werden! Und das wird ihre Verwirklichung ſicherer herbeiführen, als wenn Ihr ſie in Eure Conſtitutionen ſetzt.

Herr Pallis glaubt, daß der Antrag des Herrn Druey durchaus kommuniſtiſch ſei, und zwar aus folgenden Gründen: „Die Verhältniſſe, meint er, in denen die Menſchen unter einander und die Bürger zum Staate ſtehen, ſind durch die Geſetze beſtimmt. In allen dieſen Verhältniſſen beſteht eine ſoziale, ſelbſt kommuniſtiſche (!) Organiſation, wenn man Beiſpiele, wie die Armenverwaltung, die Gemeinde- und Staatsgüter, zulaſſen will. Aber ein wichtiger Punkt iſt der Leitung der Individuen überlaſſen, das iſt die Arbeit. (Alſo die Arbeit gehört nicht zu den Verhältniſſen der Menſchen unter einander und der Einzelnen zur Geſammtheit; die Arbeit iſt, nach Herrn Pallis, etwas, was die Menſchen iſolirt.) Was will man aber heute? — Man muthet uns zu, aus der Arbeit Aller ein einziges Kapital zu machen, und dieſes Kapital macht man zu einem Theile der öffentlichen Domaine, dann ſtellt man dieſe wichtige Abtheilung unter die Leitung der Gemeinden, welche dem Staatsrathe unterworfen ſind, d. h. ſchließlich, die ausübende Gewalt wird der Vormund Aller und der Leiter der Arbeiter eines jeden Einzelnen. Iſt man einmal zu dieſem Punkte gekommen, ſo iſt die Freiheit der Bürger abgeſchafft, und dieſe Gütergemeinſchaft der Kräfte und Fähigkeiten iſt reiner, radikaler Kommunismus. Man erſchrickt vor der Gewalt, die man der Obrigkeit einräumt. Ich fühle mich

ſtark gegen das Elend, und ich möchte kein Wohlleben um den Preis der Knechtſchaft aller meiner Kräfte und Fähigkeiten."

Daß Herr Wallis ſich ſtark gegen das Elend fühlt, iſt zu begreifen; aber er hätte auch bedenken ſollen, daß nicht alle Menſchen ein Gleiches von ſich ſagen können, namentlich nicht diejenigen, deren Erziehung ſo unvollkommen iſt, wie die unſrer Proletarier, welche von der liberalen Bourgeoiſie als Maſchinen benutzt und ausgebeutet werden. — Was die despotiſchen Gelüſte betrifft, die Herr W. dem Präſidenten des Staatsrathes ziemlich unumwunden vorwirft, ſo ſind dies ſehr verzeihliche Konſequenzen aus der Expoſition des Herrn Präſidenten des Staatsrathes ſelbſt: denn dieſer kommt ſelbſt nicht aus dem Gegenſatz von Freiheit und Despotismus heraus und glaubt, man müſſe die Erſtre, die ihm weiter nichts iſt, als individuelle Willkür, durch ein Eingreifen von Oben herab irgendwie beliebig mäßigen. Herr D. weiß es ſo wenig, wie ſeine Gegner, daß die Arbeit nur dann wahrhaft frei ſein kann, wenn ſie nicht mehr als Privaterwerb auftritt, wenn es nicht mehr der Willkür der Einzelnen überlaſſen bleibt, ſich gegenſeitig die Mittel zur Arbeit und zur Lebensthätigkeit überhaupt zu entziehen; er weiß es nicht, daß in dieſem Privaterwerbe die Thätigkeit, welche Selbſtzweck iſt, zum Mittel des Erwerbes herab ſinkt, und daß ſo das ganze Leben, indem es von der Sorge abſorbirt wird, ſich die *Mittel* zu Leben und Wirken zu verſchaffen, eine Umkehrung der Begriffe von Mittel und Zweck, alſo auch eine umgekehrte Moral erzeugt; denn was der *Zweck* des Lebens, iſt auch immer ſeine *höchſte Aufgabe*, und nachdem der Privaterwerb Lebenszweck geworden, wird die gegenſeitige Ausbeutung die höchſte Aufgabe des Lebens. Nachdem ſich Jeder, unbekümmert um ſeine Nebenmenſchen, nur ſelbſt die Lebensmittel und Arbeitsmaterialien (Materialien zur Lebensthätigkeit) zu verſchaffen ſuchen muß, iſt Jeder gezwungen, ſich dieſelben auch auf Koſten ſeiner Nebenmenſchen anzuſammeln. — Nicht die *Arbeit*, ſondern die *Anſammlung*, die Aneignung, der Privaterwerb

iſt in dieſer Anarchie frei. Die Arbeit kann nur dann wieder Selbſtzweck und frei werden, wenn die Menſchen ſich vereinigen, Jedem die Mittel zum Leben und Wirken zu verbürgen. Der Einzelne kann ſich dieſe Bürgſchaft nicht geben; auch bei dem größten Glücke — und es iſt immer nur ein zufälliges Glück, reich zu ſein, und ein Zufall iſt keine Garantie — aber auch während der Dauer des Glückes, ſagen wir, beſitzt man jetzt nicht die Mittel zur Ausbildung und Anwendung aller ſeiner menſchlichen Fähigkeiten, da man jetzt für Geld zwar viel, aber doch nicht Alles haben kann, was man vernünftiger Weiſe wünſchen muß — ganz abgeſehen von dem niederſchlagenden Gefühle, welches den Reichen, der noch ein Herz im Leibe hat, beim Anblicke des Elends ſeiner Nebenmenſchen beſchleichen muß und nicht zum vollen Genuſſe des Lebens kommen läßt.

Herr Pallis beſchließt ſeinen Vortrag mit der ihre Wirkung nie verfehlenden Appellation an die Furcht der feigherzigen Bourgeoiſie:

„Aber noch ein gefährlicheres Reſultat wird ſich ergeben, ſagt er, man ſchafft zwei Klaſſen Bürger: die Beſitzer, die Reichen einerſeits, und andrerſeits die Proletarier, die unter der Zuchtruthe der Gemeinden oder der Staatsregierung ſtehen. Dieſe Trennung könnte nur zum Unheil des Kantons ausſchlagen; ſie würde um ſo ſchroffer ſein, als der Staat ein großes Induſtriekapital zu leiten hätte — er müßte kaufen und verkaufen, Kaſſe halten und Handel treiben — nicht zu gedenken, daß die Konkurrenz der Gemeinden die Schwierigkeiten beträchtlich vermehren würde. — Endlich wird die Vertheilung der Arbeit nicht leicht ſein, und ich zweifle, ob ich z. B. tauglich wäre, die Hacke zu führen; man könnte mich nur gebrauchen, um Prozeßakten zu machen, und der Nutzen wäre gering.“

Wir haben zu dieſem ſelbſtausgeſtellten testimonium paupertatis des Herrn P. nichts hinzuzufügen. —

Herr Delarageaz ſucht die Anträge Druey's möglichſt zu rechtfertigen. Gegenüber der individuellen Freiheit ſei es

dringend nöthig, Verbindlichkeiten und Pflichten aufzulegen. „Die Arbeit, ſagt er, iſt eine heilige Schuld, die Jeder übernehmen muß, während die Geſellſchaft die Aufgabe hat, die Arbeiter zu bilden, ihnen die Mittel zur Entwickelung und Bethätigung ihrer körperlichen, geiſtigen und ſittlichen Fähigkeiten und Kräfte zu garantiren.“ Er beſtreitet es, daß man nicht ohne gewaltſame Revolution zu einer ſozialen Reform gelangen könne, glaubt aber, daß wenn man nichts thue und fortwährend Alles dem perſönlichen Belieben überlaſſe, dieſes dahin führen würde, die Revolution zu beſchleunigen und furchtbar zu machen. „Möge man den Kommunismus wollen oder nicht, ruft er aus, die Geſellſchaft erfüllt nichts deſto weniger ihre nothwendige Beſtimmung!“ Dabei ſucht er aber der ehrenwerthen Verſammlung begreiflich zu machen, daß die Anträge des Herrn Druey durchaus nicht kommuniſtiſch ſeien, und daß man überdies bei der Beurtheilung der Druey'ſchen Anträge nur die ſchlimmſten Auswüchſe des franzöſiſchen Kommunismus kritiſirt hat. Uebrigens findet er den Grundſatz durchaus falſch, wonach man, aus Achtung vor der individuellen Freiheit, den Armen ſich ſelbſt überlaſſen ſolle: „Wenn ein Bürger ſeinen Unterhalt verdient, indem er in einer Beſchäftigung thätig iſt, die ihm die Geſellſchaft gegeben hat, ſo verſchuldet er Niemanden etwas, und die Geſellſchaft hat nur ihre Pflicht gethan. Alle dieſe Ideen werden ſich Bahn brechen; ſie werden ruhig ihren Weg gehen, wenn man keine Schlagbäume entgegenſtellt — dieſe würden nur gewaltſame Durchbrüche veranlaſſen — ſie werden ruhig vorſchreiten, wenn man die Frage behandelt, ohne ſie zu fürchten. Heute müſſen wir unſer Möglichſtes thun, um gewaltſame Bewegungen zu vermeiden. Die Regierungen dürfen keinen Zwang anlegen; ſie müſſen dem Fortſchritte folgen, das Verlangen der Bürger abwarten. Man kann aber weder den Antragſteller, noch den Redner beſchuldigen, ihren Willen dem Volke aufdrängen zu wollen.“

Herr Eytel beginnt mit der Erklärung, daß er im Grunde mit Herrn Druey vollkommen einverſtanden ſei, und

daß er ſich ſeinen Anträgen angeſchloſſen haben würde, wenn er nicht der Meinung geweſen wäre, daß die Ausdrücke, in welchen ſie abgefaßt ſind, Auslegungen zuließen, welche mit dem Gedanken ihres Urhebers im Widerſpruche. Auch fürchte er, daß wenn die Gemeinden allein angerufen würden, Beiſtand zu leiſten, dieſer in den meiſten Fällen nicht hinreichen würde, um das angeſtrebte Ziel zu erreichen. Er fährt fort:

„Nachdem ich dieſe Erklärungen beſonders deshalb gegeben habe, um klar zu machen, daß ich in der Hauptſache nicht verſchiedener Meinung bin, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einige Bemerkungen über das Prinzip ſelbſt und die Motive vorzulegen, auf welche meine Anträge ſich gründen. — Wenn Sie in den Anträgen, um die es ſich handelt, zwei Ideen unterſcheiden müſſen, nämlich 1) die des Beiſtandes, und 2) die der Organiſation der Arbeit, ſo werden Sie doch auch anerkennen müſſen, daß beide ſich an ein höheres Prinzip anſchließen, nämlich an das der menſchlichen Freiheit, ein Prinzip, welches Sie in die Worte aufgenommen haben, und welches die Grundlage jedes republikaniſchen Staates bildet; ſie ſchließen ſich an dieſes Prinzip an durch die ſehr einfache, aber nicht genug zu beherzigende Wahrheit, daß der Menſch, welcher Hunger hat, nicht frei iſt. — Aber dieſelben Ideen müſſen auch vom Geſichtspunkte der Gleichheit aus betrachtet werden. Sagt uns nicht unſer Gewiſſen, daß es keine politiſche Gleichheit gibt zwiſchen dem Menſchen, der alle ſeine Bedürfniſſe befriedigen kann, und dem Menſchen, der unter dem Drucke des Elends ſeufzt? — Dieſe Wahrheiten umfaſſen nach meiner Meinung den Rechtspunkt der Frage und führen zu der unvermeidlichen Schlußfolgerung, daß der Beiſtand für die Unfähigen und die Arbeit für die Kräftigen eine Schuld der Geſellſchaft ſind. Dieſe Schuld anerkennen heißt nicht ganz neue Grundſätze verkündigen. Vor mehr als einem Jahrhunderte ſagte einer der einſichtsvollſten Schriftſteller, Montesquieu: „Einige Almoſen, welche man auf der Straße einem hülfloſen Menſchen reicht, erfüllen nicht die Verpflichtungen des Staates, welcher allen Bürgern ſichern

Unterhalt, Nahrung, anſtändige Kleidung und eine Lebensweiſe ſchuldet, die der Geſundheit nicht ſchädlich iſt." (Esprit des lois 23, 29.) Dieſelbe Lehre wurde ſpäter von mehrern Schriftſtellern des 18. Jahrhunderts geltend gemacht und als organiſcher Grundſatz in die Conſtitution der franzöſiſchen Republik aufgenommen. Jedermann weiß, wie dieſe Conſtitution unterlag. Jeder weiß, daß nach und nach eine neue Ariſtokratie, eine Bürgerariſtokratie, von den Privilegien der Adelsariſtokratie Beſitz ergriff. Aber da ſie keine Pergamente, wie dieſe, aufzuweiſen, da ſie ſich lediglich auf den Beſitz ſtützt, ſo entſteht ein Zuſtand, in welchem ſich die Geſellſchaft in zwei Klaſſen ſpaltet, in die der Kapitaliſten oder Eigenthümer, und in die Klaſſe der beſitzloſen Proletarier. Man hat daher dem heutigen Zuſtand der Geſellſchaft mit Recht den Namen „induſtrielle Lehnherrſchaft" gegeben. Ernſte wiſſenſchaftliche Arbeiten wurden in der jüngſten Zeit geliefert und ſelbſt praktiſche Verſuche, Erfahrungen gemacht, um das Problem des Proletariats zu löſen, und ſchon ſind ungeheure Erfolge gewonnen, wie wir ſogleich ſehen werden.

Verſetzen wir uns einen Augenblick in den Kanton Waadt. Haben wir Proletarier? Ich beantworte dieſe Frage bejahend, denn eine offizielle Unterſuchung hat 20,000 Arme ergeben, welche unterſtützt werden, und die Zahl der verſchämten Armen, ſo wie jener, deren Exiſtenz ſehr ungewiß iſt, ſchätzt man ebenfalls auf 20,000. Wir haben alſo in einer Bevölkerung von 196,000 Seelen ungefähr 40,000 Proletarier.

Einige Worte über die Frage vom ökonomiſchen Geſichtspunkte aus. — Der Beiſtand zu Gunſten der Arbeitsunfähigen exiſtirt ſchon; wir müſſen dieſes Zeugniß den beſtehenden Einrichtungen geben. Aber die ungeheuren Summen, die man darauf verwendet, verſchaffen nur eine momentane Linderung, während ſie noch große Erſparniſſe abwerfen würden, wenn man ſie für Einrichtungen verwendete, die vom Staate gegründet und überwacht werden. Heutzutage leben die Armen zerſtreut in unſern Städten und auf dem Lande in elenden Hütten. Kein Band verknüpft ſie mit der Geſellſchaft, die

nicht einmal im Stande iſt, ſie in ihren eignen Augen moraliſch zu erheben. Bei guten Anſtalten wird man viel weniger Koſten haben, um ihnen ein anſtändiges Leben zu bereiten, als jetzt, um ſie in ihrem erbärmlichen Daſein zu erhalten; denn man weiß, daß eine Anzahl Menſchen vereinigt weniger braucht zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe, als wenn ſie vereinzelt leben. Ackerbaukolonien oder ähnliche Anſtalten würden, außer großen Erſparniſſen, uns das Mittel geben, die ſittliche, materielle und geiſtige Entwickelung der Nothleidenden zu befördern. Dieſe Sätze finden auch auf die Arbeit ihre Anwendung, welche arbeitskräftigen Armen zu gewähren iſt. Eben indem man eine Wunde der Geſellſchaft zuheilt, iſt es leicht, den Armen Arbeit zu verſchaffen und ſie ſo zu organiſiren, daß deren Ertrag zu gleicher Zeit ein Gewinn für ſie und ein Einkommen für Alle iſt.

In den Ländern, welche uns umgeben, haben ſolche Anſtalten ſchon den Beweis geliefert, daß man ungeheure Reſultate mit denſelben erzielen kann. In Frankreich finden wir unter andern Mettray, Petit-Metray, Petit-Boury, St. Firmin, St. Antoin, Montbellet, Manſigne und Oſtwald bei Straßburg; ſie ſind die beſten Beweiſe für die Ertragsquellen, welche das Prinzip der Aſſociation überall bietet. — Ich bin kein Anhänger der Nationalwerkſtätten ohne Kolonieen, weil die induſtriellen Erzeugniſſe der Privatinduſtrie eine gefährliche Konkurrenz machen können; aber mit einer Ackerbaukolonie verbunden kann ihre Nützlichkeit ſehr groß ſein, und ſie ſind ohne Gefahr; denn man kann die Produkte derſelben für die Bedürfniſſe dieſer vereinigten Agrikultur- und Induſtrie-Kolonieen ſelbſt verwenden. Wir können nicht mehr lange zögern, uns mit dieſen Ideen offen zu beſchäftigen, welche ſeit lange die Menſchen in Anſpruch nehmen. Und bedenken Sie es wohl, Almoſen und Beihülfe ohne Organiſation der Arbeit begünſtigen nur den Pauperismus, welcher bei uns ſo ſchreckenerregende Verhältniſſe angenommen hat und fortwährend im Wachſen begriffen iſt; denn er iſt erblich, und der unterſtützte oder bettelnde Vater lehrt ſeine Kinder ebenfalls Almoſen und

und Unterſtützung annehmen. Der Staat kann ſolchen Uebeln gegenüber nicht unthätig bleiben, zumal wenn Natur und Recht ſich vereinigen, ihm Pflichten aufzuerlegen. — Ich wiederhole den Antrag, den ich geſtern ſtellte."

Herr Eytel iſt ein junger Advokat, der durch die jüngſte Revolution in den großen Rath gekommen iſt, ein ehrlicher Demokrat, der ſogar entſchiedene Sympathieen für den Kommunismus hat, der aber einestheils, bei all ſeiner Biederkeit, nicht wagt, ſeine ganze Meinung in einer Verſammlung von Bourgeois und Ariſtokraten gerade heraus zu ſagen, und deſſen Kopf andrerſeits auch, bei all ſeiner Hinneigung zum Kommunismus, noch zu ſehr von Staatsilluſionen befangen iſt, als daß er die Unzulänglichkeit ſeiner vorgeſchlagenen Palliativmaßregeln einſehen könnte.

Der folgende Redner, Herr Guinard, treibt dieſe Staatsilluſionen ſo weit, daß er in einer ächt „demokratiſchen" Verfaſſung es gar nicht für nöthig findet, Bürgſchaften für die Exiſtenz aufzunehmen, obgleich er dieſe Bürgſchaften für viel wichtiger hält, als andre, politiſche Garantieen, die man gewöhnlich in den Konſtitutionen aufnimmt und auch in der vorliegenden Verfaſſung nicht weglaſſen zu dürfen glaubte, z. B. das Recht des Volkes zu petitioniren und ſich zu bewaffnen. „Schreibt in die Konſtitution, ruft er aus, daß das Volk ſouverain, daß ſein Wille ſouverain iſt, legt dann die Grundfeſten der gouvernementalen Gliederung, dann habt Ihr Alles; alles Andre ergibt ſich von ſelbſt." Herr G. ſpricht ſich im Uebrigen ſehr radikal aus, ſo ſehr, daß er ſich dagegen verwahren zu müſſen glaubt, als hege er kommuniſtiſche Ideen. Wir kennen die geheimen Gedanken des Herrn G. nicht. Aber nach dem, was er von denſelben verlauten ließ, glauben wir nicht, daß er nöthig gehabt hätte, ſich gegen den Vorwurf zu ſchützen, als ſei er Kommuniſt. Seine ganze Rede beweist ſeine Unſchuld in dieſer Beziehung.

Herr Bontenis will die Frage nur von der praktiſchen Seite ins Auge faſſen. Dieſer praktiſche Mann iſt gegen alle Organiſation der Arbeit, weil dies Prinzip noch nicht ange-

wendet worden iſt. „Es würde, meint er, zu langwierigen Verſuchen führen, die vielleicht fruchtlos ſein dürften. Ein ſolches Prinzip kann nicht ohne Gefahr in die Konſtitution aufgenommen werden. — Die Gemeinden ſollen verpflichtet ſein, Arbeit zu geben. Wer unſre Landbezirke kennt, weiß, welche Schwierigkeiten den Gemeinden die Armenpflege verurſacht. Will man dieſe Schwierigkeiten noch vermehren? Sanktionirt Rechte dieſer Art, und wenn die Verſuche, die man machen wird, diejenigen nicht befriedigen, zu deren Gunſten ſie angeſtellt wurden, ſo habt Ihr Zwietracht und Aufregung ins Land geworfen.“

Wie praktiſch! Wenn nur die „Aufregung“ vermieden wird, ſo können die Menſchen ſchon ſachte verkümmern. Das beunruhigt den praktiſchen Herrn nicht. Nur die fatale „Aufregung“ iſt dem praktiſchen Männlein verhaßt. Herr B. ſoll einſt, nach dem Tode Metternichs, Miniſter in Oeſterreich werden.

Herr Pidon, Präſident der Verfaſſungs-Kommiſſion, kennt „die neue Lehre“ zu wenig, um auf dieſem Felde die Herren Druey und Eytel bekämpfen zu wollen. Dieſer gutmüthige Mann tritt „von Herzen ihrem Verlangen bei, das Loos der unglücklichen Klaſſen zu beſſern“, aber die Wiſſenſchaft, meint er, habe das Problem noch nicht gelöst, „ob die geſetzliche Wohlthätigkeit dem wahren Intereſſe der Geſellſchaft entſpricht.“ Er ſtimmt daher ebenfalls gegen Druey und Eytel.

Herr Druey erhebt ſich noch einmal, um ſeine Vorſchläge zu vertheidigen, und wiederholt im Weſentlichen die Ideen, welche er bereits vorgebracht: „Es gibt drei Syſteme, ſagt er, einen ausſchließlichen Individualismus, einen ausſchließlichen Sozialismus und eine Vermittelung beider.“ Herr D. erklärt ſich natürlich für die Vermittelung. — Gegen die geiſtreichen Einwürfe des Herrn Pallis bemerkt er: „Ich habe nicht geſagt, daß Jedermann zu Handarbeiten verpflichtet ſein ſoll. Der Pfarrer, der predigt, die Schulen und die Kranken beſucht, arbeitet; der Mann, der von ſeinem Vermögen einen

nützlichen Gebrauch macht, der Andern zu arbeiten gibt, auch er beſchäftigt ſich, er arbeitet." — Ja wohl, Herr Druey, er arbeitet, nämlich an dem Ruin, an der Unterjochung ſeiner Nebenmenſchen, die er für ſich arbeiten läßt, um dagegen für ſie konſumiren zu können. Das kommt auf die Grundſätze heraus, die einſt Mirabeau aufſtellte. Er ſagte, die Beſitzer ſeien ſämmtlich geſellſchaftliche Beamte, welche die Arbeit vertheilten, und ihre Gewinnſte und Zinſen ſeien die Gehälter, welche die Geſellſchaft ihnen für dieſe Amtsthätigkeit bewillige. Ein angenehmes Amt, ſo ein Amt der Konſumtion! — Vor Kurzem ſprach ein Mann, der zwar kein Mirabeau iſt, in einer öffentlichen Verſammlung „zum Wohle der arbeitenden Klaſſen" etwas Aehnliches aus: „Wenn es keine verzehrende Klaſſe gäbe, rief er aus, wozu wäre denn die ſchaffende da!"

„Und wenn die ſchönen Leut' nicht wären,
Wer ſollte denn das Geld verzehren"

heißt es ferner in einem Gaſſenlied. — Herr D. hat, wie man ſieht, Autoritäten genug für ſich. Allein wir können uns dennoch nicht mit ſeiner Theorie einverſtanden erklären. Herr D. hat übrigens Alles, was er in ſeinen Anträgen für das kommuniſtiſche Prinzip ausgeſprochen, in ſeinen Reden wieder ſo geſchickt zu annulliren gewußt, daß ſchließlich einer der Herren Großräthe auftrat und erklärte, wenn Herr D. Alles das im Voraus geſagt hätte, ſo wäre er unbedingt ſeinen Anträgen beigetreten. Dieſer beluſtigende Schluß lautet wörtlich:

„Wenn Herr Druey gleich Anfangs geſagt hätte, daß die Arbeit nur für die Unterſtützungsbedürftigen organiſirt werden ſollte und daß dieſe Organiſation der Arbeit die Gütergemeinſchaft nicht einſchließe, ſo wäre ich ohne Zweifel ſeinem Antrage beigetreten; aber die Wortfaſſung, die er vorſchlägt, hat eine Bedeutung, die über dieſe Erklärung hinaus geht."

Herr Druey: „Ich habe nicht allein von den Unterſtützungsbedürftigen geſprochen; ich habe im Gegentheil geſagt, daß es Mittel gebe, den Müßiggang zu unterdrücken, daß auf ihn eine geſetzliche Strafe geſetzt werden könne; für die, welche durch eigne Schuld Bankrutt machen, kann dieſe im Verluſt der bürgerlichen Rechte beſtehen.“

Das iſt der Sand, in den ſich der Kommunismus des großen Rathes von Lauſanne verlief. So weit brachte es eine kommuniſtiſche Bewegung innerhalb der Grenzen der reinen Demokratie. Man nehme ein Beiſpiel daran!

Joseph Rayner Stephens,

Prediger zu Staleybridge,

und die Bewegung der engliſchen Arbeiter im Jahre 183

Malthus — Essay on the principle of population — zuerſt erſchienen im Jahre 1798, nahm an, daß die Bevölkerung der Erde ſich bei vollkommen freier Entwicklung jedesmal in 25 Jahren wenigſtens verdoppeln, alſo in einer geometriſchen Proportion wachſen würde, daß dagegen die Subſiſtenzmittel, in Betracht des jetzigen Zuſtandes der Erde und unter den günſtigſten Umſtänden nur in einer arithmetiſchen Proportion geſteigert werden könnten. Die Bevölkerung würde ſich alſo vermehren: 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256, die Subſiſtenzmittel: 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. In zwei Jahrhunderten würde ſich die Population zu den Subſiſtenzmitteln verhalten wie 256 zu 9, — in drei Jahrhunderten wie 4096 zu 13, und in zweitauſend Jahren würde der Unterſchied beinahe unberechenbar ſein; genug, es würde ſchon bald das Beſtehen der Menſchheit unmöglich werden, wenn Krieg, Peſt, Noth und Tod die Bevölkerung nicht ſtets wieder mit den Subſiſtenzmitteln ins Gleichgewicht brächten. Hierauf geſtützt, erklärt Malthus das Laſter wie das Elend für ganz herrliche Sachen, da ſie die Bevölkerung, welche ſtets die Neigung hat, ſich über ihre Subſiſtenzmittel hinaus zu entwickeln, wieder in die gehörigen Schranken zurückdrängen. Er erklärt jeden Verſuch, die Noth der Menſchen durch Almoſen zu erleichtern, für eine Thorheit und für ſehr gefährlich, da dieß den ärmern Theil der Bevölkerung verleite, ſich auszudehnen; wodurch über kurz oder lang doch nur aberma-

liges, größeres Elend herbeigeführt werde. Er erlaubt auch die Heirath nur einigen vom Schicksal Begünstigten und sagt wörtlich: „Ein Mensch, der in einer Welt geboren wird, die schon besetzt ist, hat, falls ihn seine Familie nicht ernähren kann, und die Gesellschaft seiner Arbeit nicht bedarf, nicht das geringste Recht auf irgend einen Theil von Nahrung; er ist zu viel auf der Erde. Bei dem großen Banket der Natur hat man kein Couvert für ihn gelegt. Die Natur befiehlt ihm, sich zu entfernen und zögert nicht, diesen Befehl selbst in Ausführung zu bringen." Ebenso heißt es am Schlusse des ersten Bandes wörtlich: „Die stille aber sichere Untergrabung des Lebens in großen Städten und Manufakturen, die engen Wohnungen und die unzureichende Nahrung vieler Armer, lassen die Population die Summe der Subsistenzmittel nicht überschreiten und, wenn ich einen Ausspruch wagen darf, der gewiß anfangs sonderbar erscheinen wird, überheben uns der Nothwendigkeit großer verheerender Seuchen um das Ueberflüssige zu zerstören." —

Es ist hier nicht der Ort, weiter auf die Malthusianischen Theorien einzugehen; wir verweisen wegen einer gründlichen Widerlegung neuerer Zeit auf einen Artikel in den deutsch-französischen Jahrbüchern (Fr. Engels' Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie), wo sehr richtig bemerkt wird, daß nach der Theorie des Malthus die Erde schon übervölkert sein würde, wenn auch nur ein einziger Mensch existirte, und wo namentlich darauf aufmerksam gemacht wird, daß man bei dem Vergleich der Ausdehnung der Bevölkerung und der Subsistenzmittel bisher immer vergaß in Betracht zu ziehen, einen wie großen Einfluß die Wissenschaft auf den Boden haben kann, wenn einst die Noth den Menschen zwingen wird, sich vorzugsweise hiemit zu beschäftigen.

Jedenfalls mußte der herrschenden Klasse in der Gesellschaft die Malthusianische Bevölkerungstheorie sehr willkommen sein, da sie ja nicht allein zu beweisen suchte, daß Laster und Elend ganz vortreffliche Sachen seien; sondern auch noch die herrschenden Klassen dazu verpflichtete, das Laster wie das

Elend fortwährend zu unterhalten, um dadurch einer Uebervölkerung vorzubeugen. Die herrſchenden Klaſſen wurden in ihrem Kampfe mit dem Proletariat, als einem gerechten und nothwendigen beſtärkt; ſie konnten ſich jetzt vollſtändig dabei beruhigen, daß ſie die ärmern Klaſſen beſtehlen, ihnen ihre Subſiſtenzmittel nehmen, und ſie dadurch ihrem Untergang entgegenführen.

Mit einem Wort, die Theorie von Malthus war die wiſſenſchaftliche Sanktion des Zuſtandes der heutigen Geſellſchaft. In England, wo die Bevölkerungstheorie das Licht der Welt erblickte, machten ſich die Konſequenzen dieſer Theorie als ſolche zuerſt auch öffentlich geltend, und zwar auf zweierlei Weiſe, erſtens durch das neue Armengeſetz — durch den **Poor Law Amendment Act**, nach dem jetzt jährlich viele Tauſende von Menſchen von Staatswegen maſſakrirt werden, und zweitens dadurch, daß man in einem Werke von Marcus öffentlich zum Kindermorde aufforderte. Sprechen wir zuerſt von dem neuen Armengeſetz, ſo müſſen wir, um es ganz zu verſtehen, zur Zeit zurückgehen, wo die Reformation in England ihren Anfang nahm. Die Geiſtlichkeit beſaß damals $^7/_{10}$ des Grundeigenthums. Nicht weniger als tauſend ein und vierzig religiöſe Inſtitute bedeckten das Land. Heinrich VIII. hob die Klöſter auf, nahm ihr Eigenthum in Beſchlag und überließ ſowohl die frühern Bewohner der Klöſter, als auch alle die, welche durch Geſchenke und Almoſen von der Geiſtlichkeit unterhalten wurden, ihrem Schickſal. Es dauerte daher nicht lange, daß der Pauperismus überall im ganzen Königreiche auf eine gräßliche Weiſe ans Licht hervortrat. Alle Grafſchaften waren voll von Vagabunden, Bettlern und Dieben. Unter der Regierung Eliſabeths nahm dieſer Zuſtand ſo ſehr überhand, daß die Königin ſich veranlaßt ſah, jene Unglücklichen, welche in Banden von vielen Hunderten plündernd das Land durchſtrichen, mit immer größerer Strenge zu verfolgen. Nachdem alle möglichen Strafen verſucht waren und viele Tauſende den Tod erlitten hatten, ſah man aber ein, daß auf dieſem Wege dem wachſenden Unheil nicht zu ſteuern ſei und

Eliſabeth entſchloß ſich zur Erlaſſung eines Armengeſetzes wonach die Einwohner der verſchiedenen Gemeinden eine Taxe bezahlen und jede Gemeinde für ihre Armen Sorge tragen mußte, indem ſie die Arbeitsfähigen beſchäftigen und die Alten und Kranken zu unterſtützen hatte. Dieſes Armengeſetz der Eliſabeth blieb bis zum Jahre 1834 in Kraft. Verfolgt man nun die Wirkungen, die es auf die Bevölkerung hatte, ſo ſpringt es nur zu ſehr in die Augen, wie jene Armentaxe, eben weil man nur durch ſie dem Elende abzuhelfen gedachte, ſtets, ſelbſt als ſie bis zu einer faſt unglaublichen Höhe geſteigert wurde, unzureichend blieb und nur dazu diente, eine immer größer werdende Klaſſe der Bevölkerung in fortwährender Armuth zu erhalten. Die Angabe der Summen, welche jährlich zur Verwaltung des engliſchen Armenweſens nöthig wurden, machen dieß am deutlichſten. Im Jahre 1776 betrug die zur Unterſtützung der Nothleidenden in den Gemeinden beſtimmte Summe . . 1,720,316 Pf. Stl.
1801 bei einer Bevölkerung von 8,872,980. 4,078,891 „
1818 „ „ „ „ „ 11,978,873. 7,870,801 „
1833 betrug die Taxe über acht Millionen Pfund Sterling; Schottland und Irland nicht einbegriffen. In 1831 wurden 1,276,620 Arme unterſtützt, ſo daß alſo auf 8 Individuen jedesmal ein Armer kommt. Als man nach einer Unterſuchung im Jahre 1833, die das neue Armengeſetz vorbereitete, dieſe Reſultate vor Augen hatte, ſah man endlich ein, daß mit dem Almoſengeben dem Elend nicht abgeholfen ſei. Anſtatt aber eine Aenderung jener unglücklichen Zuſtände in einer allgemeinen Reform der ganzen Geſellſchaft zu ſuchen, ſchlug man jetzt plötzlich von dem einen Extrem in das andere über, indem man ſtatt wie früher ungeheure Almoſen zu geben, fortan keine mehr gab, oder ſie wenigſtens nur unter ſolchen Bedingungen verabreichte, daß es der größte Theil der armen Bevölkerung Englands vorziehen mußte, lieber zu Grunde zu gehen, als ſich nach der neuen Methode vom Gouvernement behandeln zu laſſen. Gerade herausgeſagt, das Gouvernement, um das Land von einer drückenden und ſtets ſteigenden Taxe

zu befreien, folgte im Jahre 1834 dem Rathe des gelehrten Malthus, der ja ſchon am Ende des verfloſſenen Jahrhunderts erklärt hatte, daß alles Almoſenweſen Thorheit ſei, daß man dem Elende gar nicht zu ſteuern habe, da es in Gottes Weltregierung durchaus nothwendig ſei, nothwendig, um ſtets den überflüſſigen Theil der Bevölkerung aus dem Wege zu ſchaffen.

Die Amendement-Bill, die Aenderung des alten Armengeſetzes, oder vielmehr das ganz neue Armengeſetz wurde vom Parlamente angenommen. Die Folgen dieſer Maßregel, welche eben nichts Anderes zum Zweck hatte, als, ſtatt wie bisher die Armen zu unterſtützen, ſie jetzt zu vertilgen, zeigten ſich ſchon zwei Jahre nach Einführung des neuen Geſetzes, indem ſich die Armentare um faſt vier Millionen Pfund Sterling verminderte. Die Tare, welche im Jahre 1818 durchſchnittlich 13 shl. 2 d. pr. Kopf betrug, war im Jahre 1837 bis auf 5 shl. 10 d. herabgeſunken.

Das neue Armengeſetz beſteht darin, daß nicht wie früher die Unterſtützung der Armen jeder Gemeinde überlaſſen iſt, ſondern daß jetzt etwa zwanzig Gemeinden jedesmal eine Vereinigung bilden, die durch einen Verwaltungsrath, der ſich wöchentlich einmal verſammelt, das Armenweſen beſorgen läßt, doch ſo daß dieſer Verwaltungsrath noch unter der Kontrolle der Zentralkommiſſion von Sommerſet-Haus ſteht. Diejenigen welche auf Unterſtützung Anſpruch machen, haben ſich auf dem Bureau des Verwaltungsrathes — **Board of Guardians** — zu melden; erhalten aber nicht wie unter dem alten Syſtem eine Geldunterſtützung, um der augenblicklichen Noth ein Ende zu machen, ſondern, je nachdem der Relieving Officer ihre Noth als wahr und erſchrecklich befunden hat, die Erlaubniß ſich in das Arbeitshaus — **Workhouse** — zu verfügen

Dieſe Arbeitshäuſer, deren jede Union eins haben muß, bilden gewiſſermaßen die Baſis des ganzen neuen Syſtems. Ihre Einrichtung iſt der Art, daß Alte, Kranke und Waiſen gut darin verpflegt werden können, daß dagegen allen Arbeitsfähigen der Aufenthalt im höchſten Grade verleidet wird. Dieſer letzte Umſtand ſoll dazu dienen, den größten Theil der

armen Bevölkerung im eigentlichen Sinne des Wortes von dem Eintritt in das Arbeitshaus abzuſchrecken, denn man will die Armentaxe à tout prix ermäßigen und muß ſich die Nothleidenden daher ſo ſehr als möglich vom Halſe zu ſchaffen ſuchen. Geht man nun auf der einen Seite mit den Arbeitsunfähigen leidlich um, ſo verfährt man dagegen mit den Arbeitsfähigen, welche das Unglück theurer Zeiten oder ſchlechter Handelskonjunkturen in die Arbeitshäuſer treibt, deſto grauſamer. Männer trennt man von ihren Frauen, Mütter von ihren Kindern. Sie werden in ſeparaten Räumen eingeſchloſſen aus denen ſie ſich nicht entfernen dürfen. Die Nahrung welche den Arbeitsunfähigen, freilich auch nur ſelten, ziemlich gut verabreicht wird, erhalten die Arbeitsfähigen ſtets in ſchlechter Qualität und in ſehr kleinen Portionen. Außerdem verdammt man jene Unglücklichen zu den erbärmlichſten Beſchäftigungen, kurz man ſucht ihnen den Aufenthalt ſo zur Hölle zu machen, daß ſie lieber in ihr altes Elend zurückkehren, was ſie bald zu Grunde richtet.

Aber dadurch iſt denn eben der Zweck des neuen Armengeſetzes erreicht; man will ja das Proletariat, was ſich durch die Entwicklung der Induſtrie mit jedem Jahre vergrößert, nicht länger unterſtützen, nein, man will es vernichten; man will es aber nicht dadurch vernichten, daß man durch eine Reform der ganzen Geſellſchaft das Proletariat überhaupt aufhebt, nein, man will es vernichten, indem man den Individuen, im wahren Sinne des Wortes, auf eine verſteckte Weiſe den Hals umdreht; id est die Ariſtokratie des Landes wie der Fabriken ſtiehlt und ſchindet, und beſtiehlt und ſchindet die ärmere Bevölkerung fortwährend mit der größeſten Ausdauer, mit der höchſten Gemüthsruhe, und läßt Alles laufen wie es läuft, und Alles gehen wie es geht, damit die Welt durch den Ruin der armen, heranwachſenden Geſchlechter vor dem Uebel einer Uebervölkerung bewahrt bleibe; denn ſo hat ihr ja Malthus gerathen, Malthus, dieſer Heiland der Blutegel, der Bourgeois und der Beutelſchneider.

Reden wir jetzt von der zweiten Konſequenz der Mal-

thuſianiſchen Theorieen, ſo haben wir das Werk von Marcus zu erwähnen. Der Titel dieſes Buches iſt: On the possibility of limiting populousness — an Essay on Populousness, to which is added the Theory of Painless Extinction, by Marcus. Die vierte Auflage, erſchienen bei W. Dugdale. Holywell Street, Strand, London 1840, liegt vor mir und ich habe nichts nöthig, als den Inhalt der einzelnen Kapitel dieſes Buches kurz anzuführen um zu zeigen, wie es mit dieſem Teufelswerk beſchaffen iſt. In dem erſten Kapitel erwähnt der Autor, daß Malthus zuerſt die Theorie der Uebervölkerung aufgebracht habe und ertheilt ihm die Ehre, daß er die Menſchheit zuerſt zu Laſter und Elend verurtheilte, da dieß ein ihr vom Schöpfer auferlegtes, unabänderliches, unvermeidliches Geſchick ſei, denn nur durch Laſter und Elend könne Gott der ſchnellen Vermehrung menſchlicher Weſen ſteuern. Im zweiten Kapitel ſetzt der Autor auseinander, daß in alten Zeiten Sklaverei und Kindermord dem Uebel der Uebervölkerung ſo ſehr vorbeugten, daß man dieſe damals nicht ſchwer fühlte und ihr deßhalb keine Aufmerkſamkeit ſchenkte. Im dritten Kapitel legt der Autor die Baſis ſeiner Theorie nieder, welche darin beſteht, daß alle Kinder, welche über drei in einer armen Familie geboren werden, zur Verminderung der Population ermordet werden ſollen; ſogar alle dritten Kinder ſoll man ſammeln und über jedesmal drei aus vieren das Loos werfen, damit man ſie zerſtöre. Im vierten Kapitel ſchlägt der Autor vor, daß man unter geſetzlicher Sanktion eine Aſſoziation bilde, welche den Plan in Ausführung zu bringen habe. Im fünften Kapitel fordert er auf, daß alle armen und arbeitenden Klaſſen, überhaupt alle die, welche nicht eine gewiſſe Summe des Eigenthums beſitzen, ihre Kinder ausliefern ſollen, damit man ſie erdroſſle. In Irland ſoll jede arme Familie nur ein Kind aufziehen dürfen, damit man die Population dort vermindere. Er ſchlägt ebenfalls vor, daß Eltern durch ein geringes Einkommen veranlaßt werden ſollen, ſich bei der Vertilgung ihrer Kinder zu beruhigen; namentlich ſollen die unterſtützt werden, welche verſprechen ganz

kinderlos bleiben zu wollen. Am Schluß ſeines Werkes erklärt der Autor, daß Eltern nicht das Recht hätten mehr Kinder aufzuziehen, als die Geſellſchaft verlange; ferner, daß kein Kind ein Recht auf ſein Leben habe und nur die Gewalt zu entſcheiden brauche, ob es ſein Leben fortſetzen dürfe oder nicht. Er nennt des Kindes Anſpruch auf Exiſtenz ein imaginäres Recht. Er ſchlägt vor, die Mütter durch hübſche und luſtige Bilder über den Mord ihrer Kinder zu beruhigen; ſie ſollen mit dem Gedanken befreundet werden, daß es zum Wohl der Welt ſei, daß ſie ihre neugebornen Kleinen opferten. Vor Allem ſollen aber die gemordeten Kinder in hübſchen Reihen begraben werden, die man mit Blumen und ſchönem Geſträuch auszuſchmücken hat; und dieſe Gräberreihen ſollen dann „das Paradies der Kinder" heißen und der Ort ſoll ein Erholungsort und eine Promenade der armen Klaſſen ſein. Der Autor ſetzt hierauf ſeine Mordmethode auseinander, welche er „die Theorie der ſchmerzloſen Vertilgung" nennt; das heißt die Kunſt zu morden ohne Schmerz zu verurſachen. Dieſe Kunſt beſteht darin, die Luft welche die Kinder während ihres erſten Schlafes einathmen, nach und nach mit einer hinreichenden Quantität tödtlichen Gaſes zu vermiſchen und dadurch den Schlummer in einen Todesſchlaf zu verwandeln.

Man weiß nicht, ſoll man fluchen oder lachen, wenn man ſo etwas lieſt. Wer hat dieſe Theorie der ſchmerzloſen Vertilgung erfunden? Wer hat dieſes Buch geſchrieben? Wer iſt dieſer Marcus? Niemand kennt ihn. Nur ſo viel iſt gewiß, daß das Werk zuerſt bei einem ſehr reſpektabeln Buchhändler in London erſchien, der bisher ein eifriger Verbreiter moraliſcher und religiöſer Schriften war. Nur ſo viel iſt gewiß, daß dem Buche des Marcus dieſelben Ideen zu Grunde liegen, die das neue Armengeſetz in England hervorgerufen haben.

Nach dieſer Einleitung, in der ich den Vater Malthus ſammt ſeinen zwei liebenswürdigen Kindern, das eine „Neues Armengeſetz", das andere „Theorie der ſchmerzloſen Vertilgung" genannt, zu ſchildern ſuchte, gehe ich auf die Ereigniſſe des

Jahres 1839 über, aus denen der Methodiſten-Pfarrer Joſeph Rayner Stephens zu Stalybridge, dem ich dieſen Artikel widme, in Geſellſchaft des wilden Chartiſtenleiters Feargus O'Connor und des wüthenden Tory Richard Oaſtler als der feurigſte Kämpfer für ſein unterdrücktes Volk hervorleuchtet.

Welch ein Jahr der Ereigniſſe! In zornigen Wogen rauſcht der Strom des Volkes durch alle Ecken und Winkel des zitternden Alt-Englands. In den Fabrikdiſtrikten Lancaſhire's und Yorkſhire's entſprungen, wälzt er ſich nach Süden und vereinigt ſich mit allen Elementen der Wuth und des Haſſes, die ihm aus den verworfenſten und verrufenſten Gaſſen Londons entgegenſprudeln. Mit jeder Woche, mit jedem Tage ſteigt die Bewegung des Volkes, der Arbeiter, die zum erſten Male in ungeheurer Maſſe aufſtehen und eben durch dieſe Bewegung bald zu vollem Bewußtſein kommen.

Als die Reformbill durchging, und noch während das ganze Land dafür in Bewegung war, ſuchte man jeden Verſuch des Volkes, die Maßregel zu einer entſcheidenden zu machen, mit Gewalt zu unterdrücken. Das Volk beſchloß daher, Maßregeln zu ſeinem Schutz zu ergreifen, und als im Verlauf der Zeit eine Handelskriſis Tauſende von Arbeitern ins Unglück ſtürzte, als das neue Armengeſetz anfing ſich in ſeiner ganzen Scheußlichkeit geltend zu machen, und das eben erſchienene Buch des Marcus nur zu deutlich zeigte, wie man höheren Orts gegen die ärmere Bevölkerung geſinnt war, befreundete ſich Alles ſchnell mit der Idee eines Konvents, der aus Abgeordneten der verſchiedenen Grafſchaften beſtehend, ſich über die Art und Weiſe berathen ſollte, wie man nach den Erforderniſſen der Zeit zu Werke gehen müſſe. An demſelben Tage, an dem ſich die junge Königin Viktorie nach hergebrachter Sitte in großer Prozeſſion zur Eröffnung des Parlaments verfügte, hielt der Konvent ſeine erſte Sitzung im brittiſchen Kaffehauſe. Es war am 4. Februar 1839. Die Zahl der Abgeordneten war zwei und fünfzig.

Die erſte Woche verſtrich mit Vorarbeiten. Man beſchloß dann eine Petition an die Königin abzuſchicken, um Einfüh-

rung der Volks-Charte, deren Hauptpunkt: Allgemeine Wahl der Parlamentsglieder iſt. Ferner beſchloß man, Mitglieder des Konvents durch ganz England zu ſchicken, um das Volk überall mit den Prinzipien der Charter bekannt zu machen, Beiträge für die Nationalrente und Unterſchriften für die Petition zu ſammeln. Als ſich darauf bald die Nachricht verbreitete, daß das Gouvernement beabſichtige, den Konvent mit Gewalt auseinander zu treiben, erklärte man, daß ſich in dieſem Falle alle Abgeordneten in ihre Grafſchaften zurückverfügen würden, um den Zorn und die Indignation des Volkes das vollenden zu laſſen, was man in dieſem Augenblicke auf friedlichem Wege durchzuſetzen ſuche.

Die weitern Verhandlungen des Konvents, welche hier nicht angeführt werden können, nahmen bald die Aufmerkſamkeit der ganzen Arbeiterwelt in Anſpruch. Es zeichnete ſich unter ihnen namentlich die Debatte über das Recht der Volksbewaffnung aus, welche deutlich bewies, wie große Einſicht das Volk in die Mittel und Wege hatte, um zu ſeinem Zweck zu gelangen.

Eben ſo prächtig beleuchtete man das Treiben der Free Trader, die ſich gern der Volksbewegung bemächtigt hätten, um ihre eigenen Abſichten durchzuſetzen. Hierüber war man indeß längſt im Reinen, da jeder Arbeiter einſah, daß trotz des größern Handels, der bei freiem Verkehr entſtehen würde, dennoch bald aller Vortheil durch Herabſetzung der Arbeitslöhne aufgehoben ſein werde.

Indeß gingen fünfzehn Mitglieder des Konvents in die verſchiedenen Grafſchaften ab, um zu agitiren. Sie wurden überall mit lautem Jubel empfangen; Meetings von 10 bis 20 Tauſend Menſchen waren bald an der Tagesordnung. Auch die Frauen und Mädchen, welche übrigens immer bei den Verſammlungen in großer Menge zugegen ſind und gewöhnlich den Redner auf der Platform umringen, hielten überall aufrühreriſche Zuſammenkünfte und beſchloſſen, ihre Ehemänner und Geliebten im Kampfe für die Charter ehrlich zu unterſtützen, ſie noch mehr aufzureizen, damit die ſchuftigen

Whigs, und namentlich die kleine Schlange, der Lord John Ruſſell, bald zur Hölle fahren. Die Sozialiſten, die Anhänger Robert Owen's, hielten ſich von der ganzen Bewegung fern, da ſie alles durch die liebe Moral, auf friedlichem, bürgerlichem Wege zu zwingen ſuchen und ſich nie unterfangen, an die Leidenſchaften zu appelliren. Da auch noch viele Leute der Mittelklaſſe unter ihnen ſteckten, ſo wollten ſie keineswegs etwas mit den zerlumpten Chartiſten zu thun haben. Auch der feiſte Daniel O'Connell wandte ſich entſetzt von den muthigen Engländern ab und ſchämte ſich nicht, ſpäter noch oft mit dieſer ſeiner Heldenthat zu prahlen. Er ſuchte ſeinen alten Schüler, den Feargus O'Connor, auf jede Weiſe bei dem engliſchen Volke zu verdächtigen und zeigte ſich überhaupt damals als der rechte Lump der er iſt, der aus der iriſchen Volksbewegung eine Domäne gemacht hat und, da er leider noch populär iſt, den Zügel der Bewegung nur ſo weit ſchießen läßt, als es für ſeine Rente zuträglich iſt. In England ging die Bewegung ſtürmiſch vorwärts, Daſtler — „the old King“ wie ihn die Arbeiter nannten — durchreiste das Land und donnerte überall gegen das neue Armengeſetz, was nicht wenig dazu beitrug, um das Volk für die Sache der Chartiſten zu gewinnen. Für die Charter ſchwärmte er eigentlich weniger; als Tory kämpfte er gegen die neue Maßregel und hatte die Kühnheit, einſt an Lord John Ruſſell ein hübſches Geſchenk zu befördern. Er ſandte ihm einen blankgeſchliffenen Dolch als letztes Argument gegen das neue Armengeſetz. Als er nach einer dreiſtündigen Rede in Mansfield, in der er das Volk beſchwor zu den Waffen zu greifen, endlich erſchöpft zuſammenſank, hörte man nur noch die Worte: „Männer von Mansfield, mein Herz iſt warm, aber meine Knochen wollen nicht länger halten, zu den Waffen, zu den Waffen! Verdammniß, ewige Verdammniß dieſem verfluchten Armengeſetz.“ Und das Volk trug ihn im Triumph von dannen. Der eifrigſte unter den Chartiſten war Feargus O'Connor, eines der Mitglieder des Konvents, die von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zogen, um die Bewegung im Schwunge zu halten

und zu vergrößern. Wenn er am Morgen Berichte für ſeine Zeitung, den Northern Star, geſchrieben und eine Unzahl von Korreſpondenzen beſeitigt hatte, ging er am Nachmittag herum und agitirte im Stillen. Abends ſtand er auf der Rednerbühne, ſprach drei vier Stunden lang, reiste dann in der Nacht nach einem andern Orte und begann auf's Neue; und ſetzte dieß Monate lang fort. Grundfalſch iſt es, daß man ihm unredliche Abſichten vorwirft. Einen großen Theil ſeines Vermögens hat er der Bewegung geopfert; ſeine Güter in Irland ſollen ſehr verſchuldet ſein. Er macht es nicht wie ſein Landsmann Daniel, der ſeine Anhänger ausſaugt, dafür, daß er ihnen etwas vorbrüllt. — Der Northern Star war damals das geleſenſte Blatt Englands. Wenn am Samſtag Abends in den Fabrikdiſtrikten die Poſt ankam, welche das Blatt brachte, ſo liefen die Leute zu Hunderten herbei um ſich ihr Exemplar zu kaufen. Man führte auch wohl einen Zeitungsballen auf einem Karren durch die Straßen, und verabreichte die Blätter, welche alle Vorfälle der verfloſſenen Woche berichteten. Da die meiſten Arbeiter nicht gut leſen können, ſo ſtellte ſich gewöhnlich an den Straßenecken Jemand auf eine Erhöhung und las den andern vor. Zu gleicher Zeit, wo das ganze Land in politiſcher Aufregung war, klang auch zum erſten Male Zorn und Wehmuth mancher Arbeiterſeele in kurzen, herrlichen Liedern in die Welt hinaus. Das war kein geheuchelter Schmerz, das war keine künſtliche Wuth.

Und nun der Pfarrer Stephens — der wilde Fanatiker! Er ſchlug zornig mit der Fauſt auf die Bibel, und während alle Andern nur für die Charte, für politiſche Maßregeln kämpften, forderte er im Namen Gottes ſeine Gemeinde auf, das Eigenthum nicht länger zu reſpektiren und lieber Brand zu ſtiften und zu plündern, wenn man nicht bald aufhöre die Geſchöpfe Gottes in den Staub zu treten. Mit einer Glut der Begeiſterung, die keine Gränzen kannte, raßte er gegen die Tyrannen ſeines Volkes; ihm war es einerlei, wie die Maßregel heiße, die eine Beſſerung herbeiführe; er wollte eine Reform der Geſellſchaft, koſte ſie was ſie wolle. Er fuhr los

gegen die Ariſtokratie, wie gegen die Geiſtlichkeit und den Bourgeois.

Am zehnten Februar hielt er in Staleybridge folgende Predigt:

Meine Freunde!

Seit mehreren Jahren iſt England das Land, welches der Teufel mit ſeinen hinterliſtigſten und deßhalb mit ſeinen verheerendſten Kugeln beſchoſſen hat. Anfangs heimlich und unbemerkt, dann mehr offen und jetzt endlich ohne alle Umſtände. Wie auf ein Erbe, wie auf eine Beute macht der Satan auf England Anſpruch. Es ſteht bei Gott und er allein weiß es, ob die Sonne von Englands Größe — wie ich manchmal nach allen Zeichen der Zeit fürchte — nicht bald um die Mitte des Tages in finſtrer Mitternacht untergehn wird. Wenn wir als ein Land zu Grunde gehn, wenn wir als ein Volk zerſtört werden, ſo bricht der Ruin, allem Anſchein nach, mit einem Male über uns herein; auf einen Schlag werden wir zuſammenſinken und von der Erde verſchwinden wie Syren vor dem Sturm. Ihr könnt faſt kein einziges Mittel aufweiſen, welches unſre Nation in der gegenwärtigen Kriſis vor dem Fall retten wird. Wohin ſchaut ihr nach Hoffnung? wohin nach Hülfe? Wenn ich um mich ſah und ſie nicht fand, ſo kommt dieß nicht daher, weil ich ſie nicht ſehen wollte, ſondern weil es eine Unmöglichkeit iſt, ſie zu entdecken. Gehe ich an den Hof, was finde ich dort? Finde ich eine fromme Königin, eine Mutter ihres Volkes? (Nein! nein!) Ich leugne nicht, daß die Königin dieſes Reiches, wenn ſie will, die Macht hat zu helfen, zu unterſtützen und ihr Volk zu befreien; — ich muß aber auch geſtehen, daß ſie ihrer Jugend wegen und weil ſie nur ein Weib iſt, voller Vorurtheile ſteckt; daß dieſe Vorurtheile keine Duldung, keine Liebe, kein Mitleid bei ihr aufkommen laſſen, und daß ſie die Leiden ihres Volkes nicht beſſer kennt, als jedes andere beliebige junge Frauenzimmer bei den Antipoden. Ich ſage dieß nicht im Zorn, ſondern ich ſpreche es in Sorgen

und erwähne es nur um zu zeigen, daß der eine Quell Eurer Befreiung vertrocknet iſt. Er iſt ein Quell in der Wüſte, den man verſtopfte und dem kein Waſſer mehr entrieſeln darf. Ich leugne nicht, daß die Königin irre geleitet und betrogen iſt, und daß ſie, wenn nicht auf andre Bahn gebracht, wahrſcheinlich bald mit ihrem Volke untergehen wird. — Betrachte ich das Haus der Lords, das Haus, welches dem Geiſte der Konſtitution und der Sitte alter Zeiten zufolge, ein Bollwerk ſein ſollte, und, wenn es überhaupt zu etwas Gutem beſtimmt, auch zu manchen Epochen der Geſchichte, auf der einen Seite ein Bollwerk war gegen den Uebermuth der Könige, wie auf der andern gegen die Eingriffe der Demokratie — betrachte ich dieß Haus, was finde ich? Finde ich eine Spur von dem Geiſte alter Ritterlichkeit, eine Spur von tapfrer, männlicher Hingebung eines großartigen Adels, die Inſtitutionen eines Landes zu ſchützen, die Privilegien des Volkes, die Heiligkeit des Eigenthums und über Alles die Rechte der Nation? Nein! ich finde einen moraliſch geſunkenen und verdorbenen Adel, ich finde ein Haus konſtitutioneller Baſtarde! — Baſtarde ſind ſie und nicht länger Söhne des Landes! Wo iſt ein Mann in dieſem Hauſe, herab von dem grauen Sünder der am Ruder des Staates ſitzt, bis zu dem letzten Neuling, den man erſt eben politiſch hereinheugabelte; wo iſt ein Mann unter ihnen, der, wenn es nicht bisweilen Carl Stanhope mit faſt keinem Einzigen an ſeiner Seite, oder wenn es nicht der Biſchof von Exeter iſt mit faſt keinem einzigen andern Prälaten, der wie er dem Gebote Gottes gehorchte, — wo iſt ein Mann unter ihnen, der da aufſtände für den Schutz der Wittwen und Waiſen? Wo findet Ihr auſſer dieſen einen Mann, der wagte oder nur geneigt ſchiene, ſich zwiſchen die Anmaßung von Verräthern und Ungläubigen und die Rechte und Freiheiten des Volkes zu ſtellen? Nein, Ihr findet dieſen moraliſch geſunkenen Adel, wie er alles Gewicht ſeines Namens, ſeines Ranges, ſeiner Titel und ſeines Einfluſſes nur dazu verwendet, um ein Geſetz zu unterſtützen, das Armen-Geſetz, das teufliſcher iſt als je eines, das die Blüthe einer

Nation, einer chriſtlichen oder heidniſchen vergiftete. Ihr findet dieſe Herren adlichen Geblütes, wie ſie auf und ab die Armen-Geſetz-Baſtillen des Landes durchwandeln, in jede Hütte, in jeden Keſſel ſehen, nicht um den Keſſel zu füllen, wenn er leer iſt, nein, um zu unterſuchen, ob nicht irgend etwas darin ſei, was ſie herausnehmen könnten; — nicht um zu ſehen, ob die Hütte vielleicht nicht in gutem Zuſtande ſei, damit man ſie ausbeſſere — nein, um zu unterſuchen, ob zwei Betttücher, oder nur eins, oder nur ein Fetzen darin ſei, damit ſie den Fetzen dalaſſen und das letzte Betttuch hinwegnehmen möchten. (Hört! hört!) Ihr findet dieſe Pairs des Reiches, die höchſten von ihnen, eure Fitzwilliams, eure Broughams, eure Radnors, mit einer Wage in der Hand, wie ſie das Brod lothweis wiegen, und das Waſſer tropfenweis meſſen, damit ſie ſogar die Broſamen ſtehlen möchten, auf Koſten des Lebens derjenigen, die Gott nach ſeinem Bilde geſchaffen hat. Was können wir erwarten, was iſt zu hoffen von ſo entarteten Menſchen wie dieſe ſind?

Was die Biſchöfe angeht, ſo will ich nur dieß ſagen. Ich will nur fragen: Weiß der Aelteſte von Euch ſich zu erinnern, daß je die Biſchöfe im Oberhauſe ſich von der Bank erhoben und ſagten: Wir, als die Repräſentanten Jeſu Chriſti, als die Geſandten Gottes, wir, als die Diener der Kirche und des Volkes um Jeſu willen, wir ſprechen Verdammniß, ewige Verdammniß über Euch aus, unſre Brüder Barone! über Euch, unſre Kollegen Pairs! wir rufen Gottes Zorn und die Verdammniß der Hölle auf Euch herab, ſo ihr wagt niederzutreten die Häuſer der Wittwen, zu betrüben die Vaterloſen, ſo ihr unterdrückt die Schwachen und Hülfloſen, ſo ihr wagt zu entzweien und zu trennen diejenigen, die Gott und Chriſtus verbunden haben. (Hört! hört! Amen.) Ob die Biſchöfe dieß Anathema aber auch nicht ausgeſprochen haben, ſo hat es doch Gott gethan, und wenn ſie es nicht nachſprechen, ſo wird ſie Gott ebenſo wohl vernichten wie ihre Brüder Barone, die ſie öffentlich zur Rede ſtellen und als höchſte Autorität anklagen ſollten. Geht Ihr von dem erſten zu dem zweiten

Hauſe der Volks-Repräſentanten, was findet Ihr dort? — Ihr findet die ſervilſten, die hündiſch kriechendſten, die ekelſten Schmarotzer, die Gott je am Leben ließ! Was iſt die Thronrede, welche dieſes Haus faſt einmüthig nachgeplärt hat? (Hört! hört! hört! von allen Seiten.) In dieſer Rede, zu dieſer Zeit, wo die große Maſſe im Lande am Verderben iſt, wo die meiſten Bewohner Englands durch härtere Arbeit, als ſie je ein Laſtthier that, erdrückt werden; wo ſie nicht allein durch Arbeit erdrückt, ſondern auch durch die Noth zerfleiſcht werden, wo es nach aller Arbeit nicht einmal in ihrer Macht ſteht, den Hunger ihrer Kinder zu ſtillen, oder die nackten Leiber ihrer Familie zu bekleiden, wo das Land unter ſeiner Bürde ſtöhnt und wo Ihr von einem Ende des Reiches bis zum andern nur Leidende, aber geduldig Leidende ſeht, ja, wo es trotz allem dem noch keine politiſche Banditen, keine politiſche Meuchelmörder gibt, wo dennoch Ruhe und Frieden, wo dennoch Geduld und Reſignation herrſcht, wo dennoch keine Hand als zum Gebet, wo dennoch kein Auge als zum Himmel erhoben wird — ja, zum Himmel — um Hülfe — bei all dieſem findet Ihr in der Thronrede auch nur einen Ausdruck der Sorge für das Volk, ein Wort des Bedauerns, daß die Lage des Volkes ſo traurig iſt? Rieſelte eine Thräne des Mitleids von dem Auge der jugendlichen Königin? — Nein! dem Auge der Königin iſt das Weinen unterſagt, dem Herzen der Königin iſt das Gefühl unterſagt; man hat der Seele der Königin verboten, wehzuklagen über ihr Volk, und anſtatt, wie ſie es gethan haben würde, den Oelzweig des Friedens zu bringen, ein Sinnbild des Segens ihrem Volke, haben ſie Dolch und Fackel in ihre Hand geſteckt und ihr befohlen, ein eiſernes Scepter über England auszuſtrecken; man bewog ſie, dem Volke zu ſagen, daß ſie mit eiſerner Ruthe regieren wolle — — (Gott habe Mitleid mit ihr!) man bewog ſie, ihrem Volke zu ſagen, daß, da die Speere der Soldaten kein Auge durchſtechen, keine Bruſt durchbohren wollen, ſie ein Korps gedungener Meuchelmörder ausheben laſſen wird, eine verrätheriſche Polizeibande; — man bewog ſie, dem Volke

zu ſagen, daß ſie das Armengeſetz, das Geſetz des Teufels, mit Gewalt durchführen wolle und daß, wenn irgend eine Mutter im Norden Englands, wenn irgend eine Mutter weine, wie Rachel über ihre Kinder, ihre Kinder von ihr genommen werden ſollen durch dieſe Diener Herodes; und daß, wenn irgend ein Kind ſich feſtklammern wird am Kleide der Mutter, mit ſeinen dünnen Armen ihren Nacken umfaſſen und die Bruſt der Mutter nicht laſſen will, dieſem Kinde und dieſer Mutter und dem danebenſtehenden, unglücklichen Vater erklärt werden ſoll, daß wenn ſie nur zu weinen, nur zu beten wagten, die Polizei bei der Hand ſein wird, die Polizei ſie niederwerfen wird — man bewog die Königin Euch zu ſagen, daß dieß Geſetz der Hölle durchgeſetzt werden ſoll, ſelbſt wenn der Thron in dieſem Kampfe zuſammen bricht! — (Hört! hört! Schande, Schande!) Nun denn, ich ſage dieſen Männern, daß, wenn dieß Geſetz durchgeführt werden ſoll, und die Vorrechte der Königin und die Macht des Thrones dazu helfen ſollen, ich ſage dieſen Männern, daß dann dieſer Thron auch untergehen wird, daß er untergehen ſoll und muß! (Hört! hört und große Bewegung) Ich liebe die alten Inſtitutionen des Landes, ich ehre die Königin, aber ſie hat keine Autorität, dieſes Geſetz aufzudrängen, ſie hat keine Gewalt, dieſes Geſetz in Ausführung zu bringen, und bei dieſem Worte Gottes (hier legte Stephens die Hand auf die Bibel) beſchwöre ich meine Landsleute hier und allerorten, ſo ſie Gott fürchten, nicht die zu fürchten, die nur den Leib tödten können. Wohin ſollen wir ſonſt nach Hülfe ſchauen? Nach den Dienern der Kirche? Sie ſind blinde Leiter der Blinden; und mehr als das! Sie wollen denen, ſo die Augen geöffnet wurden, den Gebrauch der Augen nicht einmal geſtatten und werfen Staub hinein, um ſie aufs Neue zu blenden und irre zu leiten. Ich frage Euch, als Anhänger aller Kirchen, — denn ich weiß, daß rings um mich herum Leute der verſchiedenſten religiöſen Meinungen ſtehen, — ich frage Euch: wie viele von Euern Prieſtern in dieſer Stadt, wie viele von denen in der ganzen Umgegend nehmen ſich der Wittwen und Waiſen an? Thun

ſie es von der Kanzel herunter, von der Platform, durch die Preſſe oder in ihren Studierzimmern? (Nein! nein.) Nein, ſie thun es weder im Geheimen noch öffentlich, weder mit der Zunge noch mit der Feder, weder mit Worten noch mit der That. Sie ſind Propheten dem Namen nach, ſonſt aber Wölfe in Schafskleidern. Es wurde ihnen die Heerde gegeben, auf daß ſie dieſelbe weiden ſollten, aber ſie nehmen ſich dieſer Heerde nur an um ſie zu ſcheeren. Wächter ſollten ſie ſein und Allarm ſchlagen, wenn die Diebe nahn, — ſie aber geben den Dieben ein Zeichen, ſie helfen ihnen herein und helfen ihnen plündern, verderben und zerſtören. — Wo iſt Hoffnung? wo iſt Hülfe? In dem Volke? — Ja wohl — in ihm! Zwar iſt jede Gewalt und jede Partei des Landes gegen uns; aber ich weiß, daß das Volk ſich bisher ſowohl empfänglich für die Wahrheit zeigte als auch fähig genug, eine Wahrheit mit dem Schwert in der Fauſt zu verwirklichen.

Anſtatt dem Volke zu helfen, brüten die groſſen Staatsſchurken nur allerlei infame Pläne aus, und freuen ſich und ſehen mit einer gewiſſen Gunſt, wie ich zu beweiſen im Stande bin, auf ſo teufliſche Vorſchläge herab, wie ſie noch jüngſt der Satan Marcus gemacht hat. Dieſer Marcus hat ein ſchönes, probates Mittel erfunden um die überflüſſige unangenehme, arme Bevölkerung aus der Welt zu ſchaffen. Seht, wenn Ihr hinausgeht, einmal an die Wand des nächſten Hauſes, da findet Ihr auf einem Plakat die Anzeige des Buches von Marcus. Dieſer Menſch iſt einer der gelehrten, erleuchteten Philoſophen des Jahrhunderts, patroniſirt und protegirt von den erſten Männern des Landes, die ſein Wort in vielen Exemplaren verbreiten. In jenem Buche wird vorgeſchlagen, jedes dritte Kind zu morden; man verſichert, dieß ſei eine moraliſche Pflicht — ein religiöſer Gebrauch. — (Groſſe Bewegung.) Dieſe Methode wird als tugendſam und recht empfohlen, als paſſend für die chriſtliche Bevölkerung dieſes Landes. Marcus ſagt, daß ein Kind nie gefragt ſei, ob es geboren werden welle oder nicht, und da es nie gefragt

ſei, ob es geboren werden wolle oder nicht, ſo könne es ſeine Zuſtimmung auch nicht gegeben haben, geboren zu werden, und da es nie ſeine Zuſtimmung gegeben habe, geboren zu werden, ſo habe es auch kein Recht zu leben, ſo habe es keinen Anſpruch auf Exiſtenz zu machen und wäre es folglich auch gar keine Beraubung des Kindes, wenn man ihm ſeine Exiſtenz nähme. Das Kind erleidet kein Unrecht, da ihm das Leben nicht als ein Recht gehört; wir nehmen ihm nichts, als vielleicht die Chancen des Elends. — Das ſind Argumente! Das iſt Logik! Das iſt politiſche Oekonomie! und Philoſophie und politiſche Oekonomie ſitzen auf Gottes Thron und Jehovah wird der Knecht Beelzebubs, des Mammon und des Moloch. (Große Bewegung.) Gott iſt ein Lügner, und der Philoſoph Malthus und der Teufel Marcus reden die Wahrheit! Wundert ſich Jemand über ſolche Sachen? Seht, ſolche Bücher protegirt man in unſerm England, Bücher, in denen mit allem religiöſen Pomp auseinander geſetzt wird, daß es gut ſei, immer das dritte Kind, ſobald es geboren iſt, durch Gas zu erſticken.

Dieſes Marcusſche Buch iſt eins von den Zeichen der Zeit. Ich war gar nicht erſtaunt, als ich es ſah und las. Lange bevor ich es ſah, ſagte ich Euch öffentlich, daß ſolche Sachen bald folgen würden. Sagte ich Euch nicht ein über das andere Mal, daß ich keineswegs darüber verwundert war, daß das neue Armengeſetz durchging. Das neue Armengeſetz iſt ein Sprößling ſolcher Prinzipien des Marcus. Das neue Armengeſetz trennt den Mann von ſeinem Weibe — aber was thut das? Die Fabrikherren haben dieß ja ſchon lange gethan. Iſt ein Unterſchied darin, ob ein Mann von ſeinem Weibe in einer Baſtille getrennt iſt, die man „Vereinsarbeitshaus“ nennt, oder in einer Baſtille, die man „Fabrik“ nennt? Das Armengeſetz trennt die Eltern von dem Kinde. Es reißt das Kind von der Mutter Bruſt. Aber was ſoll das? Ihr habt ja ſchon längſt Eure eignen Kinder von Eurer eignen Bruſt geriſſen. Das Fabrikſyſtem hat die Mütter gelehrt, ihre Kinder wie eine Bürde zu betrachten. Ich weiß es von mehreren,

ſehr ehrenwerthen und glaubwürdigen Aerzten, daß in vielen Fällen, wenn ſie in den Fabrikdiſtrikten zu einer Frau gerufen wurden, die im Begriff war, niederzukommen, die Frau ſelbſt, ſobald ſie bemerkte, daß ſie von ihrem Kinde befreit war, den Doktor dringend bat, ſich keine Mühe zu geben, das Kind am Leben zu erhalten. (Große Bewegung.) Ich hörte von vielen ſolchen Fällen in Staleybridge und in manchen Diſtrikten von Lancaſhire, und ich erwähne ſie nur um zu zeigen, daß ſolche Sachen, wie das Buch des Marcus und das neue Armengeſetz niemals eine Nation ſchnell überkommen. Sie ſind immer progreſſiv. Das Fabrikſyſtem hat Euch faſt ganz um alle natürliche Liebe gebracht. Kinder kennen ihre Mütter nicht. Diejenigen, denen man zu leben erlaubt; die von den Doktoren aus Gewiſſenhaftigkeit nicht vernichtet werden — es gibt Doktoren, die Euern Bitten Folge leiſten — denen man das Leben geſtattet, was wird aus ihnen? Sie werden zu der Amme geſchickt, ein ſonderbares Weib, und wenn man ſie nicht mit dem Gaſt des Marcus füttert, ſo gibt man ihnen Laudanum, was faſt eben ſo tödtlich iſt — faſt ſo gewiß wie der Tod. Wir brauchen daher nicht zu erſtaunen; das Gouvernement weiß dieß; das Gouvernement weiß, wie ſehr das Volk heruntergekommen iſt, und wenn man ſich hier im Lande dennoch dem Armengeſetz nicht unterwerfen will, ſo kommt dieß nur daher, weil die Liebe zu einander wieder in Eurer Bruſt erwacht iſt. Stephens hat das ſeine gethan, um das alte Gefühl zurückzubringen, und weil nur das Wort Gottes von Stephens Lippen gefloſſen iſt, ſo ſind auch endlich die Männer von Aſhton und aus Süd-Lancaſhire aufgeſtanden und haben geſungen:

„Für Weib und für Kind
Mit Meſſern zum Kampfe geſchwind'.

„Nieder mit den Baſtillen!" „Unſer Gott und unſer Recht!" habt Ihr gar keinen Text für alles dieſes, Herr Stephens? Ja wohl! ich rufe Euch zu Zeugen auf, ob die ganze Bibel nicht heute Abend mein Text geweſen iſt; übrigens verweiſe

ich Euch auf das 24 Kapitel der Geneſis, auf die Geſchichte Abrahams, wie er ſeinen Sohn opfern will u. ſ. w. — Nun denn, wenn Abraham bereit war, ſeinen eignen Sohn zu tödten, ſein einziges Kind, das Kind der Verheißung, und nicht anders meinte, als daß er recht darin thue, — ſollen wir zurückſchrecken und die Arme in den Schooß legen, wenn Gott uns befiehlt, unſre Kinder nicht zu tödten, ſondern die zu erſchlagen, die ihnen das Leben nehmen wollten? Wenn Abraham bereit war, ſeine eigne Hand in ſein eignes Blut zu tauchen, ſeine Hand zu waſchen in dem Herzblut ſeines Kindes, — ſollen wir zaudern, wenn Gott uns bittet, ſollen wir zittern, wenn Gott uns befiehlt, zum Schwerte zu greifen und es nicht wieder in die Scheide zu ſtecken bis es das Herz ſeiner Feinde durchbohrt hat? Gott will den Tod keines Menſchen, aber er will auch nicht, daß man Armengeſetzkommiſſionen von der Art einrichtet, wie ſie jetzt zur Schande Englands exiſtiren. Gott will nicht, daß man ſolche Armengeſetzbaſtillen erbaut, wie ſie jetzt zum Fluch Englands beſtehen, und es iſt Gottes Wille auch nicht, daß man Schottländer und Irländer, Weiber und Kinder auf einem wenige Fuß großen Raume zuſammenpfercht, wo ſie zuſammen liegen und ſchlafen müſſen, und nur ein paar Kartoffeln und einen Häring für ihren Unterhalt haben. Aber wenn es Menſchen in England gibt, welche auf dieſe Weiſe die Armen auszumergeln, welche den Mann vom Weibe trennen und den unſchuldigen, ehrenwerthen Armen einkerkern und zu Grunde richten, ſo iſt es Gottes Wille, daß ſolche Menſchen von der Erde vertilgt werden ſollen.

Nachdem Abraham dem Willen des allmächtigen Gottes, in Betreff des beabſichtigten Opfers, gehorcht hatte, hielt Gott ſeine Hand zurück und gab ihm einen Widder ſtatt ſeines Sohnes zum Opfer; und der Engel des Herrn kommt und ſegnet ihn. — Womit ſegnete er ihn? Sagte Gott: „Du ſollſt Paläſte haben, um jeden Tag des Jahres darin zu wohnen?“ Sagte Gott: „Du ſollſt tauſend verſchiedene Luſtbarkeiten haben, dazu viel Gold und Silber?“ Was iſt Gottes Segen?

Es iſt ſehr merkwürdig, wenn Gott Menſchen oder Nationen ſegnet, ſo macht er Gold und Silber, Häuſer und Land nie zu einem beſonderen Privilegium, zu einer ſpeciellen Gnade einiger weniger Auserwählten. Sein Segen iſt immer anderer Art, namentlich aber hier in dem Fall mit Abraham. Der Engel rief: So ſpricht der Herr: „Deinen Saamen will ich ſegnen und mehren will ich ihn, wie die Sternen am Himmel und wie den Sand am Ufer des Meeres.“ — Was, den Saamen will Er mehren? den Saamen, — die Kinder? Warum ſchleuderte Abraham dieſes Gnadengeſchenk unſerm Herrgott nicht vor die Füße? Warum ſtieß er es nicht von ſich? Warum ſagte er nicht: „Dieß iſt gegen alle Philoſophie; ich muß immer das dritte Kind kaput machen; es gibt ſchon eine zu große Bevölkerung; die Menſchen vermehren ſich zu ſchnell und drücken zu ſehr auf die Subſiſtenzmittel!“ Warum erklärte Abraham dem himmliſchen Vater nicht, daß er in einem Irrthum ſtecke, daß die Welt zu klein für ihre Bewohner ſei, daß der Menſch mit einer viel größeren Produktionskraft als die Erde verſehen ſei, warum gab Abraham das Geſchenk, den Segen nicht zurück?

Gott ſprach: „Mehren will ich Deinen Saamen wie die Sternen am Himmel,“ und als wenn Abraham doch vielleicht durch ein Teleskop alle Sterne aufſuchen und zählen könnte, fügt er dann noch hinzu: „Und wie den Sand am Ufer des Meeres!!“ — — Gottes Segnungen ſind Segnungen der Brüſte und des Leibes. Wenn Gott vom Himmel hinunter ſegnet, ſo ſegnet er Brüſte und Leiber, und wenn er vom Himmel hinunter flucht, ſo verflucht er Brüſte und Leiber, und wir haben den Fluch in England zu dieſer Stunde. Und wenn die Brüſte und Leiber verflucht ſind, das heißt, wenn die Mütter nicht mehr danach fragen, ob ihre Kinder leben oder nicht; wenn es ihnen einerlei iſt, ob ſie Ehemänner haben oder nicht; wenn es Männern gleichgültig iſt, ob ſie heirathen oder nicht, und wenn ſie im Fall einer Heirath lieber wenige Kinder zeugen als viele, und lieber gar keine haben, als irgend welche, — wenn die Zeit kommt, ſo habt Ihr den

Fluch, davon im Worte Gottes geſchrieben ſteht, und wir haben dieſen Fluch jetzt in England; — und dieß ſind die verdammten Folgen ihrer verdammten politiſchen Oekonomie — es iſt das Produkt der Entdeckungen jenes Malthus und laßt uns Gott bitten, daß er ſie alle ſammt in die unterſte Hölle ſtoße! — (Amen! Amen!) In den Pſalmen aber ſteht: „Er ſoll ein Weib haben, und ſie ſoll wie eine fruchtbare Rebe ſein; und er ſoll viele Kinder haben, und ſie ſollen ſein wie Olivenzweige um ſeine Tafel!“ Und hat nicht Chriſtus geſagt, daß ein Mann ſeinen Vater und ſeine Mutter verlaſſen wird, ſeines Weibes wegen? Und hat nicht Chriſtus geſagt, daß Menſchen nicht trennen ſollen, was Gott verbunden hat? O höre es doch, Parlament von England!

Ich habe Euch ſchon neulich geſagt, die nächſte Bill, welche man ins Parlament hereinbringen wird, wird eine Bill zur Veränderung und Verbeſſerung Gottes ſein. Ich zweifle gar nicht daran; es wird dazu noch kommen; denn die Bibel und das neue Armengeſetz können in demſelben Lande nicht neben einander leben. Und ihr politiſchen Oekonomen, ihr, die ihr davon ſprecht, daß die produktiven Kräfte des Menſchen für die produktiven Kräfte der Erde zu groß ſeien; hört, ihr Schüler des Marcus und des Malthus! hört es Ihr Fabrikherren, die ihr uns ſtets verſichert, daß euch die ausländiſche Konkurrenz nicht mehr erlaube, den Handel mit einigem Profit fortzuſetzen, daß nichts als die Auflöſung der Korngeſetze euch in den Stand ſetzen könne, eure Arbeitsleute vor dem Verhungern zu ſchützen. Die Korngeſetze aufheben! ſie könnten eben ſo gut verlangen, daß man den Kopf der Königin hintereinander abſchlüge. — Das Eine würde das Land in eben ſo viel Elend ſtürzen wie das andere. Ich würde das Korn ſo frei nach England kommen laſſen, wie die Luft; aber ich würde nicht davon ſprechen, bevor ich nicht jeden müßigen Menſchen aus Staleybridge genommen und ihm 5 Acker Land zur Bebauung übergeben hätte. Ich würde das Korn frei hereinkommen laſſen, wie die Luft, aber nicht eher, als bis ich jedem Manne die Erlaubniß gegeben hätte, zum Stein-

bruch zu gehen und ſo viel Steine, als nöthig, zu brechen, und zum Walde, und ſo viel Holz zu hauen als nöthig, und Holz und Steine zuſammen zu ſetzen und ſich ſelbſt ein hübſches Haus zu bauen; — und wenn ihr alle des Häuſerbauens müde wärt, und überdrüſſig eure eignen Felder zu pflügen, und euer eignes Korn zu ärnten und hungrig wärt obendrein, ich denke, dann erſt wäre es Zeit um davon zu ſprechen, ob man nicht Korn von Polen oder Rußland herbeibringen ſolle. Was haben wir mit Polen und Rußland zu thun? Was haben wir mit einem andern Lande zu thun, ehe wir den Willen Gottes in England gethan haben? Was ſagt Chriſtus hierüber? Er ſagt: „Sorget nicht, was ihr eſſen werdet, und womit ihr euch kleiden ſollt.“ — Was? — ſollen wir dafür nicht ſorgen? Sollen wir nicht nachdenken und überlegen? Sagt Gott nicht, daß wir Alle für unſer eignes Haus ſorgen ſollen? O ja, er ſagt es! — Und thun wir das? Nein! da ſteckt das Uebel. Gott ſagt, wir ſollen für unſer eignes Haus ſorgen, und unſre Weiber und Kinder unterhalten; — aber, ihr laßt Euch unterhalten von Euern Weibern und Kindern. Sagt Gott nicht: „laßt den, der geſtohlen hat, nicht wieder ſtehlen“; aber weßhalb befiehlt ihm Gott, nicht zu ſtehlen? Weßhalb habe ich nicht ein Recht zu nehmen was ich brauche, wenn ich ſtark genug dafür bin? Gibt es keine Gründe für die Befehle Gottes? Ja wohl! und ſie ſind unendlich weiſe und unendlich gut. Hört, wie da geſchrieben ſteht: „Laßt den, der geſtohlen hat, nicht wieder ſtehlen, ſondern laſſet ihn lieber arbeiten, arbeiten mit ſeinen Händen, damit er dem geben kann, der nichts hat!“ Iſt es ſo? Ja es iſt ſo! Gott ſagt, daß ein Menſch, wenn er arbeiten will, nicht allein genug für ſich ſelbſt haben ſoll, ſondern auch noch Etwas, um es den Wittwen und Waiſen zu geben, und dem Blinden, der nicht ſehen kann, und dem Krüppel, der nicht laufen kann. Aber was iſt zu thun, wenn wir dieß doch nicht können; wenn wir trotz aller Arbeit dennoch nicht nur nichts haben, um es den Armen zu geben, ſondern auch nicht einmal etwas für unſern eignen Haushalt? Was ſollen wir

thun, wenn wir nach aller Arbeit hinter den Maſchinen, in den Bergwerken wie auf den Feldern nicht einmal ſo viel haben, um den Hunger unſrer Kinder zu ſtillen? — Ich fürchte mich nicht, dieſe Frage zu beantworten, und frei erkläre ich nach dem Worte Gottes, daß in demſelben Augenblick, wo es durchaus unmöglich geworden iſt, eine Familie durch ehrliche Arbeit zu ernähren, daß in derſelben Minute das Gebot: „Du ſollſt nicht ſtehlen!“ null und nichtig iſt, daß es nicht allein das Recht, ſondern auch die Pflicht des Volkes wird, dafür zu ſorgen, daß weder Männer, Weiber noch Kinder zu Grunde gehen. Wenn wir nicht länger durch unſrer Hände Arbeit leben können, ſo iſt es Gottes Befehl und Gott will es, daß wir es nehmen ſollen wo wir können. (that we should take it where we can get it —) Wenn es einſt darauf ankommt, da werde ich bei Euch ſein und werde der Erſte vorangehn, nicht mit einem Dolch unterm Rocke, nein, mit einer blanken Muskete auf dem Nacken. (Hört! hört! von allen Frauen.) Nieder mit dieſem verdammten Gouvernement! nieder mit dem Hauſe der Commons! nieder mit dem Hauſe der Lords! ja, nieder mit dem Thron! und nieder ſelbſt mit dem Altar! Verbrennt die Kirchen — nieder mit allem Rang! nieder mit allen Würden! mit allen Titeln, mit aller Gewalt, bis dem ehrlichen, armen Manne eine gute Exiſtenz als Lohn für eine gute Arbeit wird! (Hört, hört, Amen.) — Ihr gebt Euch jetzt ſo viele Mühe um Eure Charte; dafür gebe ich nichts; ſie mag recht gut ſein, ſie mag recht ſchön ſein und Ihr habt ein Recht darauf, das merkt Euch; und ich will Euch ſtets helfen, aber ich lege gar keinen Werth darauf; — ich gebe auch nichts für eine Republik; ich gebe für keinen einzigen Zuſtand etwas, wenn er nicht jedem Sohne der Arbeit, wenn er nicht jedem lebendigen Weſen eine volle, hinreichende und gute Exiſtenz ſichert, laut dem Willen und nach dem Befehl des allmächtigen Gottes.

Stephens ſprach während zweier vollen Stunden. Als er die Kapelle verließ war es freundlich anzuſehn, wie ihn

die Kinder des Ortes umringten und ſich die größeſte Mühe gaben ihm auszudrücken, wie ſehr ſie ihn liebten. —

* * *

Stephens hielt viele ſolcher Predigten. Da kannte die Freude des Volkes keine Grenzen mehr. Wenige Sonntage nach der Predigt, die wir mitgetheilt haben, kamen die Menſchen aus ganz Lancaſhire und Yorkſhire zuſammen um den feurigen Pfaffen zu hören. Aus Liverpool, aus Mancheſter, aus Bury, aus Middleton, Oldham, Leeds und Bradford ſah man die Arbeiter herüber wandern. Stephens wollte eben in ſeine Kapelle gehn und die Kanzel beſteigen — es war an einem ſchönen Nachmittage im Frühjahr — aber das war unmöglich; weder er ſelbſt noch ſonſt Jemand konnte ſich bis zu der Thür der Kapelle durchſchlagen. Da veranſtaltete man den Gottesdienſt auf offenem Markte. Stephens ſtand in der Mitte des Platzes auf einem Wagen; ſeine Zuhörer um ihn herum bis in die entfernteſten Straßen hinein. Der Eindruck, den dieſe Feier auf die verſammelte Menge machte, ſoll der Art geweſen ſein, daß es damals nur eines Winkes bedurft hätte, um die Sache des Volkes zur Entſcheidung zu bringen. Stephens wußte dieß ſehr gut; er trat aber gemäßigter auf, denn alle Arbeiter waren unbewaffnet und rings um auf den Bergen ſtand die königliche Artillerie in blitzender Parade. Daß Stephens ſich in jenem Augenblick zurück hielt, gereicht ihm zur höchſten Ehre; das Volk würde jedenfalls unterlegen haben; — außerdem war man in den übrigen Grafſchaften noch keineswegs genug vorbereitet. Dieß war im Frühjahr 1839. Stephens Zeit war übrigens bald gekommen, „der ehrenwerthe Agitator, der ehrenwerthe Feuerbrand", wie er von Lord Brougham in einer Rede im Hauſe der Lords genannt wurde, bekam bald ſeinen Prozeß an den Hals und mußte die Kanzel verlaſſen, um ſich in London vor ſeinen Richtern zu vertheidigen. Der Chartiſten-Bewegung war dieſer Prozeß von großem Nutzen, da durch ihn die Stephen'ſchen Reden ſchnell im Königreiche bekannt wurden. Auch zögerte man nicht, das ganze Ereigniß in das rechte Licht zu ſtellen,

und Richard Oaſtler, der unermüdliche Redner, zog bald im ganzen Lande umher um ſeinen Freund Stephens gegen das Gouvernement in Schutz zu nehmen. Er ſammelte überall für die Beſtreitung der Prozeßkoſten und trat bald auf dieſelbe Kanzel, die vor Kurzem der feurige Stephens inne hatte. Hier iſt eine Vertheidigungsrede Oaſtler's:

„Frauen und Männer von Staleybridge — dieß iſt ein ſonderbarer Anblick — es iſt ein Anblick, der mich mit Dank erfüllt und der mich doch zu gleicher Zeit zur Verzweiflung bringen könnte. Ich ſtehe auf der Kanzel Stephen's, dieß iſt dasſelbe Buch Gottes, aus dem jener Diener des Höchſten gewöhnlich dem Volke predigte — dieß heilige Dach wölbt ſich über der Heerde Stephen's — aber wo iſt ihr Hirt? Schändliche Hände haben ihn gefeſſelt und ihr kommt nicht länger mehr zuſammen, um die Lehre der Wahrheit zu vernehmen, die aus der Quelle der Wahrheit hervorſprudelnd von ſeinen beredten Lippen hinabfloß, — ihr ſitzt nicht hier um den Balſam des Wortes für eure faſt gebrochenen Herzen von dem Manne zu empfangen, den Gott geſandt und den ihr zu Euerm Prediger erwählt hattet; aber, eine Gemeinde Chriſti, ſeid Ihr verſammelt, um Eure Sympathien mit den meinigen zu vereinen und mit mir auf Mittel zu ſinnen, wie wir den Mann Eurer Wahl, wie wir den Geſandten Gottes, den Wächter, den Er, der niemals ſchlummert noch ſchläft, auf dieſe Mauern Zions geſtellt hat, aus den Händen ſchändlicher und grauſamer Menſchen erretten möchten. Engel müſſen Mitleid mit Euch haben, wenn ſie auf Euch hinabſchauen, während ſcheußliche Menſchen und Teufel ſich für einen Augenblick der Freude hingeben können, daß wenigſtens für einige Zeit das Licht im Tempel des Höchſten erloſchen iſt. Und ſind wir wirklich in England, in dem chriſtlichen und erleuchteten England? Iſt dieß das Land der Bibeln und Miſſionäre? Meine Freunde, ſagt was ihr wollt, daß man einen Mann angreift, der vor allen andern gottesfürchtig war, der ohne Furcht Armen wie Reichen das ganze Wort ſeines Gottes zu erſchließen wagte, das beweist, daß die engliſche Nation weder

eine chriſtliche, noch daß England ein Land freier Männer iſt. — Sagt mir, Ihr Kinder Stephens, denn Ihr kennt ihn, — ſeit langen Jahren war er ein öffentlicher Lehrer, ſein Privatleben wie ſein Charakter lagen Euch zur genaueſten Beobachtung ſtets vor Augen — ſagt mir, warum wurde Stephens ſeiner Kanzel entriſſen? — warum wurde er von dieſer Bibel aufgejagt? — warum wurde er von ſeiner Heerde getrennt? Welches Verbrechen hat er im öffentlichen oder im Privatleben begangen? — (Große Senſation.) Ich frage Euch weil Ihr ihn kennt; und ich werde Eure Antwort mit nach London und andern Orten nehmen, die ich bald zu ſeinen Gunſten beſuche. Sagt mir denn, hat Stephens ſich jemals geſcheut, dieß Buch, die Bibel, Euch Allen zu erſchließen? — die ganze Wahrheit Gottes zu predigen, Armen wie Reichen, Dienern wie Herren? (Nein! niemals!) Hat er ſich je gefürchtet, den Fluch Gottes auszuſprechen gegen verworfene Arme, wie gegen ſtolze und tyranniſche Reiche? (Nein, nein!) Habt Ihr je geſehen, daß er vor Gefahren und Hinderniſſen in der Ausübung ſeines öffentlichen Amtes zurückſchrak? (Niemals!) Hat Stephens je gezögert Euch in Tagen des Kummers zu tröſten, oder ſich mit Euch zu freuen zur Stunde der Glückſeligkeit? (Niemals! niemals!) Saht Ihr je einen Unglücklichen, der ſich an Stephens wandte und nicht freundlich von ihm empfangen wurde? den er nicht unterſtützte, falls es ihm möglich war? (Nein, niemals!) Hat er nicht ſtets die reichen Wölfe zurückgetrieben, wenn ſie ſeine Armenheerde zerfleiſchen wollten? (Jawohl! er that es!) —

Nun, weßhalb wird dieſer Mann denn verfolgt? weßhalb findet man ihn ſeiner Freiheit unwerth? — Iſt er ein Trunkenbold? Iſt er ein ungefälliger Nachbar, ein tyranniſcher Herr? (Nein, er iſt es nicht!) Iſt er ein liebender Ehemann und Vater? — nun, ſprecht frei heraus, damit ich Andern erzählen kann, was Ihr von ihm ſagt, denn Ihr kennt ihn! (Ja, er iſt es!) Ihr wißt, daß er unter vielen Feinden lebt — welche vom Raube fett werden, welche die Armen beſtehlen — Ihr höret daß dieſe Menſchen gegen ihn loszogen

aber hörtet Ihr jemals, daß der frechſte unter ihnen Stephens jemals ein eigentliches Verbrechen vorwerfen konnte? (Nein!) Sie beſchuldigen ihn auf allerlei Weiſe, denn er jagt ſie auseinander, wenn ſie erſt rauben, morden, und dann bitten, beten und für gute Chriſten gelten wollen. (Ja, das iſt die Wahrheit!) Nun denn, nach alle dieſem, was ſollen wir von ſeiner Gefangennehmung denken? Einfach dieß, daß er ein Mann Gottes iſt, der Erwählte des Volkes. Das iſt das ganze Geheimniß, meine Freunde. Man beſtraft ihn, weil er die Wahrheit liebt und ſie ausſpricht, — weil das gemeine Volk ihn gern hat und ihm folgt.

Es iſt vollkommen wahr, daß Stephens aus dem Worte bewieſen hat, daß das Fabrikſyſtem ein Syſtem des Raubes und Mordes iſt, daß Eure Herrn, unter dieſem Syſtem, vor Gott und Menſchen ſchuldig ſtehen des ſcheußlichſten Mordes und des verdammteſten Diebſtahls, indem ſie ihre Arbeiter erſt überarbeiten, und ſie hinterher noch um ihren hart verdienten Lohn betrügen. Dieß iſt vollkommen wahr, — aber was nutzt es? Eure Herren ſind „Ehrenmänner" und können ihres Verbrechens nicht beſchuldigt werden!! — Es iſt ebenfalls wahr, daß Stephens es als gegen den Willen Gottes bewieſen hat, daß man Eure Weiber und Kinder aus ihren Häuſern reißt und ſie in die verfluchten Höllen einmauert, die man Fabriken nennt; — daß Stephens den Fluch Gottes über diejenigen ausſpricht, die ein Syſtem aufrechterhalten, das den Vater abhält für ſeinen eignen Haushalt zu ſorgen, das Mutter und Kind zu Sklaven macht! Die Baumwollen-Lords mögen über Stephens lachen und ſich über die Bibel und die Langmuth Gottes luſtig machen — aber was nutzt es ihnen? Gott iſt dennoch ein Rächer der Armen. Sein Ohr iſt nicht taub gegen den Angſtſchrei der Unterdrückten! Wenn ein Fabrikherr unter Euch iſt, ſo ſage ich ihm, daß die Zeit des Argumentirens vorüber iſt. Ich komme nicht mehr heran, um mich mit ihm herumzuzanken — ich habe dieß ſchon zu lange gethan — ſondern ich ſage ihm, trotz ſeines Reichthums, ſeiner Stellung, daß er bald gezwungen ſein wird, entweder

ſeine Fabrik nach den Lehren die in dieſem Buche, in dieſer Bibel enthalten ſind, zu reguliren, oder daß Gott in ſeinem gerechten Zorn ſeine Fabriken und Maſchinen zu Staub zermalmen wird. Er mag lachen, wenn es ihm gefällt, ich ſage ihm aber, daß die Maſchinen nicht dazu exiſtiren, um die Menſchheit unglücklich zu machen, ſondern daß lieber das ganze Syſtem fallen und zu Grunde gehen ſoll! Ihr erinnert Euch, wie Gott die Erbauer des Thurms von Babel durch eine Sprachenverwirrung auseinanderjagte; und wenn jetzt nicht eine Sprachenverwirrung in Mancheſter iſt, unter den Kaufleuten der Börſe — in der Handelskammer und bei dem Anti-Corn-Law-Convent — ſo hat es niemals ein Babel gegeben. (Großes Gelächter.) Es iſt vollkommen wahr, daß Stephens Euch gelehrt hat, Gott zu gehorchen, Eure Weiber zu lieben, und bis auf den Tod dem verrätheriſchen Komplott der drei Teufelskönige in Somerſet-Haus zu widerſtehen. Er rieth Euch auch, Euer Leben nicht zu ſchonen, wenn die Schlacht für Gott gegen den Moloch anbricht. Es iſt ebenfalls wahr, daß Stephens Euch aufforderte, die Waffen gegen alle Verräther zu ergreifen und in Schutz zu nehmen die Konſtitution und Eure Hütten. — — Hier ging Daſtler darauf ein zu beweiſen, daß das Volk gezwungen ſei und ein Recht habe, die Waffen zu ergreifen. Er erklärte das Haus der Gemeinen und Lord Howick insbeſondere für Verräther an der Konſtitution und dem Throne, da ſie die Petitionen des Volkes nicht hören wollten, und fügte hinzu, daß er dem Volke nicht rathen könne auf's Neue zu petitioniren, bevor nicht eine Million Männer unter den Waffen ſtehen. — Daſtler ſprach dann von den Mitteln, deren ſich das Gouvernement bediente, um die Gefangennehmung Stephens vorzubereiten, wie es Edelleute gedungen habe um Stephens im Hauſe der Lords zu verläumden und ſo in allen höhern Zirkeln einen allgemeinen Schrei des Entſetzens gegen ihn zuwege zu bringen; wie es ihn dann bei den Gemeinen als Brandſtifter und Verräther denunzirt und ſo die Mittelklaſſe, welche das Haus allein repräſentirt, gegen dieſen heiligen und talentvollen Diener

Chriſti aufgebracht habe und wie es endlich auch noch, um ſeinen Ruin ſicher zu machen, den Mann Daniel O'Connell gemiethet habe, ihn der niemals arbeitet ohne gut dafür bezahlt zu ſein. Denn das Gouvernement meine, dieſer Menſch habe die Gemüther des gemeinen Volks in England eben ſo in ſeiner Gewalt, wie die der armen, verblendeten Irländer, und würde bei gutem Lohne Gift und Galle gegen Stephens aus ſeinem häßlichen Munde ausſpeien. Glücklicherweiſe könne O'Connell aber nichts ſchaden, denn je mehr er über Stephens in Läſterworten losbräche, deſto mehr würde das engliſche Volk ſeinen Prieſter lieben. —

Als Daſtler endlich ſchließen wollte und man ihn bat, doch noch weiter fortzufahren, ſprach er: „Meine Freunde, ich fühle daß ich alt werde. Die ſchöne, aber ermüdende Arbeit der letzten drei Wochen, während denen ich in allen Städten und Dörfern Lancashire's zu Gunſten Stephens agitirt habe, hat mich faſt ganz erſchöpft. Entſchuldigt daher, daß ich nicht weiter ſpreche. — Stephens wird für die nächſte Zeit nun nicht unter Euch ſein, da er ſich für die bevorſtehende Unterſuchung ſammeln und zu dem herannahenden Gefecht vorbereiten muß. Da man der Jury dieſes Landes nicht trauen konnte, ſo haben die Herren des Gouvernements, dieſe erbärmlichen Schurken, den Prozeß unſeres Freundes nach London verlegt. Kommt, ich bitte Euch, während ſeiner Abweſenheit oft hier zuſammen und erinnert Euch Eures verfolgten Prieſters in jenen Augenblicken, wo Eure Seele in tiefer Andacht dem Allmächtigen entgegenjauchzt. Wenn ihr wüßtet, welchen Werth das Gebet des Armen und Kleinen für die hat, ſo um Euretwillen leiden und verfolgt werden, ſo würdet ihr nie unterlaſſen für Stephens zu beten. — Und nun lebt wohl! — Daſtler ſprach über zwei Stunden lang Die Wirkung ſeiner Rede war außerordentlich.

* * *

Die Volksverſammlungen wurden indeß in allen Theilen des Landes fortgeſetzt; bei einem Meeting auf Kerſal Moor bei Mancheſter am 1. Juni ſollen nicht weniger als 500,000

Menſchen beieinander geweſen ſein. So berichteten die Volksblätter. Andere Zeitungen ſprachen von 300,000; nehmen wir auch nur zwei Drittel, ja die Hälfte dieſer Angabe, ſo bleiben noch genug übrig, ſo waren noch genug Arme vorhanden um z. B. Mancheſter mit wenig Mühe zu überrumpeln. Ein ſolches Ereigniß würde den Sieg des Volkes, wenn auch nicht gewiß, doch wenigſtens ſehr wahrſcheinlich gemacht haben. Die Charte würde das Geſetz des Landes geweſen ſein. Zweifelhaft blieb der Ausgang freilich immer; denn auf die Dauer würden ſich die Arbeiter, welche durchaus nicht mit den Waffen umzugehen wiſſen, doch nicht gegen einen Angriff der Truppen und der Bourgeois haben halten können. Das Reſultat jenes Meetings war, daß man ſich über die Maßregeln einigte, welche zu ergreifen wären, wenn man die Petition des Volkes nicht berückſichtigte. Man hatte nämlich für dieſen Fall namentlich drei Sachen vor. Erſtens ſollte ſich jeder Arbeiter ſo gut bewaffnen wie möglich. Zweitens ſollten alle Arbeiter ihr Geld aus den Banken ziehen und dadurch dem ganzen Handel den gefährlichſten Schlag geben. Drittens wollte man „Einen heiligen Monat" feiern; alle Arbeiter in ganz England, Schottland und Wales ſollten nämlich für einen Monat lang aus der Arbeit treten. Half das noch nichts, ſo wollte man eben von den Waffen Gebrauch machen.

Nachdem dieſe Beſchlüſſe gefaßt worden waren, kehrten die Abgeordneten des Konvents aus den Grafſchaften nach London zurück, um die Ueberreichung der Petition vorzubereiten. Die Zahl der Konventsmitglieder war indeß bis zu 200 angewachſen. An dem dazu beſtimmten Tage verſammelten ſich alle in ihrem Saale und verfügten ſich dann zu Herrn Attwood, M. P. für Birmingham, der die Petition bei dem Hauſe der Commons einreichen ſollte. Nach dem Bericht der Times hatte dieſe Petition eine Länge von drei Meilen weniger 250 Yards. Sie wog beinahe ſechs Zentner und trug .... 1,250,000 Unterſchriften. An beiden Seiten war ſie mit Zinn beſchlagen und war befeſtigt an einer Rolle von

großer Dimenſion. Sie lag auf einem Karren, an deſſen vorderer Seite ein Schild angebracht war mit den Worten: „National-Petition“. Zu beiden Seiten der Karre waren Flaggen und Banner befeſtigt.

Am 20. Juni wurde die Petition in das Haus der Commons hineingefahren. Die Petition von Einer Million zweimalhundertfünfzig Tauſend Engländer, die Petition des gedrückteſten, zertretenſten Theiles der engliſchen Bevölkerung wurde mit ſchallendem Gelächter empfangen. — Es wäre jetzt der Augenblick geweſen, um von den Waffen Gebrauch zu machen und überhaupt die Pläne auszuführen, die man auf dem Meeting zu Kerſal Moor gefaßt hatte. Es zeigte ſich aber bald, daß unter den Arbeitern, trotz ihrer großen Aufregung, nicht das Einverſtändniß herrſchte, welches zu einem allgemeinen Aufſtand nöthig war. Zur Zurückziehung des Geldes aus den Banken kam es gar nicht; zur Feier des heiligen Monats ebenſo nicht, da man nur für drei Tage im ganzen Lande die Arbeit verließ; mit der Bewaffnung ſah es noch ſchlechter aus, genug es ſchien faſt, als wenn die ganze Bewegung nur ein blinder Lärm geweſen wäre.

Jedem, der England nicht genauer kennt, muß dieß ſehr wahrſcheinlich werden. Dem Mißlingen der ganzen Geſchichte lagen aber Umſtände zu Grunde, die es als ſehr gut erſcheinen laſſen, daß die Sache noch nicht zum Ausbruch kam, daß das Jahr 39 noch nicht mit einem blutigen Bürgerkrieg endete. Für's erſte dauerte die ganze Bewegung noch nicht lange genug, um die Arbeiter aller Grafſchaften über die Maßregeln, die in dieſem oder jenem Falle ergriffen werden mußten, vereinigen zu können. Zweitens war auch noch keineswegs die eingewurzelte Liebe zur Ruhe und Ordnung bei den engliſchen Arbeitern überwunden; drittens fehlte es ſo durchaus an Waffen, daß eine geregelte Truppenmaſſe jeden Widerſtand ſchnell überwunden haben würde und ſelbſt wenn Waffen in ganzen Haufen ſammt aller nöthigen Munition vorhanden geweſen wären, ſo hätte die totale Unkenntniß des Arbeiters, mit dem Gewehre umzugehen, ihn dennoch unfähig gemacht, ſeine Sache

in freiem Felde gegen die Soldateska behaupten zu können. Es würde den engliſchen Arbeitern noch viel ſchlechter ergangen ſein wie jenen muthigen Löwen in Lyon, die ſich viele Tage lang gegen die fürchterlichſte Uebermacht hielten, aber dennoch, weil ſie mit ihren Brüdern im übrigen Theile Frankreichs nicht in gehöriger Verbindung ſtanden, zuletzt von der Bourgeoiſie auf ſo ſcheußliche Weiſe zertreten wurden. Außerdem muß man ſich darüber freuen, daß das Volk ſein edles Blut nicht für die Erringung der Charte vergoß. Die Charte iſt im Grunde doch nur eine erbärmliche Maßregel, welche das Elend der Arbeiter ſchwerlich lindern wird.

Das ungeheure Reſultat jener Bewegung des Jahres 39 für die Arbeiter iſt: daß ſie über ihre Lage aufgeklärt worden ſind, daß ſie zum Bewußtſein ihres Rechtes kamen, daß ein Haß in ihren Herzen angeſchürt wurde, der es ihnen möglich machen wird, einſt, wenn auf's Neue eine derbe Kriſis in den Handel fährt, wenn Hagel und Wetter in die Felder ſchlagen, und die Brodloſen wieder zu Tauſenden auf den Gaſſen ſtehen, — der es ihnen dann möglich macht, die Charte im Schlafe, ohne viele Umſtände, an einem Tage durchzuſetzen. Glücklich alſo, daß für die Charte nur Einige ins Grab ſanken.

Gleich nachdem man die Nationalpetition im Hauſe der Commons überreicht hatte, verlegte der Konvent ſeine Sitzungen von London nach Birmingham. In London wurde es nämlich unſicher; in Birmingham, wo die größere Anzahl Arbeiter mehr Schutz verſprach, ſchien es rathſamer in Zukunft zu verweilen. In Folge einiger Reden fielen dort Emeuten und Brandſtiftungen vor. Da ſah ſich das Gouvernement veranlaßt mit Gewalt einzuſchreiten. Die beſten Redner, die tüchtigſten Mitglieder des Konvents wurden verhaftet. Die Zurückgebliebenen gaben aber doch die Hoffnung nicht auf, noch einen Aufſtand zuwege zu bringen. Froſt, früher Magiſtratsperſon in Newport, ſollte in Wales beginnen. Man würde dann die meiſten Truppen dorthin ſenden. Froſt ſollte ſich gegen dieſe in den Bergen von Wales halten; während deſſen wollten die Uebrigen in Yorkſhire losbrechen, und ſich

aller größern Städte der Umgegend bemächtigen. Auf dieſe Weiſe wäre der Anſchlag vielleicht noch gelungen. Da wurde Froſt von ſeinen Leuten gezwungen, früher als man verabredet hatte ins Feld zu rücken. Die Kugeln des Militärs ſprengten die Chartiſten auseinander. Froſt wurde gefangen und da man in Yorkſhire mit der Bewaffnung noch nicht weit genug vorgeſchritten war, ſo mußten die übrigen Mitglieder des Konvents theils nach Amerika und Frankreich flüchten, theils vor der blauen Polizei des Landes das Gewehr ſtrecken. Viele Arbeiter theilten das Schickſal ihrer Abgeordneten.

Stephens war indeß in dem Court of Queens Bench erſchienen. Man beſchuldigte ihn der Abſicht, den öffentlichen Frieden auf eine ſehr gefährliche Weiſe haben ſtören zu wollen. Er habe eine große Menge der Unterthanen der Königin zum Tumult, zur Inſurrektion, und zum Ungehorſam vor dem Geſetz aufgereizt und ſie zu überreden geſucht, die Perſon und das Eigenthum verſchiedener friedlicher Unterthanen Ihrer Majeſtät zu beſchädigen. Am 17. Auguſt machte man ihm in Cheſter den Prozeß. Die Sitzung begann um neun Uhr Morgens und dauerte ohne Unterbrechung, ausgenommen ungefähr 10 Minuten, bis acht Uhr Abends. Stephens vertheidigte ſich in einer Rede, welche fünf Stunden weniger 5 Minuten dauerte, weswegen er von den Richtern im höchſten Grade bekomplimentirt wurde. Der Generaladvokat war aber ohn' Maßen wüthend. Die Jury, nachdem ſie faſt eine halbe Minute deliberirt hatte, gab das Verdikt „Schuldig" und der Richter eröffnete dem unerſchrockenen Anwalt des Volkes, daß er ſich auf 18 Monate nach dem Korrektionshauſe von Knutsford zu verfügen habe.

So beſtrafte man den wilden Pfaffen, der die Kühnheit hatte dem Volke zu ſagen, daß das neue Armengeſetz und das Kindermordbuch des Marcus aus derſelben Quelle ſtammten.

Der weiſe Malthus ſitzt aber in ſeinem politiſch-ökonomiſchen Himmel und ſchaut lächelnd hinab auf die guten Menſchen, die noch immer nicht glauben wollen, daß es Laſter und

Elend geben muß um die überflüſſige Bevölkerung aus dem Wege zu ſchaffen. O ihr thörichten engliſchen Arbeiter, weßhalb küßt ihr noch immer eure armen Weiber!

G. W.

Heuchelei.

Die Menſchen ſind die ſchlimmſten Verräther an der Natur, an ſich ſelbſt, weil ſie mit den ſchmutzigen Gewändern der Heuchelei, der Lüge, des falſchen Glanzes ihre urſprüngliche reine Schönheit bedecken. Ja, die verbildeten Geſchöpfe der beſtehenden Geſellſchaft ſchämen ſich in ihrer Entartung der einfachen prunkloſen Menſchenwürde, und bemühen ſich mit dem größten Eifer alles abzuſtreifen, was die wahre Selbſtſtändigkeit ihrer Weſenheit bedingt.

Goethe ſagt: „Man muß an das Einfache, an das urſtändig Produktive glauben, wenn man den rechten Weg gewinnen will. Aber wir werden in einem künſtlichen Zuſtande geboren, und es iſt durchaus leichter, dieſen immer mehr zu bekünſteln, als zu dem Einfachen zurückzukehren.“ — Freilich wohl, der bekünſtelte Zuſtand verhindert die freie Naturanſchauung, und da iſt es unmöglich, ein einfacher geſunder Menſch zu werden, man wird höchſtens ein geſitteter Affe, ein ſupranaturaliſtiſcher Philoſoph oder dergleichen.

Es würde erbaulich ſein, eine vollſtändige Geſchichte der Heuchelei zu geben, wie ſich dieſelbe in Bezug auf die heutige Religion, Politik, Literatur, Wiſſenſchaft, Kunſt, geſelliges und Familienleben offenbart hat. Aber dieſe Arbeit iſt ſehr weitſchichtig, deshalb hier einſtweilen nur einige Bruchſtücke.

Der bekünſtelte Zuſtand iſt ein ganz allgemeiner geworden. Sein Urſprung datirt vielleicht noch vor der Sündfluth

her oder von dem Beginn der Prieſterherrſchaft, die ſchon damals angefangen hatte, als das reiche Opfer des Abel dem habſüchtigen Pfaffengotte beſſer gefiel als das geringe des Cain. Mit ihr traten Armuth und Knechtſchaft in's Leben, weil dem hier ruheloſen Menſchen im Himmel ein weiches Ruhekiſſen und Erſatz für das entbehrte Glück verſprochen, weil dem Unterdrückten Erlöſung im Tode verheißen wurde. Hierdurch war das Elend auf Erden ſanktionirt, und denjenigen, der ſich nach dieſer heuchleriſchen Prophezeihung nicht fügen wollte, und ſich auf die Naturordnung berief, nannte man gottlos, ketzeriſch, atheiſtiſch, und nennt ihn noch ſo. — Allein nicht von den Himmel- und Hölle-Gläubigen*) haben wir das Heil dieſer Welt zu erwarten, es wäre ſonſt längſt da; eine Beſeitigung der Falſchheit, der Liebloſigkeit unſerer Zuſtände kann nur von denen kommen, die nicht wortgläubig ſind, und nicht blindgläubig, ſondern gar nicht gläubig, aber voll von bewußtem Vertrauen auf die Menſchennatur, deren Kräfte vereinigt vollkommen im Stande ſind, Aller Glück zu erzeugen und zu erhalten.

Die Hochwächter jeder poſitiven Religion: die Theologen, haben die Menſchheit ihres wahren Selbſt entkleidet; ſie haben ihre Kraft gelähmt, indem ſie ſie aus der Wirklichkeit hinaus in eine Sphäre hoben, wo ſich nicht frei athmen läßt; ſie haben ſie vernichtet, weil ſie den Menſchen in zwei Hälften zerſplitterten, in den ſündigen Leib, den Würmerfraß, den thieriſchen Sklaven, und den egoiſtiſchen Geiſt, den gotterzeugenden und weltverhöhnenden. Der ſo gläubige Menſch iſt ein Weſen, das ſeine Mutter beſchimpft, indem es ſich von Natur ſchlecht „in Sünden geboren und empfangen" nennt. Für ihn gibt es blos eine eingebildete Seligkeit und Reinheit, die im Himmel nämlich, dem jenſeitigen Raum, der

*) „Das Chriſtenthum nennt ſich die Religion der Liebe, iſt aber nicht die Religion der Liebe, ſondern die Religion des ſupernaturaliſtiſchen, geiſtlichen Egoismus, gleichwie das Judenthum die Religion des weltlichen irdiſchen Egoismus iſt." (Wigands Vierteljahrsſchrift 1845, 1r Bd. S. 203.)

nur von Solchen erreicht wird, welche diesseits der Freiheit des Menschen, dem Genusse der Güter des Lebens entsagen. Und doch ist diese Freiheit die einzig wirkliche, wahrhafte. —

Die unwissenden Menschen suchen Trost in der Anbetung und Furcht eines überirdischen Wesens, ohne zu bedenken, daß „der Mensch der Gott des Menschen ist"; sie können drum den Trost nicht im Leben suchen. Im Leben — das heißt im unverkünstelten natürlichen Leben, allein daran fehlt es ihnen eben, und so müssen sie sich meist himmlischen Trost selbst heucheln, oder lassen sich ihn von den Pfaffen vorheucheln. —

Je unwissender oder unnatürlicher der Mensch ist, desto mehr Hang oder Bedürfniß zu glauben hat er; oder es einfacher doch folgerichtig auszudrücken: die unwissendsten und verbildetsten Menschen sind die gläubigsten. Das wissen die Vertreter des nichtmenschlichen Gottes gar wohl. Die Heuchler!

Eine spezielle Beobachtung der Gläubigen und Gottseligen würde deutlich zeigen, wie weit sich die Lüge und Heuchelei bereits erstreckt haben; wir begnügen uns hier indeß nur mit einigen Andeutungen, und berühren die eigentlich Scheinheiligen, die Tartüffe's nur im Vorbeigehen. Griechen und Römer, Muhamedaner und Heiden hatten und haben gleichfalls wie Christen und Juden solche wurmartig Demüthigen, solche pfiffigen Halunken, welche mit krummem Rückgrat und verdrehten Augen den frommen Schafen das Glück aus dem Hause oder doch das Geld aus der Tasche stehlen. Es sind eben Spitzbuben der verächtlichsten Sorte, die sich von den andern nur durch die Verschiedenheit ihres Handwerkszeugs unterscheiden.

Außer diesen religiösen Heuchlern par excellence gibt es aber noch andre, die nicht gefährlich aber sehr bedauernswürdig sind. Wir meinen die große Menge derjenigen, die ihre Gläubigkeit verloren haben, und das Geständniß ihres Indif-

ferentismus gleich der Sünde fürchten. Aus Charakterschwäche huldigen sie öffentlich Gebräuchen, welche sie heimlich verlachen oder verspotten. Aus Feigheit der Seele knechten sie die Vernunft, und unterdrücken ihr Verlangen nach Wahrheit, nach lebendiger Wissenschaft. Wir kennen manchen dieser Schwächlinge, der mit innerlicher Schamröthe das Abendmahl genießt. Wir kennen manchen philosophischen Familienvater, der mit Mißbehagen zusieht, wenn das Sakrament der Taufe oder Beschneidung an seinen Sprößlingen vollzogen wird. Wir kennen viele Heirathskandidaten, die keine todte Katze für den Segen des Priesters geben, und dennoch sich geistlich trauen lassen. Wer wagt es, der Kirche öffentlich zu entsagen? Wer wagt es zu erklären: ich verwerfe jede positive Religion; ich verschmähe jeden Cultus, weil es meinen Ansichten, meiner Ueberzeugung widerstrebt u. s. w.? —

Wie viel schmutzigen Betrug, welche Selbsterniedrigung mag die Beichte hervorrufen! Die Schafe heucheln Reue, der Hirte muß nicht selten sein eignes Vergehen an Andern büßen lassen. Man fastet mit Widerwillen, man genießt in Verborgenheit. Welche Unnatur! Diese Pastore — wie sie oft schwitzen, wenn sie ihrer Heerde die ewige Verdammniß ausmalen! Sie schwitzen aber nicht aus heiligem Eifer, sondern aus Gewissensangst, weil sie nämlich selbst nicht an die ewige Verdammniß glauben; — diese Bischöfe, welche so unverschämt sind, das Gleichniß vom Kameel und dem Nadelöhr anzuwenden, und in ihren fetten Pfründen fast ersticken; — diese sentimentalen Herzen, die nach dem Lamm Gottes zu schmachten behaupten und auf den Kirchenbänken sanft einschlummern; — diese hagern Professoren der Theologie, die ihren Verstand zu Tode quälen, um das göttliche Mysterium zu retten; — diese frommen Minister, welche despotisch den christlichen Staat befehlen, u. s. w. — wie bedauernswürdig sind alle diese freiwilligen und unfreiwilligen Heuchler! —

Weßhalb noch mehr Beispiele anführen? Man weiß es ja. Wie die preußischen Züchtlinge auf der einen Seite des Körpers gelbes, auf der andern graues Tuch tragen, so ist

auch die verdorbene Menſchheit im Allgemeinen ſchier auf beiden Seiten vermummt durch Heuchelei, die Tochter der Selbſtſucht, und Unwiſſenheit, das Stiefkind der Natur — rechts ſitzt jene, links dieſe, hier ſind die verbildeten, dort die unausgebildeten Creaturen der — Civiliſation. Speziell aber läßt ſich dieſe Scheidung im heurigen Glaubensſtaate ziehen: da gibt es keinen Riß weder im grauen noch im gelben Tuch, wo die nackte klare Haut durchblicke.

Wie das religiöſe Dogma, der Pfaffentroſt, auf eine Zerſplitterung des menſchlichen Weſens baſirt iſt, wodurch die geiſtige Unterjochung Aller möglich wird, ſo liegt dasſelbe Intereſſe in ganz materieller Beziehung der egoiſtiſchen Staatskunſt zu Grunde. Hier ſind die Grenzen aber beſtimmter, ſichtlicher gezogen und die verſchiednen Abſtufungen nach Ständen ꝛc. erleichtern die Ausbeutung der Maſſe ungemein.

Was dieſen, ihren einzigen und letzten Zweck betrifft, ſo arbeiten ſich dabei Pfaff und Ariſtokrat gewöhnlich gegenſeitig in die Hände, nur daß der Eine ſeinen Egoismus (Herrſch- und Habſucht) dadurch befriedigt, daß er durch täuſchende Verſpiegelungen der himmliſchen Zukunft blendet; der Andre dadurch, daß er durch Gottes Gnade Geſetze entdeckt hat, welche zwiſchen den Menſchen als Brüdern eine unüberſteigliche Scheidewand ziehen, indem ſie das Eigenthum, d. h. den Beſitzenden unbedingt in Schutz nehmen, und den Beſitzloſen unbedingt verdammen. So lange die Achtung vor dieſen Emanationen des ſelbſtſüchtigen Pfaffen- und Deſpotenthums beſteht, wird auch das geiſtige und materielle Elend auf Erden beſtehen. —

Früher, in roheren Zeiten, iſt es wohl vorgekommen, daß ſich Pfaff und Ariſtokrat in den Haaren lagen; — das wird in Zukunft immer unwahrſcheinlicher, da beide zu gut die Gleichheit ihrer Intereſſen erkannt haben, und dieſe nur durch Zuſammenwirken vollſtändig erreichen. Der Pfaffe dreht (unter der Bedingung Halbpart) dem unwiſſenden Volke den

Kopf gen Himmel, damit der Ariſtokrat ihm die Taſchen beſſer leeren kann. So iſt's — aber die Gewaltigen der Erde geſtehen ſich dies kaum ſelber ein. Sie kreuzigen ſich und ſalben ſich -- und ſind und bleiben verruchte Heuchler.

Betrachtet die unſaubere Wirklichkeit in Bezug auf die heutige Politik etwas näher, und hebt aus der wüſten Maſſe Einzelnes hervor. Auch hier ſollen uns die wurmartig Loyalen, die Speichellecker und frechen Liebediener nicht aufhalten. Dieſe Niederträchtigen ſind ſogar nützlich zur Zerſtörung des blinden Staatsglaubens, ſie erniedrigen in der öffentlichen Meinung durch ihren Einfluß den ſogenannten Patriarchalismus, d. h. ſie demoraliſiren die Vertreter deſſelben, und der Wahn der Verehrung, welcher dieſe bisher ſo breit umgab, ſchrumpft immer winziger zuſammen.

Unter den heuchleriſchen Staatsgläubigen verſtehen wir vornehmlich die große Maſſe der Unterthanen, welche aus perſönlichem Vortheil den Druck der Deſpotie erduldet und gute Miene zum böſen Spiel macht; jenes servum pecus, das die Augen zukneift, wenn es die großen Diebe ſtehlen ſieht, um hinterher ſelbſt ſtibitzen zu dürfen.

Ferner gehört hierhin das vielverſchlungene Gewürm der Subalternbeamten, deſſen Exiſtenz faſt einzig auf der loyalen Heuchelei beruht. Die geheimen Konduitenliſten der Vorgeſetzten zwingen ſie, ergebene Diener zu ſein. Dann ſtehen noch in dieſer Reihe die ſogenannten Vaterlandsvertheidiger, die Erhalter der volksthümlichen Zerſplitterung, die bewaffneten Vertreter des nationalen Egoismus. Geben wir auch zu, daß der nationale Stolz ſich ein klein wenig rechtfertigt, wenn er auf höhere heimiſche Bildung, auf volksthümliche Entwicklung gegründet iſt; ſo iſt doch himmelweit verſchieden von dieſer letztern der heuchleriſche offizielle Patriotismus der Parademenſchen, der disciplinirten Bluthunde. Es iſt eine abſcheuliche Lüge, Soldaten, die blindgehorſamen Sklaven im Dienſte der Gewalt, Beſchützer oder Vertheidiger des Vaterlandes zu

nennen. Nicht die Ruhe des Vaterlandes ſichern ſie, wohl aber die der Kapitaliſten und Privilegirten, von denen ſie Lohn erhalten. Wäre es anders, ſo würden die Helden von der Linie, wenn ringsum nach außen tiefer Friede iſt, unter klingendem Spiele nach Hauſe ziehen und erſt wieder ihre koſtſpielige, dem Volke verhaßte Gegenwart offenbaren, wenn das „geliebte" Vaterland bedroht wäre. Aber „mit Gott" ſtehen ſie nun geputzt auf den Paradeplätzen, halten Revue, ſind in den Kaſernen konſignirt, und ſchießen gelegentlich auf Kommando ihre armen Brüder todt, wenn dieſelben etwas laut nach Brod und Freiheit rufen. O der Brutalität und Heuchelei!

Alle die genannten unglücklichen und falſchen Geſchöpfe, denen Selbſtſucht oder materielle Noth des Lebens jede freie Bewegung unterſagen, überbieten ſich in Ausdrücken der Verehrung einer Macht gegenüber, deren unmoraliſche Scheinwürde, deren egoiſtiſches Prinzip ſie längſt erkannt haben. Wie die Gottgläubigen das Wort „Glauben" zur Entſchuldigung ihrer Denkträgheit mit einem Heiligenſchein umgeben, ſo halten die Staatsgläubigen zu ähnlichem Zweck das Wort „Vertrauen" in hohen Ehren. Vertrauen? — ja, ſie haben Vertrauen, weil ſie mißtrauen; ſie haben Vertrauen zu ihrer eignen Miſere; ſie haben Vertrauen mit abgeſchnittenen Ohren und ausgeriſſener Zunge; ſie haben Vertrauen zur Macht, weil ſie durch ihre Feigheit, durch ihren Unverſtand ſelbſt ohnmächtig ſind.

Das heuchleriſche Vertrauen findet ſich unter allen Staatsformen. In abſoluten Staaten zeigt es ſich freilich am auffallendſten und kindiſchſten. Kindiſch erheuchelt iſt doch fürwahr das Vertrauen auf erbliche Tugenden der Dynaſtien, die ſtupide Anhänglichkeit und Liebe zu den „angeſtammten" Herrſchern. Es iſt möglich, daß Helden oder Weiſe auf Thronen, wie es Napoleon und der alte Fritz geweſen ſein ſollen, zu Zeiten von einer Anzahl ihrer Untergebenen herz-

lich geliebt und verehrt wurden; aber es ist unmöglich, daß von einem ganzen Volke fürstliche Personen geliebt werden, die kaum Anspruch auf die Liebe und Achtung ihrer nächsten Blutsverwandten machen könnten. Sie sind indeß alle enthusiastisch geliebt, die gekrönten Häupter, und keiner ist ausgenommen. So versichern uns Beamte, Historiographen, Zeitungsschreiber und andres Lügengesindel. — In konstitutionellen Staaten werden die Gewalthaber ebenfalls geliebt, obwohl es nicht so sehr nöthig ist. Man höre selbst die meisten Reden der liberalen Herren Abgeordneten, wie gezwungen, wie falsch sie sind. Sie verschleiern gewöhnlich die Wahrheit bis hinter die Ohrläppchen, damit das privilegirte Publikum nicht zu sehr erschrecke; sie regen die wichtigsten Tagesfragen blos an; sie klagen pathetisch über schreiende Mißbräuche, aber verhehlen wohlweislich, mit einer gewissen Courtoisie, die Grundursache, weil dies zu weit gegangen und dem allmäligen Schneckenfortschritte nicht gemäß wäre. — Wie brutal dem Proletariat und heuchlerisch den Privilegirten gegenüber sich die liberalen Bourgeois überhaupt betragen, wie geschickt selbst die politisch Radikalen ihre ehrgeizigen egoistischen Zwecke unter klingende Floskeln verstecken, ist neuerdings öfter gerügt worden.

Die Zeit ist seltsam gestimmt. Was bisher angeführt wurde, mag allerdings in größerm oder geringerm Maße auch früher schon zur Erscheinung gekommen sein; aber daß auch der Despotismus zum Heuchler geworden, hat sich niemals so augenscheinlich gezeigt. „Der Despotismus tödtet nicht mehr am hellen Tageslichte" sagt ein französischer Schriftsteller, — nun wahrhaftig, er läßt jetzt nur selten noch das Messer der Gewalt frei blitzen, und trägt es vorsichtig im Unterfutter der veralteten Gesetzestoga versteckt. Der politische Despotismus ist auch jesuitisch geworden, er grinzt seine Opfer so huldreich an, er singt ihnen mit Sirenenstimme zu, und fängt die armen Geschöpfe lieber in Netzen, als daß er ihnen wie ehedem lustig

auf den Pelz brennt. Seht nur, wie Könige mit Thränen in den Augen die traurige Pflicht (!) erfüllen, Todesurtheile zu unterschreiben; wie man wiederholt bedauert, die Wünsche der Unterthanen nicht auf der Stelle befriedigen zu können, und mit mitleidsvollem Achselzucken die Unreife des Volks beklagt. Sonderbar, nichts iſt doch natürlicher als dieſe Unreife: weil die Herren dort oben überreif ſind.

Auch iſt es eine merkwürdige Erſcheinung der Gegenwart: das allgemeine Mitleid für die Armen, der unaufhaltſame Drang, den unterdrückten Klaſſen der Geſellſchaft Hülfe zu leiſten, und ihre phyſiſche wie moraliſche Stellung zu verbeſſern. Der Menſchengeiſt ſcheint unwillkürlich aus ſeiner Erſtarrung emporzuzucken, ſein Hauch durch die Nebel zu dringen, welche Vorurtheil und Aberglaube Jahrhunderte hindurch um ihn gewoben; er ſcheint Miene zu machen, das Auge endlich einmal frei ſchweifen zu laſſen über das irdiſche Erbe, das Allen gehört, und zur Erkenntniß zu kommen, wie ſchmählich es der Mehrzahl bisher verkümmert wurde. Deshalb wohl bei ſo manchem Gelehrten und Vornehmen die mildere Anſchauungsweiſe in Bezug auf Verbrechen und Armuth, deshalb der Wetteifer im ſogenannten Wohlthun, das Haſchen nach allerlei Mitteln, den gegenwärtigen Zuſtand der Geſellſchaft beſſer, d. h. vernünftiger zu machen. Man fühlt es hüben und drüben, daß es ſo nicht gut iſt, daß es anders werden muß. Man fühlt es, — aber darum nicht vertraut, ihr Armen! Das Gefühl des Unrechts bezwingt momentan ſelbſt mehrere der Herren vom Beſitze, aber ſie werden bald genug ihre Wallung bereuen und dem ſozialen Fortſchritte deſto hartnäckiger widerſtreben. Die Meiſten ohnedies, welche das Mitleid auf der Zunge haben, heucheln Gefühle, die ſie nie tiefer berühren können, da ſie bis zum Grabe gepanzert ſind in ihrem Egoismus. So muß denn doch, beiſpielsweiſe, das Erbarmen und die Milde der hohen und allerhöchſten Herrſchaften dem geſunden Verſtande als

etwas ſehr Unbegreifliches erſcheinen. Wie kann man ein erbarmungsreicher, geſchweige ein gerechter Menſch ſein, wenn man Millionen in einer Hofwirthſchaft, auf einer Vergnügungstour, an Tänzerinnen, Hokuspokus ꝛc. vertändelt und verſchwendet, und dagegen Hunderte und Tauſende von armen Mitbrüdern verſchmachten und verkümmern oder ſie gar erſchießen läßt, um das läſtige Pack los zu werden. Es gehört wirklich eine allerhöchſte Einbildung dazu, die Barmherzigkeit der Großen für echt und ungeheuchelt zu halten.

Bei dieſer Gelegenheit darf man auch noch einmal an die Maßregeln der Staatsgewalt erinnern, welche zum Schein Vereine zur Abhülfe der Noth unter den Arbeitern empfahlen. Die Staatsgewalt mußte doch die Erkenntniß haben, daß bei Verbleibung der beſtehenden Einrichtungen dieſe Abhülfe ganz unmöglich ſei; ſie mußte in ihrem Gewiſſen überzeugt ſein, daß eben dieſe Einrichtungen Armuth und Elend erzeugt haben; ſie mußte wiſſen, daß das Intereſſe der Stabilität eine gefährliche Nachgiebigkeit verbietet. Und ſie hat dieſe Erkenntniß, und die projektirten, aber in der Geburt verblichenen Vereine ſollten eigentlich nur einſtweilige Blitzableiter für die morſchen Rechts- und Geſetzespaläſte ſein, damit dieſe nicht gar zu plötzlich vom kommuniſtiſchen Brande zerſtört würden.

Zum Schluß noch ein Beiſpiel, wo es den Staatsgewalten nicht rein zu Muthe iſt, wo ſie heimlich ins Fäuſtchen lachen: wir meinen das ausgebildete Titel- und Ordensſyſtem. Es kann kein wohlfeileres Vergnügen geben als Titel und Orden zu vertheilen. Und der heitere Ernſt, mit dem dieſe alberne Angelegenheit behandelt wird! Und die erhabene Wirkung! — Nein, die letztere iſt wohl auch meiſt nur Schein, nur Heuchelei. Da unſereiner zuweilen gedacht hat, ob, wenn man uns einen Orden anböte, uns nicht eine Ohrfeige lieber wäre, ſo können wir nicht umhin zu vermuthen, daß

viele Andre, obgleich ſie feige oder höflich genug ſind, einen Orden anzunehmen und zu tragen, ihn am Ende gleichfalls keiner Ohrfeige werth halten. —

Indem man die dornigen Gebiete der Literatur betritt, bemerkt man gleich, daß auch in ihnen das Bild der Wahrheit tief verſchleiert ſteht. Nehmt zuerſt das Publiziſtenheer vor, den ſtets beweglichen Schweif oder Wedel am politiſchen Körper, und richtet das Hauptaugenmerk auf unſre deutſch-cenſirten Federn. Welch ein abſcheuliches Gemengſel von Feigheit und Lüge in dieſer Zeitgeſchichtſchreibung! Wie moraliſch verſunken erſcheint der Menſch des hiſtoriſchen Staates, indem er es wagt, die Geſchichte der Gegenwart ſo zu verdrehen, wie es in den politiſchen Blättern aller Farben geſchieht! Welche klägliche Blaſirtheit zeigt das leſende Publikum, indem es täglich bei oft beſſerem Bewußtſein dieſe ſchnöde Heuchlerkoſt verſchlingt! — Und die freche Stirne, mit der die Zeitungsmenſchen ſelbſt ſtets an die öffentliche Meinung apelliren! Und der treuherzige Ton, in welchem ſie ſagen, daß ſie ſagen möchten, was ſie nicht ſagen und verhehlen, was ſie nicht verhehlen! — Geſinnung wollen ſie Alle haben, ob rothe oder grüne, ſchwarze oder graue — aber die Tinten ſind unecht. Sogar die kühnſten und widerſtrebendſten unter ihnen wagen es nicht, bis auf den Grund, bis auf die Seele gefärbt zu ſein. Man entgegne uns nicht, daß äußere Schranken ſie allein verhindern frei oder ehrlich zu ſein. Wir kennen das beſſer. Wie oft erfuhren wir, daß die verehrlichen Redaktionen ins Fäuſtchen lachten, wenn die Cenſur einem Artikel das Imprimatur verſagte, den ſie aus Rückſichten zum Drucke befördern mußten, deſſen Tendenz ihnen aber gefährlich werden konnte. Wie oft fraterniſirten ſie ſelbſt mit ihrem natürlichen Feinde, dem Cenſor, um die Flügel der ihnen unbequemen Freiheit zu ſtutzen. Es gibt ſogar Fälle, wo der Cenſor freiſinniger iſt als die Redaktion; dieſe braucht ſo viele Rückſichten, daß ihr der Kopf verdreht wird. Und das ge-

ſchieht am grünen Holze, d. h. bei Oppoſitionsblättern, den Organen des deutſchen Liberalismus — wie mag es erſt am dürren, bei den ſervilen Klatſch- und Matſchjournalen ausſehen? Geſinnungsloſe Tröpfe, dieſe zeitungsſchreibenden Heuchler: — Uebrigens iſt eine durchaus unabhängige aufrichtige Preſſe bei politiſchen Zuſtänden unmöglich, ſelbſt wenn Preßfreiheit da wäre, wie dies Figura zeigt in Frankreich, Schweiz und England. Nur bei einer gänzlichen Reform der verſchrobenen ſozialen Verhältniſſe kann die Publiziſtik das Bewußtſein der Ehrlichkeit, der Geſinnungswürde erlangen. —

Gehen wir nun leiſen Schrittes in den Tempel der ernſten Wiſſenſchaft!

Wiſſenſchaft, du heilige, du unvergängliche! Iſt es nicht Frevel, an der Wahrheitsliebe deiner Prieſter zu zweifeln? — Ja, es hat flammende reine Seelen gegeben, die verlodert ſind auf deinen Altären, — ſtolze Herzen, die verbluteten an den Wunden, die ihnen Aberglaube und Vorurtheil ſchlugen. Als helle Geſtirne ſtrahlen ſie nun an den dunkeln Pforten der kommenden Geſchichte, und ſenken milden Troſt und Hoffnung in die Gemüther der Strebenden. Ja, daß es aufrichtige Weiſe, d. h. ganze Menſchen gegeben hat und gibt, kann uns zum Zeichen dereinſtiger allgemeiner Erlöſung dienen, und die Furcht vor dem verderblichen Einfluſſe der falſchen Jünger, der gelehrten Heuchler benehmen. — Die Maſſe dieſer Gaukler und Charlatane, welche ſich nicht ſcheuen, gelehrig wie Papageien auf das Stichwort: „freie Wiſſenſchaft“ zu antworten, iſt unzählbar; ſie wälzt ſich überall auf den Heerſtraßen des Unterrichts, und hüllt die Wanderer ringsum in dichte Nebel- und Staubwolken.

Die Fakultäten machen da keinen Unterſchied. Selbſt die ſich ſo nennenden Humaniſten und Philoſophen ſind in hundert Fällen neunundneunzigmal Betrüger und Heuchler. Die Einen engherzige Akkommodationsmenſchen, die das beſtehende Na-

turwidrige theoretiſch negiren, aber praktiſch reſpektiren, ſpekulative Empiriker: die Andern höfiſche Speichelleker, welche das Gold der Wiſſenſchaft nur pfundweiſe achten, Scheinanbeter des wahren Genies; die Dritten ſind läppiſche Kreaturen, Affen des Logos ex officio, Zerrbilder der Wahrheit; die Vierten Schwärmer im Kopfe und Feiglinge von Gemüth: myſtiſche Empiriker, Berliner Staatsbraminen, bairiſche Leichenbitter u. ſ. f. Nirgends ein klares Verhältniß, nirgends eine Durchdrungenheit der Wahrheit!

Auch die mächtig fortſchreitenden Naturwiſſenſchaften können ſich noch unmerklich befreien von jener Räude der Heuchelei, indem ihre Pfleger es nur zu ſelten wagen, die geiſtige Errungenſchaft in dem Naturgebiete analogiſch auf das Leben im Allgemeinen anzuwenden. Nur mittelbar dringen die Reſultate der Wiſſenſchaft in dasſelbe ein, zunächſt wohl hauptſächlich auf rein materiellem Wege, aber dennoch wirkſam, da der enge Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und ſinnlicher Erſcheinung ſich immer deutlicher herausſtellen wird und muß.

Jener Zweig der Naturwiſſenſchaften, der die Heilkunde des Menſchen in ſich begreift, kann beſonders noch immer nicht trotz vielfach ſicherer Anſchauung den Charlatanismus aufgeben. Die Arroganz der Aerzte iſt wahrhaft ſündhaft, da nur Wenige unter ihnen bornirt genug ſind, die Grenzen ihrer Wiſſenſchaft zu verkennen. Ihr Heimlichthun iſt ſehr abgeſchmakt und verrätheriſch, da ſie wohl wiſſen, daß offenes Geſtändniß der Wiſſenſchaft ſtets heilſam, und durch Verallgemeinerung der Hülfsmittel den Uebeln am beſten geſteuert wird. Aber eine Unzahl Heilkünſtler leidet an ſehr gemeiner Selbſtſucht, und hilft ſich durch Scheinweisheit, aus Furcht die materielle Exiſtenz durch Aufrichtigkeit zu gefährden, gleichwie durch Scheinheiligkeit der falſche Pfaffe ſein Anſehen zu erhalten ſucht. — Und wie mag es denn mit dem Gewiſſen der Juriſten ausſehen? Das iſt ein Thema, welches ſchon unzähligemal von der Satyre ausgebeutet wurde, weshalb hier eine Schilderung nicht am Orte wäre. Die Rechtsgelehrten ſind verdammt, dem böſen Geiſte unmenſch-

licher Geſetze ſchnöde zu dienen, — unmenſchlicher Geſetze nämlich, weil ſie nicht auf die Grundbedingungen der Menſchennatur gefußt ſind, weil ſie die menſchliche Würde mißkennen, indem ſie dieſelbe nach dem Maßſtabe eines Aeußerlichen, nach dem Gelde, dem Privatbeſitze, ſchätzen; und den Menſchen als Sklaven oder feindliches Geſchöpf behandeln. Eine ſchwere Verdammniß, die der Juriſten! Aber die Zeit wird kommen, wo ſie erlöst werden, — und ſchon meint man, die erſten Symptome wären bemerkbar. Die ehrwürdigen Perrücken erſcheinen hier und da bereits lächerlich, die faltigen Amtsmienen verdecken nicht immer mehr den Schurken, der dahinter lauert, und die Opfer des Geſetzes knirſchen zuweilen voll Ingrimm mit den Zähnen, und wollen ſich nicht länger wie dumme Kälber von den verroſteten Beilen der offiziellen Schlächter hinwürgen laſſen. Glück auf! —

Unſre geſellſchaftlichen Zuſtände ſind dermaßen von dem Gift der Selbſtſucht durchdrungen, daß Alles davon angeſteckt wird. Auch die Kunſt, die ſchöne Kunſt. Weil ſie durch Gold aufgewogen werden kann, hat ſie ihren ſchönen Zweck, höhere menſchliche Gefühle und Ideen zu verbildlichen — ſichtbar werden zu laſſen — zu verallgemeinern — aus dem Auge geſetzt, und iſt eine Magd des Mammons geworden. Seht z. B. dieſes Heer der Pinſelkünſtler, wie es nüchterne Staatsaktionen und fratzige Heiligenbilder malt aus Habſucht, aus Scheinheiligkeit, aus Knechtsſinn. Aber die Augen ſchlägt es fromm empor und brüſtet ſich mit ſeiner Pietät, und treibt die Unäſthetik bis ins Aſchgraue. Und dennoch wiſſen oder fühlen es die faden Geſellen, daß ſie nur Epigonen ſind; daß ſie die Quelle der Natürlichkeit durch ihre Sudeleien trüben; daß ſie die Schönheit mit Füßen treten der ſchnöden Sucht wegen, den verbildeten oder ungebildeten „Beſchützern" zu gefallen ꝛc. Für den Ruf der Zeit haben ſie kein Ohr, für die Herrlichkeit der ungeſchminkten nackten Wahrheit kein Auge, für das Erhabene, rein Menſchliche kein Herz! Sie ſchaffen mit

wenigen Ausnahmen ohne innern Drang, weil ſie nur nach äußern Erfolgen geizen — die Heuchler, die Dummköpfe!

Seht ferner das alberne Geſchlecht der Verskünſtler, die auf Schleichwegen in den Tempel des Nachruhms kriechen wollen, und ſich glücklicherweiſe ſelbſt am meiſten betrügen. Die Lyriker z. B., jene blöden Geſellen mit den verhimmelten Gefühlen und der ſchmutzigen Genußſucht. Welche Falſchheit in dem ewigen Lirum Larum von Sehnſucht, Wehmuth, Weltſchmerz u. ſ. w. Welche Koketterie mit dem Heiligen und Göttlichen, das ſie nicht begreifen und bei nächſter Gelegenheit ſelbſt verſpotten! Welche lügneriſche Begeiſterung für Tugend und Freiheit bei der erbärmlichſten Feigheit und Vorſicht. — Die vollmäuligen Dramatiker darnach, die es nicht müde werden, mit Trivialitäten unſre ſchmachvolle Bühne zu zieren. Sie laſſen ſich Alles gefallen, die alten ſo wohl wie die jungen Tartüffe's, ſie laſſen ſich von der Polizei in tauſend Stücke ſchneiden, ſie ſetzen den alten Fritz flötebla[illegible]end hinter die Couliſſen, ſie ſtutzen alleweg die Geſchichte beliebig zu, bald ſervil, bald liberal, aber niemals wahrhaftig, — und thun überhaupt ihr Mögliches, die Poeſie zur Poſſe herabzuwürdigen, nur um Geld zu erwerben, und in den belletriſtiſchen Klatſchblättern beklatſcht zu werden.

Das Romanſchreibervolk endlich — mit ſeiner ſtupiden Menſchenkenntniß. Es iſt erſtaunlich, wie weit es die Verrücktheit trotz der abgeſchmackten Wirklichkeit in Erzeugung von Phantaſiegebilden bringen kann. Unter zehn Schock deutſcher Romane iſt noch kein halber, worin ſich Menſchencharaktere vorfinden, höhere, menſchliche Ideen; die Romantiker begnügen ſich durchgehends mit Drathpuppen, Mannequins ꝛc.

Das Kunſt- und Schriftſtellerweſen überhaupt betrachtet, ſcheint recht eigentlich mit den verſchrobenen Bildungszuſtänden der Gegenwart verwachſen. Künſte treiben und Schriftſtellern ſind in den meiſten Fällen induſtrielle Ausbeutungsmittel, und zum Theil ſehr faſhionable. Glückliche Schauſpielerinnen, Sängerinnen oder Tänzerinnen, raffinirte Virtuoſen nehmen es in Bezug auf das klingende glänzende Verdienſt mit

Fürſten und Banquiers auf*); ſelbſt Dichter und Hiſtoriker a la mode (Sue und Thiers z. B.) brüten goldne Eier aus. — Ausnahmen, das heißt: Künſtler, die unabhängig von äußern Einflüſſen aus innerer Nothwendigkeit ſchaffen, gibt es freilich; allein ſie unterliegen gemeiniglich der materiellen Noth, oder ſtehen doch wenigſtens auf einer gleichen Stufe mit den übrigen Proletariern. Was dem armen Weber z. B. der Fabrikherr, iſt dem armen Schriftſteller der Buchhändler. —

Betrachtet man unſere geſellſchaftlichen Sitten, unſre Anſtandsgeſetze oberflächlich, ſo könnte man verſucht werden, das geſellige Treiben blos thöricht oder albern zu finden. Aber dem iſt nicht ganz ſo: der überbildete oder beſſer geſagt verbildete Menſch beſtrebt ſich ſeine egoiſtiſchen Neigungen bis zum Raffinement auszudehnen, und ſucht vor Allem dem Eigennutz, der ſelbſtiſchen Genußſucht ein elegantes Kleid umzuhängen, das man geſellſchaftliche Höflichkeit, Bildung,

---

*) Jeremias Gotthelf, der naive Schweizer, ſagt darüber u. A.: „Man verehrt Schauſpieler wie Götter, ſpannt ſich wie's Vieh vor den Wagen einer Tänzerin, Einer, die ihre Beine zu gebrauchen weiß, wie ein Ziegenböcklein, eine Bachſtelze, ein Eichhörnchen, vergöttert ſie mit Schrift und Wort; treibt das gleiche Spiel mit denen, die zu trillern wiſſen und zu ſchmettern, daß ein natürlicher Menſch Bauchweh kriegt. — Wie man ehedem mit Königen und Fürſten, die man jetzt in allen Blättern anhunzt, als wären ſie in keinen Schuh mehr gut, ſündige Abgötterei trieb, treibt man ſie jetzt mit Künſtlern, Schauſpielern, Thierbändigern, Tänzern, beſonders Tänzerinnen ꝛc. Und merkwürdiger Weiſe ſtehen an der Spitze dieſer Abgötterei die ausgehunzten Könige und Kaiſer, Fürſten, Herzoge und gräfliches Zeug; opfern dieſen Götzen das Mark ihres Landes; laſſen in der bitterſten Noth Kranke ſchmachten, Greiſe hungern, Sieche arbeiten, um einer Sängerin den Hals zu ſalben; laſſen Tauſende verhungern, auswandern, am Leben verzweifeln, um einer Tänzerin die Beine zu vergolden. Dieſem kaiſerlich königlichen Unſinn taumeln in angeborner Unterthänigkeit die Unterthanen nach, ſchreien Lob und Preis in allen Tönen, und ſchauen in wahrhaft grauſenhafter Verblendung zu dieſen Götzen auf."

Lebensart, Welton ꝛc. getauft hat. Dieſes Kleid ſchützt alle Theile, es bedeckt vortrefflich die Muttermäler des Laſters und die Leberflecken des Verbrechens. Mit Höflichkeit kann man nach Salonsbegriffen der liebenswürdigſte Menſch und zugleich der miſerabelſte Schurke ſein. Natürlich, es iſt ſogar faſhionable Pflicht, den üblen Geruch der innern Gemeinheit durch äußern Parfüm zu vertreiben. Es ſchickt ſich nicht, die Satansklaue offen zu zeigen, man verdeckt ſie mit einem zarten Sammtſchuh. Und dann noch der allſeitige Vortheil, den die geſellſchaftliche „Bildung“ gewährt! Jedermann darf ja mediſant, ſüffiſant, perfid, maliziös und alles Andre ſein, weil die „ſchickliche“ Form aufgefunden iſt. Kurzum, man darf falſch und heuchleriſch ſein, das höchſte Bedürfniß in den gegenwärtigen Zuſtänden, wo ein Menſch den andern ausbeuten muß und ſoll

---

Leider! Auch die Familie iſt beſudelt von der Lüge.

Wie ſollte es anders ſein? Schon die Erziehung der Kinder wird durchgehends auf eine Weiſe eingerichtet, daß nicht allein von Anfang die herkömmlichen Vorurtheile in die jugendlichen Seelen gepflanzt werden, ſondern wichtiger noch eine ängſtliche „Zucht“ erſcheint, wodurch jede ſelbſtſtändige Entwicklung unterdrückt und die Keime eines freien Bewußtſeins erſtickt werden. Das Kind muß vor allen Dingen blind gehorſam und ſtupid aufmerkſam auf die Launen und Charaktereigenthümlichkeiten ſeiner Lehrer ſein, dabei überall fügſam und geſchmeidig bis zum Zerknicken. So gelingt es denn, die junge Brut recht bald zu kleinen Heuchlern und Heuchlerinnen heranzubilden, die ſchon frühzeitig im Leben ſich ganz nett zu finden und den Alten allerliebſte moraliſche Schnippchen zu ſchlagen wiſſen.

Das thut aber auch noth, denn die Jugendzeit vergeht ſchnell. Hätte ſich Bub und Mädchen nicht fügen lernen, ſo würden ſie vielleicht widerſtreben, wenn die Eltern ſpäter willkürlich über ihre Liebe verfügen. Und das Heirathsgeſchäft

muß doch gemacht werden; der Egoismus gebietet's. — In der modernen Ehe nun kann vollends die Heuchelei nicht entbehrt werden; hier bildet ſie den Kitt, der die ſich innerlich abſtoßenden Weſen wenigſtens äußerlich verbindet.

Und ſomit zieht ſich der Lügenfaden mitten durch die Familie, und vererbt ſich von Glied zu Glied. Denn, wie ſchrecklich es klingt, die liebevollen Kinder ſehnen ſich nicht ſelten heimlich nach dem Tode, d. h. dem Erbe der liebevollen Eltern, und wenn ſie's haben, ſo betrügt der Bruder die Schweſter, und die Kindeskinder ſehnen ſich ihrerſeits wiederum. —

Um die gefährlichen Folgen der Heuchelei in unſrer Geſellſchaft noch näher wie bisher zu bezeichnen, bedürfte es ferner nur auf die Motive der unendlich vielen Selbſtmorde und Wahnſinnsfälle zu verweiſen. Das Unerquickliche und Peinliche ſchiefer Lebensſtellungen, die Gewiſſensunruhe über verfehlte moraliſche Zwecke, die Reue im Gefolge einer fortwährenden erzwungenen Zurückdrängung natürlicher Gefühle ꝛc. ſind hinreichende Gründe zur Erklärung ſowohl der ſchauderhaften Verirrung, welche den Menſchen zur Selbſtvernichtung zwingt, als der betrübenden Lähmung ſeiner Verſtandeskräfte. In dem Wirbel der allgemeinen Frivolität iſt es ſo leicht betäubt zu werden und hinzuſtürzen. — Auch der Auswanderungsdrang mit ſeinem hektiſchen Charakter rührt zum Theil von der allſeitigen Unbeſtimmtheit und Aufgelöstheit der gegenwärtigen Zuſtände her; und ſo ließen ſich mit Grund noch eine Menge Krankheiten im Geſellſchaftskörper aus denſelben Urſachen ableiten Doch genug.

Fluch der Selbſtſucht! wie grauſig ſchwebſt du über den Häuptern der verblendeten Menſchen! Mit deinen ſchwarzen Fittichen verdunkelſt du ihren Geſichtskreis, daß ſie nicht ſehen, wohin ſie treten, daß ſie die zarteſten Blumen der Flur unter ihren Füßen zerknicken, und Einer vor dem Andern auf der Hut iſt, aus Furcht, er möge in der Dunkelheit umgerannt

werden. Mit deinem ſchrillen Gekrächz betäubſt du ihre Ohren, daß ſie die melodiſchen Klänge der Weltordnung nicht mehr vernehmen, daß ſie ſelbſt wild durcheinander ſchreien und lärmen, in der thörichten Hoffnung, durch Tumult und Grimaſſen den Verluſt der Harmonie zu erſetzen.

Fluch der Selbſtſucht!

Von dir niedergeſtreckt ſehen wir Millionen und aber Millionen arme Sklaven, ſchwarze wie weiße, auf den Knien ſtehend, mit erhobenen Händen, mit blutigen Rücken und zerpeitſchten Sohlen, weinend und ſchluchzend, klagend und jammernd, — aber du zermalmſt ſie einzeln mit ſtarren Blicken, du zertrittſt ſie einzeln mit eiſernem Fuße. Ohne dich wären ſie Menſchen geworden, freie Weſen, göttliche Perſönlichkeiten.

Fluch der Selbſtſucht! Von dir belogen ſchwelgt die trunkene Schaar der Herren und Richter, ſich unnatürliche Rechte anmaßend, welche durch Brutalität erworben wurden; ſcheinbar heiter, ſcheinbar erhaben, aber in Wahrheit innerlich zerknirſcht, unruhig, überſättigt, nimmerſatt, vereinſamt. — Und ſie wären doch Menſchen geworden, ſchöne Weſen, ohne dich, ohne den freveln Geiz mit Habe und Ehre. —

Fluch der Selbſtſucht! Von dir verlockt betet gleißneriſch die Rotte der Baalspriester, die in Sünden lebt und in Sünden ſtirbt, die den lichten Himmel vergiftet mit ihrem böſen Athem und die blühende Erde verſengt mit ihrem Peſthauch; die dem Menſchen ein jenſeitiges Paradies verheißt, um ſeinen Geiſt hierunter leichter zu verknechten und zu verſtümmeln. — Ohne dich wären auch ſie Menſchen geworden, gute und freie Weſen.

Fluch der Selbſtſucht! Von dir betrogen zittern alle jene in Seelenſchmerzen, in Qualen der Sehnſucht und Reue, die den offenen Pfad der Natur, der Liebe, der Tugend verließen, um auf heimlichen Wegen Heimliches zu genießen. Alle jene, die Haß und Hohn gepredigt, ſtatt Milde und Verſöhnung; alle jene, die unbarmherzig Andre und ſich gequält; alle jene, die ſich fremde Götzen ſchufen, und ihre eignen

Brüder dafür verleugneten — — ſie auch wären Menſchen geworden, glückliche freie Weſen, ohne dich!

Wann wird endlich der Menſchengeiſt dich Ungeheuer der Selbſtſucht ganz erkennen und ganz beſiegen?

Dann erſt wird der Menſch zu dieſer Erkenntniß kommen, zu dieſem Siege gelangen, zu einem total ſich ſelbſt befriedigenden Weſen ſich emporgeſchwungen haben, wann er mit ſeinen Brüdern in wahrer und wahrhaftiger Gemeinſchaft lebt; wann er zu einer ſolchen Entwicklung ſeiner Gefühle, ſeines ſinnlichen Bewußtſeins gelangt iſt, daß er ſein Glück unzertrennlich erkennt von dem der andern. Gleichwie dann die Selbſtſucht, die alte Sündenmutter ins Grab ſinkt, ſo hat auch mit ihr die Heuchelei, ihre Tochter, den Tod gefunden.

Wer könnte, wer brauchte noch zu **heucheln** in einer **kommuniſtiſchen** Geſellſchaft! —

Aber was haben wir jetzt zu thun — welche Mittel wählen wir, um dieſen glückſeligen Hafen zu erreichen? — Der nächſte Schritt zum Ziele iſt: Aufrichtigkeit, Wahrheit, Erkenntniß der menſchlichen Kraft und Weſenheit, Eingeſtändniß der bisherigen Halbheit und Falſchheit! Wir müſſen endlich die Zwangsjacke der Heuchelei, die unſre Seele einpreßt, ganz ausziehen; wir müſſen uns nicht länger durch Illuſionen, die unſren ſelbſtiſchen Gelüſten ſchmeicheln, zu einer luftigen Höhe aufſchrauben laſſen; wir müſſen Fuß faſſen auf dem Boden der Wirklichkeit, der Realität, und hinab aus der trügeriſchen Region des Traumes; wir müſſen, um es kurz zu ſagen, ganze Menſchen, nichts mehr und nichts minder ſein, was wir jedenfalls nicht ſein können, ſo lange wir in dem Zuſtande der Iſolirtheit und der gegenſeitigen Betrügerei als Sklaven, als Heuchler verharren. — Den Kopf erheben, die Hand aufs Herz! und ihr habt nicht zu fürchten, die Glocke des Himmels ſtürze auf die Erde und zerſchmettre euch die armen Schädel.

Das Auge frei und offen! Da weichen die Geſpenſter in ihr Nichts zurück; da fallen die Phantome zu euren Füßen nieder.

Freiheit der Anſchauung! das iſt der Talisman, der euch ſchützen wird vor Pfaffen und Despoten, vor Sophiſten und Kaſuiſten, vor den todten Göttern und den lebendigen Teufeln.

Freiheit des Gefühls! das iſt der Engel, der euch aus den Wirrſalen dieſes ärgerlichen Daſeins zum Roſenhain des Friedens, zur menſchlichen Seligkeit leitet.

Und ſeid ihr aufrichtige, freie, ganze Menſchen, und ſpiegelt ſich die Klarheit eures Lebensbewußtſeins in den Blicken aller eurer Brüder wieder, ſo gebt ihr ihnen, und ſie euch die Hand, und ihr [illegible]nd vereinigt euch.

Liebe! Das iſt ein Panzer, der über alle Panzer geht.

Vereinigung! Stehe dies Zauberwort in eurer Bruſt mit Flammenzügen eingeſchrieben, dann erhebt nur kühn ein Siegsgeſchrei, daß die alte Mutter Erde in ihren Grundfeſten freudig erbebt.

So mög' es dann ſein:

Aufrichtigkeit Jedem, Vereinigung Allen! — Freiheit Jedem im Liebesbunde Aller!

Püttmann.

Die preußiſche Zenſur.

Es muß eine unſrer Aufgaben ſein, die Leſer von Zeit zu Zeit von charakteriſtiſchen Schlachtopfern zu unterhalten, die den preußiſchen Streichbütteln fallen. Für diesmal konſtatiren wir *eine ſehr bedeutende Modifikation* in der Amtsausübung des „hohen Gerichtshofes“ zu Berlin, den der Abſolutismus die Frechheit beſeſſen hat, als eine rechtliche Preßinſtanz dem gebildetſten Volke der Erde zu beſcheeren. Eine preußiſche Zeitung — einerlei welche — wollte zum Neujahr 1846 ihren Leſern folgenden Gruß bringen, den man in Berückſichtigung der Verhältniſſe den etwas paſtorenhaften Ton gern verzeiht, der aber ſeinem wahren Inhalte nach unſere wie aller Menſchenfreunde Billigung hat. Der Lokalzenſor ſtreicht, das Blatt erſcheint ohne Neujahrsartikel. Beſchwerde geht ſofort nach Berlin ab, von wo ähnliche Sachen im vergangenen Jahre mit Druckerlaubniß begleitet zurückgekehrt waren. Aber am 20. Januar hielt der hohe Gerichtshof eine Sitzung und beſchloß: die Druckverſagung ſei zu billigen, „*da der Artikel durch die leidenſchaftliche und aufregende Schilderung der beſtehenden Zuſtände gegen den Artikel IV der Zenſur-Inſtruktion verſtoße.*“ — Leidenſchaftliche und aufregende Schilderung der beſtehenden Zuſtände heißt es alſo, wenn man, und noch dazu in ganz allgemeiner Weiſe, ohne irgend welchen Einzelnen zu nahe zu treten, die Wahrheit ſagt! Hier iſt der Neujahrsartikel, der das Regiment in Preußen ſtürzen würde, falls man ihn veröffentlichte. Hier iſt er veröffentlicht!

Am 1. Januar 1846.

Und wieder liegt ein Jahr hinter uns, wiederum iſt der Sand in der Uhr der Zeit 365mal hinabgerollt, wir ſind Alle dem Tode um ein Jahr näher gerückt — was haben wir erreicht? Sind wir aus dem Chaos herausgekommen, aus dem Knäuel der Unordnung, in dem ſich Millionen unſerer Brüder mit dem Hunger und der Verzweiflung zerkämpfen, und in der ſelbſt der Begütertſte, der Gebildetſte ſeines Daſeins nicht eigentlich froh werden kann? Sind Anſtalten getroffen worden, faßbare, ſichtbare Anſtalten, um nur die erſte Forderung der geſunden Vernunft zu befriedigen, die nämlich, daß jedes Menſchenkind exiſtiren kann, zu leben und zu eſſen hat? Sind Schritte geſchehen, um das Lager wenigſtens mit Lebensvorräthen zu verſehen, damit allererſt daran gedacht werden kann, ernſtlich und nach den Regeln der Strategie zu operiren? Nein, wir ſind wo wir waren, wir ſtanden wo wir noch ſtehen, wir ſind in der Praxis um keines Daumens Breite vorwärts gekommen. Und doch, wer gibt uns die irdiſche Exiſtenz zurück wenn ſie abgelaufen, wer legt uns auf's Neue in die erſte Wiege, um uns dieſelbe Bahn bis zu den letzten fünf Brettern noch einmal durchwandeln zu laſſen, wer ruft die Unglücklichen von heute, die Elenden, die Hungernden, die Frierenden, die Durſtenden und die Kranken in's Daſein zurück, wenn eine neue Generation in den Beſitz ihrer Menſchenrechte getreten iſt, und glücklichere Geſchlechter, nicht mehr darbend und den Fluch auf den ſterbenden Lippen, vom Gaſtmahle des Lebens hinwegſchleichen? Was nützt den Duldenden von heute die Ausſicht auf Ordnung und Harmonie, wenn ſie morgen nicht mehr ſind, wenn ihr Leben endigt in der Zeitrechnung der Unordnung und der Disharmonie? Heißt es nicht, ehrlich geſprochen, ſiedendes Blei in offene Wunden gießen, wenn man dem von der Heimath verſchlagenen, irrenden, ſchmachtenden Bettler den Fata-Morgana-Traum eines reichen und frohen Daſeins vorgaukelt, vorgaukelt, während er einſam und verlaſſen am Rande des Weges, an einen Baumſtamm gelehnt, troſtlos in die ſinkende Sonne ſchaut, — wenn die Sonne

wieder aufgeht über beſſeren und glücklichen Menſchen, ſo findet ſie vielleicht an ihm einen kalten Mann, und er iſt nicht mehr. Wir Anderen, die wir für das Reich der Zukunft, für das tauſendjährige Reich kämpfen, wir nehmen uns wenigſtens unſer Theil Lebensbewußtſein und Lebensfreudigkeit weg, wir kämpfen, wir ſind vollſtändige Menſchen, wir vollziehen menſchliche Lebensakte, und in der Gewißheit des Sieges, in der Sicherheit über unſere Erfolge, antizipiren wir das Kommende. Aber wehe Dem, der für ſich kämpfen laſſen muß, wehe Dem, der nicht einmal weiß, daß für ihn gekämpft wird, der das Pferdegetrappel und Degengeklirre, das Knacken der Hähne hört und nichts mehr davon verſteht, als daß man ihn aus der Ruhe ſeiner Stumpfheit aufſtört, daß man ihm das Einzige, was er hatte, den Schlummer ſeiner Lebenskräfte, damit nimmt!

Es iſt eine ernſte, bewegte Zeit, in der wir leben, und wir wollen uns nichts von ihren Schrecken verheimlichen; wir müſſen alle Wunden aufdecken, alle Schmerzen kennen, wir müſſen unbarmherzig ſein und die ganze Wahrheit ſagen. Nur ſie allein heilt die Wunden, die ſie ſchlägt.

Die Erkenntniß der Uebelſtände will verbreitet, will allgemein gemacht ſein, ehe die Menſchheit Hand anlegt. Die Theorie, die bloße Anſchauung der Dinge und Zuſtände fordert das Opfer einer langen Zeit, einer Zeit, die immer zu lang iſt für die Einzelnen, weil ſie während dieſer Diagnoſe doppelt leiden. Aber die Bewegung der Geſchichte, die Natur unſerer ganzen Vergangenheit macht all dieſen langen Prozeß nöthig, wir kommen nicht vor ihm her. Beſchleunigen kann man die Theorie, abkürzen die kritiſche Periode, vermeiden nicht, lang bleibt ſie immer. Welche Schritte hat die Theorie im Jahre 1845 gethan, war ſie ein fauler Knecht, oder ein fleißiger Arbeiter? Dieſe Frage bleibt unſerer Reſignation einzig am Neujahrstage übrig.

Die Theorie war ein fleißiger Arbeiter — beſonders in Deutſchland. Nie iſt in einem Jahre von allen Seiten ſo viel und ſo Bedeutendes gethan worden, um das Elend der Ge-

ſellſchaft zu konſtatiren, zu ergründen, und um die verkehrten Heilmittel, die man voreilig angeboten, zurückzuweiſen. Die Thätigkeit der Preſſe in der wichtigſten menſchlichen Angelegenheit war unermüdlich, der Aufmerkſamſte und Fleißigſte war kaum im Stande, all den ökonomiſchen, kritiſchen, philoſophiſchen Schriften zu folgen, die in dieſem Jahre das Licht der Welt erblickten. Vom befangenſten Standpunkte an, der ſich mit kleinen Heilpflaſterchen und Hausmitteln begnügt, bis zur ernſten und ſchonungsloſen Statiſtik der geſellſchaftlichen Mißſtände, die an jedes geſunde Herz, an jeden offenen Kopf die einfache aber unausweichliche Frage ſtellte: Was ſoll daraus werden, wie kommen wir aus dieſem Engpaß heraus? bis zur überfliegendſten und extremſten Forderung des Neuen, bis zur Formulirung der Glaubensbekenntniſſe, die das Beſtehende gradezu aufheben, eine ganz unabſehbare Stufenleiter von Prinzipien ſahen wir im verfloſſenen Jahre ſich bilden und vor das Publikum treten. Noch mehr, es gab Niemanden mehr, der ſelbſt die kühnſten Wünſche und Hoffnungen, die herbſte Kritik, die verzweifeltſte Statiſtik gradezu verachtungsvoll von ſich gewieſen hätte, die Ohren ſind den Taubſten, und die Augen den Blindeſten aufgegangen, die öffentliche Meinung in Deutſchland hat einen Rieſenſchritt gemacht. Die Begriffe von Utopie, böswilliger Verkennung der Wahrheit, von Volksverführung, von demagogiſchen Künſten ſind großentheils auf ihren wahren Werth, auf ihre Bedeutung der Bedeutungsloſigkeit reduzirt worden. Mitten unter Einſeitigkeiten und Extravaganzen hat die ernſte Sache der Menſchheit ein bedeutendes Terrain gewonnen. Das iſt der Ruhm des Jahres 1845.

Mit dem Bewußtſein dieſes Fortſchritts, in der richtigen Würdigung ſeiner blos theoretiſchen Natur wollen wir das neue Jahr antreten, wollen wir trachten, dieſem ein noch höheres Lob zu erwerben. Wir haben viel zu thun, uns zufrieden zu ſtellen, denn es handelt ſich hier noch blos um die Freude an der Arbeit ſelbſt; von ihren ſichtbaren Folgen, von ihren praktiſchen Ergebniſſen ſehen wir noch nichts ab, —

wer hat die Zukunft in der Hand? Es muß Brod aus der Theorie werden, Wein aus der Polemik, aber wann? Eben ſchleicht ein hungernder Bettler unter unſern Fenſtern vorüber. Was nützen ihm die ſchönen Sachen, die wir hier oben niederſchreiben können, was nützt ihm der Humanismus und deſſen Realiſirung — auf dem Papiere? Noch nichts, aber ſo wahr es eine Menſchheit gibt, ſpäter!

Später? Wann iſt dieſes Später? Wir wiſſen es nicht, beſchleunigen wir die Theorie! —

Kommuniſtiſches Bekenntniß
in
Fragen und Antworten.

1.
Von der Arbeit und vom Genuß.

1. Was heißt arbeiten?

Ein jedes Umwandeln der Stoffe für das Leben der Menſchheit heißt arbeiten oder wirken, ſchaffen, hervorbringen, erzeugen, produziren, handeln, thätig ſein, kurz: leben; denn in Wahrheit arbeitet Alles, was da lebt, wie denn auch in Betreff des menſchlichen Lebens nicht nur Kopf und Hände, ſondern auch alle andern Glieder und Organe des menſchlichen Körpers die Stoffe, welche ſie von Außen empfangen, für das Menſchenleben umwandeln, z. B. der Mund, indem er den empfangenen Stoff für den Magen, dieſer wiederum, indem er das Empfangene für das Blut verarbeitet u. ſ. w., d. h. jedes Organ des menſchlichen Körpers, wie jedes Glied der menſchlichen Geſellſchaft, produzirt für das Ganze oder arbeitet, ſchafft, indem es nur zu konſumiren, zu genießen ſcheint, und genießt wiederum ſein eignes Leben, indem es nur für das Ganze zu arbeiten oder zu produziren ſcheint. Dieſe Harmonie von Arbeit und Genuß findet aber nur im organiſchen oder im organiſirten Leben ſtatt, nicht im unorganiſirten, wie wir ſogleich ſehen werden.

2. Welche Arten von Arbeit gibt es?

Organiſirte und unorganiſirte. Mit andern Worten: es gibt freie Thätigkeit und gezwungene Arbeit oder Zwangsarbeit

3. Was iſt freie Thätigkeit und was iſt gezwungene Arbeit?

Freie Thätigkeit iſt Alles, was aus innerm Antriebe, Zwangsarbeit dagegen Alles, was aus äußerm Antriebe oder Noth geſchieht. Erfolgt die Arbeit aus innerm Antriebe, ſo iſt ſie eine Luſt, die den Lebensgenuß fördert, eine Tugend, die ihren Lohn in ſich ſelbſt trägt. Erfolgt ſie dagegen aus äußerm Antriebe, ſo iſt ſie eine Laſt, welche die Menſchennatur erniedrigt und erdrückt, ein Laſter, welches nur um ſchnöden Sündenlohn ausgeübt wird, ſo iſt ſie Lohn- und Sklavenarbeit. Der Menſch, welcher den Lohn für ſeine Arbeit außerhalb ſeiner ſelbſt ſucht, iſt ein Sklave, der für fremde Zwecke thätig iſt, eine lebloſe Maſchine, welche getrieben wird.

4. Welche von beiden Arbeiten verſteht man heutzutage unter Arbeit?

Die gezwungene Arbeit.

5. Wie heißt gegenwärtig die freie Thätigkeit?

Sie heißt entweder Genuß oder Tugend.

6. Was verſteht man heutzutage unter Genuß?

Das Leben nach gewiſſen ſinnlichen Neigungen, ohne Rückſicht auf die ganze Menſchennatur.

7. Was verſteht man heutzutage unter Tugend?

Das Leben nach gewiſſen geiſtigen Neigungen, ohne Rückſicht auf die ganze Menſchennatur.

8. Können wir heutzutage unſerer ganzen Menſchennatur gemäß thätig ſein oder unſer menſchliches Leben wahrhaft genießen?

In keiner Weiſe. — Faſt jede Thätigkeit wird in unſrer Geſellſchaft nicht aus dem innern Antriebe unſrer Menſchennatur, nicht aus Luſt und Liebe zur Arbeit, ſondern aus einem äußern Antriebe, in der Regel aus Noth oder des Geldes wegen verrichtet. — Andrerſeits ſind jene Lebensthätigkeiten, welche wir aus innerm Antriebe verrichten, jene, die wir Genuß oder Tugend nennen, ſo beſchaffen, daß ſie dem wahren

Lebensgenuß der Menschennatur noch mehr schaden, als dies durch die Zwangsarbeit geschieht. — Die Unmäßigkeit in der Befriedigung gewisser sinnlicher und geistiger Lebensthätigkeiten, diese Unmäßigkeit, welche nicht der Menschennatur entspricht und zu welcher der Mensch sich jetzt nur hingezogen fühlt, weil seine Natur nicht ganz entwickelt, sondern unterdrückt wird, sie verursacht, daß alle freie Lebensthätigkeit der jetzigen Menschen einen unmenschlichen oder thierischen Charakter annimmt. So wird das Trinken zum Saufen, der Gattungsakt oder die Geschlechtsliebe zur ausschweifenden Wollust, das Ausruhen von anstrengenden Arbeiten zur Trägheit, die Gelehrsamkeit zur Pedanterie, die Sehnsucht des Herzens nach höherem Leben zur Frömmelei, die Tugend zur Selbstpeinigung u. s. w. — Alle die sinnlichen sowohl wie die geistigen Neigungen arten nur deßhalb in Unmäßigkeit aus und werden zur Sucht, weil nicht die ganze menschliche Natur entwickelt, vielmehr unterdrückt und ausgeartet ist. — Die Sucht aber macht sich auf Kosten aller andern Neigungen der menschlichen Natur geltend und würdigt den Menschen zum Thier herab, das auch nur einseitige Triebe hat.

9. Ist es möglich, daß alle Menschen ihrer Natur gemäß leben und wirken?

Es ist nicht nur möglich, sondern das Gegentheil wäre unmöglich, wenn die menschliche Natur in allen Menschen entwickelt und nicht durch die gesellschaftlichen Verhältnisse gewaltsam unterdrückt würde.

10. Welche Arten von Arbeit sind in einer Gesellschaft möglich, wo die menschliche Natur in allen Menschen entwickelt wird und wo jeder Mensch alle seine Fähigkeiten anwenden kann?

In einer solchen Gesellschaft ist keine andere als die freie Thätigkeit möglich.

11. Welche Arten von Arbeit sind in einer Gesellschaft möglich, wo weder die Menschen vollständig entwickelt, noch auch die entwickelten menschlichen Kräfte angewendet werden können?

In einer ſolchen Geſellſchaft iſt nichts Anderes, als Zwangsarbeit, Müßiggang, Genußſucht und falſche Tugend möglich.

12. Können in unſrer heutigen Geſellſchaft alle menſchlichen Kräfte entwickelt und die entwickelten Kräfte angewendet werden?

In keiner Weiſe. Wir ſind gehemmt ſowohl in unſrer Entwickelung, wie in der Anwendung unſrer Fähigkeiten und Kräfte. Eine allgemeine Erziehung und Bildung, ſo wie der Austauſch und Gebrauch unſrer Kräfte, iſt in unſrer Geſellſchaft unmöglich. Die meiſten Kräfte des Menſchen bleiben unentwickelt und die entwickelten werden in der Regel unterdrückt. Das Leben der Menſchen in der heutigen Geſellſchaft iſt daher meiſtens in gezwungene Arbeit, Entſagung und Genußſucht getheilt. Hier ſchwelgt man, dort darbt man; bald drückt der Mangel, bald der Ueberfluß den Menſchen zum Thier herab.

13. Warum iſt in der heutigen Geſellſchaft die Entwickelung und die Anwendung unſrer menſchlichen Kräfte unmöglich?

Weil wir uns gegenſeitig zu Sklaven machen, indem wir uns oder, was dasſelbe iſt, alle unſre menſchlichen Kräfte kaufen und verkaufen.

2.

Von dem Gelde und der Knechtſchaft.

14. Was iſt Geld?

Es iſt der in Zahlen ausgedrückte Werth menſchlicher Thätigkeit, der Kaufpreis oder Tauſchwerth unſeres Lebens.

15. Kann die Thätigkeit der Menſchen in Zahlen geſchätzt werden?

Die menſchliche Thätigkeit iſt eben ſo wenig, wie der Menſch ſelbſt, zu bezahlen; denn die menſchliche Thätigkeit iſt das menſchliche Leben, dieſes aber kann durch keine Summen Geldes aufgewogen werden; es iſt unſchätzbar

16. Was iſt der, welcher für Geld verkauft werden kann oder ſich ſelbſt für Geld verkauft?

Wer verkauft werden kann, iſt ein Sklave, und wer ſich ſelbſt verkauft, iſt eine Sklavenſeele.

17. Was müſſen wir aus dem Daſein des Geldes ſchließen?

Wir müſſen das Daſein der menſchlichen Sklaverei daraus ſchließen, denn es iſt ſelbſt das Zeichen der menſchlichen Sklaverei, weil es der in Zahlen ausgedrückte menſchliche Werth iſt.

18. Wie lange noch werden die Menſchen Sklaven bleiben und ſich mit allen ihren Fähigkeiten für Geld Preis geben?

Sie werden es ſo lange, bis jedem Menſchen die Mittel, welche er bedarf, um in menſchlicher Weiſe leben und wirken zu können, von der Geſellſchaft geboten und verbürgt werden, damit der Einzelne nicht mehr nöthig hat, ſich alle dieſe Mittel auf eigne Fauſt zu verſchaffen und zu dieſem Zwecke ſeine Thätigkeit zu verkaufen, um dafür andrer Menſchen Thätigkeit zu kaufen. Dieſer Menſchenhandel, dieſe gegenſeitige Ausbeutung, dieſer ſogenannte Privaterwerb, kann durch kein Dekret, er kann nur durch Bildung der kommuniſtiſchen Geſellſchaft aufgehoben werden, in welcher Jedem die Mittel geboten werden, ſeine menſchlichen Fähigkeiten zu entwickeln und anzuwenden.

19. Iſt in der kommuniſtiſchen Geſellſchaft das Daſein des Geldes möglich oder denkbar?

Eben ſo wenig, wie das Daſein der menſchlichen Sklaverei. Wenn die Menſchen ſich nicht mehr mit ihren Kräften und Fähigkeiten gegenſeitig zu verſchachern nöthig haben, dann brauchen ſie auch ihren Werth nicht mehr nach Zahlen zu ſchätzen, nicht mehr zu zählen und zu bezahlen. An die Stelle des in Zahlen geſchätzten menſchlichen Werthes tritt alsdann der wahre, unſchätzbare menſchliche Werth — an die Stelle des Zinſenwuchers das Wuchern der menſchlichen Fähigkeiten und Lebensgenüſſe — an die Stelle eines feindſeligen Konkur-

renzkampfes mit unehrlichen Waffen ein harmoniſches Zuſammenwirken und edler Wettkampf — an die Stelle des Einmaleins: Kopf und Herz und Hände freier, thätiger Menſchen.

3.

Vom Vermögen und von der Freiheit.

20. Was iſt Vermögen?

Vermögen nennen wir die Früchte der Natur und Erzeugniſſe der Arbeit, die als Mittel zum menſchlichen Leben, zur menſchlichen Thätigkeit dienen.

21. Kann der Einzelne ohne Mitwirkung ſeiner Nebenmenſchen und der Naturkräfte Vermögen ſchaffen?

Nein; der einzelne Menſch mit allen ſeinen Kräften, Fähigkeiten und Mitteln iſt ſelbſt nur ein Erzeugniß der Natur und der menſchlichen Geſellſchaft; er vermag für ſich allein als Vereinzelter Nichts, kann daher noch viel weniger vereinzelt ein Vermögen hervorbringen. Der Menſch kann nur im Zuſammenhang mit der Natur und der Menſchheit leben und wirken.

22. Wer bringt alſo das Vermögen hervor?

Die Natur und die menſchliche Geſellſchaft.

23. Sind die Früchte der Natur Eigenthum eines einzelnen Individuums?

Nein, ſie ſind Gemeingut der Geſammtheit.

24. Sind die Erzeugniſſe der menſchlichen Geſellſchaft Eigenthum eines Einzelnen?

Nein, ſie ſind Eigenthum der Geſellſchaft.

25. Was iſt der, welcher die Erzeugniſſe der Geſellſchaft und die Früchte der Natur für ſich allein ſammelt und aufhäuft?

Er iſt ein Räuber; er entzieht der Geſellſchaft, was ihr angehört und worüber ſie im Intereſſe Aller ſchalten und walten muß. Er iſt ein Mörder; denn indem er ſeinen Nebenmenſchen die Mittel raubt, ohne welche ſie nicht leben und wirken können, raubt er ihnen damit zugleich das Leben oder die Freiheit.

26. Wie nennen und wofür halten wir heutzutage einen ſolchen Raubmörder, der ſeinen Nebenmenſchen die Früchte der Arbeit entzieht?

Wir halten ihn für einen reichen Herrn, vermögenden Mann, Eigenthümer oder Beſitzer.

27. Was iſt in der kommuniſtiſchen Geſellſchaft Eigenthum des Einzelnen?

Der verbürgte Beſitz deſſen, was er zu ſeinem Leben und Wirken bedarf.

28. Wird in unſrer heutigen Geſellſchaft den einzelnen Menſchen dasjenige verbürgt, was ſie zu ihrem Leben und Wirken bedürfen?

Es wird ihnen nur der Beſitz deſſen verbürgt, was ſie ſich unter gewiſſen geſetzlich beſtimmten Formen äußerlich aneignen und gegenſeitig entziehen, was ſie nämlich durch Sklavendienſt oder Lohnarbeit, durch Erbſchaft, Zinſenwucher, Glücksſpiel, Börſenſpiel, Schacher und geſetzlichen Betrug zufällig erwerben.

29. Kommen die einzelnen Menſchen durch dieſen Erwerb zum Beſitz deſſen, was ſie zu ihrem Leben und Wirken bedürfen?

Das Elend, die Unwiſſenheit und thieriſche Verſunkenheit Derer, die in Müßiggang ſchwelgen, und Derer, die erwerben, betrügen und Sklavenarbeit verrichten, geben hierauf die Antwort.

30. Wird demnach in unſrer Geſellſchaft Jedem das Seinige verbürgt?

In keiner Weiſe.

31. Kann denn aber ohne verbürgtes Eigenthum von bürgerlicher Freiheit die Rede ſein?

Ohne verbürgtes Eigenthum können nur Willkür und Despotismus herrſchen.

32. Was iſt Freiheit?

Frei iſt dasjenige Weſen, welches ſeiner eigenen Natur keinen Zwang anzuthun braucht, ſondern ſeiner Natur gemäß leben und wirken, ſein Weſen ungehemmt bethätigen kann.

33. Kann der Menſch in unſerer Geſellſchaft ſeiner Natur gemäß leben und wirken?

Er muß ſeiner Natur ſtets Zwang anthun. Bald kann er ſeinen Wiſſenstrieb, bald ſeinen Kunſttrieb, bald ſeinen Trieb zu mechaniſcher Arbeit, bald ſeinen Appetit, ja, ſeinen Hunger und Durſt und ſeine erſten körperlichen Lebensbedürfniſſe nicht befriedigen.

34. Wodurch wird den Menſchen ihre Freiheit und ihr wahres Eigenthum oder ihr Vermögen wirklich verbürgt?

Dies geſchieht zunächſt durch die Erziehung.

35. Was iſt unter Erziehung zu verſtehen?

Erſtens die körperliche Ausbildung, welche die Grundlage zu jeder weitern Ausbildung iſt. Sie fängt ſchon im Mutterleibe an. — Zweitens die allgemein menſchliche Bildung in öffentlichen Erziehungsanſtalten, wo die Keime zu jeder menſchlichen Tugend und Fähigkeit gepflanzt und gepflegt werden. — Aus dieſer Pflanzſchule werden die Zöglinge in diejenigen Wirkungskreiſe eingeführt, zu welchen ſie beſondere Luſt und vorherrſchendes Talent zeigen. Hier wird die geſellſchaftliche Erziehung des Menſchen vollendet.

36. Was muß ferner geſchehen, um allen Menſchen ihr wahres Eigenthum und ihre Freiheit zu verbürgen?

Das geſellſchaftliche Vermögen darf nicht von Einzelnen erworben und dem Zufalle überlaſſen, es muß verwaltet und Jedem das Seinige zuertheilt werden.

37. Nach welchen Geſetzen muß das geſellſchaftliche Vermögen verwaltet, der Produktenaustauſch geleitet werden?

Nach den Geſetzen der menſchlichen Natur und ihrer Bedürfniſſe.

38. Iſt es der menſchlichen Natur gemäß, daß ein Menſch wie der andere, oder daß Jeder ſtets in gleicher Weiſe thätig iſt?

Es iſt im Gegentheil der menſchlichen Natur gemäß, daß die freie Thätigkeit oder der Lebensgenuß bei dem Einen nicht wie bei dem Andern, auch bei einer und derſelben Perſon nicht ſtets gleich, ſondern ſehr verſchieden iſt.

39 Iſt es der menſchlichen Natur gemäß, daß alles

Vermögen gleich vertheilt werde, so daß Alle gleiche Mittel zu ihrer Thätigkeit, zu ihrem Leben erhalten?

Es ist im Gegentheil der menschlichen Natur gemäß, daß die Mittel zum Leben oder zur Thätigkeit verschieden vertheilt werden, so daß Jeder stets diejenigen Materialien erhält, deren er zu seiner jedesmaligen Lebensthätigkeit bedarf.

40. Werden keine Uebelstände daraus erfolgen, daß die Freiheit allein die Thätigkeit bestimmt?

Wenn alle Menschen menschlich erzogen, wenn ferner in Jedem die besondern Fähigkeiten ausgebildet sind, und wenn endlich auch Jedem die Mittel geboten werden, um seine Fähigkeiten anzuwenden, dann hat sich die menschliche Gesellschaft nach den Gesetzen ihrer Natur organisirt, dann ist sie ein lebendiger Körper, in welchem jeder Theil allseitig ausgebildet und mit dem Ganzen organisch verwachsen ist, daher ohne Noth und Zwang seine Funktionen aus innerm Lebenstriebe verrichtet.

4.

Von dem Uebergange zur kommunistischen Gesellschaft.

41. Können unsere heutigen Menschen sogleich eine kommunistische Gesellschaft einrichten?

Sie können nur die Vorarbeiten zur kommunistischen Gesellschaft machen.

42. Welche Vorarbeiten haben wir zu verrichten?

Wir haben vor allen Dingen der heutigen Gesellschaft ihr Elend und ihre Bestimmung zu einem bessern Dasein ins Bewußtsein zu rufen, damit der Wunsch nach menschlichen Zuständen, der Wunsch, aus dieser Sklaverei, in welcher wir uns befinden, heraus zu kommen, in der Mehrzahl der Menschen rege wird. Dann aber, wenn sich keine Macht mehr mit Erfolg den Verbesserungen widersetzen kann, müssen wir erstens die nutzlosen Staatseinrichtungen, welche die Kräfte der Menschen im Solde des Despotismus vergeuden, abschaffen; ferner, die Steuern so vertheilen, daß, je größer das Geldvermögen, desto mehr Prozente auch als Steuer entrichtet

werden. — Einestheils durch die Erſparniſſe in den bisherigen Ausgaben, anderntheils durch die vielfach vermehrten Einnahmen, welche ſowohl mittelſt der Vermögensſteuer, wie mittelſt weſentlicher Veränderungen im Erbrecht (44) erzielt werden, wird die Geſellſchaft in Stand geſetzt, eine wahrhaft menſchliche, gleiche, allgemeine und unentgeldliche Erziehung ins Leben zu rufen, den Boden nach und nach anzukaufen, große Werkſtätten zu gründen und Jedem, der Luſt hat, Arbeit zu geben.

43. Iſt es nöthig, das jetzige Eigenthum, das Geld, durch ein Dekret abzuſchaffen?

Es iſt nicht nöthig und auch nicht möglich; die jetzigen Eigenthumsverhältniſſe werden ſich allmälig zu kommuniſtiſchen umgeſtalten, wenn die ſo eben angedeuteten Maßregeln ergriffen werden. Das Geld verliert in demſelben Maaße ſeinen Werth, als die Menſchen an Werth zunehmen. Der Werth der Menſchen ſteigt nothwendig bis zur Unbezahlbarkeit und der Unwerth des Geldes ſinkt nothwendig zur gänzlichen Werthloſigkeit herab in dem Maaße, als die Organiſation der Geſellſchaft, welche von der Verwaltung ins Werk geſetzt wird, um ſich greift und die Lohnarbeit verdrängt, in dem Maaße ferner, als die jüngere Generation, welche geſellſchaftlich erzogen und ausgebildet wird, heranwächst und alle die geſellſchaftlichen Arbeiten verrichtet. — Nachdem die angegebenen Maßregeln ergriffen worden ſind, wäre längſtens ein Menſchenalter hinreichend, um auch die letzte Spur von den gegenwärtigen Eigenthumsverhältniſſen aus der Geſellſchaft zu entfernen. — Dagegen müßte eine gewaltſame und plötzliche Aufhebung der jetzigen Eigenthumsverhältniſſe nothwendig ſchlechte Früchte tragen. Ein vernünftiges Eigenthum ſetzt eine vernünftige Geſellſchaft, und dieſe ſetzt wiederum geſellſchaftlich gebildete Menſchen voraus, ſo daß an eine plötzliche Umgeſtaltung des unorganiſchen Eigenthums in organiſches nicht zu denken iſt. —

44. Welche Veränderungen muß das Erbrecht in der Uebergangszeit erleiden?

Die, welche gesellschaftlich gebildet werden, so wie Die, welche in die neue gesellschaftliche Organisation treten, haben keine Erbschaft nöthig, weshalb deren Erbschaft der Gesellschaft zufallen kann. Außerdem ist eine allgemeine Erbschaftssteuer nach den oben angegebenen Grundzügen der Vermögenssteuer einzuführen.

45. Ist keine Auswanderung der Vermögenden zu befürchten, wenn die gesellschaftliche Reform ins Werk gesetzt wird?

Mit dieser Auswanderung hat es keine Noth; denn erstens wird die gesellschaftliche Reform, von welchem Lande sie auch zunächst ausgehen mag, sich rasch über die ganze civilisirte Welt verbreiten, so daß die Vermögenden nur zu uncivilisirten Völkerschaften auswandern könnten, wozu sie schwerlich Lust haben werden. Zweitens sind die Maßregeln, welche unsrer Ansicht nach ergriffen werden müssen, gar nicht dazu geeignet, die Vermögenden zur Auswanderung zu veranlassen, da eine noch so große Vermögenssteuer sie doch immer im Besitze des bei Weitem größern Theiles ihres Vermögens beläßt. Drittens könnten aber auch die Volksvertreter nöthigen Falls geeignete Mittel ergreifen, um dergleichen Auswanderungen zu verhüten oder unschädlich zu machen. Endlich ist der Schaden, der durch die Auswanderung der Kapitalisten entstehen könnte, jedenfalls sehr unerheblich; denn was ihre Personen betrifft, so sind sie in der Regel Müßiggänger, abgesehen davon, daß die Gesellschaft jetzt ohnehin keinen Mangel, sondern Ueberfluß an Menschen hat; und was ihr Vermögen betrifft, so kann der Gesellschaft höchstens einiges Metallgeld entzogen werden, was kaum zu beachten ist, nachdem das wahre Vermögen das falsche zu ersetzen beginnt.

5.

Von der Ehe.

46. Ist das gegenwärtige Geschlechtsverhältniß zwischen Mann und Weib der menschlichen Natur gemäß?

Es ist der menschlichen Natur gemäß, daß der Jüngling

ein einziges Mädchen und das Mädchen einen einzigen Jüngling liebt, und daß ſie ſich in der Regel dieſe ausſchließliche Liebe bewahren.

47. Wodurch entſtehen jetzt die unglücklichen Ehen und die Ausſchweifungen in der Liebe?

Durch die gewaltſame Unterdrückung der Liebe, welches die beiden Geſchlechter zu unmenſchlichen, thieriſchen, ja zu unnatürlichen Ausſchweifungen in der Liebe treibt. Durch die Eigenthumsverhältniſſe, welche das Weib ins tiefſte Elend ſtürzen und es ſogar zwingen, ſeinen Leib für Geld Preis zu geben.

48. Welches Band ſoll in der kommuniſtiſchen Geſellſchaft Mann und Weib ehelich vereinigen?

Die gegenſeitige Liebe.

49. Wodurch erfolgt die Auflöſung der Ehe?

Sie erfolgt, wenn keine gegenſeitige Liebe mehr vorhanden iſt.

50. Werden keine Uebelſtände im Umgange der beiden Geſchlechter daraus entſtehen, daß die Liebe allein das eheliche Band knüpft?

Es werden keine Uebelſtände daraus entſtehen; denn die menſchliche Natur ſinkt nur dann zur thieriſchen herab, wenn ſie gewaltſam unterdrückt wird. Sonſt iſt, wie geſagt, die Ehe der menſchlichen Natur gemäß, weshalb die wahre Ehe erſt im Zuſtande der Freiheit herrſchen wird, während ſie jetzt nur ein Deckmantel der Unzucht iſt. Die Uebelſtände aber, welche jetzt in Betreff der Eigenthumsverhältniſſe und der Kindererziehung ſich erheben würden, wenn die Liebe allein das eheliche Band knüpfte, können nicht in einer Geſellſchaft entſtehen, wo das Eigenthum und die Erziehung der Jugend nicht mehr dem Zufalle oder der Willkür der Einzelnen überlaſſen werden.

6.

Von der Religion.

51. Welche Religion ſollen wir Alle bekennen?

Die Religion der Liebe und Menſchlichkeit.

52. Wo ist das Zeugniß dieser Religion?

In der Brust aller guten Menschen.

53. Ist diese allgemeine Menschenreligion eine unchristliche?

Nein, sie ist vielmehr die Erfüllung der christlichen Religion.

54. Was ist das Ziel des Christenthums?

Die Glückseligkeit aller Menschen durch Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit.

55. Warum hat das Christenthum sein Ziel noch nicht erreicht?

Weil es bis jetzt sein Ziel noch nicht klar erkannte, sondern sich das, was es wünschte, glaubte und hoffte, bildlich vorstellte.

56. Was ist der Glaube des Christenthums?

Der Glaube an das bittere Leiden der menschlichen Gattung.

57. Unter welchem Bilde stellen sich die Bekenner des Christenthums die Menschengattung vor?

Unter dem Bilde des gekreuzigten Menschensohnes.

58. Ist der Glaube der Christen Wahrheit?

Er ist Wahrheit, so lange die menschliche Gattung wirklich leidet und sofern man das Wesentliche der christlichen Vorstellung erfaßt.

59. Darf der Christ hoffen, daß die Leiden der Menschheit einmal aufhören werden?

Ja, diese Hoffnung ist sogar ein Theil seiner Religion.

60. Unter welchem Bilde stellt er sich die bessere Zukunft der Menschengattung vor?

Unter dem Bilde der himmlischen Freuden in der Gottseligkeit. Wir werden aber diesen Himmel auf Erden haben, wann wir nicht mehr in der Selbstsucht, im Hasse, sondern in der Liebe, in der einigen Menschengattung, in der kommunistischen Gesellschaft leben.

61. Sind wir böse von Geburt an?

Nein, wir werden böse durch die schlechte Gesellschaft, in welcher wir leben.

62. Iſt die chriſtliche Geſellſchaft, die chriſtliche Welt, eine ſchlechte?

Ja, dieſe Welt iſt, wie das Chriſtenthum ſelbſt verkündet, ſchlecht und verwerflich.

63. Wie heißt das ſchlechte Weſen der Welt, wogegen das Chriſtenthum ſtets eiferte?

Es heißt: Geld.

64. Iſt der Fürſt der Welt, der Böſe oder der Teufel, vor deſſen Verführung das Chriſtenthum warnt, weſentlich etwas Anderes, als dieſer verfluchte Mammon, den wir unſern Schatz nennen?

Nein, nichts Anderes. Aber die Chriſten, welche ſich Alles in Bildern vorſtellten, hatten ſich auch das verfluchte Geldweſen unter dem Bilde des Teufels vorgeſtellt.

65. Iſt die Hölle etwas Anderes, als die Erde unter der verfluchten Geldherrſchaft?

Nein, ſondern dieſe Erde iſt die wahre, wirkliche Hölle.

66. Unter welchem Bilde ſtellt ſich das Chriſtenthum das wahre, wirkliche Leben vor?

Unter dem Bilde Gottes im Himmel.

67. Iſt Gott im Himmel etwas Anderes, als die Liebe?

Nein, nichts Anderes.

68. Was geht aus der Liebe hervor?

Die ganze Schöpfung oder das Weltall, welches ewig und unendlich, unermeßlich, wie die Liebe iſt.

69. Iſt die Schöpfung etwas Unveränderliches, etwas ſich ſtets Gleichbleibendes?

Nein, die Liebe ſchafft vielmehr fortwährend, und wo ſie nicht wirkſam, da iſt Alles in der Auflöſung begriffen.

70. Was iſt Leben?

Die Liebe ſelbſt, welche Alles gattet und zeugungsfähig macht.

71. Iſt unſer Gott, in welchem wir leben und weben und ſein möchten, etwas Anderes, als die menſchliche Gattung oder die in Liebe vereinigte Menſchheit?

Nein, nichts Anderes.

72. Warum glaubten wir bisheran, daß der Teufel in uns, in der Welt, und daß unser Gott nicht in uns, nicht in der Welt, sondern im Himmel sei?

Weil wir selbst bisheran nicht in unserm Gotte, nicht in unsrer Gattung, nicht in der Liebe lebten, sondern in der Trennung und Feindschaft. Die Liebe hatte uns verlassen und wir waren in der Auflösung begriffen, darum glaubten wir, unser Gott sei außer uns und jenseits dieser schlechten Welt, der Teufel aber sei in uns, in dieser Welt, das Weltwesen selbst. Unser Glaube war, wie gesagt, kein Irrthum; er war im Wesentlichen Wahrheit. — So wie wir uns aber vereinigen und im Kommunismus leben werden, ist die Hölle nicht mehr auf der Erde und der Himmel nicht mehr jenseits der Erde, und Alles, was uns im Christenthum prophetisch und phantastisch in Aussicht gestellt worden, geht in der wahrhaft menschlichen Gesellschaft nach den ewigen Gesetzen der Liebe und Vernunft vollständig in Erfüllung.

Jean Paul Marat

als Mann der Wissenschaft und der Politik.

Bestechen konnte ihn Niemand, darum erstachen sie ihn.

Ein Lessing verschmähte nicht die „Ehrenrettung" eines Kochläus zu schreiben. Wenn der kleine burleske theologische Sophist kein zu geringes Objekt für den größten aller Kritiker war, so mag es um so weniger auffallen, daß die Untersuchung sich endlich einer historischen Riesenfigur zuwendet, die seit einem halben Jahrhundert, nach kurzer Vergötterung, dem fürchterlichsten Fluche dreier Generationen preisgegeben ist. Wo nur eine Kunde von der französischen Revolution hingedrungen, nennt man auch Jean Paul Marat und flucht ihm. Und doch ward er auf seinem Todtbette öffentlich ausgestellt; der Maler David versprach „die theuren Züge des tugendhaften Volksfreundes zu bewahren" und man schrieb unter das Leichenbild die berühmte Zeile, die oben als Motto steht. Für die christlich Gläubigen in Paris 1793 erschien ein Bildchen mit seinem und Christi Portrait, darunter die Worte: Sancte Jesus! Sancte Marat! was beiläufig eine ziemliche Widerlegung der Ansicht ist, damals sei keine Religiosität mehr gewesen. Der Konvent erklärte: dem Begräbnisse „des Freiheitsmärtyrers" beiwohnen zu wollen. Der Dichter Chénier verlangte für ihn eine Stelle im Pantheon neben Mirabeau, und sein Herz ward in der prächtigsten Urne des ehedem kgl. Schatzes hingetragen. Seine Büste erhob sich in allen öffent-

lichen Gebäuden. Maximilian Robespierre hielt die Grabrede, und die Gesellschaft der Kordeliers errichtete ihm einen Ehrenaltar auf dem Karrousselplatz; dort in einer Grotte befand sich sein Bild, eine Lampe davor, sein Schreibzeug und die Badwanne, in der ihn das rächende Messer ereilt hatte. Eine Schildwache stand daneben. Wöchentlich kam eine Prozession hingezogen und feierte das Andenken des Volkshelden an diesem mit Rasen bedeckten, von einem Gitter eingehegten Grabmal. Sogar zwei Monate nach dem Sturze des Berges fand das Blatt l'orateur du peuple immer noch für zweckmäßig, Marats Ruhm zu verkünden, und doch war sein Redakteur Freron kein Robespierrist. Als indessen die Todfeindin Marats, die Bourgeoisie, sich sicher fühlend, den Jakobinerklub „im Namen des Gesetzes" schließen lassen konnte, durfte ihre „goldne Jugend" dreist seine Bilder aus den Theatern werfen. „Er war ein Königsfreund", bewies eines Tages ein Bourgeoisblatt, und berief sich dabei mit ziemlicher Dummheit auf einen frühesten Konstitutionsplan, worin Marat dem Königthum den Vorzug gegeben. Da ward man kecker; der Pöbel, längst matt und müde, „jüngst noch Sklav, roh und vorschnell urtheilend, wenn auch des Edelsten fähig" (so schilderte Marat selber das Volk im J. 91), war bald umgestimmt; keine Frage, daß sich nicht auch der allerdings bittre und wahre Gedanke in's damalige Volksbewußtsein mischte: so viel Jammer und Blut, und doch immer noch das alte Lied, immer noch das alte Elend; auch Marat hat im Grunde uns nicht geholfen; fort mit ihm! So reflektirt das Volk, welches keine Zeit zu Reflexionen und keine Uebung darin haben *kann*, und würde noch lange solchermaßen gegen sich und seine seltnen echten Freunde wüthen, wenn nicht bald der Wendepunkt in der Menschheitsentwicklung einträte, dem Marats vulkanischer Charakter rastlos zustrebte. Seine einbalsamirte Leiche schleppte man in tollem Jubel durch die Gassen und warf sie in eine Mistgrube; das Volk lieh der Jeunesse dorée auch dazu wieder den Arm, und allem Anschein nach hat letztre die feste Hoffnung, sich lange noch dieses starken, geistlosen Armes

zu bedienen. Ob ſie ſich irrt? — es könnte doch ſein. Nur die kommuniſtiſche Weltanſicht löst das düſtre Räthſel des Marat'ſchen Weſens; ſeine faſt fieberhafte Liebe zu den Proletariern, ſein faſt krampfhaft gewordenes Gerechtigkeitsſtreben, ſein ebenſo inſtinktartiger als reflektiver Grimm gegen die Höhen und Spitzen der Geſellſchaft, gleichviel ob Geburt, ob Wiſſen, ob Geld, ob Tugend die Grundlage ſei, worauf ſich die Einzelperſon hochmüthig über die minder Begnadigten erhebt; das Alles kam offenbar nur daher, weil er Gleichheit der Lebensgenüſſe und Rechte für möglich hielt, aber thöricht genug, m i t Beibehaltung des Privateigenthums. Wohl blitzte die Idee des agrariſchen Geſetzes und einer Arbeitsorganiſirung zuweilen in ihm auf, aber — „die Zeit war noch nicht gekommen." Fourier ſammelte gerade erſt Beobachtungen und Erfahrungen zu ſpätern Rieſenwerken. Daß aber heute die ſ. g. Herren Fourieriſten noch immer nicht die Wirkſamkeit eines Marat verſtehen, das iſt eben ſo ſehr ihrer polizeilich-ökonomiſchen Furcht, als ihrer erbärmlichen unphiloſophiſchen Kritikloſigkeit, die ſie ja auch betreffs ihres Stifters beweiſen, zuzurechnen. Die franzöſiſchen Kommuniſten begreifen allerdings dieſen Charakter weniger mangelhaft; aber Preßzwang verhindert ſie, ſich verſtändlich über die großen Helden ihrer eigenen Vergangenheit auszuſprechen. Sein Name fließt nur noch hie und da aus den Federn der Lakaienſeelen und der Sudler, zuweilen erwähnt ſeiner auch ein Regierungsgeſchöpf oder ein Pfaff in ſalbungsvollſtem Fluche. Wie ſpaßhaft ſind z. B. nicht die Aufſätze in der Biogr. univers. und im dict. de convers., deren einer von einem Deputirten Pagès herrührt.

Es iſt Zeit, daß Deutſchland, in philoſophiſcher Beziehung weit vor Frankreich ſtehend, auch richtige Einſicht in die Revolution gewinne, eine richtigere als die heutigen Franzoſen ſelbſt. Einmal gebührt es dem theoretiſch bevorzugten germaniſchen Genius, theoretiſch alle Völker zu überwinden Zum andern iſt dieſem Genius, zwiſchen dem franzöſiſchen Reich und dem Knutenreiche eingeſchloſſen, ſehr zu empfehlen,

die unſterblichen Thaten und Leiden der weſtlichen Nachbaren zu ſtudiren, ſo zu ſagen in eigen Fleiſch und Blut zu verwandeln. Der Zeiger der Weltuhr geht bekanntlich nie zurück, und unerbittlich ſchreitet er der ungeheuren Stunde zu, wo germaniſche Gedankenhoheit und Herzenstiefe abrechnen wird mit den veralteten Zuſtänden. Dieſe Rechnung braucht aber alsdann eiſerne Schreibfedern und ihre Tinte wird röther als Manchem lieb ſein dürfte.

Jean Paul Marat war nun ein ſolcher Menſch, wie man ſie im politiſch ſozialen Erdbeben ſieht, ja nöthig hat; ſein Gänſekiel war ſchneidend wie Klingen, mächtig wie Dampfmaſchinen; ſein geſprochnes Wort war wie Blitz und Donner, wie Sonnenſchein und Regenguß, wie Waldſtrom. Er war oft krankhaft erregt, mag ſein. Er ſpricht ſelbſt vom divin délire de la vertu; dieſer Ausdruck charakteriſirt ihn. Sein ſkrofulöſer, nicht 5 Fuß hoher Körper erlag ſchier dem ſanguiniſch-melancholiſchen Spiel ſeines Nerven- und Blutſyſtems. Er ging ſchief, der große Kopf hing auf die Seite, er hinkte wie ein Skrofulöſer; ſein Auge rollte düſter und glühend, ſeine Stimme hatte im höchſten Affekt etwas Bellendes. Dieſes leiblich gebrechliche Geſchöpf war zu Boudry, in der königl. preußiſchen Schweizerrepublik Neufchatel, von kalviniſchen Eltern geboren. Seine Erziehung war von ſeinem Vater, einem Arzt, nicht vernachläßigt; nur fehlen die Nachrichten über den Verfluchten, und wir finden ihn zuerſt als Doktor der Medizin von Montpellier und angeſtellt bei den Garden des ſpätern Karl X. in Paris. Des Deutſchen und Engliſchen mächtig, warf er ſich früh mit Energie auf die Phyſik. Selbſt die gehäſſigen Berichte, die in der jetzigen Literatur Frankreichs über ihn kurſiren, laſſen, gleichſam mit Murren, ſeinem Talent und mannigfachem Wiſſen, ſo wie ſeinem Styl, Gerechtigkeit widerfahren. Fünfzehn Jahre hindurch, bis zum Anfang ſeiner politiſch-ſozialen Bahn, ſchrieb er eine Menge Werke. Zuerſt Les chaines de l'esclavage 1774 auf Engliſch in Edinburg, wo er, gerade 30 Jahre alt, Unterricht gab; er ließ ſie 1792 franzöſiſch erſcheinen. Danach verfaßte er nur

Phyſikaliſches, z. B. die drei von Weigel in Leipzig 82—84 überſetzten Bücher: Recherches physiques sur l'électricité: Découvertes sur la lumière; Recherches physiques sur le feu. Er begann die heftigſte Polemik gegen das, noch damals ſo zu ſagen vergötterte Newton'ſche Lichtſyſtem in London ſelbſt, und ſeine Einwürfe zeugen zwar nicht von Göthe'ſcher Naturgenialität, aber doch von einem ganz tüchtigen Talent für Naturbeobachtung. Der Aſtronom Lalande thut ihn zwar (bei Montucla Geſch. der Math. 3, 594) ſehr vornehm ab, aber damit iſt eigentlich nichts geſagt, wenn man den gegenſeitigen Groll beider Männer bedenkt. (Siehe Marat's Lettres académ.) Voltaire lieferte (in Mélang. litér. Bd. 63) eine ironiſirende Kritik des in Amſterdam erſchienenen Marat'ſchen Werkes in 3 Bd. De l'homme, ou des principes et des lois, de l'influence de l'ame sur le corps et du corps sur l'ame, aber es iſt ſehr ſchwierig aus dieſer ſubjektiv gehaltenen Kritik das Buch zu beurtheilen. Voltaire war bekanntlich durch tauſend Perſönlichkeiten geleitet; ſchon das verdroß ihn, daß Monsieur le docteur en médecine ſchließlich Rouſſeau anruft und ſagt: „Leihe mir deine machtvolle Feder, dein Zaubertalent, um die volle Schöne der Natur zu zeigen. Leihe mir deinen erhabenen gewaltigen Ton.“ Mit veränderter Schrift ſetzt er hinzu: womit du allen Fürſten lehrteſt die Töchter des Henkers, wenn ſie ſie lieben, zu heirathen; lehrteſt, daß jeder tapfre Edelmann zuerſt Schreinergeſell zu werden hat, und daß es mehr der Ehre und Klugheit gemäß iſt, ſeinen Gegner zu ermorden, ſtatt ſich mit ihm toller Weiſe zu duelliren. — Wahrſcheinlich wollte Voltaire hier witzig ſein, doch möglich auch daß Marat, in der faſt lutherartigen Härte ſeiner Ausdrücke, obiges ſchrieb. Genug Voltaire war ſchon deßhalb ärgerlich, weil nicht an ihn der Schluß gerichtet ſei. „Spaßhaft iſt, fährt er fort, daß ein Arzt zwei Romane, Emil und Heloiſe, zitirt, ſtatt Boerhave und Hippokrates. Aber ſo wird heute geſchrieben; Harlekin macht überall ſeine Sprünge um das Parterre zu unterhalten.“ Marat will offenbar in dieſem umfangreichen Buche weder Spiritualiſt in gewöhnlichem Sinne,

noch Materialiſt wie Helvetius ſein, gegen den er eine Widerlegung vorbringt, die uns Voltaire leider ſehr undeutlich aufbewahrt, und ſtatt deſſen einen ziemlich matten Witz vorbringt: „Hr. Marat, Sie hätten höflicher von einem Manne zu reden der ſeine Aerzte ſo gut bezahlte.“ Marat opponirt gegen Helvetius, der jede Leidenſchaft aus der phyſiſchen, leiblichen Sinnlichkeit herleiten will; wie da wohl die Ruhmliebe herauskomme? fragt er. Und er hatte Recht ſo zu fragen; ein helvetius'ſcher Organismus iſt ſchwerlich ein Sichgegenſtändlichwerden der einzelnen Empfindungen. Anderſeits weist er die Metaphyſiker ab; er meint, der Nervenſaft ſei das auf die Seele Wirkende; die Seele ſei gar nicht ſo beſchaffen, daß der Körper nicht auf ſie einwirke; zwiſchen beiden beſtehe der wunderbarſte Wechſeleinfluß. Voltaire macht wieder wohlfeile Scherze über den Nervenſaft und verſteht offenbar nicht, wenn M. ſagt: „Ich habe entdeckt was bisher Niemand wußte; ein Locke, ein Plato nicht. Jede Leidenſchaft, jede Begier iſt nichts als eine Weiſe der Exiſtenz der Seele, eine Weiſe die vom Zuſtand der körperlichen Organe abhängt. Keineswegs iſt dieſe, jene Leidenſchaft eine dem Geiſt, dem Herzen innewohnende Eigenſchaft. So iſt auch anderſeits Farbe, Hitze, Kälte nicht ein der Materie weſentliches Attribut, ſondern eine Eigenſchaft die von Bewegung und vom Gewebe der kleinſten Theilchen abhängt.“ Er lokaliſirt leider die Seele, und zwar in den Hirnhäuten. Trotz dieſer Irrthümer zeugt das Buch von Geiſt.

Seine literariſchen Leiſtungen ſind jedoch unbedeutend im Vergleich zu den politiſchen. Man darf ſagen, wie er vorher Jahre lang über Feuer, Licht und Elektor meditirt und geſchrieben hat, ſo iſt er ſpäter blitzartig, raketenartig zwiſchen die Ereigniſſe und Perſonen gefahren. Desmoulins war ein Sonnengott neben ihm, dem Racheengel. Marat hat vor Allen die Ehre, zuerſt, als Arzt und Wundarzt, die ſchwere Noth der Neuzeit, das Proletariat, als Augenpunkt gefaßt zu haben. Wohl erſchollen im Cercle social unter Fauchet's Vorſitz, und bei den Jakobinern die herrlichſten Reden der

Philanthropie, und nicht eben derjenigen, die jetzt als „ſpießbürgerliche“ zu brandmarken iſt. Aber Marat ſchrie täglich mit Gewitterſtimme den Proletariern auf der Gaſſe, in Dachſtube und Kellerloch zu: „Ihr ſeid berechtigt zu leben ſo wie die Reichen und Gebildeten.“ Daß er ſich an dieſe bisher kaum beachtete Klaſſe zuerſt wandte und zwar ſofort vom erſten Tage ſeines Auftretens, und dieſer Wirkſamkeit treu blieb ohne ein einzigmal zu wanken, das zeichnet ihn vor allen Zeitgenoſſen aus. Ihm war die Staatsform gleichgültig, d. h. er begriff nicht wie man ſich bei einem konſtitutionellen Throne, oder einer konſtitutionellen Republik in Ewigkeit beruhigen könne, denn er wollte als Zweck aller Republik die wirkliche, wahre, wahrhafte Emanzipirung des Pöbels, das iſt ſeine Abſchaffung. Es iſt heute von gewiſſer Seite*) her wieder viel die Rede von „Aufhebung des Pöbels“, aber man iſt bis jetzt noch außer Stande geweſen, die Grundbedingung dieſer Operation, die Klaſſifizirung und Organiſirung der Arbeiten, alſo die induſtriell-ökonomiſche Seite, als unumgänglich zu begreifen. Man ſcheint nicht zu können; vielleicht will man auch nicht. Es iſt dies Nichtwollen oder Nichtvermögen übrigens welthiſtoriſch ganz gleichgültig; die Erleuchtung des proletariſchen Bewußtſeins wird auch ohne jene gewiſſe Seite erfolgen und ſeine Myriaden von Händen bewegen.

Von Anfang an brach Marat mit der Bourgeoiſie, die ihrerſeits mit Thron und Adel gebrochen. Lafayette's Freund Lerour, Munizipalbeamter, ſchrieb (Januar 91) im „Journal der Klubs“: „Feig ſind wir! Wir dulden daß dieſer Marat ſeine Pulverminen unter der Konſtitution gräbt; er ſchwingt die Fackel der Zwietracht: er ächtet die Beſten; er iſt Häuptling einer Bande Kerle, bei deren Anblick ein Reiſender Haarſträuben kriegt. Wir ſcheinen die Piſtolen und Meſſer ſeiner Mordbrenner zu ſcheuen. Ach, was wäre aus Rom geworden, hätte Jedermann ſich vor Katilina's Dolch gefürchtet!

*) In Frankreich ſowohl als in Deutſchland. Letzteres ſollte ſich ſchämen, in „welſche Unlogik“ bei dieſer Gelegenheit zu gerathen.

Seit ziviliſirte Reiche beſtehen, hat es immer eine Maſſe ſolcher Buben gegeben die Reihe der Jahrhunderte durch; jedesmal hatten ſie ihren Marat. Sie haben dem Sokrates und Phokion den Schierlingsbecher gereicht; zu Sulla's Füßen die Köpfe der Senatoren aufgeſtapelt; 7000 Bewohner der Stadt Theſſalonich erwürgt als Kaiſer Theodoſius befahl; hießen die Hämmerer unter Karl V.; haben die Bartholomäushochzeit gefeiert; ſind die gebornen Jagdhunde der Inquiſition; waren Cromwell's Garde; haben neulich in Paris die unſchuldigen Bäcker gehenkt und Hotels verbrannt u. ſ. w. Die Maratiſten haben zwar die Baſtille geſtürmt; ſie ſind wie Miſt, in dem Fruchtbäume wachſen, aber er ſtinkt, wir brauchen ihn nicht in unſrer Nähe." — So erging ſich ſchon damals die Polemik. Schon damals ſchmähte die liberale Bourgeoiſie den Pöbel, aber ihn zu vermenſchlichen gebrach ihr Einſicht und Willen.

* * *

Was oben erwähnt, iſt nunmehr durch Dokumente zu erhärten.

Was Marat in der Republik gethan, iſt lediglich die Fortſetzung des Anſtoßes den er mit ſeiner Feder und in der Verſammlung der Bürger und Proletarier ſeines Viertels bereits früher gegeben. Wohl wirkte er auch in der Deputirtenkammer und bei den Jakobinern; aber ſeine Hauptkraft entfaltete er nicht dort. Er ſparte ſie für den Ami du peuple, dieß Journal der Denunzirungen, und für tauſendfältige Plakerei und Gefahr, der er ſich täglich ausſetzte.

Die überlebte zweitauſendjährige Weltepoche war abgelaufen für immer und ewig mit der letzten Kanonenkugel, die am 14. Juli 1789 das Pariſer Volk in die Baſtille ſchoß. Die Throne Europa's krachten oder zitterten wenigſtens. Das ſchien den Liberalen ſchon in der Ordnung; ſie gedachten das Königthum als ein konſtitutionelles, als einen Abklatſch des engliſchen, wieder zu befeſtigen, und erſtaunten ſehr als ſie Oppoſition fanden; daß ſich gewiſſe Leute herausnahmen über

Plus und Minus des Vermögens, über das Eigenthum alſo, zu raiſonniren. Lafayette, der „Bürgerfreundliche“, verſtand ſich bald mit dem Könige und ließ ſich den Titel eines Herſtellers der Freiheit geben, nämlich der ſpeziellen Freiheit der Mittelklaſſen. Paris war in 60 Quartiere getheilt, deren Abgeordnete auf dem Stadthauſe die ungeheuerſte Konfuſion anrichteten. Der gute, hochgelehrte Bailly hatte ſeine Aſtronomie mit der Mairie vertauſcht, und in ihm glaubte die siegesfrohe Bourgeoiſie ihren Mann gefunden zu haben, unter deſſen Vorſitze ſie ruhig dem gemüthlichen Bürgerleben und beſonders dem doux commerce fröhnen könne. Sie verflogen ſchnell dieſe ſchönen Sommertage der noch naiven jugendlichen Bourgeoiſie. Das Volk ſtand auf, zum zweiten Mal; diesmal mit gerechtem Mißtrauen gegen eben dieſe Bourgeoiſie, die es bald in eine Reihe mit Adel und Prieſterſtand zu ſtellen haben ſollte. Die Klubs bearbeiteten das Volk in allen Quartieren, namentlich im Palais des Herzogs von Orleans, und der Präſident der Aſſemblée in Verſailles erhielt folgenden unangenehmen anonymen Brief:

„Der Patriotenverein des Palaisroyal hat die Ehre Ihnen zu melden, dafern die Ariſtokratie, beſtehend aus einem Theil des Klerus, einem Theil des Adels und 120 unwiſſenden oder verdorbenen Gemeinderäthen, fortfährt die Harmonie zu ſtören, werden 15,000 Mann aufbrechen und die Schlöſſer und Häuſer jener Herren, beſonders die Ihrigen, mein Herr, mit Feuerbränden in etwas beleuchten (éclairer).“

Die Sekretäre der Aſſemblée bekamen folgende Zeilen: „Ihre Häuſer ſind forthin die Unterpfänder für Ihre Ueberzeugung; hoffentlich wird die alte Lektion wieder anfangen. Denken Sie dran und nehmen Sie ſich in Acht.“

Auch erſchien folgendes Dekret:

„Beſchloſſen im Palaisroyal 30. Auguſt 89.

„Wir ſtehen auf dem Wendepunkt. Die verneinende Stimme, dies Veto wodurch der Monarch Alles umwerfen darf, gebührt keinem Individuum. Sie kommt blos der Geſammtheit der 25 Millionen Franzoſen zu! Die verſammelten

Patrioten im Palaisroyal beſchließen einmüthig, ſofort nach Verſailles zu marſchiren, ſowohl um die adligen Mucken zu dämpfen, als auch um die theuren Häupter unſrer würdigen Deputirten zu ſchützen, denen jetzt dort Gefahren drohen."

Marat glaubt den Zeitpunkt gekommen, den er längſt erſehnt, und der „Publiziſt von Paris" erklärt 12. Sept. 89: „Jetzt, da die Franzoſen mit der Waffe ſich die Freiheit wieder geholt haben, der Despotismus ſein zerſchmettertes Haupt nicht mehr erhebt, und die Vaterlandsverräther ſich zu maskiren genöthigt ſind, während das Land ſein Heil von einer Verfaſſung erwartet, heute widerſtrebt den Wünſchen der Nation nur noch das Spiel der Leidenſchaften und Vorurtheile. Das ſchönſte Geſchenk das man heute Frankreich bieten kann, oder eigentlich die einzige Schrift der es jetzt bedarf, iſt ein Tagesblatt, welches den Gang der Generalſtaaten verfolgt, jeden Artikel zerlegt und kritiſirt, welches ſtets an die wahren Grundſätze mahnt.... Hr. Marat, bekannt durch ſeine politiſchen Werke, hat bisher nur für Menſchheitswohl geſchrieben. Er hat, obſchon nicht gern, ſich bewogen gefühlt, ſeinen Namen für dies Blatt zu leihen, um dadurch die Anſichten desſelben deſto raſcher in Umlauf zu bringen. Er bittet ſeine Mitarbeiter nur, ihm gutverbürgte Thatſachen zu rapportiren. Oft wird der Leſer ob der Kühnheit Marat's erſtaunen, aber er wird ſtets Anſtand mit Kraft gepaart finden."

Marat erwähnt zuerſt der Albernheit, das königl. Veto vorzuſchlagen, ehe man die Artikel der Konſtitution fertig habe. „Was wird am Ende aus uns werden bei dieſem Veto, wenn der König ſchlechte Finanzen und tüchtige Generale hat? Gebt Ihr ihm damit doch das Recht, ſich ohne Umſtände allen Euren weiſeſten Beſchlüſſen zu widerſetzen. Es ſieht aus, als wolltet Ihr das Haus vom Dache her aufbauen." Dann erwähnt er die Geſchenke, die eine Deputation pariſer Damen auf das Büreau deponirt „gleichſam auf den Altar des Vaterlandes"; eine Note zählt 22 dieſer Pariſerinnen auf. Mit Jubel berichtet er, auch dieſes und jenes Regiment ſende patriotiſche Geſchenke. „O meine Mitbürger, ſeit dieſer Stunde

werden ſich Soldaten und Bürger als Brüder betrachten! o du glückſeliger Tag!" Er ſieht ſich genöthigt, herbe gegen einzelne royaliſtiſche Schönredner der Aſſemblée aufzutreten, und verſpricht für folgende Nummern genaue Fingerzeige über den falſchen Gang der Dinge. Mit Nr. 6, 16. Sept. 1789, nimmt der Pariſer Publiziſt noch den weltberühmt gewordenen L'ami du peuple hinzu. Nachdem er ſummariſch erzählt hat, wie in letzter Sitzung die Aſſemblée durch Zurufen als Grundgeſetz der konſtitutionellen Monarchie dekretirt habe, der König ſei unverletzlich, der Thron untheilbar und die Krone in der Erſtgeburt des Mannesſtammes erblich — geht er zu Wichtigerm über und ſchreibt:

Paris 16. Sept. Mittwoch.

Heute machte ſich die Hungersnoth mit ihren Schrecken wieder fühlbar; heute ſind die Bäckerladen wieder wie belagert; das Volk hat kein Brod. Das geſchieht nach der reichſten Ernte, mitten im Ueberfluß. Nächſtens werden wir Hungers ſterben. Und man will noch immer nicht glauben, daß Verräther uns umzingeln, Verräther die unſer Verderben wollen! Wie wäre es, wenn wir für das öffentliche Elend uns bei der Habgier der Monopolmänner zu bedanken hätten, und bei der Unerfahrenheit, vielleicht auch Untreue der Verwaltungsbehörden! Ein Geheimniß waltet hier; das müſſen die Gemeinden ſämmtlicher Diſtrikte der Hauptſtadt ohne Verzug aufzuklären verſuchen. Sie müſſen einige tüchtige und ganz rechtliche Leute abſenden, um das Verfahren zu prüfen, welches vom „Komité der Lebensmittel" auf dem Stadthauſe von Paris bisher eingeſchlagen wurde. Wahrlich empörend iſt es, daß dies Komité, dem man die Proviantirung von Paris anvertraute, ruhig zuſieht wenn die Leute mit abſcheulichem Brode vergiftet werden. Und weshalb dieſe Vergiftung? Um das alte Mehl, das alte Korn loszuwerden, welches die Regierung aufgekauft hatte. Da nun dieſes ungeheure Gelder gekoſtet hat, ſo ſucht man jetzt wieder Geld damit zu machen. Aber das iſt falſch; die Regierung hat Nichts eigen; der öffentliche Schatz gehört nur der Nation. Die

Nation übrigens wurde wohl beſſer handeln, dieſe Nahrungsmittel den Thieren zu geben, als die untere Klaſſe den Gefahren einer Seuche bloszuſtellen.

In der folgenden Nummer heißt es:

Unermüdlich laßt uns es ausſprechen, der Weg, den die Aſſemblee einſchlägt, iſt falſch, ſie *kann* auf dieſe Art keine guten Arbeiten liefern. Ein Unglück unter vielen iſt, ſie verſchleudert ihre theure Zeit mit umſtändlichſter Behandlung von Geſetzen und Verordnungen, die doch wahrhaftig reine Folgerungen aus gewiſſen Grundregeln ſind; ſie diskutirt z. B. über Aufhebung der todten Hand, und doch ergibt ſich die ſchon aus dem Naturgeſetz. Ein andrer Uebelſtand iſt, man ſchafft noch immer keine Einheit, keine Harmonie, keine Gegenſeitigkeit in den konſtitutionellen Geſetzen. Letzte Sitzung bot ein trauriges Beiſpiel dazu. Zuerſt ſtellte man feſt, alle Beſchlüſſe der geſetzgebenden Körperſchaft bedürfen die königliche Genehmigung; nachher wollten mehrere Mitglieder eine Ausnahme bei den auf die Konſtitution bezüglichen Beſchlüſſen. Solche Spitzfindelei zerſtört den Charakter eines Grundgeſetzes; ein wirkliches Grundgeſetz darf keine Ausnahmen dulden. Oder man ergebe ſich drein, zwiſchen Fürſt und Geſetzgeberſchaft einen ewigen Streit zu erleben; dem einen Theil wird ein Geſetz konſtitutionell erſcheinen, dem andern ganz und gar nicht. Wer ſoll da entſcheiden? Man bedenke auch gefälligſt den ſchauderhaften Zeitverluſt durch das Entwerfen und Ausſchreiben der betreffenden Artikel.

Auch das iſt recht ſchlimm, daß man die heiligen Volksrechte verſäumt und ſich mit den Vorrechten der Krone beſchäftigt. Wenn ein unvorhergeſehener Schickſalsſchlag unſre Nationalaſſemblee auflöste, dann wird man zwar ſagen können, ſie habe für das Wohl des Fürſten weidlich geſorgt, aber für Befeſtigung des öffentlichen Glücks — ? dafür hat ſie Nichts gethan. Sagt nur nicht das ſei Einbildung. Leider iſt es ſonnenklar, daß eine mächtige Partei, mitten in der Verſammlung der Reichsſtände, eifrig bemüht iſt das groſe Werk der Wiedergeburt des Staates zu vereiteln. Ja wohl, die Par-

tri, die ich meine, iſt allzeit geſchäftig die Fragen, die gerade den Nagel auf den Kopf treffen, fein ſeitab zu lenken. Statt deren legt ſie uns als Fragen vor: wie man die königliche Macht heben und ſtärken könne? Dieſe Partei iſt nicht ſehr emſig, ſie zieht gern die Sache ins Weite, denn ſie hofft auf ein Ereigniß, und dann will ſie die Maske wegwerfen. Dieſe ſtarke Partei ſchickt ihre Spione unter das Volk und läßt es aufſtacheln und hetzen zu den tollſten Ausſchweifungen. Die Schützlinge dieſer Partei ſtecken mit den Oberbehörden ſämmtlicher Verwaltungsfächer unter einer Decke, und thun ihr Möglichſtes das Volk in Hungersnoth und Verzweiflung zu ſtürzen, ihm ſo zu ſagen die junge Freiheit zu verleiden. Auf wen aber, wenn die Staatsfeinde wieder emporwüchſen, auf wen fiele die Schuld?

Auf gewiſſe Gemeinden, ja wohl, auf niemanden ſonſt. Die Gemeinden in ihrer unpolitiſchen Kurzſichtigkeit wußten nicht vorher, was aus ſchlecht angebrachter Schonung entſteht! Wir ſind verrückt genug zu jammern, wenn ein Spitzbube, der ganze Provinzen ausgeſogen, von dem gerecht empörten Pöbel erſchlagen wird; aber wir ſchweigen, wenn Tauſende von Unterthanen auf gut ſoldatiſch von den Leibwächtern des Fürſten getödtet ſind. Die Gemeinden, an die ich hiebei denke, entſetzten ſich offenbar über die Tödtung einiger Vaterlandsverräther, über das tragiſche Ende einiger Verbrecher: aus dieſem Grunde hat man geſchwind dieſen Blutſcenen Einhalt gethan. Beſſer wohl, hätte man die Elenden dem Schwert des Geſetzes überliefert, aber ſtatt auf Einführung eines Obertribunalhofs zu dringen, dem öffentlich ſolche Prozeſſe anheim fallen — ließen die Gemeinden ſich allerlei vorgaukeln und ſiehe da, die Staatsfeinde entwiſchten auf immer. Es ging ſo weit, daß der Miniſter ſich der Volksbefreier bediente um ſie aufs Volk zu hetzen, und er die Freiheit verletzte um gegen die Maſſen auf der Gaſſen zu wüthen. Todt iſt todt, das iſt richtig, aber ich behaupte keck, hätte man die Rädelsführer der Verſchwörung in Händen, man würde ihnen kein Haar krüm-

men, man würde ſie rein und unſchuldig nennen, man würde am Ende erleben, wie die Richter der Staatsgewalt dieſen Verräthern ein Patriotenzeugniß ausſtellten.

Thöricht, unverzeihlich ſogar, war die Verblendung, die den eifrigſten Bürgern das Verſammlungsrecht entzog. Damit hat man ja auch die heilſamen Kriſen unmöglich gemacht, wovor einzig bisher die Vaterlandsfeinde erzitterten, wodurch der Nationalſenat zur Selbſtreinigung gezwungen, die Verfaſſungsherausgabe beſchleunigt, die Freiheit geſichert und das öffentliche Wohl befeſtigt werden konnte. —

Wie der Zuſtand des Ganzen im vielbelobten Jahr 89 einem Volksmanne erſchien, möge folgende „Rede an's Volk“ beweiſen, die Marat unmittelbar auf die Anzeige, die Stadt Toulouſe biete Geld an zur Errichtung einer Bildſäule für Ludwig XVI., den Befreier, einrückt:

Ihr habt jetzt Wehr und Waffen in Händen, aber wißt Ihr wem Ihr das zu danken habt? Der Thorheit der Herrſchenden, der Feigheit der Staatsfeinde, dem Zuſammentreffen vieler unverhoffter Dinge habt Ihrs zu danken, daß Ihr Eure Ketten zerbrochen. Aber habt Ihr ohne Unterlaß die Züchtigung der öffentlichen Feinde betrieben? Habt Ihr nicht vielmehr Euch von Schwächlingen oder gar von Lumpen leiten laſſen? Denn nur dadurch iſt es zu erklären, wenn Eurer gerechten Rache jene Verräther entſchlüpften, und ſpäter wieder ruhig unter Euch zurückkehrten. Seht doch endlich ein, daß Eure Unabhängigkeit das Werk der Umſtände iſt, und brüſtet Euch nicht mit Eurer Weisheit und Eurem Heldenthum.

Berauſcht Euch nicht ſo gar ſehr an Eurem ſcheinbaren Siege, ſonſt kommen die ſchlauen Feinde wieder geſchlichen und knüpfen das alte ſchändliche Netz wieder über Euch zuſammen. Weiht Euch endlich vollen Herzens dem Lande, wuchert nicht fürder mit den jämmerlichen Dienſten die Ihr ihm erweist; Ehre ſucht Ihr, deucht uns, nicht ſo ſehr darin als vielmehr gute Beute rechts und links. Iſt es nicht ein Aergerniß, wenn wohlhabende Bürger ein hohes Salär für die paar Stunden beziehen, die ſie den öffentlichen Geſchäften

widmen — manchmal den Freuden der Tafel, denn in der That, ſie haben alle liebe Tage Schmaus und Gelage auf Koſten des ärmern Volks. Was ſagt der Leſer jedoch dazu, daß mehrere Komités durchaus keine Rechnung ablegen wollen, ja oft nicht einmal Regiſter führen?*) ..... Leichtſinniges Geſchlecht, jubelt nur, rennt in die Tempel, ſingt Loblieder, dankt auch dem Himmel für ein Glück, das Euch nicht gehört. Zwingherren habt ihr nicht mehr, das iſt wahr, aber noch verſpürt ihr die Wirkungen der Zwingherrſchaft. Herren habt ihr auch nicht mehr, aber noch immer drücken euch die Nachwehen der Knechtſchaft. Ha, ein Spiegelbild, ein Schattenbild habt ihr, und vom Glücke ſeid ihr jetzt weiter entfernt als je. Worüber gratulirt ihr euch denn ſo gewaltig? Von einem Ende des Reiches bis zum andern ſehe ich den Staat in Zuckungen, in Krämpfen, in Kindesnöthen. Ihr ſelbſt ſeid in ſorglicher Lage, eure Werkſtätten ſind leer, eure Manufakturen verödet, euer Handel und Wandel ſtockt, eure Finanzen ſind ruinirt, eure Heere aufgelöst; ihr lebt in der Anarchie, und was das ſchlimmſte, der Himmel hat ſchier umſonſt eurer ſich erbarmt, ganz umſonſt für euch geſtritten, ganz umſonſt euch die Schätze der Fruchtbarkeit geöffnet. Aus der Hungersnoth ſeid ihr in die Theurung gekommen; der Winter iſt vor der Thür .... Tauſende von Dienſtboten und Lakaien werden bald die Maſſe der Dürftigen vermehren; grauſe Verzweiflung wird die Unglücklichen, welche an Allem Mangel leiden, welche die Geſellſchaft im Stich läßt, bald zum Verbrechen treiben, und die Hauptſtadt wird eine Raub- und Mordhöhle werden. Eure grauſamen Feinde legen raſtlos Fallſtricke; Tag und Nacht hetzen ſie euch zur Unordnung, machen euch unruhig und ängſtlich, wollen euch eure Freiheit leid machen, damit ihr in die Arme eures Herrn zurück eilt

*) In jedem Komité überwiegt faſt regelmäßig der Einfluß irgend eines Akademikers, irgend eines Verzehrers königlicher Penſionen. Diese Leute hüten ſich freilich, ſolchen Einkünften zu entſagen; das halten ſie mit Patriotismus verträglich. (Marat.)

und dort Ruhe und Ueberfluß ſucht. Soll ich von der Gegenwart auf die Zukunft ſchließen, ſo ſage ich euch, unſre Sache geht gerade wie damals in England, als dieſes Nachbarvolk ſich einem Tyrannen wieder ergab, dem zweiten Karl, aus dem einfachen Grunde, weil es durch innern Zwiſt ermüdet worden war. Ja, dächte wenigſtens der Nationalſenat daran, eure Qualen durch eine Wiedergeburt des Reiches zu enden! aber ach, ſeit lange ſpreizen ſich eure Feinde ſicher und ruhig auf den Rathsbänken. .... Mein Vaterland, ſehe ich dein Unglück an, das jetzige und künftige, ſo ſpringt mein Herz vor Jammer und ich weine Blut!" *)

* * *

Marat prophezeit auch Bürgerkriege; er erinnert an die welche Frankreich früher durchzumachen gehabt. Er meint ſogar, Paris, „welches nur von Luxus und von Laſtern lebt," könne recht wohl eines Tages ſich wieder einen Gebieter ausbitten, und reicher Ehrgeiz könne am Ende mit Gold in der Hauptſtadt die Zügel der Regierung an ſich reißen. Dann würden manche Provinzen ſich zu Republiken machen.

Möglich, daß es zu dieſer Erſcheinung gekommen wäre, wenn die Demokra... von Paris aus nicht die ungeheuerſten Anſtrengungen gewagt hätten. So aber kam es zur entgegengeſetzten; Paris demokratiſirte ſich, die Provinzen nicht. Genug, Marat ſchaute dämoniſchen aber klaren Blicks in die Zukunft und fand, daß ſie weit weniger paradiſiſch ſei als die frommen Moralwüthriche und Tugendtyrannen der Rouſſeau'ſchen Partei ſich einbildeten.

In bitterm Unmuth über die Konflikte „der Selbſtſucht und der Vaterlandsliebe" wie damals unſer heutiges Problem,

*) Die mit .... bezeichneten Stellen enthalten, ein für allemal ſei es geſagt, durchaus nicht heftigere Sätze und ärgere Worte als die abgedruckten; ſie ſind lediglich der Kürze halber ausgelaſſen.

Anm. des Verf.

das Einzelnintereſſe mit dem allgemeinen zu harmoniſiren, genannt ward, fährt er fort:

„Wozu aber immer klagen? Dieſe Uebel ſind unſer Werk, ſind die bittern Früchte unſrer Verworfenheit. Was ſoll man von einem Volk von Egoiſten erwarten, wo nur das Intereſſe der eigenen Perſon gilt, wo die Leidenſchaften allein den Ton angeben, wo Eitelkeit der einzige Hebel iſt! Täuſchen wir uns ja nicht. Leider, ſo iſt es; eine Nation ohne Aufklärung, ohne Sittlichkeit und Tugenden taugt nicht für die Freiheit. Wohl mag ſie auf einige Zeit ihre Kette brechen, aber einſt wird ſie wieder Sklavin werden, und erliegt ſie nicht der Gewalt, ſo erliegt ſie der Liſt.

Ha! wir ſind raſend, wir ſchließen die Ohren, wenn weiſe Männer uns aus dem Starrſchlaf aufrufen, aber den Schurken die uns einlullen, denen horchen wir fleißig. Wenn nur noch eine Hoffnung, eine einzige Hoffnung bliebe — wir könnten verſuchen den Abgrund zu unſern Füßen zu meſſen und auszufüllen. Laßt uns reiflich überlegen. Die Staatsmaſchine hat die Eigenſchaft, daß ſie nur mit heftigem Ruck und Stoß wieder in Gang kommt; die Luft reinigt ſich ja nur durch Gewitter.

Laßt uns daher auf den öffentlichen Plätzen erſcheinen und berathen, wie der Staat zu retten ſei. Wehe uns, wenn wir dann noch nicht das Richtige erkannten! Wohlan, unſer Grundübel iſt, daß die Rathſchläge unſrer Regierer zu zahlreich und nicht weiſe genug ausfallen .... Darum auf, friſch, die Art angelegt an die Wurzel. Laßt uns unſre Komites reinigen von allen Denen, die verdächtige oder gefährliche Prinzipien haben, von allen, die eine Beſoldung von der Regierung haben. Laßt uns den Nationalſenat auffordern, ſich ſelbſt zu reinigen; möge er debatiren, daß keines ſeiner Mitglieder eine Hofbeſoldung haben dürfe u. ſ. w.

Er ſchließt mit dem Wunſch, die Aſſemblé möge um drei Viertel vermindert und, ohne Rückſicht auf Adel und Klerus, aus „tugendhaften, aufgeklärten Männern“ zuſammen geſetzt werden

In einer Sitzung hatte der König die Sanktion gewiſſer Punkte weder gegeben noch vorenthalten. Marat ſagt: „Ich beſchwöre meine Leſer heute wohl zu beachten, daß die zur Sanktion dem Monarchen vorgelegten Gegenſtände von höchſter Wichtigkeit ſind; nämlich: die Entſchädigung der Geldvienſte, die Aufhebung der Zehnten, die Aufhebung der Käuflichkeit der Richterſtellen, die Abſchaffung der Penſionen u. ſ. w Dieſen Artikeln werden vom Monarchen, oder vielmehr von den Miniſtern Schwierigkeiten in den Weg gelegt; warum? weil man die Geiſtlichkeit, den Maltheſer Ritterorden, die Obergerichte, die Kaufmannſchaft, die Finanzleute, nebſt dem unendlichen Schwarm der Kreaturen, die der Fürſt erkauft mit den Geldern des Reiches, — weil, ſag ich, man dieſe alle ſich zu Freunden, im Fall der Noth, aufbehalten möchte. Ich beſchwöre meine Leſer zu ſehen, daß die Miniſter ſich weigern, energiſch auszuführen, was die Aſſemblée betreffs des Getreides beſchloß; ſie wollen nämlich auch ſpäterhin aufſpeichern, wuchern, das Volk aushungern. Ich beſchwöre meine Leſer ferner zu bemerken, daß die Miniſter auf Beſchleunigung der Finanzarbeiten dringen, denn ſie lauern blos auf den Augenblick, wo ſie das große Werk der Verfaſſung in Rauch aufſliegen und das Volk wieder knechten laſſen können.“

* * *

Wem Marat's Weheruf übertrieben deucht, ſehe was der Tagesbericht des Ami du peuple vorher gemeldet hat: Sitzung des 18. September. Betreffend die römiſchen Jahrgelder, bemerkt der König, da das Recht dazu aus dem Konkordat herkomme, dürfe nicht einer der beiden Theile abbrechen, aber er, der König, ſei gewillt auf den Wunſch der Aſſemblee mit dem heiligen Stuhl zu unterhandeln. — Betreffend die Beneſizien, ſei deren Abſchaffung ſchon recht, aber es gebührten Entſchädigungen, weil die Erzbiſchöfe, die Erzprieſter u. ſ. w. von dieſen Revenüen lebten. Die übrige, größere Maſſe der Beneſizien ſcheine Sr. Majeſtät allerdings ſehr

zweckmäßig aufzuheben. Betreffend die Penſionen, erklärt S Maj. ſich für deren Abſchaffung mit dem Bemerken, man möge ſich des Nachforſchens über dieſen Punkt enthalten, da dieſes leicht zu einer Art höchſt gefährlicher Inquiſition werden dürfte. — Betreffend das Dekret der Aſſemblée, die Kornausfuhr aus dem Reiche bei jetzigem Nahrungsmangel zu verbieten, erklärt der König einzuwilligen, jedoch möge man heutigen Tags, bei der großen Aufregung — ſich des Durchgreifens möglich enthalten, zumal die Stadträthe mit der Aſſemblée nicht überein ſtimmten. S. Maj. iſt, betreffend die Feudalprivilegien, mit gutem Beiſpiel voraus, indem auf den königlichen Gütern die todte Hand abgeſchafft iſt; aber es ſeien perſönliche Dienſtbarkeiten vorhanden, für die es keine Entſchädigung gebe. Auch ſeien faſt alle perſönlichen Verpflichtungen ſeit lange ſchon in Gelddienſte umgeſchaffen und vielleicht ſei es ungerecht, hiefür keine Schadloshaltung zu gewähren, da doch die Grundherren in guter Treu und Glauben ſie ſich hätten gefallen laſſen. Sein Herz ſtrebe inſonderheit nach Gerechtigkeit; es gehe ihm über Alles, die Anforderungen der Gerechtigkeit mit der Aufrichtung der leidendſten Klaſſe ſeiner Völker in gehörigen Einklang zu bringen. Die Unterdrückung der geiſtlichen Zehnten ſei ihm ſchon recht, nur meine er es ſei zu unterſuchen ob der Klerus auch ohne Zehnten exiſtiren könne. Schließlich rathe S. Maj. ſich eifrig mit Ordnung der Finanzen abzugeben.

Solcherlei künſtlich geſchrobene Antwort in konſtituirten Phraſen war alſo in Paris ſchon wenige Monate nach Einführung des bürgerlichen Königthums üblich geworden. Seit 55 Jahren iſt dieſer Styl derſelbe geblieben; es deucht wohl mit Fug manchem an der Zeit, ihn ſo wie den Gegenſtand ſelber gründlichſt zu kuriren.

Marat behagte er bereits damals ſchlecht, und über obige geſchnörkelte, halb pfiffige halb ängſtliche Beſchlüſſe des 4. und 5. Auguſt (deren Begutachtung Ludwig erſt ſechs Wochen ſpäter erfolgen ließ) ſtellt er folgende Betrachtung an: „Da, da iſt ſie alſo endlich, die Rechtfertigung aller

meiner Befürchtungen; was ich ſo oft vorher geſagt, das habt ihr jetzt deutlich, ſonnenklar in der Wirklichkeit. Dahin iſt es gekommen und wird noch weiter kommen; gewiß noch viel weiter als ihr wähnt. Dahin alſo ſind wir gekommen: der Fürſt iſt oberſter Schiedsrichter der Geſetze und darf ſich der Konſtitution entgegenſtellen, noch ehe ſie entworfen iſt. Und die Miniſter ſind ſo lächerlich überſpannt, daß ſie wieder in des Monarchen Hand jene deſpotiſchen Ketten zu legen ſich erkühnen, jene Ketten, die vor dem Auflodern der Nation ſchon einmal gefallen waren. — Liebe Mitbürger! müßt ihr denn immer durch Schaden erſt klüger werden? müßt ihr ſtets auf dieſe ſchmerzliche Weiſe erfahren, daß nichts zu hoffen ſei von beſchränkten Menſchen! Warum befolgtet ihr nicht meinen Rath in der dritten Rede der Offrande à la Patrie vor 9 Monaten, worin ich unſer heutiges Unheil prophezeit habe! Nur ein einziges Heilmittel giebt es: laßt uns mit Schimpf und Schande die Beſtochenen, die verderbten Mitglieder ausſtoßen. In der That, ſchon vor dem Beginn der Aſſemblée hatte Marat in ſeiner Offrande à la Patrie „den trübſeligen Mißwachs" der Reformen, die Intriguen der Krone, die Verführung des Königs durch bösartige Rathgeber, die ariſtokratiſchen Bewegungen und die plebejiſchen Plünderungen der Adelsſchlöſſer vorhergeſagt. Die berühmten Zugeſtändniſſe in der Nachtſitzung vom 4. zum 5. Auguſt durch die der Adel und die Geiſtlichkeit die Privilegien faſt ganz aufgaben; ſcheinen ihm zwar ehrenwerth aber doch nicht ohne Furcht entſtanden: Ihr meint alſo immer noch, unſre Edelleute hätten auch ohne die Flammen ihrer Burgen, ohne die Beſtrafung der Staatsverſchwender und Tyrannenknechte zu ſehen, jene Großmuth geübt? Möglich, ich ſage aber, ihre Großherzigkeit hat ziemlich lange auf ſich warten laſſen. Uebrigens dünkt mir, alle dieſe Aufopferungen uralter Vorrechte und Unrechte, verſtehen ſich von ſelbſt, folgen unwiderruflich aus dem Geſetz des neuen Staatsweſens ſelbſt. Wenn Jeder ſeines Beſitzes froh werden, wenn die Abgaben verſtändig umgelegt werden ſollen, hört damit nicht ſchon das ausſchließliche Jagdrecht, die Wild-

bahn, der Zehnten und ähnlicher ſchreiender Mißbrauch von ſelbſt auf? Mit der bürgerlichen Freiheit werden die herrſchaftlichen Gerichtsbarkeiten ohnehin ein lächerliches, läſtiges Privilegium. Herzog Liancourt und der Erzbiſchof von Paris ſchlugen Medaillen, Tedeums und Jahresfeſte vor, um dies „Auguſtopfer" zu verherrlichen. Ich ſchlage aber vor, es recht ſcharf ins Auge zu faſſen. Bedenkt, Bürger, kein einziges jener Zugeſtändniſſe geht direkt auf Linderung des Volkselends und der Staatsübel. Bedenkt, Brod, Brod, Brod brauchen die Unglücklichen und jetzt gerade mehr als je. — Nächſtens haben wir keine Truppen mehr und das Volk hungert zu Tode.

Ende September bereits ſah Marat ſich zu folgenden Zeilen veranlaßt:

Glaubensbekenntniß des Redakteurs.

Allerwärts her ſchreibt man mir, dies Journal errege Aergerniß; die Vaterlandsfeinde ſchreien über Gottesfrevel und die furchtſamen unter den Bürgern, ſie die niemals den Aufſchwung der Freiheitsliebe erfuhren, und niemals den göttlichen Wahnſinn der Tugend, dieſe Leutchen erbleichen wenn ſie mich leſen. Sie ſagen, ich hätte im Grunde nicht Unrecht, aber ich ſolle mäßiger verfahren. Das iſt als machte man einem Soldaten den Prozeß, weil er gegen hinterliſtige Feinde ſich verzweifelt geſchlagen! Ich denke, man beurtheilt mich etwas obenhin; man kennt die Thatſachen nicht genug. Ich habe alles verſucht um die Nationalverſammlung zu guten Prinzipien zurückzuleiten. Ich habe die Ehre gehabt an die Herren der Reichsſtände über zwanzig Briefe zu ſchreiben, und zu rechter Zeit werde ich ſie publiziren. Aber wie ich ihren Eigenſinn ſah, da rechnete ich ab mit meinem Gewiſſen und redete ſie öffentlich an (Moniteur patriotique). Nichts half jedoch; das Heil des Landes ſteht bei einer Handvoll gieriger Ehrſüchtler; die feindliche Klikke hat nun einmal beſchloſſen, die Nation dem Monarchen preiszugeben. Als ich das ge-

wittert, da hab ich Sturm geblaſen; das mußt' ich, ſonſt wäre meine Nation ſchon in den Abgrund geſtürzt.

Meine Gottheiten auf Erden wollt ihr kennen? gut: ſie heißen Gerechtigkeit und Wahrheit. Perſönlichkeit allein faſſe ich ins Auge; Talent, Weisheit, Tugend, darauf ſehe ich. Ich verachte die Machthaber die keine dieſer Eigenſchaften beſitzen. Bei ſchwierigen Diskuſſionen iſt das Volk leicht zu verblenden, es bedarf dabei eines politiſchen Mannes, der Tag und Nacht für dasſelbe wacht und ihm ſein Leben weiht.

Ich, meine Herren — ſchreibt er an die HH. Repräſentanten der Pariſer Gemeinde 25. September 1789 — ich bin des Volkes Auge, Sie ſind höchſtens ſein kleiner Finger. Fünf todlangweilige Stunden ließen Sie auf dem Stadthauſe mich warten, ob ſchon Sie mich eingeladen, um mich wegen des Journals zu vertheidigen. Sie hatten keine Zeit. Ich habe auch keine.

In einer ſpätern Nummer heißt es:

Stadthaus von Paris.

Ich bin geſtern 7 Abends hingegangen. Augenblicklich rief man mich vor die Verſammlung der Gemeindemänner. Der Herr Maire eröffnete mir, mein Journal ſei denunzirt als — mordbrenneriſch! — Mein „Vaterlandsopfer" ward ebenfalls von dem tugendhaften Miniſter Kalonne denunzirt. Es iſt nun einmal das ewige Loos meiner politiſchen Schriften dies, Entſetzen zu verbreiten in den Schaaren der Verſchleuderer, der treuloſen Verwalter und Tyrannen. Vor fünfzehn Jahren publizirte ich in England die „Sklavenketten", worin ich aufweiſe wie die Staatsgewalt zur Zwingmacht fortgeht.

„Meine Leſer werden daraus erſehen, daß ich nicht erſt heute begonnen habe, für Freiheit gegen Tyrannei zu ringen. Da beſann ich mich, der Diſtrikt, der mich verklagte, war der Wohnort ſämmtlicher Wechſelcourtiers, Bankiers und Börſenſpekulanten, die bekanntlich ihr Aufkommen auf den Untergang ihrer Nebenbuhler, ihrer Nebenmenſchen gründen.

die bekanntlich Nationen das Blut aussaugen und Schuld am öffentlichen Elend sind. Diese Herren spekuliren auf Alles, auch auf ihren Bürgertitel; man sieht sie in hellen Haufen im Gemeinderath. Wenn die' ins Büreau der Lebensmittel gewählt werden, dann wehe uns. Uebrigens weiß ich recht gut, daß es ehrenwerthe Ausnahmen unter ihnen gibt. (Später widerrief dieser Distrikt, und Marat belobte ihn mit einem gleichen Widerruf.)

Der Professor Vauvilliers, vom königlichen Kollegium Cambray, las ihm die Stellen vor, worin er die Assemblée als „auf solchem Wege und in den Netzen eines Komplottes" bezeichnet hatte. Man sagte ihm, sein patriotisches Feuer sei sehr achtungswerth, jedoch ging man auf keine seiner speziellen Klagen, über die Zusammensetzung der Komités aus untauglichen Leuten z. B., näher ein und ließ ihn einen Revers ausstellen, daß er nichts gegen einzelne Gemeindemänner vorzubringen wisse.

Er antwortet im Blatt: „Herr Professor, Sie genießen eine königliche Pension; ich bin bei Wasser und Brod, um nur die Druckkosten herauszuschlagen. Sie sind sehr gelehrt, aber am Ende habe ich in Wissenschaften mehr als Sie geleistet. Sie, vom Hofe besoldet, sollten eigentlich gar nicht in einer Gemeindeversammlung sitzen; heute gilt es, unabhängig, der Krone gegenüber, zu wirken. Sie, königlicher Professor, besitzen die Kunst, wie der Herr Maire und sonstige Herren Kollegen zugleich Patrioten und königliche Pensionäre zu sein."

Hier beginnt die Abneigung der Maratisten gegen den in vieler Hinsicht so verehrungswerthen Bailly.

„Gewiß acht' ich Herrn Bailly den Maire als großen Gelehrten, fährt er fort, und an seinen häuslichen Tugenden mangelt sicher keine einzige. Aber er taugt nicht zum Gemeindehaupt. Er ist ein Gelehrter und kein Geschäftsmann; er hat auch nicht seine königlichen Pensionen aufgeben mögen. Er hat den 11. Juli sich brav und den letzten August sich

nicht brav gezeigt, wo er die Macht der Gemeinde an ſich reißen wollte. Er iſt reif um abgeſetzt zu werden.

Seht, da bin ich, der einfache Bürger, plötzlich öffentlicher Sittenrichter und Cenſor geworden. Nur ſo iſt Frankreich noch zu retten.“ —

Bezeichnend ſind folgende Stellen derſelben Nummer, in der Marat der Sache ſchnurgeradewegs immer auf den Leib geht, diesmal aber auch eine gewiſſe Scherzhaftigkeit des Ausdrucks nicht verſchmähen zu dürfen glaubt:

„Alle liebe Tage regnet es, ſo zu ſagen, patriotiſche Geſchenke aus allen Ständen. Ob das reine Liebe zum Vaterlande? oder Eitelkeit? oder Furcht? Einerlei. Aber gar nicht einerlei, dünkt mir, iſt es dem Staatswohl, ob man mit Nachdenken verfährt oder nicht. Sagt, was heißt Nationalſchuld? was heißt königliche Schatzkammer? Um wahnwitzige Ausgaben zu decken hat unſer Finanzchef der Nation die Agiotage gelehrt. Um wahnwitziger Ausgaben des Thrones willen ſoll der Aermere den vorletzten und den letzten Pfenning geben? Allbekannt iſt, daß das Bankierhaus Telliſon und Necker ſeine koloſſalen Reichthümer nur ſeinem geſchickten Wuchern in den Fonds verdankt, in den Fonds, die es pfiffig genug vorher diskreditirte, dann mit 60 — 70 Verluſt aufkaufte und zuletzt mit Glanz wieder losſchlug. *)

Ich bin nicht Willens die Hülfsquelle der Geſchenke zu verſtopfen, aber reinigen und richtig leiten könnte man ſie doch wohl. Ach, unſer Finanzminiſter verſteht ſich auf die ſchwachen Seiten der Franzoſen; er ſpekulirt auf ihre Eitelkeit! Wenn der König auf ſeine Aufforderung das Silberzeug in die Münze ſchickt, ſo iſt das ein Akt der nur den Zweck hat Aufſehn zu erregen. Was verſchlägt im Schloſſe der Verluſt des nutzloſen Silberzeugs? Der Tiſch iſt ihm doch

*) Dieſe Stelle beweiſet, wie ſchrecklich neu damals noch die Börſenſpiele geweſen. Was heute uns zum blaſirten Lächeln höchſtens bringt, fand Marat noch einer ſpeziellen mehrmaligen Betonung werth.

allezeit gedeckt, und bald wird ein noch prächtigeres Silbergeräth an die Stelle des alten treten.

Wenn die Miniſter ein Gleiches thun, ſo iſt das in der Ordnung; der Prunk verträgt ſich ſchlecht mit ihrem apoſtoliſchen Charakter, und ſie beziehen Gehalt genug aus den Scherflein der Armen. Bei uns iſt es dahin gekommen, daß alles geprieſen wird was von den Großen der Erde kommt; wir ſind rein raſend in dieſem Punkt. Wer erinnert ſich nicht z. B. der eckelhaften Lobhudelei, wovon alle Zeitungen überliefen, als der Monarch befahl, keine Paſtete mehr auf ſeine Tafel zu bringen, um nämlich auf dieſe Weiſe das Mehl für das hungernde Volk zu ſchonen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein goldgenährter Finanzverwalter ſeine hunderttauſend in den Staatsſchatz legt; eine kleine Buße für die ungeheuren Summen, die ſeine Agiotage mit Zaubermacht aus dem Kaſten der beunruhigten Rentiers gezogen. Ganz hübſch iſt es ferner, wenn ein Herzog hunderttauſend in den Schatz thut; eine kleine, ganz kleine Rückzahlung, ſo zu ſagen, für die erklecklichen Räubereien ſeiner Ahnen, oder für die Freigebigkeit eines der Tyrannen der Vorzeit, die ſo gerne das Volk ausquetſchten um die Günſtlinge zu mäſten. Gar gut iſt es ingleichen, wenn ein Finanzier 10,000 Thaler hergiebt, als kleine Wiedererſtattung ſeiner Diebſtähle. Auch das iſt brav, wenn die religiöſen Körperſchaften all ihr Hab und Gut dem Staat ſchenken, und ſich nur eine anſtändige Penſion behalten: ſie geben ja nur zurück was der Aberglaube dem Staat entwendet hatte. Aber daß die Dürftigen ſich belaſten, um dem Staat den Wittwenheller zu entrichten; daß der reiche Staatsminiſter ohne Scham und Scheu ſie dazu einladet, daß ſogar die Aſſemblée ohne Nachdenken getroſt beiſtimmte, das iſt bisher noch nicht in der Welt vorgefallen, das war unſern Tagen aufbehalten!

Sagt, Franzoſen, bleibt ihr ewig Kinder? muß der Volksfreund euch immer erſt die Augen öffnen?

* * *

Aus dem vorigen ergiebt sich hoffentlich deutlich für den unparteiischen Leser, was von Marat's „hölliſchen Aufhetzungen und teufliſchen Brandſtiftungen im Innern der Gemüther" zu halten (deutſcher Philiſter- und franzöſiſcher Profeſſorenſtyl), deren er ſich in der verhältnißmäßig ruhigen Epoche von der Zerſtörung der Baſtille bis zum Bankett in Verſailles ſchuldig gemacht haben ſoll. Die Ereigniſſe werden ſeitdem wilder. Wir wollen ſehen ob und inwiefern ſie auf den Ami du peuple Einfluß äußern.

An den Red. d. Volksf.

Paris, 4. Okt. 89.

Monſieur, *)

Eine neue Orgie ward in Verſailles gefeiert, und zwar von den Leibgarden, den Offizieren des Regiments Flandern, vielen ſonſtigen Offizieren und den Chefs der Bürgermilizen. Auf dieſem Banket hat eine hohe Fürſtin den Thronerben vorgeführt, hat man die vaterlandsfeindliche Kokarde aufgepflanzt. Auch ſind ſonderbare Gerüchte von Verſchwörungen laut geworden ... — helfen Sie uns mit Ihrem Rath —

Bemerkungen des Red.

Thatſache iſt, daß die Orgie ſtatt fand. Thatſache iſt, daß Alles in Aufregung iſt. Ob die Verſchwörung wirklich? das fragt ſich noch. Aber wenn der Feind ſich an den Thoren von Paris zeigt, würde er uns nicht leicht überrumpeln? Warum hat die Hauptſtadt keine Munition? Das iſt ein Staatsverbrechen. Man fordre auf der Stelle dem Militärkomité Rechenſchaft ab; kein Moment iſt zu verlieren; die Bürger müſſen in Waffen erſcheinen, ein heller Haufen muß nach Eſſonne, um die Pulvermagazine wegzunehmen; jedes Stadtviertel wird ſeine Geſchütze vom Stadthauſe wegführen. Die Nationalgarde hat noch Verſtand genug um zu begreifen, daß ſie nie von ihren Mitbürgern ſich trennen darf. Kommandirten ihre Chefs als Feinde, dann freilich müßten dieſelben feſtgenommen werden. Wenn die Gefahr ſteigt, iſt

*) Auch auf dem Titel nennt ſich Marat fortwährend noch Monſieur.

Alles aus, wofern das Volk nicht einen Tribun ernennt und ihn mit der öffentlichen Macht bekleidet. — Zwei untrügliche Mittel gibt es die den Staat retten; eins heißt ins lebendige Fleisch einſchneiden und alle unnützen Ausgaben wegthun. Ich, der Advokat der Nation, verlange im Namen dieſer Nation, daß die Reichsſtände auf die Hälfte herabſetzen jede Penſion über 2000; auf ein Viertel jede über 6000; auf ein Achtel jede über 16,000; ich verlange das Aufhören jeder nutzloſen Penſion; es iſt empörend, daß 400 Fr. einem tapfern Offizier für ſeinen weggeſchoſſenen Arm bezahlt werden, indeſſen 8000 nicht zuviel für einen Journalcenſor oder Hanswurſt ſind; 22,000 für beſoldete Sophiſten, 80,000 für Verſchleuderer, die einſt Miniſter geweſen. Ich verlange die Abſchaffung der nutzloſen Geſandtſchaften .... Das andere Mittel iſt, daß die Reichsſtände ehrlich ſind und gerade, und wahrhaft das Wohl Aller mit eiſerner Strenge durchführen.

* * *

Inzwiſchen ſtieg die Frechheit der Aufkäufer. Man regte die Flügel, man wollte probiren wie ſich in der Handelsfreiheit, mit Geld in der Taſche und Schacherſinn im Kopf, leben läßt. Necker ließ immerzu Korn nach Belgien ausführen, obſchon die großen Städte Frankreichs nur verdorbnes hatten. Durch das Verſailler Soldatenbanket empört, erſchienen 3000 Pariſerinnen und Pariſer mit Artillerie in Verſailles, tödteten einige Gardiſten, verlangten Preiserniedrigung des Brodes und Fleiſches und führten mit Jubel den Hof nach Paris. „Der Volksfreund theilt die Freude ſeiner lieben Mitbürger, aber er wird nicht ſchlafen gehen," ſchreibt Marat 6. Okt. 89.

Lafayette hatte ſich hiebei ſehr klein gezeigt, und die Juſtiz wagte auf ſein Betreiben endlich den gefürchteten Marat anzugreifen. Unmittelbar nach dieſem Ereigniß, wozu er die Bahn gebrochen zu haben ſich rühmte, ward ſein Drucker und Buchhändler vorgeladen. „Der Volksfreund ſelbſt, ſchreibt er, hat inzwiſchen die nöthigen Klugheitsregeln befolgt, um deſto

länger dem Lande dienen zu können. Uebrigens weiß er, daß er ſein Grab ſchon gegraben hat, und ohne Widerſtreben wird er ſeiner Zeit hinabſteigen. — Marat fand gut ſich zu verſtecken; das Blatt ſchwieg vom 8. Okt. bis 5. Nov. Ein apokrypher Ami du peuple erſchien; da ſchlug der echte wieder in Feuer und Flammen aus: „die Feder jenes, ruft er in Nr. 29, iſt doch gar zu dürr; ſie weiß nicht das Land zu fördern; ich wollte gern einen Stellvertreter und mich ein wenig erholen, aber nein, es geht ſo nicht, ich beginne auf's neue.“ Von jetzt ab bleibt die polizeiliche Erlaubniß am Schluß jeder Nummer fort, und die Druckerei bezeichnet ſich ganz kurz „die patriotiſche“. Von jetzt an deckt er ſchonungsloſer als je die unter Necker einreißenden Machinationen der Geldfürſten auf. „Ei ſeht doch den großen Mann, wie ihr den Finanzchef titulirt, ſeht doch dieſen Ehrenmann, wie er die armen Bauernweiber ermahnt ihre paar elenden Halsketten und Ringe und Goldkreuze auszuliefern (um die Nationalſchuld zu decken notabene); dieſer liebe, brave Mann, der patriotiſch genug ſeine 15 Millionen unter Schloß und Riegel hält. Ei, wer hat ſie vergeſſen, ſeine Kniffe und Pfiffe, als der große Mann die Kanada-Papiere fallen machte, um 70 Prozent aufkaufte und ſie ſich dann für voll vom Staatsſchatz bezahlen ließ.“

Der Haß der Geldleute gegen Marat ſtieg natürlicherweiſe, und als er von ſeinem Verſteck bei befreundeten Nationalgardiſten in der Nähe der Stadt immer fort ſein Journal redigirte, ward er Nachts von der Bürgerwache arretirt. Seine Reden vor dem Komité des Quartiers beweiſen ſchwerlich die ihm ſo gern nachgeſagte Feigheit. Dem bürgerfreundlichen Lafayette, der ſeit einiger Zeit aber ſchon auf die Maratiſten ſchießen ließ, ruft er dort zu: Sie brachen die Kette Amerikas; ich mag nicht glauben, Sie ſchmiedeten eine für Ihr Vaterland, aber gewiſſe Offiziere ihres Generalſtabs werde ich in einer Nummer meines Organs denunziren. Im Büreau der Polizei kündigt er ſich ſelbſt an: Hier, meine Herren, kommt der Volksfreund um Sie zu beſuchen — Die

Mitglieder des Büreaus ſchrieen wüthend, er habe ſie faſt an die Laterne gebracht. „Meine Herren, Sie ſollten wiſſen, deucht mir, eine Revolution wie die unſrige geht nicht ab ohne etwas Schmutz und Blutflecken. Uebrigens merken Sie ſich gütigſt ein treffliches Mittel gegen etwaige Laternen: ſeien Sie gute Patrioten.“ Man ſah ſeine Manuſkripte durch und entließ ihn mit Höflichkeit aller Art. Er eilte in die italieniſche Oper, wo ein rauſchender Gruß ihn empfing, und reklamirte ſofort ſeine ihm konfiszirte Druckpreſſe. „Jetzt will ich Buchdrucker werden um dem Lande zu nützen, aber ich ſage es vorher, ich drucke nur, was ich ſchreibe oder was von den wahren Freiheitsmännern kommt; ich will fortfahren das Wohl der Unterdrückten zu vertheidigen in jeder, in aller Hinſicht.“

Dieſem Grundſatz treu vertheidigt er z. B. eine junge Nonne, die wegen ihrer patriotiſchen Geſinnung von den adligen Vorgeſetzten grauſam behandelt worden. Nachdem er ihre Geſchichte berichtet, ruft er: Jene Ariſtokratinnen aber möchte ich verdammt gern vor ein Tribunal der Damen der Halle citiren.

Unter mannigfachen Händeln mit Polizei und Nationalgarde, Privatperſonen und Beamten, brach das Blatt ſich immer freiere Bahn, namentlich ſeit der Rückkehr des Verfaſſers von einem kurzen Aufenthalt in London. Der Sommer kam, und mit ihm eine neue Phaſe der Revolution. Das Feſt auf dem Federationsfelde ging vorüber und Marat denunzirte heftiger denn zuvor. „Mirabeau verdankt ſeine Haupterfolge ſeinen mächtigen Lungen; ich wünſche hundertmal ihm einen ewigen Keichhuſten, denn ſeine Geſundheit iſt in meinen Augen ein öffentliches Unheil. Dieſem eifrigen Eckpfeiler der Regierungsmacht, dieſem Mirabeau mit der patriotiſchen Maske, dieſem Grafen und gefährlichen Redner verdankt Frankreich die erbaulichſten Dekrete, z. B. über das aufſchiebende Veto, über das Martialgeſetz, über die abſolute Unabhängigkeit des Deputirten ſeitens ſeiner Wähler; und dieſer Menſch hat Alle beſchämt, indem er die Leichenrede Franklin's hielt, worauf die Aſſemblee drei Tage in Trauerkleider ging. Warum that denn

das kein Oppoſitionsmitglied? Warum ſieht man nicht ein, daß Mirabeau ſeine letzte Scharte wieder auswetzen wollte?" Hier wird Marat ungerecht, er ärgert ſich darüber, daß die königlich geſinnten Deputirten ſich der Leichenfeier des Republikaners angeſchloſſen. O meine Mitbürger, ruft er, ihr müßt alſo immer Paraden ſehen? ihr bleibt alſo in Ewigkeit nichts als alte Kinder?

Uebrigens entging ihm darüber die Proletariatsfrage, ſo weit ſie damals ſich darſtellte, keineswegs. Er ſchlug wiederholentlich die Verwandlung der Klöſter und Kirchen in Manufakturgebäude vor, wodurch ſeine Zeit dem Elend abgeholfen glaubte. Ein Brief von achtzehntauſend Geldloſen — infortunes — in Nr. 149 an die Aſſemblée ſagt wunderſchön: „Väter des Vaterlands! Ihr athmet Frieden und Eintracht, predigt Freiheit und Recht. Warum vergeßt Ihr denn Eure guten Grundſätze, ſobald es ſich um aktive und paſſive Bürger handelt? Die Baſtille iſt gefallen, weil zehntauſend Arbeiter der Faubourg St. Antoine ſie ſtürmten. Haben wir jemals uns entzogen? Haben wir je gezittert wenn es galt, haben wir nicht die Garden geſchlagen? Das wäre ein ſchlechter Vortheil die Adelsariſtokratie zu beſiegen, um der Geldariſtokratie zu unterliegen. Wenn die Dämme durchſtochen ſind, brauſen die Meerwaſſer über den Abhang und ſtehen nicht ſtill bis hüben und drüben gleiches Waſſer iſt. Ha, umſonſt wollt Ihr den Reformen das Ziel ſtecken, das Euch beliebt! Wahrhaftig, die Gleichheit der Rechte führt zur Gleichheit der Lebensgenüſſe, und erſt auf dieſer Baſis kann der Gedanke ausruhen. .... Am Schluß heißt es: „Väter des Vaterlands, Ihr Günſtlinge des Glücks, heute wollen wir noch nicht, daß Ihr mit uns Eure Beſitzthümer theilt, obſchon der Himmel die Güter als ein Gemeinſames den Menſchen gab. Aber erkennt doch die Größe dieſer unſrer Mäßigung. Eures Beſten halber denkt einmal etwas nach ..... und zittert, daß wir, denen Ihr immerdar das aktive Bürgerthum verweigert, weil wir zu arm ſeien, wie Ihr ſagt,

endlich vielleicht unſrer Armuth ein Ende machen, indem wir Euch das Ueberflüſſige nehmen. Noch könnt Ihr dem Unheil vorbeugen; werdet gerecht und ſtraft uns nicht länger für das Böſe das Ihr uns zufügtet." — Die Sachlage wurde ohnehin immer verzwickter. In einem Flugblatt gibt Marat zu bedenken, ob nicht die Hinrichtung „von einem halben Tauſend verſtockter Freiheitsfeinde ein ungeheures Glück für Millionen unſchuldiger Leute ſei?"*) Im Auguſt 1790 antwortet er dem Kamill Desmoulins, der ihn deshalb hart getadelt: „Lieber Bruder! trotz Ihres Geiſtreichthums ſind Sie doch in der Politik noch ein Neuling. Legen Sie meine Frage den gnadereichſten, mildeſten, weiſeſten Männern vor, und Sie werden ſehen ob ein einziger auch nur zweifelt. Wenn gar der Feind auf unſre Grenze marſchirt, möchte ich ſehen ob Sie ſelbſt nicht eifrig bedauern werden, daß nicht alle Verräther zu Grabe gebracht ſeien. Dieſer Wunſch deucht mir ſo natürlich!" — Wie es übrigens ausſah, möge uns Le fouet national ſagen: „Wer Brod eſſen will, muß ſich ſeit mehrern Tagen darum ſchlagen, und doch haben wir ſo hochweiſe Gemeinräthe." Vor dem Marſch der Pariſer Frauen aller Klaſſen nach Verſailles zu dem einfältigen Monarchen und der philiſtröſen Nationalaſſemblée unter Mounier's Präſidentur, mußte man ſeit 5 Uhr Morgens vor den Bäckerläden warten. Trotz dem war Necker toll genug, Getreide nach Belgien zu verkaufen. Das hungrige Volk arretirte ihm mehrere Kornwagen, und ermordete zwei Bäcker. Lafayette forderte ſeitdem die Nationalgarde auf, dreiſt dieſe „Räuber" niederzuſchießen.

Nach dem Oktoberzuge ward Ludwig ſcheinbar gefügiger: deſto eifriger wachte „Argus Marat", wie ein Volkslied ihn nannte, und ſignaliſirte mit dem ihm eignen mißtrauiſchen

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſolche Ausſprüche nur in einer ſo ſchrecklichen Umwälzungsepoche, wie die franzöſiſche Revolution war, ſich rechtfertigen. Einige Jahre ſpäter ſagte ſchon der edle Kommuniſt Babeuf: „Wir wollen kein Blut vergießen." A. d. H.

Scharfblick. In der That ſchrieb der König im Dezember 90 an den König von Preußen, um ihn um Hülfe gegen die Parteien zu bitten, während er zugleich in den Zeitungen ſagen ließ: er und ſeine Gemahlin hegten die höchſte Achtung für die Konſtitution. Das Journal de Paris, ein radikales Bourgeoisblatt, glaubte auch dieſe Lüge. Marat ſchrieb im Ami du peuple: „An Ludwig XVI. Sire, wären Sie als einfacher Bürger geboren, würden Sie vielleicht verdienen daß man Ihnen auf's Wort glaubte. Aber mit allen Gebrechen Ihrer Erziehung haben Sie 36 Jahre unter den verderbteſten Hofleuten Europa's gelebt; ſtets von Ihren Lakaien gelobhudelt, ſtets zum Verbrechen getrieben durch Ihre elenden Miniſter und tückiſchen Schranzen; Sie können deßhalb mit Ihren Betheurungen nicht viel Glauben einflößen. Ihre käuflichen Agenten zollen Beifall, aber rechnen Sie ja nicht darauf, uns Patrioten, die wir hell blicken, zu hintergehen. Sie gelten als Deſpot.... Zweimal haben Sie der Nation getrotzt, zweimal bereut und ſechs Wochen lang arbeiteten Sie kalten Bluts an einem hölliſchen Projekt, das die Hauptſtadt der Erde gleich machen ſollte.“ Marat kommt gern auf das Komplott zu ſprechen, welches er im Sommer 89 vereitelt hatte. Fünf deutſche Regimenter waren nach Paris beordert um ein Schreckerempel zu ſtatuiren; als der Oberſt des einen auf dem Pontneuf anlangend eine Rede an's Volk hielt und rief: „Freut Euch, Leute, Ihr bekommt Hülfe gegen die Ariſtokraten, dieſe Soldaten ſchützen Euch“, trat Marat ihm in den Weg und ſagte ihm, er ſei ein Verräther. Das Volk ſtutzte; die Nationalgarden wurden ſogar gegen Marat grob; indeſſen zeigte ſich bald wie recht er habe, denn dieſe deutſchen Kavalleriſten wollten nicht ihre Waffen abliefern, die das Stadthaus gleichwohl ihnen aufzubewahren verſprach, und verließen die Stadt. — Marat ſchließt die Adreſſe: „Ludwig XVI., geſtehen Sie ſelbſt, ob Sie nicht eine thörichte Maſchine, oder gar ein ſchlauer Betrüger ſind? Und Sie wagen zu rufen: ich will offen zu Euch reden; ich liebe Euch und die Verfaſſung. Noch mals vertraut Ihnen die Nation. Möge Ihr Herz, Sire,

ſich den böſen Einflüſterungen verſchließen." Kaum iſt dies beendigt, ſo zieht eine andre Sache ſeine Augen auf ſich; er publizirt eine Erklärung der Baſtilleſieger, in der ſie ſelbſt eine Menge alter Kameraden als nunmehrige Mouchards des Stadtraths, des Generals Lafayette und des Hofes nennen. Er ruft: „Mein Blut kocht; da haben wir's; die Baſtillekämpfer hungern, verkaufen ſich. Die königl. Prinzen freſſen 80 Millionen. Wo habt Ihr, Väter des Vaterlands, weiſe Deputirten, die unermeßlichen Güter des Adels und Klerus hingethan? — Theure Freunde, Ihr, die Ihr arm ſeid ohne Schuld, habt daſſelbe Lebensrecht wie der König und die Glücklichen und Reichen. Ha, der Thronerbe darf nicht Mittag ſpeiſen, wenn Ihr kein Brod habt. Verſammelt Euch ſofort in Maſſe, geht zur Aſſemblée und fordert daß man Euch auf Nationalgüter anweiſe, die Euch eher gebühren als den Blutegeln. Weigert man ſich deſſen, gut, ſo ſchlagt Euch zum Heer; jetzt verſteht's Euch. Theilt, theilt doch im Nothfall die Grundſtücke und Schätze der Verruchten, die ihren Mammon in den Erdboden ſcharren damit Euch der Hunger mürbe mache und ſklaviſch. Ich ſage Euch, zehn Millionen Menſchen ſollen nicht todthungern; beſſer wäre, wenn das Königreich um und um gekehrt und jene Herren ausgeplündert würden."

Dies nannte man mordbrenneriſch. Marat ſagte: „Die Wahrheit klingt immer häßlich". Uebrigens nahm die Polizei unter Begleitung zweier Bataillone, die Probenummer des Ami du peuple weg und ſtrafte den Drucker um 25,000 Fr. als „Verläumder eines Beamten". Nichts bezeichnet beſſer die Wuth und die Furcht der Bourgeoiſie vor Marat, der übrigens bald wieder eine kolloſſale Denunziation gegen Mouchards losließ. Lafayette kam dabei in ſchlimme Händel; Bailly desgleichen. Sogar die Mauthſoldaten, ein Lafayettiſches Korps, waren volksfeindlich geſtimmt, und es kam zu Blutfließen. Bemerkenswerth iſt die bis in's Kleinſte gehende Genauheit der Angaben im Ami du peuple; ſie findet ſich z. B. auch bei Gelegenheit ſeiner Klagen über die Adminiſtration der vom Munizipalweſen abhängigen Werkſtätten. Er

will, daß in Turgot's Fußtapfen getreten und feſtgeſetzt werde: 1. für den Lehrling eine Lehrzeit von 6—7 Jahren; 2. ein anſtändiger Lohn, ſo daß Niemand ohne eigne Schuld in's Elend kommt; 3. die Etablirung von Staatswegen aller derer, die ſich durch Geſchick und Moral auszeichnen, doch erſt nach Verſtrich dreier Jahre, wobei man dem ſich nicht Verheirathenden anſagen möge, in zehn Jahren den Vorſchuß in die Staatskaſſe zurückzuzahlen. Als Strafe ſchlug er Aufſchub der Etablirungsfriſt vor. Die untauglichen Arbeiter dürfen übrigens nie Meiſter werden. Zur Aufhülfe der Armen gab er unabläſſig Baupläne u. ſ. w, an. Er hoffte, dadurch würde der Pauperismus bald ſchwinden, was ebenfalls Prudhomme in den Révol. de Paris meinte. „Gott der Heerſchaaren, ruft Marat, hätte ich nur ein wenig den Gebrauch deines Schwertes, ich wollte ſchnell die heiligen Naturgeſetze für die Handwerker und ihre Ausſauger herſtellen, dieſe Geſetze die vom Königthum und von unſrer Nationalverſammlung mit Füßen getreten werden."

Er publizirt einen Brief von 500 Maurern, die ihn wie gewöhnlich „lieber Prophet" anreden, „Wir melden Dir, daß wir von unſern Meiſtern ausgepreßt werden; dieſe Herren hatten ſich in die Keller verſteckt als wir die Baſtille erſtürmten. Nachher krochen ſie aus ihrer Raubhöhle und bedienen ſich unſer um noch reicher zu werden; auch haben ſie ſich Offizierſtellen zu beſorgen verſtanden. Sie wollten uns auch ſchon einmal als Räuber behandeln. (Hier denunziren ſie ein Dutzend Glückspilze; einer z. B. iſt erſt ſeit 4 Jahren Meiſter und hat 30,000 Fr. Renten.) Worauf der Volksfreund erwiederte: „Man erröthet vor Scham und ſeufzt ſchmerzlich, daß eine Klaſſe Vermögensloſer auf Gnad und Ungnad einer Handvoll Schufte, die ſich von ihrem Schweiß mäſten und noch dazu ſie beſtehlen, übergeben ſind.... Die Aſſemblée ſollte ſich denn doch endlich damit beſchäftigen; ſie hat ja Zeit genug für ſo viel andres läppiſches Gewäſch."

Der Verfaſſer der „Pariſer Revolutionen" ſieht noch nicht einmal ein daß eine Regulirung zwiſchen Meiſter und Geſell

ſtattfinden müſſe; er meint das hieße das Verhältniß der Freiheit ſtören. (Als wäre der Arbeitſuchende frei!) Uebrigens betrübt es ihn, daß die Schreinergeſellen ſo hart vom Maire zurückgewieſen ſeien; es gehe aber nicht anders. In Orleans entſtanden auch Koalitionen zur Lohnerhöhung; worüber die Annales patriotiques ein Zetergeſchrei erheben und zur Zerſchmetterung der Meuterer aufrufen.

Und doch iſt noch viel, daß dieſe Journale von den Koalitionen reden; die andern nehmen ſich nicht einmal dieſe Mühe. Inzwiſchen entwich der König, dem eine frühere Flucht in Mönchskleidern mißlungen. Lafayette, von dem M. ſchon ſeit Jahr und Tag ſagte: „Noch zwei Flaſchen Tinte leergeſchrieben und der General liegt unten", half zum Gelingen. „Bürger, Freunde des Vaterlands, Ihr ſteht dicht am Verderben, ruft M. Ich mag heute Euch keine Vorwürfe machen ob Euerer Nachläßigkeit." Er ſchlägt vor am nämlichen Tage noch einen militäriſchen Volkstribun zu wählen, der als Diktator die böſen Einflüſſe der Behörden und Parteichefs entkräfte, die nur damit umgingen, dem Volke zu ſchmeicheln. „In einigen Tagen iſt Ludwig zurück und beſchießt Paris," ſo endigt Marat's Manifeſt. Er ward zwar nicht Tribun, doch hatte er die Ehre bald nach Rückführung des Hofes den 9. und 10. Auguſt organiſiren zu helfen. Robespierre, Freron, Desmoulins und Danton nahmen Theil am geheimen Komité, wodurch die Königsgewalt vollſtändig gebrochen ward. Seitdem hatte Marat unbeſtrittne Macht im neuen Gemeinderathe, und man wollte ihm ſogar eine eigne Tribüne geben, was er jedoch ablehnte. Er trat ſofort in's Comité de Surveillance und hatte Antheil an der energiſchen Proklamation der Munizipalität am 2. September, die mit den Worten anfing: „Zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen, der Feind ſteht vor den Thoren," damals als Friedrich Wilhelm in Verdun eingezogen. Hierauf folgte unter Mitwiſſen Dantons, des Juſtizminiſters, und des Comité de surveillance jener fürchterliche Ausbruch vulkaniſcher Rache, Verzweiflung und krankhaft gewordener Gerechtigkeitsliebe, bekannt unter dem Namen

der Septembriſaden, wobei 1400 Gefangne, bei denen man das Komplot, die Stadt, in Abweſenheit ihrer gegen die Preuſſen ziehenden Vertheidiger, zu verbrennen entdeckt wiſſen wollte, dem ſummariſchen Verhör und der ſummariſchen Volksjuſtiz unterlagen.*) Marat, nunmehr im ungeſtörtem Beſitz einer Preſſe, bedeckte die Mauern mit Affichen, worin er ſeine beiſſenden Bemerkungen über die Männer des Tages kund that. Er warf Roland, dem Miniſter des Innern, vor eine ariſtokratiſche Preſſe zu beſolden; er denunzirte die mancherlei Plünderungen und Diebſtähle bei hellem Tage und mit gewaffneter Fauſt verübt; bald nahm man auf dem Markt reichen Damen ihr Geſchmeide, bald trank und verkaufte man den Wein der Keller des ehemals königl. Schloſſes, bald ſtahl man aus dem Kronſchatzgebäude am Mittag.

Im Sept. 1792 war es wo er die merkwürdigen Worte ſchrieb: „Erwartet nichts von dieſer Verſammlung; Ihr ſeid am Ende mit Eurer Weisheit und 50 Jahre Anarchie erwarten Euch, aus der Euch nur ein Diktator, ein echter Patriot und Staatsmann, befreien kann.“ Er war durch die Jakobiner in den Konvent gekommen; ruhig verlangte er auf jene als Anklage vorgeleſene Stelle das Wort, während Einige: in's Gefängniß! ſchrieen, und der Deputirte Boileau, ſein Ankläger, das Anklagedekret fordert; er ſteigt auf die Bühne und vertheidigt ſich, läßt einen Artikel eines neu von ihm unternommenen Journals leſen. Dieſer macht guten Eindruck. Da ruft er: „Erlaubt ſei mir noch ein Wort; ohne dieſen Artikel hättet Ihr alſo mich dem Schwert der Tyrannen überliefert? Das ſchickt ſich nicht für freie Menſchen, ſchämt Euch. Wie, wenn mein Drucker mir dieſes Blatt nicht heute gebracht? Ich fürchte nichts; mit dieſem Piſtol (er ſetzt es auf die Stirne) erſchöß' ich mich auf der Tribüne, wenn Ihr mir das Anklagedekret zugeworfen hättet. Das alſo wäre die Frucht

*) Prinzeſſin Lamballe ward ermordet, weil man wegen ihres ſkandalöſen Wandels nicht weniger ſie als die Königin haßte. Sie galt allgemein für die „Orgienſchweſter“ Marie Antoinettens.

von drei Jahren voll Plagen, Arbeiten, Nachtwachen?“ — Man geht zur Tagesordnung über. Draußen erwarten ihn jedoch Aufpaſſer der Briſſot'ſchen Partei und verfolgen ihn, bis er ſie durch etliche Provinzialen verjagen läßt.

Das Jahr 92 neigte ſich zu Ende. Am 2. Nov. lieſt man folgende „Adreſſe Marat's des Volksfreundes an ſeine Wahlmänner. Freunde, Brüder! Dies ſchreib' ich in einem Gewölbe unter der Erde. Ich entziehe mich den feigen Meuchelmördern, um meine Tage, die mir ſchier zur Laſt geworden, pflichtgemäß dem Lande noch zu erhalten.... Letzten Oktober zogen einige Hundert Marſeiller nebſt Kavallerie durch meine Straße, und vor meinen Fenſtern ſtießen ſie die grimmigſten Verwünſchungen gegen mich aus: Marat auf die Guillotine, brüllten ſie. Sie haben ſogar mein Haus anſtecken gewollt. Und der Nationalkonvent? rührt ſich nicht, höchſtens produzirt er Anklagedekretchen gegen die Freiheitsmänner. Hei, wie würden ſie lärmen, wenn ſolcher Angriff einem Miniſterialmanne, einem Anhänger dieſes Tartüff Roland gegolten! Seit zehn Tagen bekomme ich keine Briefe mehr, und bekam doch täglich an dreißig; Miniſter Roland fängt ſie auf. Seine Hand liegt über der Briefpoſt. Da zerſtöre mal Einer von Paris aus die Roland'ſchen Lügen, die er den Departements in den Kopf geſetzt!“ Journal der franz. Republ. Nr. 38. — Marat kam indeſſen bald wieder an die freie Luft, diesmal aber mit Leibwache. „Er iſt wieder da, ſagt ein ihm feindliches Blatt, mit ihm ſeine Gardiſten, wohl bewaffnet mit Keulen und Säbeln.“ Marat ſpricht dagegen: „Man will ich ſei ein Aufwiegler, ein Ruheſtörer. Ha, gewiß haben meine Schriften manchen unechten Patrioten, Intriganten und Verſchleuderer aus der Ruhe aufgejagt! Dieſe Burſche haben ſo viel ſich angeſtrengt mich zu dämpfen! Meine Briefe fangen ſie auf, meine Nummern nehmen ſie weg bei den Vertheilern, meine Druckpreſſe zerbrechen ſie, meine Zeitungsträger legen ſie in den Thurm, und um mich zu verläumden beſolden ſie ein ganzes Rudel Schmierer. Unter meinem Namen verbreiten ſie eine Menge falſcher, alberner Schriften um nur die

öffentliche Meinung zu verdrehen und mit ein bischen Aristokratie und Royalismus zu vergiften. Ja, ja, durch meine Drucker ließen ſie das Zeug drucken, durch meine Verleger publiziren. Der Maire Bailly und der Miniſter haben dieſe falſchen Schriften durch Leute mit königlicher Livrey unentgeldlich in Paris ausgeben laſſen und das ganze Königreich damit überſchüttet. Wißt Ihr, daß ich fünf, ſage fünf falſche Volksfreunde vorfand, als ich vor 2 Jahren aus London zurückkam; fünf Stück, alle auf meinen Namen. Ach, wie meine Gegner ſich immer auf ihr altes Pferd ſetzen, immer zu ſchreien ich ſei blutgierig! Sie können nichts Andres in meinen Schriften finden als: man möge doch etliche Hundert Köpfe abhauen (nämlich ſchuldige) um dreihunderttauſend ſchuldloſe zu ſichern, oder als: man ſolle getroſt einige Tropfen unreinen Bluts vergießen wenn man dadurch verhüten könne, reines Blut in vollen Wogen zu verſchwenden." Während alle Parteien noch den General Dumourier wegen ſeines Sieges bei Jemappe feierten, denunzirte Marat dieſen „verrätheriſchen Helden" auf's heftigſte; er habe nur deßhalb mit dem Bajonet die öſtreichiſchen Schanzen ſtürmen laſſen, um die franzöſiſchen Patriotenbataillone deſto ſichrer zur Schlachtbank zu liefern; der „ganze Kerl" ſei eine Kreatur des Königs von Preußen. — Man erſtaunt mit Recht über dieſe prophetiſche Gabe. Hat ſich nicht Alles beſtätigt?

Im Dezember 92 ruft er im Konvent aus: Man ſagt es ſitze unter uns eine Rotte, die dem Tyrannen das Schaffot erſparen möchte, ja ſie exiſtirt in Geſtalt der ehemals Privilegirten, der jetzigen Beamten, der käuflichen Schriftſudler; auch wollte man gern uns Patrioten im Konvent zu Thorheiten verführen; man ſchlug ja vor mit Zurufen den Tod des Tyrannen zu votiren. Ich aber, ich rathe den Patrioten die größte Ruhe; mit Vernunft ſollen ſie ſich ausſprechen. (Hier ergriff Staunen die Zuhörer; man klatſcht — der Redner erhöht die Stimme:) Ja, unter uns ſind Verräther. — „Nennt ſie." — Gut, ihr ſollt ſie kennen; ich verlange daß der Tod des Tyrannen durch Namensaufruf und öffentlich votirt werde.

(Donnernder Beifall.) In dem Aufſatz: „Rolandſche Füchſe und patriotiſche Gänſe" prophezeiht er wieder fürchterlich wahr: „Ihr ſeid auf ſchönem Wege; die Vergeudungen der Staatsgelder, die Verräthereien unſrer Kommandanten im Felde, das ſchreckliche Elend im Volk und die Unordnung auf ihrer Spitze, dieß Alles wird unſre Nation ſo quälen, daß ſie plötzlich wieder einen Fürſten wählt. Ich ſehe dieß als unvermeidlich vorher; es ſei denn der Konvent erhebe ſich zur Höhe ſeiner hochwichtigen Aufgabe. Ich hoffe aber noch zu Gott, bald, da die Ungewitter nahe ſind, werde die noch geſunde Mehrzahl des Konvents nicht mehr der Partei Rolands nachtappen..." Wie heftig der Haß derſelben war, zeigt der Umſtand, daß am nämlichen Tage, wo dieſe Nummer erſchien, ein Rolandiſt ihn bereits auf der Tribüne als todtwürdigen Majeſtätsverbrecher, der von der Rückkehr des Königthums ſchreibe, denunzirte und mit vieler Hartnäckigkeit dieſe lächerliche Anklage, obwohl vergebens, durchzuſetzen ſuchte. Erſt nach Ludwigs Tod ſagt Marat in Nr. 105: Jetzt glaube auch ich endlich an unſre Republik und Gambon hatte Recht, als er geſtern auf der Rednerbühne ſprach: wir ſind gelandet auf der Inſel der Freiheit und haben hinter uns unſer einziges Schiff verbrannt." Nichts aber hält ihn ab zu denunziren; diesmal iſt es General Weſtermann, dem er mit Zeugen einen Beſuch abſtattend das Ungewitter ankündigt, welches die nächſte Nummer loslaſſen wird. Auch der gefeierte Kommandant der Pariſer Nationalgarden, Santerre der Brauer, wird ſtark geſcholten, daß er „Lumpenkerle, ſchmutzige Wüſtlinge und Glücksritter" im Generalſtabe dulde und brave Leute abweiſe.

Wie fürchterlich der Grimm der Faurburger, d. h. der Proletarier, gegen den „göttlichen General" geworden, zeigt die Ermordung eines gewiſſen Louvain am letzten Tage des Jahres 92. Marat erklärte am nämlichen Tage zweimal im Konvent, die Girondiner (oder wie er ſie nennt: Briſſotiner) gehen mit „Mord" um; Lafayette und Bailly „die göttlichen" ſeien entſchloſſen den Monarchen zu retten, und zu dieſem Ende Nachts durch „Banditen" Straßengefechte zu veranſtalten.

Wie viel hieran begründet? wagen wir nicht zu entſcheiden. Nur das iſt ſicher, daß Louvain einerſeits ein von Marat ſchon vor Jahr und Tag denunzirter Spion war, und daß anderſeits die Spannung der Gemüther auf den Grad geſtiegen zu ſein ſcheint, daß nicht M. allein, auch die Rolandiſten, Prudhomme und ſonſtige Publiziſten geradehin Viſionen von Straßentumult und Konſpirationen zuweilen hatten. Inzwiſchen ging die ſtillſchweigende univerſelle Verſchwörung der Beſitzer und Kapitaliſten gegen die Nichtbeſitzer und Handarbeitenden ihren Gang ungeſtört fort. Ohne ausdrückliche Verabredung gingen z. B. Seife und Stärkemehl ſo in die Höhe, daß die Wäſcherinnen kaum die Preiſe erſchwingen konnten. Dieſe Unglücklichen ſandten eine Deputation an den Konvent, und der Konvent, der beſten Abſichten voll, wußte ſie nur auf die Zukunft und auf das Schwert der Gerechtigkeit das über den Blutſaugern ſchwebt zu vertröſten. Die Tugend verwunderte freilich ſich höchlich, wenn dies ſo vertröſtete Volk ſich andern Troſt ſuchend, die Waaren erſter Nothwendigkeit und die Rohſtoffe zu Zeiten aus den Läden raubte. Marat (in ſeinem Journal der Republik) hatte auch geſagt: „Plündert einige Magazine und knüpft an deren Thür einige Wucherer auf, wenn Ihr Euch ſelbſt retten müßt; der Konvent thut doch nichts für Euch. Wiſſen die Nationalrepräſentanten blos zu ſchwatzen ſtatt zu heilen? Gut, ſo heilt Euch ſelbſt. Mein ſchwacher Kopf lehrt mich nur ein Mittel, ein revolutionäres aber: möge das Komité der Sicherheit unfehlbar die Hauptwucherer einem Tribunal von fünf Richtern überweiſen, die unter den erprobteſten, ſtrengſten Patrioten gewählt ſeien. Noch ein beßres Mittel kenne ich, aber ach! wie ſollte ſich das anwenden laſſen in dieſem grundverderbten Lande! ich meine, die reichen unter den Patrioten ſollten ſich aſſociiren und vom Ausland die Waaren kommen laſſen, um den Preis, den die reichen Schurken ſo hoch trieben, fallen zu machen. Jetzt kommt, niederträchtige Heuchler, denunzirt mich, nehmt aber dieſe Nummer zur Hand.“ Auf dieſes hin verlangen die Girondiner das Anklagedekret; Marat ſteigt herunter und

lacht: O die Schwachköpfe! Schickt diese Herren Staatsfünftler (die Girondiner) lieber in's Irrenhaus. — Mehrere wollen ihn vertheidigen; er ruft: Ich bin Manns genug mich selbst zu vertheidigen. — Ein Girondiner: ich wünsche, man setzte Marat in's Irrenhaus, bis die Revolution vorbei wäre. — Gleichwohl sehen wir ihn im März wieder denunzirend im Konvent, mit Beifall hört man ihm zu wie er sehr speziell berichtet, die Gironde hetze durch Mouchards das Volk zum Plündern auf; doch Anfang April rafft diese sich nochmals zusammen und auf die Anklage, er wolle durch Dumouriez dem Sohn des Erherzogs Orleans die Regentschaft verschaffen (dem jetzigen Louis Philippe), erzwingt sie, trotz dem daß Danton ihn vertheidigt, das Arrestdekret. Man vergißt oder scheut sich jedoch es zu unterzeichnen; M. wird vom wachhabenden Offizier entlassen, versteckt sich und schreibt an den Konvent, er gehe nicht ins Gefängniß, denn dort, wisse er nur zu gut, werde die Gironde ihn vergiften lassen. Ein Anklagedekret erschien jedoch, und er stellte sich vor die Jury des Revolutionsgerichts, wo Fouquier Tinville ihn examinirte. Er vertheidigte sich in einer langen Rede, die noch in den Akten jenes Tribunals zu lesen ist, und ward von den Geschwornen glänzend freigesprochen. Das Volk bekränzte ihn mit Eichenlaub und Lorbeer und trug ihn in den Konvent zurück, 13. April. Mit den Worten: „Ich, der Apostel und Märtyrer der Freiheit, stelle mich dem Tribunal" war er in den Gerichtssaal getreten. Mit den Worten: „Hier kommt der Repräsentant, der Präsident der Jakobiner, dessen Recht man kränkte, den das Gericht aber herstellte," stieg er auf die Tribüne. Sein Ansehen stand forthin felsenfest; aber er nahte dem Schlusse seiner eigenthümlichen Laufbahn.

Noch einen gewaltigen Schlag half er vollführen; der Aufstand des 31. Mai 93 war großentheils sein Werk. Die Girondiner erhielten durch Marat's Feder ihren Todesstreich; die Centralisation war somit wenigstens gesichert. Wenige Wochen später ereilte ihn der seinige; girondinische Rache bewaffnete den Arm der Charlotte Corday. In der Provinz

wurde für die geächtete Partei geworben, da Paris jakobiniſch geworden war. Fünf girondiniſche Flüchtlinge ſandten dieſes heldenmüthige Mädchen in den Tod, um den Tod des Erzfeindes zu bewirken. Einige meinen, Danton ſollte das Opfer ſein; ſie ſcheint aber ſpeziell Marat im Auge gehabt zu haben. Jedenfalls war dieſer der Mann, nach deſſen Ableben die Gironde wieder hoffen durfte.

Seit Ausſchließung der 22 Girondiner war er übrigens, ſchon längſt krank, nicht mehr in den Konvent gekommen. Eine Deputation fand ihn noch 2 Tage vor dem Ereigniß im Bade, ruhlos leſend, ſchreibend, meditirend, denunzirend. Am 13. Juli, zwiſchen 6—7 Abends drängte Charlotte d'Armans ſich zum drittenmal in's Haus, gab ihm einen falſchen Brief und erſtach ihn. À moi, ma chère amie, à moi rief er ſeiner Frau zu, und verſchied. Das Uebrige iſt bekannt genug. Nur dies dürfte den deutſchen Leſer noch intereſſiren, daß Demoiſelle Herrard, der man den Ehrentitel „Marat's Wittwe" zugeſtand, jenes edle Weib geweſen, die durch die Lektüre ſeiner Volksſchriften begeiſtert, ihm ein Aſyl gegeben, als Lafayette ihn überall verfolgte. In ſeinen Papieren fand ſich das Verſprechen einer Heirath, wie das Protokoll der Kommune vom 27. Juli beweiſt. Sie erſchien bald nachher vor den Schranken des Konvents und hielt eine energiſche Rede gegen zwei Lafayettiſten, die den Ami du peuple fortſetzten. Ihrem Wunſche ward gewillfahrt, der Verfälſchung des Blattes geſchah Einhalt.

Aus dem Geſagten erhellt, dünkt uns, was von Jean Paul Marat einerſeits, und von Hiſtorikern zu halten iſt, die, wie Herr Mignet, ihn den „Verderber der Parteien und ihrer Moral", oder wie Herr Thiers „den Hochmuthsnarren" tituliren. Die Zeit wird kommen, da Frankreich ſein Andenken herſtellt, ohne Vergötterung, mit Gerechtigkeit. Für Deutſchland jedoch ziemt es aus oberwähnten dringenden Gründen, dieſes ſchon jetzt zu vollbringen.

Hermann Ewerbeck.

Ueber Abhülfe des gesellschaftlichen Elends.

Von E. Weller.

---

1. Armuth und Reichthum — wir sind überzeugt, daß die Ungerechtigkeit dieser Gegensätze von allen Vernünftigen eingesehen und eine Umgestaltung herbeigewünscht wird, wir wissen aber, daß leider das Bewußtsein davon noch nicht so gekräftigt und ins Volk gedrungen ist, daß zu einer sofortigen Abhülfe geschritten werden könnte. Mit dem Bewußtsein wäre ja auch die Aenderung gegeben: die bestimmte Einsicht erzeugt den bestimmten Willen. Suchen wir denn nach Kräften unser „Scherflein" zu dieser Einsicht beizutragen.

Nicht allein die Privatleute und ihre Vermögensumstände nehmen die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch, sondern auch die vom „gesetzlichen" Schweiße des Volkes, von den Abgaben zehrenden und die fürstliche Macht pflegenden Diener des Staats und der öffentlichen „Sicherheit". In jenem Lande, wo die Ungleichheit in ihrer weitesten Ausdehnung herrscht, wo diese Ungleichheit die besten Kräfte des Landes nutzlos verschwendet und die angemessensten Grundlagen zu einer Umgestaltung schon seit Jahren gelegt hat, betragen die Einnahmen der 11 reichsten Güterbesitzer folgende Summen:

Herzog von Northumberland . . .	960,000	Thaler.
„ „ Devonshire	791,300	„
„ „ Rutland	672,000	„
„ „ Bedford	640,000	„

Marquis von	Buckingham	601,600	Thaler.
Herzog „	Norfolk	583,200	„
„ „	Malborough . . .	544,000	„
Marquis „	Herford	480,000	„
„ „	Stafford	480,000	„
Herzog „	Buccleugh	467,200	„
Graf „	Grosvenor	441,300	„

Dieſe elf Menſchen verzehren mithin jährlich ſechs Millionen ſechsmalhundert neunundfünfzigtauſend Thaler! Und das ſind blos Einkünfte aus den Ländereien. Um bei England, einem Lande, das unſern Liberalen mehr oder weniger zum Vorbild dient, ſtehen zu bleiben, wollen wir auch die Einkünfte der allerhöchſten Perſonen anführen, wie ſie ihnen jährlich aus der Staatskaſſe zufließen.

Die Königin bekommt 420,000 Rthlr., der vierjährige Prinz von Wales 511,000 Rthlr. (nur aus den Beſitzungen zweier Provinzen), der ſeiner Verdienſte halber gerühmte Prinz Albert 265,700 Rthlr. (ohne Wohnung, Nahrung ꝛc.); die Großwürdenträger ziehen über drei Millionen. Der Herzog von Cumberland nimmt 146,000, der König der Belgier als halbengliſcher Prinz 328,500 Rthlr. Die übrigen prinzlichen Glieder nach Verhältniß. Außerdem beſitzt die Königin vier Luſtſchlöſſer, der Cumberland eines. Das Hausmeiſteramt koſtet 28,000 Rthlr.. die Tafel der Königin 420,000 (für Fiſche 15,000, für Wein 30,000, für Liqueur 7000, für Tiſchzeug 13,000 Rthlr. jährlich), das Schloßdienſtamt 430,000, das Roßmeiſteramt 200,000 Rthlr. Für geheime Dienſte gegen 300,000, für Druckkoſten bei Regierung und Parlament 1,500,000, für ſonſtige Parlamentskoſten 420,000, für Gefängnißaufſicht 35,000, für Armenkommiſſionsverwaltung 434,000 Rthlr. 140 meiſt Adlige bekommen 1,908,000 Rthlr. Penſion (die Nachkömmlinge des ſeit faſt einem halben Jahrhundert verſtorbenen Nelſon allein 28,000). Der große „Krieger“ Wellington hat 344,500, 20 Richter jeder 28,000 im Durchſchnitt, 27 obere Geiſtliche 1,121,200 Rthlr. (darunter der Erzbiſchof von Kanterbury 132,800, der von York 86,800,

der Biſchof von Landeff, der am geringſten beſoldete, 5400). Den vereinigten Staaten Nordamerika's koſtet das ganze Regierungsperſonal (zehn Beamte) 100,000 Rthlr.

Die Maſſe des Beamtenperſonals bleibt ſich in unſern modernen Staaten ziemlich gleich. In Frankreich fungiren an 27 königlichen Gerichtshöfen und 361 Untergerichten 61 Staatsräthe, 811 Oberpräſidenten und Obergerichtsräthe, 57 Beamte des Kaſſationshofes, 157 Generalprokuratoren und Generaladvokaten, 1287 Präſidenten, Vicepräſidenten und Unterrichter, 385 Unterſuchungsrichter, 832 königliche Anwälte, 3590 Unterbeamte; außerdem 2846 Friedensrichter, 101 Centralverwaltungsbeamte, 124 beeidigte Gerichtsſchreiber der königlichen Gerichtshöfe, 836 der Untergerichte, 220 der Handelsgerichte und 2846 der Friedensgerichte.

Die ganze Maſſe der Handlanger des königlichen „Rechts" beträgt über 10,000. Daß der Gehalt dieſer Herrn die Taſchen des Volkes bedeutend erleichtert, wird ſich leicht Jeder ſelbſt berechnen können. Stellen wir daneben die Anzahl der Armen, ſo läßt ſich der Schluß ziehen. Das ganze Land hat 200,000 Bettler und 1,600,000 Arme. Sieben bis acht Millionen Arbeiter haben blos für den nächſten Tag zu leben, wiſſen alſo nicht, ob ſie morgen etwas verdienen oder nicht. Zu dieſen Armenliſten fügen wir die Gehalte der Mitglieder der Ehrenlegion. 5 erhalten 20,000 Franken (5300 Rthlr.) = 26,500 Rthlr.; 1 : 15,000 Fr. (4000 Rthlr.); 95 : 5000 Fr. (1400 Rthlr.) = 123,500 Rthlr.; 21 : 2000 Fr. (530 Rthlr.) = 11,130 Rthlr.; 888 : 1000 Fr. (270 Rthlr.) = 239,760; 20,046 : 250 Fr. (70 Rthlr.) = 1,403,220 Rthlr. Summa: 1,809,610 Thaler. Wofür? — — Dafür haben ſich wie auch bei uns die Abgaben ſeit 1830 von 981,510,000 Fr. (261,637,300 Rthlr.) auf 1,400,000,000 Fr. (373,000,000 Rthlr.) vermehrt. Natürlich, je mehr man bekommt, deſto mehr nimmt man. Ein Galeerenſklave koſtet den Staat **85 Rthlr.**, ein Schullehrer **77 Rthlr.** Die Abgaben wachſen, die Zahl der Arbeiter iſt ſeit Gebrauch der Maſchinen verzehnfacht, der Lohn aber ſeitdem geringer, das

Elend größer und allgemeiner. Früher waren in England 30,000 Weber, jetzt gibt es 833,000. Die Maschinen können nur bei gemeinschaftlicher Arbeit und bei Aufhebung des Besitzes Nutzen stiften, jetzt fördern sie unwiderstehlich den Egoismus und mit ihm das Elend des Volkes.

Gehen wir nun zu dem Zwiespalt, der sich in der heutigen Gesellschaft durch Untersuchungen äußert, über, so ersehen wir aus den statistischen Nachrichten, daß im Jahre 1836 in Preußen 207,478 Untersuchungen geführt wurden, wovon gegen 150,000 für Holzdiebstahl, Forst-, Jagd- und Hütungsvergehen, über 17,000 für andere Diebstähle und die übrigen für anderweitige „Vergehen." 1 Untersuchung kommt überhaupt auf 53 Menschen. In der Grafschaft Wernigerode (Regierungsbezirk Magdeburg) wurde der neunte Theil der Bewohner vor Gericht gezogen; die Zufriedenheit mit der sozialen Stellung war also bei den Einzelnen hervortretend genug. Der thätlichen Widersetzlichkeiten zählte man über 2050, — das Jahr 1845 wird wohl mehr geliefert haben! Der Beleidigungen gegen Beamte gab es 5260, Zolldefraudationen 1250, Falschmünzereien gegen 150, Siegelfälschungen über 1700, worunter aber nicht die offiziellen Briefverbrechungen; Amtsvergehen 520, Straßenraub 350, Brandstiftungen über 400, Morde gegen 300. Aus diesen Angaben läßt sich so ziemlich die gegenwärtige Lage erklären, die Größe der Zahlen beweist nur die Größe der Disharmonie des äußern Menschen mit dem innern. Befände sich der sogenannte Verbrecher glücklich, er würde sich wahrlich nicht in Kriegszustand begeben mit der ganzen Welt. Und einen Unglücklichen wollt ihr verdammen! Nicht genug, daß ihr den Armen mit eurem Geldsysteme, eurem Eigenthume raffinirt quälet, daß ihr ihn unbekümmert dahinwelken oder Zeit seines Lebens wie ein Lastthier sich dahinschleppen laßt, ihr wagt ihn noch, wenn er verzweifelt, „gesetzlich" abzuwürgen! Erst Verbrechen erzeugt Verbrechen, das Eigenthumsrecht ist das an der Menschheit verübte Verbrechen. Jeder Diebstahl, jeder Mord ist eine Protestation gegen den gesellschaftlichen Zustand: so lange es

Eigenthum gibt, wird es auch Mord und Diebſtahl geben. Das Eigenthumsrecht iſt das moderne Fauſtrecht. Geld oder Leben! Haſt du kein Geld, ſo ſtirb!

Im Durchſchnitt gab es in Preußen 1 Diebſtahl auf 424 Menſchen. Wegen Kindermord waren 70 angeklagt. — Selbſtmorde fanden jährlich im Durchſchnitt 750 ſtatt, „fleiſchliche Vergehen“ 650, beide im ſteigenden Verhältniß. Von 1816 — 1842 wurden in Preußen 982,868 ſogenannte uneheliche Kinder geboren, im Kreiſe Wittgenſtein (Regierungsbezirk Arnsberg) blieb ſich die Zahl der unehelich und legitim Erzeugten gleich, in Berlin grenzt ſie jährlich an 2500. Einen trefflichen Beweis für die Heiligkeit und Herrlichkeit der heutigen Ehe ſehen wir darin, daß im Jahre 1836 ebenfalls in Preußen 3025 Ehen getrennt wurden.

Die Anhänger des Beſtehenden pflegen ſehr die Anſtalten der Wohlthätigkeit zu rühmen, als da ſind, Frauenvereine, Kleinkinderbewahranſtalten, Vereine zur Erziehung ſittlich verwahrloſter Kinder, Vereine zur Beſſerung der Strafgefangenen, Mäßigkeitsvereine, Sparkaſſen, ohne der Vereine der einzelnen Gewerbe zu gedenken. Was beweiſt die Zunahme der Wohlthätigkeit anders als das wachſende Bewußtſein der Ungerechtigkeit der heutigen Lebensverhältniſſe? Durch Wohlthätigkeit werden dieſe Lebensverhältniſſe ſelbſt doch um kein Haar gebeſſert! Die meiſten Statiſtiker und Staatsökonomen, die eben ſo oberflächlich die einzelnen Thatſachen erforſchen und ſich nicht darum kümmern, woher die Noth eigentlich herrührt, freuen ſich bei jeder 1, die ſie in ihren Tabellen weniger finden, daß die Herrſchaft des Sittengeſetzes einen größern Raum gewonnen, daß der ſittliche Zuſtand ſich immer mehr verbeſſere, bei jedem Pfennig in den Sparkaſſen oder Wohlthätigkeitsſpenden, welche ſie als Gegenmittel gegen die Armuth betrachten, daß der Nationalwohlſtand im Steigen begriffen ſei. Aber das ganze Land gehört den Reichen. Nicht allein die Steuern, auch die übrigen Einkünfte des Staats kommen nur den Reichen zu Gute. Im Jahre 1841 betrug in Preußen der Werth des

Bergbaues	7,569,278 Rthlr.	bei 44958	Arbeitern,
Steinbruchbetriebes	833,294 „	„ 7939	„
Hüttenbetriebes	23,094,458 „	„ 24731	„
Salinenbetriebes	1,378,611 „	„ 2184	„

Also 76,812 Besitzlose produzirten 33,875,641 Rthlr. Geldeswerth am Ursprungsorte, und dennoch bleiben sie besitzlos! Von allen diesen Millionen bekommen die Arbeiter, auf Jeden durchschnittlich 10 Sgr. täglich gerechnet, ungefähr 9,500,000 Rthlr., kaum das Drittel.

Wie die erwähnten Arbeiten, sind dem Armen auch die Arbeiten der andern Naturproduktionszweige fremd und nutzlos

Ackerbau und Wiesenwirthschaft	654	Millionen,
Viehwirthschaften	140	„
Bienenzucht	2	„
Fischerei	7	„
Forst- und Waldwirthschaft	17½	„
Jagd	2½	„
Bergbau und Hüttenbetrieb (nebst Torfproduktion.)	33½	„

Reiner Bodenertrag: 855½ Millionen.

Das wäre das vielgerühmte Nationalvermögen; die Nation bilden daher nur die großen Grundbesitzer und die Kapitalisten, welche den größten Theil der Naturprodukte überall in Händen haben. Gemeinschaftlich bearbeitet würde der Boden übrigens nach den gemachten Erfahrungen bedeutend mehr Frucht tragen als vereinzelt, wo Jeder dem zufällig größten Gewinn nachjagt. Eine Theilung des Bodens würde aufhören, Hecken und Mauern verschwinden; schon dadurch würde sich der Ertrag vermehren.

2. Die sozialen Bestrebungen wollen nicht allein den Hunger der Armen stillen, sie wollen überhaupt der Sorge für den eigenen und den Familienunterricht ein Ende und die Erde aus einem Jammerthale zu einem Freudenthale machen. Keine Fessel soll mehr dem strebenden Geist durch die rohe Anmaßung eines tollen Häufleins angelegt werden. Um jeden Preis

vorwärts! Die Rohheit weiche der Gesittung, die Unwissenheit der Bildung, das einzwängende Staatsleben dem freien Leben in der Gemeinschaft.

Fragt Euch selbst, ob ein jährliches Einkommen von 2000 bis 10000 Thalern die Nothwendigkeit eines allgemeinen Elends aufwiegt. Denn elend ist nicht allein der Arbeiter, elend ist auch der Mittelstand in seiner Herzlosigkeit, in seiner Sorge für den nächsten Tag, elend ist auch der Reiche in seiner Langeweile und seiner Werthlosigkeit. Darum müssen Alle dafür sorgen, daß ein so verkehrter Zustand, wo der Verkehr in gegenseitigem Uebervortheilen besteht und wo nichts seltener gefunden wird als Menschenliebe, daß ein so verkehrter Zustand ein Ende nehme und einem gerechten Platz mache. Ein Anfang ist schon gemacht worden mit der gemeinschaftlichen Arbeit nicht allein in Amerika, sondern auch bei uns mit Arbeitervereinen — wir meinen nicht die privilegirten. Die Macht der Vereinigung zeigt sich in Frankreich bei dem Verhalten der Gesellen gegen die Meister; daß man gemeinschaftlich mehr zu Stande bringt wie vereinzelt, wird Jeder einsehen, der es nur einsehen will. Das alte Lied von der Unmöglichkeit einer Umgestaltung spuckte bisher nur in den Köpfen der Egoisten, Derer, die sich in ihrem jetzigen Leben auf Kosten der Armuth wohlfühlen, und sehr passend lassen sich nach des wackern Dietsch Meinung die Zufriedenen mit einem Esel vergleichen, „der ganz gemüthlich seine Disteln frißt, weil er weder Heu noch Haber bekommt und so endlich sich freut, doch Disteln zu haben."

Hier noch einiges Statistische:

Der Krämerstaat Frankreich z. B. steht in der schönsten Blüthe, die prunkendsten Thronreden werden alljährlich gehalten, nur Schade, daß unter der Republik, die noch dazu Belgien und Italien umfaßte, die im Kriege sich befand gegen die zusammengehetzten Söldner Europa's, die Einnahmen des Staats 501,500,000 Frk. (133,730,000 Rthlr.) betrugen, jetzt aber dreimal so viel. Dasselbe Verhältniß findet sich in Deutschland. Das Leben in der Gemeinschaft macht sowohl Steuern

als Zinſen überflüſſig, die Arbeit wird nicht mehr belohnt, weil der Menſch nicht arbeiten ſoll um zu leben, ſondern leben um zu arbeiten. Arbeit, Leben, Genuß iſt Eines, Lohn iſt Dienſtbarkeit, um Geld verdingen wir mit unſerer Kraft unſere Freiheit. Dieſes Dienen um Geld wird nicht eher aufhören, als bis es kein Geld, keinen Privatbeſitz mehr gibt. Die ſo verhaßte Büreaukratie entſpringt erſt aus dem Rechte des Beſitzes und Alle, welche der Büreaukratie ſich entgegenſtellen, müſſen auch die Wurzel derſelben, den Beſitz, den ſie zu ſichern beſtimmt iſt, den Beſitz der Vornehmen und Reichen angreifen. Dieſe Herren ſammt ihren Räthen und Dienern, mit ihrem Gehalt von Tauſenden, ſaugen das Land aus wie kaum die wildeſten Eroberer je gethan. Sie haben ſich ſo ſchön in die Güter der Erde getheilt und haben wahrlich nicht das Schlechteſte gewählt. Vor der Gerechtigkeit aber halten ihre „wohlerworbenen Rechte und Beſitzthümer" nimmer Stich, denn ihr Leben iſt der Tod oder das Elend der Andern. Das Volk kommt indeß allmälig zur Einſicht; es hat lange genug zu den Füßen der Herren gelegen und die kärglichen Broſamen ohne Murren hinuntergewürgt, die man ihm hingeworfen. Es will endlich auch einmal das Glück genießen, welches die Reichen in ewigen Pacht genommen zu haben meinen. Es denkt, die Natur hat die Genüſſe der Erde nicht für Einige geſchaffen, ſondern daß Alle daran Theil nehmen je nach Bedürfniß. Zu dieſem Bewußtſein iſt namentlich in Frankreich bereits ein ſehr großer Theil des Volkes gekommen, ſie geſtehen ſich ſelbſt, daß das Gebiet der Politik ein „dürres und düſteres" iſt. Louis Blanc ſagt darüber:

„Ihr ſprechet von Freiheit? Im Namen der Freiheit, der wahren Freiheit, im Namen der Achtung, welche die Geſellſchaft einem jeden ihrer Mitglieder ſchuldig iſt, proteſtiren wir gegen die jetzige geſellſchaftliche „Ordnung" und gegen die unzähligen Tyranneien, welche die Konkurrenz erzeugt. Denn was iſt ein Sklave?

Dringen wir der Sache auf den Grund und ſpielen wir nicht mit den Worten, wie Sophiſten und Redner pflegen.

Sklave iſt Derjenige, der wegen Kleidung, Nahrung und Wohnung in Sorgen iſt; iſt Der, welcher auf den Stufen eines unbewohnten Palaſtes ſchläft.

Sklave iſt der Arme, den man beſtraft, weil er ſeine Hand nach der Mildthätigkeit des Reichen ausgeſtreckt; iſt der Menſch ohne Zufluchtsort, den man feſtnimmt, weil er auf dem Grenzſtein ausgeruht.

Sklave iſt der Unglückliche, den der Hunger zum Diebſtahl verdammt, bis ihn die Geſellſchaft zur Galeere verdammt.

Sklave iſt der Vater, der ſeinen jungen Sohn in den Dunſt der ungeſunden Spinnereien ſchickt; iſt der Sohn, welcher ſeinen alten Vater im Spital ſterben ſieht. Sklave iſt das Kind des Armen, das mit ſechs Jahren in ein Geſchäft tritt; iſt die Tochter des Armen, die mit ſechszehn Jahren ſich preisgibt.

Sklaven ſind Diejenigen, deren Wahlſpruch lautet: Arbeitend leben oder kämpfend ſterben, und die ſodann kämpfen und ſterben.

Ihr ſprecht von Freiheit, ihr unermüdlichen Ritter der gegenwärtigen geſellſchaftlichen „Ordnung"? Aber was erwiedern euch die Koloniſten, wenn ihr wagt die Sklaverei in den Kolonien zur Sprache zu bringen? „Unſere Neger ſind glücklicher als eure Lohnarbeiter" und ſie beweiſen es euch.

Wir fügen noch hinzu: Jeder, der für einen Andern arbeitet, iſt Sklave; die ganze Menſchheit liegt in Sklavenfeſſeln, in den Feſſeln des Geldes, des Beſitzes. —

3. Wir ſehen einer glücklichen Zukunft entgegen. Keiner, der an einen ewigen Fortſchritt glaubt, dem die Geſchichte ihre gewichtigen Wahrheiten enthüllte, wird in der Gegenwart ſein Heil ſuchen. Der politiſche Zuſtand unſres Volkes allein iſt es nicht, welcher, eine Umänderung erwartend, aufhört ſich in unbeſtimmten Luftgebilden zu bewegen; der religiöſe allein iſt es nicht, welcher es fernerhin für unwürdig und ungerecht hält, dem Menſchen von Seiten des Staates einen Glauben zu beſtimmen, ſelbſt Kinder in den Lehrſätzen einer Glaubens-

ſelte zu unterrichten und ſo im Voraus ihre Vernunft, ihr noch unreifes Urtheil gefangen zu nehmen. Nicht die Freiheit des Denkens, die Freiheit des Schreibens und Sprechens allein iſt es, welche die Zukunft uns bietet, — denn fragen wir: liegt in dieſer Freiheit ſchon die Gerechtigkeit, die wir als Menſchen einander gegenſeitig ſchuldig ſind? Einen großen, ja den größten Theil des Volkes hält ein kleiner Theil in Unterthänigkeit, jener größere Theil muß für den kleinen arbeiten, muß dieſem Genüſſe bereiten, deren er ſelbſt ſich nie erfreuen kann. Dieſe Mehrheit des Volkes, die ohne ſelbſtſtändigen Beſitz, ohne Bildung, das Unglück gehabt hat, arm geboren zu ſein; dieſe Mehrheit, welche ſich zwar ein beſſeres Loos wünſcht, es aber bis jetzt nicht erreicht, ſie nimmt den Reichen gegenüber eine von Tag zu Tag drohendere Stellung ein. Wir läugnen es nicht, in Deutſchland hat ſich das ſogenannte Proletariat, dieſer Schandfleck der Menſchheit, vielleicht noch nicht ſo ausgebildet, noch nicht jene Stufe erreicht, auf welcher die Beſitzloſen Frankreichs und Englands ſtehen; aber genug daß es exiſtirt. Alle, die nichts beſitzen, alle die gerade oder kaum zu eſſen haben, die nur für den heutigen Tag leben, müſſen wir zu Jenen rechnen. Der Pöbel in den Städten, die Fabrikarbeiter, die Dienſtboten, die Arbeiter der Handwerke und der Ländereien, ſie bilden die ungeheure Maſſe, welche anfängt ihr Elend zu begreifen und Anſprüche macht auf das Leben eines Menſchen, während ſie jetzt noch ſchlimmer daran iſt als das Thier. Sie ſind Maſchinen, willenloſe Werkzeuge ihrer Herrn, d. h. Derer, für welche ſie arbeiten und welche ſomit über ſie gebieten. Sie müſſen arbeiten, wenn ſie nicht verhungern wollen; die Wohlhabenden dagegen brauchen nicht zu arbeiten, ohne ſich dabei dem Hungertode auszuſetzen. Wir halten die Arbeit nicht für ein Unglück, nein, wir wollen nur, daß Alle arbeiten, auſer die körperlich Unfähigen, für welche die Geſammtheit Sorge zu tragen hat. Indem wir unſere Arbeit für uns verwenden, fördern wir das allgemeine Wohl, denn Alle haben dann was ſie brauchen, und es wird keine Noth und kein Elend mehr ſein.

4. Schon in der Vorrede zu Channing's „Reden zur Erhebung der niedern Volksklaſſen. Zürich und Winterthur. 1843" wird auf die verſchiedenen Punkte hingedeutet, welche zu einer geſellſchaftlichen Umgeſtaltung hinwirken. So würde eine Verminderung von den ſechs Werktagen auf fünf den Arbeitern einen Gewinn von einem Sechstel bringen, denn durch Induſtrie, Maſchinen wird von Tag zu Tage mehr an Handarbeit erſpart. Ein Engländer, William Godwin, hat berechnet, daß wenn Alle arbeiten, auf den Einzelnen nur zwei Stunden Arbeit fallen würden. Die dadurch gewonnene Zeit ſoll durch geiſtige Bildung ausgefüllt werden. Die Arbeit beſtimmt den Genuß, die Arbeit des Einzelnen gehört dem Arbeiter, die gemeinſchaftliche Arbeit der Gemeinſchaft; was denn durch Gemeindegewerbe, durch Vereinigung der Arbeiter und der Gemeinden, durch gemeinnützige Einrichtungen zu bewirken iſt. Die Arbeiter müſſen Geſellſchaften bilden, um vereinigt das zu erlangen, was ſie einzeln nicht erlangen können, einen glücklichern, gerechteren Zuſtand. Durch die Arbeit für die Gemeinſchaft gewinnt ſowohl letztere als der Einzelne ſelbſt. Je ſchlechter der Zuſtand, über welchen Dieſer oder Jener zu wachen hat, deſto mehr verdient er jetzt und mit Unrecht. Gerade das Gegentheil ſollte ſtattfinden: je beſſer der Zuſtand, deſto größer der Lohn. Die Arbeiter bedürfen zu ihrer geiſtigen Bildung eines zweiten Ruhetags und müſſen Bildungsvereine errichten, worin ihnen alle Mittel zur Bildung zu Gebote ſtehen, worin ſie ſich über die wichtigſten Fragen der Zeit und des menſchlichen Lebens beſprechen können. Ein Grundſatz ſoll nach Channing dieſe Vereine leiten: Der menſchliche Geiſt iſt in allen Menſchen derſelbe, jeder einzelne Menſch hat nicht einen beſondern Geiſt, ſondern Alle haben einen und denſelben Menſchengeiſt. Als Einzelner ſoll ich Ungerechtigkeiten ertragen, aber nicht als Glied der Geſammtheit, wo die Rechte Aller dann in dem Einzelnen verletzt ſind. Gewaltthat verlangt Gewaltthat, wo kein Recht zu haben iſt. Die Vereine ſollen nicht von Gebildeten geleitet, ſondern nur von ihnen daran Theil genommen werden.

Es ſei unſer Zweck, das Volk zu belehren über den Staatshaushalt, über das Gemeindeweſen, über die bürgerlichen Geſetze und die Staatsverfaſſungen, über die Ständeungleichheit, über Schuleinrichtungen ꝛc. Dieſer Zweck wird am beſten erreicht durch Bildungsvereine."

Das ſind Vorſchläge, deren Ausführung mit Ausnahme des auf den Staat Bezüglichen nicht allein möglich, ſondern auch wünſchenswerth. So gut jetzt das Gegentheil davon exiſtirt, kann auch das Gegentheil und zwar von Stund an ins Leben treten, ja es muß, ſobald die Erkenntniß der beſtehenden Ungleichheit zur Reife gelangt iſt.

Die Bildung des Menſchen beſteht nicht in Leſen und Schreiben, vielmehr in einem richtigen Verſtändniß der beſtehenden Verhältniſſe. Darum iſt, was auch die Deutſchthümler ſagen mögen, die Bildung in Frankreich viel weiter vorgeſchritten wie in Deutſchland. Um zu dieſer Bildung zu gelangen, bedürfte es keines angebornen Talents, ſondern eines unbegrenzten Spielraumes für menſchliche Fähigkeiten und Kräfte: und das eben fehlt uns. Wir haben nicht die Freiheit der Franzoſen, trotz ihren Septembergeſetzen und ihrer Charte, wir ſind Sklaven in jeder Beziehung und haben nur das eine große Uebel mit den Franzoſen gemein, daß wir gleich geduldig das Elend unſerer Voreltern auf unſere Schultern laden. Der Lyoner Aufſtand und die ſchleſiſchen Unruhen ſind nur ſchwache Proteſtationen der Gefangenen, welche an den Ketten ihrer Gefängniſſe rütteln. Wer wird die Ketten ihnen abnehmen? Die Reichen? In ihrem Vortheile liegt es ja, die Macht des Reichthums aufrecht zu erhalten, weil ſie durch ihn Alles vermögen. Sie müſſen die Konkurrenz in väterliche Obhut nehmen, damit Alles nach ihrer Pfeife tanze. Wenn nur der Reiche nicht fürchten müßte, daß der nächſte Morgen ihn als Bettler ſieht. Jederzeit waren es die Unterjochten, welche ſich des Joches entledigten. Was nützen Reformvorſchläge, wo nichts zu reformiren iſt! Das ganze jetzige Syſtem iſt die einfache Folge des Prinzips, aus dem ſich das Ganze herleitet, des Geldes. Bleibt das Syſtem, ſo bleiben

auch die Folgen, und wenn auch wirklich der Armuth „gesteuert“ werden könnte, so müßten jedesmal doch die traurigen Folgen wiederkehren. Thörichtes Volk! Man sucht dich, da man das Elend nun einmal nicht wegläugnen kann, wenigstens zu belehren, daß das Bestehende nicht die Schuld trage, man sucht dem Armen wo möglich die Schuld aufzubürden, daß er faullenze, sich betrinke, stehle und sogar, daß er Andern oder sich selbst zuletzt das Leben nehme. Warum thut er dies, als weil er mit aller Arbeit nichts zuwege bringt, weil er mit aller Arbeit nicht froh und glücklich werden kann. Ja, die Armuth ist ein schweres Verbrechen; wehe dem, der unter ihrer Last seufzet! —

Wird der Reiche dieses Unwesen auch in der That als Unwesen anerkennen und wird er es von Grund aus vernichten wollen? Das hieße etwas Unvernünftiges verlangen, weil es gegen sein Interesse geschähe. Es betrifft das Interesse der Armen; sie müssen es wahren, müssen ihre Würde als Menschen allmälig erkennen, müssen *selbst* Hand anlegen und die wahre Ordnung der Dinge, die seit Jahrtausenden von dem Despotismus bekämpft wird, wiederherstellen. Hilf dir selbst, so wird der Himmel dir helfen, d. h. Niemand kann uns helfen als wir selbst. Das haben die Armen, die Arbeiter, wohl eingesehen, sie streben aus ihrer traurigen Lage sich herauszureißen mit eigner Hülfe, durch Selbstbildung, Selbsterkenntniß. Das idyllische Schäferleben in Armuth und Zufriedenheit war ihnen in der Kehle stecken geblieben. Sie sagten zu sich selbst: *wozu* sind wir da? Und die natürliche Antwort war: Nicht für Andere, sondern für uns selbst, für *unser* Glück. Wie aber dieses Glück erreichen? Gewiß nicht, indem Einer den Andern zu betrügen sucht, sondern durch wechselseitige Unterstützung. Wie erreichen wir also unser Glück am besten? Gemeinschaftlich. Keiner kann sich ausschließen, es wäre gegen sein Interesse; denn indem wir für Alle arbeiten, arbeiten wir für uns selbst. Der Fluch aller Zeiten war es, daß die Meisten zerstreut für sich und den Andern entgegenarbeiteten. Froh wurde dabei Keiner, war

ja der Ruin Anderer die unmittelbare Folge. Das Glück Einzelner iſt das Unglück der Uebrigen, ein Recht iſt Anderer Rechtloſigkeit. Die Geldherren wenden ſich freilich weg und nennen das gemeinſame Glück Unſinn, unhaltbare Theorieen, Chimäre ꝛc. ꝛc., ſie wollen das Glück Anderer nicht, weil ſie allein glücklich ſein wollen. Sie haſſen die andern Menſchen, ſonſt würden ſie ihnen gleiches Recht einräumen. Aber ſie ſind die Berechtigten, denn ſie haben das Recht!

Der Arme ſteht dem Zug- und Laſtthier völlig gleich, mit dem einzigen Unterſchiede, daß er nicht in den Stall geſperrt wird, ſondern ſich ſelbſt hineinſperrt.

Die Einſicht, daß der Arme, wir meinen nicht den Einzelnen, nur ſich ſelbſt helfen kann, daß er der Schöpfer ſeiner eigenen Lage iſt, gewinnt immer größeren Beſtand. Aus der Stiftung von Unterſtützungsvereinen geht die Unmöglichkeit einer beſſern Geſtaltung durch Andere, Unbetheiligte hervor. Womit können ſie unterſtützen? Mit Geldmitteln? Dieſe ändern das Leben, das Unrecht, die Arbeit für Anderer Intereſſe keineswegs. Das Beſte iſt, daß die Armen die Wahrheit ſelbſt finden, und das einſtweilige beſte Mittel ſind Bildungsvereine. Sehen wir, ob man die Stirn haben wird, die Bildung der Maſſe offen zu verhindern. — Um das Herrſchen der Abhängigkeit aufzuheben, zeigen wir der Welt, was ſie iſt und was ſie ſein könnte.

Après le déluge.

Zwar ist es unsre wie jedes Menschenfreundes Hoffnung, daß die unvermeidliche Totalreform der Gesellschaft sich auf friedlichem Wege vollende; allein die Gewalt- und Besitzhabenden machen höchst wahrscheinlich durch ihren Starr- und Unsinn diese Hoffnung zu nichte, und die allgemeine Revolution wird ausbrechen. Daß in ihr das Volk Sieger bleibt, das arme gedrückte Volk, kann nicht bezweifelt werden. „Aber, fragt man, was kann und soll dann werden? Wird nicht das oft Dagewesene sich wiederholen, und das ganze blutige Spiel mit einem bloßen Personen- oder Dekorationenwechsel endigen? Oder, wenn wirklich das siegreiche Volk von eurer Idee, der kommunistischen, geleitet wird, ist es ihm möglich, diese Idee zu verwirklichen?"

Wir erwiedern: was werden kann, wissen wir nicht; was werden soll, sehr wohl. Das siegreiche Volk muß endlich, so unzähligemal getäuscht, von der Idee der Gemeinschaftlichkeit durchdrungen werden, da es dem Geiste der Menschheit Hohn gesprochen wäre anzunehmen, daß der hündische Zirkeltanz: der egoistische Personen- und Dekorationenwechsel sich ewig fortsetzen wird. Ist nun das Volk von der erwähnten Idee durchdrungen, so ist es auch nicht allein möglich, sondern unumstößlich gewiß, daß es dieselbe auf irgend eine Art verwirklichen kann und wird.

„Aber, fragt man ferner, auf welche Art denn? Theilt uns doch eure Ansicht mit." Obwohl nun dieses schon von

Mehreren verschiedentlich geschehen ist, so wollen wir dieser Aufforderung auch hier genügen.

Also angenommen, die heutige Regierung von Frankreich, England, Preußen, Baiern oder sonst einem Raubstaate, in welchem das Volk von Staatswegen beraubt wird, würde von diesem Volk gewaltsam gestürzt; welche Verwaltungsnorm dürfte es dann acceptiren? Wir zeichnen die einfachsten Grundlinien: *)

I. Vom Besitz und Recht der Gemeinschaft.

1.

Der Staat wird in eine große Gemeinschaft (communauté) umgeschaffen.

2.

Diese Gemeinschaft erhält auf der Stelle nachfolgenden Besitz: a) die Güter ihrer ausgewanderten Feinde; b) alle öffentlichen Staatsgebäude, die Gefängnisse, Hospitäler und Armenhäuser, die Kirchen und Klöster, die Domänengüter, den Staatsschatz, die Kasernen und Zeughäuser sammt Material, die Börsen und Schauspielhäuser, die Museen, Bibliotheken ꝛc. sowie überhaupt alles was Eigenthum der vormaligen Staatsregierung und der Gemeindekorporationen war; ferner c) alle Schenkungen und Vermächtnisse aus früherer Zeit zum Besten wohlthätiger Anstalten und Stiftungen; d) das unrechtmäßige Eigenthum derjenigen, denen bewiesen wird, daß sie sich durch Staatsämter, Staatsanleihen u. s. w. auf Unkosten der Masse ungewöhnlich bereichert haben; e) allen Grund und Boden, der von den Eigenthümern nicht

*) Mehrere der nächstfolgenden Paragraphen sind einem Fragment aus den Papieren Babeuf's entlehnt, jedoch so, daß wir willkürlich das für unsern Zweck nicht Passende ausschieden oder umänderten. Babeuf hatte eine verschiedene Veranlassung: er dekretirte den zukünftigen Gang der Verwaltung Frankreichs, und setzte mit Gewißheit voraus, daß seine Verschwörung zum Sturz des Direktoriums gelingen werde. Wir setzen nichts mit Gewißheit voraus, sind deßhalb aber ungezwungener im Ausdruck unserer Meinung.

kultivirt wird; alle Utenſilien, Maſchinen ꝛc. die unbenutzt bleiben; alle unbewohnten Häuſer und Schlöſſer. Schließlich f) das Vermögen der Gemeinſchaftsglieder.

3.

Das Recht der Erbſchaft iſt aufgehoben. — Alles Beſitzthum, das gegenwärtig noch in den Händen von Privaten iſt, fällt nach deren Tode der Gemeinſchaft anheim. (NB. Zu den gegenwärtigen Beſitzern werden auch die Kinder noch lebender Eltern gerechnet.)

4.

Jede Perſon, ob männlichen oder weiblichen Geſchlechts, welche dem Vaterlande ihr ganzes Beſitzthum übergibt, und ihm ihre ganze Thätigkeit und Arbeit, deren ſie fähig iſt, weiht, iſt Mitglied der „Gemeinſchaft".

5.

Die Alten, welche ihr ſechszigſtes Jahr erreicht, und die Gebrechlichen und Schwachen, wenn ſie arm ſind, werden von Rechtswegen Gemeinſchaftsglieder. Gleicherweiſe die jungen Leute, die in den allgemeinen (National-) Erziehungsanſtalten erzogen werden.

6.

Alle geſunde arbeitsfähige Mitglieder ſind verpflichtet, gemeinſchaftlich für Produzirung der Geſellſchaftsbedürfniſſe zu wirken.

7.

Dafür verbürgt die Geſellſchaft Jedem ſeine menſchliche Exiſtenz, d. h. ſie verſchafft ihm ſowohl die Mittel, ſich geiſtig auszubilden, als auch Alles, was zu ſeinem materiellen Wohlſein nöthig iſt. Das Mehr oder Minder in letzterem Falle richtet ſich nach dem Zuſtande der ganzen Gemeinſchaft. —

. . . . . .

II. Gemeinſchaftliche Arbeit.

1.

Mit Ausnahme der Alten und Schwachen ſchuldet, wie geſagt, jedes Mitglied der Gemeinſchaft derſelben den Antheil Arbeit, deren es fähig iſt, ſei es nun beim Landbau oder bei Gewerben und Künſten.

Prinzip bei der Einrichtung der Arbeit iſt, daß der Einzelne zum möglichſt reinen Genuſſe ſeines Daſeins gelange, und dies geſchieht nur, indem ſeine Kräfte zur geeigneten vollen Entfaltung kommen.

2.

Die Vertheilung oder Organiſation der Arbeit erfolgt hinſichtlich der ältern Perſonen der gegenwärtigen Generation nach Maßgabe ihrer bisherigen Gewohnheiten, ihrer Fähigkeiten, Kräfte und ihres Alters. Grundregel iſt, daß nur den Jüngeren ſchwere Arbeiten übertragen werden, und nach Vollendung des vierzigſten Jahres für Jeden eine ſtufenweiſe Erleichterung der Mühen beginnt, ſo lange bis auf die Thätigkeit eines Individuums von ſechszig Jahren die Gemeinſchaft gar keine Anſprüche mehr macht. — Die jüngſte Generation wird eine ſolche Erziehung in der Gemeinſchaft erhalten, daß die Organiſation der Arbeit in Bezug auf ſie ſich von ſelbſt ergeben wird.

3.

Es gibt keine höheren und niederen Arbeiten; jede Arbeit, die zum Wohl des Ganzen verrichtet wird, iſt ehrenwerth.

4.

In jeder Gemeinde ſind die Arbeiter nach Abtheilungen eingetheilt, deren es ſo viele gibt als Gewerbe und Künſte. Die Aufſeher jeder Abtheilung werden aus der Mitte der Arbeiter von dieſen ſelbſt gewählt: ſie leiten die Geſchäfte,

ſorgen für eine organiſch-gleichmäßige Vertheilung, und geben ſelbſt das Beiſpiel von Eifer und Thätigkeit.

5.

Jeder Gemeindeverwaltung iſt ein Rath der Alten, beſtehend aus Repräſentanten aller Arbeiterabtheilungen, zugegeben; dieſe unterrichten die Verwaltung in Bezug auf Alles, was die Vertheilung, Erleichterung und Verbeſſerung der Arbeiten betrifft.

6.

Die oberſte Verwaltung hat die Aufgabe, Produktion und Konſumtion harmoniſch zu geſtalten, oder einfacher geſagt letztere zu reguliren, ſo daß kein Mißverhältniß zwiſchen Arbeit und Genuß eintreten kann. Auch hat die Verwaltung dafür Sorge zu tragen, daß den Arbeitern alle Maſchinen zukommen, deren ſie benöthigt ſind; ſowie daß ihnen ſtets die Fortſchritte der Induſtrie, die Erfindungen zur Verminderung der menſchlichen Anſtrengung zur Nutznießung mitgetheilt werden.

7.

Die Gemeindeverwaltung hat beſtändig den Zuſtand jeder Arbeiterabtheilung zu beaufſichtigen und regelmäßig die andern Verwaltungen in Kenntniß hievon zu ſetzen.

8.

Die Verſetzung der Arbeiter einer Gemeinde in eine andere geſchieht auf Anordnung der oberſten Verwaltung, in Berückſichtigung der Kräfte und Bedürfniſſe der Gemeinſchaft.

9.

Sollten Anfangs (was ſpäter bei einer auf rationelle Erziehung begründeten Organiſation der Arbeit kaum möglich iſt) unter den Arbeitern Faule, Nachläßige und Boshafte auftreten, welche den Uebrigen ein böſes Beiſpiel geben, ſo hat die oberſte Verwaltung nach vorhergegangener Verwarnung das Recht, dieſelben zu Strafarbeiten oder nach Gut-

befinden zur Ausschließung von ihrer gewohnten Lieblingsbeschäftigung zu verurtheilen.

10.

Die Aufseher jeder Arbeiterabtheilung lassen in die Magazine der Gemeinschaft die Produkte der Erde und die zur Aufbewahrung geeigneten Erzeugnisse der Gewerbe bringen; und die oberste Verwaltung empfängt dieserhalb von ihnen regelmäßige Mittheilungen behufs der Nachuntersuchung (siehe IV., 5).

11.

Die Aufseher, welche der Abtheilung der Landarbeiter beigegeben sind, haben für die Vermehrung und Verbesserung der nützlichen Hausthiere und des Schlachtviehs, für die passende Bekleidung der Arbeiter ꝛc. zu sorgen. Die Aufseher der Arbeiter bei Gewerken und Künsten haben vor Allem darauf zu sehen, daß keine Arbeit verrichtet wird, die der Gesundheit des Menschen über kurz oder lang schädlich sein könnte; daß ferner die schmutzigen und unangenehmen Arbeiten, wo es nur irgend angeht, durch Maschinen verrichtet werden u. s. f.

. . . . . .

III. Gemeinschaftliche Genüsse.

1.

Die Gemeinschaft versichert jedem Mitgliede: eine gesunde, bequeme und gutmöblirte Wohnung; passende und geschmackvolle Kleidung; Wäsche, Beleuchtung und Heizung; eine genügende Quantität gesunder Nahrungsmittel; ärztliche Hülfe; freien und für Alle gleichmäßigen Unterricht der Kinder.

2.

In Bezug auf die Wohnung hat die Verwaltung dafür Sorge zu tragen, die Einrichtung so zu treffen, daß auch in dieser wie in jeder andern Beziehung die freie Persönlichkeit nicht beschränkt wird. Junge Leute wohnen und speisen

am liebſten und beſten zuſammen; Familien hingegen muß es überlaſſen bleiben, eine Haushaltung für ſich zu bilden. Nach gegenſeitiger Uebereinkunft ſteht es übrigens auch jedem Unverheiratheten frei, ſich bei Familien einzulegiren.

::

In Bezug auf die Kleidung gibt es keine geſetzliche Vorſchrift, was Schnitt und Form betrifft; im Gegentheil iſt es die Aufgabe der Kleiderverfertiger, Schönheit und Bequemlichkeit mit Mannigfaltigkeit der Formen zu vereinigen, damit Jeder nach ſeinem ſubjektiven Geſchmack befriedigt werde Die Menge der Kleider richtet ſich natürlich nach dem größern oder geringeren Vermögen der Geſammtheit.

4

Was die Nahrung betrifft, ſo iſt auch hier letztere Bemerkung zu wiederholen. Die Vertheilung der Lebensmittel muß auf eine Weiſe erfolgen, daß möglichſt Jeder ſeine Bedürfniſſe mit Berückſichtigung des individuellen Geſchmacks, der Geſundheit, Altersſtufe ꝛc. befriedigen kann. Eine richtige Organiſation dieſerhalb iſt Sache der Gemeindeverwaltungen, wogegen der oberſten Verwaltung die Anordnung bleibt, wie der Ueberfluß einer produktenreichen Gegend einer ärmern mitgetheilt wird, wie die Vertheilung eines ſeltenen Produktes (z. B. einer koſtbaren Weinſorte oder dgl.) auf gerechte Weiſe ſtattfindet ꝛc.

5.

Die Verwaltung der Gemeinſchaft geht bei ihrem Wirken von dem Grundſatze aus, daß Zufriedenheit und Glück der Zweck des Menſchenlebens ſei. Deshalb wird die Dauer der Arbeit, inſofern ſolche noch nothwendige Beſchwerlichkeiten mit ſich führt, und nicht reine Selbſtbethätigung iſt, nach Möglichkeit verkürzt. Die arbeitsfreien Stunden (deren täglich viele ſein werden, was leicht zu beweiſen wäre) kann Jeder beliebig ausfüllen, doch müſſen Gelegenheiten zur angenehmen Unterhaltung in Menge geboten werden. Dieſe beſtehen

nun u. A. in der Anſchauung der Produktionen der ſchönen Kunſt (Gemälde-Skulpturen- und andre Ausſtellungen), in muſikaliſchen und theatraliſchen Aufführungen, in Vorleſungen, Geſprächen ꝛc.

Der ſiebente Tag der Woche bleibt wie früher ein Feſttag. Außerdem werden Frühlings-, Ernte-, Winter- und andre Feſte gefeiert. Bei allen großen Feſtlichkeiten ſind im ganzen Lande alle Mitglieder der Gemeinſchaft eingeladen, in den öffentlichen Sälen und Gärten gemeinſchaftliche Mahlzeiten, Tänze ꝛc. zu halten. Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Poſt- und andre Wägen ſind Gemeinſchaftsgut, und dürfen in dieſer Weiſe auch gelegentlich zu Vergnügungsfahrten benutzt werden.

. . . . . .

IV. Adminiſtration.

1.

Die oberſte Verwaltung, aus .... Mitgliedern beſtehend, wird von allen großjährigen Gemeinſchaftsgliedern mit abſoluter Stimmenmehrheit auf eine beſtimmte Friſt gewählt. Die Mitglieder ſind zu jeder Zeit abſetzbar.

2.

Das Land der Gemeinſchaft wird in verſchiedene Diſtrikte (Landſchaften) getheilt, nach dem Maaßſtabe nämlich: daß ſolche Gegenden (Departements), welche ziemlich dieſelben Erzeugniſſe gewähren, auch zu demſelben Diſtrikte gehören.

3.

Jede Landſchaft hat eine vermittelnde (intermédiaire) Verwaltung, welcher die Departements-Verwaltungen untergeordnet ſind. Letztere empfangen wiederum von den Gemeinde-Verwaltungen Berichte.

4.

Telegraphiſche Linien erleichtern die Korreſpondenz zwiſchen den genannten Verwaltungen

5.

Die Departementsverwaltung hat der Landschaftsverwaltung anzuzeigen, ob Mangel oder Ueberfluß in ihren Bezirken herrscht; und die Landschaftsverwaltungen ersetzen nun das Defizit der einen Gegend durch den Ueberfluß der andern, verordnen die nöthig werdenden Transporte und Niederlagen, und geben der obersten Verwaltung Rechenschaft von ihren Bedürfnissen oder Reichthümern.

6.

Nothwendige Produkte, welche von der Gemeinschaft nicht hinreichend erzeugt werden können, muß die oberste Verwaltung aus der Fremde vermittelst Tausch beziehen.

7.

Jedenfalls hält die oberste Verwaltung jährlich von der ganzen Ernte der Gemeinschaft ein Zehntel zurück, welches sie in den Magazinen sorgfältig aufbewahren läßt, um der Noth von Mißwachs- und Hungerjahren vorzubeugen.

8.

Keine öffentliche Funktion gewährt dem Beauftragten irgend einen äußern Vorzug.

. . . . . .

V. Handel.

1.

Aller Einzelhandel mit fremden Völkern ist verboten. Die Waaren, welche auf diese Art ins Land kommen, werden zum Besten der Gemeinschaft konfiszirt, und die Schmuggler bestraft.

2.

Die Verwaltung verschafft der Gemeinschaft alle nöthigen Gegenstände, indem sie ihren Ueberfluß an gewissen Erzeugnissen des Ackerbaus und der Künste gegen andere des Auslandes umtauscht oder diese mit Geld bezahlt (s. IX, 2).

3.

Zu dieſem Behufe werden an den Land- und Seegrenzen bequeme Niederlagen der Waaren errichtet.

4.

Die Verwaltung handelt mit den Fremden vermittelſt Agenten, die oft gewechſelt, und deren Unterſchleife ſtrenge (mit Exil) beſtraft werden.

. . . . . .

VI. Transport.

1.

In jeder Gemeinde gibt es Beamte, die mit der Leitung des Produktentransports von einer Gemeinde zur andern beauftragt ſind.

2.

Jede Gemeinde muß die ihr nothwendigen Transportmittel beſitzen.

3.

Die mit irgend einem Transport Beauftragten (ſowie alle Reiſende der Gemeinſchaft) werden in der Gemeinde, wo ſie ſich eben aufhalten, verpflegt.

4.

Es muß Sorge der oberſten Verwaltung ſein, die Transport- und Verkehrsmittel im Innern des Landes auf jede Weiſe zu vermehren, um die Kommunikationen möglichſt zu erleichtern.

. . . . . .

VII. Abgaben.

Die einzigen Steuerpflichtigen ſind die Nichttheilnehmer an der Gemeinſchaft. Sie zahlen das Maximum der Steuern, welche ſie der vorherigen Regierung entrichteten. *)

. . .

*) Der Leſer vergeſſe nicht, daß wir einen gewaltſamen Umſturz der

VIII. Schulden.

1.

Die Nationalſchuld iſt in Bezug auf die Gläubiger im Lande ſelbſt erloſchen.

2.

Die Schulden jedes Bewohners des Landes gegen einen andern Mitbewohner hören auf, ſobald er Mitglied der Gemeinſchaft wird.

3.

Die Verwaltung befaßt ſich mit Abtragung der Schulden von Mitgliedern der Gemeinſchaft Fremden gegenüber.

. . . . . .

IX. Geld.

1.

Die Gemeinſchaft läßt keine Münzen prägen.

2.

Das Geld, welches der Gemeinſchaft anheimfällt (ſiehe oben), wird dazu verwandt, um den Fremden die benöthigten Gegenſtände abzukaufen.

3.

Individuen, die nicht zur Gemeinſchaft gehören und überführt ſind, einem Mitglied derſelben Geld angeboten zu haben, werden beſtraft.

. . . . . .

X. Militär.

So lange die Gemeinſchaft von Nationen umgeben iſt, die in egoiſtiſchen Staatsverhältniſſen leben, müſſen die Mit-

---

Staatsregierung annahmen, und die Gemeinſchaft noch mit feindlichen Elementen durchflechten und umgeben uns vorſtellen müſſen.

glieder zu ihrem Schutze in der Handhabung der Waffen geübt sein. Da jedoch die Gemeinschaft höchstens Vertheidigungskriege zu führen hat, so beschränkt sich die Taktik hierauf. Eine genaue Kenntniß und Befestigung des Terrains zur Abwehr feindlicher Angriffe ist die Hauptkriegswissenschaft. Das Soldatenspiel hört auf, und von Söldnern (stehenden Heeren) kann nicht die Rede sein. Jedes kräftige Individuum vertheidigt die Gesammtheit.

. . . . . .

XI. Strafen.

1.

Gefängniß- und Todesstrafen sind abgeschafft.

2.

Vergehen wie Faulheit, Unmäßigkeit ꝛc. werden mit Verweisen, Entziehung der Arbeit (NB. Arbeit in unserem Sinne ist Lebensgenuß), Ausschließung von Verwaltungsstellen ꝛc bestraft.

3.

Unnatürliche Verbrechen wie Mord und Diebstahl werden mit Verweisung aus der Gemeinschaft (Exil) bestraft.

4.

Die Beurtheilung der Vergehen ist Sache der Gemeinden, die der Verbrechen Pflicht der obersten Verwaltung.

5.

Im Allgemeinen soll von Anfang an Milde, Duldung und Liebe zum Prinzip der Beurtheilung dienen. Jemehr die Gemeinschaft sich befestigt, je weniger Vergehen und Verbrechen können eintreten.

. . . . . .

XII. Religion.

1.

Es gibt keine bezahlten Priester mehr

2.

Dagegen ſind alle Meinungen und Anſichten geduldet und jede Meinungsäußerung geſtattet.

3.

Privat-Kultus iſt ohne Beſchränkung erlaubt; öffentlicher Kultus hat keine geſetzliche Geltung. Jede prieſterliche Funktion wird als eine freiwillige (ſubjektive) Handlung betrachtet.

4.

Mit Zuſtimmung der Gemeinde (des Volkes) hat jeder (bisherige) Geiſtliche das Recht die Kanzel zu betreten und zu predigen. Hingegen iſt es auch jedem Andern (Laien) unter derſelben Bedingung unverwehrt, ſeine Anſichten über religiöſe oder andere Dinge auf gleiche Weiſe zu veröffentlichen.

. . . . . .

XIII. Ehe.

1.

Zur Gültigkeit der Ehe bedarf es nicht der prieſterlichen Einſegnung, ſondern einer öffentlichen Liebeserklärung vor den Mitgliedern der Gemeinde, in welcher das Brautpaar ſich niederlaſſen will.

2.

Die Auflöſung der Ehe erfolgt, wenn die gegenſeitige Zuneigung aufgehört hat, und das Ehepaar eine öffentliche Erklärung in dieſem Sinne abgegeben (ſ. S. 166).

XIV. Erziehung.

1.

Die Erziehung iſt allgemein, d. h. Jedem werden auf Koſten der Gemeinſchaft die gleichen Mittel zur Ausbildung ſeiner Kräfte geboten.

Leitendes Prinzip der Erziehung iſt, den Menſchen zum körperlich-geſunden, geiſtig-vernünftigen Weſen und zum ſittlichen Charakter zu bilden

2.

Der körperlichen Entwicklung darf in der erſten Jugend ſowohl als ſpäter auf keine Weiſe hemmend entgegengetreten werden. Alle übermäßige Anſtrengung, aller leere Gedächtnißkram muß vom Kinde ferngehalten werden. Im Jünglingsalter dient die Uebung in den Waffen (ſ. X.) zugleich als Beförderungsmittel der körperlichen Ausbildung.

3.

Das höchſte und einzige Streben jedes Lehrers ſoll ſein, die jugendlichen Seelen allgemein-menſchlich zu erziehen (vgl. S. 162), und zu dieſem Zwecke muß die Wiſſenſchaft lebendig werden. Alles todte Wiſſen iſt Ueberfluß und ſchädlich, wogegen ein rüſtiges Erfaſſen des geiſtig Errungenen, ein freies Anſchauen der Natur, eine unumwundene Kritik des Geſchichtlichen dem Ziele der wahrhaften Menſchwerdung entgegenführt. Da in der Gemeinſchaft ſo Manches wegfällt, womit ſich die armen in egoiſtiſcher Zerſplitterung lebenden Menſchen plagen müſſen, z. B. aller theologiſche, juriſtiſche und ſelbſt philologiſche Quark, ſo wird dadurch mehr Zeit gewonnen, dem wirklich Nützlichen, wohin vor Allem eine genaue Kenntniß der Natur zu rechnen, die rechte Muße zu widmen.

4.

Jede Wiſſenſchaft wird möglichſt verallgemeinert, d. h. alle Heimlichkeit, alle Charlatanerie muß aufhören. So z. B. werden die Erfahrungen der Aerzte, die Erfindungen und Kombinationen der Mechaniker ꝛc. ſtets der Oeffentlichkeit preisgegeben.

5.

Die Kunſt iſt Gemeingut. Sie wird lebendig im eigentlichen Sinne, d. h. ſie erlangt das Bewußtſein ihrer

Würde, ihrer Beſtimmung: das menſchliche Leben allgemein zu verſchönern. Der ausſchließliche Kaſtengeiſt der Künſtler hört auf, indem bei jeder Beſchäftigung, bei jeder geiſtigen und körperlichen Arbeit nach künſtleriſcher Abrundung und Vollendung geſtrebt werden ſoll. . . . . .

* * *

Die weiſen Herren auf den Kathedern, die loyalen Geſchichtskundigen, die liſtigen Nationalökonomen, die durchtriebenen Pfaffen — lächeln; — auch wir lächeln! Nun es iſt freilich zuletzt eins, ob es ſo kommen wird, wie wir angaben, aber es wird anders kommen als ihr glaubt, anders als es bisher geweſen. Ja, alle göttliche und menſchliche Ordnung nach eurem Sinne, alle bisherigen uſurpirten Rechte, alle niederträchtigen Inſtitutionen, die mit hundsföttiſcher Arbeit im Laufe der Jahrhunderte zum Ruin der Völker und Menſchen erzeugt wurden, werden untergehen. Kein Staat mehr, der über dem Volke ſteht; keine Kirche mehr, die den Menſchen verdummt; kein individuelles Vermögen mehr, das den Bruder von dem Bruder ſcheidet; keine fatalen Standesunterſchiede, keine alberne Nationalität, keine unglückliche Ehe, keine Bordelle, keine Armenhäuſer, keine ſtehenden Heere, keine Zollſtätten, keine Zuchthäuſer, keine Schafotte mehr!! So lächelt doch — ſo lacht doch! Wir gönnen euch die kurze Freude.

Püttmann.

Sächsische Zustände.

Von Dr. H. Semmig.

Die uns vorliegende unter obigem Titel vor einigen Monaten in Hamburg (bei C. F. Vogel) erschienene Broschüre ist von höherer Wichtigkeit als ein ganzes Schock dicker Bände berühmter Leipziger Professoren. Durch einen Sachsen selbst werden hier zum erstenmale die sächsischen Zustände vom sozialistischen Standpunkte aus beleuchtet, und dies mit einer solchen entschiednen Sicherheit und klaren Anschauungsweise, daß wir an einer wohlthätigen Einwirkung des Büchleins auf das sächsische Volk nicht zweifeln können.

Das Hauptsächlichste und Schlagendste in der Schrift ist die Kritik des konstitutionellen Liberalismus, der hier in seiner ganzen Hohlheit und Scheinlebendigkeit blosgestellt wird. Schon das Motto bezeichnet diese Tendenz; es heißt: „Man bedenke, sobald man in den heutigen Kampf der Geister mit hineinreden will, daß es sich um eine Kritik des Liberalismus handelt, und daß vom menschlichen Gesichtspunkte die „Liberalen" um kein Haar breit besser sind, als die „Conservativen." Das ist es, was man nicht oft genug wiederholen kann, selbst auf die Gefahr hin, intolerant zu erscheinen. Der Hemmschuh, der an den Wagen der Freiheit gelegt wird, ist eben die leere Phrase: „gesetzmäßiger, allmäliger, constitutioneller Fortschritt." Was ist constitutioneller Fortschritt? fragt mit Recht unser Verfasser. Klingt das nicht wie hölzernes Eisen? Entweder der Fortschritt bleibt innerhalb der einmal feststehenden constitutionellen Grundsätze und dann ist er kein Fortschritt oder er

geht über ſie hinaus, und dann iſt er der Fortſchritt an ſich, der an keine Verfaſſungsform gebunden iſt; ja er iſt dann geradezu anticonſtitutionell, indem er nur durch Verneinung der Conſtitution Fortſchritt iſt.

An einer Stelle ruft Semmig: „Es thut in der That Noth, daß man das Volk einmal aufklärt über jene falſchen Liberalen, die wie Quackſalber ſeine Wunden heilen zu können verſprechen und den ſchönen Namen des Liberalismus nur zu Privatzwecken benutzen. Denn alle rein politiſchen Beſtrebungen dienen nur zum Beſten einer ſehr kleinen Minorität, und friſten ſich durch Intriguen fort.

O über den Wahn! Die Verkümmerung der Freiheit einiger Wenigen (die unter dem geheimen Gerichtsverfahren leiden) empört die Gemüther der Bourgeois; das aber läßt ſie kalt, wenn Tauſende um ſie Woche für Woche und Jahr für Jahr den armſeligen Faden ihres Lebens abſpinnen, ein Loos unverdienter und kümmerlicher als faſt aller in Unterſuchung Gefangener, wenn dieſe Tauſend hinſiechen, ohne die Freuden des Lebens gekannt zu haben, ja ohne Bildung des Geiſtes und Herzens erlangt zu haben, deren Mangel den Menſchen nicht einmal ahnen läßt, was der Menſch Erhabenes iſt. Macht die Strafen überflüſſig und die Verbrechen aufhören, dann vollbringt ihr ein Werk, das des Menſchen würdig iſt und über das euch die Menſchen ſegnen werden. Warum nennt ihr die Verbrecher „arme Sünder?“ Weil die meiſten Verbrechen aus der Armuth und der damit verknüpften Rohheit und Unwiſſenheit entſpringen; ich ſage euch aber: es gibt keine Verbrecher auf der Welt, ſondern nur Unglückliche, die die Verwirrung eurer Geſellſchaft zum Kriege gegen ihren Nächſten treibt. Macht die Armuth verſchwinden und ihr macht die Menſchen zu Menſchen; ja nicht um das arme Volk, um das arme Volk kümmert euch!

Und weiterhin heißt es von den „Liberalen“: das ſind jene, für die das brave Volk von Paris ſich in den Barrikaden ſchlug! Das ſind jene, für die die deutſchen Handwerker und was nur eine kräftige Fauſt führt in Bewegung

geſetzt werden, damit ſie die Kaſtanien aus der heißen Aſche holen, die dann gemüthlich von den Liberalen verzehrt werden; das ſind jene, die den ewigen Krieg im Staate um den Staat führen, die das Volk mit Worten füttern und das Brod für ſich in Beſchlag nehmen, die für öffentliches Gerichtsverfahren ſprechen, um im Gerichtsſaal ihre rhetoriſchen Exercitien zu deklamiren und noch ſagen, daß ſie für das Volk ſprechen! Du armes Volk!

In Bezug auf den 12. Auguſt des vorigen Jahres bemerkt der Verf., die Hauptſache von dem Tumult ſei nicht, daß die öffentliche Ruhe auf einige Zeit geſtört wurde, daß das Volk in dem Hotel die Fenſter einwarf u. ſ. w. Wichtiger als dieſe Aeußerlichkeiten erſcheine, was vorherging und daran geknüpft ſei. „Wichtig iſt, daß das ſächſiſche Volk bisher ſtolz auf ſeine freiſinnige Regierung, durch deren Verfahren in Sachen der deutſch-katholiſchen und evangeliſchen Proteſtanten, der Preſſe u. a. geſehen hat, daß dieſelbe die gleiche Reaction als andere conſtitutionelle und monarchiſche Länder befolgt; wichtig iſt, daß wie das Vertrauen des Königs zu ſeinem Volke, auch die frühere faſt kindliche (jedenfalls kindiſche) Anhänglichkeit deſſelben an ihn — denn wer wollte die Mißſtimmung in Folge der königlichen Antwort an die Stadt Leipzig verkennen, eine Antwort, die wahrlich unerwartet war? — und das Vertrauen deſſelben zur Regierung überhaupt wankend geworden iſt — ein Faktum, das keine Schönrednerei und keine offiziellen Toaſte und Adreſſen verhüllen können; — wichtig iſt endlich, daß (und zwar trotz der ſächſiſchen Vaterlandsblätter und ihrer conſtitutionellen Tiraden vom 4. September) in Folge des 12. Auguſts die ohnehin oberflächliche conſtitutionelle Geſinnung und Begeiſterung im ſächſiſchen Volke erliſcht. (Als Robert Blum am 13. Auguſt auf dem Leipziger Marktplatz die verſammelte Volksmenge anredete, ſchloß er mit der hohlen Phraſe: „Bleiben wir nur feſt auf dem Boden des Geſetzes ſtehen, ſo werden uns auch keine Bajonette vertreiben können.“ „Möglich, rief plötzlich Jemand aus der Maſſe, aber ſie können uns auf dem Boden

des Geſetzes niederſtoßen.““ Dieſe Antwort gegen R. Blum, „den Mann des Volkes,“ war das erſte Zeichen anticonſtitutionellen Sinnes, das dem 12. Auguſt folgte.)

Das Faktum, von dem oben Semmig ſpricht, nämlich das wankende Vertrauen des Volkes zur Regierung, wollen wir nicht beſtreiten, wir ſehen das auch ſonſtwo überall in conſtitutionellen wie abſoluten Staaten; allein damit iſt unter den beſtehenden Verhältniſſen noch nicht viel gewonnen. Wichtiger wäre es, wenn das Volk auch in ſeinem Vertrauen zu den redlichen Abſichten und vernünftigen Anſichten der liberalen politiſchen Oppoſition wankte; und in dieſer Beziehung können wir es nur von ganzem Herzen billigen, wenn Semmig am Ende ſeiner Schrift ausruft: „Am 12. Auguſt dieſes Jahres kam die „öffentliche Meinung“ zum Durchbruch, die Meinung des dritten Standes; Alles was an ihm geſchah, war eine Demonſtration zu Gunſten des Deutſchkatholizismus, der proteſtantiſchen Lichtfreunde, der Liberalen. Niemand wird dies leugnen: aus der Luft kam die erbitterte Stimmung nicht, ohne Grund geſchah der Tumult nicht. Alle Unzufriedenheit, die ſich an dieſem Tage zeigte und endlich die Thätlichkeiten zur Folge hatte, war aus dem Eifer für die neue kirchliche Bewegung, aus dem Gedanken einer Verletzung der Verfaſſung und Gewiſſensfreiheit entſprungen. Dieſe religiöſe Anſchauung aber, ſehen wir, iſt nur ein Eigenthum der Bildung der mittleren Claſſe, der Liberalismus und ſein Streben kommt nun eben dieſer Claſſe zu gut. Und jetzt ſagt eben dieſe Claſſe, der rohe Exceß am Abend des 12. Auguſt ſei nur das Werk des Pöbels geweſen, das jeder gutgeſinnte Bürger table. Man weiß nicht, ſoll man das Perfidie oder Geiſtesverwirrung nennen. Wenn ich ſage: nur die Bourgeoiſie trägt die Schuld jenes Exceſſes, ſo iſt damit nicht geſagt, daß gerade ſolche ihn begangen haben, die das wirkliche Bürgerrecht beſitzen; zur Bourgeoiſie gehören Viele, die das Letztere nicht haben, aber an Geltung und Bildung mit ſolchen auf gleicher Stufe ſtehen. Nur ſolche Gebildete konnten: „Eine feſte Burg iſt unſer

Gott" ſingen, denn den Pöbel nennt ihr ſelbſt roh, er war dieſer religiöſen Erregtheit nicht fähig. Nur Gebildete konnten Ronge ein Hoch bringen, denn allbekannt iſt es, daß die Begeiſterung für ihn nur im Mittelſtande lebt, daß der Pöbel kein oder doch nur äußerſt geringes Intereſſe für ihn nimmt. Oder in weſſen Haupte iſt der Deutſchkatholizismus entſtanden? In dem Haupte des Pöbels, der Proletarier? Das leugnet ihr ſelbſt und doch behauptet ihr, dieſer Pöbel habe ſo viel Theilnahme an ihm, daß er ſich gegen das Geſetz empört? Nein, der Pöbel war unſchuldig an dem Tumult, der nur der Bourgeoiſie zur Laſt fällt. Ich weiß freilich nicht, wer die Steine warf, wer den erſten Stein warf. Aber weiß denn Jemand, ob nicht Unbekannte in der bewegten Menge umherſchlichen und ſie aufregten? ob ſie Geld austheilten? ob ſie irgend welche Mittel anwandten, Thätlichkeiten hervorzurufen? Und wenn dann der Pöbel *verführt* war, war *er* der Schuldige oder Verführer? Und wenn er aus Uebermuth, aus Ausgelaſſenheit und Luſt an Gewaltthat, alſo doch aus eignem freien Antriebe oder wie ihr es nennt: aus Rohheit tumultuirt, war es dann nicht von ſeiner Seite ein bloßer Skandal, aber kein Aufruhr, der nur zufällig ſich gegen die Hoheit des Prinzen richtete? Ihr ſeid Chriſten und ſagt, dieſe niedrige Stufe des Glückes und der Bildung ſei einmal die *Beſtimmung* der Armen; ihr ſeid Egoiſten und glaubt mit dem Gelde auch das Recht geerbt zu haben und darum ſagt ihr, die Armuth und Rohheit des Pöbels ſei ſeine Schuld. Aber ihr begnügt euch nicht einmal damit, ihr wälzt auch noch eure eigne Schuld auf das überarg belaſtete Volk. — So laßt ſie denn ihres Weges gehen, wenn ſie ſich nicht noch bekehrt. Ihr Armen aber, ihr Arbeiter, Proletarier oder wie man ſonſt euch nennt, die ihr euch ehedem von dieſer liberalen Bourgeoiſie in Bewegung ſetzen und zu Tumulten verleiten ließet (denkt an 1830), ſeid vorſichtig! Unterſtützt ſie nicht in ihren Beſtrebungen und Kämpfen, die nur ihr Nutzen bringen, um euch ſich aber nicht bekümmern; laßt ſie allein ausfechten was ſie anfangen und nur in ihrem Intereſſe beginnen; vor allem aber

nehmt zu keiner Zeit an politiſchen Revolutionen Theil, die ſtets nur von einer unzufriedenen Minderzahl ausgehen, welche ſelbſt herrſchſüchtig die herrſchende Gewalt ſtürzen und ſich die Regierung anmaßen möchte!"

Von Leipzig, dem eigentlichen Herd der verſchwimmenden ſächſiſchen Halbbildung gibt der Verfaſſer eine charakteriſtiſche aber keineswegs ſchmeichelhafte Darſtellung. Er meint, wenn Leipzig der Brennpunkt des ſächſiſchen Lebens ſei, ſo heiße dies nur ſo viel, als der ſächſiſche Liberalismus und Rationalismus ſei hier am rührigſten. Die merkantiliſche Geſchäftigkeit, der geſellige Ton der Handelſtadt verbunden mit der Bequemlichkeit des Wohlſtandes und leichten Erwerbes haben eine Beweglichkeit des Umgangs hervorgerufen, die für Freiſinnigkeit gehalten wird. Wie ſich aber dieſer Liberalismus bethätigt, können wir aus folgender Thatſache entnehmen: bei der Wahl der Stadtverordneten haben im vorigen Jahre von den 3700 bei den Urwahlen ſtimmfähigen Bürgern 1800 wirklich geſtimmt. Die ſächſiſchen Vaterlandsblätter führten, als ſie dies erwähnten, zum Troſte noch an, daß es doch 300 mehr als im vorhergehenden Jahre ſeien. Nach einem 13jährigen Genuß der „Segnungen der Verfaſſung" bei einem ſolchen Reſultat ſich noch zu tröſten! — Außer dem politiſchen Liberalismus nehmen die Leipziger auch noch den Ruhm in Anſpruch, für das Wohl der arbeitenden Klaſſe zu ſorgen. Allein daß die Bourgeoiſie nicht zu einer durchgreifenden wahrhaft humanen Hebung der moraliſch und ökonomiſch geſunkenen Volksklaſſe gelangen kann, zeigt folgendes Beiſpiel von der Anſchauungsweiſe derſelben: in einem Aufſatze des Leipziger Tageblatts, der unverkennbar von Kaufleuten ausgegangen war, beklagte man ſich darüber, daß außer betrügeriſchen Banferoutiers auch diejenigen, die durch zufällige unverſchuldete Unglücksfälle um ihr Vermögen gekommen, die gewöhnlichen bürgerlichen Ehrenrechte verlieren. Iſt darin nicht die vollkommenſte bürgerliche Ariſtokratie verſteckt? Iſt die Armuth der beſitzlos geborenen Klaſſe nicht ebenſo unverſchuldet, ebenſo zufällig? Warum ſoll dieſe nicht eben den Anſpruch

auf jene Ehrenrechte haben? warum ſoll dieſe, weil ſie beſitzlos geboren iſt, auch zugleich ehrlos geboren ſein? So eingewurzelt iſt die Anmaßung des dritten Standes, daß derſelbe ſelbſt noch im Unglück ſeine Bevorrechtung vor dem vierten Stande behaupten will. — — Ein recht wohlfeiler und um ſo mehr renommirender Liberalismus, mit dem ſich aber die Leipziger ſehr viel wiſſen, iſt der Theaterliberalismus. Sie ſind in nichts ſo ſtark als in dem Beklatſchen liberaler Phraſen, mögen ſie ſich auch kurz vorher noch ſo ſchwach gezeigt haben, wie es eben in „Gottſched und Gellert“ bei der Scene der Fall war, wo der Bürgerſtolz energiſch gegen Militäranmaßung auftritt. Dieſer Liberalismus, der jubelnd einſtimmt, wenn Poſa ruft: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! um Preßfreiheit aber verteufelt wenig Anſtrengung macht, gleicht den magern Kühen in Joſephs Traum: ſie haben einen ungeheuern Appetit und verdauen ein ganzes Land, bleiben aber ſchwach und dürr wie zuvor. Reichliche Nahrung fand dieſer Liberalismus im letzten Winter bei der Aufführung des „Moritz von Sachſen“ von Prutz; der Applaus bei derſelben war um ſo ſpaßhafter und ironiſcher, weil grade dieſer Phraſenheld Moritz, der viel redet aber nichts thut, ein treuer Typus dieſes hohlen Liberalismus iſt. — Der Charakter einer Geſellſchaft wird am deutlichſten im Winter erkannt, wo ſich Alles näher zuſammendrängt; ihre Vergnügungen ſind der Richter ihrer Bedürfniſſe, ihrer Bildung. Wenn man aber hiernach den Charakter der Geſellſchaft in Leipzig beurtheilt, ſo muß man dieſelbe für ſehr blaſirt halten. Die geiſtloſeſte Zerſtreuungswuth iſt es, die die Unzahl von Bällen hervorruft, die materiellſte Genußſucht, die ſich auf ihnen tummelt; ſelbſt die Menge von geiſtigen Unterhaltungen und Vorleſungen bezwecken und beſtehen nur durch den Kitzel der Aufregung. — Die Leipziger haben im Frühjahr ein Gericht, das Allerlei; dieſem Gemenge gleicht ihre Bildung. Aber eines vermißt man in dieſem Gericht, in dem Ragout ihrer Bildung: das iſt ein tüchtiges Stück Rindfleiſch, entſchloſſene Thatkraft!

„Immer groſsartiger, fährt der Verfaſſer fort, immer haſtiger wird die Concurrenz: man kann faſt annehmen, daſs ihre Bewegung und mit ihr ihre aufreibende Kraft in Deutſchland in gleichem Verhältniſſe zugenommen habe, als die Perſonen- und Güter-Expedition durch die Dampfwagen, deren jagende Schnelle den Reiſenden ſchon nicht ſchnell genug iſt, und die einander kreuzenden Eiſenbahnen. Es iſt zugleich ein haſtiger Sinn in die Menſchen gekommen, Niemand kann genug, Niemand raſch genug erwerben. Wenn irgendwo, ſo hat ſich dies Gleichniſs in Leipzig bewährt, wo der Zuſammenfluſs ſo vieler Bahnen iſt; ein Vorſchlag, der während dieſes Sommers gemacht wurde, zeigt dies deutlich. Leipzigs Bevölkerung hat ſich ſeit nicht langer Zeit vergröſsert, dem entſprechend ſind ganze Stadttheile neu entſtanden. Dabei hat ſich aber in den Logis ein drückendes Miſsverhältniſs herausgeſtellt, indem es an Wohnungen zu einem mittlern Preiſe fehlt. Jeder Neubauer richtet des hohen Zinſes wegen ſein Haus nur für groſse Haushaltungen ein; ſchon aus Mangel an anderweiten Wohnungen iſt manche Familie gezwungen, ein gröſseres Logis zu miethen als ſie braucht und bezahlen kann. So häufen ſich Schulden, Pfändungen, Wechſelarreſt u. dgl.! kurz der Mittelſtand ſoll förmlich verdrängt werden. Da hat man denn den Vorſchlag gemacht, auf Aktien Häuſer mit mittlern Logis zu bauen, und letztere an die Bedürftigen zu vermiethen. Ob man ihn erfüllt oder nicht, es iſt faſt eins ſo ſchlimm wie das andere; baut man derlei Häuſer, ſo ſind ſie doch faſt weiter nichts als Armenhäuſer, und es wird nicht lange währen, ſo hat Leipzig wie Berlin ſein Voigtland. Daſs die Gefahr des Pauperismus auch von den hieſigen Handwerkern erkannt wird, beweiſt der „Aufruf an die ſächſiſchen Handwerker", der vorigen Winter hier erſchien und augenſcheinlich von einem Leipziger Handwerker ausgegangen war. Aber der Vorſchlag, den derſelbe zur Ausrottung des Uebels macht, dürfte daſſelbe nur groſsartiger machen; er verlangte nämlich, daſs die Handwerker, um ſich von den Fabrikanten zu befreien, ſelbſt Fabrikanten

und Kaufleute werden ſollten. Ein Punkt aber verdient in dieſem Aufrufe beachtet zu werden, den der Verfaſſer mit Recht einer Rüge unterwirft: die verſchämten Armen. In dieſer Beziehung offenbart ſich eine furchtbare Rohheit der Geſellſchaft. Es werden nämlich nur die früher Wohlhabenden ſo genannt, und indem man dieſe bedauert (denn ſonſt nennte man ſie nicht verſchämt), nimmt man zugleich mit der gleichgültigſten Kaltblütigkeit die Exiſtenz einer Maſſe von Elenden an, aber dieſe beſteht einmal, ſie iſt im Elend geboren und hat es nicht beſſer gekannt, nun ſo mag ſie beſtehen, die Geſellſchaft ſchenkt ihr Bedauern nur ihren frühern Wohlſtandsgenoſſen. Das iſt ein ſchändlicher Egoismus der Beſtehenden und eine unwürdige Beleidigung der Armen-Maſſe. Und welche Infamie gegen einen großen Theil der Menſchheit liegt darin, daß man gerade die Armen verſchämt nennt. Iſt denn die Armuth eine Schande, daß ſie ſich ihrer ſchämen ſollen? Hat denn der Arme nicht auch ſeinen innern Werth, der unabhängig iſt von dem zufälligen Elend? Und ſoll denn der Arme nicht blos elend ſein, ſoll er ſein Elend auch noch fühlen? Wahrlich, das iſt den Wolluſtkitzel der Grauſamkeit auf die Spitze getrieben. Aber ſo iſt es, nur das Capital bringt Achtung, Ehre und Anſehen, nur der Reiche hat Anſpruch auf die Ehrenrechte, nur die Wohlhabenden ſteigen in die Claſſe der Honoratioren, d. i. der Geehrten. Was faſelt ihr von der Aufklärung der Lichtfreunde und Deutſchkatholiken, von dem Vorwärtsſtreben der freiſinnigen Sachſen! So lange in eurer Geſellſchaft die Ehre noch vom todten Beſitz, von dem Metall abhängig iſt, ſo lange ſich der Arme noch ſchämen muß, weil er arm iſt, entwürdigt ihr den Menſchen, und kommt nie, wenn auch der ſächſiſche Landtag die Anerkennung der Deutſchkatholiken erzwingt, zu einer wahren menſchlichen Bildung. Das heißt: all eure gerühmte Freiſinnigkeit, all euer Liberalismus iſt eitel Wind und Schaum, euer noch ſo ſtürmiſcher Landtag iſt eitel Wortfechterei, denn ihr vermögt doch damit nicht die kranke Geſellſchaft von Grund aus zu heilen und

das Uebel des tauſendfachen Elends zu tilgen, ihr vermögt nicht die Armuth aufzuheben.

S. 51 leſen wir: „Durch den ausgedehnten Geſchäftsbetrieb der Buchhändler hat ſich in Leipzig eine Maſſe von „Literaten" gebildet, an denen dieſe Stadt jetzt eben ſo reich iſt, als ſonſt an Magiſtern. Das Wort „Maſſe" iſt hier claſſiſch, denn eine Menge dieſer Literaten ſteht auf derſelben Stufe als die Handarbeiter. Sie ſind Fabrikarbeiter wie dieſe, ſie arbeiten maſchinenmäßig auf Beſtellung der Buchhändlerchefs, ſie ſchreiben um das liebe Brod." Es iſt dies eine Wahrnehmung, die man auch anderwärts machen kann; die Krankheit, um das liebe Brod zu ſchreiben, iſt faſt epidemiſch geworden unter den Schriftſtellern, und ſelbſt viele der Beſſern, die urſprünglich nur aus innerm Drange ſchrieben, werden allmälig von dem Krankheitsſtoff berührt. Freilich, wie kann es auch anders ſein, da aus dem Mittel Zweck geworden iſt. Der heutige Schriftſteller par excellence ſteht über oder beſſer außer dem Volke, nicht in ihm, wodurch auch er gleich jedem Andern auf ſein Einzelintereſſe angewieſen iſt. In Zukunft muß das anders werden.

Doch hören wir Semmig weiter: „In Leipzig wird Alles, auch die Literatur, zur Handelsſache; nur in Leipzig konnte eine ſolche Sündfluth von ſogenannten populären Zeitſchriften entſtehen, von denen das eigentliche Volk zum Nachtheile geſunder Bildung überſchwemmt wird. Der wahre Sumpf aber der leipzig-ſächſiſchen Literatur iſt die belletriſtiſche Preſſe, die aber in den letzten Zügen liegt, ſo viel Mühe ſich auch ihre Vertreter noch geben. Sie ſtrengen ſich mit aller Macht an, ſie fabriziren ſchlechte Komödien, um ihren alten Platz zu behaupten; die beſte Komödie iſt, die ſie unwillkürlich dichten, in der ſie unbewußt ſelbſt mitſpielen, und welche „der letzte Wille" heißt. Daß auf einem ſolchen Boden keine würdige Vertretung der deutſchen Literatur erwachſen konnte, iſt natürlich; der Leipziger Literatenverein iſt ein Leipziger geblieben. Er hieße übrigens richtiger Literaten-Innung, und hat ſich auch dieſes Titels durch die Schriftſtellerverſammlung,

die er an der letzten Oſtermeſſe zuſammenrief, würdig gemacht. In unſern Tagen wo alle Unterſchiede ſich in der Gattung verwiſchen und der Geiſt nicht mehr das Privilegium einer Claſſe von Schriftgelehrten braucht, wollen ſich dieſe Literaten noch als einen Stand conſolidiren und berathſchlagen drei Tage lang, nicht über die Hebung der Literatur, nicht über die Befreiung des deutſchen Geiſtes von ſozialen und politiſchen Schrullen, ſondern über ihre Stellung zu den Buchhändlern, über Zunftintereſſen. Wie ſehr dieſe Schriftſtellerverſammlung alles geiſtigen Inhalts baar war, bewies der Sturm, den der bekannte Toaſt Jordans hervorrief. Wenn die Polizei dagegen einſchreitet, ſo kann man nichts dagegen einwenden; es liegt in ihrer Natur das Beſtehende zu vertheidigen. Wenn aber deutſche Schriftſteller ſich vor dem Geiſte entſetzen, wie Kinder vor einem Geiſte, dann? nun dann kann man es den bedeutendſten Geiſtern der neuen Literaturepoche, den norddeutſchen Kritikern, den rheiniſchen Sozialiſten, nicht verdenken, wenn ſie kein Verlangen nach einer Vereinigung mit Schriftſtellern tragen, die noch auf der Stufe — polizeilicher Bildung ſtehen."

Wie ſchön der Verfaſſer zu ſchildern verſteht, in welch reizendes Gewand er ſeine reinmenſchlichen Empfindungen zu kleiden weiß, mögen einige Proben bezeugen. S. 57 erwähnt er z. B. der ſächſiſchen Gewerbeausſtellung und ſpricht bei dieſer Gelegenheit: „Die Römer erkauften ihre Trophäen mit dem Blute der erſchlagenen Feinde, die heutige Geſellſchaft erkauft die Trophäen der Induſtrie mit den Thränen der verkümmernden Arbeiter. Ihr, die ihr eure Augen weidet an dem Glanz der Metalle, an dem Schimmer der Gewebe, an den brauſenden Maſchinen, habt ihr auch daran gedacht, mit welchen Gefahren der arme Bergmann in die Tiefen der Erde ſteigt, wie die unterirdiſchen Dämpfe und Gifte die Blume ſeiner Geſundheit zerblättern und wie ihm dafür zum Lohne wenige Groſchen hingeworfen werden? Habt ihr daran gedacht, ihr reichen Frauen, um deren alten Leib die ſchwerſte

Seide rauſchte, während draußen vor der Thür ein altes verkümmertes Weib in dem Kehricht nach Lumpen ſuchte, um ſie für ein Lumpen-Geld an den Papierfabrikanten zu verkaufen und den genährten Mops beneidete, den euer Bedienter bis zu eurer Rückkehr warten mußte, habt ihr (frage ich euch) daran gedacht, wie Viele, die ſich ſonſt redlich ihrer Hände Arbeit nährten, durch die Maſchine die vor euch in Bewegung iſt und die ein Einzelner, weil er zufällig das nöthige Geld hatte, für ſich in Wirkſamkeit ſetzte, brodlos wurden; wie dieſe Vielen ihrem Feinde, der ſie elend gemacht hatte, noch danken mußten, daß er ſie bei ſeinen Maſchinen als Handlanger anſtellte und dafür ihr Leben kümmerlich friſtete? O nein, ich ſah es auf euern gedankenloſen Mienen, ihr dachtet nicht daran.

Gleich ſchön iſt folgende Reflexion: Als ich die Gewerbe-Ausſtellung beſuchte, war gerade das Dresdener Vogelſchießen, die Blüthe jener Bürgerfeſte, die man Volksfeſte nennt. Man feiert ein Volksfeſt, und kaum betritt man die Wieſe, ſo jammern uns die Leierkaſten der Blinden entgegen, die die Conſtitution nicht ſatt macht, die kein Vaterland haben, ſo widern uns ſchon die Marktſchreiereien der „Künſtler" an, die durch die Verrenkungen ihrer Glieder die Geſellſchaft ergötzen, deren Ordnung ſelbſt fratzenhaft und widerlich verrenkt iſt. Ein ekelhaftes unſerer Geſellſchaft würdiges Seitenſtück zu den Mordfeſten, die die Gladiatoren dem römiſchen Volke gaben. Und dort in jenen Zelten, da treiben die Bordellwirthe, die das Volksfeſt wie den Sklavinnenmarkt zu Tunis betrachten, auf dem ſie „friſche Waare" holen, ihr ſchamloſes Kuppelwerk, dort berauſchen, verblenden, verführen ſie die Unwiſſenden, die Leichtſinnigen, die Hülfloſen; einmal im Bordell, ſind dieſelben dem Elend auf ewig verfallen; für wenige Jahre geheimen Glanz und leibliche Nahrung opfern ſie Geſundheit, Ehre, Zukunft, Alles — um ihre Verführer zu bereichern! Proſtitution, peſtathmendes Scheuſal, du biſt die letzte Frucht der heutigen Geſellſchaft. Nur im Handel beſteht jetzt alles Leben; nur das Geld verſchafft Nahrung, Obdach, Kleidung; und wenn

Alles verkauft iſt, da bietet der Menſch noch ſeinen Körper feil. Und das Weib iſt das Meiſterſtück der Schöpfung, ſein Herz iſt ein Blumenkelch durchduftet von den heiligſten und ſüßeſten Gefühlen. Ihr aber habt ihn vergiftet und die Peſt des Laſters durchwühlt den Leib, der heilig ſein ſollte weil er die Zukunft im Schooße trägt. O klagt nicht ſie an, die Gefallenen, die die Verzweiflung trieb, die die Gewohnheit verdarb, die vielleicht ſchon als Kind in der ſündigen Umgebung verwahrloſt wurden. Ich könnte Geſchichten erzählen, wie ein Mädchen dem fremden Manne zu Füßen fällt, ihn um ein paar Groſchen bittet, damit ſie der hülfloſen kranken Mutter nur ein Labſal bereite und wie ſie ſchüchtern ſtottert: „ſie wolle es nicht umſonſt haben;“ wie ſie dann zitternd vor Angſt und weinend vor Freude dem ſelbſt Armen dankt, der ſein Almoſen nicht bezahlt verlangt. Ich könnte Geſchichten erzählen — aber nein, ich will es nicht. Ich ſehe ſchon eure Herzen pochen, eure Augen glänzen und lüſtern ſuchen nach der pikanten kitzelnden Erzählung, ihr wollt nur die Aufregung eurer Sinne, nicht den thatenzeugenden Schmerz des Herzens. Ich hörte ſie flüſtern im glänzenden Concertſaal die reichgeſchmückten Frauen, die ihre Wolluſt verhüllen können, weil ſie reich ſind: „haben ſie ſchon die Geheimniſſe von Paris geleſen? Gott, wie intereſſant, wie ſpannend!“ Und als ſie nach Hauſe fuhren, ſpritzten die Räder ihrer Equipage den Koth auf eine — Nicht wahr, ich darf den Namen nicht nennen? Ihr könntet roth werden! Ihr zarten Seelen, ihr ſchwachen Nerven! Und doch duldet ihr gefühllos, daß zahlloſe Opfer dem Laſter fallen, da wo ihr an ihrer Stelle wahrlich nicht feſter ſtehen würdet! Nein, nicht ſie klagt an die armen Opfer der Noth und Verführung, aber ſie zieht vor den Richterſtuhl: die frechen Kuppler, die Handel treiben mit Menſchenleben und Menſchenglück, die die armen Weſen bis auf das äußerſte ruiniren um den Sündenpreis einzuziehen. Nein, nein, auch ſie nicht! Was thun ſie anders, als was Andre thun; ſie treiben Handel, wo Alles Handel treibt und es iſt ja wohlbekannt, der Privaterwerb kann nur gedeihen, wenn der Ein-

reine ſich bereichert und Andre ruinirt. Ihr denkt auch an keine Klage, ihr feiert Orgien und nennt es ein Volksfeſt' —

Wir geben noch einige prächtige Stellen:

„Caſernen, Fabriken, Zuchthäuſer! Das ſind die drei Lichtpunkte der Civiliſation des 19 Jahrhunderts. Des Menſchen wahres Leben, ſeine Beſtimmung beſteht in Schaffen, Lieben und Genießen. Und in der Caſerne werden Tauſende der blühendſten kräftigſten Menſchen zu nutzloſen Exercitien eingeſchloſſen, ernährt von dem Brode, das ſie nicht gebaut, bekleidet mit dem Tuche, das ſie nicht gewebt haben und wozu? Zum Zerſtören. In den Fabriken dagegen werden Tauſende eingeſchloſſen, kranke bleiche Geſtalten, die hinauswandern ſollten in Wald und Feld, um Geſundheit zu ſchöpfen an dem Born der Natur, ſie müſſen arbeiten, was ſie nicht genießen, was ihnen keine Früchte bringt. —

„Vaterland! Was iſt es anders als eine Abſtraktion, eine Illuſion? Es iſt die Scholle Landes, wo ich zufällig geboren wurde, es iſt der gefühlloſe Boden, den mein Fuß tritt. Welchen Wahnſinn hat das Wort „Vaterland" nicht ſchon unter die Menſchen gebracht, zu wilden Thieren hat es die Menſchen gehetzt, die ſich unter einander zerfleiſchten. Wo nur ein Menſchenfuß hintritt, da iſt auch ein Vaterland, und was hat das deutſche Vaterland vor dem ſpaniſchen voraus? Wir gehören Alle nur einer Menſchheit an, wir haben Alle ein gemeinſames Vaterland und alle Völker ſind Brüder. Das wahre Glück des Vaterlandes iſt das Glück des Volkes; wenn das Volk hungert, ſo hungert das Vaterland, wenn das Volk friert ſo friert das Vaterland."

„Wie mit dem Wort „Vaterland" ſo mit dem Wort „Zufriedenheit" iſt von je ein ſchändlicher bethörender Mißbrauch getrieben worden; man hat eine neue Claſſe von Verbrechern erfunden unter dem Titel: „Erreger von Unzufriedenheit," ſo daß es wohl die Mühe lohnt, das Wort ein wenig näher zu unterſuchen. Jeder Menſch iſt mit gewiſſen Kräften (Fähigkeiten, Neigungen) geboren, die durch Naturnothwendigkeit ihre Benutzung und Ausbildung d. i. ihre Befriedigung

verlangen; zur Stärkung der ermatteten Kräfte ſind ihm von der Natur entſprechende Genüſſe angewieſen; die Harmonie zwiſchen Kraft oder Thätigkeit und Genuß nennen wir Glück. Dieſes Glück iſt eine Naturbeſtimmung für den Menſchen, er iſt dazu geboren und dies wird Niemand leugnen. Hat der Menſch dieſes Glück erlangt, ſo iſt er befriedigt, gibt ſich zufrieden; wird aber dieſe Harmonie geſtört, ſo iſt der Menſch unglücklich und unzufrieden. Daher findet man Unzufriedenheit bei den Armen wie bei den Reichen. Dieſe Störung der Harmonie wird theils durch den freien Willen des Menſchen, z. B. durch übermäßigen Genuß bewirkt, theils durch übermäßige Kraftanſtrengung, zu der der Arme gezwungen iſt, und Mangel an Genuß; zu der Harmonie aber, d. h. zum Glück, hat jeder Menſch ein Recht, das Recht der Naturbeſtimmung; wenn ſie alſo geſtört wird, ſo iſt er mit Recht unzufrieden. Der Grund zu dieſer weitverbreiteten Unzufriedenheit liegt aber in den fehlerhaften Einrichtungen unſerer Geſellſchaft; die Reform derſelben iſt alſo ein gerechtes Verlangen. Es kann aber der Fall ſein, daß eine ganze Generation durch Entbehrung ſo ermattet und geſchwächt iſt, daß ſie nicht mehr die Kraft zu klagen hat und ſich zufrieden gibt. Dies aber iſt keine Zufriedenheit, ſondern Ergebung, keine Tugend, ſondern krankhafte Schwäche; es iſt aber die Pflicht der Geſunden und Glücklichen, die Kranken zu heilen und ſie nicht auf die Radicalkur, auf den Tod zu vertröſten. Oder wären die Menſchen wirklich nicht geboren, glücklich zu ſein? Das leugnet nur ihr Hartherzigen und Selbſtſüchtigen, die ihr euer Glück durch das Elend von Tauſenden erkauft. Raum für Alle hat die Erde! —

Die Freude iſt der Inhalt des ganzen Ringens der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft gegenüber der trübſelig aſcetiſchen chriſtlichen Vergangenheit; die Heiterkeit der Hellenen, nach der ſich Schiller in den „Göttern von Griechenland“ ſehnte, führt den Kampf mit der mittelalterlichen Ertödtung des Fleiſches, und der Siegeslohn iſt die volle Geſundheit des Menſchen. Der Meſſias der neuen Zeit kommt nicht mit der Dornen-

krone, ſondern geſchmückt mit den Roſen dieſer Erde und die Nachtigallen der Liebe jauchzen auf ſeinen Schultern, ſeine Predigt aber iſt der Genuß, das iſt der Genuß des freien ſittlichen Menſchen, die vollkommene Entwicklung aller menſchlichen Kräfte. Denn nichts iſt, ſagt Fourier mit Recht, urſprünglich böſe im Menſchen, und angeboren iſt ihm die Freude am Guten; nur in der chriſtlichen Zeit iſt der Satz wahr, daß der Menſch ſtets nach dem Verbotenen trachte, weil ihm die Pflicht ſtets als etwas Außerordentliches, Gebotenes hingeſtellt wird, gegen das er ſich in edlem Freiheitsdrange ſträubt.

Das Reſultat ſeiner Schilderungen faßt der Verfaſſer in nachſtehenden Worten zuſammen: „Wir haben geſehen, wie die ſächſiſchen öffentlichen Charaktere nur die Intereſſen ihrer Partei, die der beſitzenden Claſſe und zwar gegenüber der Regierung und der adeligen Ariſtokratie nur die Intereſſen der Bourgeoiſie, von der ſie und aus der ſie auch für den Landtag gewählt werden, alſo ihre eigenen Intereſſen vertreten und befördern. Wir haben geſehen, wie die ſächſiſchen Zuſtände nur von Illuſionen und Halbheiten erfüllt ſind; wie der Kern des ganzen Lebens, die Arbeit, und der Kern des ganzen Volkes, die Arbeiter, ganz vergeſſen ſind; wie ſtatt der Arbeit nur ihr todter Extrakt, der Beſitz, ſtatt der Arbeiter nur die Kaufleute, Fabrikherrn ꝛc., das iſt alle diejenigen vertreten ſind, die die von den Arbeitern mühſam erzeugten Produkte in Folge blinder Erbſchaft fremder (wenn es auch väterliche wären) Kapitalien oder in Folge lotterieſpieleriſcher Spekulation beſitzen oder an ſich bringen; das Letztere iſt auch ganz natürlich, denn nicht die Arbeit kann heutzutage noch Jemand vermögend machen; wo die Arbeit in Löhnung ſteht (wie heute überall) da hat ſie ihren Werth verloren."

Zum Schluſſe des Büchleins theilt der Verfaſſer noch einige zartgefühlte ſoziale Gedichte mit, die uns mit Verlangen einer größern Sammlung (welche wie wir hören, noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen wird) entgegenſehen laſſen.

Püttmann

Soziale Merkzeichen aus dem vorigen Jahrhundert.

Von O. Weller.

Die Zeit iſt der Fortſchritt, ſie iſt die allein legitime Macht, der alles Lebendige ſich fügen muß. Die Zeit iſt der menſchliche Geiſt, der ſich ununterbrochen fortentwickelnde. Geiſt und Fortſchritt bedingen ſich mithin gegenſeitig: eins ohne das andere iſt nicht denkbar. Seit Jahrtauſenden ſteht dieſem fortſchreitenden Geiſte, dieſer ſteten Entwicklung eine Partei gegenüber, der alles Neue verhaßt, weil ſie ſich bei dem auf Koſten der Uebrigen Erworbenen wohl befindet. Sie umfaßt mit zärtlicher Inbrunſt das Beſtehende, welches ihren jedesmaligen Beſitz ſichert, ſie hat das Beſtehende zu einer Macht erhoben, die auf dem guten Glauben der Unterdrückten geſtützt und ſo unfehlbar iſt als der Statthalter Chriſti. Sie war und iſt unerſchöpflich in Schlichen und Ränken, wo ſie mit der Gewalt nicht ausreicht. Was ſie thut, iſt wohlgethan, ihr Wirken mit Gott oder Gottes, das ihrer Feinde des Teufels. In die von ihr gebauten Formen läßt ſich Alles hineinzwängen, was gerade in ihren Kram paßt; ſie verdammt was ihr Thun und Treiben hindert und um recht leicht zu ihrem Zwecke zu gelangen, macht ſie ihre eigenen zu „göttlichen“ Geboten. Die Zeit der Göttlichkeit zieht allgemach vorüber, die der Menſchlichkeit bricht an. Man will ſehen, wiſſen, fühlen. Man ſieht das Elend, man kennt die Noth der Vergangenheit und Gegenwart, man fühlt den Druck der auf uns allen, Arm

wie Reich, laſtet. Weil wir uns nicht als Menſchen zeigen können, weil unſere Verhältniſſe nur Maſchinen und Zwangsarbeit bedingen, ſo ſuchen wir unſer Weſen in äußerem Plunder, da es der „Anſtand“ ſo verlangt. Darin begraben wir unſer Gefühl, in dem Gelde verhärtet unſer Herz, und bei Reichen und Wohlhabenden iſt Herz und Gefühl in der Regel abgeſtorben. Wir können uns daher auf dieſe höheren Stände nicht berufen, die Gewißheit einer beſſern Zukunft liegt in dem Bewußtſein des Arbeiters. Er hat längſt die Unnatur unſeres Lebens, dieſer ſyſtematiſchen Verthierung eingeſehen, und befindet ſich nur in beſtändigem Schwanken, ob und wie ihm geholfen werden könne. Es kann euch geholfen werden, ihr Armen, wenn ihr erſt zur vollſtändigen Erkenntniß eurer Lage und eurer Menſchenwürde gelangt ſeid. Jetzt wißt ihr nicht ob ihr Menſchen ſeid, d. h. ob ihr Anſpruch habt auf ein menſchliches Leben; ihr ſollt es erfahren. Jene tauſendjährige Geduldsprobe iſt vorüber. Wir ſind zu dem Menſchen gekommen, jetzt wo es nur Geld- und Handelsmenſchen gibt. Das Geld kämpft mit dem Menſchen, erſtickt alles menſchliche Gefühl, weil es nothwendig zum alleinigen Gegenſtande der Anbetung werden mußte. Wir gleichen dem Volke in der Wüſte, das wahnſinnig um das ſelbſtgefertigte goldene Kalb tanzt. Die Erde ſoll kein Jammerthal, die Armuth nicht ewig bleiben, wie man euch aufſchwatzen möchte. Seht die Natur in ihrer ewigen Fülle: hat ſie den Jammer hervorgebracht, hat ſie gewollt, daß die Menſchen einander wie reißende Thiere anfallen und vernichten? Nur die Böſewichter und Narren können dies behaupten. Wir wiſſen, daß es beſſer werden muß, aber noch nicht, wie es beſſer werden muß. Dieſe Aufgabe zu löſen, muß unſer ſtetes Beſtreben ſein. Die Frage iſt geſtellt, ſie muß auch gelöſt werden. Schon die mannigfaltigſten Wege ſind verſucht worden, um das Geſammtglück der Menſchheit zu ſichern; man hat vielen Sinn aber auch vielen Unſinn zu Tage gefördert. Von Denen wollen wir gar nicht reden, die in dem jetzigen Zuſtand der Dinge das allgemeine Glück erkennen, in dem

Einzelintereſſe das allgemeine Intereſſe, in dem Privaterwerb den Geſammterwerb, in dem Privatvermögen das Geſammtvermögen. In dieſe Klaſſe gehören alle politiſchen Parteien und die Oekonomiſten mit ihrem Geſchwätz von Nationalreichthum, Eigenthum, Erbrecht ꝛc.

Vielmehr wollen wir die Beſtrebungen Derer ins Auge faſſen, welche das Glück der Geſammtheit in dem jedes Einzelnen und das Glück des Einzelnen in dem der Geſammtheit erkennen, welche das allgemeine Glück durch allgemeine d. h. gemeinſchaftliche Arbeit herbeigeführt, welche die gemeinſchaftliche Arbeit durch gleiche Berechtigung bewerkſtelligt ſehen. Was geſchah bis jetzt zur Löſung der ſozialen Frage auf dem einzigen Gebiete, wo ein durchgreifender Erfolg möglich, auf dem Gebiete der Literatur?

In dem grauеſten Alterthum finden wir, daß es ſtets nur die edelſten weiſeſten Männer waren, die über das Beſtehende hinausgingen und einer Umwandlung des Beſtehenden ihre Kraft widmeten. Sokrates, Pythagoras, Chriſtus geben in den wenigen Ueberbleibſeln ihrer Lehre den klarſten Beweis von der Wahrheit unſerer Behauptung. Alle ſahen in dem gemeinſamen Wirken die einzige Möglichkeit einer freien Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten, Alle ſahen in dem Geldprinzip das Haupthinderniß dieſer freien Entwickelung. Nein, der Menſch kann nicht frei, nicht glücklich ſein in dem Räderwerk des Privaterwerbs, er hat nicht die Zeit zu menſchlicher Ausbildung, eben weil er nur auf den roh thieriſchen Erwerb bedacht iſt, bedacht ſein muß.

Im Alterthum, wenn es auch noch ſo ſehr in Dunkel gehüllt, können wir dennoch mit Gewißheit die Spuren wiſſenſchaftlicher Bildung verfolgen, durch ſchriftliche Ueberlieferung ſowol wie durch mündliche. Wurden auch die Stimmen der Weiſen noch nicht in „Geſammtausgaben“ dem Publikum als ein tiefgefühltes Bedürfniß angeboten, ſo pflanzten ſich doch im Munde des Volkes die Sprüche und Sagen fort, die man erſt nach Erfindung der Schriftzeichen mühſam aufgeſucht und zuſammengeſtellt hat. Bei Alle dem kann uns das Alterthum

trotz ſeiner wirklichen Weisheit, durch welche es ſich rühmlichſt vor dem chriſtlich-beſchränkten Mittelalter auszeichnet, nicht den Beweis liefern von der Richtigkeit des Gemeinſchaftsprinzips eben wegen des Dunkels, das alle auf Ueberlieferung beruhende Thatſachen und Berichte umſchwebt. Der Keim einer Wahrheit lag in der Vergangenheit, aber erſt die neuere Zeit zieht aus dem Keime die Frucht. Auf dieſe neuere Zeit verweiſen wir den Leſer, da ſie ja ſelbſt erſt zum Bewußtſein gelangt, da ſie mit Bewußtſein an einer Reorganiſation der Geſellſchaft arbeitet. Das vorige Jahrhundert beginnt zuerſt mit jener ſelbſtbewußten allgemeinen Entwickelung der reformatoriſchen Ideen, die ſich bisher nur in einzelnen Geiſtern, wie Thomas Morus, Campanella u. A. Bahn gebrochen. In Frankreich erhoben ſich Helvetius, Rouſſeau, mit ſtrengerer Conſequenz Mably, vor Allen jedoch Morelly, um die Haltloſigkeit und das „Unmoraliſche" der beſtehenden Verhältniſſe offen und frei darzulegen. Der noch rohe Stoff fand in den Revolutionsmännern Babeuf, Marchal, Buonarotti ſeine Bildner, aber eben weil dieſe Männer nur fortbilden konnten, blieb auch ihr Streben nur eine Vorbereitung zur ſpätern praktiſchen Theorie. Die Gegenwart hat zum erſten Mal mit der Macht des durchdringenden Bewußtſeins den Grundſtein gelegt zu dem Gebäude der alt-neuen Lehre, der neuen Geſellſchaft.

Auch Deutſchland hatte ſeine Kämpfer. Unter ihnen ragt Wekhrlin hervor ſchon ein Jahrzehnt vor der Revolution. Mit den Waffen des Spottes und der Satire kämpfte er weniger für politiſche als für die menſchliche Freiheit, der erſte Publiziſt ſeiner Zeit. Wie er das Prinzip politiſcher und ſozialer Freiheit erfaßte, ſollen ſeine eigenen Worte, die wir auszugsweiſe citiren, kundthun.

„Die Moral, der edelſte Theil der Philoſophie, weil er der nützlichſte iſt, ſoll billig Nichts als eine auf Erfahrung und Vernunft gegründete Anweiſung zum weiſen Genuſſe des gegenwärtigen Lebens ſein."

„Die Moral, welche nichts als die Stimme der Vernunft, das heilige indiſpenſable Geſetz der Natur ſein ſollte, iſt bei gewiſſen Leuten das Werk

ihrer Laune oder das Reſultat ihrer Bildungen. Das Alter macht mürriſch, tadelſüchtig und oft hartherzig und ungerecht gegen Andere. Man pocht auf ſeine größere Erfahrung und ſucht uns zu überreden, daß, indem der Leib allmälig hinſinkt und alle Kräfte abnehmen, die Weisheit ihren höchſten Punkt erreiche und ihren Triumf feiere."

„Die Philoſophie iſt nur dann eine Führerin auf dem Wege des Lebens, eine Arznei der Seele, wenn ſie ihre hohen Anmaßungen herabſtimmt, die unbekannten Gegenden jenſeits der Sinnenwelt den Träumern und Narren Preis gibt, und ſich beſcheiden auf die Beobachtung menſchlicher Dinge, das Studium der Geſetze und Wirkungen der Natur und jene heilſame ſokratiſche Moral beſchränkt, welche ich für ihr Meiſterſtück halte."

„Das erſte Buch, welches verbrannt wurde, war Wahrheit. Irgend ein Menſchenſchinder oder ein Geck fand ſich darin getroffen; er hielt Verbrennen für bequemer als Widerlegen. Hierzu gehörte entweder Jugend oder Verſtand: zwei Gaben, welche für die Welt lange Zeit verloren waren."

„Unſere poſitiven Begriffe über gewiſſe Dinge reichen nicht weiter, als unſere Erfahrungen von dieſen Dingen. Wo dieſe ein Ende haben, da ſollte auch billig unſer Räſonniren, um nicht federhaftes Fabeln und Radotage zu werden, Halt machen."

„Was angefangen hat zu ſein, muß auch aufhören zu ſein. Was angefangen hat zu denken, muß aufhören zu denken. Nur von der gewiß erkannten antecedenten Ewigkeit eines Dings könnten wir ſicher auf ſeine ſubſequente Ewigkeit ſchließen. Noch war der Menſch vor ſeiner Empfängniß im Mutterleib nicht Menſch. Er hat angefangen zu ſein, angefangen zu denken."

„Der Grundſatz, daß der Staat nicht ohne Religion beſtehen könne, iſt ein Steckenpferd für Tirannen, welche kein anderes Vehikel haben ſich zu behaupten. Fällt dieſes Pferd um, ſo hört der Lohn auf Tirann zu ſein. Die Geſetzgebung verändert ihre Achſe. Das an der Leine Führen und das Häckerlingfüttern in der politiſchen Reitſchule kommt ab."

„Nichts widerſpricht dem geſunden Verſtand mehr als ein Nationalkarakter. Beſtimmt etwa das Klima unſern Karakter, oder die Lage, worein uns das Schickſal verſetzt? Ueberall ſind die Reichen trotzig und der Pöbel kriechend, die Soldaten ſtolz, die Pfaffen tückiſch, die Verliebten eiferſüchtig, die Stutzer fad und die Schönen gefällig."

„Unſer Paradies iſt ein Schlaraffenland, von der Einbildungskraft, dieſer mächtigen Zauberin, geſchaffen, welche die Apokalypſe diktirte, den heiligen Tertullian eine Seele ſehen ließ, Swedenborgs Geiſter und den Wagen Phaetons anſpannte. Laßt uns die Fabel von Orkus den Dichtern

oder eigentlich den arabiſchen Mährchenſammlern überlaſſen, welche privilegirte Lügner ſind."

„Menſch — oder Teufel!! Wer ihr ſeid! — waget ihr es, die Angriffe auf meine Unabhängigkeit durch das Recht des Stärkeren zu rechtfertigen? Wie, der mich zum Sklaven machen will, iſt nicht ſtrafbar? Er bedient ſich nur ſeiner Rechte? Wer hat dieſen einen ſo heiligen Karakter gegeben, um die meinigen verſchwinden zu machen? Ich erhielt von der Natur das Recht der Selbſtvertheidigung. Alſo kann ſie dir das Recht, mich anzufallen, nicht gegeben haben. Hältſt du dich indeſſen für autoriſirt, mich zu unterdrücken, weil du ſtärker oder verſchmitzter biſt als ich, ſo beklage dich nicht, wenn mein nerviger Arm deinen Buſen zerreißt, um dein Herz aufzuſuchen. Beklage dich nicht, wenn du in deinen zerfleiſchten Eingeweiden den Tod fühlen wirſt, den ich mit deiner Nahrung dir einflößen werde. Ich bin ſtärker oder liſtiger wie du: die Reihe kommt an dich, Schlachtopfer zu ſein und die Verbrechen der Unterdrückung mit dem Leben zu büßen."

„Vergebens ſuchſt du in den Geſetzen der Natur Endurſachen: die Meßkünſtler ſagen dir, dieſe Geſetze wären nichts als nothwendige Folgen von den einfachen Prinzipien der Bewegung."

„Wem Gott die Macht giebt, dem giebt er das Recht. Macht iſt das Zeichen oder das Vehikel der „Vorſicht". Was ſie thut, iſt ihr Wille. Wem ſie alſo Kraft gibt, dem ſcheint ſie auch Beruf, d. h. Recht zu geben, ſie zu brauchen. Und das nennt ſich dann ein „göttliches Recht."

„Glückſeligkeit des Ganzen, nicht der Einzelnen, muß Zweck des Staats ſein."

„Die Politik hat ihre Vorurtheile ſo gut wie jeder andere Glaube. Nach gerade wäre es Zeit, daß wir auch ſie abſtreifen."

„Der Menſch, deſſen Organe genugſam geöffnet ſind die Eindrücke der Tugend aufzunehmen, deſſen Seele von der Wiege an jene Falte erhalten, das Gute vom Böſen — aus Empfindung — zu unterſcheiden, wird meiner Meinung nach nicht anders handeln können als ſchön. Er wird das Laſter aus gleichem Inſtinkt von ſich ſtoßen, aus welchem ein in Religionsvorurtheilen erzogener Menſch Vernunftſchlüſſe von ſich ſtößt." *)

Das religiöſe und politiſche Gefühl Wekhrlins bekundet einen hohen Grad von Ausbildung. Die Punkte einer überſpannten Anſchauung, eines übergroßen Nervenreizes, die Religion mit ihrem Gefolge, fanden in ihm einen gründlichen Gegner; was Voltaire, Diderot, Helvetius, Holbach ꝛc. in Frankreich, das waren Wekhrlin, Kant, Fichte ꝛc. in Deutſch-

*) Sämmtliche bisher angeführte Stellen ſind der vorliegenden Schrift „hyperboreiſche Briefe von Wekhrlin", welche 1788 zu Nürnberg erſchien, entlehnt.

land. Der Glaube ist vernichtet, nur die Erkenntniß hat Geltung. Laßt die Narren immerhin schreien über Atheismus, sie werden nicht Endursachen erfinden, wo keine sind, sie werden dem Volke einen Gott nicht in die Taschen, viel weniger noch in die Herzen zaubern. Die Vernunft hat den Glaubenswahnsinn überwunden, das Wort wird zur That und der Mensch fängt endlich an sein eigenes Wesen zu begreifen, die innere und äußere Vergötterung abzulegen, er will Mensch sein, nichts mehr und nichts weniger.

Alle Mittel der Belehrung haben bis jetzt wenig gefruchtet. „Bis jetzt fanden sich die guten Bücher nur in den Bibliotheken der Liebhaber und in den Händen einiger Philosophen. Die Gedanken großer Männer, die Frucht ihrer Nachtwachen und ihres Nachdenkens, waren das ausschließliche Eigenthum einer geringen Anzahl Einzelner geworden. Vernichten wir dieses Monopol der Erkenntniß, bereiten wir die Vernunft für das Volk: das ist das einzige Mittel jene kostbare Gleichheit, die nothwendige Grundlage der freien Regierung, in der Wirklichkeit einzuführen. Die Aristokratie des Wissens und des Talents dürfte ihm vielleicht ebenso verhängnißvoll werden als die der Adligen und der Priester." *)

Die Wuth, mit welcher die Fürsten alle Aufklärung zu hindern suchen, mit welcher sie über Alle herfallen, die für Licht und Zerstörung aller Privilegien, nicht allein des Adels und der Geistlichkeit, sondern auch Einzelner, des Reichthums, wirken, darf Keinen befremden. Es geht allerdings gegen die Sicherheit der Privilegirten, denn es geht gegen die Privilegien selbst. Daher ist die niedrige Perfidie Derer schonungslos zu brandmarken, welche die Aufklärung, die freie Meinungsäußerung als den Fürsten ersprießlich darstellen Nein, die Aufklärung schadet den Fürsten, sie bekämpft die Monopole, also auch das Monopol der Fürsten. Das Interesse Einzelner läßt sich nicht mit dem der Gesammtheit vereinbaren, Beider Interesse ist ein gänzlich verschiedenes. Laßt die Privilegirten wüthen, bis sie in ihrer Wuth ersticken oder bis die allgemeine Einsicht ihre Wuth erstickt.

„Ob Vandalen Bibliotheken verbrennen, oder Fürst und Obrigkeiten ihren Unterthanen verbieten zu lesen, was ihnen gefällt, und ihre durch

*) Doure in seiner Einleitung zu Duverlois' Essai sur les préjugés.

Lectüre und Nachdenken erworbenen Einſichten bekannt zu machen, iſt das im Grunde nicht einerlei?"

„Die alten Vandalen zerſtörten die Denkmäler des Alterthums, von deren Werth ſie keine Idee hatten, in kriegeriſcher Wuth; in unſerem lieben deutſchen Vaterlande werden die Fortſchritte des Geiſtes abſichtlich gehemmt, um die Nacht der Barbarei, des politiſchen und religiöſen Aberglaubens wieder herbeizuführen."

„So lange vandaliſche Kriegsbefehlshaber es in ihrer Macht hatten, hielten ſie die aus Frankreich kommenden Journale und andere Schriften, das Eigenthum deutſcher Unterthanen, auf den Grenzen zurück und erlaubten ſich's zum Theil ganze Pakete zu vernichten. *) Welchen Namen wollen wir einem ſolchen Verfahren geben??

„Werden die ſchönen Künſte bei uns nicht eigentlich verfolgt, werden ſie ſogar hin und wieder geachtet, ſo iſt dies, weil ſie ſich leicht zu Dienerinnen des Despotismus und des Luxus der Großen erniedrigen und indem ſie die Einbildungskraft auf eine angenehme Weiſe beſchäftigen, die gedrückten Unterthanen ihre Ketten vergeſſen laſſen. Ganz anders die Aufklärung!" Gegen dieſe wüthen die deutſchen Vandalen, weil vor ihr die Nacht entflieht, die ihnen ſo günſtig war; weil vor ihr die Vorurtheile weichen, die uns in den ſchimpflichen Banden einer herrſchenden Religion gefangen hielten; weil ſie uns unſere angeſtammten unveräußerlichen Rechte zeigt, die uns mächtige Barbaren mit Liſt und Gewalt entriſſen; weil ſie uns unſere Würde kennen und uns nicht für den ausſchließlichen Vortheil unſerer Herrſcher, ſondern für das Beſte der ganzen Menſchheit arbeiten lehrt. Daher die Unterdrückung der Gewiſſens- und der Preßfreiheit, daher die barbariſche Härte, womit man Revolutionen zu verhindern ſucht, ſo ausgemacht es auch dem geſunden Menſchenverſtand iſt, daß durch Härte Umwälzungen eher gefördert als gehindert werden."

„Unter der milden Regierung eines gekrönten oder bemützten Landesvaters wird ein kühner Schriftſteller als ein unruhiger Kopf fiskaliſch belangt und als ein ſolcher zu Gefängniß-, Geld- oder Zuchthausſtrafe verurtheilt, im gelindeſten Falle aber wegen Beleidigung der dem Landesherrn ſchuldigen (?) Ehrfurcht gefangen geſetzt oder ſonſt nach Befinden der Richter beſtraft, und dies heißt der Preßfreiheit ſteuern und Ruhe und Ordnung erhalten."

„Der Stärkere ohrfeigt den Schwächern und weiſt ihn dann, wenn er ſo unhöflich iſt, über Ungerechtigkeit zu klagen, mit Stockprügeln zur Ruhe. Es gibt Beleidigungen, die ſelbſt der feigſte Sklave nicht gleichmüthig zu ertragen, viel weniger mit Höflichkeit und Ehrfurchtsbezeugungen zu erwidern im Stande iſt. Es gibt Verbrechen, die zu ungeheuer ſind

*) Im neunzehnten Jahrhundert verfahren ſie noch kannibaliſcher. Verboten, confiscirt, zerkompft, verbrannt werden ſie jetzt mitten im Frieden.

um Schonung zu gestatten, und sollte auch der Verbrecher eine Krone tragen."

„Schriftsteller unsres Vaterlandes, die ihr euch der Rechte der Menschheit annehmt: um nicht gegen die Ehrerbietung anzustoßen, welche ihr einem Fürsten schuldig seid, müßt ihr schuldigst voraussetzen, er könne nie irren; er wisse immer was er wolle; seine Absicht sei immer die beste; er folge nie schlechten Rathgebern; und alle, die sich seiner erhabenen Person nähern, seien lauter ehrlich Leute; das heißt: ihr sollt dulden und schweigen. Kennt ihr denn nicht die wohlthätigen, landesväterlichen Absichten, die angeborne Milde eurer Beherrscher? Wißt ihr nicht, daß was sie thun oder befehlen, sie erst nach ihrer Weisheit erwägen?"

Und der Verfasser dieses, H. Würtzer, in dessen „Neuen Hyperboreischen Briefen" (Altona 1796) obige Zeilen sich befinden, gehörte nicht zu den Republikanern, welche damals den Kampf begannen mit der ausgedörrten Monarchie, so wenig als Wekhrlin. Sie schwärmten noch in dem colossalen Irrthum des Ideals von einem „guten Fürsten", der sich der elenden Menschheit als ein rettender Engel erbarme, sie hielten das Interesse der Fürsten mit dem der Völker vereinbar, sie schoben das Unheil den Ministern in die Schuhe. Die Messiaszeiten sind vorüber, wenn nicht der erkennende Geist, das Vertrauen auf sich selbst, wer anders könnte die Menschheit retten, wer anders mit der Erkenntniß den Fluch der Armuth und des Reichthums, jener Ursache alles Zwanges und aller Niederträchtigkeit auf Erden, heben? Abgesehen von dem Wahnsinn des Erblichkeitsgesetzes ist Monarchie, doch Monarchie — „im Grunde nichts anders als eine Despotie, welche man dem Volke durch eine Menge von größtentheils lächerlichen Formalitäten behaglich zu machen sucht." *)

Da wir einmal bei der Frage des Einzelinteresses, so wollen wir auch die Meinung eines der tüchtigsten Köpfe des vorigen Jahrhunderts über diese wissenschaftlich bereits entschiedene Frage mit abhören.

Jean Paul: „Nichts ist gefährlicher für Menschenrecht als dasselbe der Idee eines Einzigen unterzuordnen und unterzubauen." —

„Aber was mich drückt, ist der Druck der Unterthanen, das metallene Druckwerk, das man unsern Fürsten nennt."

*) O. C. O. Bedekind.

„Die Fürſten haben wir die oſtindiſchen Krebſe, Eine Rieſenſcheere zum Nehmen und eine Zwergſcheere, den Fang an den Mund zu bringen.“

Die Frage des Einzelintereſſes ſpielt in der heutigen Geſellſchaft, wo ſie im Königthum ſich glanzvoll ausgeprägt und mit dem Privaterwerb, da die Könige Kaufleute geworden und mehr oder weniger geweſen, zuſammenfällt, eine nicht unbedeutende Rolle. Das „göttliche Recht“ gehört mit zu den umfaſſendſten Theilen des Eigenthumsrechtes. Wir müſſen eines wie das andere bekämpfen, da beide ohne einander nicht beſtehen können. Ein geſetzliches Bekämpfen iſt aber nicht denkbar: durch den Kampf ſchon treten wir außerhalb des Geſetzes.

Wie unconſequent handeln daher die Sozialiſten, welche die Privilegien des Beſitzes bekämpfen und das Königthum, das wichtigſte Beſitzrecht, ignoriren. Wie iſt nur ein Titelchen von Rechtsgleichheit denkbar, wo die ausübende Macht Einem, ſei er nun erblich oder nicht, übertragen iſt? Die Sache iſt zu klar und ſo allgemeiner Uebereinſtimmung gewürdigt, daß wir ſie getroſt als abgemacht anſehen. Auch wüßten wir in der That nicht, wo wir alle Stimmen des vorigen Jahrhunderts, die gerade in dieſem Punkte am klarſten ſich bewußt waren, hinſtellen ſollten, zumal da wir Alle, die von einem „guten Fürſten“ faſelten, dazurechnen müſſen.

Die wirkſamſte Verfinſterungsmethode war von jeher Ueberſpannung der Gefühle auf Koſten des Verſtandes. Mit der Religion trichterte man den Unterdrückten Gehorſam gegen ihre Unterdrücker ein, mit der Religion machte man ſie der Willkür Einzelner gefügig, mit der Religion machte man die Menſchen zu Sklaven, zu Leibeigenen, endlich zu Taglöhnern Und damit haben ſie ihr Ziel erreicht.

Die Religion war das beſte Mittel jeden Widerſtand abzuſchneiden, indem ſie ja die Vernunft gar nicht als etwas Menſchliches anerkannte. Betrüger machten ſich das edle menſchliche Gefühl zu Nutze und mißbrauchten die Unvollkommenheit der Wiſſenſchaft zur Bearbeitung der Gehirnorgane und Gefühlsnerven

„Es liegt am Tage, daß die chriſtliche Religion ein Netz iſt, worin die Schurken länger als 17 Jahrhunderte die Tölpel gehält haben.“ *)

Wie die Wiſſenſchaft die Widerlegerin war von jeder Quackſalberei, welche die Menſchen zur Ueberliſtung ihrer Mitmenſchen ausheckten, zeigt ein kleines aber inhaltvolles Büchlein, welches den Wahnſinn des Glaubens als im Widerſpruch mit den phyſiſchen Thatſachen bloßſtellt. Doch ſo wenig der Glaube von Vernunft etwas wiſſen will, ſo wenig auch von der Natur; findet er doch in der Unnatur ſeinen höchſten Genuß.

„Die Vernunft kann aus dem Laufe der Dinge, ſo weit wir ſie überſehen können, kein numen providum erweiſen. Einzelne, iſolirte Fakta, deren Zuſammenhang mit dem Ganzen und deren Folgen wir nicht überſehen können, ſind zum Beweiſe der Vorſehung nicht hinreichend. Und mehr haben wir nicht.“

„Wir ſchließen analogiſch von dem Gegenwärtigen auf das Zukünftige, vom Bekannten auf das Unbekannte. Und ſo ſehen wir keinen Grund.“ dort ein unermeßliches Glück zu erwarten, wenn hier dem Anſehen nach ſo ſchlecht für unſer Wohlſein geſorgt iſt. Jene unendliche Güte, in deren Lobe man ſich erſchöpft, läßt ſich wenigſtens nicht aus wirklichen Thatſachen, welche ſichtbar und unſichtbar ſind, d. h. aus den Erſcheinungen der uns vorliegenden Welt, erweiſen. Mithin können wir auch aus dieſer nicht in ihrem größten Umfang erwieſenen Güte keineswegs mit Sicherheit ſchließen, daß unſer künftiger Zuſtand — wofern ein ſolcher ſtattfindet — beſſer und glückſeliger als der jetzige ſein werde.“

„Dieſes Verlangen nach Unſterblichkeit hat Einigen der Beweis zu ſein geſchienen, daß wir wirklich unſterblich ſind. Mit eben ſo gutem Grunde könnte der Geizhals ſein ſehnliches Verlangen ein Millionär zu werden, als eine Bürgſchaft dafür anſehen, daß er noch wirklich zum Beſitz von Millionen gelangen wird. Der Kranke könnte aus ſeinem Verlangen geſund zu werden, auf ſeine wirkliche Geneſung ſchließen.“

„Ueberhaupt ſind alle ſogenannte Vernunftbeweiſe für die Unſterblichkeit, dieſes metaphyſiſchen, außer unſerer ſymboliſchen Vorſtellung nirgends realiſirten Punkts, den wir Seele nennen, läppiſch und ungereimt. Einige dieſer Beweiſe führen uns offenbar über die Grenze der uns möglichen Kenntniß und Erfahrung hinaus und beruhen auf Vorausſetzungen, die, ſo evident ſie auch der ſchwärmenden Einbildungskraft einiger metaphyſiſchen Träumer vorkommen mögen, doch in den Augen der beſcheidenen Vernunft ganz unerweislich ſind.“

„Gott will, ſagt man, daß wir uns freuen und ſelig werden ſollen. Das will er und will es vergebens. Tauſende freuen ſich ihres quälvollen

*) Voltaire.

Daſeins nicht und finden eher Urſache, es als ein läſtiges Geſchenk von ſich zu werfen. Millionen Menſchen, welche hier vergebens nach Glückſeligkeit ſtrebten, werden nicht einmal dort ſelig. Sie hatten das Unglück ihrem hartherzigen Schöpfer zu mißfallen, und der Grauſame rächt die Fehltritte ihres ſpannenlangen Lebens mit einer Ewigkeit voll Pein. Würde die Hölle der Chriſten, wenn ſie exiſtirte, würde das ewige Elend vieler tauſend vernünftiger nach Glückſeligkeit vergebens ſchmachtender Geſchöpfe nicht ſchon allein eine evidente Widerlegung des Lehrſatzes ſein: daß des Schöpfers Güte ſo groß als ſeine Macht, und daß er alle ſeine Kreaturen mit einer in Wohlthaten überfließenden Zärtlichkeit liebt?"

„Die Vernunft entſtehet mit ihrem Subjekt, dem vernünftigen Thier, zugleich, oder vielmehr ſie entfaltet ſich erſt, wenn die ſinnlichen Werkzeuge des Thiers ſich bereits zu einer beträchtlichen Vollkommenheit entwickelt haben. Sie verlöſcht, gleich dem Lichte, dem es an Nahrung fehlt, oft noch ehe die ihr zugeſellte Maſchine in Staub auflöst. Ihren Tod kündigt der Tod der Sinne an, von deren Almoſen ſie kümmerlich lebte. Was iſt ſie ohne das Gedächtniß, deſſen unſichere Exiſtenz offenbar von körperlichen Urſachen abhängt?"

„Jede Grundkraft, d. h. jede Kraft, die nicht in eine andere als Aeußerung oder Modification derſelben, reſolvirt werden kann, iſt Subſtanz. Indem haben wir von einer ſolchen ſchaffenden Kraft nicht den mindeſten Begriff. Wir wiſſen nicht aus Erfahrung, daß eine ſolche exiſtirt. Wir können ihre Nothwendigkeit a priori nicht beweiſen. Auch iſt es vergebens, die Möglichkeit einer Sache darthun zu wollen, wovon man durchaus keinen Begriff hat."

Dieſe wenigen Auszüge werden hinreichen, um einen Begriff von der Klarheit und Schärfe einer Schrift zu geben, die wir allen Vernünftigen nicht genug empfehlen können. Der Titel lautet: „Skeptiſche Abhandlungen über wichtige Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß. 1789." *)

Sowie in politiſcher Hinſicht ein „guter Fürſt", ſo war in religiöſer eine von allem Ceremoniell befreite „natürliche Religion" das Steckenpferd der damaligen Aufgeklärten. Freilich mußte dies für alle Zeit ein frommer Wunſch bleiben, da es der menſchlichen Natur angemeſſener iſt das eigene Glück zu fördern und an dem eigenen das der Uebrigen Theil nehmen zu laſſen und gewiſſermaßen zu vereinigen, als mit Hintanſetzung des perſönlichen Intereſſes das der Uebrigen im

*) Sie iſt in der Arnegerſchen Buchhandlung zu Caſſel erſchienen und daſelbſt noch zu haben. Preis 12½ gr.

Auge zu haben. Worin beſtand denn die „weiſe“ Regierung Friedrichs II. als in der perſönlichen Laune dieſes Mannes. Es war ſo ſein Geſchmack, die theologiſchen Quackſalbereien und die politiſchen Zwangsmaßregeln gefielen ihm nicht, und dieſen Geſchmack will man als Verdienſt ihm anrechnen? Hat er etwas anders gethan, als die Dinge ihren Lauf gehen laſſen, ſich von aller Einmiſchung frei gehalten, und dieſe paſſive Rolle auf religiöſem Felde bezeichnet man als das non plus ultra alles Freiſinns. Warum hat dieſer „große König“ das freie Denken nicht ſelbſt thätig befördert, ſeine „Unterthanen“ nicht aufgeklärt, warum hat er die Dinge eben ihren Lauf gehen laſſen? Wir haben ſchon früher gezeigt, wie jämmerlich die politiſche „Freiheit“ Friedrichs II. beſchaffen war, die ſich die „Liberalen“ ſo eifrig zurückerbetteln, wie auch dieſe politiſche „Freiheit“ auf eine Paſſivität ſich reducirte, wie ſie ſogar aus ihrer Paſſivität heraustrat und die „Unterthanen“ mit Zwangsmaßregeln beglückte, die freilich auf das theilnahmloſe Volk ohne Rückwirkung blieben. Man ſehe die Preſſe der damaligen Zeit.

Die allgemeine Einſicht ward nie durch Regierungsmandate gefördert, ſie muß ſich durch eigene Macht in den Herzen der Menſchen verbreiten und feſtwurzeln; ſonſt bleibt ſie eine künſtliche Flamme, die vom erſten Windhauch verlöſcht! — Ein unter engliſcher Flagge ſegelnder Freidenker beweiſt die Richtigkeit des Geſagten in einer kleinen Schrift: „Der Antichriſt. London und Berlin 1786“, worin er die Aufklärung unter der Perſon eines Ketzers und ſeines Sohnes verſinnlicht und vorzüglich der Erziehung den richtigen Werth beilegt. Er gewinnt folgendes Reſultat:

„Ein von Vorurtheilen freier Verſtand wird bei dem Gebrauche ſeiner natürlichen Kräfte in den tauſend verſchiedenen Religionen der Menſchen in Anſehung ihres Ceremoniells und ihrer Glaubensmeinungen tauſend Thorheiten und Irrthümer erblicken.“

„Wie glücklich iſt ein Volk, deſſen Zufriedenheit ſich auf das Bewußtſein wahrer Vollkommenheiten gründet, das keiner Zuchtruthe bedarf, um zur Beobachtung ſeiner Pflichten gepeitſcht zu werden, das von keinen

Hinunterſchen in Contribution geſetzt, die Früchte ſeines Fleißes ſicher und unbeneidet genießt!"

Der Menſch bedarf keiner Zuchtruthe, — zu ſeinem jetzigen „Glück" muß er allerdings gepeitſcht werden. Die Zuchtruthe iſt ein Beſtandtheil des Eigenthumsrechtes, die Einen halten damit die Andern in dem gehörigen Reſpekt, welcher zur Erhaltung der ihnen „angeſtammten" oder „wohlerworbenen" Rechte erforderlich.

„Die weltliche Macht ſchießt mit Kanonen, die geiſtliche ſchoß einſtmals mit dem Bannſtrahl — ſeitdem aber die Ableiter erfunden ſind, ſchießt ſie gar nicht mehr." *)

Der Ableiter für die weltliche Macht iſt derſelbe: Erkenntniß des Menſchen und ſeiner Verhältniſſe. Steckt dieſen Ableiter auf alle Dächer, und die weltliche Macht wird ſich vor dem Schießen hüten, ſie iſt dann nicht allein keine Macht mehr, ſie zerfällt dann in dem Nichts der Einbildung.

„Geſetze müſſen Menſchen beherrſchen, und Menſchen müſſen durch Geſetze regiert werden — aber dieſe Geſetze müſſen ihrer Natur Verfaſſung, Clima und Cultur angemeſſen und von Allen gebilligt ſein. Daher ſollten Einzelne nicht nach Willkür Geſetze geben, die für Alle verbindlich ſein ſollen, ſondern alle Bürger müſſen ihr Iſt, ihre einſtimmige Einwilligung dazu gegeben haben."

„Ich kann mich allemal in der Seele ärgern, wenn die Philoſophen und Moraliſten anfangen, über den Mangel der Freiheit zu declamiren. Gibt es nicht ganz zahlreiche Stände in der Welt, die die Freiheit haben, Andere methodiſch, ſyſtematiſch und in aller Form auszuplündern? Gibt es nicht ganze zahlreiche Stände in der Welt, die die Freiheit zu freſſen, zu ſaufen, zu ſpielen, zu tagedieben, zu faullenzen ꝛc. haben? Gibt es nicht ganz zahlreiche Stände in der Welt, die die Freiheit haben, über Alles, was ſie nur wollen, ganz allein zu diſcurriren, es mag auch noch ſo dumm und abgeſchmackt ſein. Gibt es nicht ganze Stände in der Welt, die die Freiheit haben, Platz unter den Menſchen zu machen und die entbehrlichen und überflüſſigen auf den Kirchhof zu ſchicken. Gibt es nicht ganze Stände in der Welt, die die Freiheit haben, mit dem Verſtande und Gewiſſen anderer Menſchen herumzuſpringen und anzugeben, wie es ihnen beliebt?"

„Verliebte leben von der Liebe — warum ſollen die Armen nicht von der Luft leben können? Die Luft iſt ein Körper, es kommt nur dar-

*) Aus dem „Lebuch für große Kinder. Germanien. 1794." welches ich größtentheils auch für die Gegenwart eignet — das Elſaß iſt ja daſelbſt.

auf an, daß man ihr den Grad von Dicke zu geben wiſſe, daß ſie eſſbar wird."

„Almoſen iſt in jedem Verſtande eine Satire auf die Menſchheit. In dem Munde des wahrhaft Dürftigen heißt es nichts anders, als: Gebt mir einen Theil der Glücksgüter zurück, auf die ich als Menſch mit euch von Natur aus gleiche Anſprüche habe und die ihr oder eure Vorfahren mir mit Gewalt oder Liſt entriſſen habt."

Wir könnten noch Mehreres aus dem Abcbuch anführen; jedoch reicht Dieſes hin, um den Sinn und die gute Meinung des Verfaſſers anzudeuten.

Der Verfaſſer eines ſehr conſequent gehaltenen Werkes, und mit dem Verfaſſer der „Skeptiſchen Abhandlungen" und Wekhrlin wohl der einzige, der auch die Heuchelei einer „natürlichen Religion" von ſich weist, des Werkes: „Das Theater der Religionen, oder Apologie des Heidenthums. Athen 1791" beginnt den erſten Abſchnitt „Allgemeine Betrachtungen über Religion" mit folgenden Worten:

„Das Syſtem willkürlich ſtipulirter Geſetze über den innern freien Zuſtand des Menſchen, oder die Religion hat, ſeitdem ſie ſich mit dem Intereſſe des Staats und dem noch größern der Prieſter verwebt, Epochen auf Epochen gehäuft, hat ſich dem äußern Verhältniſſe nach in ſo viel tauſend Geſtalten und Formen gemodelt, als es Nationalcharakter, Leidenſchaften und Launen, moraliſche Pygmäen und Giganten gibt."

Mit Recht führt der Verfaſſer die Hypotheſe einer Gottheit auf die Unwiſſenheit der Menſchen, auf ihren Mangel an phyſiſchen Kenntniſſen zurück. Sie konnten und können nicht begreifen, wie die einzelnen Kräfte der Natur in ſich zuſammenfließen, wie eine aus der andern entſpringt; ſie erfanden, um einen Grund aufzuſtellen, eine Endurſache, eine letzte Kraft, welche Alles leitete, die Bewegung der Natur wie des Menſchen. Das Reſultat dieſer Beobachtungen, die auch dem Verſtande des roheſten Menſchen nothwendig auffallen mußten, war nun, daß ein unbekanntes, mächtigeres Weſen zum Urheber aller dieſer Dinge gemacht wurde, welches man mit dem Namen Gott bezeichnete.

„Die Alten legten jedem Theil der Natur göttliche Kraft bei und perſonificirten dieſelbe, während die Chriſten, das Sinnliche dieſes naivpoetiſchen Cultus erkennend, die göttliche Kraft, die ſie ſich ebenſowenig

erklären konnten, auf ein einziges Weſen übertrugen, den „Schöpfer und Erhalter aller Dinge.“

Unwiſſenheit alſo war und iſt noch heut zu Tage bei dem Pöbel, worunter wir alle Gläubigen zu rechnen uns erlauben, der Grund des Glaubens an ein überſinnliches Weſen. Unſere heutige Naturwiſſenſchaft iſt ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß ſie den Zuſammenhang der einzelnen Kräfte darthut und die Ungereimtheit jener Annahme in ſich auflöst.

„Das Syſtem der Prieſter, die unter der Fahne des dreifach gekrönten Weltbeherrſchers dienten, bildete ein gewiſſes Ganze, das ihre Gemächlichkeit und ihren Ueberfluß zum Gegenſtande hatte.“ — „Die Prieſter waren Repräſentanten und Willenserklärer der Gottheit, und der gute Unterthan, der auf der einen Seite die innern Verhältniſſe ſeines Staates nicht einſehen konnte und auf der andern ein zu warmes Gefühl hatte, um nicht gern ſeine gereizte Neugierde, ſei es, durch was immer, befriedigen zu laſſen, war anfänglich für Alles, was ihm die Leidenſchaften ſeiner Regenten und Prieſter unter dem Deckmantel ſeines Gottes beibrachten. Und ſo mußte nach und nach ſein Gott betrügen, tyranniſiren, rauben, plündern und morden helfen, und er hatte den Troſt, wenn er ſich geduldig über Alles einſchläfern ließ, dereinſt wieder zu finden, was ihm ſein Gott in dieſem Thale des Jammers entriſſen hatte. Ein Troſt, den er theuer genug bezahlte!“

„Die „angeſtammten“ Herren thun ja Alles „von Gottes Gnaden“ und „von Rechts wegen“. Sie wollen den armen Menſchen Sicherheit gewähren, es wird aber endlich Zeit, daß wir uns vor ihnen ſichern. Sicherheit gegen überwiegende fremde Gewalt war das erſte Motiv ihrer (der Menſchen) Vereinigung. Allein Sicherheit von innen ward bald zu einem eben ſo wichtigen Nebenzwecke, da Gewalt unter den Zuſammenrotten noch ebenſo wie zuvor die Rechte entſchied, der Schwache noch immer die Stärke des Mächtigern fürchtete, und die Gewalt des Ganzen durch dieſe innere Unruhe geſchwächt wurde. Der Menſch entſagte dann ſeiner natürlichen Freiheit, ſchmiegte ſich unter das Joch einer oberſten Gewalt, wählte einen feſten Aufenthalt und führte Eigenthum und alle mit ihm nothwendig verbundenen Uebel ein, um ein ruhiges und ſicheres Leben genießen zu können. Ein ruhiges und ſicheres Leben! Dieſem einzigen Götzen einiger Schwächlinge opferte der Menſch die Freiheit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft und unterwarf ſie allen den zahlloſen Uebeln, die den größten Theil der unterworfenen Brüder zu Boden ſchlagen.“

„Die ſchützende höchſte Gewalt allein machte ihre eigenen Völker für künftige Generationen unglücklich; das Unvermögen, ihre Gewalt zu gebrauchen, machte die Menſchen liſtig, tückiſch und boshaft; das eingeführte Eigenthum erregte Habſucht, Neid und Mißgunſt, jagte Brüder gegen

Brüder in Harnisch, privilegirte Betrug und Ränke zum Monopol des Stärkern und erzeugte Gift und Dolch als die fruchtbaren Mittel verborgener Zwecke."

Ein zum physiokratischen System sich hinneigendes Werk „Farao für die Könige" (Leipzig 1776—77. 3 Bde.) beweist gleichfalls die große Inconsequenz der früheren, oder vielmehr aller Politiker. Sie schwärmen von einem guten Fürsten, der sie, die Unmündigen, regiere, von guten Gesetzen, mit denen er sie im Zaume halte. Und doch sind beide Wünsche eben nur Begriffe. Das Befehlen, Verfügen und Gebieten ist eben weder gut noch schlecht. Auch diese Schwärmer gehen von dem freien Prinzip aus:

„Ein Staat ist die Vereinigung eines Volks zur gemeinschaftlichen Erhaltung und zur Beförderung der Wohlfahrt jedes Mitglieds." „Die Zeit und die Schwäche der Unterdrückten befestigten die Mißbräuche, und die schweigende Einwilligung verjährt die angemaßte grenzenlose Gewalt der ersten Tirannen. Die Unterwerfung aller Unterthanen, welche Anfangs nothwendig war, ward aus Gewohnheit, Unwissenheit und Beispiel zuletzt freiwillig, der Gehorsam ward durch Strafgesetze und Unmenschlichkeiten erzwungen, das moralische Band der Verbindlichkeiten ward durch die Religion noch fester geknüpft, die Gewissen geriethen in eben die Sclaverei, die schon äußerlich über sie herrschte und die ersten Gesetzgeber wurden durch eine unvermeidliche Folge ihrer Macht allezeit die ersten Tirannen der Menschen und die Vertilger ihrer angebornen Freiheit."

„Die Gleichheit der Natur, welche keine Classificationen der Menschen gemacht hat, sondern Allen ihr gleichvertheiltes Geschenk, die Freiheit, überlassen hat, hört auf, sobald eine Gesellschaft unter einer Regierungsform durch Zwang oder freien Willen vereinigt wird. Im ersten Falle entsteht der Name der Unterthanen, im zweiten der Bürger oder Republikaner. Diese letzten haben allein das Vorrecht der Vernunft erhalten und können nicht anders als durch den Beitritt ihres Willens regiert werden."

Von Frankreich, als dem thatkräftigsten Lande, erwarteten die Freien damaliger Zeit ihre einzige Rettung, und nur Schwächlinge wie Klopstock konnten in dem strengen Verfahren der Regierung gegen die conspirirenden Royalisten etwas Uebles sehen. Wie handelten die übriggebliebenen unter der Restauration gegen ein Land, das sie als ihr Pachtgut und dessen Unterthanen sie als ihre Sclaven betrachteten! Diese Erkenntniß hatte sich auch der Unbekannte, der als „Wekhrlin

der Jüngere an die Völker Europens, vorzüglich an Franken und Deutſche. Germanien 1797" ziemlich wortreich ſeine wohlgemeinten Rathſchläge ergehen ließ, verſchafft. Er ſchrieb unter Anderm:

„Alles, nur keine Könige, nur keine Conſtitution, an deren Ruder ein König oder ein Einzelner hingeſtellt iſt!" — Die beſte Conſtitution wird nach und nach despotiſche Monarchie, die trefflichſte Verfaſſung wird nach und nach unterminirt, beſonders durch Könige, die erblich und unverantwortlich ſind; der beſchränkteſte, wenig vermögende oberſte Staatsaufſeher iſt in hundert Jahren hernach oder vielmehr ſeine Nachkömmlinge, Despot und unumſchränkter Machthaber, gleichviel ob öffentlich oder heimlich, mittelbar oder unmittelbar."

„Prieſter haben von jeher keinem Volke etwas genützt, ſondern allemal entſetzlich geſchadet; ſie ſind und bleiben ewig geſchworne Feinde der hellen Vernunft, der freien Selbſtſtändigkeit, der erhabenen Menſchenwürde und des frohen Lebensgenuſſes." — „Noch nie haben Prieſter eine Nation aufgeklärt, und wenn ſie Jahrtauſende ihr Poſſenwerk unter ihnen getrieben haben."

„Die Despoten in der Welt ſind noch ſo ehrgeizig und gerechtigkeitliebend, daß ſie nicht eher eine Ungerechtigkeit, nicht eher eine Schandthat verüben wollen, als bis ſie der Sache eine Seite abgewonnen haben, von der ſie dieſelbe mit dem Pinſel des Rechts und des Erlaubtſeins anſtreichen können. Und wenn ſie die Sache nicht völlig ſo zurechte zu machen gelernt haben, daß ſie wie gut und nützlich ausſieht, ſo verſtehen ſich andere Schmeichler und hündiſche Fußlecker, die immer ſchaarenweiſe um ſie herumkriechen, deſto beſſer darauf, die daher von keinen andern als von heilſamen erſprießlichen, allgemein wohlthätigen Planen, Einrichtungen und Entwürfen mit weisheitsvoller Miene ſprechen."

„Jeder Menſch iſt um ſein ſelbſt willen, nicht für Andere da, er iſt Selbſtzweck, er ſoll ſeine eigenen Zwecke erreichen; er iſt und darf kein Mittel, keine Sache, keine Maſchine für die Zwecke Anderer ſein."

Auch von dem noch jetzt oft genannten Knigge laſſen ſich Gedanken anführen, die nur hier und da unter dem Stroh ſeines langweiligen Geſchwätzes hervorgucken und weniger die Eſſenz ſeiner Meinungen bilden als einen zufälligen Fund, mit dem er vor den Augen der Freien prahlen konnte.

„Befreiung von Bedürfniſſen, die den Menſchen zum Sclaven Anderer machen, Aufklärung und Moral, werden Fürſten und Staaten entbehrlich machen."

„Jeſus hat keine neue Religion einführen, ſondern nur die natürliche Religion und die Vernunft in ihre alten Rechte ſetzen wollen. Dabei wollte

er die Menſchheit in ein größeres allgemeines Band vereinigen und indem er die Menſchen durch Ausbreitung einer weiſen Moral, Aufklärung und Bekämpfung aller Vorurtheile fähig machen wollte, ſich ſelbſt zu regieren, ſo war der geheime Sinn ſeiner Lehre: allgemeine Freiheit und Gleichheit unter den Menſchen wieder ohne Revolution einzuführen."

„Die unnützeſten Bürger werden die reichſten, die andern ſind Hunde und verachtet und dürftig, müſſen aber zahlen."

Moral, natürliche Religion, ſind auch hier die Stichworte eines ſich unbewußten Strebens nach menſchlicher Freiheit. Chriſtus hat für ſie dieſe Moral, dieſe natürliche Religion, dieſelbe wie die der heutigen Lichtfreunde, eigens erfunden, darum verdient er Achtung und Liebe oder wenigſtens, daß man ſich nach ſeinem Namen nennt.

Um der Himmelsſeligkeit die menſchliche unterzuſchieben oder vielmehr dieſer durch Bloßſtellung jener Kraft und Ausdauer zu verſchaffen, begann J. C. Edelmann den Kampf mit dem Religionsſchwindel, welchen erſt die neuere Zeit zu Ende zu führen beſtimmt war. Wenige beſaßen die Schärfe und Gewandtheit dieſes Schriftſtellers. Seine Worte haben für die Gegenwart ganz dieſelbe Bedeutung, wie für das vorige Jahrhundert.

„Seitdem man den Glauben erdacht,*) und ein Phantaſt dies, der andere was anders den Leuten zu glauben aufgedrungen, ſeitdem hat man auch die Liebe als die alleinſeligmachende Religion allenthalben aus der Welt verdrängt und zwar den ſchönen Namen von einer alleinſeligmachenden Religion in allen Sekten beibehalten und den Leuten damit einen blauen Dunſt vor die Augen, in der That aber die Menſchen je länger je unglückſeliger gemacht. Denn je mehr Glaube in der Welt aufgekommen, der zu unſern Zeiten, nur von dem einzigen chriſtlichen Glauben zu reden,

*) Bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin des Holſteiner Theologen Matthias Kungen zu erwähnen, der bereits im Jahre 1672 einen Brief in lateiniſcher Sprache und noch dazu in Rom geſchrieben und bei Neugebauer in Jena herausgegeben, worin folgende Stelle ſich findet:

Ueberdies leugnen wir Gott, verachten auf das nachdrücklichſte die Obrigkeit und verwerfen die Kirchen ſammt allen den Prieſtern. Es genügt uns das Wiſſen nicht Eines, ſondern Mehrerer, und das gemeinſam empfangene Gewiſſen. Denn dieſes Gewiſſen, welches die wahrhaft gütige Mutter Natur in alle Menſchen gelegt hat, iſt unſere Bibel, unſere Obrigkeit und unſer Prieſter. Dieſes wird, wenn wir gut, den Himmel, welchen das einzige Leben bei weitem überſtrahlt, ewig abgeben. Dieſes Gewiſſen nämlich iſt uns bei unſerer Geburt angeboren, es ſtirbt auch bei unſerm Sterben. Dies ſind die mit uns geborenen Lehrmeiſterin und wer ſie verwirft, verwirft ſich ſelbſt.

laut der Erfahrung wirklich unerziehlich iſt, je weniger Liebe hat ſich unter den Menſchen geäußert, und es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß die Liebe recht aufkommen könne, wo der Glaube die Oberherrſchaft, weil nichts ſo ſehr der Liebe entgegenſteht als der Haß, womit der Glaube über die Gemüther der Menſchen herfährt, wenn ſie nicht eben die Grillen fangen können oder wollen, die er fängt. Denn da iſt ja bekannt und braucht gar keines Beweiſes, daß er die meiſten Menſchen verdammt, wenn ſie nicht ebenſo albern Zeug glauben, als er bald in dieſer, bald wieder in einer andern Partei erdacht hat: da hingegen die Liebe alle Menſchen ohne Unterſchied, ſie mögen glauben was ſie wollen, ſoviel an ihr iſt, glückſelig zu machen ſucht, indem ſie ſie ohne Kränkung neben einander leben läßt und einem Jeden thut, was ſie will daß man ihr thun ſoll."

„Ich frage Jedermann, der ſeine Sinne und Vernunft noch brauchen kann, mit was für Grunde er von einer Religion, die ihn gegenwärtig ſo unglückſelig und mißvergnügt leben läßt, hoffen könne, daß ſie ihn nach dem Tode glückſeliger machen werde? Ich ſage, es werde auch hier noch Mancher zu ſpät erfahren, daß es wahr ſei, was man zu ſagen pflegt: Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. Verheißungen aufs Zukünftige koſten nichts, ſonſt würden die Pfaffen wahrhaftig nicht ſo freigebig damit ſein, ſie ſind aber in dieſem Stücke viel klüger als ihre Untergebenen. Denn wenn ihnen dieſe gleich tauſendfache, ja unendliche Belohnungen für ihre Dienſte, in jener Welt oder im zukünftigen ewigen Leben verſprechen wollten, ſo würden ſie doch ihr Handwerk bald niederlegen, wenn man ihnen gegenwärtig und hier in dieſem Leben nichts in die Hände und in's Maul geben wollte. Wir aber ſind einfältig, daß wir alle das Gute, das ſie uns verſprechen, erſt in jenem Leben erwarten und dagegen das wirkliche Gute, ſo wir hier in dieſem Leben ſchon beſitzen, z. B. die Freiheit unſerer Gedanken und Gewiſſen, den unumſchränkten Gebrauch der Vernunft, den rechtmäßigen Genuß der Creatur ſammt unſern baaren Mittelchen und Vermögen, uns durch tauſenderlei Ränke für die liebe lange Weile von ihnen nehmen laſſen. — Nur iſt zu verwundern, daß wir unſerm eigenen Verlangen und Gefühl ſo gar lange haben zuwider handeln und nicht ſehen können, daß wir in Erwartung einer zukünftigen ungewiſſen Glückſeligkeit die gegenwärtige gewiſſe darüber in die Schanze ſchlagen. Es läßt ſich kaum begreifen, wie wir betrüglichen Menſchen zu gefallen glauben können, daß wenn wir dieſe hintanſetzen, wir dermaleinſt eine immerwährende dafür zu gewarten haben würden. Es iſt uns in dieſem Stücke nicht beſſer ergangen, als dem Hunde in der Fabel, der mit einem Stück Fleiſch über's Waſſer ſchwamm und nach dem Schatten ſchnappte und darüber das Fleiſch, ſo er wirklich ſchon hatte, fallen ließ."

„Weil die Pfaffen die Natur für verderben ausgeben, ſo wird es für ſündlich erklärt, und wenn es dem herrſchenden Aberglauben nur

ein wenig in die Karte zu gucken beginnt, gar dem Teufel zugeſchrieben. Damit iſt dann die Zufriedenheit und Glückſeligkeit dieſes Lebens bei denen, die dieſes Pfaffengeſpenſt entweder gar nicht kennen oder Muth genug haben, demſelben nach der Larve zu greifen, auf einmal um ein Merkliches unterbrochen. Die armen Leute fangen an ſich mit fürchterlichen Gedanken wegen ihres Seelenzuſtandes zu quälen und wenn ſie hören, daß ſie aus den Kräften ihrer Natur nicht nur gar nichts Gutes thun können, ſondern daß Gott ſelbſt von ihnen den tröſtlichen Ausſpruch gethan haben ſoll, daß das Dichten und Trachten ihres Herzens nur böſe ſei von Jugend auf und immerdar, und daß ſie zufolge dieſer unaufhörlichen Quelle des Böſen auch als Gerechte in einem jeden guten Werk tödtlich ſündigen, ja auch ſogar als Wiedergeborne das Sündigen nicht laſſen können, ſo werden ſie endlich durch dergleichen heilloſe und verfluchte Lehren dergeſtalt kleinmüthig und zum Guten verdroſſen gemacht, daß ſie lieber den Pfaffen ihre armen Sünder Lebenslang bleiben und in Hoffnung eines künftigen Schlaraffenhimmels das Leben dieſer Zeit, ſo viel an ihnen iſt, für ſich zur Hölle machen, als daß ſie das Gute, ſo der Schöpfer in ihre Natur gelegt hat, aufkommen laſſen und die Glückſeligkeit des Lebens befördern ſollten."

Einen der edelſten Männer, den die Revolution erzeugte, müſſen wir hier mit aufführen: Georg Forſter. Einer der Wenigen, welche, als es galt Hand an's Werk zu legen, ſogleich zur That ſchritten, um ihr unterdrücktes Volk aus den Ketten des erblichen Ungeheuers zu erretten.

„Die Revolutionen, welche gewaltſamer Druck veranlaßt, ſind heftige, ſchnelle, von Grund aus umwälzende Kämpfe, wie in der äußern Natur, ſo im Menſchen. Es iſt unmöglich, dem Zeitpunkt einer ſolchen Veränderung zu entgehen, allein ihn weit hinauszurücken, bleibt das Werk menſchlicher Klugheit, welche die Gemüther durch Nachgiebigkeit beſänftigt und wo ſie nicht überreden kann, wenigſtens den Zwiſt vermeidet, der die unausbleibliche Folge einer unbilligen Behandlung der Andersdenkenden iſt."

„Freiheit, dieſes höchſte Ziel, dem der Menſch in ſittlicher und bürgerlicher Beziehung entgegenreifen kann, wird ohne wiederholtes Ausgleiten und Irregehen nicht errungen; aber iſt ſie es nicht werth, ſo theuer, ja theurer noch erkauft zu werden? Wenn uns in den Ereigniſſen unſerer Zeit die Schwäche, die Unbeſonnenheit, die Kurzſichtigkeit der Menſchen, die zum Genuß ihrer angebornen Rechte hinanſtreben, ein betrübendes Schauſpiel gewähren, wo wäre die Billigkeit, ſie ſelbſt dafür verantwortlich zu machen, da ihre lange Knechtſchaft allein die Schuld aller ihrer Mängel und Gebrechen trägt?"

Der thätigſte Publiciſt ſeiner Zeit, Georg Franz Rebmann, kommt, nachdem er mehrere Jahre hindurch das republikaniſche Intereſſe verfochten, endlich zu dem Schluß:

„Meine Republik fängt erſt dann an, wenn die Menſchheit gar keine Regierung mehr bedarf, wenn Jeder ſeinen Acker baut oder ſeine Schuhe macht und ſich nicht träumen läßt, daß er mehr thue, wenn er die Leitung der öffentlichen Geſchäfte übernehme, als wenn er Schuhe mache. Meine Republik braucht weder Directorien, noch auswärtige Geſandte, noch bleibende Aemter, noch ſtehende Heere, noch Bankiers, noch Seehandel. Meine Republik beſteht darin, daß Jeder eine Hütte, einen Acker, ein Weib, oder wenn er lieber will, eine Gefährtin, nach der Wahl ſeines Herzens haben könne und kein Wort davon wiſſe, daß es je Fürſten, Prieſter, Directoren, Geſandte, Officiere ꝛc. gegeben habe oder geben könne."

„Ueberhaupt iſt die chriſtliche Religion die allerſchädlichſte in jedem Staat, da ſie Meinungen zur Tugend macht und durch Ceremonien Verbrechen verſöhnen will, da ſie ihre Jünger von der bürgerlichen Thätigkeit abzieht und ihre Motive zur Tugend aus einem Zuſtand hernimmt, der außer der Sinnenwelt liegt. Ihre Lehren ſind ganz von dem reinen Geiſte abgewichen, der in den eignen Worten ihres Stifters liegt. Man mag lachen, wie man will, ſo iſt es doch wahr, daß Chriſtus ſelbſt eine Art von guter Sanculotterie gepredigt hat. Man ſtoße ſich nicht an den Ausdruck, die Sache ſelbſt iſt gut, wenn man ſie nur nicht abſichtlich mißverſteht und verdreht."

Laſſen wir dieſen unfruchtbaren Satz, den in neuerer Zeit W. Weitling zum Panier erhebt. Ob vor 1800 Jahren Jemand auch wirklich die ſoziale Reorganiſation im Sinne gehabt, kann uns, ſobald es ſich um die Nothwendigkeit einer Reorganiſation handelt, ziemlich gleichgültig ſein, und darf jedenfalls uns nicht zur Richtſchnur dienen.

Das Leben iſt ohne Maß und Verhältniß, folglich muß es Beides erhalten.

Dem „Politiſchen Thierkreis" entnehmen wir Folgendes:

„Das Volk, heißt es, ſei noch nicht reif. Freilich wird es dies nie werden, wenn der Spruch täglich von Neuem begonnen und darnach gehandelt wird. Man verweigert dem Hungrigen Speiſe und Arbeitszeug unter dem Vorwande, daß Magen und Hände zu ſehr geſchwächt ſeien! Dann kann in der That nur das Wunder einer Revolution ihm Stärkung und Unterhalt verſchaffen; mit Willen des Zwingherrn wird er nie reif und ſtark."

„Wer den alten Gemeinſpruch durchgedacht hat: Was du willſt, daß dir die Leute thun ſollen ꝛc., der weiß auch, daß der Menſch nie Mittel und ſtets Zweck ſein muß."

„Wenige gelangen zum Gebrauch ihrer Vernunft; bei den Meisten bleibt dieser Funke des göttlichen Lichts in finsterer Unthätigkeit und wird unter dem Zwange des Instinkts gedrungt und herabgewürdigt. Die Fesseln sind zahllig und ehern, die sich um ihn herumschlingen und ihm jeden Schritt streitig machen, den er in das Land der Wahrheit thun will. Alle die Vorurtheile des Ansehns, alle Gewöhnung an ungeprüfte Vorstellungen, alle erlernte Systeme, Nationalsitten und Gebräuche, Erziehung, Religion, Staatsverfassung; kurz, die ungeheuren Ketten alle, die von seiner Geburt an ihn umwickeln, machen seinen Gang stumpf und benehmen ihm sogar den Muth etwas zu wagen."

Dieses so fesselnde Herkommen, unter welchem sich ein Jeder der ungeheuren Mehrzahl der Uebervortheilten gedrückt und unglücklich fühlt, wird von den einsichtsvollsten Köpfen damaliger Zeit einer Reform für bedürftig erfunden, und dies sogar von Seiten Derer, welche nicht als total Mißvergnügte bei den Freunden der bestehenden „Ordnung" in Mißkredit gerathen sind. Hören wir den bekannten Staatsgelehrten Moser:

„Gewiß ist, daß nach den ewigen Gesetzen der sich immer verwandelnden Natur es auch in der intellektuellen Kraft der Menschheit nicht immer nur beim Alten bleiben kann. Unsere Stunde wird schlagen, und die Morgenröthe des kommenden Tages nähert sich schon wirklich. — Wir können und wollen nicht läugnen, daß der Staat auch bei uns zugleich Lazareth und Patient sei, daß wir eine gründliche Kur höchlich bedürfen, daß viele unserer Aerzte selbst größtentheils an Verstand und Wille krank liegen, daß die aus den politischen Apotheken geholten und verordneten Mittel oft gewagter und gefährlicher sind, als die Krankheit selbst. Unserer Gesetzgebung, unserer Regierungskunst, unserer Länderpolizei, sogar unserm Kriegswesen steht eine gewisse und wohlthätige Reform bevor."

Keine getheilte, sondern eine gründliche Reform, keine politische, sondern eine gesellschaftliche Umgestaltung! Keiner soll mehr herrschen, Keiner mehr dienen, nicht die Arbeit soll Genuß schaffen, sie ist selbst Genuß, sobald sie mit dem innern Menschen harmonirt. Es nützt ferner nicht mehr, gegen einzelne Mißbräuche aufzutreten, Beamte anzuklagen ꝛc.; Staat und Glaube*) muß sich in die freie Gemeinschaft auflösen.

*) Das eigentliche Wesen des Staatsglaubens und des Glaubensstaates scheint am kräftigsten Luther zu zeichnen, wenn er im 3. Theil seiner Schriften sagt: „Christen streiten nicht mit dem Schwert noch mit Büchsen, sondern mit Kreuz und Leiden, gleichwie ihr

„Man ſteht in Republiken, wie an Höfen, aber nur auf eine andere Art. Wer am meiſten ſteht, muß ſich am ärmſten ſtellen.“

„Der Menſch iſt beſtimmt glücklich zu ſein, und ſeine Seele iſt auch mit allen Fähigkeiten erfüllt, dieſem großen Zwecke nahe zu kommen, ja ihn wirklich zu erreichen. Ein innerer Gefühl, eine bald nur zarte, bald merklichere Empfindung, ein bei aufmerkſamern Seelen ſtarker Zug überzeugt ihn, daß er zu einer Hoheit erſchaffen ſei, die ihm ſein gegenwärtiger Zuſtand nicht gewährt. Der Menſch iſt ſo groß, daß er noch nie niederträchtig genug geworden iſt, ſein Elend zu miſſennen. Wer hält ſich aber für elend, der von ſich nicht glaubt, daß er es beſſer haben könnte und ſollte?

„Die Menſchen haben ſich früh genug in die Haufen vertheilt, in welchen ſie noch verſammelt ſind. Eine Partei hat über die Vernunft als über eine Marter des Lebens geklagt, ſie haben lieber Beſtien ſein wollen und ſie zu erſticken und zu betäuben geſucht, weil ſie die Paſſionen in ihrer ſchmeichelhaften Herrſchaft zu viel gemeiſtert. Andere fühlten ihre Menſchlichkeit und wollten durch die Vernunft Götter werden. Keine von beiden Parteien hat ihren Zweck erreicht. Die Vernunft läßt ſich ihr Recht nicht nehmen, den Menſchen zu erinnern, was er iſt und was er werden könnte.“

„Deſpoten ſind in Europa ſehr ſelten, die Tirannei aber findet in allen Regierungsformen Platz.“

„Die (die Politiker und Philoſophen) ſchließen von den Sachen, die ſie vor Augen ſehen, auf die Natur von ſolchen, die ſie nicht ſehen noch kennen, ſie legen dem Menſchen einen gewiſſen Hang zu Unterwürfigkeit bei, weil ſie an ſich und ihren Mitbürgern wahrnehmen, mit wie viel Demuth ſie das Joch ihres Fürſten tragen, ohne zu bereuen, daß es mit der Freiheit ebenſo als mit der Keuſchheit und Unſchuld iſt, man empfindet ihren Werth nur ſo lange, als man ſie beſitzt.“

„Die Eltern geben uns die Menſchheit; die Erziehung ſoll uns die Menſchlichkeit geben. Das Verderben der Menſchen iſt alſo zu dem Grad, in welchem es unläugbar da iſt, dadurch geſtiegen, weil es weniger Väter der Menſchlichkeit als der Menſchheit gibt.“

„Die Erziehung gibt dem „gemeinen“ Mann früh ein Gefühl von dem menſchlichen Elend, von der Mühe, womit man ſich durch die Welt bringen müſſe, ſie pflanzt in ihn die Zuverſicht, daß Gott den Menſchen liebe und für ſein Geſchöpf ſorge, daß der Menſch in ſeinem Anliegen ſich zu ihm wenden dürfe und um Gottes willen Kreuz und Schickſal geduldig tragen

---

Herzog Chriſtus nicht das Schwert trüge, ſondern am Kreuze hängt. — Ein Chriſt läßt nehmen, rauben, drücken, ſchinden, ſchaden, preſſen und toben wer da will; denn er iſt ein Märtirer auf Erden und muß in allen dieſen Stücken ſtille ſtehn, leiden und allein Gott klagen.“

müſſe, weil nach dieſem Leben eine Ewigkeit ſei, in welcher das Gute belohnt, das Böſe geſtraft und der Menſch über alles ausgeſtandene Unrecht reichlich werde getröſtet werden. In dieſem ſeligen Zuſtande befänden ſich ſchon eine Menge heiliger Menſchen, welche (nach der Lehre der römiſchen Kirche) das Elend ihrer Mitbrüder auf der Welt mitleidig beherzigten und von Gott gewiſſe Departements zugetheilt bekommen hätten, um ihm alle möglichen Anliegen der Menſchen vorzutragen; an dieſes himmliſche Miniſterium hätte man ſich zu wenden und ihre Vorſprache zu erbitten. Der höhern Claſſe wird gleich in den erſten Kinderjahren fühlbar gemacht, daß zweierlei Menſchen auf der Welt ſeien, die vornehmeren zum Befehlen, die geringeren zum Dienen, Gehorchen und Dulden; die Welt zeigt ſich als ein luſtiger Garten, in welchem man nur nach eigener Neigung wählen dürfe, weſſen das Herz gelüſte; Gott wird als ein großer Herr vorgebildet, den man verehren müſſe, der aber ein ſo gutes Herz zu den Menſchen habe, daß er ihnen gern alles mögliche Vergnügen gönne und es ſo genau nicht nehme, wenn's auch über das Ziel ginge, der ſich leicht wieder verſöhnen laſſe und ſo großmüthig ſei, den Menſchen in jenem Leben es noch beſſer oder doch ebenſo gut als hier werden zu laſſen."

Wenn die nachſtehende Schrift auch nur die Reform der alten deutſchen Reichsverfaſſung im Auge hat, ſo nimmt ſie doch vorzugsweiſe Rückſicht auf die Stellung der niedern Claſſen und ihre Hebung, auf die Privilegien der höhern Stände und die Gleichgültigkeit der Fürſten aller Zeiten; ſie will das Syſtem geändert und auf dem freien Boden ein neues Gebäude, doch von den alten Bauſteinen, aufgeführt.

„Kein Staat iſt glücklich, deſſen Bürger unglücklich ſind, wenn auch das Gold beider Indien ſeine Schatzkammern füllte, und ſeine Flotten und Waffen in allen Meeren und Ländern ſiegten."

„Wer nicht ein warmer Freund der Menſchen, wer nicht im Stande iſt, ſich in die Lage der niedrigſten bisher oft gedrückten, faſt immer vernachläßigten Staatsbürger zu ſetzen, wer die gröbern Vorurtheile von natürlicher Ungleichheit der zum Herrſchen und Genießen oder zum Gehorchen und Arbeiten gebornen Menſchen, von den Geſalbten des Herrn und deren von Gott verliehenen Gewalt, von blindem Gehorſam der Unterthanen, nicht ablegen kann, der ſollte keine Stimme haben, wenn von Glückſeligkeit des Volks und Abänderung einer Verfaſſung die Rede iſt, die ihm bisher auf die Koſten Anderer, Vortheile gewährte." (Freimüthige Gedanken über die allerwichtigſte Angelegenheit Deutſchlands. Germania. 1794.)

Derſelbe Verfaſſer ſagt ſpäter, wo er den Einfluß der durch die Wiſſenſchaft erzeugten und gepflegten öffentlichen Meinung ſchildert:

„Intereſſe, Vergnügen und Bedürfniß haben zwar die Menſchen unter ſich genähert, aber dieſe Motive treiben ſie ebenſo ſehr zu dem Beſtreben, die Vortheile der Geſellſchaft zu genießen, ohne ihre Laſten zu tragen; und in dieſem Sinne ſind die Menſchen ſelbſt im Stande der Geſellſchaft in einem Stande des Krieges. Wenn aber Mehrere von den Laſten und der Arbeit für den Staat befreit ſind, um nur die Vortheile zu genießen, die er uns gewährt, ſo erweckt dies bei den Minderbegünſtigten Neid und Unwillen. Sie werden daher geneigter, mehr an ihr Intereſſe als an den Staat zu denken, und dieſer Egoismus wird nun geneigt, die Befriedigung des Seinigen in dem Verderben Derer zu ſuchen, die ihn daran verhindern. Und die Mittel dieſen ſchädlichen immer wachſenden Egoismus zu vernichten? — Dies iſt die Frage, welche die Geſetzgeber entſcheiden mögen."

Dieſen Beruf fühlt ein Jeder, in deſſen Innern ſich Gefühl mit Ueberzeugung vereinigt, dazu bedarf es keiner beſondern Geſetzgeber: Geſetze müſſen ſich ſelbſt geben.

„Eine weiſe Geſetzgebung, die das Privatintereſſe mit dem allgemeinen unzertrennlich verbindet, und jedes Individuum an den Staat durch wirkliche Vortheile, die es durch ihn erhält, feſt verknüpft, iſt unzerſtörbar und ſehr möglich. Der Horizont unſerer Ideen erweitert ſich von Tag zu Tage; und da die Geſetzgebung gleich den andern Wiſſenſchaften, an den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes Theil nimmt, warum ſollten wir an dem künftigen Glücke des Menſchengeſchlechts verzweifeln? Warum ſollten die Nationen, indem ſie ſich von einem Zeitalter zum andern aufklären, nicht endlich das volle Maß des Glückes erreichen?"

Nur die bornirteſten Köpfe aller Zeiten haben jene unendliche Ausbildung unſerer Kräfte und Fähigkeiten, jene Vervollkommnung der ringenden Menſchheit abgeſprochen. Ihre ſchlechte Gegenwart verhüllte ihnen auch die Zukunft mit einem Leichentuche. In den Ketten der Gewohnheit nannten ſie Alles, was dieſe Gewohnheit angriff, alles Neue, Ungewöhnliche unmöglich, je nichtsdenkender oder bornirter der Menſch, je mehr ihm ſeine Gewohnheiten theuer geworden, deſto mehr Unmöglichkeiten findet er. Selbſt der oberflächliche in den Schranken der Verhältniſſe ſtehende Philiſtrat Iſelin ſchien dies zu fühlen: „Unſere Ahnen waren vor wenig Jahrhunderten noch vollkommene Barbaren. Wir können uns ſchmeicheln, die Hälfte ihrer Barbarei abgelegt zu haben. Warum ſollten unſere Nachkömmlinge ſich nicht von allen Ueberbleibſeln derſelben befreien können?"

„Das alte Fauſtrecht mit ſeinen Folgen, der modernen Vereinzelung, der Allmacht des Geldes, der Ertödtung aller Gefühle, hat ſich überlebt,

es treibt ſich ſelbſt zur Vernichtung. Wenn alle Konſequenzen des „Rechtes“ ſich erfüllt, dann wird auch ſeine Zeit ſich erfüllt haben. Alsdann werden alle häßliche Geheimniſſe der falſchen Staatskunſt wie Wachs an der Sonne zerſchmelzen, und alsdann wird nur ein allgemeiner Grundſatz, nur das große und ewige Geſetz der Menſchlichkeit herrſchen: der Eifer Gutes zu thun und nützlich zu werden. — Vor dieſem großen Gefühle werden die niederträchtigen Triebräder verſchwinden, welche bisher die Vorſteher und die Diener der Völker und der Fürſten beherrſcht haben: der blendende Ehrgeiz, die eigennützige Anbetung des Volkes und die ſklaviſche Unterwürfigkeit unter den Willen eines Einzigen. In ſolchen beſſern Tagen wird erſt der wahre und große Zweck der bürgerlichen Vereinigung ſich entwickeln; und wie dem ganzen gemeinen Weſen, jedem Gliede deſſelben die beſte und angenehmſte Art des Daſeins, deren ſie fähig ſind, den Wohlſtand und die Glückſeligkeit gewähren.“

Bei unſern Wanderungen auf dem Gebiete der Litteratur, welche der getreue Spiegel des Volksbewußtſeins iſt, begegneten wir auch dem in der Litteratur öfter genannten Th. v. Hippel, der wenn er auch in religiöſer Hinſicht ſehr kindlichen Ideen huldigte, die ihm jedoch nur zum äußern Ausputz zu dienen ſcheinen, ein Vertheidiger der entwickelſten politiſchen Prinzipien iſt, man begreift nur nicht, wie ſich bei dieſem talentvollen Schriftſteller oft die verſchiedenartigſten Sätze vereinigen und verantworten laſſen. Man urtheile, wie die Monarchie, die er mit ſchwärmeriſchen Attributen beglückt, ſich neben folgenden ſozialen*) Lehrſätzen ausnimmt.

„Der politiſche Wohlſtand eines Volks iſt die Folge ſeiner ſittlichen Vervollkommnung und der Grundſatz der möglichſten Freiheit, die Grundregel, nach welcher Alles, was Recht iſt, und Alles was gut iſt, beurtheilt werden muß. Gewiß! Es wäre viel weiter mit dem Menſchen gekommen, wenn die Geſetzgebung von jeher dieſen ſchmalen Weg, der zum Leben führt, eingeſchlagen hätte, und würde es wohl alsdann ſo öfterer Geſetzabänderungen im Nehmen und Geben bedürfen? — Geſetze entſtehen aus der Nothwendigkeit, ſagt man, Irrungen in der Geſellſchaft zu heben, und ſowie man gegen neue Krankheiten auf neue Arzneimittel denken muß, ſo ſei man auch verpflichtet, neuen Fehltritten durch neue Geſetze abzuhelfen; ſollte man aber nicht durch Geſetze dieſen Uebeln zuvorkommen können? iſt nicht die menſchliche Natur überall dieſelbe? iſt nicht ein Menſch wie Alle und Alle wie Einer, und ſollte es nicht Belehrungs- und Vorbeugungsgeſetze geben, Geſetze die auf alle Staaten in dem Grade, als ſie der Vernunft huldigen, anwendbar ſind, und ſollte ſomach die Philoſophie nicht

*) Was wir jetzt mit dem Wort ſozial bezeichnen, reiht die Vergangenheit unter den Begriff politiſch.

blos die Norm, ſondern auch die Quelle des Rechts ſein können? In der That, bürgerliche Verordnungen müſſen ſich aus dem Weſen des Menſchen ableiten laſſen und nicht blos Demſelben und dem Zwecke jeder Geſellſchaft analog ſein, oder es liegt an der geſellſchaftlichen Verbindung und was eben ſo traurig iſt, an den Menſchen."

„Es gibt keine Freiheit, die geſetzlos iſt; der höchſte Grad der Freiheit iſt erreicht, wenn ſich der Menſch ſelbſt Geſetze gibt und ſie erfüllt: wenn er ſich ſelbſt Geſetz iſt."

„Ein eigenthümliches Recht zu einer Sache im Einzelnen hat Niemand von Natur, Allen ſteht Alles zu, und alle Sachen ſind in Hinſicht ihres natürlichen Gebrauchs gemein."

„Alle Menſchen ſind von Natur (das heißt eigentlich von Gottes Gnaden) und als Menſchen gleich. Es gibt keinen natürlichen Rang, keine Willensunterwürfigkeit — Alles iſt frei."

„Da wo das Volk nicht ſelbſt denken kann, ehe es votirt, iſt nie eine Demokratie, ſondern eine Ariſtokratie, und dieſe Regierungsform iſt, wenn ſie nicht, wie Gold im Feuer, geläutert worden — das Verderben der Menſchheit, und war eben darum der Fall aller Staaten der Gewalt."

„Die Natur verlangte durchaus, daß Niemand ſich vom Schweiße des Angeſichts ausſchließen, ſondern daß vielmehr Einer für Alle und Alle für Einen arbeiten ſollten, indem ſie die Arbeit mit Segen, den Müßiggang aber mit Fluch belegte."

Da wir überhaupt nur die Anklänge ſammeln, ſo können wir auch den Satiriker Liscov nicht unerwähnt laſſen.

„Die geſunde Vernunft ſagt, daß die Geſetze ein Zeichen unſerer Unvollkommenheit ſind, und daß dem Gerechten kein Geſetz gegeben iſt, weil er freiwillig thut, was recht iſt."

„Man glaubt, Gott regiere die Welt auf menſchliche Weiſe und ſehe die Fehler der Menſchen als wahre Verbrechen an, die er kraft ſeiner Gerechtigkeit willkürlich ſtrafe. Da es nun aber unbillig zu ſein ſcheint den Menſchen wegen einer Unvollkommenheit zu ſtrafen, die ihm angeboren iſt, und bei welcher Niemand zu kurz kömmt, als er ſelbſt, ſo ſpricht man: Der Menſch ſei vollkommen von Gott erſchaffen worden, habe ſich aber muthwillig, durch eine Uebertretung in das Verderben geſtürzt, in welchem er ſich jetzt befindet."

Wollten die Menſchen, ſagt Liscov, in Freundſchaft mit einander leben, ſo folge die Gemeinſchaft von ſelbſt, und dieſe Gemeinſchaft müſſe ſich bis auf die Weiber erſtrecken.

Der gute Mann ſah alſo ſchon vor hundert Jahren die Weiber als Gegenſtände an

An beredten Schilderungen der beſtehenden Mißverhältniſſe fehlt es, wie wir geſehen, nicht, wobei wir noch den Verfaſſer von „noch Etwas zum deutſchen Nationalgeiſte. Lindau 1766“, Bülow, anführen wollen. Was dieſes lebendig geſchriebene Büchlein vor einem Jahrhundert an den Pranger geſtellt, das ſteht noch heute in Macht und Anſehen, das erzeugt jene „heimlichen Thränen, welche von vielen Vätern des Vaterlandes ihren Unterthanen zu allerhand landesfürſtlichem Gebrauche ausgepreßt werden, als zur Ehre Gottes, zur Errettung ihrer ſonſt verdammten Seelen, zur Erhaltung einer Vorläuferin oder Begleiterin des Eheſtandes, zur Erbauung der Waſſermühlen auf den Gipfeln der Berge, zur Errichtung einer chriſtfürſtlichen Parforcejagd, zur Bereicherung eines halben Hunderts Landläufer unter allerlei geiſtlichen und weltlichen Titeln, zur Anwerbung einer Armee Marionetten, welche die Hälfte der Landesbewohner ausmacht und nicht eher in Bewegung geräth, als wenn die Jahreszeit zur Deſertion bequem wird, zur Bezahlung eines unglücklichen Points, das Standes und Herkommens halber geſetzt werden mußte.“

Mehr durch Sentimentalität und „moraliſche“ Begriffständelei zeichnet ſich Mnioch aus, die aber noch dem Beſſern Raum laſſen.

„Religion und Freiheit und Staatenwohl, mit dieſen Worten ſpielt der Taſchenſpieler!“

„Jedes Geſetz, ſogar das ſelbſtgegebene, begrenzt den natürlichen Freiheitsſinn unſerer Triebe.“

„Die Reſpektirung des Geſetzes, das nicht durch unſere eigene Ueberzeugung unſer eigenes geworden iſt, tritt den Menſchen nieder und richtet nie aus, was ſie ausrichten ſoll; der Stolz, der hier müßte tragen helfen, iſt gelähmt. Daher iſt ſie durchaus niederer und gefährlicher, als die Reſpektirung eines falſchen Geſetzes, das man ſich ſelbſt gibt, zwar nicht, inſofern es falſch, ſondern inſofern es ein Geſetz iſt.“

„Vernimm es, du Widerſtreit in Einem Weſen, du Diſtel- und Sternenfreund, — es iſt die Zeit der Verzauberung, in der du jetzt dahingehſt: — denn du wurdeſt geſchaffen kein Engel und kein Thier, — kein Mittelding zwiſchen Beiden, kein zänkiſches Geſpann von Beiden, ſondern ein ſchöner vollendeter Menſch, ein harmoniſcher Verein der phyſiſchen und moraliſchen Welt, der Natur und der Freiheit.“

„Der Begriff von einem überſinnlichen Gott kann ſchlechterdings keinen Einfluß auf unſere Sinnlichkeit haben; wir können durch dieſen Begriff nicht gerühret werden.“

„Wenn aber wirklich ſolche Strafen, ſolche Schreckbilder, wenn die ſinnliche Furcht das Einzige wäre, was — nicht glücklich machen! — nur dicht am Rande des Abgrunds vom gänzlichen Untergange mühſam zurückhalten kann: nun ſo müſſen wir überhaupt an der Beſtimmung des Menſchen zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit, oder doch wenigſtens zu einer bürgerlichen Vereinigung zweifeln. Soll der blinde Glaube hier ſein Meiſterwerk verſuchen und die Geſetze der Fürſten zu mittelbaren Geſetzen Gottes erheben, ſoll das Volk an einen unbedingten Gehorſam gegen infallible Verweſer ſeines Verſtandes von Jugend auf gewöhnt werden, ſoll es aufhören ſeine angeborne Rechte und ſeine Stärke nur zu ahnen, kurz, ſoll es an ſeinen Fürſten, wie das Roß an ſeinen Reiter, — an die Geſetze, wie das Roß an den Zügel, gewöhnt werden, — welch eine Ehre für die menſchliche Natur! Wir wären gerade ſo viel ſchlechter als die Thiere, um ſo viel beſſer wir uns jetzt dünken."

„Nur da wo alles Wiſſen aufhört und wo der Zweifel die Glückſeligkeit oder die Tugend des Menſchen untergräbt, darf die Religion auftreten und ihren Glauben empfehlen."

„Jetzt trägt das fromme Volk alle ſeine Ketten geduldig, die ihm die Hand des Mächtigen anlegt, und ſtillt ſeinen Hunger, die Schmerzen ſeiner Wunden, die Thränen ſeiner Kinder mit der Hoffnung eines ewigen Lebens. Es hält ſich von den grauſamſten Schlägen ſeiner Treiber nicht von Menſchen beleidigt, ſondern von Gott geſtraft; und ſchlägt endlich ſelbſt mit geheiligter Fauſt auf ſeinen freigeſinnten Bruder, der ſich zu wehren oder auch nur zu murren kühn genug war."

„Es iſt gewiß, — weder aus dem Begriff einer Monarchie zuſammengehalten mit dem Begriff der Demokratie, noch aus der Geſchichte beider Regierungsformen ergibt ſich, daß im monarchiſchen Staate die Menſchen glücklicher ſein können oder es gar ſchon geweſen ſind, als in demokratiſchen Republiken. Die Geſchichte beſonders zeigt uns beinahe ſeit zweitauſend Jahren nur den Jammer und das unſchuldig vergoſſene Blut königlicher und fürſtlicher Nationen."

„Jeder Menſch ſoll ſich zum Zweck ſeiner Handlungen machen, und dadurch erhält er ein vernünftiges Motiv zu ſeinen Handlungen. Vorausgeſetzt daß eine moraliſche Welt aus der gegenſeitigen Einwirkung freier Weſen als ſolcher beſtehe; ferner daß eine moraliſche Welt gut ſei, daß im Allgemeinen ein freies — mit Bewußtſein empfindendes und mit Abſicht handelndes Weſen in einer moraliſchen Welt, ohngeachtet der darin nothwendigen Begrenzungen, dennoch bei weitem glücklicher ſein muß, als außer derſelben, daß es in dieſer Verbindung, nach dem Maaßſtabe ſeiner Fähigkeiten und Grundtriebe an Werth und Dauer — intenſiv und extenſiv mehr genießen kann, als wenn es ſich von aller moraliſchen Einwirkung Anderer losmachen und mit ſich allein für ſich leben wollte;

Es iſt nun die Frage: welches ſind die Geſetze dieſer moraliſchen Welt, wenn ſie, ſo viel als ihr Begriff zuläßt, die beſten ſein, d. h. wenn ſie bei den wenigſtmöglichen Begränzungen, die größtmögliche Glückſeligkeit jedem Individuum gewähren und als Verbindung, als Ganzes beſtehen ſoll?"

Schon das vorige Jahrhundert hat die gewichtigſten Einwürfe gegen die republikaniſche Staatsverfaſſung, aber als Verfaſſung, als etwas Begränztes erhoben. Damit wird jedoch nicht geſagt, daß nicht die eine beſſer d. h. freier ſei als die andere, und daß nicht die eine jedenfalls als theilweiſes Mittel zu einer ſozialen Reorganiſation dienen könne. Das Freiere läßt das noch Freiere doch leichter und ſicherer erreichen wie das weniger Freie!

„Republik? Wol gut, ein ſtattlicher, babyloniſcher Thurmbau, bei dem ſich die Sprachen verwirren, ein ſtürmiſches Meer der Meinungen, eine ewige Ebbe und Fluth der Gründlingſchaften, ich meide Keinen, der dieſe gefährliche Schiffahrt unter Klippen und Sandbänken beginnt. — Ariſtokratie? Weg mit den hundert Neſtern und Vettern, weg mit dieſer hohlwangigen Zwittergeſtalt! Welche ſind die Beſten? die Mächtigſten und Reichſten. — Monarchie? Nun freilich, wenn in der Republik nur zwei Tirannen wüthen — Geld und Kabale, ſo fällt nach Umſtänden hier eine Geiſſel mehr — hochgeborne Dummheit!

„Es iſt wahr, in der Republik ſpannt ſich jede Geiſteskraft ſtärker, Alles muß thätiger arbeiten. Geiſt an Geiſt ſchlägt Funken zu höheren Flammen. Des Menſchen Seele ſtrebt höher. Der Menſch wird höher. Aber auch glücklicher und freier?"

„Je größer die Geſellſchaft iſt, je millionenfacher alsdann ſind die Kollißionen und Zuſammentreffungen. Einer drückt den Andern. Sobald du unter die Menge trittſt, mußt du dich ſtoßen und drängen, ſei das unter einem ſogenannten freien oder von einem König oder Türken beherrſchten Volkshaufen." („Ideationen. Nürnberg bei Felßecker. 1795").

Aus dieſen Vorausſetzungen und Erklärungen ergeben ſich in Bezug auf unſer eigenes Weſen folgende Sätze, welche eine weite geiſtige Entwickelung bekunden und ſich an Geßners Worte anknüpfen:

„Der Menſch iſt nur frei, ſofern er ſich zu allem Thun und Laſſen nach eigener Wahl, d. h. nach eigener ſich bewußten oder unbewußten Abwägung der Gründe für und wider — zum Thun und Laſſen entſchließt."

„Der Menſch ſtrebt nur nach eigenem Wohlſein und Vergnügen, und könnte er dieſe Abſicht, ſeiner jedesmaligen Einſicht nach, durch Beglückung Anderer, erreichen, ſo würde man ihn bereit ſehen, Alles um ſich

der zu beſeitigen und Niemand zu kränken. Daß er das Letztere dennoch häufig thut, daß er oft nicht errröthet, ſein eigenes Vergnügen auf Anderer Mißvergnügen, ſeine eigene Glückſeligkeit auf die Ruinen des Wohlſeins anderer Weſen zu gründen: das kommt nicht daher, weil das Kränken, Quälen und Martern ihm Vergnügen macht, ſondern lediglich daher, weil er ſeinen Zweck — den, zu genießen — nicht anders erreichen zu können glaubt; alſo daher, weil er oft zu kurzſichtig und zu dumm iſt, um einſehen zu können, daß ſein Privatwohl mit der allgemeinen Glückſeligkeit durch unzerreißbare Bande zuſammenhängt und daß Jeder für ſein eigenes wahres dauerhaftes Vergnügen in eben dem Maaße ſorgt, in welchem er das Vergnügen und das Wohlſein Anderer zu befördern ſucht." („Ketzereien aus allen Fächern des menſchlichen Wiſſens alphabetiſch geordnet und jedem Wahrheitsfreunde gewidmet. 2 Bde. Frankfurt a/M. 1799;" führt noch den Nebentitel: „Taſchenbuch für Denker und Denkerinnen auf das Jahr 1799.")

Der neuerdings zum Gegenſtand einer Skizze erhobene H. von Held bietet weniger allgemein menſchliche Anſichten als vielmehr politiſche, da er einen liederlichen Miniſter für den Grund alles Elends im Staate hielt. Wir können in Ermangelung ſeiner Schriften nur ſeine für eine Art Freimaurer niedergelegten Verhaltungsregeln benutzen, um das Prinzip zu erkennen, das er verfolgte und wovon er wie Weishaupt die Nothwendigkeit einer geheimen Geſellſchaft herleitete:

„Wenige, obgleich ſie den Verluſt der angebornen Güte und Würde beſeufzen und ſich nach Erlöſung ſehnen, haben Energie genug, dem Strome der Verſchlimmerung ſich entgegenzuſtämmen, ſie laſſen es bei frommen Wünſchen bewenden, die Verzagtheit in dieſer Hinſicht iſt allgemein, und mehrentheils ſchwächen Lage und der Druck der Umſtände auch den ergebenden Willen, ſich thätig zu äußern, zumal da die Einſicht nichts weniger als häufig iſt, daß um ſeinem Daſein Würde zu geben, der Menſch ſich ſelbſt das einzige und nächſte Mittel bleibt. Wehe überdies dem Einzelnen, der es wagt, auf der großen Heerſtraße ſeiner Zeit ſtehen zu bleiben und ſeinen Mitwallern zuzurufen: Wir ſind unrecht! Gerade um ihn, und jemehr er Mann von offener Stirn und warmen Herzen iſt, je unbefangener er der Natur ſchönes Gepräge vor ſich her trägt, werden Bosheit, Verachtung, Neid und bitterer Haß ſich bald verſammeln, ihn zu ſchmähen und zu kränken, denn die Sklaven der Verderbniſſe und Mißbräuche ſind jederzeit die heftigſten Feinde Derer, die mit ihnen nicht gleiches Joch erleiden wollen."

Geben wir auch nichts auf das geheime Bundeswesen der Freimaurer, erkennen wir auch in ihrem Verhalten mehr

als ein kindiſches Spiel: einen Frevel gegen die ganze Menſchenwelt, da ſie ihr Intereſſe auf Koſten der Uebrigen pflegen, — ſo können wir doch nicht umhin eines Werkes zu erwähnen, welches gerade dieſes Bundesweſen, wenn auch in redlichem Sinne, zu rechtfertigen eifrigſt bemüht iſt. Wir heben wieder die wichtigſten und umfaſſendſten Gedankenkörnchen hervor, um den Verſtand der Verſtändigen ſelbſt urtheilen zu laſſen.

„Wenn die Menſchen ſo gut, wenn unſere bürgerlichen Verfaſſungen ſchon die beſten und vollkommenſten ſind, wozu ſo viele Entwürfe, Abänderungen und Verſchläge? wozu ſo viel Geſetze und Geſetzbücher? wozu der Zwang der Obrigkeiten? wozu Belohnungen und Strafen? warum leben ganze Völker, warum jeder Menſch mit dem andern in unaufhörlicher Zwietracht und Streit? warum traut kein Menſch dem andern? was macht die Zurückhaltung und Verſtellung nothwendig? warum werden der ewige Friede, die Abdankung der Armeen, der freie und ungehinderte Verkehr aller Völker, das Sittenregiment*), die allgemeine Aufklärung und Sittlichkeit, noch zur Stunde als wohlmeinende Träume, als utopiſche Einfälle verlacht?“

„Die Ungleichheit fängt ſogleich an, ſobald das Vermögen und die Reichthümer ſehr ungleich vertheilt ſind, denn es gibt Schwache und Starke, ſobald es Arme und Reiche gibt, ſobald es Menſchen gibt, welche um einen gewiſſen Preis feil ſtehen, ſobald es Andere gibt, welche im Stande ſind den bedungenen Preis zu erlegen. Wo der Reichthum iſt, da iſt auch die Macht, ob weil Niemand Allen und zu allen Zeiten geben kann, ſo kennt die Geſchichte nichts, was dem Wechſel mehr unterworfen wäre, was häufigere Veränderungen erlitten hätte als eben dieſe Macht, dieſer Abgott der Menſchen.“

„Wer Geld hat, beſitzt Alles. Das Geld iſt das Mittel, alles Vergnügen zu genießen, alles Mißvergnügen zu entfernen. Wer Geld hat, braucht nicht zu bitten, denn er kann die ihm ſo nöthige Mitwirkung und Theilnehmung anderer Menſchen erkaufen. Wer Geld hat, braucht nicht ſelbſt zu arbeiten; er allein kann ruhig genießen, indem Andere für ihn arbeiten. Das Geld iſt das erſte aller Güter, die erſte Bedingung eines glückſeligen Lebens, eines ruhigen Genuſſes.“

„Jeder Staat trennt: er macht, daß ſich die Menſchen fremd werden und haſſen; er trennt ſeine Nation von dem übrigen Menſchengeſchlecht, ihr Intereſſe von dem Intereſſe des ganzen Geſchlechts, er trennt ſeine Nation durch die Verſchiedenheit und Ungleichheit der Stände und Intereſſen; er trennt ſogar jeden Einzelnen von dem Andern, denn die Politik muß

*) Der Verfaſſer ſteht noch auf dem moraliſch-chriſtlichen Standpunkt, der unter Moral das Gute an und für ſich begreift und mit der Religion zuſammenknüpft. Religion heißt bei ihm die „natürliche“.

theilen, um zu herrschen. Dies Alles macht, daß der Mensch über den Bürger vergessen wird. Dadurch werden Kollisionen der Rechte veranlaßt, und die Quellen des Streits und der Zwietracht bis ins Unendliche vermehrt." *)

Entwickeltere Gedanken hat W. J. A. W. Geßner, nicht zu verwechseln mit dem Idyllendichter. Er sieht das einzige Heil in der Vereinigung Aller und wenn er auch das Einzelinteresse als ein für sich bestehendes und einem natürlichen Triebe seinen Ursprung verdankendes betrachtet, so macht er doch den Anfang mit der Theorie der Gemeinschaft, ohne von einem System auszugehen oder auf ein solches sich zu berufen. Sein Werk, dem wir die folgenden Stellen entnehmen, wenn es auch 1803 unter dem Titel „die neue Stoa oder über den Gleichmuth. Ein Versuch zur Gründung der Herrschaft über uns selbst. Leipzig." erschienen, ist doch schon im vorigen Jahrhundert geschrieben und nur aus commerciellen Beweggründen nicht eher zur Veröffentlichung gelangt. Man wird sogleich sehen, in wie fern er weiter geht wie sein Vorgänger.

„Nur dann, wenn die Menschheit es dahin gebracht haben wird, daß ihre gesammte Thätigkeit sich einzig in der menschlichen Natur und in voller Harmonie mit deren wesentlichen Elementen und Anlagen begründet, wird sie den Gipfel ihrer Vollendung erklommen haben; und dahin führt vorerst kein anderer Weg, als tiefe und Alles durchdringende Erforschung dieser menschlichen Natur. Ein jeder Versuch in dieser Art, so weit er auch hinter dem Ziel der Vollkommenheit zurückbliebe, ist daher gewiß kein unverdienstliches Werk."

Ein Paradies träumen wir nicht mehr, den Gipfel der Vollendung sollen wir nicht erreichen, das widerstrebt der Natur, die keine Vollendung, sondern nur Ausbildung, Vervollkommnung kennt. Zuerst suchen wir den Weg, auf welchem diese Ausbildung am sichersten zu erlangen, und der ist die völlige Unabhängigkeit des Einzelnen von der ihn umgebenden Außenwelt. Nichts soll uns gebieten, Nichts Gesetze auferlegen, Nichts mit Sitten und Gewohnheiten umstricken: selbstbewußt und aus eigenem Antrieb soll der Mensch handeln.

*) Aus A. Weißhauptes Werke „Ueber die geheime Welt- und Regierungskunst. Frankfurt 1783."

Bestimmen ihn keine äußeren Beweggründe mehr, so wird er nie seinen Mitmenschen schaden, nie „schlecht“ handeln.

„Entwickelung und höchstmögliche Thätigkeit aller unserer geistigen Kräfte und Anlagen in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Vernunft ist der höchste Zweck unserer Natur. Da aber die Erreichung desselben an die Erhaltung und an die dieser wieder vorausgesetzte Befriedigung der Bedürfnisse unserer sinnlichen Natur als Mittel gebunden ist, so ist auch diese ein zwar untergeordneter, aber doch unvermeidlicher Zweck. Wir müssen vor allen Dingen dafür sorgen, unsern Körper zu erhalten, und dann allererst können wir an die Ausbildung des Geistes und an die vollständige Erreichung des eigentlichen Zwecks unseres Daseins denken; denn es gibt keinen andern Weg zur Erweckung und ersten Bildung des Verstandes, als die Sinne, und die Organe derselben sind Bestandtheile unsres Körpers. Je mehr Zeit der Mensch nun braucht, um sich die Bedürfnisse seiner sinnlichen Natur zu verschaffen, desto weniger bleibt ihm übrig, um an der Vervollkommnung seiner geistigen zu arbeiten; und umgekehrt, je weniger Zeit und Kräfte die Erreichung des ersteren Zwecks erfordert, desto mehr erspart er sich davon zur Erreichung des letztern. Daher ist Erleichterung im Erwerb der physischen Bedürfnisse für die Menschheit überhaupt nothwendige Bedingung ihres Fortschreitens zum Ziel ihrer Vollkommenheit, und jede einzelne Nation ist in demselben Verhältniß im Stande, sich diesem Ziele zu nähern, in welchem sie geschickt ist, sich mit einem geringen Aufwand von Zeit und Kräften in den Besitz jener Bedürfnisse zu setzen und sich in allen seinen Gliedern desto mehr Zeit und Kräfte zu erübrigen. Es ist daher klar, daß etwas für die Menschen desto wichtiger sein müsse, je mehr es dazu dient, ihnen den Erwerb ihrer sinnlichen Bedürfnisse zu erleichtern und ihnen folglich die so nöthige Ersparniß an Zeit und Kräften zum Behuf ihrer höhern Ausbildung möglich zu machen.“

Diese Ersparniß an Zeit und Kräften ist das einzige Mittel zu unserer Menschwerdung und daher der Zweck unserer Aufmerksamkeit. Wodurch wird die größtmögliche Ersparniß bewirkt? Durch nichts Anderes als durch das harmonische Zusammenwirken *Aller*, durch gleichmäßige Bethätigung der uns innewohnenden Kräfte. Die sogenannten geistigen Kräfte können aber nicht ohne die körperlichen entwickelt werden, oder vielmehr, die geistigen sind eben auch die körperlichen. Darunter verstehen wir die zur Erhaltung und Ausbildung bestimmten Fähigkeiten. Erst müssen wir uns *erhalten*, d. h. die gröberen Sinne befriedigen, um die feinern bethätigen zu

können, um uns auszubilden: mit der sorgenfreien Existenz erst ist die Möglichkeit einer Ausbildung gegeben.

„Um nur seine (des Menschen) geistigen Vermögen in demjenigen Grade auszubilden, in welchem es zur Erreichung des eigentlichen Zwecks seines Daseins nöthig ist, dazu wird schon für einen beträchtlichen Zeitumfang seiner Existenz Befreiung von der Sorge für die Ernährung und Beschützung seines Körpers erfordert. Wie kann ihm aber dies zu Theil werden, da sie nur die Wirkung der vereinigten Thätigkeit vieler Menschen, folglich der Gesellschaft, sein kann?"

Bisher glaubte man, allein den Kampf mit der Natur wagen zu können: ja, man war so verblendet, daß man sich selbst gegen die übrige Welt in Kriegszustand erklärte. In diesem Kriegszustand nimmt man Jeden für ein Werkzeug und behandelt Jeden als einen Schurken, bis er nicht das Gegentheil erwiesen. Jeder ist sogar gezwungen, indem er nur das eigene Interesse ohne Ansehen der Andern fördert, Schurke zu sein, er könnte mit seiner Redlichkeit nicht bestehen. Dieses Zurückstehen der alten Gesellschaft erreicht in Stirners „Einzigen" seine ganze Verwirklichung, so sehr daß er consequent und bei fortwährendem Festhalten des Egoismus zuletzt zu der Gemeinschaft kommt, wo Jeder ohne Schaden sein persönliches Interesse frei bethätigen kann.

„Wäre der Mensch allein mächtig genug, jedes auf ihn eindringende Uebel von sich abzuwehren und jeden Genuß, nach welchem ihm gelüstet, sich zu verschaffen, so würde er ohne besondere Gesellschaftstriebe seiner Natur sich nie um andere Menschen bekümmern.

Oder nur in so weit bekümmern, als sie ihm Nutzen bringen. So möchte auch Stirner läugnen, daß es keine Gesellschaftstriebe gibt, während doch alle Zeiten beweisen, daß man sich auch aus andern Beweggründen als aus denen des persönlichen Interesses, z. B. um einer Idee willen, mit Andern verbunden, um vereinigt eine Idee zu verwirklichen, die man einzeln nicht verwirklichen konnte. Dasselbe läßt sich von Stirners „Einzigen" sagen, der als Einziger stets ein Phantom, ein Ideal bleibt, das er nur im Verein mit Andern zu erreichen vermag. In der That existirt ein Trieb des

Menſchen, der ihn zu andern Menſchen als zu ſeines Gleichen hintreibt: das Einſiedlerleben iſt Unnatur, Entmenſchung.

„Die natürliche Beſtimmung des Triebes nach Theilnehmung iſt, eben ſo wie die des Triebes nach Mittheilung, und aller Geſellſchaftstriebe überhaupt, zweifach, nämlich: Vereinigung der Menſchen überhaupt und Vervollkommnung jedes Einzelnen.“

„Dem Trieb nach Theilnehmung oder nach Empfangung der Gedanken, Gefühle und Wünſche Anderer folgt — der Trieb nach gemeinſchaftlichem Genuſſe von Freud und Leid.“

Der Egoismus iſt die durch die beſchränkenden Verhältniſſe erzeugte Verläugnung der Menſchennatur. Der Menſch wäre nicht Egoiſt, wenn er nicht ſeinen Vortheil dabei fände. Und wer läßt ihn ſeinen Vortheil finden, als die gezwungene Bethätigung der vereinzelten Kräfte? Wer ſeiner von der Außenwelt ungetrübten Neigung folgt, der arbeitet mit Luſt, der findet in der Arbeit ſeinen Genuß; wer dagegen an die Galeere der Nothwendigkeit hülflos geſchmiedet, der ſucht auf alle Weiſe und mit allen Mitteln ſich von dieſer Lohnarbeit zu befreien, wird zum Verſchwender, zum Säufer oder Spieler, oder wenn ihm das Glück günſtig, zum Tagedieb. Dadurch, daß der Menſch einzig auf ſich angewieſen iſt, daß er ohne Hülfe für ſeine Exiſtenz ſorgen muß, lernt er in ſeinen Mitmenſchen nur Feinde ſehen, welche ſeinem Emporkommen ſich entgegenſtellen, da ſich Jeder auf den Schultern des Andern erheben möchte!

„Was iſt es denn, was jenes unaufhörliche feindſelige Ringen der Kräfte der Menſchen gegen einander verurſacht und jenes begleitende Band des Wohlwollens, welches die Natur um alle menſchliche Herzen ſchlingt, zerreißt? Habſucht, Herrſchſucht, Ehrſucht, dieſe drei Furien, die die Hölle zu deſſen Qual und Schande unter das Menſchengeſchlecht ſandte, ſind es hauptſächlich, welche alle jene thörichten, ſchändlichen, zerſtörenden und böswilligen Handlungen hervorbringen, die die Menſchen verüben; welche die edelſten Triebe in den Herzen der Menſchen erſticken und ſie von dem geraden ſchönen Pfad der Natur in ein Labirinth von Thorheit, Schande und Elend locken.“

Was iſt es anders, als das Verkennen der eignen menſchlichen Natur, was einen fortwährenden Vertilgungskampf der Einzelnen gegen die Einzelnen unterhält? Das alte Fauſtrecht

hat ſich erhalten, mit dem Geldbeutel in der Hand überwältigt es den Unvermögenden, mit der Einbildung den Gewohnheitsmenſchen; werfet die Gewohnheit von euch, und ihr werdet das Weſen der Einbildung mit der Wurzel vernichten. Der Glaube an die Nothwendigkeit, welcher die Vorſehung erfand, brachte und bringt noch alles Elend in die Welt. Die Nothwendigkeit jedes Einzelintereſſes ſchafft das allgemeine Intereſſe, die Nothwendigkeit der Exiſtenz, den Trieb nach der freien menſchlichen Exiſtenz, die über alle Staats- und Religionsformen ſich erhebt, ſie aufhebt.

„Was iſt der einzelne Menſch? Was vermag er allein gegen die unzähligen Gefahren und Uebel, die ihn täglich und ſtündlich umringen und ſeinem Leben Verderben und Untergang drohen? Wie wenig Kräfte beſitzt er, um allein ſich Alles das zu verſchaffen, was ſein Herz erfreut, ſein Dasein glücklich macht und ihn in den Stand ſetzt, die ſo viel vorausſetzende große Beſtimmung ſeiner Natur zu erreichen? Aber die Menſchen in gemeinſchaftlichem Wirken vereint — wie groß ſind ihre Kräfte! Welche Herrſchaft können ſie ſich erwerben über die ganze Natur! Wie können ſie ſo vielen drohenden Gefahren, ſo vielen furchtbaren Gewalten getroſt ins Angeſicht ſehen! Wie unzählig viele Quellen der Freude und des Wohlſtandes können ſie ſich öffnen! Wie leicht wird es ihren vereinigten Kräften, ſich in den Beſitz von allen Dem zu ſetzen, was erforderlich iſt, um ihren Wohlſtand ſicher und ihre höhere Ausbildung möglich zu machen! Wer vereinigt zwar ſehen die Noth (vergl. „Geſellſchaftsſpiegel") und der Eigennutz (vergl. Stirner's „Der Einzige und ſein Eigenthum") die menſchlichen Kräfte zu jenem gemeinſchaftlichen Wirken, ſowohl um Uebel abzuwenden, als um ſich mancherlei Vortheile zu verſchaffen."

„Aber wie wenig iſt dem Menſchen geholfen, der auf keine andere Hülfe als nur auf die der Noth und des Eigennutzes Anderer zählen darf! Wie ermüdend iſt ein Leben, das Annehmlichkeiten blos der fremden Noth verdankt! Wie unſicher iſt ein Glück, das nichts als fremden Eigennutz zur Bürgſchaft hat! Wer aus Noth hilft, hilft nicht länger als die Noth ihn drängt. Iſt er eines Beiſtandes nicht mehr bedürftig, fühlt er ſich frei und mächtig, dann kehrt er euch verächtlich den Rücken oder ſetzt euch übermüthig wohl gar den Fuß auf den Nacken, um mit Trotz und frecher Gewalt von euch zu erzwingen, was er zuvor durch geleiſtete Dienſte zu gewinnen ſuchte."

„Es bedarf alſo mehr, als blos der Noth und des Eigennutzes, um zu jeder Zeit Schaden und Uebel von uns abzuwehren, um in Verlegenheiten und mißlichen Lagen uns zu Hülfe zu kommen, um unſern Mangel und unſere Noth in Wohlſtand umzuſchaffen, dieſen Wohlſtand zu ſichern, das Leben uns lieb zu machen, den Geſchmack an demſelben zu nähren

unſre Kräfte dadurch in fortwährender Thätigkeit zu erhalten und vor einem gefährlichen Hinbrüten zu ſchützen und uns überhaupt zu allem dem behülflich zu ſein, wodurch unſer Streben zum höchſten Ziel einen glücklichen Fortgang gewinnt."

„Die Geſellſchaftstriebe geben den Menſchen eine faſt unwiderſtehliche Kraft, um die Uebel, welche ihrem Leben, ihrer Habe und ihrem Wohlſtand drohen, abzuhalten und ſich in den Beſitz von unzähligen Gütern zu ſetzen und machen, indem ſie ihnen Sicherheit und Ueberfluß verſchaffen und die Wirkungen aller einzelnen Kräfte zum gemeinſchaftlichen Gebrauch und Genuß zuſammenzubringen, es ihnen möglich, mit Erfolg und raſchen Schritten an ihrer höhern Vervollkommnung zu arbeiten und zuzunehmen. Sie befördern durch den Umtauſch der Gedanken, Gefühle und Wünſche, bei jedem Einzelnen insbeſondere den glücklichen Wachsthum und die ſchnellere Ausbildung des Verſtandes und Herzens, wecken durch den gemeinſchaftlichen Leid- und Freudgenuß jede Kraft zu nachdrucksvoller Thätigkeit und machen, daß auch jeder Trieb der Einzelheit nun ſeine Segel ſpannt, um jeden einzelnen Menſchen für ſich im beſtgeeigneten Laufe in den Hafen ſeiner Beſtimmung zu treiben."

Ach! Chimären! Nur wenn die Menſchen Engel werden, kann von einer allgemeinen Uebereinſtimmung die Rede ſein. Wir aber ſagen euch: So lange ihr noch von Himmel und Hölle ſchwatzt und träumt, ſo lange könnt ihr euch ſelbſt und eure verrückten Geſellſchaftsformen nicht begreifen. Nicht wahr, einen abgetragenen Rock zieht ihr aus und einen neuen an? ſo könnt ihr auch das Joch, das euch die Vergangenheit anerbt und das wie ein Alp auf uns laſtet, abwerfen, um frei von jedweder menſchlichen Satzung allein den Satzungen der Natur, die uns Alle umfängt und an die uns ein gleich inniges Verhältniß feſſelt, Aufmerkſamkeit und Einſicht zu ſchenken.

„Ein himmelweiter Unterſchied findet ſich zwiſchen dem Menſchen, was er, betrachtet nach ſeinen urſprünglichen Anlagen und was er betrachtet nach dem iſt, wie die wirkliche Erfahrung ihn darſtellt. Wären alle ihm eingepflanzten Triebe nach ihrer wahren natürlichen Beſtimmung und nach einem richtigen Verhältniß in ihm thätig, ſo würde er nie durch eigene Schuld ſeine Geſundheit verderben und ſein Leben verkürzen, ſo würde er nie durch eigene Schuld in Mangel und Elend gerathen, ſo würde ein Jeder ſo verſtändig, ſo gebildet ſein und einen ſo großen Vorrath beſitzen, als ihm ſeine ihm verliehenen Kräfte und ſeine von ihm unabhängigen Umſtände verſtatten, ſo würde ein Jeder der Tugend und Wahrheit mit

mit ernſtem ununterbrochenem Eifer nachſtreben, und die Menſchen würden durchaus ſchon allein durch den Einfluß ihrer urſprünglichen Triebe nicht nur die bewundernswürdigſte, ſondern auch die erhabenſte und liebenswürdigſte Gattung von Weſen ſein."

Ein gleiches Reſultat ſtellt ſich heraus, hier mit mehr, dort mit weniger Bewußtſein, unter den gerühmten Coryphäen der deutſchen Literatur. Am bedeutendſten erſcheint auch hier G. E. Leſſing in ſeinen mehrfach erwähnten „Geſprächen zwiſchen Ernſt und Falk": *)

„Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilet und trennet — dieſe Trennung in wenig große Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer, als gar kein Ganzes — nein, die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis ins Unendliche fort. — Der Staat, er ſei gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich das nämliche Verhältniß haben. Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Antheil haben, wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere oder geringere Glieder geben. Wenn anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich vertheilt worden, ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nützen wiſſen, als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben."

„Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe oder in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer gibt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tirannei. Anders nichts!"

Es iſt neuerdings mehrfach gezeigt worden, wie auch Fichte der neuern ſocialen Bewegung nicht ſo fern ſteht, als man glauben möchte. Er ſteht ihr nicht allein nahe, er knüpft ſelbſt an ſie an und gibt gewiſſermaßen den Uebergang der Politik zum menſchlichen Prinzip, welches, wie jedes, nicht ohne Revolution ins Leben zu treten vermag. Verſtand im Verein mit Gefühl bilden die revolutionäre Idee: ihr muß

*) Wolfenbüttel 1778. N. A. Göttingen 1787; ſpätere Ausgabe Frankfurt 1780.

jeder wahrhafte Menſch, Jeder der in dem gemeinſamen Glück ſein eigenes erblickt, unbedingt anhängen. Jeder große Denker war Revolutionär, ein Feind des Beſtehenden, welches doch dem innern Menſchen ewige Fehde geſchworen; der Gedanke ſelbſt, wenn er erhaben ſein ſollte, mußte gegen das Beſtehende, als etwas Erniedrigendes gerichtet ſein. Wir citiren J. G. Fichte:

„Keine Staatsverfaſſung iſt unabänderlich; es iſt in ihrer Natur, daß ſie ſich alle ändern. — Ich verſpreche, an dieſer Staatsverfaſſung nie etwas zu ändern, heißt: ich verſpreche kein Menſch zu ſein, noch zu dulden, daß, ſoweit ich reichen kann, irgend einer ein Menſch ſei. Ich begnüge mich mit dem Range eines geſchickten Thiers. — Und ein ſolches Verſprechen, wenn es auch gegeben wäre, ſollte gültig ſein?"

„Ihr unterwieſet Millionen, — und das iſt das Meiſterſtück, worauf ihr euch am meiſten zu gute thut — in der Kunſt ſich auf einen Wink rechts und links zu ſchwenken, an einander geſchloſſen wie Mauern ſich plötzlich wieder zu trennen, und in der fürchterlichen Fertigkeit zu würgen, um ſie gegen Alles zu brauchen, was euern Willen nicht als ſein Geſetz anerkennen will."

„Nun ſieht es ja unſern Staatsverfaſſungen und allen Staatsverfaſſungen, die die bisherige Geſchichte kennt, leicht an, daß ihre Bildung nicht das Werk einer verſtändigen Berathſchlagung, ſondern ein Wurf des Ohngefähr oder der gewaltſamen Unterdrückung war. Sie gründen ſich alle auf das Recht des Stärkern. — Kein Menſch kann verbunden werden, ohne durch ſich ſelbſt; keinem Menſchen kann ein Geſetz gegeben werden, ohne von ihm ſelbſt. Läßt er durch einen fremden Willen ſich ein Geſetz auflegen, ſo thut er auf ſeine Menſchheit Verzicht und macht ſich zum Thiere; und das darf er nicht. — Unſer Wille, unſer Entſchluß, der als dauernd gefaßt wird, iſt der Geſetzgeber und kein anderer. Ein anderer iſt nicht möglich. Kein fremder Wille iſt Geſetz für uns; auch der „Gottheit" nicht, wenn er vom Geſetz der Vernunft verſchieden ſein könnte."

„Sobald der unbegünſtigtere Bürger anfängt zu merken, daß er durch den Vertrag mit dem begünſtigten bevortheilt ſei, ſo hat er völlig das Recht, den nachtheiligen Vertrag aufzuheben. Er hebt entweder die Leiſtungen, zu denen Jener ſich verpflichtet hat, ganz auf, weil er ihrer entbehren zu können glaubt, oder er denkt darauf, ſie um einen wohlfeilern Preis zu haben. Er findet es etwa nicht mehr ſo ehrenvoll für ſich, daß eine Handvoll Adliger und Prinzen auf ſeine Koſten einen glänzenden Hofſtaat bilde, oder nicht mehr ſo zuträglich für das Heil ſeiner Seele, daß eine Schaar von Pfaffen ſich von dem Werke ſeiner Händereien müſte."

„Ein fremder Wille verbindet nie; das iſt der erſte Grund alles Vertragsrechtes.“

„Solche Leute ſind es gewohnt, ſie wiſſen's nicht beſſer, ſagt mit ſtockender Stimme der ſatte Wollüſtling, während er ſeinen köſtlichen Wein ſchlürft; aber das iſt nicht wahr: an den Hunger gewöhnt man ſich nie an widernatürliche Nahrungsmittel, an das Hinſcheiden aller Kräfte und allen Muthe, an Blöße in ſtrenger Jahreszeit gewöhnt man ſich nie. Daß nicht eſſen ſolle, wer nicht arbeitet, findet man naiv; man erlaube uns, nicht weniger naiv zu finden, daß allein der, welcher arbeitet, nicht eſſen ober das Uneßbarſte eſſen ſolle.“

„Der geſellſchaftliche Trieb gehört unter die Grundtriebe des Menſchen Der Menſch iſt beſtimmt, in der Geſellſchaft zu leben, er iſt kein ganzer vollendeter Menſch und widerſpricht ſich ſelbſt, wenn er iſolirt lebt. Man darf die Geſellſchaft eben nicht mit der beſondern empiriſch berechtigten Art die man den Staat nennt, verwechſeln. Das Leben im Staate gehört nicht unter die abſoluten Zwecke des Menſchen, ſondern es iſt ein nur unter gewiſſen Bedingungen ſtattfindendes Mittel zur Gründung einer vollkommenen Geſellſchaft. Der Staat geht, ebenſo wie alle menſchliche Inſtitute, die bloſe Mittel ſind, auf ſeine eigene Vernichtung aus, es iſt der Zweck aller Regierung, die Regierung überflüſſig zu machen.“

In ſeinem „Syſtem der Sittenlehre“ zeigt Fichte, daß nur in der Gemeinſchaft die wahre Sittlichkeit beruht. Unter den Bühnendichtern, die mit mehr Sicherheit und Bewußtſein unſern theatraliſchen Firlefanz hätten umgeſtalten und die Bühne ſelbſt in eine Bildungsſchule für's Volk umwandeln können, nennen wir F. Schiller, deſſen Ideen mit einer ſozialen Reorganiſation in innigem Zuſammenhange ſtehen. Er fühlte die Disharmonie des innern Menſchen mit dem äußern, er verfluchte dieſelbe als ein Scheuſal, welches die Menſchen unglücklich gemacht und der Verzweiflung preisgegeben, konnte aber mit der Fantaſie, welche dabei die Vermittlerin ſpielte, das Ziel nicht erkennen, weniger noch den Mitteln nachſpüren, die eine Umgeſtaltung ins Werk ſetzen dürften.

Dieſer Kampf gegen das Beſtehende äußert ſich mit dem ganzen Schwunge ſeiner Dichterkraft in ſeinen drei erſten Stücken: Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko; letztere bilden die einzige Richtſchnur, nach welchen man den „größten“ Dichter ſeiner Zeit zu beurtheilen im Stande iſt.

„Da verrammeln ſie ſich die geſunde Natur mit abgeſchmackten Conventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil ſie erſt Geſundheit dazu trinken müſſen — belecken den Schuhputzer, daß er ſie vertrete bei Ihro Gnaden und hudeln den armen Schelm, den ſie nicht fürchten. Vergöttern ſich um ein Mittageſſen und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufſtreich überboten wird."

„Sie donnern Sanftmuth und Duldung und bringen dem Gott der Liebe Menſchenopfer wie einem feuerarmigen Moloch — predigen Liebe des Nächſten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren weg — ſtürmen wider den Geiz und haben Peru um goldener Stangen willen entvolkert und die Heiden wie Zugvieh an ihre Wagen geſpannt."

„Seid verdammt, Gold und Silber und Juwelen zu tragen, ihr Großen und Reichen! Seid verdammt an üppigen Mahlen zu zechen! Verdammt, euern Gliedern wohlzuthun auf weichen Polſtern der Wolluſt!"

„Das Geld verroſtet in den Kiſten ausgedorrter Pickelhäringe, und Armuth legt Blei an die kühnſten Unternehmungen der Jugend."

Bei weitem höher ſteht Wilhelm Heinſe, der nicht den Staatsbürger, ſondern nur den Menſchen zur Anerkennung brachte, und weniger ein idylliſches Schäferleben, wie Manche glauben, als ein auf vollkommener Harmonie und Freude beruhendes Geſammtleben erſtrebte.

„Die Glückſeligkeit und höchſte Vollkommenheit des menſchlichen Geſchlechts beſteht wohl nicht darin, daß einige hundert Millionen Menſchen mehr ſich auf der Erde befinden, als gegenwärtig, ſondern, daß jeder Menſch nach ſeinem Genie, nach der Vollkommenheit, die ihm die Natur gab, und ſeinen Verdienſten; ſoviel Glückſeligkeit genieße, als er, ohne die Glückſeligkeit des Ganzen und ſeiner Freunde zu vermindern, genießen kann. — Nur Erziehung und Mangel an Nahrung, die Nothwendigkeit macht Böſewichter, Mörder, Sklaven und Dummköpfe, nicht die Natur."

„Sie haben allerlei Blendwerk von Beſchönigung auserſonnen, worunter das täuſchendſte iſt, dem Staate Ruhe und Ordnung zu verſchaffen und bebende Stärke zu geben; und ſie ſtellen ſich an, als ob ſie nun deſſen erſte Diener wären und große Laſten auf ſich trügen. Wie iſt aber Einer Bedienter, dem Niemand befiehlt, der keinen Herrn über ſich erkennt! Wie ein Einer Bedienter, der nach Gutbefinden Geſetze macht und gibt, und keins annimmt? — nach Willkür ohne Geſetze ſtraft? Geſetzt auch Ruhe und Ordnung; iſt das Glückſeligkeit? Im Kerker iſt auch Ruhe und Ordnung."

„Das Wohl des Ganzen iſt das Geſetz, wie bei jedem lebendigen Dinge: und jede Staatsverfaſſung, wo nur ein Theil ſich wohlbefindet, oder gar abgeſondert wäre, iſt ein Ungeheuer, eine Mißgeburt."

„Ein Staat von Menſchen, die des Namens würdig ſind, vollkommen für alle und jede, muß im Grunde immer eine Demokratie ſein: oder mit

andern Worten: das Wohl des Ganzen muß allem andern vorgehen, jeder Theil geſund leben, Vergnügen empfinden, Nutzen von der Geſellſchaft und Freude haben; der allgemeine Verſtand der Geſellſchaft muß herrſchen, nie blos der einzelne Menſch."

Vieles wirkte zu ſeiner Zeit auch Fr. v. Trenk, deſſen „Monatsſchrift" wir hier zu Grunde legen. Ein deutſcher Freiherr erhob ſich nicht allein über die Vorurtheile ſeines Standes, er verließ ſelbſt die Monarchie um eine edlere Anſchauung, weniger republikaniſchem Intereſſe, zu gewinnen, und wurde dafür ſo verfolgt und gepeinigt von dem großen Friedrich II., daß ſeine Leidensgeſchichte noch immer in Volkes Munde lebt.

„Manche Staaten waren auf Eroberung gegründet: die Sieger wurden der Ueberwundenen Büttel. Sie kürzten durch Revolutionen zuſammen und dann entſtand eine neue bürgerliche Geſellſchaft. Sicher aber iſt es, daß kein Volk in ſeiner urſprünglichen Verbrüderung die Gleichheit gänzlich aus der Acht gelaſſen habe. Noch weniger wird Jemand behaupten, daß ohne Zwangmittel ein Volk einſtimmig einer kleinen Zahl vorzüglicher Mitbürger, denen es wirklich Verbindlichkeit ſchuldig war, könnte geſagt haben: Wegen euter Verdienſte um uns haben wir euch die ſchönſten und beſten Ländereien übergeben. Von allen Laſten des Staats ſollt ihr frei ſein: dieſe tragen wir übrigen alle allein. Außerdem ſollen noch immer Dreißig von uns Einem von euch ewig dienſtbar ſein. Alle Ehrenämter ſollt ihr ausſchließlich beſitzen, und mit einem Worte: wir wollen euch als eine Art von übermenſchlichen Weſen anſtaunen, die dazu hier ſind, um auf unſere Unkoſten das angenehmſte Leben zu führen.

„Sichtbar iſt es, daß gewiß nicht der größte Theil eines Volks dergleichen Aufopferungen bewilligt haben kann. Aber noch unglaublicher iſt Dieſes, wenn ſie euch hätten ſagen können: Alle dieſe großen Vorzüge, welche wir euch zu ertheilen gutgefunden haben, ſollen auf alle eure Leibeserben bis in das tauſendſte Glied fortdauern. Wir ſehen zwar ein, daß unter euern Nachkommen viele folgen werden, denen das Recht der Schindmähren in einem geſunden Geſtüt gebühret, daß es hingegen unter unſern Nachkommen viele geben wird, welche die eurigen weit an Tugend und Fähigkeit übertreffen werden. Aber demohngeachtet ſoll eine ewige Mauer ſie von allen Vorzügen, die ihr genießt, zurückhalten. Wir ſehen ſogar eine Zeit kommen, wo eure Zahl ſich ſo gewaltig vermehren wird, daß es unſeres Schickſals Erben kaum möglich ſein wird ſie zu ernähren. Aber auch das ſoll keine Veränderung machen. Sie ſollen für euch arbeiten, und wenn ſie dabei auch zu den Laſtthieren herabſinken ſollten."

„Unſer Gewerbe iſt überall Monopolium, unſere Kaufleute ſind Krämer, unſre Schullehrer Pedanten, unſre Prieſter Giftmiſcher."

Alle bisher erschienenen Ideenentwickelungen haben sich über den eigentlichen Grund der bestehenden Mißverhältnisse nicht so klar ausgesprochen, wie die 1801 erschienenen „Philosophischen Skizzen zur natürlichen Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der gesellschaftlichen Verfassungen." Hören wir zuerst was der Verfasser über Religion, Regierung, Revolution, und schließlich, was er über das Privateigenthum sagt:

„Die Schöpfung eines Glaubens unter dem Namen Religion als Verbindung zu Einer Denkart war immer das Werk Derer, die vermöge ihrer höhern und thätigeren Geisteskräfte ihre Zeitgenossen so leiten und auf sie wirken konnten, daß sie selbige zu jeder Ideenreihe, zu jedem Systeme, zu jeder Handlung und Unternehmung stimmen konnten. Forschen Sie nach dem Ursprung einer jeden Religion oder Verbindung zu Einer Denkart, die uns die Gesellschaft aufweist, Sie werden immer finden, daß sie Produktion solcher Köpfe war, die sich in ihrer anderweitigen Thätigkeit und durch dieselbe sich erworbenen Einfluß auf ihr Volk eine Ueberlegenheit zu gründen wußten. Sie sind die Pflanzschule der Regenten. Ihre Hauptabsicht ist immer, die Menschen politisch besser*) zu machen. Sie verleihen durch ihre tiefangelegten Plane der Gesellschaft ein festeres Band. Und indem sie durch ihre überlegenen Geisteskräfte das individuelle Eigenthum zu verwalten sich fähig halten, so suchen sie sich den Besitz desselben völlig durch die Einführung einer allgemeinen Denkart oder einer Religion zu sichern. Daher sehen wir auch, daß bei Entstehung einer jeden ursprünglichen Regierung unmittelbar die Einführung eines festgesetzten Glaubens oder einer Religion erfolgt. Alle Religion ist Erfindung eines politischen Kopfes. — Der Glaube, die Meinungen, die Grundsätze des Menschen werden Gesetzen unterworfen; sie, die eines jeden Menschen Eigenthum waren, werden Eigenthum der Regierung. — Dies geht endlich so weit, daß die Regierung die Mitglieder der Gesellschaft zu allen ihren Absichten, ihren Planen, sie mögen noch so verderbend, oder glimpflicher gesagt, zwecklos scheinen, gleich den Marionetten zu bewegen und zu leiten vermag. — In dieser individuellen Handlungsweise findet die Regierung eine neue Quelle, ihr Eigenthum zu vergrößern und ihrem Einflusse solche Stärke zu verschaffen, um das Gebäude vollständig aufzuführen, in welchem wir sie thronen sehen."

„Die Menschen werden gleichsam durch die Eindrücke, die sie von ihrem Jugend-Zeitalter durch die Religion erhalten, für die Gesinnungen der Regierungen erzogen; das Vermögen des Menschen zu handeln kommt unter die Aufsicht der Regierung. Ihr Wille muß der seinige sein. Sie herrscht über ihn unumschränkt. Sie hat dadurch Gelegenheit, die letzte Quelle

*) D. i. unterthäniger.

ſeiner Thätigkeit zu verdammen; und es iſt der letzte Schritt, den ſie thun kann, um ihre Herrſchaft über ſein ganzes Weſen zu gründen."

„Ariſtokratie, im ſtrengſten Verſtande erklärt, heißt nicht mehr und weniger als der Vorzug, der einer Anzahl oder einem Einzigen von einer Geſellſchaft auf immer verliehen iſt, die vorgeſchriebenen Geſetze zu vollſtrecken; Demokratie aber der Vorzug, der einer Anzahl oder einem Einzigen auf eine gewiſſe Zeit verliehen wird, jene Macht zu handhaben. Der ganze Unterſchied beruht darauf, daß in jener der Beſitz der Regierung Einen oder Mehreren auf Immer, in dieſer auf eine gewiſſe Periode nur verliehen wird. Dort iſt die Regierung ererbt, hier iſt ſie erwählt. In beiden Formen finde ich nun dieſelbe Urſache oder vielmehr daſſelbe Uebel, das zu Mißbräuchen in der Regierung Veranlaſſung geben kann."

„Alle Regierungen, die uns die Geſchichte aufweiſet, zeigen darauf hinaus, nicht bloß die Geſetze geltend zu machen, ſondern ſolche Geſetze nach und nach zu modelliren, die ihnen jenen Zweck am nächſten erreichen helfen. Nun iſt es ausgemacht, je weniger Spielraum dem Menſchen in Rückſicht ſeiner Triebe, ſeiner Vernunft und ſeines Willens gelaſſen wird, deſto bequemer läßt ſich der Zügel der Geſetze anlegen. Die Politik einer jeden Regierung erfordert es daher, alle Mittel aufzuſuchen, wodurch die Anhänglichkeit des Volkes an ihre Geſetze befördert werde."

„Alle Regierungen gehen nur darauf hinaus, die Freiheit des Genuſſes, der Meinungen und Handlungen, oder Eigenthum, Religion und Recht nach ihren Verlangen und zu ihren Abſichten zu handhaben. Keine der Regierungen hatte die Fähigkeit dem Hebel der geſellſchaftlichen Ordnung eine ſolche Richtung zu geben, daß die Menſchen dabei glücklich oder zufrieden bleiben konnten. Es müßte daher natürlich eine Reihe von Staatserſchütterungen erfolgen, wodurch die Menſchen ſich den Beſitz eines ſolchen Zuſtandes erwerben könnten, um einer Freiheit des Genuſſes, der Meinungen und Handlungen theilhaftig zu werden, die dem Zwecke der Natur in den ihnen angeſchaffenen Fähigkeiten entſpräche."

„Nur dasjenige Volk, denjenigen Staat können wir kultivirt nennen, wo der revolutionäre Geiſt ſich in einem gewiſſen Grade entwickelt. Im völligen Beſitz der Kultur können wir ein Volk oder einen Staat betrachten, wenn alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes durch ihn in freie Thätigkeit verſetzt, und er ſich ſelbſt überlaſſen, wie ein zweiter Prometheus, auf dem Boden, der ihm ſonſt öde und verlaſſen ſchien, den erhabenen Sitz der Gerechtigkeit und der Freiheit hinzaubert und ihn im Vertrauen auf ſeine eigenen Kräfte gegen alle Anfälle jener Ungeheuer, die ſich vom Unheile der Menſchheit nähren, ſchützt."

„Iſt die Natur ſelbſt die Macht, welche den geſellſchaftlichen Zuſtand, den die Menſchen ſich geſchaffen, durch allgemeine Erſchütterungen auflöst; iſt ſie es, die den menſchlichen Kräften auf Koſten der bisher genoſſenen wirklichen oder ſcheinbaren Glückſeligkeit ihre Freiheit erkämpft; ſo ſind jene

Freunde der Vernunft auf jeden Fall berechtigt, ihre Grundsätze gegen alles Herkommen, alle Konvention so weit geltend zu machen, als die Natur durch jene Auflösungen der alten Ordnung des gesellschaftlichen Zustandes ihnen Spielraum läßt."

„Was thut der Mensch seit so vielen tausend Jahren, daß er sich bequemte, in einem Staate zu leben, anders als aller seiner Autonomie sich begeben. Die Regierung hatte nicht blos ein Eigenthum durch seine sich zugeeigneten und erworbenen Güter, sondern verschaffte sich in ihm selbst ein Eigenthum."

„Mein ist dieser Raum! ist dieser Theil! Mit diesem Ausrufe entsagt der Mensch gänzlich jener großen Idee von Gesellschaft, die ihm nach dem Urtheile gewisser „excentrischer" Denker immer zu Gebote stehen soll. Dieser Egoismus schuf ihn vielmehr zum isolirten Wesen. Die Idee: Eigenthum, löste sogar das Band der Geselligkeit auf, und hier galt das fränkische Sprichwort: qui terre a, guerre a."

„Der erste Keim der sich äußernden Idee von Eigenthum mußte gleich Vieles dazu beitragen, die Menschen zu entzweien, auseinander zu bringen und gegenseitig sich zu entfernen. Individuelles Eigenthum schuf daher von der einen Seite die ersten Kolonien, gab die erste Veranlassung, daß die Menschen sich nach mehreren Zonen verbreiteten, und ward die Ursache, daß sie sich in verschiedenen Gesellschaften vereinigten."

„Denken Sie sich eine Mannichfaltigkeit von Karakteren, so wird die Gesellschaft, deren Eigenthum durch Verträge allein gesichert ist, nie erhalten werden können. Die Menschen werden sich unter einander auf tausend Seiten entgegen arbeiten. Die Aeußerungen der menschlichen Kräfte werden eine solche Mannichfaltigkeit annehmen, daß dieses Band der Verträge eben so schnell durch Kollisionen aufgelöst werden wird, als es entstanden."

Der Verfasser der folgenden Schrift betrachtet die ganze Lage der Dinge von einer ganz andern Seite, er stützt sich hierbei weniger auf fremde als auf eigene Meinungen, wenn er auch seine Schrift mit einem Ausspruche Mably's beginnt.

Die „Vorlesungen über die wichtigsten Gegenstände der Moralpolitik. (Altona) 1795", zergliedern zuerst das Wesen der Politik;

„Die Politik, welche die Menschen nicht als freie selbstständige Wesen anerkennt, ist menschenfeindlich, das Reich der Sittlichkeit verletzend und daher ein Gegenstand des sittlichen Hasses, den alle Menschen zu vernichten verpflichtet sind. Sie kann aber die Menschen auf zweierlei Weise als Eigenthum behandeln: einmal wenn sie sich ein Recht auf die Benutzung seiner körperlichen Kräfte anmaßt, welche die grobe Sklaverei ausmacht, zweitens wenn sie solche nur als Vernunfteigenthum ansieht, oder als Wesen, denen

ſie gleichſam als Vernunftloſen oder wenigſtens ſie zu gebrauchen unfähigen Geſchöpfen Geſetze für ihr gemeinſames Beſte vorſchreibt. Und hierin beſteht die feinere Sklaverei, die eben dieſer Feinheit wegen von dem ungebildeten Haufen der Menſchen nicht eingeſehen wird."

„Alle bürgerlichen Geſetzgebungen ſind bisher nichts weiter geweſen, als Verſuche von Schülern, den reinen Willen der Vernunft auszuprägen."

„Der Menſch hört im Staate auf, Selbſtzweck zu ſein, er iſt blos Mittel zu einem fremden Zweck."

Der Verfaſſer macht es nicht wie die Liberalen und Philiſter, welche das Beſtehende unübertrefflich und deſſen Grundlagen wenigſtens ſicher finden; er ſucht eine freiere Geſtaltung, in welcher des Menſchen Wille über die Thierwelt triumphirt. Durch den Willen zeigt der Menſch ſeine edlere Gattung, die Feinde der unbegrenzten, nur durch Willensharmonie begrenzten Freiheit, die zum ſozialen Leben erfordert wird, nehmen den reinen Thierinſtinkt für die Andern in Anſpruch, während ſie ſelbſt die eigene Freiheit über Andere als Privilegium ausdehnen. Freiheit beruht einzig auf der Gemeinſchaft Aller, ohne Ausſchluß eines Einzigen. Wer ſollte die Anmaßungen dieſer Einzelnen, welche ſich die Auserwählten nennen, nicht fühlen und zu würdigen wiſſen!

„Einige Kenntniß der Geſchichte — die jedoch ohne richtigen Blick in die menſchliche Natur kaum halb verſtändlich iſt — und die durch Erfahrung bald erlangte Bekanntſchaft mit dem politiſchen Maſchinenwerke flößt ihnen die hohe Meinung von ſich ein, daß ſie die Alleinweiſen der Regierungskunſt ſeien. Mit kindiſchem Stolze trotzten ſie jeder wohlwollenden Belehrung durch den aufgeſtellten Satz: daß die Praxis zu ganz andern Reſultaten der Menſchenkunde und Menſchenleitung führe, als die philoſophirende Vernunft aus der menſchlichen Natur herzuleiten pflege. Es würde auch unmöglich geweſen ſein ſie je von dem Widerſpruche dieſes Satzes zu überzeugen, ſo leicht ihn jeder philoſophiſche Schüler zu widerlegen vermag, wenn nicht die neuern Auftritte in der Weltgeſchichte ihren Stolz gedemüthigt und nur zu laut die Wahrheit verkündigt hätten, daß das bisherige Syſtem der Politik nach falſchen Prämiſſen berechnet war, und wegen ſeines Widerſpruchs mit der menſchlichen Natur ſich ſeinem Untergange näherte."

Die hierdurch und durch die Blendung der mit Vorurtheilen aufgezogenen Maſſen erlangten Vorrechte mußten end-

lich jenes traurige Anſehen gewinnen, jenes ungleiche Verhältniß, deſſen ſich die Geſellſchaft noch bis auf den heutigen Tag erfreut.

„Noch ſchrecklicher iſt die Einrichtung unſerer Staaten dadurch geworden, daß man ſich nicht begnügt hat, Privilegien zu ertheilen, daß andere für uns die Staatsbeiträge bezahlen, ſondern auch Stände zu privilegiren, vom Eigenthum, von den Früchten des Fleißes ihrer Mitbürger zu leben."

Der Verfaſſer ſchildert dann die einzelnen Beſtandtheile moderner Politik, die Zölle als das Raubgeld, die Geſandten als die moraliſchen Seelenverkäufer, das europäiſche Gleichgewicht als eine Maxime, die unter Räubern höchſtnothwendig, die Kriege als die gewaltſamen Anſtalten der Fürſten, ſich des Eigenthums der andern zu bemächtigen, die ſtehenden Heere als das Panier des Despotismus, den Staat als eine künſtliche Anſtalt zur Sklaverei; appellirt, ſowie die neueſten der ſchon erwähnten Schriftſteller, dabei an den guten Willen der Fürſten: vergeblicher Ausbruch der Verzweiflung! Das „privilegirte Raubgeſindel" mit ſeinem Wahn von der „Untrüglichkeit der Geſetze" kann wirkſam nicht angegriffen werden, ſo lange man innerhalb der Geſetze ſtehen bleibt; es iſt vernichtet, ſobald die Einſicht allgemein wird, daß Privilegien, welche nichts anders ſind als gegebene Geſetze, alles Elend bisher verſchuldet haben, und daß dieſe Privilegien und Geſetze ſo lange beſtehen werden, als das Vereinzelungs- und Eigenthumsrecht beſteht.

„Alle Erdengüter ſind zum Gebrauch der Menſchen vorhanden, und es hat auf dieſelben Keiner mehr Recht als der Andere. Beides läßt ſich aus dem höchſten Sozialgeſetze ableiten, welches dem Menſchen erſtlich überall eine Befugniß zuſpricht, wo daſſelbe nicht verletzt wird, und zweitens ihm Reſpekt für moraliſche Gleichheit gebietet. Dieſes höchſte Sozialgeſetz auf dieſes Verhältniß angewandt lautet: reſpektire die gleichen Anſprüche aller Menſchen auf den Gebrauch der rohen Materie. Dieſer Zwangspflicht korreſpondirt das Zwangsrecht: du biſt befugt, die Verletzung der Achtung für die Gleichheit des Gebrauchsrechts der rohen Materie zu verwehren."

Was der Verfaſſer unter Moralpolitik verſteht, iſt die Allen gerechte Organiſation der menſchlichen Geſellſchaft, theilweiſe noch auf politiſchen Boden, da er die Menſchen noch nicht zu einer rein ſozialen Organiſation für „reif“ hält; dieſe „Moralpolitik“ als „das Siſtem der Vereinigung zur gleichen Beförderung des höchſten Wohls eines jeden einzelnen Mitbürgers“ ſteht dem „Siſtem von Herrſchaft, wie es dem blos ſinnlichen Wohl eines Einzigen oder weniger Wenigen angemeſſen iſt,“ gegenüber und macht es ſich zur Aufgabe die Frage zu löſen: „Wie iſt es einem Staate möglich zu machen, daß Jedem ſein Fleiß auf eine gerechte Weiſe bezahlt, und er folglich dadurch in Stand geſetzt wird, ſich Alles anzuſchaffen, was zu ſeiner Nothdurft und Verſchönerung des Lebens gehört?“ wobei ſie freilich innerhalb des Beſtehenden bleibt und der Politik, ihrer Gegnerin, nichts anhaben kann. Sie folgert weiter: „wie iſt die Staatshaushaltung ſo einzurichten, daß jeder Bürger hinlänglich Arbeit und demſelben proportionirtes Brod findet?“

„Unſere Finanzminiſter ſcheuen ſich nicht, ihren abſcheulichen Glauben laut zu bekennen, daß die große Maße des Volkes zufrieden ſein müße, wenn es nur ſo viel durch Arbeit erſchwingen kann, um ſeine Exiſtenz zu erhalten. An Verſchönerung derſelben, an Lebensgenuß ſoll und darf es nicht denken.“

„Wie viele Arbeiter vom früheſten Morgen bis zur ſpäteſten Nacht arbeiten mit eiſernem Fleiße und erübrigen kaum ſo viel, um ſich nothdürftig zu ernähren. Wie Viele verdienen damit ſo viel, daß zehn Familien davon leben konnten. Wie Viele endlich ſind faule Müßiggänger und wohnen in ſchönen Häuſern, ſpeiſen und trinken an ſchwelgeriſchen Tiſchen und fahren in ſchönen Karoßen einher. Woher dieſe Ungleichheit des Verdienſtes, woher dieſe Ungleichheit des Vermögens? Iſt dies auch eine gute Mutter, die dem faulen Kinde die beſten Biſſen zuſteckt, die ſchönſten Kleider gibt, während ſie dem Fleißigſten kaum das nöthige Brod reicht und es zerlumpt umhergehen läßt? — Ein großer Theil (der Einkünfte) wird von dieſen Müßiggängern verſchlungen, dazu der Staat eine eigene Klaſſe privilegirt hat. Unter dieſe ſind die Bürger des Staates zum Theil ausgetheilt, um ſie zu Steuern, Zehnten und Frohndienſten zu entrichten und ſie für und wider nichts zu ernähren. Und auch damit begnügen ſie ſich nicht, ſie laſſen ſich unter tauſend Titeln, als Oberamtleute, als Landshauptleute, Hofmarſchälle, Domherren, Kammerjunker, Hofjunker,

Kommenthuren ꝛc. vom Staate große Summen zahlen. Unſern Regenten iſt zu viele Macht über die Staatseinkünfte gelaſſen worden, wodurch Diejenigen unter ihnen, welche zur Verſchwendung geneigt ſind, dem Staat die größten Summen durchbringen können. Zwei Drittheile der Einkünfte werden überdies ſchon auf die Unterhaltung der Wächter und Handhaber des Despotismus, der nach unumſchränkter Gewalt von innen und nach erweiterter Macht von außen unaufhörlich ſtrebt, wir meinen die Kriegsheere, verwendet. Es kann daher wenig oder gar nichts auf die große Maſſe der Nation zurückfließen."

„Wo viel Güter ſind, die keine ganze Familie ernähren, wo die Menſchen bei einem Gewerbe überhäuft ſind, das ſie nicht alle unterhalten kann, wo ſo Viele unter der Laſt der Arbeit ſchmachten, ohne anders als laſtviehmäßig belohnt zu werden, wo ſo viele Aemter ſind, die für eine einzige Tagarbeit Tauſende einbringen, wo Privilegien andere Menſchen geſetzlich von Nahrungszweigen ausſchließen, wo erbliche Aemter ſind: da muß Ungleichheit, Ungerechtigkeit und unverſchuldete Armuth herrſchen."

So kommt er denn zu dem Reſultat, zu welchem auch unſere neueſte Zeit gelangt iſt, zu der als unmöglich verſchrieenen Gütergemeinſchaft, die er allerdings nur bei „ſchon vollendeter Kultur" anwendbar findet. Sie hat „ſehr viel Reizendes" für ihn, für den wiſſenſchaftlich Gebildeten und die Gegenwart Durchſchauenden muß ſie es haben. „Es wird dadurch der ganze Staat in eine einzige große Familie wahrhaft umgeſchaffen. Alles lebt in brüderlicher Gemeinſchaft, was den Geiſt herzlicher Bruderliebe erzeugt, nährt und erhält. Keine einzige Seele wird von dem häßlichen Geſpenſte — Nahrungsſorge verfolgt, kein Bürger verleitet, ſich durch Nahrungsneid herabzuwürdigen. Es findet kein Betrug ſtatt. Jeder Leidende wird verpflegt. Jeder hat und findet Arbeit, Jeder empfängt, was er bedarf, Jeder arbeitet für ſeine Mitbrüder und bekommt von ſeinen Mitbrüdern. Keiner erliegt unter der Arbeit; Allen iſt Arbeit und Ruhe und Genuß gleich ausgetheilt. Das Herz Aller iſt zufriedengeſtellt, der Geiſt Aller heiter, froh, lebt ſeiner großen Beſtimmung gemäß." — Gleiche Bewandniß hat es mit dem ebenfalls anonym erſchienenen Werke „Politik nach den Grundſätzen der Vernunft und der alten Völker, in Anwendung auf die gegenwärtigen europäiſchen Staaten. Venedig (Kempten) 1792, worin geſagt wird:

„Es hat mit der Geſellſchaft die nämliche Bewandniß, wie mit allen Theilen der phyſiſchen Welt, ſie trägt in ſich ſelbſt den Grund ihrer Zerſtörung, wovon jede Wirkung dahin zielt, um bei einem Theile der Geſellſchaft alle Macht und alles Glück, bei dem andern aber alles Elend und alle Schwachheit hervorzubringen. Die Geſetze, die urſprünglich unter freien Menſchen gemacht worden, ſind nicht immer ein ſo mächtiger Damm geweſen, der das Uebel einhielt; ſie waren nur das Werkzeug der Leidenſchaften von einer geringen Anzahl oder die Wirkungen einer zufälligen und flüchtigen Nothdurft, aber niemals das eines unparteiiſchen Unterſuchers der menſchlichen Natur, der gewußt hätte, die Handlungen einer großen Anzahl Menſchen zum allgemeinen Mittelpunkt zu richten und ſie zu dieſem einzigen Ziele, zur größten Glückſeligkeit der größten Anzahl wider alle Widerſprüche der Natur zu leiten."

„Alle Geſetze der Natur laſſen ſich auf dieſen Fundamental-Grund, der von jeder Uebereinkunft unabhängig iſt und auch keine vorausſetzt, zurückführen: dieſer iſt, daß ein Jeder das nämliche Recht zu ſeiner Erhaltung hat, daß Niemand berechtigt iſt, der Erhaltung eines Andern zu ſchaden, und daß ein Jeder einem Andern nichts anders thun ſoll, als was er wünſchte, daß man ihm ſelbſt thäte."

Die Ungleichheit und die damit verbundene Ungerechtigkeit erkennt ein Jeder an, glaubt aber mit Palliativmitteln das Uebel heben oder wenigſtens lindern zu können. Zu letzteren gehört durchgehends eine gleiche Beſteuerung und die Herſtellung eines freien Verkehrs. Ein Schritt weiter iſt ſchon die Erkenntniß des Mangels an Eigenthum, der Beſitzloſigkeit, wie in der Broſchüre „Ueber Monarchie und Republik (Riga) 1794:"

„Chimäriſcher Nationalreichthum iſt das in den Kiſten einzelner Particuliers, nur gewiſſer Volksklaſſen aufgehäufte Gold und Silber. Mit einem ſolchen Nationalreichthum kann ſehr wohl die größte Nationalarmuth beſtehen."

„Der Arme iſt nirgends frei, und eine Regierung, bei welcher Armuth national iſt, taugt nichts, ihre äußere Form heiße Deſpotie oder Republik."

So wechſelſt du! Du wareſt Sklav
und biſt es auch hinfort.
Ein leerer Schall iſt König dir,
die Freiheit nur ein Wort."

„Ohne Privilegirte wird und kann jeder Staat recht wohl beſtehen und nach Verhältniß ſeiner Größe mächtig werden und großen wahren Nationalreichthum erlangen, aber nicht ohne die arbeitenden, nichtprivilegirten Volksklaſſen."

Sogar der im Gewirr der Concurrenz und des Glaubens mittendrin ſteckende A. Hennings geſteht:

„Armuth iſt nicht ein Uebel ſelbſt, es iſt die Wirkung eines tiefer liegenden Uebels; heilſam, wenn der natürliche Gang der Beſſerung nicht gehemmt iſt, wie der Schmerz, der den Leidenden antreibt, Heilung zu ſuchen, indem ſie Menſchen und Staaten von dem Verderben erweckt, in das ſie gerathen ſind. Hülfsmittel gegen Armuth ſtocken dieſes erweckende Gefühl durch beſchönigende Rettung und ſind wie das Zuheilen der Wunden, die oberwärts geheilt ſind, aber unterwärts immer tödtlicher um ſich greifen.“ („Ueber die wahren Quellen des Nationalwohlſtandes. Freiheit, Volksmenge, Fleiß.“)

„Wir ſehen, Frevel herrſcht auf Erden und Zwang drückt die Natur, macht Menſchen ſeufzen und gebiert Jammer und Elend. Aber dieſer Jammer und dieſes Elend ſollte uns nicht zur kalten Gewohnheit am Uebel, nicht zum Fortgange in einem beſchwerlichen Wandel abhärten, ſondern uns führen zur Rückkehr in die leichte und gefällige Bahn der Natur, in der eine freie Ausübung unſerer Kräfte uns ewigen Frieden verſpricht. So ſollten wir menſchliche Kräfte gebrauchen, auch göttliche, inſofern ſie von der Urkraft der Gottheit herfließen, aber nicht göttlich, inſofern wir glauben, daß Gott endlich in einem Theile, oft im Widerſpruch mit dem Ganzen mit der Harmonie das All wirke.“ („Philoſophiſche Verſuche.“)

In „Hans Kikindiewelts Reiſen, Gera 1794.“ finden wir eine annähernd getreue Schilderung der beſtehenden Mißverhältniſſe, die Beweggründe als „Lebensregeln“ ſogar förmlich aufgeſtellt, endlich einer kleinen Geſellſchaft erwähnt, die in Ruhe und Einigkeit lebt, ohne Geld und Geldeswerth, freilich mehr in idylliſcher Ruhe, als im Genuſſe der Civiliſation, aber ohne „das ſchreckliche Trennungsmittel aller menſchlichen Glückſeligkeit, die Urſache der Zerſtörung jeder Menſchengeſellſchaft, Intereſſe des Einzelnen vom Intereſſe des Ganzen getrennt.“ Der Reiſende durchſtreift die einzelnen Länder, ja die ganze Welt, und findet überall gleiches Mißverhältniß, gleiche Grauſamkeit. Bei dieſen Streifereien nimmt er jedoch allzuſehr auf die politiſchen Gewaltthätigkeiten, welche im eigentlichen Weſen der Politik beruhen, Rückſicht; überall vom menſchlichen Standpunkt ausgehend, betrachtet er die Ausſchweifungen der Freiheitskämpfer

nicht als Folgen der Freiheit, wie die Anhänger des Beſtehenden dem dummen Volke gern aufſchwatzen möchten, ſondern als die Folgen der vorangehenden Tirannei. Uebrigens iſt das Werkchen gegen das Ende hin raſch zuſammengeworfen, ſonſt aber für die Gegenwart noch von Intereſſe.

Ich hoffe es mir nicht zum Vorwurf gemacht zu sehen, daß ich die angeführten Ideen nicht einer gewissen Reihenfolge unterworfen; ich habe den Stoff genommen, wie er sich gab. Wenn ich Citate aus bekannten oder nicht bekannten Geisteswerken des vorigen Jahrhunderts zusammenstelle, so geschieht dies einzig, um der Gegenwart die Anfänge und die Entwickelung der sozialen Idee anzudeuten. Nun könnte man zwar erwidern, diese Idee habe ihre Anfänge nicht allein, sondern auch ihre Entwickelung bereits im 15. und 16. Jahrhundert in den Bauernkriegen *) gehabt. Damals war es das

---

*) Nach Spangenberg in seiner Mansfelder Chronik, Blatt 424, hat Thomas Münzer, der verrufte Anführer der Bauern, also gesprochen:

„Sie heißen wol Fürsten und gnädige Herren, sind aber im Grunde anders nichts, denn tirannische Bluthunde, die euer nichts achten, sondern euch nur schatzen und bis auf den Grad aussaugen und darnach solchen euern sauren Schweiß und Blut schandlichen mit Sünden, Prachten und Wollust umbringen. Vor Alters hat Gott die Ordnung gemacht, daß die Könige keine unnütze und vergebene Unkosten mit vielen Pferden und anderer Pracht treiben sollten. Aber was thun unsere Tiranen? Um das Regiment und den gemeinen Nutz nehmen sie sich im geringsten nicht an, der Elenden und Armen Sachen lassen sie unerörtert hinhangen, und stehet all ihr Sinnen und Dichten nur dahin, was sie Alles zu sich raffen und reißen mögen; daher errichten sie eine Schatzung über die andere. Und ist männiglich wissend, wie oft sie um loser und schlimmer Ursachen willen Krieg und Hader mit einander anfahen, damit sie die armen Leute um das Uebrige bringen, das sie ihnen zuvor nicht abgeschunden haben."

Ist es jetzt anders? Wie entschieden das frühere Zeitalter urtheilte, sehen wir an dem Niederländer Hermann Rynwick, der um 1500 lebte und folgende Artikel aufstellte:

„Die Welt ist von Ewigkeit her gewesen und hat von der Erschaffung nicht ihren Anfang genommen, wie dem albernen Moses geträumt oder als

diktatoriſche Bedürfniß, welches die Menſchen zum gemeinſchaftlichen Handeln anregte; erſt dem 18. Jahrhundert war es vorbehalten, dieſe Idee wiſſenſchaftlich einzuleiten und dem 19. dieſelbe dauernd zu begründen und weiter zu entwickeln. Die Anregung und erſte Grundlage verdanken wir den Franzoſen (Mably, Morelly *), Babeuf), die Entwickelung u. A. auch den Deutſchen, Weitling, Heß, Marr, Engels ꝛc. Was half auch dem Bedürfniß ſich geltend zu machen, es mußte der rohen Gewalt beim erſten Zuſammentreffen erliegen, weil es ſelbſt nur rohe Gewalt, nicht durchdringendes, umfaſſendes Bewußtſein war. Die ſoziale Wiſſenſchaft arbeitet mit Macht daran, die rohe Gewalt überflüſſig zu machen. Das Bewußtſein überwältigt die Gewalt.

Hören wir nicht auf, der Welt zu zeigen, wie viel ſie mit ihrer Vereinzelung zu Stande bringt, wie alles Nützliche an der Vereinzelung ſcheitern muß, ſobald nicht das Kapital ſich deſſelben bemächtigt; — ſo werden, ſo müſſen ſie endlich zu der Einſicht gelangen, daß Alles ſeinen gerechten Zuſtand findet in dem gemeinſchaftlichen Wirken Aller, in der Vereinigung der menſchlichen Kräfte zu gemeinnütziger Production und daß es nicht allein die Noth, die Bedürftigkeit iſt, welche zu einer völligen Reform alles Beſtehenden hintreibt.

---

die ungereimte Bibel anzeigt. — Es iſt keine Hölle, wie die Unſrigen achten, und nach dieſem Leben iſt keines mehr. — Chriſtus iſt ein thöricht einfältiger Phantaſt geweſen und ein Verführer des einfältigen Volks. — Unſer Glaube iſt lauter Landmähr und Fabel, als unſere tolle Schrift predigt, Gedicht, Bibel und narricht Evangelium beweiſt." —

*) Deſſen „Geſetzbuch der Natur" nächſtens in einer deutſchen Ueberſetzung erſcheint.

Bibliographischer Anhang.

Wilhelm Ludwig Wekhrlin*), vergessen von der leichtsinnigen Nachwelt, war einer der größten Geister seiner Zeit, geliebt und geachtet von den Freunden der Aufklärung; gehaßt und gefürchtet von den Feinden des Volkes, den giftigen Pfaffen, dem hochmüthigen Adel und anderm Gesindel. Geboren am 8. Juli 1739 zu Bothnang im Würtembergischen, eines Landpredigers Sohn, studirte er zuerst in Tübingen die Rechte, bald aber dessen überdrüssig, ging er als Hauslehrer nach Straßburg. Im Jahre 1786 begab er sich von dort nach London und später nach Italien. Dann blieb er einige Zeit in Wien, wo er seine „Denkwürdigkeiten von Wien. o. O. (Nördlingen) 1783." schrieb. Dafür erhielt er sechs Monate Gefängniß und mußte das Land verlassen. Man sieht, nicht blos unsere Zeit hat die Ehre ausgezeichnete Schriftsteller, welche die Wahrheit ungescheut ausgesprochen haben, verbannt zu sehen; das vorige Jahrhundert ging uns mit gutem Beispiele voran. In Regensburg schien es unserm Wekhrlin nicht zu gefallen und er wählte Augsburg zum Aufenthalt. Aber seine Satire zog ihm auch hier viele Feinde zu; sein schonungsloser Spott, den er gegen alle menschliche Thorheiten schleuderte, zwang ihn, auch diese Stadt, wo er einen Hochgestellten beleidigt hatte, zu räumen. In Nördlingen gab er 1778 „Anselmus Rabiosus' Reise durch Oberdeutschland. Salzburg." (Nördlingen.) 3. Aufl. Frankfurt a. M. heraus, welche vom Magistrat zu Augsburg verboten und von dem zu Nördlingen in der ersten Auflage confiscirt wurde, worauf drei neue Auflagen folgten. In dieser Schrift schwang er seine Geißel mit aller Macht gegen die Stadt der reichsten Kaufleute des Mittelalters. Gleich darauf schrieb er eine selten gewordene Zeitung, „Felleisen" genannt, veruneinigte sich aber mit dem Verleger, was ihn bewog, sich nach dem nahegelegenen Dorfe Balding zurückzuziehen, welches dem Fürsten Wallerstein gehörte. Dort schrieb er seine „Chronologen",

*) Zum bessern Verständniß lasse ich diese schon früher theilweise gedruckten Notizen hier folgen, wo sie auf den Text nicht störend einwirken.

12 Bände, Frankfurt und Leipzig 1779—81, worin er, zehn Jahre vor der Revolution, dieſelben Grundſätze vertheidigte, wie ſie ſpäter in der Zeit der Bewegung ſich ſiegreich Bahn brachen. Dadurch gewann er immer größeres Anſehen, weniger unter den Gelehrten, als unter dem Volke. Den „Chronologen“ folgte das „graue Ungeheuer“, 12 Bände, Nürnberg 1784—87, und alsdann „Hyperboreiſche Briefe“, 7 Bände, Nürnberg 1788—90, denen ſchon eine allgemeine Anſchauung zu Grunde lag, und „Paragrafen“, 3 Bände, Nürnberg 1791—92. Außerdem veröffentlichte er „Caraibiſche Briefe“ o. O. u. J. und ein „Taſchenbuch der Philoſophie für das Jahr 1793“ (Nürnberg), deſſen ſcharfſinnige Urtheile noch heutzutage manch irrige Anſicht widerlegen würden.

Carl Julius Weber, der uns eine kurze Lebensbeſchreibung von ihm liefert und ihn in gewohnt abſprechender Weiſe, oft ſogar hämiſch beurtheilt, ſagt in Bezug auf ſein damaliges Leben: Wekhelin datirte ſeine Briefe von ſeinem Rittergute zu Baldingen, und es kamen Briefe auf die Nördlinger Poſt mit der Adreſſe: An Ihro Gnaden Ritter v. Wekhelin auf und zu Baldingen. Er bekam Beſuche von dieſen Correſpondenten, die nicht wenig ſtaunten, wenn man ſie ſtatt nach dem Ritterſchloſſe in eine elende Bauernhütte brachte, wo ſie den gelehrten Ritter antrafen mit einem grauen Tirolerhut auf dem Kopfe, mit offener Bruſt, ſchmutzigem Hemde und wochenalten Barte, in abgetragenem Rocke, mit Strümpfen über die geflickten Beinkleider heraufgezogen, von breiten Kniebändern feſtgehalten, und in zerriſſenen Schuhen mit zerlumpten Neſteln. Die geiſtreiche aber launiſche Geſtalt lag in der Regel im Bette, oder auf dem Boden hingeſtreckt, umſchanzt von Büchern. Montesquieu — ſtets aufgeſchlagen auf ſeinem Pulte — hätte wahrſcheinlich von dem politiſirenden Wigling geſagt, was er von dem kritiſirenden Voltaire ſagte: Ah! il a trop d'esprit pour m'entendre.

Im Jahre 1788 erſchien von ihm zu Straßburg eine Schrift, worin er den Magiſtrat auf die ſchärfſte Art angriff, und welche er mit der Poſt an mehrere Bürger ſandte. Sie wurde öffentlich verbrannt und Wekhelin auf Anſuchen der beleidigten Rathsherrn auf das Oberamtsſchloß Hochhaus gebracht. Dieſes Schloß war ihm aber nicht Gefängniß, ſondern ein Zufluchtsort, wo er mit allen Annehmlichkeiten und ohne Störung ſeiner Muſe leben konnte. Hier blieb er vier Jahre, mit glühendem Eifer dem Gange der eben ausgebrochenen Revolution folgend und ein treuer Kämpfer für die neuen oder vielmehr alten reinmenſchlichen Ideen der Freiheit. Als im Jahre 1792 Preußen Ansbach und Baireuth beſetzte, reiſte er mit Unterſtützung des Miniſters von Hardenberg nach Paris und ward dort Correſpondenten zu einer neuen Zeitung, die in Ansbach erſchien. Die „Ansbacher Blätter“ hielten ſich leider nur vier Monate. Auch hier machte er ſich zahlreiche Feinde, die nach Hardenbergs Abreiſe Gerüchte ausſprengten von einer Annäherung der Franzoſen und daß Wekhelin die

Stadt verrathen habe. Er wurde von dem aufgereizten Pöbel gemißhandelt und bekam von der Polizei, die auch seine Papiere versiegelte, Hausarrest. In Folge dieser Auftritte und gänzlich niedergebeugt von dem Schmerz über sein Unglück starb er am 24. November 1792.

Wekherlin, der für den Bogen seiner Journale die für damals ansehnliche Summe von neun Gulden bekam, hinterließ kein Vermögen und wurde auf öffentliche Kosten begraben. Aber der Geist, welcher in ihm gewohnt und den er in die Herzen seiner Landsleute gepflanzt, hat reiche Früchte getragen für die Bildung und Aufklärung seines Vaterlandes

* * *

Friedrich von der Trenck, geboren zu Königsberg in Preußen den 16. Februar 1726, schon frühzeitig Soldat, war 1744 Adjutant Friedrichs II. Verdacht eines feindlichen Einverständnisses brachte ihn auf die Festung Glatz, wo er sich nach mehreren vergeblichen Versuchen mit Hülfe eines Officiers durch die Flucht befreite. Ueber Wien, wo er seinen Verwandten, den berüchtigten Panduren-Obersten Franz von der Trenck besuchte, ging er nach Moskau und dann in Erbschaftsangelegenheiten nach Danzig. Da ließ der preußische König den österreichischen Rittmeister nach Magdeburg schleppen. Mehrere Fluchtversuche mißlangen, er ward immer unmenschlicher behandelt. Im December 1763 erst wurde er frei und nach Prag transportirt. Er hielt sich einige Zeit in Königsberg, Spaa, Aachen auf, wo er die Wochenschrift „Der Menschenfreund", 4 Bde., 1772, redigirte. Bald darauf schrieb er seine „Lebensgeschichte" (4 Bde. Wien 1787. N. Ausg. Berlin 1787; 4. Bd. Berlin 1792), ein Werk, das, wie leicht seines zum Volksbuch geworden. Auf einer Reise nach Paris wurde er überall mit offenen Armen empfangen. In Paris betrog ihn der elende Mirabeau um die selbstgefertigte Uebersetzung der Lebensgeschichte, die er als Mémoires 1789 in Paris herausgab, nachdem schon zwei Bearbeitungen von Andern früher erschienen waren. Friedrich Wilhelm II. gab ihm seine confiscirten Güter zurück. Trenck begab sich nach Ungarn, später nach Berlin und wirkte furchtlos gegen alle Verfolgungen durch sein kühnes Wort. Sein bedeutendstes Werk ist die „Monatsschrift, von welcher 1791 in Altona 12 Hefte erschienen. Sie sollte als „Proserpina" in Straßburg fortgesetzt werden; das Unternehmen scheint jedoch unterblieben zu sein. Seine „Sämmtliche Gedichte und Schriften" erschienen in 8 Bänden zu Wien 1787, schon 15 Jahre vorher in Aachen ein Band der „Sämmtlichen Werke und Gedichte", 1789 in Wien „Moralische Schriften" in 3 Theilen. nach seinem Tode (1789) eine Auswahl unter dem Titel „Trenck's Schriften. 2 Bde. Leipzig." Den 25. August 1794 ward er als fremder Agent verdächtigt in Paris guillotinirt.

* * *

Andreas Georg Friedrich Rebmann wurde am 23. November 1768 zu Sugenheim in Franken geboren. Schon in früher Jugend zeichnete er sich durch die trefflichsten Talente, durch Scharfsinn und Kraft aus, und bezog sehr jung die Universität Erlangen (siehe seine „Briefe über Erlangen. Frankfurt und Leipzig 1792"). Als Jurist mehr in das Staatsleben hingezogen vollendete er seine Studien in Jena und lebte hierauf still und zurückgezogen auf einem Dorfe bei Dresden. Bei dem Ausbruch der französischen Revolution ergriff auch ihn, wie alle edlen Männer der damaligen Zeit, der hohe Gedanke der Freiheit. Er gehörte zu Denen, welche sich von dem Blutvergießen in Frankreich nicht abschrecken ließen, sich den Vorkämpfern der neuen Zeit anzuschließen. So gern man auch damals, wie heute, von Ruhe und bestehender „Ordnung" sprach, so lächerlich war es doch, Ruhe und Stillstand zu verlangen von einem Volke, welches fortschreiten wollte, so anmaßend war es, sich dem Willen des Volkes zu widersetzen. In Folge dessen veröffentlichte Rebmann seine „Reisenblätter." 4 Bde. Gera. 1792—94. (2. und 4. Bd.: „Kosmopolitische Wanderungen durch einen Theil Deutschlands." Leipzig 1793. 95.) und „Wahrheiten ohne Schminke, bei Gelegenheit von A. Youngs Werke: Die französische Revolution, ein warnendes Beispiel für andere Reiche. Deutschland (Altona) 1794." Mit dem Buchhändler Vollmer errichtete er in Dresden eine Buchhandlung und beabsichtigte daselbst eine politische Zeitschrift herauszugeben. Wegen einer Uebersetzung von Robespierres Bericht „Ueber die politische Lage von Europa. Hamburg 1795." — welches Verbrechen, Robespierres Bericht zu übersetzen! — mußte er die Stadt und das Ländchen verlassen und zog mit Vollmer nach Erfurt, wo er sein Unternehmen in's Werk setzen konnte. „Das neue graue Ungeheuer, herausgegeben von einem Freunde der Menschheit. Upsala. (erst Erfurt, dann Altona) 1795—1800." 18 Bändchen (vom 13. Bändchen an führt es noch den zweiten Titel: Kamäleon oder das Thier mit allen Farben. Köln.) *) war die Frucht seines Fleißes, dessen Verbreitung ziemlich groß genug gewesen sein muß, da 1798 eine zweite, 1799 eine dritte, 1800 eine vierte Auflage erschien. Noch haben wir von ihm „Literarische Verfolgungen auf Schleichwegen. Halle. 1795." Das Alles kitzelte denn doch ein wenig und als der von Mainz verjagte Kurfürst nach Erfurt kam, setzte er eine Commission nieder, um Rebmann und Vollmer, Verfasser wie Buchhändler, in Untersuchung zu ziehen. Vollmer war bereits verhaftet; dasselbe sollte mit Rebmann geschehen, als dieser nach Göttingen entfloh. Von dort ging er 1795 nach Altona, wo er nach manchen Drangsalen ankam. Drei Monate lag er darnieder, und da er nur Weniges von Hause mitgenommen hatte, unterstützten ihn edle Männer aus Hamburg und Altona. Kaum genesen,

---

*) Das 11. Heft heißt auch Niedersächsischer Merkur, das 12. Heft Neuer niedersächsischer Merkur.

verlangte er von der Erfurter Regierung die Anklageakten, bekam aber keine Antwort. So schrieb er den „Vorläufigen Aufschluß über mein sogenanntes Staatsverbrechen, meine Verfolgung und meine Flucht. London (Hamburg) 1796" und „Die Wächter der Burg Zion. Nachrichten von einem geheimen Bunde gegen Regenten- und Völkerglück. Hamburg 1796." Seine mühselige Flucht nach Altona schilderte er in „Rabiosus des Jüngern Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands." 2 Theile. Altona 1795. 96. 2. Aufl. 1796. Ferner erschienen von ihm „Bruchstücke aus meinem politischen Glaubensbekenntnisse. Hamburg. 1796;" „Frankreichs politische Verhältnisse zum übrigen Europa, vorzüglich zu Preußen und Oesterreich." Altona. 1796, 2. Aufl. 1797, 3. Aufl. unter dem Titel: „Frankreichs neueste Verhältnisse zum übrigen Europa. Hamburg 1797," 4. Aufl. 1798. anonym „Das Ministerium der Hölle, vom Geheimschreiber Beelzebubs tradirt Hamburg 1796. 97. 2 Bde;" und mehrere Romane.

Als die Erfurter Regierung seine Auslieferung verlangte, reiste Rehmann, um allen Nachstellungen zu entgehen, nach Holland, wo er sich in einzelnen Städten aufhielt und die beiden Rechtfertigungsschriften „Beantwortung und Prüfung der von den Kurfürstlich Mainzischen Provincial-Criminalgerichten zu Erfurt gegen mich erlassenen sogenannten-Edictal-Citation. Amsterdam (Hamburg). 1796," und „Vollständige Geschichte meiner Verfolgungen und meiner Leiden. Amsterdam (Hamburg). 1796" schrieb. Von Holland begab er sich über Köln nach Paris, wo er nur kurze Zeit, doch unter wenig freundschaftlichen Beziehungen mit der Directorial-Regierung blieb. Die meisten seiner von ihm redigirten und größtentheils selbstgeschriebenen Zeitschriften bezogen dies: „Die Geißel. Altona. 1797—98" (monatlich) 24 Stücke; „Die Schildwache. Paris (Altona). 1796—97." 4 Stücke; „Die neue Schildwache. Paris (Hamburg). 1798) 3 Stücke, das zweite auch unter dem Titel: Geschichte der Revolution vom 18. Fructidor, oder der Sturz Carnots u. m. A.;" sowie „Holland und Frankreich in Briefen, geschrieben auf einer Reise von der Niederelbe nach Paris 1798. Paris und Cöln (Hamburg). 1797;" „Die fünf Männer, Leben der fünf jetzt in Frankreich regierenden Directoren. Hamburg. 1797;" „Zeichnungen zu einem Gemälde des jetzigen Zustandes in Paris. Altona. 1797." 2 Hefte. (Steht auch in der „Geißel"); „Die Laterne bei Tage, für die mittlere Volksclasse. 2 Hefte. Paris. (Altona). 1797. 98."; anonym: „Obscuranten-Almanach für 1798, 99, 1800, 1802. Paris„ welcher durch historische Enthüllungen seinen Werth für alle Zeiten behalten wird; „Historisch-politische Miscellen aus dem Jahrhundert der Contraste für unbefangene Leser. Germanien. (Basel). 1805." Rehmann pflegte mit den berühmtesten Männern in Paris, mit Chenier, Cramer und Andern vertrauten Umgang; später aber muß er seinen Aufenthalt in Paris mehrmals mit andern Orten gewechselt haben. Wir sehen ihn erst im Civil-Tribunal in Mainz, dann im Requisitionsgericht zu Trier wieder. Unter Napoleon

wurde er Präſident des Mainzer Zuchtpolizeigerichts, 1816 Präſident des Appellationsgerichts in Kaiſerslautern, ſpäter in Zweibrücken. Nehmener war es, der den Rheinlanden ihre freie Gerichtsverfaſſung erhielt. In ſeinen letzten Lebensjahren hatte er viel mit Krankheit zu kämpfen, weshalb er 1814 die Bäder von Wiesbaden beſuchte. Dort ſtarb er am 16. September 1824.

Nehmann war ein tüchtiger Kopf, wer ſeine Schriften kennt, muß ihm darin Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Freilich erhielt er zuletzt zwei Orden und den Adel, was mit ſeinen frühern Geſinnungen wenig harmonirte. Aber finden wir nicht oft ſolche Männer, die in ihrem Alter, von Schwäche überwannt, den Thorheiten der Menſchen, die ſie früher bekämpft, ſpäter nicht zu widerſtehen vermögen? Außerdem müſſen wir bedauern, daß über ſein Leben von 1798 an, etwa 10 Jahre lang, ein Dunkel ſchwebt, welches uns nicht erlaubt, ihn vollſtändig zu beurtheilen. Gleichwohl hat er viel Gutes geleiſtet und für ſeine Ueberzeugung größere und heftigere Verfolgungen erlitten, als viele Andere, welche ſeine Geſinnung getheilt haben. „Aber es wird eine Zeit kommen und nach dieſer wieder eine Zeit, wo die Enkel endlich die Früchte reifen ſehen werden, die ihre Väter im Schweiße ihres Angeſichts ausgeſäet haben."

* * *

Johann Georg Adam Forſter, (geboren zu Naſſenhuben bei Danzig den 26. November 1754), Sohn des Pfarrers Johann Reinhard Forſter, war in ſeinem 13. Jahre ſchon gezwungen, ſeine in dürftige Umſtände gerathene Familie durch Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen ins Ruſſiſche zu ernähren. Als ſein Vater nach Warrington in England ging, wo er am College eine Stelle als Lehrer der Naturgeſchichte und Sprachen erhalten und ſeine Familie aus Naſſenhuben zu ſich gerufen hatte, gab Georg in einem Penſionate Unterricht in der franzöſiſchen Sprache an Schüler, die älter waren als er, und überſetzte außerdem fleißig ins Engliſche, unter Anderm: Ostecks „Reiſe nach Indien," Kalms „Reiſen in Amerika," Bonus „Reiſen an den Miſſiſippi." Ein Plan ſeines Vaters, mit einem gewiſſen Talrymple nach Oſtindien zu gehen, zerſchlug ſich. Johann Reinh. Forſter blieb in London. In der Abſicht, ſeinen Sohn dem Handelsſtand zu widmen, verſetzte er ihn in eine Tuchhandlung; was aber nicht lange währte, denn Georgs körperliche Schwäche ließ ihn die mannichfachen Beſchwerden nicht ertragen. Er überſetzte Bougainvilles „Reiſen" ins Engliſche und unternahm bald darauf mit ſeinem Vater die berühmte Reiſe um die Welt (1772—75) unter Cooks Leitung. 1777 beſuchte er Paris, wo er Franklin und Buffon kennen lernte, reiſte über Holland nach Kaſſel und beſchäftigte ſich dort im Roſenkreuzerorden mit chemiſchen Arbeiten, um den Stein der Weiſen zu ſuchen; während dieſer Zeit lehrte er Naturgeſchichte an der

Ritterakademie. 1784 folgte er einem Rufe nach der Universität Wilna und reiste, nachdem er Heyne in Göttingen besucht und um dessen älteste Tochter geworben hatte, mit seiner jungen Frau nach Litthauen. Bald darauf schlug ihm die russische Regierung eine Seereise unter den vortheilhaftesten Bedingungen vor. Forster nahm sie an und verließ Polen nebst seiner Frau und seiner kleinen Tochter im August 1787. Der ausbrechende Krieg zwischen Rußland und der Türkei vereitelte auch dieses Unternehmen. Gleiches Schicksal hatte ein anderes, wonach Forster auf Anrathen eines Freundes, Elhuyar, der bei den Bergwerken in Mejiko angestellt war, sich dorthin begeben sollte. Die genugsam berüchtigte Kaiserin Katharine verlieh ihm statt dessen eine Stelle als Lehrer an der Landcadettenschule. 1788 ward er Bibliothekar beim Churfürsten von Mainz. Theils um verschiedene außenstehende Forderungen an die englische Regierung einzuholen, theils in literarischen Absichten, unternahm er 1790 eine Reise nach London, von wo aus er Thomas Brand, später Lord Dacres, in sein Haus als Gesellschafter und Freund einführte, und kehrte von dort über Frankreich, wo er dem großen Bundesfeste beiwohnte, nach Mainz zurück. Damals erschienen von ihm „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai, Juni 1790. 3 Bde. Berlin 1791—94." Forster schloß sich eng an die Prinzipien der Freiheit, welche damals zu leuchten begann, und bezeigte dies hinreichend, als die Franzosen 1792 Mainz besetzten. Nun erst beginnt seine eigentliche rühmliche, wenn auch nur kurze Laufbahn. Er beschäftigte sich eifrig mit den öffentlichen Angelegenheiten, indem er selbst an der Verwaltung Theil nahm, sein einziger Zweck war das Glück und die Freiheit des Volkes. Uneigennützig im höchsten Grade, nahm er für die Wohlthaten, welche er seinen Mitbürgern erwies, nie eine Belohnung an; er glaubte Menschenpflicht könne nicht bezahlt werden. Seine damaligen Schriften sind: „Erinnerungen aus dem Jahre 1790, in historischen Gemälden und Bildnissen. Berlin. 1791;" „Ueber das Verhältniß der Mainzer gegen die Franzosen. Mainz. 1792;" „Anrede an die Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit. Mainz. 1793." Zugleich redigirte er mit Georg Christian Gottlieb Wedekind (geb. 1761 zu Göttingen, Arzt, erst Jacobiner, dann großherzoglich hessischer Geheimer Rath, † zu Darmstadt den 28. October 1831, schrieb 1792 „Ueber Aufklärung," „Ueber die Regierungsverfassungen," über Freiheit und Gleichheit," „Einige Bemerkungen über Regenten," 1793 über „Die Rechte des Menschen und des Bürgers" und „Volksglückseligkeit bei einer vernünftigen Staatseinrichtung") eine Wochenschrift „Der Patriot," Mainz 1792—93. Seine kleinern politischen Aufsätze befinden sich in dem 6. Theile der „Kleinen Schriften," der jedoch erst zwei Jahre nach seinem Tode erschien. Seinen „Briefwechsel" besorgte noch später, 1829, Therese Huber (Leipzig, 2 Bde. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben). Eine Gesammtausgabe seiner Schriften kam 1843 in 9 Bänden (Leipzig) heraus.

Zu ihm gesellten sich Andreas Joseph Hofmann (schrieb zu Mainz 1792—93 eine Wochenschrift „Der fränkische Republikaner" sowie „Ueber Fürstenregiment und Landstände. Mainz 1792;" anonym „Der Aristokraten-Katechismus, ein wunderschönes Büchlein für Junge und Alte. Mainz 1792."), Felix Anton Blau (schrieb „Ueber die moralische Bildung des Menschen. Frankfurt a/M.," geb. 1754, † 23. Dez. 1798), der schon oben genannte Wedekind und Anton Joseph Dorsch (schrieb eine „Geschichte der Vaterlandsliebe, eine Rede. Mainz. 1791." „Eintritt in das Reich der Freiheit. Mainz. 1792;" † im April 1819).

Mit dem Commissär des Convents, Merlin de Thionville, unternahm er eine Expedition gegen die Grafen von Leiningen, einige jener Duodezfürstchen, deren es damals zu Hunderten im lieben Deutschland gab. Forsters Gattin reiste der Sicherheit wegen in demselben Jahre, in Begleitung des Engländers Thomas Brand, nach Straßburg. Am 15. März 1793 ging Forster, von der Stadt Mainz zum Abgeordneten der Republik erwählt, nach Paris. Dort forderte er im Auftrage seiner Wähler vom Convente die Vereinigung der Rheinprovinzen mit Frankreich; er allein von den drei Mainzer Abgeordneten sprach französisch. Unterdeß fiel Mainz in die Hände der Preußen, ein Ereigniß, das ihn um sein gänzliches Besitzthum brachte. Forster wollte nach Indien gehen, starb aber in Paris, in Folge der körperlichen Anstrengungen und der erlittenen Unfälle, am Schlagfluß den 12. Januar 1794.

Forster war als Gelehrter und vorzüglich als Mensch einer der edelsten gesinnungsvollsten Männer, die je gelebt haben. Auch war er einer unsrer besten Schriftsteller und geachtet von allen offenen Köpfen seiner Zeit. Das Bewußtsein des Kampfes für eine gute Sache, für das Höchste, für die Freiheit Aller, ohne Halbheit und Mischmasch, gab ihm den süßesten Lohn, und der ist besser als alle Metall- und Ehrenbelohnungen der herrschenden Größe.

* * *

Hans Heinrich v. Held, geb. den 15. November 1764 in Kurau bei Breslau, verzehrte sein ganzes Leben*) mit Kämpfen gegen Personen, wie den damaligen Kriegsminister von Hoyen. Sein Kampf begann mit einem von ihm gegründeten Konstantistenorden bis zu den Freimaurern. Wegen seines selten gewordenen Buches „Die wahren Jacobiner im preußischen Staate oder Darstellung der bösen Ränke zweier preußischen Staatsminister. Nirgends und Ueberall (Berlin). 1801." kam er zuerst 8 Monate auf die

*) Brandes giebt über sein „Charakterbild" das treffendste Urtheil, das wahre Held's Charakter noch Stroben deutlich erkennen läßt.

Feſtung Colberg. Hier ſchrieb er „Ueber Preußens Vergrößerung im Weſten, von Innocenz. (Zerbſt), 1801.“ Seine Vertheidigungsrede, ein Meiſterſtück des Scharfſinns, doch nicht der Conſequenz, wurde nicht weiter bekannt. 1804 ſchleuderte Held zwei Pamphlete gegen Napoleon, was ihn im Jahre 1807 bewog nach Neu-Ruppin zu flüchten. In demſelben Jahre ſchrieb er ſeine „Blicke hinter Vorhänge“ und noch eine andere Schrift, die aber beide ungedruckt geblieben. 1812 erhielt er endlich von Hardenberg eine Anſtellung als Salzfaktor in Berlin, was ihm freilich Ruhe vor der Zukunft, aber auch Abneigung gegen literariſche Arbeiten gewährte. 1801, als er ſich allerlei materiellen Beſchränkungen ausgeſetzt ſah, erſchoß er ſich am Invalidenhauſe in Berlin, deſſen Kommandant ſein Bruder war. Von Held exiſtirt noch eine Skizze „Struenſee. Berlin, 1805.“ worin er ſeinen Wohlthäter feiert, ſowie eine Broſchüre „Ueber und für die vertrauten Briefe und Feuerbrände des Kriegsraths von Kein (Berlin) 1806.“ Eine Herausgabe ſeiner noch ungedruckten Sachen und des ſogenannten ſchwarzen Buches wäre jedenfalls wünſchenswerth. —

* * *

In Norddeutſchland lebte H. Würzer, deſſen Lebensumſtände nicht näher bekannt, Verfaſſer der „Neuen Hyperboriſchen Briefe von Mijocelar. Altona. 1796,“ wovon indeß nur das erſte Heft erſchienen, ſchrieb außerdem früher anonym „Deutſche Annalen. 12 Stück. Hamburg. 1784.“ einen unbedeutenden „Revolutionskatechismus. Berlin. 1793.“ und „Gedanken über politiſche und religiöſe Gegenſtände. Hamburg. 1797.“ —

Adam Weißhaupt, geb. zu Ingolſtadt den 6. Februar 1748, ein großer Feind des Pfaffenthums, Stifter des Illuminatenordens, durch pfäffiſche Intriguen 1785 ſeiner Profeſſur entſetzt, † den 18. November 1830 zu Gotha. —

Johann Jacob Mnioch, geb. zu Elbing 1765, Rector zu Neuſahrwaſſer 1790, † als Lotterie-Directionsrath zu Warſchau den 22. Februar 1804. Seine Schriften zeichnen ſich durch einige witzende Gedanken aus, ſind aber ſonſt matt und ohne Intereſſe für die Nachwelt („Kleine vermiſchte Schriften. Danzig. 1794. 95;“ — „Sämmtliche auserleſene Schriften. 3 Theile. Görlitz. 1798. 99.“)

Johann Jacob Wilhelm Heinſe, geb. den 16. Feb. 1749 zu Langenwieſen bei Ilmenau, † zu Mainz den 22 Juni 1803. Einer der größten Talente, das unſer Intereſſe weit mehr in Anſpruch nehmen dürfte als mancher der geprieſenſten Heroen der Literatur. Seine bedeutendſten Arbeiten ſind: „Laidion, oder die eleuſiniſchen Geheimniſſe.“ Lemgo 1774, 2. Aufl. 1799, N. A. 1838; „Anaſtaſia oder das Schachſpiel.“ 2 Bde. Frankfurt a/M. 1803, 2. Aufl. 1815, 3. Aufl. 1820, 4. Aufl. 1831; „Hildegard v. Hohenthal.“ 3 Bde. Berlin 1795. 96. N. A. Berlin 1838. „Ardinghello

oder die glückſeligen Inſeln" 2 Bde. Leipzig 1787, 2. Aufl. 1794, 3. Aufl. Lemgo 1820, 4. Aufl. 1838. Heilbronn. 2 Bdchn. 1836. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften veranſtaltete 1838 H. Laube (Leipzig in 10 Bänden). —

Johann Anton Wilhelm Gebner, geb. 1771 zu Kirchhelligen bei Langenſalza, 1806 Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, ſchrieb manches Werthloſe, worunter „Demokrit oder freiſinnige Geſpräche über Moral, Religion ꝛc. 2 Bde. Leipzig. 1803;" anonym „Morgengeſpräche zweier Freunde über Rechte der Vernunft in Rückſicht auf Offenbarung. Leipzig 1795." Zu den Beſſern gehören „Die neue Sion oder über den Gleichmuth. Leipzig 1803," wovon nur Ein Theil erſchienen, und die anonyme „Theorie der guten Geſellſchaft. Leipzig 1798." —

Heinrich Wilhelm v. Bülow, geb. 1748 zu Braunrode, Hofrath zu Wolfenbüttel, dann Privatmann in Regensburg, 1798 in Paris verhaftet, ging nach Nordamerika, † 10. September 1810 zu Hamburg (ſchrieb vornehmlich über Reichsverfaſſung und Staatsrecht, am gehaltvollſten iſt „Noch Etwas zum deutſchen Nationalgeiſte. 1766"). —

Johann Friedrich Ernſt Albrecht, geb. 1752 zu Stade, zuerſt Arzt in Reval, Erfurt, Leipzig und Dresden, dann Buchhändler in Prag, † in Altona 1816. Sein wichtigſtes Werk iſt „Der politiſche Thierkreis oder die Zeichen unſerer Zeit von Humpelmer. Zürich (Braunſchweig) 1796. 2. Aufl. Straßburg 1800; deſſen zweiter Theil, fortgeſetzt von Monarchomachus. Mainz VI. der Republik, auch den Titel führt: „Neueſtes graues Ungeheuer. Bagdad 1798", — ein Werk, das man fälſchlich dem früher erwähnten Rebmann zugeſchrieben. Zu nennen wären noch „Die Regenten des Thierreichs, eine Fabel 3 Bde. Berlin 1790—91," N. A. Dresden 1791 (4. Band u. d. T.: „Reiſen ins Thierreich Gera 1796"); und der „Leuſpaß für das 18. Jahrhundert. 6 Stücke. Hamburg 1801."

Saul Aſcher, geb. 1767 zu Berlin, lebte daſelbſt als Buchhändler, † den 6. December 1822, ſchrieb unter andern gegen Fichte, ferner „Skolien oder Fragmente der Philoſophie und Kritik. Berlin 1790" (1793 u. d. Titel: „Betrachtungen über Empfindungskrankheiten"); Ephemeren. Berlin 1797;" anonym „Philoſophiſche Skizzen zur natürlichen Geſchichte des Urſprungs, Fortſchritts und Verfalls der geſellſchaftlichen Verfaſſungen. (Berlin) 1801, N. A. Leipzig 1805 (erſchien 1802 unter dem Titel „Ideen zur natürlichen Geſchichte der politiſchen Revolutionen"). Er und A. Hennings gehören zu den Wenigen, die den wackern Mably ſtudirt haben; aber nur Jener hat ihn verſtanden und den Kern der neuen Entdeckung ſofort auf das Beſtehende angewendet.

Franz Joſias v. Henrich († 8. Oktober 1819) ſchrieb nicht unter ſeinem Namen. Seine durch eine merkwürdige Klarheit ſich auszeichnenden Schriften ſind „Ueber den Geiſt des Zeitalters und die Gewalt der öffentlichen Meinung. 1797 (Leipzig)"; „Verſuche über das Gleichgewicht der

Macht bei den alten und neuern Staaten. 1796 (Leipzig)"; „Freimüthige Betrachtungen über die wichtigste Angelegenheit Deutschlands. Germanien 1794", 3. Aufl. 1796.

August Adam Friedrich Henninge, geb. 1748 zu Pinneberg in Holstein, † 17. Mai 1828, dänischer Commerzienrath, schrieb „Ueber die wahren Quellen des Nationalwohlstandes, Freiheit, Volksmenge u. Kopenhagen 1785" — und viele andere ökonomische Schriften nach A. Smiths Theorie. Seine „Philosophischen Versuche. Kopenhagen 1779" sind höchst schwach. Erst mit der französischen Revolution begann seine eigentliche Entwickelung. Er gründete den berühmten „Genius der Zeit. Altona" (1794—1800), der sich in den „Genius des 19. Jahrhunderts" (1801—2) verwandelte, und fast zu gleicher Zeit die in unbestimmten Zeiträumen erscheinenden „Annalen der leidenden Menschheit" (Altona 1795—1801). Erwähnung verdient noch die „Philosophische Bibliothek der verschiedenen Meinungen über die heutigen Angelegenheiten der Menschheit. Hamburg 1794."

Friedrich Karl von Moser*), geb. zu Stuttgart 1734, Reichshofrath, dann Geheimrath in Hessendarmstadt, † als Privatmann zu Ludwigsburg 1798. Zu seinen bedeutenderen Schriften gehören „Ueber Regenten, Räthe und Regierung; Schutt zur Wegebesserung künftiger Jahrhunderte. Frankfurt 1764"; „Mannichfaltigkeiten. 2 Thle. Zürich 1796"; „Politische Wahrheiten. 2 Bde. Zürich 1796"; „Betrachtungen. Frankfurt 1761". 2. Aufl. 1767; „Reliquien. Frankfurt 1766," obwohl auch alle diese nicht viel werth sind und sowie seine staatsrechtlichen für die Nachwelt ihre Geltung verlieren.

Isak Iselin, geb. zu Basel 1728, Rathssekretär, † 1782, schrieb „Philosophische Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit. 2 Bde. Frankfurt und Leipzig 1764, 2. Aufl. u. d. Titel: „Ueber die Geschichte der Menschheit." 2 Bde. Zürich 1768, 3. Aufl. 1770, 4. Aufl. 1779, 5. Aufl. 1787; einen „Versuch über die gesellige Ordnung." Zürich 1772. Neue Aufl. u. d. Titel: „Träume eines Menschenfreundes. 2 Bde. Basel 1776"; und „Philosophische und politische Versuche. Zürich 1767," faltund kraftlos.

Theodor Gottfried v. Hippel, geb. 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen. Zuerst Hauslehrer, studirte dann von Neuem und zwar Rechtswissenschaft, 1765 Advokat, 1780 Bürgermeister von Königsberg † als Kriegsrath 23. April 1796. Den meisten Ruf hat ihm sein Buch „Ueber die Ehe" (Königsberg 1774), wovon 1841 in Berlin die siebente Auflage erschienen, verschafft. Dem conservativ gehaltenen schließt sich das reformatorische „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber." Berlin 1792. Neue Aufl. 1842, an. Gehaltreicher sind jedoch seine „Lebensläufe

*) Zu näherer Beleuchtung vergleiche „F. C. v. Moser. Aus seinen Schriften und Leben im 18. Jahrhundert. Von Dr. H. vom Berge. Stuttgart 1868."

in aufsteigender Linie. 3 Bde. Berlin 1778—81", noch mehr seine „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z. 2 Bde. 1793—94" und die nachgelassene Abhandlung über „Gesetzgebung und Staatenwohl. Berlin 1804" die er schon im Jahre 1790 geschrieben. Seine sämmtlichen Schriften erschienen zu Berlin 1827—28 in zwölf Bänden, zu denen 1838 noch zwei andere hinzukamen.

Christian Ludwig Liscow, geboren 29. April 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg, mußte 1738 Lübeck, 1747 auf englische Reclamation Dresden in Folge seiner Satire verlassen, war Kriegsrath, † 1760 auf seinem Gute Burg bei Oldenburg, wo er früher mehrere Jahre im Gefängniß gesessen. Seine „Sämmtlichen satyrischen Schriften" edirte er 1739 in Frankfurt und Leipzig; 3. Aufl. Berlin 1806. In Zwickau erschienen von ihm „Auserlesene Satyren," eine kleine Auswahl aus der großen Sammlung.

Von Johann Gottlieb Fichte (geb. zu Rammenau in der Oberlausitz 19. Mai 1762, † zu Berlin 29. Januar 1814) wollen wir nur erwähnen, daß sein inhaltreichstes Werk „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" 1793 in Danzig erschienen, 1845 neu aufgelegt in Zürich und Bern; „Der geschlossene Handelsstaat" zu Tübingen 1800, seine Schriften zum ersten Male gesammelt zu Berlin 1845 in sechs Bänden.

* * *

Joh. Christian Edelmann, geb. zu Meißenfels 1698, einer der klarsten Köpfe seiner Zeit, für dieselbe fast zu klar, denn sie verstand ihn nicht. Erst die Nachwelt hat ihn gewürdigt. Er lebte zuerst als Hofmeister in Wien, später in Dresden. Hier schrieb er sein erstes Buch „Hauptsumma der theologischen Grundlehren Christiani Democriti (Lippelii). 1733." Die Bekanntschaft mit dem Stifter der Herrnhutergemeinde, Grafen v. Zinzendorf, dauerte kaum ein Jahr, wo er dessen jammervolles Treiben durchschaut hatte. Unterdeß entwickelte er seine vernunftgemäßen Ansichten immer mehr, wie sich dies deutlich in seinen Schriften offenbart. Erst in dem 13. Stück der „Unschuldigen Wahrheiten, Gesprächsweise abgehandelt zwischen Donophilo und Philalethe, worinnen von allerhand theils verfallenen, theils gegenwärtig unterdrückten, theils von unbesannten Wahrheiten nach Anleitung der Bibel auf eine freimüthige und aufrichtige Art geredet wird," (1—6. 1735; 9—12. 1736; 13. 14. 1738; 15. 1743.) beginnt die „freimüthige Art", er bekielt die Bibel bei und suchte mit ihr die Gegner zu widerlegen. Dasselbe zeigen uns die „Bereiteten Schläge auf des Narren Rücken. 1739." In seinem Wissenstrieb besucht er auch die sogenannten Inspirirten in Berleburg, konnte es aber auch bei ihnen

nicht aushalten. Seine nächsten Schriften „Moses mit aufgedecktem Angesichte, von zween ungleichen Brüdern, Lichtlieb und Blindling, beschaut. 1740", und „Christus und Belial, wie solche nie zusammenstimmen; in einem theologischen Briefwechsel zwischen ihm und Bruder Ludwig v. Zinzendorf vor Augen gelegt. 1741" kritisiren in zurückhaltender Weise die „heiligen" Bücher der Christen; ein neues Prinzip jedoch tritt uns in dem rein wissenschaftlich gehaltenen Werke „Die Göttlichkeit der Vernunft, in einer kurzen Anweisung zur weitern Untersuchung der ältesten und vornehmsten Bedeutung des Wortes λογος. 1742" entgegen und nimmt zugleich ein gesteigertes Interesse in Anspruch. Mit dem größten Freimuth verbreitet er sich über die ganze Mißgeburt der Theologie, zeigt ihre Vernunftwidrigkeit und verspottet die Gläubigen mit beißender Satire. Schon 1741 mußte er Berleburg verlassen, er begab sich nach Hachenburg auf dem Westerwald, wo er „Die Begierde nach der vernünftigen lautern Milch an einigen Säuglingen der ewigen Liebe bewundert. 1744." In Neuwied verlangte man ihm 1745 sein Glaubensbekenntniß ab, er ließ es mit vielen Zusätzen drucken, als „Abgenöthigtes, jedoch Andern nicht wiederum aufgenöthigtes Glaubensbekenntniß, aus Veranlassung unrichtiger und verhunzter Abschriften desselben dem Druck übergeben und vernünftigen Gemüthern zur Prüfung übergeben von dem Autor. 1746" Ein Stück davon war in Frankf. a. M. erschienen. Es gibt auch einen französischen Auszug Idée générale de la confession de Foi, publiée nouvellement par Mr. J. C. Edelmann, ohne Ortsangabe. Diese beste von seinen Schriften, die auch für unsere Zeit denselben Werth besitzt wie vor 100 Jahren und allen Religionsforschern empfohlen werden muß, vertrieb ihn auch aus Neuwied. Nun wechselt er seinen Aufenthalt zwischen Braunschweig, Hamburg, Glückstadt und Altona, wo er „Das Evangelium St. Harenbergs", ein „Danksagungsschreiben an den Herrn Probst Süßmilch vor dessen ihm unwissend erzeigte Dienste", endlich „Die erste Epistel St. Harenbergs an Joh. Christ. Edelmann, ihrem vornehmsten Inhalt nach von demselben beantwortet und vernünftigen Lesern zu freimüthiger Prüfung vorgelegt von dem Verfasser" (1747), herausgab. Sein Collectaneenbuch existirt noch jetzt und soll manches Werthvolle enthalten *). Weiteres findet sich nicht vor.

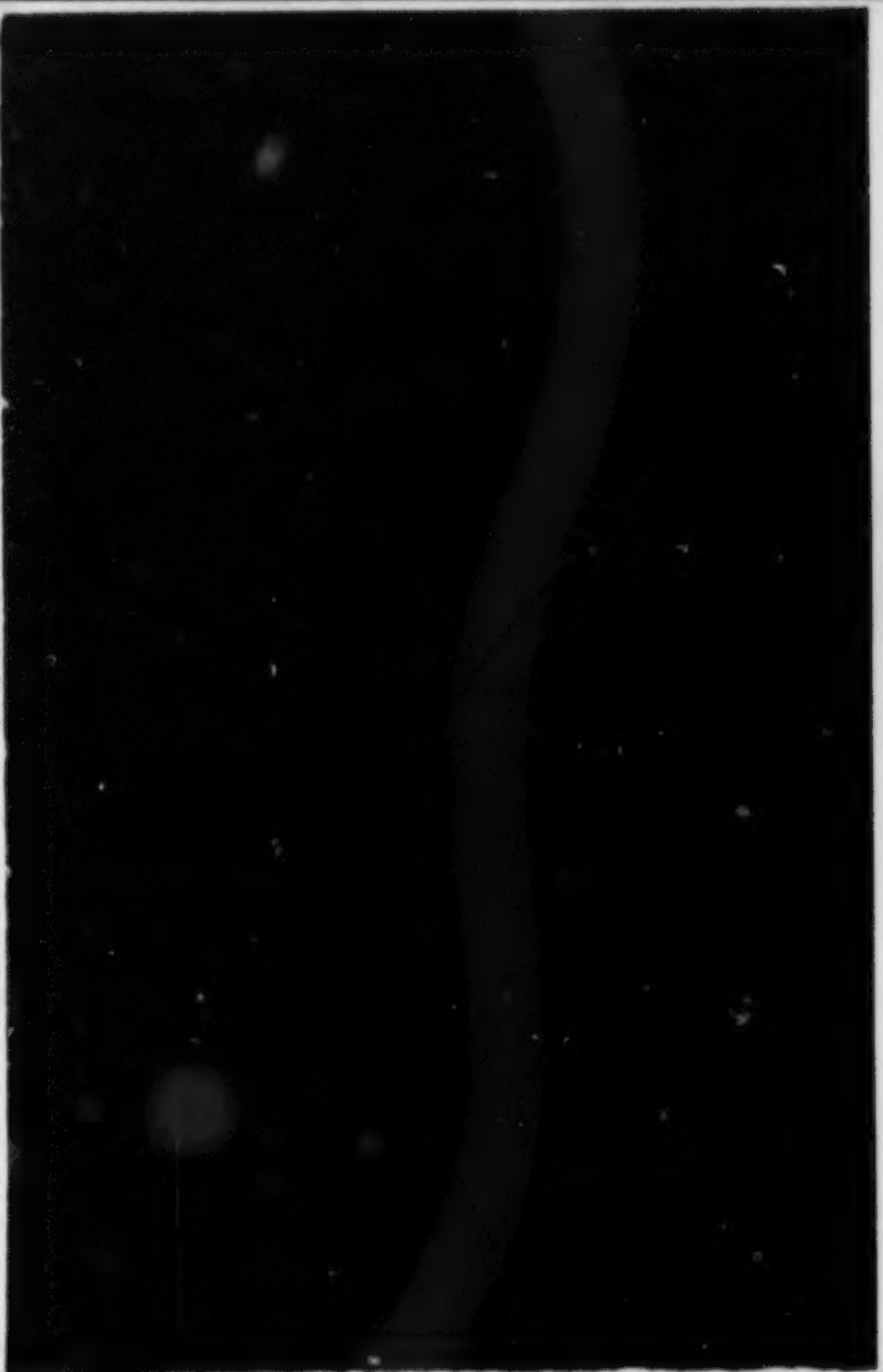
*) Büsching, der es selbst besaß, schildert es in seinen „Wöchentlichen Nachrichten" (24. Juli 1756). Der Titel lautet: Promptuarium seu Bibliotheca portatilis, id est, index rerum et verborum memorabilium hinc inde collectorum, dubiisque titulis annumeratorum, obscuros cujus natales, juvenili anno viennensi, et quod excurrit, judicio arcendos, lucidiori in dies acumine illustravit, correxit et genuino sibi usui tandem accommodavit Joannes Christianus Edelmann, Weissenfelsensis Misnicus. Berleburgi 1737. Dasselbe beginnt mit dem Jahre 1717 zu Altenburg, ward in Weißenfels, Jena, Eisenach, Wurmla, St. Pölten, Wien, Chemnitz, Gedendorf, Dresden auf 1300 Folioseiten fortgesetzt; später hat Edelmann auf andere 1300 Seiten, mit denen er jene durchschossen, noch zu Berlin daran gearbeitet. Es ist eine förmliche Encyklopädie aller Wissenschaften und wol dasselbe, was vor einiger Zeit in Zürich gedruckt werden sollte.

heit der Aufenthalt in Berlin wurde ihm von Friedrich II. nur unter der Bedingung gestattet, daß er nichts veröffentliche. Er starb den 15. Februar 1767. Alle seine Schriften erschienen anonym und wahrscheinlich größtentheils in Berleburg. Sein Name findet sich erst seit 1842 wieder angeführt. Wir können ihn noch recht brauchen, um der Masse die Dummheit austreiben.

Es geschehe es!

Druckfehler.

Seite 22 Zeile 6 von unten Statt nur lies nur.
„ 24 „ 9 von oben Statt nur lies nur.
„ 37 „ 15 von unten Statt nur lies nur



Gedichte

von

Hermann Püttmann.

Erste Gesammtausgabe.

Herisau.
Druck und Verlag des literarischen Instituts.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Tſcherkeſſenlieder.

1840 1843.

„Wild und frei!“

Der Dichter an ſein Vaterland.

„Voll Lieb' und Hoffnung wachſen ſeine Muſenjünglinge dem deutſchen Volk heran; du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter, und ſie wandeln, wie die Schatten, ſtill und kalt, ſind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn ſie ſprechen, wehe dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteusküſten, den Verzweiflungskampf nur ſieht, den ihr geſtörter ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat."

Hölderlin's Hyperion 2, 116.

O Vaterland! es ruht auf dir ein ſchwerer Fluch!
Bewußtlos träumend ſchlummerſt du, — und nicht genug,
Daß deiner Lethargie die Feinde lachen:
Die eignen Kinder aus der Heimat Arm entfliehn,
Und über'n Ocean ſich ſelbſtverbannend ziehn,
Um fern von dir zur Freiheit zu erwachen.

Erloſchen iſt des Volkes ächte Liebesglut,
Empört hat ſich der eignen Adern reinſtes Blut,
Und faſt wie Niobe ſtehſt du verwaiſet:
Die beſten Söhne trauern um der Ehre Tod,
Die beſten Söhne dulden der Verbannung Noth,
Die wärmſten Herzen ſind im Schmerz vereiſet.

Zu deinem Ruhm erſchallt kein Lied in Jubelluſt,
Nur trübe dumpfe Klänge dringen aus der Bruſt
Der freien Sänger, die an dir noch hangen.
Die alten Patrioten ſchnarchen oder kau'n
Am ſchimmelfarb'gen Ruhm, in deß Gefolge — trau'n! —
Ein Friede war, der gleißend trog, wie Schlangen.

Ja, dich erfreut kein Jubelſang! — Erheb' den Blick
Zu deinen größten Dichtern: höhnend dein Geſchick
Bewundern ſie das Fremde nur und Alte.
Der Eine ſchweift auf Hellas Fluren, ſingt mit Luſt
Von Sparta's Heldenmuth, und träumend hofft die Bruſt,
Daß ſich das alte Leben neu geſtalte.

Der Andre wärmt das ſtarre Herz an Oſtens Glut,
Ertränkt den Unmuth in des Euphrats blauer Flut,
Und ſchließt den Gram ins Grab der Pyramide.
Der Dritte blutet mit den Helden unſrer Zeit,
Beweint der armen Polen oder Griechen Leid
In dunkelm wehmuthsvollem Klageliede.

Wie hab ich vormals ſelbſt die Sänger angeklagt,
Daß ſie den Mutterſchoß verrathen, und gewagt
Des Herzens Glut der Fremde preis zu geben!
Allein — auch mir ſchloß Unmuth bald den Mund:
Ich ſah der Freiheit arme Opfer, bleich und wund,
Geſpenſtiſch nah' an meiner Seite ſchweben.

Und Einer ſtand, und faßte liebreich meine Hand,
Dann ſprach er: „Landsmann, Dir auch wird dereinſt bekannt,
Daß längſt erloſchen Deutſchlands helle Sterne.
Stets bleibt des alten Unſinns Pfad dort glatt und breit,
Und heilig iſt, was ſich bewahrt hat vor der Zeit,
Das Recht der Gegenwart ſchleicht nur von ferne.

„Nicht an Gedanken mangelt's, doch an friſcher That,
An Hülfe arm, iſt Ueberfluß an ſeichtem Rath,
Und ſchweigt der Treiber, Alles iſt dann träge.
Ja, Herr'n und Büttel kannſt du ſehen, wo und wie
Du willſt, auch fehlen Sklaven, Pfaffen, Weiber nie,
Doch freie Männer ſind der Zeit im Wege.

„Wie Scherben klanglos ſind die Herzen, ſelten regt
Begeiſt'rung ihre Schwingen, und behaglich trägt
Jedweder Knecht den Pack auf ſeinem Rücken.
Sie ſind mit Gott und Erde fertig; Jeder weiß:
Daß Morgen Heute folgt — und Alles bleibt im Gleis —
So mag den Hund ein milder Tritt beglücken!"

Er ſprach's — und muthig folgt' ich raſch der dunkeln Schaar
Der Mißvergnügten, denen Heimath Fremde war,
Auf deren Flur kein Lorbeerbaum mehr blühet.
Der Liebe Fäden knüpft' ich an ein fremdes Land,
Und ſucht' der Dichtung goldnes Vlies an Colchis Strand,
Wo noch der Vorwelt Heldenfeuer glühet. —

1840.

Beim Auszug.

Schwunke Federn auf den Mützen,
In den Adern ſtrotzend Blut,
Augen voller Zorneesblitzen,
Herzen voller Schlachtenmuth --
Laßt uns zieh'n
Auf hohen Roſſen
Unverdroſſen,
Wo des Sieges Roſen blüh'n!

Von der weißen Bergeshalde,
Wo der Wolf ſich wälzt im Schnee;
Aus dem ſchwarzen Föhrenwalde,
Wo wir jagten Hirſch und Reh'; —
Laßt uns zieh'n
Auf hohen Roſſen
Unverdroſſen,
Wo des Sieges Roſen blüh'n!

Hirſch und Rehe, lebt in Frieden,
Euren bangen Herzen Ruh'!
Anderm Wild, das uns beſchieden,
Schwören wir Verderben zu!
Laßt uns zieh'n
Auf hohen Roſſen
Unverdroſſen,
Wo des Sieges Roſen blüh'n!

Ruſſenherzen, Ruſſenherzen
Sind der Schüſſe Ziel fortan,
Brechen ſie in Todesſchmerzen —
O des Jubels! — Drum wohlan,
Laßt uns zieh'n
Auf hohen Roſſen
Unverdroſſen,
Wo des Sieges Roſen blüh'n!

Sollten drob auch unſ're Herzen
Sich verbluten bis zum Tod;
Wir verachten alle Schmerzen,
Auch die Feinde dulden Noth.
Laßt uns zieh'n
Auf hohen Roſſen
Unverdroſſen,
Wo des Todes Roſen blüh'n!

Sollten dreh auch unſ're Seelen
In dem Kampfe untergehn;
Unſre Rache wird nicht fehlen,
Unſer Haß ſoll nicht vergehn!
Laßt uns zieh'n
Auf hohen Roſſen
Unverdroſſen,
Wo des Sieges Roſen blüh'n!

Schwur der freien Männer.

Wir wollen zuſammen halten,
So lang ein Schwert noch klingt!
Zuſammen wollen wir halten,
Ob auch die Welt zerſpringt! —

Um unſre Nacken ſauſen
Die Stürme ſtolz und frei;
Zu unſern Füßen brauſen
Die Wogen wild und frei.

Und ſollen unſre Herzen
Nicht ſchlagen ſtolz und frei?
Und ſollen unſre Schwerter
Nicht blitzen wild und frei?

Fluch ihm, der, frei geboren,
Die Seele knechten ließ. —
Fluch ihm, dem feigen Thoren!
Die Welt iſt kein Verließ.

Ihr laſſ' die Freiheit walten,
Und raſcher ſtrömt ſein Blut:
Ihr laſſ' die Freiheit ſchalten,
Sie kräftigt ſeinen Muth. —

Wir ſeh'n die Adler kreiſen,
Sie ſchweben frei umher;
Nicht auf zerfahrnen Gleiſen,
Sie ſchweben frei umher.

Auf unſ'res Muthes Schwingen
Wagen wir gleichen Flug;
Der Sieg muß uns gelingen
Trotz allem Lug und Trug.

Zuſammen wollen wir halten,
So lang ein Schwert noch klingt;
Wir wollen zuſammen halten,
Ob auch die Welt zerſpringt! —

Kriegers Abſchiedslied.

Lebe wohl, du Adler im Felſenhorſt
Mit deinem braunen Gefieder!
Lebe wohl, du Turteltaube im Forſt —
Zur Steppe zieh' ich hernieder.

Noch bitt' ich dich, Adler, um dein Geſicht,
Und um deine ſcharfe Klaue:
Auf daß mir der Feind entgehe nicht,
Auf daß ich ihn blutig zerhaue.

Noch bitt' ich dich, Turteltäubelein,
Um deine Treu und Güte;
Auf daß ich nie laſſe den Bruder mein
Und ihn vor dem Tod behüte. —

Lebwohl auch Roſenblume im Hain,
Einſam magſt du verblühen;
Doch denk' ich dein bei des Abends Schein,
Wenn Todeswunden verſprühen.

Und du! laß küſſen die Lippen dir
O Lieb! eh' ich ſcheide von hinnen;
Den nächſten Purpur, ich ſeh' ihn ſchier
Aus des Feindes Adern rinnen.

Kriegers Schwertlied.

Auf, Schwert! Du ſollſt mein Bruder ſeyn.
Mich bis zum Tod begleiten;
In Perlen und in Edelſtein
Will ich dich laſſen kleiden!

Hinan, hinan! Ein raſcher Sprung!
Hier gilt's nicht lange wählen:
Du biſt ſo ſchwung, du biſt ſo jung,
Ich kann dir nimmer fehlen. —

So recht! — wie deine Lippe ſchäumt
Von rothem Muſſenblute!
Du biſſeſt gut; — doch nicht geſäumt,
Du ſcharfe Zornesruthe!

Siehst du den wilden Reiter da
Den riesigen Kosacken?
Den treu'sten Freund erschoss er — ha
Fahr' ihm in seinen Nacken!

Dank dir! du traust ihm gut: er blast
Die Seele durch den Rücken.
O Schwert, wenn dich die Kraft nicht lässt
So soll uns mehr noch glücken.

Osman! — mit meinem stärksten Fluch
Trifft jenen Russenfürsten!
Nach ihm, der meinen Vater schlug
Zieht meine Rache dürsten. —

Dank dir — o welche höchste Lust!
Du hast mich neu gerochen:
Mit Macht, als deckte Stein die Brust
Hast du sein Herz durchstochen.

Ha — wie du rauchst, gleichwie ein Ross
Vom Reiter warm geritten!
Noch einmal fahr' in jenen Tross,
Blitzschnell — so recht inmitten!

Nur zu! zerſpalte dem den Kopf!
Er wird es ſelbſt kaum wiſſen:
Ein feiger Knecht, ein blöder Tropf —
Was iſt da viel zu miſſen? —

Nur zu! zerſchmett're ſtugs das Hirn
Dem polniſchen Verräther!
Brandmarke blutig ihm die Stirn,
Dem falſchen Uebelthäter!

Nur zu! dem deutſchen Söldling da
Zerhaue friſch die Glatze!
Kommt er dem Schluchtentiger nah,
So fühl' er ſeine Tatze! —

Nur zu! nur zu! — ſo mancher Hund
Springt dir noch heil entgegen:
Schlag ihm die flinken Läufe wund,
Pfeif' ihm den Todesſegen! —

So recht, Blutbruder ſtark und wild!
Dir iſt der Sieg gelungen;
Von Leichen ſtarrt das Schlachtgefild,
Die Ruſſen ſind bezwungen. —

Nun halte still! — Mir wurde heiß,
Auch dir iſt's ſo ergangen:
In rothen Tropfen rinnt der Schweiß
Von deinen blaſſen Wangen.

Komm her! — ruh' in der Hand mit treu,
Gleichwie der Haß im Herzen;
Euch beide laß ich nimmer frei
In Freuden noch in Schmerzen

Sarema.

Vom Steingerippe des Gilbens
Der weiße Mond entflog;
Sein Silberfittig hellt die Bahn
Die leuchtend er durchzog.

Tief unten auf der Steppe sah
Sein scharfes Strahlenaug';
Wie still es rings, daß kaum sich regt
Des kühlen Nachtwind's Hauch.

Die Rose schlummert auf der Flur
Im thauigen Nachtgewand,
Der Reiher schlief in tiefer Ruh
Im Schilf am Meeresstrand.

Auch hat des Hirschen schnellen Fuß
Gelähmt der schwere Schlaf,
Ja selbst des Kuluks Schwätzerzung
Gebietend Schweigen traf.

Ein einzig Wesen nur noch wacht,
Ein Rabe, schwarz und alt,
Deß Krächzen durch die Einsamkeit
So todestrübe schallt.

Und vor ihm lagen, blutbedeckt,
Zwei Krieger starr und kalt,
Fest eines Jeden Hand noch hielt
Den rothen Stahl umkrallt.

Dem Einen, dem Kosacken hackt
Die Augen aus der Rab;
Dem Andern, seinem Landsmann, brach
Er eine Locke ab.

Dann flog er über Berg und Flur
Bis zu Sarema's Haus,
Die mit dem Knäblein auf dem Arm
Voll Trauern sah hinaus.

„Woher des Wegs, mein alter Rab,
Wo kommst du her so früh?“
„„Vom schwarzen Meer, vom schwarzen Meer,
Tscherkessenweib, o sieh!““

Die blutgetränkte Locke warf
Er hin auf ihren Schoos,
Und krächzte dann ein Klagelied
Auf des Erschlagnen Loos.

Sarema aber weinte nicht,
Sie nahm des Gatten Haar,
Und band es auf des Knaben Brust!
Wie still es ringsum war! —

Ali Gharzis Tod.

„Nun iſt's Zeit! ſcholl's im Gebirge,
Saß [1]) iſt fern am weißen Fluſſe,
'S flog der Aar aus ſeinem Neſte,
Darum kommt zur Sobranie! [2])"

Und die Abaſechen [3]) kamen
Zahlreich aus den fernſten Auen,
Unter Ali Gharzis Führung
Schweren Alle ſie den Eid [4]).

„Zu den Waffen, zu den Waffen!"
Hallt der Ruf weit durch die Thäler;
Schrill im Horſte krächzt der Geier,
Und den Schnabel wetzt der Rabe.

Wehe dir, Batalpaschinot! [1])
Wehe dir, o Grenzstanitze!
Bald schwebt über dir Zerstörung
Und der Stahldolch der Adeche! [2])

Schon mit warmem Wasser wuschen
Alle Fürsten ihre Rosse,
Schon im weißen Harnisch leuchten
Rings die wilden Herr'n der Schluchten

An der Spitze Ali Charzis:
Silbern wallt des alten Helden
Bart hernieder auf den Panzer,
Und die Augen funkeln golden

Hundertmal im Schlachtgebrause
Färbt' er seine breite Sschaschka [3])
In der Feinde rothem Blute:
Darum pocht sein Herz begierig.

Hundertmal hat die Tabunen [4])
Er beraubt des Tschernomoren:
Darum prangt er im Geschmeide,
Glitzert reich im Helmesschmucke

Wie so brohend aus den Augen
Rothesflammen fernhin blitzen!
Wie so stolz die hohen Worte!
Wie so rasch des Alten Schritte!

Näher kam die Dämmerstunde
Den Kuban*) umschweben Dünste:
Nebelhafte Flußgespenster:
Und die Sonne wendet mälig

Von des Elbrus kahler Scheitel
Ihre hellen Jugendblicke,
Sich die glüh'nden Wangen kühlend:
Und die Nacht schlich leise hinter.

Da zum Aufbruch gab das Zeichen
Ali Gharzis; alle Horden
Folgten einig seinem Rufe,
Und voll Kriegesmuth drauf schritten

Sie zu des Kubans Gestade.
Ringsum herrschte tiefes Schweigen: **)
Kaum der Rosse Hufschlag hört man,
Doch nicht eines wagt zu wiehern.

Grollend brauſ't der Strom — doch Ali
Sperrt den Rennen — durch die Fluthen
Schwamm er bis an Feindesufer;
Still ihm nach der ganze Haufen.

Der Koſack ſchlief bei der Stange [11])
Neben ihm die Lunte brennend,
Und ſein Roß am Hügel graſend, —
Doch ihn weckt der Wellen Plätſchern

Halb noch träumend, nach dem Strome
Lugt er, und ergreift die Lunte;
Ali ſieht's und liſtig wirft er
In die Luft des Knappen Mütze.

„Ho! rief ſorglos da die Wache,
Wilde Enten ſind's, — die Thiere
Ruh'n bei Nacht nicht, noch am Tage
Gleich des alten Kiew Heren."

Und beruhigt ſchlief er wieder.
Da durchbohrt mit ſichrem Stoße
Ihm die Bruſt ein Abaſeche,
Und kein Laut entfuhr dem Schläfer. —

„Auf, nun fort zur Grenzſtanitze,
Nach Batalpaſchinsk zur Rache!
Im Kuban ſeid ihr geſchwommen,
Schwimmt nun auch im Ruſſenblute!“

* * *

Die Staniza fiel: — die wilden
Söhne Kabardah's, ſie ſtürzten
Plündernd drauf in alle Hütten,
Und was widerſtand, verblutet.

Welch ein Heulen, welch ein Jubel!
Klaggewimmer, Siegesjauchzen:
Hier die nackten rothen Schwerter,
Dort die nackten weißen Leiber!

In das Joch der Knechtſchaft müſſen
Greiſennacken noch ſich beugen,
Und der Kinder zarte Arme
Schneiden künftig ſcharfe Stricke.

Der Koſackin Thränen ſtrömen
Ueber ihres Hauſes Schwelle,
Sich vermengend mit dem Blute
Ihres todten, lieben Gatten.

In Verzweiflung zaust die Arme
Dann sich aus die langen Flechten,
Und vor ihre Perlenzähne
Tritt der Schaum, und wütend kreischt sie:

„Auch Dir, Alt, auch Dir Mörder!
Daß kein alt Gebein verfaule!
Daß die Hunde des Kubans dich
Nur als Leiche heimwärts tragen!“

Alle Frauen wurden stumm,
Und er sprach mit dumpfer Stimme:
„Weib, mir starben sieben Söhne
Unterm Beil des Meuchelmörders.

„Weib, mir starb ein lieber Vater,
Ihn zu Tode schlug die Knute.
Weib, mir starb die schönste Tochter,
Als Kosaken sie geschändet!“

Und bei der Erinnerung Schmerzen
Rechte lauter unterm Panzer
Ihm das Herz, und heller lohern
In dem Aug' der Rache Flammen.

Doch er wehrt dem blut'gen Drange
Spricht zu seinen wilden Mannen:
„Laßt das Morden, laßt das Wüthen!
Bringt kein Feuer nah den Hütten.

Und zerstört nicht Früchte und Gärten!
Warum sollten unsre Hände
Allah's Gaben frech verderben,
Und der Menschen Fleiß vernichten?“

Seine Krieger folgten, jubelnd
Ueber ihre reiche Beute:
Die nach Kielewodel noch ziehen,
Und der Karatschai Gebiete.

Saß indessen hat erfahren
Des Gebirgsvolks wildes Treiben.
Lauernd harrt er am Aulone,
Alle Schluchten rings beherrschend.

„Diese magern Steppenritter —
Sie entgehn uns nicht!“ so spricht er.
Droh die Augen wild ihm funkeln,
Und um seine Finger wickelt

Ihr den langen blonden Schnurrbart
Schlägt dann ſchallend auf die Lenden.
Hurra! brüllen tauſend Kehlen,
Und die runden Mützen fliegen.

„Nur bis morgen noch geduldig,
Morgen bau'n wir am Kubanr
Uns ein Fort aus Tſcherkeßleichen,
Und verfitten es mit Pluze!“

* * *

Und der Morgen kam und ſchmückte
Rings den Himmel mit Korallen,
Trug mit goldnen Lippen nächt'ge
Thränen von den Blumenwangen.

Mit den großen Augen ſtarrte
Eben in's Licht die Antilope,
Und der Zeiſig reckte nüchtern
Aus dem warmen Neſt den Schnabel.

Wie die Marder in dem Winkel
Schliefen unter ihren Burken
Noch die Ruſſen, jedes Kopf war
Auf des Nachbars Scheos gebettet.

Da — auf ſchweißbedeckten Roſſen
Sprengen zu der Schaar der Schläfer
Dſchambulet, der Kabardiner,
Und der Abadſäer Girei.

Aus auf Kundſchaft gegen Beide:
Rußlands treue Bundesgenoſſen,
Die für ſchnödes Gold die Liebe
Zu dem Vaterland verkauften.

Ihre Blicke glühn, es zittern
Ihre Stimmen, und mit Mühe
Hauchen ſie in's Ohr des Feldherrn:
„Auf — es nah'n die Kopfabſchneider!“

Gleichwie, wenn ein Kind voll Neugier
Puſtend in der Ameiſ Neſte
Bläſt, und mit dem Strohhalm rühret,
Wie dann Alles lebt und wimmelt:

Alſo war's im Ruſſenheere
Bei der Nachricht der Spione.
Mit der Fauſt fährt der in's Auge,
Um den Schlaf dort zu erdrücken;

Dieser kriecht zu seinem Roß,
Schnallt den Gurt ihm fest und sicher,
Jener untersucht die Büchse,
Löst den Säbel aus der Scheide.

Hier ein bärt'ger Zaporoze
Leert mit tücht'gem Schluck die Flasche,
Nicht um Muth sich draus zu schöpfen,
Nein, um seine Wuth zu stärken.

Und die Offiziere rennen
Schnell durch alle Reih'n, zu ordnen,
Trommeln wirbeln, Flüche donnern,
Und die Streitlust fletscht die Zähne.

Zornig schlägt der Saß die Lenden,
Spricht: „Sie kommen! Auf, Kameraden!
Dieses magre Raubgesindel
Fällt in uns're Eisennetze!"

Ha! sie nah'n, — auf weißem Pfalz
Wälzt sich eine Riesenschlange;
Zum Versteck der Feinde abwärts
Dringen kühn die Schluchtenritter

Plötzlich halten ſie — denn ihnen
Nahe aus der finſtern Höhlung
Blitzt das Aug' der „Tauſend Männer.“ *)
Hurra! ſchallt es durch die Lüfte.

Alt'e Falkenaug' erſpähet
Daß der Saß die Ruſſen führet;
Grimmig ſchüttelt er des Bartes
Weiße Flocken auf den Panzer.

Und im Kreiſe reckt ſein Auge,
Schärfer ſind der Blicke Strahlen
Als ſein beſter Pfeil im Köcher,
Und ſein lautes Wort erbrauſet:

„Habet Acht, die Ruſſen nah'n!
Auf der Hut nun, Vorgeſchöne,
Damit jener Hunde Tod
Euren grimmen Haß verſöhne!

Seht dort zwiſchen Lorbeerbäumen
Scharfe Bayonettenſpitzen.
Weit voran, ihr Abaſchen
Laßt die langen Flinten blitzen!

Mag der Säbel auch zerſpringen:
Doch nur auf der Feinde Braut!
Mag das Blut auch all verſtrömen:
Ström' es nur hinaus mit Luſt!

Seht! der Rache Flotte ſegelt
Auf der hellen, rothen Fluth,
Und noch eure Kinder ſchöpfen
Sich aus ihr einſt Kampfesmuth.

Dann noch taucht ein ſpäter Enkel
Frech in dieſen Strom ſein Haupt:
Und ein friſcher Kranz von Reben
Hellt die Schläfe ihm umlaubt.

Und zum Spiegel eures Ruhmes
Wird dann dieſes Blutes Quell,
Und erglänzt in ſpäten Tagen
Noch wie heute ſonnenhell!

Denn wohlan, ſo laßt verſtrömen
Eurer Adern Purpurwogen:
Denn zu ſiegen oder ſterben
Sind wir alle ausgezogen!"

Helles Jauchzen folgt der Rede,
Selbſt die Roſſe wiehern muthig:
Siegesluſt glüht in den Augen,
Blut'ger Haß tobt in den Herzen.

Doch der Feind auch iſt geſchäftig.
Saß hat ſeine Schaar geordnet,
Und ſchon ſprengen Tirailleure
Ueber's Blachfeld hin und wieder.

Horch, die erſten Schüſſe knallen,
Wirbelnd ſteigen Pulverdämpfe,
Und die erſten Blutestropfen
Rieſeln aus den heißen Herzen.

Seht dort ihren Auffenhaufen
Weit voran drei Reiter ſprengen!
'S iſt der Priſtaff [11]) der Kaukaier,
Venereſoko: der Kabarder

Muſa, und Arbelianow
Fürſt der Grufier. Dieſes Kleeblatt
Trifft im Nu auf würd'ge Feinde,
Deren Bruſt noch nie erbebte

Wilder Kampf entbrennt, die Säbel
Klirren, und der Bogen Sehnen
Schwirren ſchrillend, Flintenſchüſſe
Schallen aus den Schluchten wieder.

Bald verwirrt, bald löst der Knäuel
Sich der Streitenden, und aus dem
Dicken Pulvernebel leuchten
Schwerter hell wie Meteore.

Doch der Sieg entfaltet über
Den Tſcherkeſſen ſeine Schwingen:
Raſch entflohen bald zu Fuße
Jene drei aus dem Scharmützel.

Neun der Wunden zählt der Prinzaß,
Und Arb'elianus fünfe,
Nur der Muſſa zählte keine,
Schande mehr, daß er entfloheu.

Daß gelang's, den überraſchten
Feind nun nahe zu umzingeln,
Und auf ſteiler Höhe ſicher
Die Kanonen aufzupflanzen.

Mit gefälltem Bayonette
Steht das Fußvolk, — und die Quarré's
Scheinen ungeheure Igel
Mit emporgerekten Stacheln.

Luſtig blaſen die Trompeter,
Plänkelnd jagen Kavall'riſten
Durch die Ebne; tük'ſche Schützen
Kauern hinter Terngeſtrüppe.

Jetzt erſt naht der allgemeine
Angriff; — brüllend ſtürzen
Sich die Horden von den Hügeln
Auf der Ruſſen Stahlſpaliere.

Und nun raſt des Krieges Teufel:
Blitzt aus finſtern Augenhöhlen
Helle Flammen, und die Locken
Triefen blutig; — des Entſetzens

Bleiche Larven ſchleudert grinſend
Er in's wilde Mordgetümmel,
Und zermalmt mit ſtarker Keule
Lieb und Mitleid, Stolz und Anmuth

Blinde Wuth knirscht mit den Zähnen,
Ringsum kracht Geschützesdonner;
Herzen brechen unterm Panzer,
Seelen schlüpfen aus den Leibern.

„Auf, sprengt das Quarré!“ rief Ali,
Und die Bergesritter folgen,
Trotz der Bayonette Stacheln
Dringen sie in's Herz der Feinde.

Hei, die stieben auseinander
Gleich den Krähen auf dem Felde,
Aechzend, fluchend, theils verwundet,
Theils die Schlinge um den Nacken.

Doch der Saß fällt mit Kartätschen
In der Abasechen Flanke;
Sterbend sinken ganze Reihen,
Und der Sieg ist halb verloren.

* * *

Die Entscheidung schwankt — der Russe
Hat jedoch Terrain gewonnen;
Die Tscherkessen ziehen höher
Auf's Gebirg, um dem Bereiche

Der Kanonen zu entgehen;
Unaufhörlich fliegen Pfeile
In die Leiber der Koſacken,
Die mit Kugeln ſtets erwiedern.

Und auf ſteiler Kuppe ſieht man
Unſern Abaſechen-Helden
Ali Gharzis; — ihm zur Seite
Haſſan aus des Tapfern Blute.

Schuß auf Schuß fällt; — alter Ali,
Du beſitzeſt Zaubermittel,
Deinem Winke folgt die Kugel,
Trifft, wohin dein Wunſch ſie leitet!

Deine ſchwarzen Vöglein ſchnäbeln
Bis auf's Blut die Ruſſenherzen,
Schlüpfen zwitſchernd, wie zum Neſte,
In der Zaporozer Seelen.

Schuß auf Schuß, — der junge Lieutnant
Sinkt an ſeines Hauptmanns Seite;
Schuß auf Schuß, — dort der Trompeter
Hat ſein Grablied juſt geblaſen!

Hei — wie ſtürzen die vom Done,
Von der Moskwa, von der Newa!
Wäret ihr daheim geblieben,
Schlieft im Schoße eurer Weibchen!

Aber ach! — die ſtärkſte Eiche
Muß dereinſt dem Beil erliegen:
Alter Ali, auch in deinen
Buſen ſchlich ein ſchwarzes Vöglein.

Seht, wie er ſich krümmt, wie ſeine
Blicke zornig ſchmerzhaft glühen!
Nochmals zielt er — doch die Flinte
Sinkt aus ſeinen ſtarren Händen.

Und er ſelbſt, der greiſe Reiter,
Stürzt von Felſen hin zu Felſen,
Doch im Sturz noch bricht er zornig
Seine Sſchaſchka, und zerſchmettert

Die Piſtolen auf den Steinen; —
Endlich flieht ihn das Bewußtſein,
Und den letzten Abhang fällt er
Rücklings unter die Koſacken. —

Plötzlich tiefe Stille, — Aller
Blicke ſtarren auf den Alten; —
Doch im Nu erſchallt von oben
Wildes furchtbares Geheule.

„Er iſt hin, der Ali — unten
Bei dem Feinde liegt er — Rache!“
Und die Bergesſöhne ſtoßen
Raſch in ihrer Roſſe Kehlen

Ihre Dolche, — blutend rollen
Abwärts ſie auf's Haupt des Feindes —
Dann mit Blitzesſchnelle ſtürzen
Selbſt ſie ihnen nach, — die Flinten

Auf den Schultern, in den Zähnen
Blinkend ihre rothen Säbel,
Und Piſtolen in den Händen: —
„Ali, Ali — Rache, Rache!“

So erſchallt ihr Feldruf — weh euch
Ruſſen! flieht vor dieſen wilden
Löwen, deren ſcharfe Tatzen
Bald in eurem Hirne wühlen!

„Ali, Ali — Rache, Rache!“
Vor den Wüthenden entweichen
Alle Schaaren, und bald ruhte
Ali in des Sohnes Armen.

Deckt dem Hassan nur den Rücken!
Muthig, muthig, Abasechen! —
Auf den starken Schultern trägt er
Seinen Vater in's Gebirge.

Wohl, dort oben ist er sicher,
Dahin dringt nicht die Hyäne,
Und der Treuen Leichen bilden
Um ihn eine starke Mauer. — —

* * *

Als nun Ali kam zum Sterben, —
(Um ihn seine Stammgenossen,
Thränen in den Augen, und im
Herzen Wehmuth,) — sprach der Alte:

„O Sohn, mein Auge schließt
Der Geist der Nacht nunmehr,
Durch meine Adern fließt
Ein Strom, wie Blei so schwer.
Des Lebens Bogen ist nun abgespannt,
Das Feuerrohr sank aus der starren Hand.

„Doch hier in kühler Höhle
Schlaf ich zufrieden ein;
Kein Grauen quält die Seele,
Das Herz iſt frei von Pein:
Mein Ohr ergötzt ein ſüßes Schlummerlied,
Fernhin des Feindes Donner grollend flieht.

„O ſchluchze nicht, mein Sohn!
Zurück der Thränen Fülle!
Auf deines Herzens Thron
Der Rache Tiger brülle!
Stähl' deinen Arm, entflamme deinen Muth
An meiner heißen Wunden rother Glut!

„Haſſan, ſei ſtark und kühn!
Dein Erbe iſt mein Ruhm:
O möchteſt du nimmer fliehn
Von dieſem Heiligthum.
Leb wohl! Wie Nebelgrau'n des Stromes Spiegel
Bedeckt mein Aug des Todes ſchwarzer Flügel.“

Die trauernde Heldenwittwe.

Es reitet der Sturm, ein finſterer Mohr
Durch die Nacht hin auf ſchwarzen Roſſen,
Seine Donnerſtimme ſchreckt Todte empor,
Weit ſchimmert die Luft von ſeinen Geſchoſſen.

Er zerhaut die Wolken mit ſtarkem Arm,
Daß die Fetzen am Himmel umfliegen,
Bang hat ſich verkrochen der Sterne Schwarm,
Seiner Blitze Glut muß ihr Glanz erliegen.

Auf der Steppe weilet ein blaſſes Weib
Mit funkelndem Auge und ſchwarzen Haaren,
Von Thränen naß ihr ſchneeweißer Leib, —
Des Lebens Schmerz hat ſie bitter erfahren.

Denn vor ihr ruhet in ſeinem Blut
Der kühnſte Held aus Tſcherkeſſenlanden.
Es ſchwand dahin ſeines Herzens Muth,
Es band ihn der Tod mit bleiernen Banden.

Und ſie ſchmiegt ſich an ſeine kalte Bruſt
Und preßt ihr Auge an ſeine Wangen,
Da durchzuckt ſie ſelige Todesluſt,
Zu ſterben hat ſie ein brennend Verlangen.

Und ſie ruft dem Sturme, deß zornige Hand
An des todten Mann's Panzer ſchüttelt,
Und ihm die goldenen Locken zerzauſ't,
Und ihm ſeiner Wunden Blut aufrüttelt:

„Hör auf zu brauſen! laß ruhen den Held,
Der nun ſeines Sieges Bahn durchſchritten,
Den der Himmliſchen Schaar auf Händen hält,
Nachdem er ſo vieles Leiden erlitten!“ —

Und als ſie geendet in bitter Qual,
Und ſtolz verharrte in ſtummem Harme,
Da erſchlug ſie des Blitzes neidiſcher Strahl,
Und ſie ſank erlöst in des Gatten Arme.

Der doniſche Koſak auf der Wache am Kuban.

So kalt und einſam iſt die Nacht,
Die Welle, ſie plätſchert ſo linde;
Der Koſack ſteht träumend auf der Wacht,
Die Burka flattert im Winde.
Zur Seite funkelt der Säbel ſo blank,
Piſtolen im Gürtel blinken,
Im Buſen der Sehnſucht Lied erklang,
Der Heimat Sterne ihm winken.

O armer Koſack vom Don!

Des Mondes bleiche Wange lag
Im naſſen Wolkenſchleier;
Der Koſack voll bittern Heimweh's ſprach:
„O Mütterlein, lieb und theuer!

Auch du birgſt wohl am klaren Don
In Thränen die blaſſe Wange,
Indeſſen ich, dein jüngſter Sohn,
Zurück nach dir verlange.“

O armer Koſack vom Don!

Vom Uferſchilf ein Vogel flog
Hinüber des Stromes Welle,
Er flog ſo weit, er zog ſo hoch
Bis zu des Tſcherkeß Schwelle.
„Mein Vöglein, rief der Soldat im Schmerz,
Wie biſt du zu beneiden!
Ach, wär ſo frei wie du mein Herz,
Und dürfte dies Ufer meiden!“

O armer Koſack vom Don!

„Mir ſchloſſen feſt ſie Fuß und Hand,
Und ſprachen: „„kämpf' und blute,
Zerriſſen iſt deiner Heimat Band,
Sklav, fürchte ſtets die — Knute!““
Und doch, mein Vöglein war ſo frei
Wie du einſt die Ukraine;
Verdammt, das iſt nun längſt vorbei, —
Der Czar iſt Herr alleine.“

O armer Koſack vom Don!

Da rauſcht das Uferſchilf auf's neu,
Zwei Feindesaugen glühen; —
Koſack, wie bald biſt du nun frei,
Und darfſt zur Heimat ziehen! — —
Ein Stoß — er lag in ſeinem Blut,
Das Herzweh hatt' ein Ende;
Der Tſcherkeß wuſch ſo wohlgemuth
Im Strom die blutigen Hände. —

O armer Koſack vom Done!

Der Sturm am Kaukasus.

Der Sullako [*]), ein kühner Reiter,
Trabt an dem Bergesabhang weiter;
Schweiß perlt am Bauch der müden Stute,
Des Reiters Spern erglänzt vom Blute.

„He, armes Thier, noch wenig Schritte,
So sind wir in des Aules Mitte;
Dein Fohlen wiehert dir entgegen,
Und Nera's Herz schlägt meinetwegen. —
Dich wird dein Fohlen bald umspringen,
Mich Nera's Silberarm umschlingen;
Dich labt der Duft der Heimatweide,
Und mich des süßen Weibes Freude!
Du streckst dich frei auf grüne Matten,
In einer stolzen Eiche Schatten;
Indeß ich an mein Lieb mich schmiege,
Im Blüthenschnee des Buiens liege!"

So träumend ſtreichelte der Reiter
Den Hals der Stute froh und heiter,
Des Wiederſehens ſtille Wonne
Strahlt glühend aus des Auges Sonne.

Er kam, mit Beute wohl beladen,
Fernher von des Kuban's Geſtaden,
Und kehrte von der Steppe Schergen
Heimwärts zu ſeinen freien Bergen. —

Um ihn, welch einſam großes Leben!
Rings ſteile Felſen ihn umgeben,
Der Gletſcher weiße Häupter glühen,
Zahlloſe Ströme abwärts fliehen.
Der Kaukaſus ſtreckt ſeine Glieder
So fern zur gelben Steppe nieder,
Sein brauner Mantel hängt in Falten
Um die granitnen ewig alten
Gebeine; — dort des Ataks [11]) Fall
Erbrauſet mit donnerlautem Schall,
Und ſcheint ein glitzernd Rieſenſchwert,
Das plötzlich aus der Scheide fährt.
Drauf ſpringt der Strom in großen Sätzen
Von Riff zu Riff, wie wenn ihn hetzen
Des Berges Geiſter, bis zuletzt
Er unten ſich zur Wehre ſetzt,
Im tiefen Schlunde ſchreit und brüllt,
Schäumt, toſt und rollt aus Wuth ſo wild,

Und ſchleudert hoch empor den Giſcht
Mit Schlamm und Uferſand vermiſcht.
Dann ſiegreich über Steingerölle
Zieht feierlich die trübe Welle,
Bis fern ſie ſchlüpft in Nebelgrau'n
Als Silberſchlänglein anzuſchau'n. —

Da ſtreichen kühl vom Meer die Winde,
Und eine ſchwarze Wolkenbinde
Umſchlingt der Gletſcher weißes Haar.
O Sullake, dir droht Gefahr!
Der Sturm iſt nah — entflieh in Eil!
Des wilden Wolkengottes Pfeil;
Die finſtern Brau'n zieht er zuſammen,
Bald lodern ſeines Zornes Flammen!

Wie nächtig wird es ringsumher!
Des Himmels Wölbung liegt ſo ſchwer
Als ob's ein Sargesdeckel wär'
Auf Menſch und Thier, auf Land und Meer.
Die Droſſel ſchlüpft in's dichte Laub,
Den Wolf gelüſtet's nicht nach Raub,
Des Ebers Borſte ſträubt ſich auf,
Die Sſaiga [14]) ſtutzt in ihrem Lauf.
Und auch des Reiters Roß erzittert,
Da Fröſteln ſein Gebein durchſchüttert,
Scheu ſpitzt das kluge Thier die Ohren —
Allein der Feind der Tſchernomoren,

Der Sullote auf ſchmalem Steig,
Wird vor des Sturms Gefahr nicht bleich:
„Dank dir, Meriſſa! [1]) wenig Schritte
Dann ſind wir in des Aules Mitte,
Wo mich ihr Silberarm umſchließt,
Und ihre Roſenlippe grüßt!“
So träumend ſtreichelte der Reiter
Den Hals der Stute froh und heiter.

Nun aber bricht das Wetter los,
Und aus der Wolke giftigem Schoos
Entſchlüpft der zack'gen Flamme Kind
Auf grüne Flur hinab geſchwind.
Der Sturmwind heult mit dumpfer Stimme
Gleich wie ein Luchs in wildem Grimme,
Und ſeltſam knittert's in den Zweigen,
Der Tannen Wipfel tief ſich neigen.
Des Pferdes Mähne flattert wild,
Die Nüſter ſchnaubt, und auf den Schild
Des Reiters ſpritzt der weiße Schaum,
Doch regt der leichte Fuß ſich kaum.

Noch ſprach der Kriegsheld ohne Zagen:
„Hier heißt es ſtürzen oder wagen!
Holla, mein Thier, nur muthig fort,
Bald ſchützt der Heimath heil'ger Ort.

Wir hörten ſtärkern Donner ſchon
Jüngſt vor den Mauern von Abou, *)
Und ſchlimm're Blitze auf uns ſpie'n
Der Moskowiter Batterien!"

Doch plötzlich jetzt mit wilder Macht
Aus rabenſchwarzer Wolkennacht
Stromweis der Regen kam geſchoſſen
Und praſſelnd trafen Hagelſchloſſen
Des Reiters Helm und Panzerſtahl, —
Die Erde bebt — und hin in's Thal
Stürzt dröhnend von der höchſten Höhe
Ein ſchwerer Felsblock nieder.

Wehe,
Wie heult und tost der Strom, wie klagt
Und ſtöhnt der Wind, wie rollt und kracht,
Der Donner! — Ha, welch furchtbar Ringen
Der Kräfte, die ſich nie bezwingen!

O Sullako! vor deinem Blick
Tritt nun der Heimat Bild zurück.
Voll Schrecken ſtarrſt du um dich her,
Dich küßt wohl nie dein Liebchen mehr.
Und ob dein Sporn erglänzt von Blute,
Und Schweiß vom Bauche perlt der Stute,
Nicht von der Stelle will das Thier —
Weshalb auch? Iſt ſein Ziel nicht hier? —

O ſieh, des Himmels Decke bricht,
Und blendend ſtrömt ein Meer von Licht
Hernieder, doch im Augenblick
Kehrt auch die Finſterniß zurück.
Die Wolken ſchwillen, wälzen, rollen,
Die Blitze zucken, Donner grollen,
Und unaufhaltſam auf der Bahn
Des Todes brauſet der Orkan.

Ha — welch ein Schlag! Das Roß, das Roß —
Es ſtürzt — verſengt von dem Geſchoß
Des Wolkengottes — und — o Graus!
Weit über'n Felſenrand hinaus
Schnellt es im jähen Fall den Herrn,
Der ſich die Bruſt im Sturze fern
Am zack'gen Uferriff zerſchellt,
Eh' in des Atak's Schlund er fällt.
Dort ſchlingt um des Gebirges Sohn
Den Arm des Stromes Geiſt voll Hohn,
Und mit des Leichnams rothem Blut
Färbt er die ſchwärzlich gelbe Fluth.

Bald ſchwieg der Sturm; es trat hervor
Der ſtille Mond aus Oſtens Thor,
So leichenblaß, daß Neva glaubt:
Es ſei des todten Gatten Haupt.

Ihr ſchönes Aug' umfloſſ Schmerz,
Voll Bangen ſchlug ihr liebend Herz,
Und als ſie lange harrt' vergebens,
Erloſch die Flamme ihres Lebens.

Todtenlied.

Mit kühnem Muth von Bergeshande
Stürzt' ſich ein junger Strom hinab.
Nach kurzem Lauf ſtarb er im Sande.
Warum, o Strom, ſprangſt du hinab?

Ich ſah einſt reich bekränzt den Morgen.
Mit rothen Roſen prangt ſein Haupt.
Wo ſind die Roſen nun verborgen?
Wie blaß und bleich ſtarrt nun das Haupt!

Es flog ein Aar vom Hochgebirge
Hinunter in's Cypreſſenthal,
Damit die Feuerſchlang' ihn würge —
Todt liegt er im Cypreſſenthal: —

So liegt der Held auf seinem Schilde.
Er war, der Sohn des Pschi gemeint
Mit dem, was euch erschien im Bilde,
Der Seelenlose war gemeint.

Tief in der Brust die rothe Wunde
Liegt todt er im Gwreffenthal;
Der Russenfluch zuckt noch am Munde,
Der Wind umflattert ihn im Thal.

Nicht streichelt ihm die bleiche Wange
Vom Kaukasus sein Schwesterlein;
Nicht singt ihm zu des Kemus [19]) Klange
Vom Kaukasus sein Schwesterlein.

Mit schwarzen Fittigen der Rabe
Schwirrt schauerlich um sein Gebein,
Und krächzt sein Hungerlied am Grabe,
Und wetzt den Schnabel am Gebein.

O Mutter du! lösch nur die Flamme
Früh Abends, — harr' nicht auf den Sohn!
Späh' nicht auf des Gebirges Kamme
Im Dämmerlicht nach deinem Sohn!

Er kommt nicht mehr, und deine Schwelle
Iſt einſam, — harre nicht auf ihn!
In's Reich der Nacht trug ihn die Welle
Des Todes, — harre nicht auf ihn!

Doch jamm're nicht! Mit Löwenblute
Hat ihn dein Buſen einſt erfüllt;
Kein Flecken klebt an ſeinem Muthe.
Er hat der Helden Pflicht erfüllt!

Tſcherkeſſenliebe.

Mein liebes Weib!

Hell, wie kryſtall'ne Becherlein,
Leuchten die beiden Augen dein,
Berauſcht von ihrem Zauberwein
Träumt meine Seel von dir allein!

Der Lippen Zwillings-Roſenpaar
Winkt meiner Sehnſucht immerdar;
Im Wellentanz von deinem Haar
Droht, zu verſinken mir Gefahr.

Dein Buſen — Frühlingswolkchen gleich,
So weiß und ſchwellend, lind und weich;
Dein Herz — ach — wie ſo gut und reich!
Daß ihm auf Erden nichts iſt gleich —

Mein liebes Weib!

Mein brauner Hengſt!

Dein großes Aug' erglänzt ſo treu,
Die Nüſter ſchnaubt, du fliegſt herbei,
Dein Wiehern ſchallt ſo laut und frei
Wie Hörnerklang und Kriegsgeſchrei.

Du biſt ſo ſtolz und ſchön, o Roß!
Dich ſchreckte nie des Feinds Geſchoß,
Ob dir vom Bug das Blut auch floß,
Du bliebſt mein treuſter Feldgenoß —

Mein brauner Hengſt!

Mein ſcharfes Schwert!

Dir, Trunkenbold, auch bin ich gut:
Du ſchlürfſt in ewig friſchem Muth
Roth Muſſenblut, roth Muſſenblut:
Drum bin ich dir ſo gut, ſo gut —

Mein ſcharfes Schwert!

Mein Ruſſenſklav!

Auch du biſt theuer mir und lieb:
Auf deiner Stirn der breite Hieb,
Die Schling' am Hals, dein Blick ſo trüb,
Sind mir ſo lieb, ſind mir ſo lieb —

Mein Ruſſenſklav!

Ammenlied.

„Der weiße Czar, der weiße Czar!
O ſtill, o ſtill — er kommt im Nu!
Schließ nur die muntern Aeuglein zu!

Sein Mantel von milchweißem Schnee
Iſt tauſend Meilen weit, — o weh!
Bedeckt er dich, du armes Kind,
Du ſchauderſt, ach, und ſtirbſt geſchwind.

O ſtill, o ſtill!

„Der weiße Czar, der weiße Czar!

Die Arme Keulen, eisenschwer,
Die Finger Messer, scharf so sehr,
Verühren sie dich, armes Kind,
Verblutest du und stirbst geschwind.

O still, o still!

„Der weiße Czar, der weiße Czar!

Die Augen Sonnen, blutig roth,
Die strahlenblitzend senden Tod,
Naht dir die Glut, du armes Kind,
Versengt sie dich, du stirbst geschwind.

O still, o still!

„Der weiße Czar, der weiße Czar!

Die Brust, — ein tief gehöhlter Stein,
Schließt gräulich wilde Nattern ein —
Bespritzt ihr Gift dich, armes Kind,
Du krümmst dich, zuckst und stirbst geschwind.

O still, o still!

„Der weiße Czar, der weiße Czar!

Er wohnt in einem Haus von Gold,
Doch iſt kein Freund ihm treu und hold,
Drum haßt er Alles, armes Kind,
Und was er haßt, das ſtirbt geſchwind.

O ſtill, o ſtill!

„Der weiße Czar, der weiße Czar!

Er ſitzt ſo einſam und allein,
Nur Sklaven ſind, nicht Freunde ſein;
Wer kann ihn lieben, armes Kind?
Ich nicht — du nicht — ſtill! ſchlaf geſchwind!

Thierfabel.

Der Uhu ſaß am Kaukaſus
In ſeinem Neſt und ſann —
Der Rabe bot den Abendgruß,
Er war ein gereiſter Mann.

Der Uhu ſprach: Wo kommſt du her
Mit deinem ſchwarzen Geſicht?
„Vom Czarenhofe komm' ich her,
Wo man keſaliſch ſpricht."

Und was haſt du allda geſehn,
Und was haſt du gehört?
Ob dort die Mauſer auch barfuß gehn,
Und der Fuchs nach Raube fährt?

„Viel Hunde hab' ich dort gesehn,
Viel Esel schrei'n gehört,
Die Marder sah ich gaukelnd gehn,
Und der Fuchs lebt hochgeehrt."

Was hast du, Rabe, mehr gesehn,
Berichte es mir auf's Haar:
Sahst du die Sonn' am Himmel stehn,
Sahst du den weißen Czar? —

„Ich sah dort nicht der Sonne Strahl,
Noch sonst ein ander Licht,
Dicke Finsterniß war's überall,
Und da belüg' ich dich nicht;

Den weißen Habicht auf goldnem Sitz
Den hab ich doch erblickt,
Seine Augen flammten gleich dem Blitz,
Daß männiglich erschrickt.

Zerreißen möcht' er die halbe Welt
Mit seiner Riesenklau';
Mir schien's ein allerhöchster Held:
Stark — klug — kühn und — schlau."

Der Uhu ſaß am Kaukaſus
In ſeinem Neſt und ſann —
Er ſchüttelt die Ohren voll Verdruß,
Er war ein ſo frommer Mann.

Die Prüfung.

Der Atalik: [20])

Mein edler Werk! [21]) Die Jahre sind geschwunden,
Hier ist dein Sohn, ein Jüngling stark und klug.
Ob's Wahrheit, magst du selbst an ihm erkunden,
Geh, frage ihn, sein Herz ist ohne Trug. —

Der Alte:

Mein Sohn, sag an: was besser ist als gelbes Gold?
Und wem sind starke Kämpen hold?

Der Jüngling:

Scharfer Stahl ist besser als gelbes Gold;
Dem Starken sind die Starken hold!

Der Alte:

Mein Sohn, ſprich: was iſt ſchneller als Falken?
Und was hält feſter als Balken?

Der Jüngling:

Der Rache Gedanken ſind ſchneller als Falken,
Geduld hält feſter als Balken!

Der Alte:

Mein Sohn, ſag an: was heller glänzt als Sterne?
Und was die Raben und Krieger ſehn ſo gerne?

Der Jüngling:

Des Siegers Aug' glänzt heller wohl als Sterne;
Blaſſe Leichen ſehn Raben und Krieger gerne!

Der Alte:

Mein Sohn, ſprich: was iſt ſchlimmer als Schlangengift?
Und wo iſt kühner Helden Lieblingstrift?

Der Jüngling:

Des Muſſen Falſchheit iſt ſchlimmer als Schlangengift;
Die blutige Wahlſtatt iſt der Helden Lieblingstrift!

Der Alte:

Mein Sohn, was fliegt noch höher als ein Pfeil?
Was ſchneidet ſchärfer als ein blankes Beil?

Der Jüngling:

Mein ſtolzer Muth fliegt höher als ein Pfeil;
Die Schande ſchneidet ſchärfer als ein blankes Beil!

Der Alte:

Mein Sohn, ſprich: was dir jederzeit gefällt?
Was hältſt Du für das höchſte Gut der Welt?

Der Jüngling:

Des Muſen Todesqual mir jederzeit gefällt:
Die Freiheit iſt das höchſte Gut der Welt! —

Der Alte:

Dank dir, o Atalik! Ich ſag es dir zum Preiſe:
Mein junger Sohn iſt brav, mein junger Sohn iſt weiſe!

Beim Abſchiede.

Ogin:

Auf zu den Gletſchern aus der Tiefe
Der Schluchten ſteigt der Duft der Nacht;
Schrill pfeift der Morgenwind, als riefe
Er mahnend mich zum Feld der Schlacht.

Paka, mein ſüßes Weib! Ich ſcheide —
Laß mich aus deinem weißen Arm!
Mein Herz iſt ſchwer von Haß und Leide,
Von wildem Muth und ſtillem Harm.

Ich zieh von dir mit bitterm Grämen,
Zum Feinde hin mit ſüßer Luſt;
Das Erſte will den Fuß mir lähmen,
Die Andre hebt empor die Bruſt.

Ich tauſche deiner Wangen Roſen
Mit rother Wunden Purpur bald;
Statt deines ſüßen Mundes Koſen
Des Feindes Gebrüll zum Ohre ſchallt.

Und ſtatt zu ruhn auf weichem Pfühle
Des weißen Buſens, ſanft gewiegt,
Lieg ich, erſchöpft vom Kampfgewühle,
Starrkalten Leichen angeſchmiegt.

Paka:

Mein Oglu! Mir zur Seite weile
Ein Weilchen noch; — dann, Lieber, geh!
Nun fliegt die Zeit gleich einem Pfeile,
Was kümmert's ſie, daß mir ſo weh? —

Die Falſche ſchleicht — wenn du gegangen —
Langſam wie ein verwundet Reh;
Und wie ſie ſchleicht, fliegt mein Verlangen —
Was kümmert's ſie, daß mir ſo weh?

Dein Panzerhemd wär ich ſo gerne:
Ich ſchützte dich — du trügeſt mich,
Mein Oglu! Ach, biſt du mir ferne,
Bin ich ſo krank und trauriglich.

Biſt du mir fern, des Abends Glühen
Dünkt mir von Blut ein Wiederſchein;
Und ſeh ich einen Habicht ziehen:
Zerriß er nicht den Tauber mein?

Blick' ich zum Gletſcher auf, dem bleichen:
Iſt's nicht ein weißes Todtenkleid?
Seh ich die Welle abwärts ſchleichen:
Kehrt ſie zurück in Ewigkeit? —

Mein Oglu! Mir zur Seite weile
Ein Weilchen noch, — dann, Lieber, geh!
Es fliegt die Zeit gleich einem Pfeile,
Was kümmert's ſie, daß mir ſo weh?

Der Pole im Kaukaſus.

Der Konak: [22])

Heil, lieber Herr! Heil meinem Hauſe,
Dem deine Ankunft Glück verleiht!
Fluch treffe mich und Fluch die Meinen,
Begegnet Schmach dir hier und Leid! [23])

Der Fremde:

Dein milder Gruß iſt meinem Herzen —
Du guter Mann im Silberhaar! —
Was eine Quelle dürrem Raſen,
Der lange unbefeuchtet war.

Erfriſchend laben deine Worte
Die Seele mit der Liebe Duft;
Dein ſanfter Blick erweckt Gefühle,
Verſunken in des Herzens Gruft.

Der Konak:

Mein lieber Herr! Trau' meinem Herzen,
Trau meinem Arm, nicht blos dem Mund.
Nimm hier das Horn der Antilope, [24])
Und trink es aus bis auf den Grund!
(Der Fremde trinkt.)

So recht! — Nun biſt du uns Genoſſe,
Ein Kind vom Hauſe, treu und lieb;
Was du verloren, ſei vergeſſen,
Gedenke nur, was dir noch blieb.

Der Fremde:

So recht! — nun bin ich euch Genoſſe,
Ein Kind vom Hauſe treu und lieb — —
Wohl! — Doch Verlornes zu vergeſſen?
O niemals, Vater, nie — vergieb!

Wollt' ich erlitt'ne Schmach vergeſſen,
Vergäß ich meine Rache auch,
Und ſie iſt meiner Seele Gottheit,
Und ſie iſt meines Lebens Hauch! —

Du ſollſt mich kennen, neuer Vater,
Sollſt ſehen in mein ödes Herz;
An deine Bruſt will ich mich lehnen,
Und lallen dir von meinem Schmerz — —

Mein armes Heimatland iſt Polen,
Das nun im Staub, ein Sklave, ruht.
Wo alle Lüfte wehen Flüche,
Wo alle Ströme treiben Blut;

Der mich erzeugt: ein wackrer Streiter
Für Freiheit und Gerechtigkeit,
Fiel in der Willkür ſtarke Netze
Und war dem Martertod geweiht;

Stolz ſpottet' er des frechen Würgers,
Die Folter brach nicht ſeinen Muth,
Man ſchnitt ſein greiſes Haupt vom Rumpfe; —
Ich ſah's — ich ſah ſein ſprißend Blut —

Ich ſtand in dieſem Blut und ſtarrte
Empfindungslos, ein bleiches Bild, —
Ich lag in dieſem Blut und raſte,
Und heulte laut und fluchte wild — —

Bis daß er kam, der Tag der Rache,
Wo Polen ſeine Ketten brach,
Wo kühn des weißen Adlers Kralle
Im Ruſſenblut löſcht' alte Schmach.

Da jubelt' ziſchend meine Klinge,
Da mordet' brüllend mein Geſchoß,
Da ſtand ich wiederum im Blute,
Allein der Feind war's, der's vergoß — —

Doch — o, zu bald der Tag ging unter,
Und wieder kam die Finſterniß,
Und wieder raſſelten die Ketten,
Die Willkür fletſchte ihr Gebiß.

Weh mir! zur rothen Opferſtätte
Verwandelt' ſich mein Vaterland,
Die Henker grinzten vom Schafotte,
Die Köpfe rollten in den Sand.

Um meinen Hals wand man die Schlinge,
Man ſchleifte mich zum fernſten Nord,
Auf ewig von der Heimat Lieben,
Mich, den Imperer, riß man fort.

Dort in Sibiriens Eiſeshöhle,
Wie brannte glühendheiß mein Hirn!
Die Knute peitſchte meinen Rücken,
Faſt irrengt der Rache Grimm die Stirn.

Da ſchlug mein Arm die feilen Wächter,
Wuthſchäumend brach ich mein Verließ, —
In tiefer Wildniß irrt ich lange,
Kein Ort, der Rache mir verhieß.

So kam ich her zu dieſen Bergen,
Und endlich jubelt meine Bruſt;
Hier ſeh ich Kampf mit meinem Feinde,
Und jauchze laut in Rachelust.

Hier fühl' ich neu der Freiheit Wehen,
Der Freiheit, die ich todt geglaubt,
Und ſtolze Kriegs- und Siegsgedanken
Umkreiſen wiederum mein Haupt.

Der Konak:

Sei, Fremdling, nochmals uns willkommen!
Froh labe dich an unſerm Heerd,
Verharſchen mag die alte Wunde,
Sich röthen neu dein altes Schwert!

Ging deiner Heimat Sonne unter,
Hier ſteigt ſie auf in neuer Pracht.
Verharre muthig: Glück und Hoffen
Erſtehen aus der Leidensnacht.

Sei unſer! Sei's mit feſter Treue!
Ein gleiches Ziel hält uns vereint.
Wohlan, mein Sohn, nun ſchwöre Rache.
Blutrache unſerm — deinem Feind!

Der Fremde ſchwört:
So lange frei die Stürme wehn,
So lang' der Kaukaſus wird ſtehn,
So lange Mütter Knaben ſäugen,
Und Vögel frei gen Himmel ſteigen,
So lange Blut in Adern fließt,
So lang' ein Pfeil vom Bogen ſchießt,
So lang' ein Dolch noch tödtlich ſticht,
So lang' des Feindes Auge bricht,
So lange glüht des Morgens Roth —
So lange ſchwör' ich blut'gen Tod
Dem Unterdrücker! — Fluch und Tod!

Die Tſcherkeſſen an die Völker Europa's.

Wir kämpfen für das höchſte Gut,
Das der Allmächt'ge ſchuf;
Für Recht und Freiheit kämpfen wir,
Hört unſern Hülferuf!
Die Freiheit zog uns auf und ſoll
Geleiten uns zum Tod,
Sie leuchtet uns als Morgenſtern
Und glüht als Abendroth.
Die Freiheit iſt das Aug' der Welt,
Und alles Lebens Licht, —
Drum wehe, wenn die Flamme liicht,
Das ſchöne Auge bricht!

Seit langen Jahren iſt es her,
Daß ohne Unterlaß
Uns um dies Gut der weiße Czar
Verfolgt mit blut'gem Haß;
Was feilen Sklavenſöhnen fehlt,
Was ſeinem Land gebricht:
Er duldet es in Ewigkeit
Bei andern Völkern nicht.
Der Moskowiter iſt der Geier
Der uns mit ſcharfer Klau
Zerfleiſcht; die Wolke, die die Flur
Beſprengt mit gift'gem Thau.
Er iſt der Luchs im Hinterhalt,
Der lüſtern ſpäht nach Raub;
Die Schlange, die gefräßig nagt
Des Lebensbaumes Laub.
Vor einem freien Hauche wird
Der Moskowiter bleich,
Ihm bangt, daß vor der Glut zerſchmölz'
Das kalte Czarenreich:
Drum zieht er aus mit Netz und Speer
Auf dieſes Hauches Fang,
Und zornig brüllt ſein Schlachtgeſchütz,
Weil's ihm noch nicht gelang. —
Was wär' es ſonſt wohl, das ihn her
Zum Kaukaſus gebracht?
Fürwahr nicht unſ're Armuth iſt's,
Die ihm in's Herz gelacht:
Denn unſre Berge ſind ſo rauh

Und unſrer Felder Frucht
So ſpärlich, daß nach Schätzen er
Vergebens bei uns ſucht.
Die Herrſchſucht iſt's, die Herrſchſucht hat
Den Czar hierher gebracht,
Ihr ſengend Auge leitet ihn,
Ihr Wort treibt ihn zur Schlacht;
Ihr ſchuldet er Tribut, und krümmt
Als Sklave ſich im Staub,
Und dieſem blut'gen Unthier wird
Sein Menſchenherz zum Raub. —
Noch, Völker, ſind wir frei! Noch wallt
Die Bruſt voll Heldenmuth,
Noch ſprudelt in den Adern friſch
Das roſenrothe Blut;
Noch blitzt die Sſchaſchka in der Hand
Noch glänzt des Panzers Stahl,
Noch theilt der Fremde nicht mit uns
Der Heimath ſtilles Mahl.
Doch ach — wer weiß — Allah iſt groß! —
Wer weiß, ob nicht die Schmach
Der Knechtſchaft unſer harrt? ob nicht
Die Nacht verſchlingt den Tag?
Ob nicht der ew'ge Schlag des Beils
Zum Mark der Eiche dringt?
Ob nicht die ſchwarze Wolke einſt
Den hellen Stern verſchlingt? —
Den Waffen nicht, dem Eiſen nicht
Erliegt des Tſcherkeß Kraft,

Doch hat der gold'ne Ruf des Feinde
Schon Manchen uns entrafft;
Des Russen Wort ist süß und glatt,
Und biedre Einfachheit
Erwiedert er mit Schleicherlist,
Hohn und Verschlagenheit.
Gleich einer Riesenschlange legt
Um unsrer Väter Land
Der Feinde Heer sich, und wir sind
Im eignen Haus verbannt.
Denn immer enger zieht den Kreis
Die grause Wächterin,
Und ach! vielleicht lockt Hunger uns
Zu ihrem Rachen hin!
Dann, Völker, seid auf eurer Hut!
Der Schlange Ländergier
Ist unersättlich — weh euch, ha!
Wenn einst zum Opfer ihr
Der Stolzen fallt! — Drum zeitig hört
Auf unsern Hülferuf:
Wir kämpfen für ein Gut, das Gott
Zu eurem Heil auch schuf!

Die Freiheit ist das Aug' der Welt,
Und alles Lebens Licht;
Drum wehe, wenn die Flamme lischt,
Das schöne Auge bricht!
Dann wird es dunkel um uns her
Und schauerlich und kalt,

Und aller Weſen Kraft erliegt
Des Schaitans Gewalt;
Dann ſind die ſtarken Fittige
Gelähmt dem ſtolzen Aar,
Und in den Adern fault das Blut,
Wie roth es jüngſt noch war;
Dann fließt des Stromes Wege matt,
Verſiegt im ſchwarzen Sand',
Es duftet keine Blume mehr,
Zur Wüſte wird das Land;
Dann ſteigt nicht mehr der Lerche Flug
Zum Himmel hoch empor,
Dann dringt kein edles Manneswort
Aus kühner Bruſt hervor!

Antwort des Dichters.

Tſcherkeſſen! Euer Ruf verhallt im Winde:
Europa's Ohr iſt taub für Völkernoth,
Europa's freies Banner liegt im Staube,
Europa's ſtolze Jugendkraft iſt todt!

Des Alters Deſpotie bog ſeinen Rücken,
Lethargiſch wälz't es ſich im — status quo:
Vergnügt, ſobald erträglich nur die — Schläge,
Zufrieden, hält's noch eine Weile — ſo — —

Geht zu dem Briten, Rußlands Nebenbuhler!
Doch nicht nach Herzen ſucht und Mitgefühl:
Guineen blinken unterm Krämerwanſe
Und Schacher iſt des Goddams einz'ges Ziel.

Geht zu den Franken! — Ha, der Freiheit Hähne,
Mit ſtumpfem Sporne, kräh'n ſie laut und hell,
Heut Königsmörder, morgen Kaiſerſklaven,
Zuweilen Brutus, öfter Pulcinell.

O ſeht, wie ſie der Völker Freiheit achten
Fern an Sahara's gelbem Wüſtenſaum,
Von Blut erglänzt die Flur des Beduinen,
Und daß es freies Blut, ſie denken's kaum.

Wollt ihr nach Spanien, dem Land der Granden?
O, dahin dringen eure Worte nicht!
Das arme zuckt im Fieber der Gedanken,
Blöd ſieht ſein Aug' in's junge Morgenlicht.

Auch nicht zum Lorbeerhain der freien Römer
Lenkt euren Fuß! Italien's Geiſt iſt todt,
Sein Arm gelähmt, ſein Schwert entzwei gebrochen,
Ja ſelbſt erblaßt der Zukunft Morgenroth.

Und Deutſchland? — Ach, wie ſtiegen meine Pulſe,
Wie dringt die Röthe mir in's Angeſicht,
Mein Aug' iſt naß — es bebt im Schmerz die Lippe:
Auch Deutſchland hört auf eure Warnung nicht!

Unlängſt noch drang vom Nachbarland herüber
Der Unterdrückten Nothſchrei, und es ſchwamm
Ein Blutſtrom mahnend hin auf unſre Gauen
Doch theilnahmlos blieb Hermanns alter Stamm!

Tſcherkeſſen! harrt nicht auf Europa's Hülfe!
Der beſte Panzer iſt der eig'ne Muth;
Vertraut euch ſelbſt, baut nicht auf Truggebilde,
In todter Lava lebert keine Glut!

Der Kaukaſus iſt euer Bundsgenoſſe,
Ein Rieſe, der euch birgt im treuen Schooß,
Stoßt eure Dolche friſch in Feindesleiber,
Mit ihrem Blut flieht auch der Knechtſchaft Loos.

Fragmente

aus des Sängers Menſuk Fahrten und Sprüchen.

---

1. Gerechtigkeit.

Wie gütig iſt der Gott des Himmels!
Sein flammend Auge blickt inbrünſtig,
Auf Hohes und auf Niederes hinab:
Des Pallaſt's Marmor und der Hütte Stroh,
Der Eiche Krone und des Dorns Geſtrüppe,
Des Felſens Gipfel und des Ufers Sand —
Sie alle ſchimmern in der Sonne Glanz.
O Licht, du biſt gerecht! Mit Silberfäden
Säumſt du des ſtolzen Rieſenadlers Schwinge,
So wie der jungen Droſſel braun Gefieder:
Im Tropfen Thaue ſpiegelſt du dein Bild,
Und auf der Meereswoge fließt dein Gold;
Die Traube reift in deines Strahls Umarmung,
Und nutzlos Unkraut ſprießt aus deinem Kuß.
O Licht, du biſt gerecht! Menſch, ſei es auch!

2. Unterdrückung.

Ich hört' einſt einen Franken zu mir ſprechen:
„Der Geiſt des Volkes gleicht der Welle:
Von jedem Hauche wird er aufgeſchwellt,
Und von vermeintlicher Nothwendigkeit
Der Demuth — jener Seelenebbe —
In's Bett der Schmach zurückgedrängt.
Jahrtauſende entfleh'n,
Mit ihnen willenlos und feige zog
Des Volkes Woge zu dem Nichts dahin;
In ihren Rücken ſchnitt der Kiel
Der Herrſcher immerfort,
Und an des Ufers harte Kerkerwand
Die Brandung ſtöhnend und vergebens ſchlug."

Ich ſprach zu ihm:
„Auf, laß der Freiheit Sturm
Die faule Meeresflut empören!
Der Kraft Bewußtſein heilt
Den wunden Wogenrücken.
Es werden Schiff und Nachen ſcheitern,
Und all das kleine Land
In's große Meer verſinken.
Geh' hin zur Welle, ſprich:
Hör' auf, den eignen Schaum zu ſchlingen!
Geh' hin zum Volke, ſprich:
Hör' auf, die eigne Schmach zu ſchlingen!"

Der bleiche Franke ſah mich traurig an,
Und zeigte mir der Hände Feſſelnarben.

3. Gaſtfreundſchaft.

Ein fränkiſcher Mullah ſprach zu ſeiner Heerde:
„O Giaurs, ſeid milde, — milde ſeid wie Gott,
Der Alles ſchuf in grenzenloſer Güte!“
So ſei's! — Die ganze Heerde war gerührt.
Und ich, der Fremde, dachte: Dieſer Giaur
Iſt gut, und thut im Leben, was er laut
Hier ſeinen Gläubigen gebietet. Ha!
Wie leuchtete ſein Antlitz eifervoll,
Wie troff der Schweiß von ſeiner frommen Stirn,
Wie neigt' er ſich in Demuth vor dem Herrn!
Ich dachte: ſieh, es geht ihm, wie dem Baum,
Der voll von Früchten, mit gebeugtem Haupt
Erfleht, daß man den Ueberfluß ihm nehme.
Ich ging zu ihm, als Gaſt um ihn zu ehren;
Doch o — wie fremde ſchien ihm mein Beſuch,
Wie ſalbungsvoll wieß er mir ſeine Thür,
Nachdem er mich geſättigt glaubt mit Worten.
So ſind die Giaurs, — ſo ſind ſie all:
Arm, blutig arm, ſo wie der Wildniß Thier,
Das auch nur kennt des Nehmens freche Luſt,
Dem fremde iſt des Gebens milde Wonne.
Seht wie des Mondes Auge ſelig leuchtet,
Zufrieden glänzt das volle Wangenpaar:
Er ſpendet ſeinen Reichthum, ſeine Strahlen.
Seht wie der Blume Knoſpe ſich erſchließt
In Zauberanmuth, holder Liebesglut:
Sie ſpendet ihren Duft, der Seele Reiz.

Seht wie der Baum ſein grünes Lockenhaupt
Behaglich ſchüttelt in der Morgenluft:
Er ſpendet froh ſein Alles, ſeine Früchte.
Seid immer gaſtfrei, Söhne des Gebirgs,
Wie's auch die Sitte eurer Väter war! — [*])

---

6. Blutgericht.

Wir Alle ſind des eignen Blutes Sklaven
Und folgen, wie der rothe Herr es will.
Wir ſtreiten, ſchlagen, rächen und ermorden,
Wie Leidenſchaft uns treibt. — Doch die Natur
Allein iſt höchſter Herr des Lebensſtroms,
Niemand als ſie Blutrichter oder Henker.
Sie führt allein das Richterſchwert mit Recht,
Und ſcheidet Seel' und Körper, wenn es Zeit.
Wohl uns! ob wir dem Thiertrieb gehorchen,
Doch ehren wir in Demuth die Natur;
Und ſchweigt die Leidenſchaft, und fließt im Blute
Die rothe Woge — ſchänden wir mit Mord
Die Seele nie. [**])

Ach, ich gewahrt' unlängſt —
(An Süd und Norden, Oſt und Weſt, wohin
Mein Fuß mich trug, — bei Völkern, die ſich ſtolz
Des Weisheitslichtes rühmen, Völkern, die
Barbaren uns benennen) — daß zum Teil

Man arme Menſchen in des Lebens Kraft,
In ihrer Hoffnung Blüthe führte. Ob
Verbrecher ſie, ob ſchuldig oder nicht?
Was kümmert's jene Richter? Sie ja nicht
Hat die Natur zu Mördern fremden Seins
Beſtellt; Des Frevels Opfer war ja nicht
Ihr Herz; — ſagt an, wie durften ſie, ſelbſt Menſchen,
Mit kaltem Blute, blos nach Menſchenſatzung
Den Menſchen richten, — ihm den Lebenshauch
Aus ſeinem Leibe ziehn, wie Diebe Gold
Aus fremder Taſche? — Ha, mir ſchienen ſie,
Die ſtolzen Richter, mindre Mörder nicht,
Weil ſie gewaltig, und nach dem Geſetz
Den Mord begingen. — Die Natur hat Recht,
Und Niemand ſonſt! Zeigt mir ein zweites Weſen
Das ſeinen Bruder mordet — ohne Rache,
Und ohne Nothwehr, ohne Leidenſchaft!

---

5. Menſuk's Klagelied.

Menſuk iſt alt, Menſuk iſt alt,
Sein Lebenston verklingt nun bald,
Sein Herz iſt in des Leids Gewalt,
Mißmuth hält ſeine Seel umkrallt,
Und trüb ſein letztes Lied erſchallt.

Er ſaß auf hoher Felſenſpitze,
Sein Saitenſpiel hing ſtumm im Arm,
Durch ſeine Seele zogen Blitze,
Durch ſein Gemüth der Sorgen Schwarm.

„Mein Vaterland! ſo ſprach er trübe,
Noch trägt dein Hals kein Sklavenjoch,
Noch ſchützt das Schwert, noch ſchützt die Liebe
Der Söhne dich! — Wie lange noch? —

„So ſchaurig klingts aus alten Sagen
Daß einſt ein edler Götterſohn
Der von den Feinden war geſchlagen,
Hier im Gebirge ſtarb mit Hohn.

„Geſchmiedet an die Bruſt, die ſtarke
Des Berges, litt er tiefen Schmerz;
Des Geiers Fraß von ſeinem Marke
Brach endlich ihm das Götterherz.

„Er iſt dahin! — Faſt will mir ſcheinen:
Man werde unſern freien Muth
Wie dieſen Götterſohn beweinen,
Verſtrömt dereinſt der Freiheit Blut.

„Ach, unſer Feind, er iſt der Geier,
Der gern an unſerm Marke zehrt',
Blutgierig ſchwirrt das Ungeheuer
Stets um der Völkerfreiheit Herd!"

Menſuf ſank hin auf ſeinem Sitze,
Sein Auge ſchwamm in Thränen gar,
Durch ſeine Seele zogen Blitze,
Durch ſein Gemüth der Sorgen Schaar

Heimkehr in's Vaterland.

Ich bin zurück. — Des Elbrus helle Kuppe
Verſchwand im Abendnebel, des Kubans
Sturmſchnelle Wege ſah des Fremdlings Blick.
In ſeinem Ohr verhallt' der Siegesjubel
Der ſchlauken Bergesritter — — ach —
Ich bin daheim.

Es knarrt der Wetterhahn
Hoch auf dem Thurme meiner Vaterſtadt,
Das trübe Bächlein meiner Heimath wimmert,
Und in mein Ohr erklingt ein ödes Summen
Von den Gevattern dreiſt und wohlbehäbig — —
Sie ſind ſo arm — und dünken ſich ſo reich,
Sie ſind ſo ſtolz — und ſind doch ſo gemein,
Sie ſind ſo vornehm — und doch Knechte nur. —

O Bergesluft, wo weht dein freier Hauch?
Wie ſchwül iſt's hier — im Rauch erſtickt die Bruſt —
O Ruhe der Natur, o keuſche Stille
Der Einſamkeit — du floheſt dieſe Welt:
Wo Alles rennt in falſchgeſchäft'ger Eile,
Maſchinen raſſeln, Peitſchen knall'n, und ſchrill
Des Schachers Stimme tönt, — wo überall
Ein Sklavenbagno — ja fürwahr, fürwahr!
Und fließt am Kaukaſus in hellen Strömen
Der Helden Blut — hier wahrlich iſt kein Friede:
Siehſt dort du frei dem offnen Feind in's Auge —
Hier ſchlägt dich heimlich Neid und Vorurtheil:
Biſt du ein Jude, höhnen dich die Chriſten,
Biſt du nicht reich, lebſt du als Paria,
Biſt du begeiſtert, ſpottet man des Träumers,
Biſt du ein Spötter, kerkert man dich ein.
Wo nicht der Mangel würgt, erdrückt die Luft;
Zwei Herrſcher thronen: Habſucht, Heuchelei,
Die letzte Mittel, und die erſte Zweck:
Auguren heucheln Frömmigkeit und Glauben,
Der Knecht Verehrung, der Gebieter Liebe —
Nur Oede ringe, nur falſcher Schein in Allem. —

* * *

Mein Vaterland! Wie lang' dies blöde Starren?
Du ſtehſt ſo ſtumm mit krummgebognem Rücken.
Biſt du nicht müde von dem ew'gen Harren?
Biſt du nicht müde von dem ew'gen Bücken?
Du ſiehſt den Feind nicht? — Wirf das Haupt zurück!
Und ſchau, wie er ſich kralle dir in's Genick.

Auf deinem Nacken ruht er — du im Staube
Sein Zügel feſſelt dir die Zung im Munde.
Sprengʼ das Gebiß! Was hält ihn als dein Glaube?
Hinab mit ihm! Er purzelt auf dem Grunde.
Dann flieg' ich ſtolz an deine freie Bruſt,
Und höher ſteigt mein Lied zu deiner Luſt.

Doch ach, vergebens, ob ich mahne, flehe,
Du ſtehſt nicht auf von deinem Lotterbette,
Du trägſt ſo ruhig ein unſäglich Wehe,
Du liegſt geduldig an der Sklavenkette,
Ein ſtarker Mann noch, ſiegſt du in die Gruft,
Es weht um dich wie fauler Moderduft.

Anmerkungen.

1) General Sak iſt von Geburt ein Liefländer, und leitet ſeine Abſtammung von einer Seitenlinie Wallenſteins ab. In ſeinem Weſen ſoll er mit dieſem viel gemein haben. Seine Offiziere und Soldaten lieben ihn wegen ſeiner Tapferkeit und Gerechtigkeit. Die Bergvölker fürchten ihn ſehr, und nennen ihn den Generaliſſimus aller ruſſiſchen, tſcherkeſſiſchen und nogaiziſchen Truppen; auch wohl den Schaitan (Satan).

2) Sobranie heißt jedes Zuſammenrotten der Bergvölker, deſſen Zweck iſt, nach reifem Berathſchlagen über das Wo und Wann, blitzſchnell über die am ſchwächſten bewahrte Staniza herzufallen, und mit der Beute und den Gefangenen im Nu wieder in die Gebirge zu verſchwinden.

3) Abaſechen, einer der zahlreichſten Stämme der Adeche, ſind gegen Nordoſten durch einen der nördlichen Hauptausläufer des Kaukaſus von dem Stamme Tſchemirzoi getrennt, gegen Nordweſten durch die Hauptkette des Kaukaſus von Groß-Abchaſien. Sie wohnen in den Bergſchluchten, und auf beiden Ufern der Flüſſe Sluts, Karakuban und Pſchaga.

4) Plutein, ein Schwur, zuſammenzuhalten auf Leben und Tod. Die Verſchwornen ſind verpflichtet, wo möglich die Leichname der Gefallenen dem Feinde abzukämpfen und ſie zurückzutragen in's Vaterland.

5) Die Staniße (d. h. Koſakendorf) Bataipaſchinsk liegt 25 Werſte von Ebumata (ſ. u.).

6) Adeche (Adige) nennen ſich die Tſcherkeſſen ſelbſt. Dies Wort ſoll von ade, Bergſchlucht, und che, Meer, herkommen. Den Namen Tſcherkeſſen erhielten ſie von den Nogaiern, und er be-

deutet Kopf abschneider, von Tscherk, abschneiden, und kes, Kopf. Neumann gibt in s. Buche (S. 94) eine andere Erklärung dieses Namens.

7) Sschaschka ist der allgemeine Ausdruck fast aller Bergvölker für Säbel. Im Dialekt des Stammes der Notkech heißt er schasche, bei den Hatio kech: ssesch'cho, in der Kabardah: scheschkua u. s. f.

8) Tabunen sind Heerden von Pferden, die Jahraus Jahrein im Freien weiden.

9) Der Kuban entspringt auf dem westlichen Abhange des Ellbrus, fließt etwa 100 Werste, wild schäumend, Alles mit sich fortreißend, zwischen ungeheuern Felsenmassen, in nördlicher Richtung durch das Land der den Russen ergebenen Karatschai, bei der sogenannten steinernen Brücke vorbei, wo die ersten russischen Wachtposten stehen. Ungefähr 50 Werste von Kamennoi-Most (der erwähnten steinernen Brücke) fällt der Kuban in ein lachendes Thal bei der Festung Chumara, wo er sich etwas breit macht, nimmt 4 Flüsse, die Tiberda, den großen und kleinen Selentschuk und den Urup in sein Bett auf, wendet sich ungefähr 100 Werste von Chumara nordwestlich, bildet bei der Festung Protschnoj-Okop mehrere Inseln, und entschließt sich erst 80 Werste niedriger, bei der Stanitza Temischberg, seinen Lauf ganz nach Westen zu richten, um sich endlich in's Asoffsche Meer zu ergießen.

10) Die Tscherkessen, so wie alle andern Stämme des Kaukasus vermeiden so viel als möglich ein allgemeines Treffen; sie unternehmen blos in kleinen Partieen Streifzüge. Der Führer des Zuges reitet voran, einige Wachen zur Seite, die übrige Menge theilt sich in kleine Haufen, und reitet frei und ungebunden hinterher; es herrscht die größte Stille; kein Wort wird gesprochen. Legt der Führer den Finger an den Mund, so bleibt die ganze Schaar stehen; deutet er auf die Erde, so springt sie schnell von den Pferden; winkt er, so sprengen sie in größtem Galopp zu ihm heran, seiner Befehle gewärtig. Bemerkt der Führer einen Gegenstand, der ihm zweifelhaft dünkt, oder nähert man sich dem Ziele des Ritts, so besteigt er einen Hügel, um die Landschaft auszukundschaften. Erblickt er irgendwo Leute, so wirft er wohl seine Kappe oder seinen Helm in die Höhe, legt sich auf den Bauch, und rollt sich den Hügel hinab, um den wachsamen Feind glauben zu machen, es habe sich in der Ferne blos ein Vogel erhoben. Bei der Nacht reitet der Anführer in

der Entfernung von einigen hundert Schritten dem Zuge voran, achtet mit dem gespannten Gewehre auf das geringste Geräusch und wendet kein Auge von den Ohren seines Pferdes. Ein dumpfes Pfeifen richtet die Bewegungen der ganzen Schaar. Die Bergbewohner sind so feinen Gehörs, daß sie den Tritt der verschiedenen Thiere genau zu unterscheiden vermögen.

11) Auf den Linien der Grenzflüsse haben die Russen eine ununterbrochene Kette von Posten und unter sich correspondirenden Signale errichtet; auf jeder nur halbwegs bedeutenden Höhe steht ein Piket von Kosaken zu Pferd; auf den kleinsten Bergen errichtet man hohe Stangen, auf welchen ein kleines mit Stroh und Pech gefülltes Fäßchen ruht, welches man beim geringsten Allarm anzündet. Neben jeder solchen Allarmstange ist das Pferd eines Kosaken angebunden, und er selbst steht als Schildwache daneben.

12) In der Tscherkessensprache hat man für das Wort Kanone nur die Uebersetzung: „tausend Mann" und „dicke Flinte".

13) Pristaff — Aufseher der friedlichen Bergvölker.

14) Sullako heißt ein Adlicher bei dem Stamme der Notkech.

15) Atak oder Atakum, ein Fluß, der aus den letzten Höhen der Hauptkette des Kaukasus, 200 Werste ostwärts von Sudschuk Kale, gegen Westen fließt.

16) Ssaiga, die Antilope des Kaukasus.

17) Merissa oder Melissa, die Mutter Gottes. Sie ist den Tscherkessen die Schutzpatronin der Bienen. Die Ehrenbezeugungen, die der Göttin dargebracht werden, bestehen einzig darin, daß man sich an ihrem Festtag gütlich thut mit mancherlei aus Honig zubereiteten Speisen und Getränken.

18) Abou oder Abun, ein Fort der Russen, halbwegs zwischen Gelendschik und dem Kuban.

19) Komus — eine Art Zither mit Metallsaiten.

20) Atalik — Pflegevater, Erzieher.

21) Work sind die Häuptlinge bei den Tscherkessen.

22) Konak heißt der Gastfreund: das Haus desselben steht in der Mitte des Auls, und ist das schönste.

23) Mit ähnlichen Worten empfängt der Wirth einen Fremden. Die Gastfreundschaft gehört zu den heiligsten Pflichten der Tscherkessen, und man hat kein einziges Beispiel, daß sie gebrochen wurde.

24) Die erste Gesundheit, die dem Gaste zu Ehren ausgebracht wird, trinkt der tscherkessische Wirth aus einem großen Antilopen- oder Steinbock-Horn. Vor den Gast hintretend, hält der Wonak das Horn in seiner Rechten und spricht: „Lieber Herr! Heil dir, daß du mein Haus durch deine Gegenwart heiligst und mir Gelegenheit gibst, die höchste Tugend, die Gastfreundschaft, auszuüben. Heil dir nochmals!“ Dann leert er das Horn in einem Zuge, und kehrt es über dem Feuer um. Man berechnet die angethane Ehre nach dem Getrunkenen, und je weniger in dem Horn zurückbleibt, um desto mehr ist der Fremde geehrt. Der Reihe nach ist jeder Anwesende verbunden, die Gesundheit desselben zu trinken, und dann das Horn über dem Feuer umzukehren. Haben Alle geendet, so ist die Reihe an dem Fremden, sich zu bedanken, und auch er muß den Becher umkehren. Nur derjenige, dem eine Gesundheit getrunken ist, darf eine neue ausbringen, jedoch nie die des Wirthes, der auch nur das vom Mahle anrühren darf, was ihm der Gast darreicht.

25) Wenn ein Reisender in ein tscherkessisches Dorf kommt, treten alle in die Thüren, um ihm anzudeuten, daß sie alle gleich bereitwillig sind, ihn zu empfangen; seiner ladet ihn aber besonders ein, um nicht den Nachbarn zu beleidigen. Derjenige, auf den seine Wahl fällt, nimmt ihn mit Vergnügen auf, und bewirthet ihn auf's Beste. Bei seiner Abreise ist der Wirth nicht zu bewegen, Bezahlung anzunehmen. Die Ehre und das Vergnügen sind ihm hinreichende Vergütung.

26) Bei den Tscherkessen wird Niemand zum Tode verurtheilt: Sklaverei dünkt dem freien Volke die höchste Strafe.

II.

An den Russenfeind

Schamyl.

1.

Du braver Mann! gib mir die tapfre Hand,
Ob tausend Meilen auch von dir mich trennen;
Verbunden hält uns Beid' ein heilig Band:
Die Freiheit iſt's, was brauch' ich ſie zu nennen.

Du kennſt ſie — ha — du kennſt ſie in der That;
Ich ahne ſie — ſie füllt mir die Gedanken.
Du biſt ihr Held, der ſich ihr ſtolz genaht,
Ich bin ihr fern, doch lieb' ich ohne Wanken.

Tſchetſchenze! faſt beſchleicht mich Neid und Wuth.
Weil du gerüſtet ſtehſt zu ihrem Schutze,
Weil du verſpritzen kannſt für ſie dein Blut, —
Ich aber kuirſchen muß in ſchwachem Trutze:

Hülfloß und einſam — ein geringer Mann,
Dem heiße Thränen aus den Augen quellen,
Der ſeufzen nur und etwan fluchen kann,
Wenn ihm vom Zorne ſtraff die Adern ſchwellen.

Doch nein — nicht neiden will ich Dir dein Glück,
Der Strom der Eigenliebe muß verſiegen,
Ein Höh'res gilt's! — ſo duld' ich mein Geſchick —
Im Geiſte werd' ich nimmer unterliegen!

Du braver Mann! gib drum die tapfre Hand,
Ob tauſend Meilen auch von dir mich trennen,
Verbunden hält uns Beid' ein heilig Band:
Die Freiheit iſt's, was brauch' ich ſie zu nennen.

2.

Vom deutſchen Rheine ſtiegt ein treues Wort
Zum Kaukaſus hinauf und ſeinen Rittern,
Er nur allein iſt noch der Freiheit Hort,
Sie ſind die einz'gen, die nicht ſklaviſch zittern.

Schamyl, ihr Führer du, gegrüßet ſei'ſt
Von Herzensgrunde mir, aus tiefſter Seele!
Mit heißen Wünſchen ſegn' ich dich im Geiſt,
Auf daß es nimmer dir an Siegen fehle,

An Siegen dir — an Todeswunden nicht
Dem falſchen Ruſſen, der die Erde ſchändet,
Vor deſſen Hauch erliſcht der Freiheit Licht,
Der ewig ſich dem Geiſt der Nacht verpfändet.

Daß ich dir Götterſtärke könnt' verleih'n,
Den friſchen Muth unwandelbar dir ſtählen,
All deine Waffen dir mit Zauber fei'n,
Daß ſie der Feinde Herzen nie verfehlen!

So aber hab ich nur dies Wunſcheswort:
Daß du beharreſt im gerechten Streite,
Dein Name ſchon den Unhold ſcheuche fort,
Dein Schlachtenruf ihm Todesſchreck bereite!

Daß du im Ruhmesglanze möchteſt ſtehn,
Von deinem frohen Volke liebumrungen:
Ein freier Mann auf freien Bergeshöhn,
Und vor dir läg' der weiße Czar bezwungen!

Ja — vor dir läg' im Staub der weiße Czar,
Und um ihn her die Sklavenleichen alle,
Daß ſie der Schakal ſchleift am falben Haar,
Und Raben ſchlügen in das Aas die Kralle!

Daß du es ganz gewännſt, dein großes Spiel,
In's dumpfe Grab hin ſänk der Moskowiter! —
So wünſch' ich's dir, ſo wünſch' ich dir ein Ziel,
Schamyl, du tapferſter der Schluchtenritter!

3.

Warum es mir verhaßt, das Volk des Czaren?
Mit den gedrückten Nasen die Mongolen,
Mit den gequetschten Seelen die Barbaren,
Und die Kosacken mit geweitschten Sohlen?

Weil sie den Geist der Zeiten frech verachten,
Den guten Geist, der keine Knechtschaft duldet,
Der Tyrannei stets neue Opfer schlachten,
Und niemals sühnen, wo sie arg verschuldet.

Weil sie ein Heer von vielen Millionen,
Und vor dem Worte *eines* Menschen beben;
Weil sie der Knute noch mit Küssen lohnen,
Und gleich dem Vieh auf dieser Erde leben.

Weil ſie ein edles Brudervolk bezwungen,
Das ſeine Ketten freudig hatt' gebrochen,
Und deſſen Heldenmuth mit Feuerzungen
Zu allen Sklaven dieſer Zeit geſprochen.

Und dann noch eins: weil dieſe ſchnöde Rotte
An Deutſchlands Grenzen beutelüſtern ſchreitet,
Und jeder Feind der Freiheit uns zum Spotte
Auf ſolchen Popanz mit den Fingern deutet.

Drum haß' ich's, dieſes rohe Volk des Czaren,
Mit den gedrückten Naſen die Mongolen,
Mit den gequetſchten Seelen die Barbaren,
Und die Koſaken mit zerpeitſchten Sohlen!

1.

Warum dein Volk, Schamyl! mir lieb und theuer?
Die Tapfern des Gebirgs, die edlen Räuber,
Die ihren Muth gestählt im Schlachtenfeuer,
Durch tausend Narben härteten die Leiber?

Weil sie der Peitsche nicht, dem Recht sich beugen,
Dem Löwen lieber als dem Hunde gleichen,
Vor keiner Lüge höflich sich verneigen,
Vor keiner Grobheit aus dem Wege weichen!

Die kühnen Helden, die den Tod verlachen,
Die trotz'gen Seelen, die vom Hasse sprühen,
Die starken Geister, die ein Hort der Schwachen,
Die heißen Herzen, die für Freiheit glühen!

Weil ſie erkannt, daß ohne Furcht und Zagen
Die Adler auf zur lichten Sonnen ſteigen,
Und deshalb ſtolz die Häupter aufrecht tragen,
Und niemals kriechend ihre Nacken beugen.

Weil ſie erkannt, daß höher noch erhoben
Der Menſch, vor allen Weſen auserkoren,
Und in der Wahrheit auszuharr'n gelobet:
„Kein Sklave wird, wer frei zu ſein geſchworen!"

Kein Sklave wird, wer frei zu ſein geſchworen,
Und dieſen Schwur im Herzen nie gebrochen,
Wohl kann Gewalt die Seele ihm durchbohren,
Doch nimmer knechten, nimmer unterjochen.

Weil ſie darum zu widerſtehen wagen
Mit ihrem Häuflein den gewalt'gen Heeren,
Und drum den Rieſen oft auf's Haupt geſchlagen,
Und drum den Paß ihm ohne Scheu verwehren.

Weil ſie des armen Polen heil'ge Rächer,
Und neuen Thau der welken Roſe ſpenden,
Die ſtark erblühte einſt, nun immer ſchwächer
Im nächſten Winterfroſte droht zu enden.

Drum lieb ich ſie, Schamyl! drum fliegt mein Wort
Zum Kaukaſus hinauf und ſeinen Rittern,
Er nur allein iſt noch der Freiheit Hort,
Sie ſind die einz'gen, die nicht ſklaviſch zittern.

III.

Dithmarschen-Lieder.

Die Dithmarſchen waren vor Zeiten ein freies Volk. Von altſächſiſcher Abſtammung, bewahrten ſie Jahrhunderte lang ihre Liebe zur Unabhängigkeit, ihre freien germaniſchen Einrichtungen. Unter Karl dem Großen erhielten ſie „Grafen", duldeten aber keine Gewaltherrſchaft und erſchlugen im Jahr 1145 den Grafen Rudolf, als er die althergebrachte angeſtammte altdeutſche Freiheit beeinträchtigte. Erſt durch Heinrichs des Löwen Uebermacht wurde ihnen wieder ein Graf aufgezwungen; ſpäterhin machten ſowohl der Erzbiſchof von Bremen als die Grafen von Holſtein und der König von Dänemark Anſprüche auf die Herrſchaft. Den Erzbiſchof erkannten ſie nach der Bornhöveder Schlacht als Schutzherrn an, und gaben ihm bei Antritt ſeiner Würde eine Gebühr von 500 Mark; aber nie durfte das Stift ſich weder in die weltliche noch in die geiſtliche Verwaltung des Landes irgendwie einmiſchen, und mit ſo großer Eiferſucht und Wachſamkeit hielten die Dithmarſchen auf ihre Unabhängigkeit, daß jeder, der auch nur den Verſuch machte, bei Pröbſten und Prälaten einen Befehl auszuwirken, als Vaterlandsverräther behandelt wurde. Am gefährlichſten waren für die Dithmarſchen die nächſten Nachbarn, die Grafen von Holſtein, welche keine günſtige Gelegenheit vorüber ließen, die von ihnen erhobenen Anſprüche geltend zu

machen. Daher häufige Fehden gegen die trotzigen Bauern, welche niemals Adel im Lande geduldet hatten, ohne Lehenweſen ſich des vollen germaniſchen Freithums erfreuten und trotz innerer Parteiungen gegen äußere Feinde zuſammenhielten, wie Ein Mann. Graf Gerhard der Große von Holſtein wurde 1320 von ihnen völlig auf's Haupt geſchlagen; ein Krieg im Jahr 1397 endete verderblich für die Holſteiner; Herzog Albrecht kam 1403 um, im folgenden Jahre verlor Graf Gerhard VI. in einer Fehde gegen die Bauern ſein Leben, und die Reihen des Adels waren ſtark durch ſie gelichtet worden. Als das Haus Oldenburg den Thron von Dänemark beſtieg, ſtrebten die Könige mit unermüdlicher Ausdauer nach der Unterjochung des kleinen tapfern Volkes. Chriſtian I. ließ ſich von Kaiſer Friedrich III. mit dem Lande belehnen, aber die Dithmarſchen erkannten die Belehnung nicht an und rüſteten, um jeglichen Angriff abzuwehren (ſ. K. Andree's: „die alten Dithmarſchen" im Buch für Winterabende 1843). Chriſtian's Nachfolger, König Johann, verlangte von dem Volke 15000 Mark, und wollte drei Feſtungen im Lande anlegen. Aber die Dithmarſchen verneinten ſeine Anſprüche, und ſo kam es im Jahr 1500 zum Kriege, im welchem der König bei Hemmingſtedt eine ſchmähliche Niederlage erlitt. —

Dieſen Sieg des freien, tapfern Volkes über die Unterdrücker habe ich verſucht, in folgenden Balladen zu ſchildern.

Des Königs Gelüſten.

König Johann auf blauem Polſter lag,
Und ſann in Sorgen Nacht und Tag,
Dithmarſchen zu bezwingen.
Das Ländchen zwiſchen Elb' und Eider —
So gern er's hätt', doch wußt' er's leider
Mit Liſt nicht zu erringen.

Das Ländchen lag ihm ganz am Weg,
Sein Vater auch war ſchon nicht träg
Es lüſtern zu verſchlingen.
Allein was half des Kaiſers Lehn?
Die Bauern hatten nicht drauf zu ſehn,
Man mußt mit Gewalt ſie zwingen.

Sie ſprachen; „Wir haben ein uralt Recht,
Wir ſind ein freies Saſſengeſchlecht,
Und das wollen wir bleiben.
Kein Vogel in Lüften groß oder klein
Fliegt ſelbſten in den Käfig hinein,
Auch wir laſſen's bleiben!“

König Johann biß ſich die Lippen entzwei,
Und rief die ſchwarze Garde herbei,
Seinen Muth an den Bauern zu kühlen.
Die ſchwarze Garde war weit bekannt,
Und hauſte wie Teufel wüthend im Land,
Das ſie zum Raub überfielen.

Der Hauptmann, ein friſcher und raſcher Held,
Stellte ſich kühn in des Königs Zelt
Und begann ſeine Thaten zu preiſen:
„So überlaßt mir dies dumme Land,
Und iſt es nicht an den Himmel gebannt,
Will ich's den Bauern entreißen.“

„Ich will ihnen ſchinden die grobe Haut,
Und all ihre Hab', ich verſprech' es laut,
Hinweg aus den Käſten tragen.
Und wären gefeit ſie überall,
Und hätten ſie Schädel ſo hart wie Stahl,
Ganz mürbe will ich ſie ſchlagen!“

König Johann freut' ſich des Goliath,
Und bewilligt gern, um was er bat,
Auch rüſtet er ſelbſt ſich zum Zuge.
Der Zug war gräulich anzuſehn,
Alle Hunde blieben vor Schrecken ſtehn,
Und die Vögel hielten im Fluge.

Der Feind im Lande.

Drei Tage vor Sankt Valentinstag
Der Dänenkönig zu Meldorf lag —
Hell sprüht des Krieges Flamme.
Er schlug die kleinen Kinder todt,
Die Schilde flossen im Blute roth —
Daß ihn der Herr verdamme!

Er schlug die Greise alt und schwach,
Wie klein die That, so groß die Schmach —
Hell sprüht des Krieges Flamme.
Er schlug die Kranken in ihrer Noth,
Die Helme schimmerten blutroth —
Daß ihn der Herr verdamme!

Er ſchlug die Jungfrau'n unſchuldsrein,
Die Wuth war groß, das Mitleid klein —
Hell ſprüht des Krieges Flamme.
Er ſchlug den Vogel im Bauer todt,
Die Schwerter funkelten blutroth —
Daß ihn der Herr verdamme!

„Ihr trutz'gen Bauern, ſeid verflucht,
Die mir zu widerſtehn verſucht!"
Hell ſprüht des Krieges Flamme.
„Ich will euch beugen — und wär's zum Tod!"
Die Panzer glühn von Blute roth —
Daß ihn der Herr verdamme!

„Ich will euch ſcheeren eu'r langes Haar[1]),
Ich will euch knechten für immerdar!"
Hell ſprüht des Krieges Flamme.
„Ich will euch zwingen in höchſte Noth!"
Die Speere rauchen von Blute roth —
Daß ihn der Herr verdamme!

Der König rief's — ein Adler flog
Hohnkreiſchend durch die Lüfte hoch —
Hell ſprüht des Krieges Flamme
Die trutz'gen Bauern zornesroth
Beten in ihrer höchſten Noth:
„Daß ihn der Herr verdamme!"

Maria.

Im Abendſonnenſcheine
Glühet die Aepfelblüthe,
Maria, die blüthenreine,
Leis betet im Gemüthe:
Maria von Hogenworden,
Die Jungfrau roſenroth,
Iſt blaß und bleich geworden
In dieſer Zeiten Noth.

Maria von Hogenworden
Die Jungfrau ſtolz und hehre,
Iſt trüb und ſtill geworden
In dieſer Zeiten Schwere —
Gleichwie die weiße Taube
Sich birgt am öden Rain,
Kniet ſie dem Gram zum Raube
Einſam im Kämmerlein;

Gleichwie am Bach die Weide
Von Thau benetzt sich neiget,
Hat sie, erfüllt von Leide,
Sich weinend tief gebenget;
Gleichwie der Mond, der klare,
In Wolken hüllt sein Licht,
Hangen die blonden Haare
Ihr lose in's Gesicht.

Des Feindes Hörner schmettern,
Raubvögel kreischend schwirren,
Des Feindes Donner wettern,
Und Sklavenketten klirren —
Da flieht der Jungfrau Wangen,
Es lodert hohe Glut
Durch ihre bleichen Wangen,
Und wieder kehrt der Muth.

Ihr blaues Aug', befeuchtet
Von Thränen noch zur Stunde,
In hellem Glanze leuchtet;
Dazu im heil'gen Bunde
Das Herz voll Sehnsuchtsringen,
Geschwellt von Siegeslust,
Es schlug mit seinen Schwingen
Laut in der Jungfrau Brust.

Ein Banner mußt' ſie nähen
Von ihrem feinſten Linnen,
Das ſoll vorm Heere wehen
Und ihm den Sieg gewinnen.
Sie nähte dran ohn' Ende,
Sie nähte alſo lang',
Bis aus dem Schnee der Hände
Das Roſenblut ihr ſprang.

Da flattert's in den Lüften,
Da wallt es in dem Winde,
Der Schaft ruht an den Hüften
Dem ſchönſten Heldenkinde.
Maria von Hogenworden,
Die Jungfrau ſtolz und rein,
Sie iſt ein Mann geworden,
Und will ihr Volk befrei'n.

Volksberathung.

„Der Feind im Land!“ So ging's von Mund zu Mund,
Und Furcht und Schrecken ſchloſſen böſen Bund:
Der Weiber Augen quollen thränennaß,
Die Zagen wurden bleich, die Bangen blaß.
„Wie kann, ſo klagten ſie, ein offnes Land
Mit einem Häuflein Bauern nur zum Schutz,
Viel tauſend Kriegern, muthvoll und gewandt,
In falſcher Hoffnung bieten ſtolzen Trutz?
Hat nicht die Garde Schweden jüngſt bezwungen,
Und über ſtarke Männer Sieg errungen,
Die hochgeprieſen ſind in aller Welt?
Der Dalekarle iſt fürwahr ein Held,
Und doch erlag er dieſer wilden Brut,
Die ſich einherſtürzt gleich der Sturmesflut.

Laßt unſere Häupter beugen, weil es Zeit:
Der kleinſte Widerſtand, das größte Leid;
Ein kluges Rohr duckt nieder vor'm Orkan,
Brauſt' er vorüber, ſtreckt ſich's himmelan!" —

So die Kleinmüthigen — die andern ſtanden
Muthbrünſtig grollend, mit der That zu Handen,
Und kühne Worte flogen von den Zungen
Der mächt'gen Alten und der kräft'gen Jungen:
„Wir ſollten beugen uns wie feige Knechte,
Das Schlechte tauſchen für das Echte, Rechte?
Fluch über uns! des freien Ahns Gebein,
Es würde zittern in dem Todesſchrein;
Der Hund an ſeiner Kette uns verhöhnen,
Der Storch von unſerm Hauſe ſich entwöhnen.
Noch wallt in freien Locken unſer Haar,
Geknechtet ſchöre man das Haupt uns kahl,
Noch blitzt das Aug' entgegen der Gefahr,
Leibeigen blendet' es der Hoheit Strahl. —
Sind wir nicht frei geboren, reich an Ehren?
Und Sklaven ſollten unſre Frau'n gebären?
Fürwahr, nur ſolche Schmach zu denken wagen:
Hieße der Mütter keuſchen Schoos verklagen.
Nichts von Ergebung! Beſſer Tod als Fluch.
Ein ehrlich Grab iſt freien Herzen g'nug.
Laßt uns die Schwerter ſchärfen ohne Grauen,
Laßt uns die Herzen ſtählen mit Vertrauen,
Laßt uns die Köpfe hoch und trotzig tragen,
Laßt uns die Kolben ſchwingen ohne Zagen!

So muß es gehn — wo nicht, da hilft kein Wählen:
Dem Feind die Leichen, Gott die freien Seelen!"

Da trat zum Kreis der Männer ſtill beſcheiden,
Maria, die holdſel'ge Heldenmaid,
Und ſprach getroſt, daß ſie in ſeinen Leiden
Dem lieben Vaterland ſich hab' geweiht. —
Wie ſie da ſtand in ihren Roſenwangen,
Das Auge voll Begeiſt'rung und Verlangen
Ihr Volk zu führen auf des Sieges Bahn,
Dünkt ſie ein Engel Allen, die ſie ſah'n.
„Wir folgen Dir zum Tode und zum Leben,
Du nur allein kannſt uns Erlöſung geben!"
So riefen ſie in tauſendſtimm'gem Chor —
Hoch Maria's Banner wogte empor.

Die Schanze.

„Von Meldorf — hört' man — zögen ſich die Feinde.
Nach Norden zu gen Hemmingſtedt und Heide —"
Da rieth ein theurer Held der Volksgemeinde,
Daß man den Marſchpfad ihnen quer abſchneide.

Wulf Jebrand's Rath war gut — nach kurzem Sinnen
Warf man am Weg 'ne Schanze auf in Eile,
Dreihundert Männer lagen ſpähend drinnen,
Dem argbedrohten Land zu großem Heile.

Dreihundert Männer nur — doch muthestrunk'ne
Mit ſtarken Armen und mit ſcharfen Blicken,
Genug um dreißigtauſend luſtverſunk'ne
Elende Söldner in den Tod zu ſchicken.

Bei ihnen — den dreihundert — wachte ſchützend
Maria, die erwählte Siegesflamme:
Ein Herold Gottes, deſſen Auge blitzend
Die Feinde ſchied von dem geliebten Stamme.

Sie ſtand gedankenvoll im Morgenſchimmer,
Dem liebſten Hoffen gerne Spiel gewährend;
Am Horizonte zuckte Lichtgeflimmer
Im bleichen Widerſcheine ſie verklärend.

Doch war's ſo trübe ſonſt — das friſche Leben,
Das keimende lag regungslos gefangen
Im Nebelnetz — vergebens alles Streben
Des Frühlichts, ihm die Freiheit zu erlangen

Des Schilfrohrs ſtarre Spitzen bogen zitternd
Sich vor dem Winde, deſſen ſcharfer Odem
Schwärme von Dohlen aufjagt', die aaswitternd
Träglüſtern ſchwelgten in der Sümpfe Brodem

Welch traurig Bild! Maria's Wangen blaßten,
Von übler Vorbedeutung ſchien der Morgen,
Die alten trüben Zweifel ſie erfaßten,
Und ihre Seele ſeufzte unter Sorgen.

„Kämpft nicht die Freiheit, rief ſie, auch vergebens,
Gleichwie das Licht dort mit den Nebelmaſſen?
Ein kalter Schleier birgt die Glut des Lebens,
Und alle Liebe unterdrückt das Haſſen.“

„Ha, wie die ſchwarzen Vögel ſich vereinen:
Die Todtengräber, nährend ſich vom Sterben,
Die böſen Geiſter, die zu harren ſcheinen
Auf des Gerechten Elend und Verderben.“

Die Zweifelnde verſank in ſchmerzlich Sinnen,
In ihrem Buſen ſchlug die bange Stunde,
Und bittre Thränen ihrem Aug' entrinnen,
Und ſchwere Seufzer ringen ſich vom Munde.

Da faßte Isbrand ſanft die weißen Hände,
Treuherzig ihr in's naſſe Auge ſchauend:
„O daß der Himmel Deine Sorgen wende,
Und du getroſt ſeiſt, Jungfrau, mir vertrauend!“

Maria's Gram entwich, als ſie entflammen
Des Jünglings Wange ſah in Heldenfeuer,
Das Vaterland führt ihn mit ihr zuſammen:
Den Helden zu der Heldin, nicht den Freier.

Verſchwunden war die graue Nebelhülle
Des Himmels, denn in ſeinen Blicken glühte
Die reinſte Bläue, und in reicher Fülle
Die Hoffnung ihr im Buſen wieder ſprühte.

So ſtark und frei war nun ihr Liebeshoffen,
So feſt in Treue hielt ſie ihn umſchlungen,
Des Himmels Siegesthore ſah ſie offen,
Von aller Erdennoth empvergerungen.

Indeß die Beiden dort in Liebe ſchwärmten,
Saßen die andern Tapferen im Kreiſe,
Tollwilden Muthes, ſpielten, zechten, lärmten,
Und Einer ſang 'ne alte Heldenweiſe:

„Heran, heran!
Wir wollen den Feind empfangen
Mit eiſernen Nattern und Schlangen:
Schwertern, die blutig ſchimmern,
Im Staube ſoll er wimmern!

„Heran, heran!
Wir wollen den Feind begrüßen
Mit Hellebarden und Spießen,
Mit Keulen und mit Pfeilen
Von aller Noth ihn heilen!

„Heran, heran!
Wir wollen ihm Wamms und Hoſen
Beſtreu'n mit dunklen Roſen,
Mit Kugeln aus Blei gegoſſen,
Fröhlich und unverdroſſen!

„Heran, heran!
Wir wollen ihn kirre machen,
Und wär' er ein wilder Drachen;
Es ſoll uns ſchier noch glücken
Aus Lieb' ihn zu erdrücken!

„Heran, heran!
Wir wollen ihm leuchten gerne
Mit zackigem Morgenſterne
In den Tod — in den Tod! — begraben
Mögen ihn Dohlen und Raben! —

Das Dänenheer.

Mit Trommelwirbel und Parkenſchall,
Mit Hörnerklang und Büchſenknall,
Groß an Zahl, groß an Prahl,
Ziehen ſie über die Haide.
Die Roſſe ſchnauben und wiehern hell,
Die Fahnen rauſchen und flattern ſchnell;
Scharf und blank, breit und lang
Hangen die Schwerter zur Seite.

Die Panzer glühen im Morgenſchein,
Die Lanzen ſtarren in dichten Reih'n,
Schwer und dumpf, plump und ſtumpf
Ruhen die Kolben von Eiſen.
Die Augen blitzen in Kampfesmuth,
Die Seelen lechzen nach Feindesblut;
Fort und fort, Tod und Mord
Klingen die Waffen und Weiſen.

Die ſchwarze Garde ſchritt kühn voran
Dem Däuenheere — ſechstauſend Mann
Aus England und andern Orten.
Sie fielen gleich einem Heuſchreckenſchwarm
Ueber Land und Leute ohn' Erbarm,
Erfahren daß im Morden.

Wohin ſie kamen, verderrt' die Flur,
Allwärts blutig war ihre Spur,
Sie ſchonten nicht Kirchen noch Klauſen;
Die Roſen zerknickten, die Frau'n erblichen,
Die Kinder bebten, die Greiſe ſchlichen
Abſeits in allem Grauſen.

Sie hatten dem Kaiſer verholfen zum Sieg
In Geldern und Utrecht, auch führten ſie Krieg
Mit Schweden, Hamburg und Bremen;
Man ſah ſie in Jülich ſengen und brennen,
„Unüberwindlich" that man ſie nennen,
Deß mochten ſie ſich nicht ſchämen.

Sie zogen zu Fuß dem Heer voran,
Wohlgemuthet — ſechstauſend Mann —
Ueber Leichen und Trümmer.
Der Junker Schlenz, ihr Führer, ſang
Mit rauher Kehle friſch und krank
Laut bei des Frühroths Schimmer:

„Wahre dich, Bauer, die Garde kommt!“
Unter den Helmen
Trutzig der Blick,
Wackeren Schelmen
Lächelt das Glück.
Unter dem Koller
Hitzig Geblüt,
Höher und voller
Die Wange glüht.

Wahre dich, Bauer, die Garde kommt!
Hast du ein Weiblein,
Gib es heraus!
Hast du ein Täublein,
Her zu dem Schmaus!
Hast du im Becher
Bier oder Wein,
Auf, wir sind Zecher,
Uns muß er sein!

Wahre dich, Bauer, die Garde kommt!
Her mit dem Beutel,
Her mit dem Geld,
Alles ist eitel . . . .
Lust in der Welt.
Läßt du es liegen,
Schimmelt das Geld,
Laß es drum fliegen —
Narr, der es hält!

Wahre dich, Bauer, die Garde kommt!
Schönen Jungfräulein,
Die du gebracht,
Wollen wir treu sein
Die ganze Nacht,
Ja, noch darüber
Den halben Tag —
Wenn uns das Fieber
Den Kopf nicht brach.

Wahre dich, Bauer, die Garde kommt!
Willst dich nicht fügen!
Wehlauf, wehlan,
Siehe dort fliegen
Den rothen Hahn!
Was soll's bedeuten?
Hörst du im Thurm
Die Glocken läuten
In Brand und Sturm?
Wahre dich, Bauer, die Garde kommt!

Der Garde folgte allgemach
Ein Trupp von armen Bauern nach,
Mit Hurten und Flaken*) beladen.
Sie waren gezwungen zu hartem Frohn,
Sie dienten um Ehre nicht noch Lohn,
Leibeigen von Edelmanns Gnaden.

Blutarmes Volk! mit Mücken ſo krumm,
Mit Herzen ſo dumm, mit Zungen ſo ſtumm.
Sie wagten kein Lied zu ſingen.
Die Spatzen pfiffen ſie aus und frei
Schwirrten die Schwalben an ihnen vorbei
Und ſtreiften ſie mit den Schwingen.

Armſelig Volk! Ein Jeder trug
Im dumpfen Aug' der Knechtſchaft Fluch.
Die Äcker waren geſcheren.
Das Schilfrohr ſchlug ſie in's Angeſicht.
Sie ſchienen's gewohnt, und zuckten nicht.
In Jammer und Leid geboren.

Erbärmlich Volk! Mit Armen voll Kraft
Hat es ſich niemals Recht verſchafft,
Und Unrecht ſtill geduldet.
Fahr hin in den Tod, du feige Brut,
Keine Thräne fließt um dein Sklavenblut,
Du haſt deine Schmach verſchuldet! —

Drauf kam der Ritter ſtolze Schaar
Herangezogen in Brünnen klar,
Mit ſchimmernden Feldpanieren.
Die Federbüſche wehten und wallten,
Trompeten und Hörner brauſten und ſchallten,
Die hohen Streitroſſe wiehern.

Aus Norden und Süden nah und fern
Waren's zweitausend Fürſten und Herrn
Vom höchſten Rang und Geſchlechte.
Ihre Schilde blitzten von Edelſtein,
Sie ritten ſo fröhlich wie zum Turnein,
Allda zum Bauerngefechte.

Die Herren aus Holſtein und Dänemark,
Sie dünkten ſich übermaßen ſtark
Und prahlten bis an den Himmel.
Die Edlen von Manzew und Alefeldt
Hatten miſſammen ſich eingeſtellt,
Erpicht auf Beut' im Getümmel.

Die Ritter aus Schleswig weit und breit
Waren zur luſtigen Fehde bereit
Mit all ihren Mannen und Leuten.
Die Grafen von Delmenhorſt daneben
Mißgönnten den Bauern Freiheit und Leben,
Und dachten ihr Land zu erbeuten.

Der Edlen Locken flogen im Nacken,
Sie ſaßen behäbig auf feid'nen Schabracken
Und prunkten mit Ketten und Ringen.
Hei wie die goldnen Panzer glühn!
Hei, wie die adlichen Augen ſprühn!
Als könnten den Teufel ſie zwingen.

Ein junges Gräflein das ritt voraus,
Es lüstern war's nach dem Ziegenschmaus,
Es strich sich am Flaumenbarte,
Es spreizte sich auf in lustigem Grimme,
Und sang mit klarer und heller Stimme
Ein Liedlein frisch und zarte:

Die Flur ist weiß
Von Schnee und Eis,
Die kahlen Aeste starren.
Kein Schwälbelein
Schläft hart am Rain,
Muß auf den Frühling harren.
Tralah!

Das Herz ist heiß,
Und der Muth — Gott weiß!
Macht sommerliche Sprünge.
Die Wange glüht,
Die Kampflust sprüht,
Hellauf erklingt die Klinge.
Tralah!

Des Ritters Maid,
Daheim in Leid
Thut sie den Tag erwarten.

Holde Frauenzier,
Wir bringen Dir
Einen Strauß aus Feindesgarten.
Tralah!

Einen blut'gen Strauß,
Im Schlachtengrauß
Mit müder Hand gebrochen.
Getrost, o Lieb,
Und wenn er blieb,
Wir haben ihn gerochen!
Tralah!

Zum Sieg, zum Sieg!
O edler Krieg,
Du thuſt uns hoch erfreuen.
Wie wär beſtellt
Ohne dich die Welt?
Das Leben ſollt' uns reuen.
Tralah!

Das Schwert zur Hand
Im fremden Land,
So woll'n wir vorwärts ſchreiten.
Wir ſind die Herrn:
In alle Fern'
Soll uns der Muth geleiten!
Tralah!

In Gram und Noth,
In Nacht und Tod
So wollen wir adlig bleiben:
Adlig und keck,
Des Feindes Schreck,
Die Luft wird unſer bleiben.
Tralah! —

Den Rittern ſchritten Buben nach,
Freßbuben, Schufte von niederm Schlag,
Roßknechte, Schinder, Lakaien,
Ein bunter Hauf — ein wüſt Geſchlecht,
Beim Trunke friſch, faul zum Gefecht,
Fräßig gleich ſchnuppigen Haien. —

Auch fehlt's fürwahr im Dänenheer
An fahrenden Dirnen nimmermehr,
Luſtig Geleit zum — Sterben:
Zierlich wie Tauben, falſch wie Schlangen,
Mit glatten Zungen, Zinnober Wangen,
Geſchickt zu Trug und Verderben.

Mit krauſen Locken und lüſternem Aug',
Lippen geübt nach der Wolluſt Brauch,
Stets willig Küſſe zu geben,
Die Brüſtlein quellend aus knappem Mieder,
Leis verhüllt die üppigen Glieder —
Da hilft kein Widerſtreben

Zum Schluß — damit auch war's genug —
Kam noch ein ewig langer Zug
Von Schlitten und leeren Wagen.
Vorsicht iſt nutz zu jeder Zeit:
Die leeren Wagen war'n bereit
Den „Raub" hinwegzutragen:

Den „großen Raub", voraus vertheilt —
Jedweder hat ſich unverweilt
Das Beſte zugeſchrieben. — —
Vorwärts, du gieriger Schlachtenwurm
Durch Froſt und Nebel, Nacht und Sturm
Vorwärts, nicht nachgeblieben! —

Auf dem Wege.

Bald wurde ſchmal der Marſchweg — an den Seiten
Lief hin ein breiter Graben — ſtürmiſch goß
Der Regen aus den Wolken, tiefer Schlamm umfloß
Der Söldner Füße, daß ſie ſchrittweis gleiten.

„Schlüpfriger Pfad zum Sieg!“ rief da verdroſſen
Der Junker Schlenz — „ich dächte umzukehren,
Denn Sturm und Froſt ſind ſchlechte Streitgenoſſen
Und Menſchenmuth kann Wetters Wuth nicht wehren.“
Doch vorwärts will der König, hoch zu Roſſe
In ſicherm Harniſch fühlt er ſich geborgen,
Was kümmert's ihn, ob unterm niedern Troſſe
Die Leiber zittern und die Herzen ſorgen.
Schon fluchte gotteslästerlich die Bande,
Von Näſſe triefend und vor Kälte bebend,
Sie wünſchten weit ſich vom Dithmarſchenlande
Und ſchwankten vorwärts läſſig widerſtrebend.

Schon ſind ſie matt und müde zum Erliegen,
Da öffnen raſch die Bauern alle Schleuſen,
Die Waſſer ſtürzen und die Waſſer fliegen,
Ob allen Pfaden, über allen Gleiſen.
Kaum Weg und Steg mehr ſichtbar — überſchwommen
Faſt ringsum Aecker, Wieſen und Gelände;
Die Sündfluht, dachten Manche, ſei gekommen,
Und ſtreckten gnadeflehend auf die Hände.
Nicht ſcheiden konnten Wege ſie und Gräben,
Und drängten ſich verzweifelnd nah zuſammen,
Ein wirrer Knäul, ein dumpfer Schrei nach Leben,
Und einer möcht' den andern gern verdammen.
So waten ſie in Angſt und Seelenpein
Durch's Waſſer bis an's Knie, und mancher glitt
Vom Pfade in die Gräben plumps hinein,
Tod oder Leben brachte jeder Schritt.
Das Wetter wurde trüb und immer trüber,
Und ſchneidend blies der kalte Wind entgegen,
Umſonſt, daß ſie vom Damme weit hinüber
Die langen Spieße und die Flaken legen:
Was hilft's, ob Einz'le auch ein Fleckchen Land
Jenſeits der Gräben mühevoll erreichen,
Sie ſind dort an die Stelle feſtgebannt
Und können weder ziehn noch rückwärts weichen.

Die Schlacht.

„Holla — was ſtemmt im Nebel ſich entgegen?
'Na Schanze! — ha — recht mitten auf dem Wege" —
Urplötzlich ſprüht ein heller Kugelregen —
Die Garde brüllt — ihr Muth iſt wieder rege.
„Auf — auf — es gilt! nun ladet das Geſchütz —
Zum Rachekampf, das Bauernvolk zu merden!"
Doch aus den Mörſern fuhr kein einz'ger Blitz,
Kraut, Loth und Lunten waren feucht geworden.

Sie ſtehen ſtarr ingrimmig — ganz verlaſſen
Ein Rudel Hirſche von der Jagd umſtellt,
Die Augen rollend in furchtloſem Haſſen,
Die bleichen Züge wie durch kampf entſtellt.
Doch drüben jene, rüſtig und entſchloſſen
Verſenden flugs den Tod aus den Geſchoſſen,
Die Kugeln ziſchen und die Pfeile ſchwirren
Und können nimmer ſich im Ziele irren.

Wie lichtet ſich der ſchwarzen Garde Bande,
Der Bauer kommt, ſie ſelber mag ſich wahren,
Gebannt nicht an den Himmel ſind die Lande,
Und dennoch trotzen ſie den Kriegsgefahren.

So mancher fällt, der Andre bracht zu Falle,
So mancher ſinkt, der nur an Sieg gewöhnt,
Unüberwindlich dünkten ſie ſich alle,
Derweil hat eine Stunde all' verhöhnt.

Als um ihn her nun fielen ſeine Treuen,
Schien es den Junker bitter zu gereuen
Einſam zu ſtehn auf ſolcher blut'gen Weide,
Und höhnend riß den Stahl er aus der Scheide:
„Hervor aus dem Verſteck, du Bauernbrut,
Hier wart' ich ſtolz mit ungebrochnem Muth,
Auf, ſende mir den kühnſten Mann entgegen,
Des Streites Ende richten unſre Degen!"

Da ſprang der Iſenbrand raſch aus der Schanze,
Es lüſtet ihn zum Ehrenwaffentanze,
Sein Auge flammt, ſein Herz erglüht,
Aus ſeinem Mund die Zornesrede ſprüht:
„Biſt du der Schlenz, berüchtigt in dem Lande
Als freches Haupt der ſchwarzen Diebesbande?
Biſt du der Schelm, ſo rieſengroß an Prahlen?
Ich will des Landes Steuer dir bezahlen:

Mein Bauernſchwert ſoll deinen Hochmuth lähmen,
Des Bauernſchlages ſollſt dich nimmer ſchämen!“

Des Junkers Adern auf der Stirne ſchwellen,
Die Wange färbt ſich dunkel, und die hellen
Muthtropfen aus den Augen quellen, —
Er ſtreckt ſich auf in ganzer Länge, und mit ſchnellen
Gewalt'gen Hieben drängt er ſeinen Feind,
Der mit der Ruhe Jugendſtärke eint.

Die Klingen ſchwirren, und die Lüfte ſchüttern,
Die Wunden klaffen und die Nerven zittern —
Doch beide Streiter wüthen fort in Haſt,
So lang ſie nicht des Todes Hand erfaßt.
Sie fochten lange — manchen grimmen Fluch
Der Sturmwind heulend durch den Nebel trug
Vom Blute dampft die Erde, und die feuchten
Gewölke roth im Wiederſcheine leuchten.

Zuletzt das Schwert des Junkers Hand entfuhr,
Zerſchmettert hing ſie ſchlaff am Arme nur,
Er floh — allein umſonſt — der Bauernheld
Hat ihm des Heiles Pfad zu gut verſtellt;
Ein letzter Hieb ſchlug ihm die letzte Wunde,
Da lag er leblos auf dem naſſen Grunde —
Im eignen Blute ſeine Locken ſchwemmen,
Und alle Glut des Herzens war verglommen.

Und alles Muth der Garde war entſchwunden,
Des Hauptes bar, ein Rumpf mit tauſend Wunden,
Wälzt ſie ſich mühvoll auf die Schanze zu —
Dort aber ſpringt der Bauer kühn heraus,
Sein Banner rauſcht — und weit zurück im Nu
Prallt da die Garde voller Angſt und Graus.
Dem Leben fluchend doch um Gnade flehend.
„Was Gnade — was Erbarmen! widerſtehend
Magſt du ein ruhmvoll Ende dir erſtreiten,
Mit Männern haſt du Kampf, mit todbereiten,
Die ſelber nie verzagt die Hände falten.
Wohlan drum, Söldner, laßt das Haupt euch ſpalten,
Laßt aus den Panzern eure ſchwarzen Herzen
Auf rothem Strom entſchweben, und mit Schmerzen
Geht ein in's ſchauervolle Höllenthal!“
Ein Alter rief's — und ſpaltete ein Haupt,
Durchſtach ein Herz, und häufte Qual auf Qual,
Dem Wolfe gleich, der untern Lämmern ſchnaubt.

Die Jungen machten's nach — im Blutvergießen
Geübt wohl minder, aber doch geſchickt:
Sie ſtachen nach den Augen mit den Spießen
Und nach den Hälſen war ihr Beil gezückt.
Da gab's ein Stöhnen, Aechzen, Brüllen, Raſen,
Die Herzen brechen, wie die Hörner blaſen,
Die Seufzer ringen, wie die Schwerter klingen,
Dumpf rauſcht der Todesengel mit den Schwingen.

Vernichtet war die Garde — hurrah hoch!
Die Garde liegt, der Bauer hat geſiegt;
Die Garde fiel, weil ſie ihr Dünkel trog,
Der Bauer ſteht, weil ſein Vertrauen gnügt.

Maria's Antlitz glüht in Hochentzücken.
Des Sieges Roſen ſchmücken ihre Wangen,
Von Huld und Liebreitz iſt ſie ganz umfangen
Und reinſte Wonne ſtrahlt aus ihren Blicken.
Zu ihr geſellte ſich Wulf Iſenbrand,
Die braune Rechte mit der Liljenhand
Des Mädchens einend, aller Wunden Schmerz
Vergeſſend, da ſo ſtürmiſch ſchlug ſein Herz.

„Wie ſchön du biſt, Maria!" ſpricht er laut,
„In meiner Seele lodert heißes Sehnen,
Und wunderſam bewegt, du liebe Braut,
Entſtürzen meinen Augen wilde Thränen,
Erloſchen in mir ſind die blut'gen Triebe —
Ich möchte ruhn auf deines Buſens Schnee,
Ich möchte ſchlummern in dem Schooß der Liebe —
Denn meine Sinne taumeln — hilf mir! — weh —"

Die Jungfrau ſänftigte des Jünglings Glut,
Und glättete mit weicher zarter Hand
Die kraufe Stirne ihm — da ward er gut,
Und dachte wieder ganz an's Vaterland.

„Ja — ſelbſt beſiegen will ich mich im Streite,
Das Vaterland ſei meine einz'ge Wahl,
Und nur als Friedensengel in das Thal
Der Liebeswonne gib du mir's Geleite.“

Maria deutet vorwärts leiserbebend —
Die Schaar der Ritter ſprengte wild heran,
Da hieß es wohlgemuth zum Tode ſtrebend,
Das Leben bieten, aber Mann für Mann.

Der Iſenbrand ſchwang luſtig ſeinen Speer,
Und kräft'ge Worte rief er zu den Seinen,
Sie ſchaarten ſich vertrauend um ihn her,
Dem Banner folgend jener Einen, Reinen.

Auf engem Pfade flogen dichtgedrängt
Die ſtolzen Ritterroſſe wiehernd weiter —
Doch ſtoben bald die erſten wie verſengt
Rückwärts und warfen ab die grimmen Reiter.
Das Banner, das ſo frei in Lüften wallte,
Bezaubert ſchien's, denn Alles wich vor ihm.
Umſonſt daß barſch der Herren Ruf erſchallte,
Die Roſſe bäumten ſich mit Ungeſtüm.
Ein heilig Zeichen war's: — Held Iſenbrand
Verſtand es wohl, und ſchlau rief er den Bauern:
„Die Reiter ſchont, die Pferde ſchlagt zur Hand!“
O welch ein Bild zum Trauern und zum Schauern:

Sie nahmen ihr' Aexte breit und blank
Die wunden ſcheuten und die todten ſanken,
Und alle kollerten in wildem Drang.
Hier riß ein Hengſt mit blut'ger Mähne aus,
Der Reiter flog hinab und brach's Genick;
Dort ſchlug ein Wallach wüthend hintenaus,
Und wen er traf, verſchied im Augenblick.
Manch edles Roß gieng elend ſo zu Ende:
Mit abgehauenen Füßen lag es da
Und ſtreckt die blut'gen Stumpfe aus wie Hände.
Daß Jeglichen es jammert, der es ſah.
Ein and'res ſchnaubt und ziſcht aus offnen Nüſtern,
Der gelbe Geifer perlt ihm um's Gebiß,
Die hellen Funken ſprühen aus den düſtern
Gebrochnen Augen, und mit gift'gem Biß
Zerfleiſcht es und zerreißt's die breite Groupe
Der armen Mähre, die vor ihm ſich bäumt —
Beim Himmel, eine furchtbar wilde Gruppe,
Kein Dichter hat ſie grauſer je geträumt!
Es baden ſich im Blut der Ritter Sporne,
Die Zügel reißen in den Eiſenhänden,
Wie ſie auch raſen in ohnmächt'gem Zorne,
Des Tags Geſchick vermag kein Fluch zu wenden.
Bald lagen hunderte zerquetſcht, erdrückt,
Zerſchmettert von den Hufen ihrer Pferde,
Die Leichen dämmten ſich auf ſchlamm'ger Erde —
Und herrlich war der Bauern Liſt geglückt. —

Als ſo die Heeresordnung er geſprengt,
Und tolle Wirrniß faßt' die fremden Streiter,
Helo Iſenbrand den Angriff anders lenkt:
„Nun ſchont die Pferde und erſchlagt die Reiter!"
Da wurde mancher Helmbuſch erſt zerknickt,
Und manches Wappen jämmerlich zerſtückt,
Da ſchlug in wunder Bruſt manch armes Herz
Den letzten Schlag und ſtrebte höllenwärts.
Ob auch von Stahl der Ritter Rüſtung war,
Der Bauern Kraft war ſtählern auch fürwahr.
Sie riſſen manchen Fürſtenknecht vom Gaule,
Der nie gedacht, daß er ſo bald verfaule;
Sie ſtachen manchen Zierling durch die Lungen,
Der beim Bankette ſtundenlang geſprungen:
Sie drückten manches Mutterkind zu Tod,
Das auf der Stechbahn herriſch einſt gebot;
Sie ſchleiften manchen Recken an den Haaren,
Der regelrecht im Waffenſpiel erfahren.
Das ſchmucke Gräflein, das ſo luſtig ſang,
Es ſchnaufte lebensmüd und todesbang.
Den Herr'n von Oldenburg und Delmenhorſt
Das adelige Herz im Leibe borſt.
Die Edelen von Ranzow, Alefeldt
Sie gingen ſchmachvoll aus der ſchönen Welt.
Die Bauern würgten ſie ohn' alle Scham, —
Vom Glücke ſprach, wer heil von dannen kam.

Zum Rückzug wollten ſie ſich endlich regen,
Allein zu ſpät erklang das dumpfe Horn,

Der Bauern Spieße drohten ihnen vorn,
Und hinten ſperrten ſich die Beutewägen.
Nicht möglich war's auf jenem engen Pfade
Sie umzuwenden und die Bahn zu lichten.
So ſtarben denn gar Viele ohne Gnade,
Die Flucht gelang nur wen'gen armen Wichten.

Maria's Tod.

Als es vollbracht, Maria ſtand allein,
Von Stolz gehoben und von Leid gebeugt:
Im Auge glüht' des Sieges Wiederſchein,
Doch ihre Wimpern waren thränenfeucht.
Des Weibes zarter Sinn erwachte plötzlich,
Als ſie nur Wimmern hörte fern und nah,
Als ſie weitum nur Blutestachen ſah,
Drin blaſſe Leichen ſchwammen — weh, entſetzlich!
Da ſank in Demuth nieder ſie auf's Knie,
Und betet', ſchauderte und weinte ſehr,
Das Antlitz bergend in den Locken — — ſieh —
Und lauernd ſchlich ein Ritter zu ihr her,
Der König war's, König Johann der Däne:
Er lag aus Furcht verſteckt im nahen Moor;
Blutdürſtig dennoch, wild gleich der Hyäne
Sprang er die Beute ſehend, raſch empor.

„Das iſt die Here, rief er, die Verruchte,
Die mir mein Heer vernichtet ganz allein —
Den Rachegöttern will ich die Verfluchte
Mit eignen Händen nun zum Opfer weihn!“

Sein Dolch ſchnitt durch der Jungfrau weißen Rücken,
Sie ſank dahin, ſchuldlos und gottergeben,
Der König-Mörder, ohne umzublicken,
Entfloh, um ewiglich in Schmach zu leben.

Iſenbrand.

Zum Tode wund ſchwankt über's Schlachtgefild
Das Heldenherz, der junge Iſenbrand;
Der Sieg hat ſeine Thatenluſt geſtillt,
Der Kampf iſt aus und frei das Vaterland.

So konnt' er ſterben — ſelig, ruhmgekrönt —
Nichts Heil'gers als ein früher Heldentod!
Solch Opfer macht den finſtern Gott verſöhnt,
Und zeitig ſchwindet dieſes Daſeins Noth;

Doch — eh' des Lebens Fackel ganz verſprüht,
Ein Wunſch noch in des Jünglings Seele weilt:
Die Roſe, die vor allen prangend blüht,
Sie möcht' er ſehn, bevor er grabwärts eilt:

Die Jungfrau, die vor Allen hehr und rein,
In ihrer Nähe will er ſtill vergehn,
An ihrem Herzen ruhend, frei von Pein,
Soll ſeiner Lippen letzter Hauch verwehn.

Es ſchweift ſein Blick weit in die Ferne hin,
Ob er Maria's Banner wallen ſeh'.
Umſonſt — nur Nebel ſind's, die raſtlos fliehn,
Grau und geſpenſtiſch, Spukphantome — weh!

Da wanken ihm die Kniee — ſchmerzgebeugt
Sinkt auf die Bruſt das todesmüde Haupt,
Die Stirne tropft von Schweiße kalt und feucht,
Und ſeinem Arme iſt die Kraft geraubt.

Er ſtarrt zu Boden, irr doch unverwandt,
Tief in der Bruſt ein groß unnennbar Weh':
Ach — die ſein Blick nicht in der Ferne fand,
Sieht er verblichen vor ſich in der Näh'!

Geſchloſſen war ihr Auge, bleich und kalt
Die zarte Wange, jüngſt voll Roſenglut,
Ihr blondes Haar in loſer Fülle wallt',
Den lichten Hals umperlte koſtbar Blut.

So lag ſie einer Mandelblüthe gleich,
Geſprenkelt roth und weiß — o ſüßes Bild,
Im Tode wie im Leben anmuthreich,
Lieblich und ſittig, ſchön und mild!

„Du biſt's, Maria!“ ſchluchzte Iſenbrand,
Als er vom Starrſinn krampfhaft auferwacht,
Und alle Sehnſucht, die er je empfand,
Zur hellſten Glut auf einmal ſich entfacht!

In ſeinen Adern brauſt und gährt es wild,
Und alle Wunden ſpringen blutend auf;
Da ſtrömt ſein Leben aus auf's Schlachtgefild,
Und ſelig ſchloß der Held den Siegeslauf.

An ihre Seite ſchmiegt er ſich im Tod,
An ihrem Herzen froh das ſeine brach,
Sie lagen beid' auf Purpur friſch und roth,
Und über ihnen weint der junge Tag. —

Das Schlachtfeld.

Geſättigt flog der Vampyr Mord
Langſam und träge durch den Nebel fort,
Die blaſſen Opfer ließ er ſtill zurück —
Sie ruhten ſeltſam friedlich auf der Haide,
Frei von des Erdenlebens Leide,
Mit leeren Herzen und gebrochnem Blick.
Kein Haß, kein Neid, kein rohes Zornaufſprühen,
Kein Hochgefühl, kein ſtolzer Jubelſchrei,
Kein Fluch auf ihrer Zunge, kein Erglühen
Der Wangen — all das war vorbei.
Der Ritter ſchlingt bewußtlos um die Hüften
Des Bauern ſeine Arme, — dieſem fliegt
Das lange Lockenhaar wild in den Lüften
Und peitſcht des todten Feindes Angeſicht.

In Fetzen hängt dort an des Fürſten Leiche
Das Scharlachwamms, das goldverbrämte, reiche;
Das Haupt iſt ihm zerſpalten, und zerhauen
Die Adlernaſe, traurig anzuſchauen.

Auf ſeinem Grauroß liegt der Knappe da,
Die zarte Bruſt von rauher Mähn' umhangen,
So jung und ſchön, ſo fein und lieblich — ah
Der Kindheit Flaum ſproßt noch um ſeine Wangen —
Und ſchon erſchlagen? Wärſt du heim geblieben!
Wen ſoll an deiner Statt die Mutter lieben? —
Und dort der Bauerngreis! die müden Hände
Gefalten zum Gebet, das blut'ge Haar
Jüngſt ſilberweiß noch, nun vor ſeinem Ende
Von neuem blond, wie's in der Jugend war.
Auf eigner Scholle ruht er, oft gepflügt,
Beſät von ihm, die ihn beſchützt vor Noth —
Wohl ihm, die neuſte Saat für's ganze Land genügt,
Mit ſcharfer Sichel ſchnitt ſie ab der Tod!

Da kommen ſie heran, des Greiſen Brüder,
Trompeten ſchmettern durch das weite Feld,
Sie ſingen ſtolzen Muthes Siegeslieder,
Und fromme Reden hält ein frommer Held:

„Der Herr hat uns geführet
Zur Zeit der Angſt ſo groß,
Der Feind hat's wohl geſpüret,
Der Sieg ward unſer Loos
Vor König und Fürſten groß!

Unſer König hat uns errettet,
Der Gott vom Himmelreich,
Die Feinde ſind ſchlimm gebettet,
Sie liegen ſo roth und bleich —
Uns half Gott gnadenreich.

Sie kamen in Friedenstagen,
Vom König ausgeſandt,
Deß mußte Gott ſie ſchlagen
Mit ſeiner ſtarken Hand,
Und machen ſie zu Schand'.

Auf Roſſen und auf Wagen
Hatten ſie ihren Muth,
Gedachten uns zu plagen,
Vergießen unſer Blut,
Zu rauben unſer Geld und Gut.

Die Reiter ſind gefallen,
Ja mancher Edelmann,
Der König floh vor allen,
Herzog Friedrich ſchloß ſich an,
Haben uns die Beut' gelan.

Wir wollen ohne Klagen
Die Freunde ſcharren ein,
Und ohne Furcht und Zagen
Das Aas den Raben weihn,
Gott wird in Zukunft bei uns ſein! [1])

Schluß.

Sie gruben manches Grab mit Trauern,
Drin legten ſie erſchlagne Bauern.
Sie gruben manches Grab dazu,
Drin ſargten ſie das Volk zur Ruh.
Doch aller Ritter und Herren Gebein,
Das ließen ſie den Raben allein,
Es mußte bleichen in Sonn' und Regen —
Sie thaten's der Vergeltung wegen.
Die Beute theilten ſie unter ſich gleich,
Und jeglicher Bauer ward ſo reich:
An güldene Ritterketten zumal
Legte er ſeine Hund' im Stall.

Anmerkungen.

1) Die ditmarſiſchen Bauern tragen alle langes Haar.

2) Taſchinen.

3) Verſchiedene Strophen dieſes Liedes ſind faſt wörtlich nach einem niederdeutſchen Gericht (ſ. Reocorus Chronik, Dahlmanns erſte Ausgabe 323) wiedergegeben.

IV.

Balladen.

Childemer.

Von Jubel erklang es im ſchönen Byzanz,
Das Heer zog ein im Triumphesglanz,
Die Feldherrn ſtrahlten in ihren Kronen,
Die Krieger prahlten von fernen Zonen.

Aus Afrika's Wüſten kam heim das Heer,
Wo ſie gefangen den Childemer,
Den wilden König der wilden Vandalen;
Und darum mochten mit Recht ſie prahlen.

Schaut hin: dort naht der gefangne Held,
Dem der Zorn die Adern der Stirne ſchwellt,
Dem der Haß das Herz im Leibe macht bluten,
Den die Schande peitſcht mit giftigen Ruthen.

Sein Antlitz iſt fahl wie der blaſſe Tod,
Seine Augen glühn wie des Abends Roth,
Er duldet Schmerz wie von tauſend Wunden:
Man hat ihn mit ſilbernen Ketten gebunden.

Mit ſilbernen Ketten geht er einher,
Es höhnen die witzigen Griechen ihn ſehr,
Die ſammetnen Ritter, die feidnen Schranzen,
Die ihn mit ſchnöden Geberden umtanzen.

„So löſt meinen Arm von dem ſilbernen Band,
Und gebt eine Keule mir in die Hand,
Dann ſendet mir zwölfe von dieſen Rittern,
Sie ſollen vor meiner Kraft erzittern!“

Der Gefangene ſprach's, und der Kaiſer vom Thron
Gebot zu willfahren dem Wüſtenſohn;
Zwölf Ritter vom Hofe ſind ſchlachtgerüſtet,
Denen's zum leichten Spiele gelüſtet.

Sie ſtanden gegenüber dem einen Mann,
Und rannten ihn üppigen Muthes an,
Das Volk empfing ſie mit lauten Grüßen;
Held Ghildermer ließ ihren Hohn ſie büßen.

In die Wangen trat ihm zurück das Blut,
Vor die Lippen trat ihm der Schaum der Wuth,
Er ſchwang ſeine Keule mit kräftigem Arme,
Er ſchnob wie ein Löwe im Höflingsſchwarme.

Sie krochen wie Binſen vor dem Wind,
Sie ſahen wie vor der Flut ein Kind,
Doch ob ſie die glatten Hälſe reckten,
Und flehend um Gnade ſich niederſtreckten:

Er hieb ihnen von der Zunge den Hohn,
Er gab ihnen allen den Tod zum Lohn,
Sie ſtarben mitſammt in ihrem Blute —
Still war die Welt vom Uebermuthe.

Drob freut ſich des Sieges Held Childemer,
Und ſchaute ſo fröhlich im Kreis umher,
Von der Stirne ſtrich er das Haar zurück,
Und maß den Kaiſer mit trotzigem Blick.

Dem ſchnitt die Krone wie Meſſer in's Haupt,
Er dünkt ſich ſchier des Verſtandes beraubt,
Schwach winkt er vom Throne herab den Trabanten,
Die alſobald ſeine Angſt erkannten.

Sie ſchoſſen mit Pfeilen den Hildemer todt,
So lag der Löwe im Blute roth;
Sie banden ihn nimmer mit ſilbernen Ketten,
Sie fürchteten, daß ſie erweckt ihn hätten.

Held Simſon.

1. Löwenkampf.

Die Sonne glänzt, die Luft iſt lau,
Der Nebel flieht den Wald entlang,
Von allen Blumen träuft der Thau,
Von allen Zweigen tönt Geſang.

Simſon der Held er ſchreitet ſchnell
Gen Thimnath hin durch Flur und Wald,
Der Liebe Mädlein klang ſo hell,
Daß es im tiefſten Herzen ſchallt.

Es zog ihn zur Philiſterin,
Sie war ſo ſchön und ſchien ſo gut,
Sie lag ihm allerweil im Sinn,
Und facht' zur Glut ſein hitzig Blut.

Da plötzlich ſprang hinüber's Feld
Ein junger Löwe mit Gebrüll —
Das hörte juſt den Judenheld,
Er hielt voll Grimm am Wege ſtill.

Und wie das Thier zum Sprung ſich neigt,
Stellt Simſon in's Gelock ſich ein,
Reißt ihm den Rachen auf ſo leicht
Als wär es nur ein Böcklein klein.

Simſon der Held er ſchreitet ſchnell
Von Thimnath hin durch Flur und Wald,
Der liebe Glöcklein klang ſo hell,
Daß es im tiefſten Herzen ſchallt.

---

2. Philiſter über dir!

Müd lag der Held nach heißen Kampfes Gewühl
An liebſtens Bruſt auf weißem Roſenpfühl:

Dalila's Augen glühten über ihm,
Dalila's Küſſe brannten ungeſtüm.

Sie ſprach: „Du biſt fürwahr der ſtärkſte Mann,
O ſprich zu mir, ob nichts dich binden kann?“

Er aber lächelt': „Brächteſt du mich doch
In deiner Liebe niederzwingend Joch.

„Verlangſt du mehr noch — nimm von friſchem Baſt
Der Seile ſieben — daß du Ruhe haſt!“

Sie that's, und rief: „Philiſter über dir!“
Das Band zerriß, und Simſon ſprach zu ihr:

„Ich täuſchte dich — die Kraft wird mir geraubt,
Flicht' du der Locken ſieben mir am Haupt.

„Und heftſt ſie mit Nägeln an die Wand!“
Sie that's, er aber ſprengte ſingo das Band.

Sobald es klang: „Philiſter über dir!“
Da ſchmollte ſie: „Du heuchelſt Liebe mir;

„Wie kannſt du ſagen, daß du mich geliebt,
Da du mich ſtets getäuſchet und betrübt.“

Und wieder lag er nach des Kampfs Gewühl
An Liebchens Bruſt auf weißem Federpfühl.

Dalila's Augen glühten über ihm,
Dalila's Küſſe brannten ungeſtüm

Und wie ſie nimmerfort ihn ruhen ließ,
Und wie ſie immerfort ihn treulos hieß.

Und trieb mit Worten ihn bei Nacht und Tag. —
Da bat er ihr ſein ganzes Herz geſagt.

Denn ſeine Seel' ward matt bis in den Tod,
Und er geſtand ihr, was ſie nur gebot.

Da ſchlief er ein der Wolluſt tiefem Schlaf,
Als ihm des Schickſals ſcharfe Waffe traf.

Sie ſchoren ihm des Hauptes Lockenzier,
Und riefen frech: „Philiſter über dir!“

Er fuhr empor, doch ſeine Kraft war hin,
Ohnmächtig ſuchte er der Verrätherin.

Und die Philiſter führten ihn nach Haus,
Und ſtachen ihm die Heldenaugen aus.

---

3. Tod.

Gefangen lag Held Simſon
Schon manches lange Jahr
Mit ſeinem blinden Augen,
Mit ſeinem geſchornen Haar.

Und täglich wuchs nach Breiten
Sein Sehnen in der Haft,
Doch täglich wuchs am Haupte
Auch seiner Locken Zier und Kraft.

Da saßen einst beim Mahle
Der Philister Fürsten viel,
In ihrem hohen Pallaste
In schwelgen es ihnen gefiel.

Ihr Herz war guter Dinge,
Sie schwangen voll Uebermuth,
Und Einer sprach von ihnen
In thöricht blinder Wuth:

„Holt aus den Kerkern holen,
Der junge Löwen erschlug,
Der uns mit Füchsen geschadet,
Und unsere Thore zu Berge trug.

Er soll uns vor uns spielen
Den allerverhaßten Tanz,
Und haben mag uns trotzen
Seiner blinden Augen Glanz!"

Held Simſon ſpielte die Harfe
In ſeiner Feinde Pallaſt;
So trotzig war ihm zu Muthe,
Er ſprach mit ingrimmiger Haſt

Zum Knaben der ihn führte:
„Leite mich derthin
Wo des Hauſes Säulen ſtehen,
Du weißt wie müd und ſchwach ich bin!“

Und als der Knab ihn führte,
Faßt er der Säulen zwei
In ſeine ſtarken Arme,
Und rief dem lieben Gott derbei:

„Gib mir meine Kraft zurück
Zum allerletztenmal;
So werde meine Seele
Mit dieſen Philiſtern all!“

Und als er dies geredet,
Bog er ſich weit voraus,
Da krachen die beiden Säulen
Und krachend ſtürzte das ganze Haus.

Da lagen zerſchmettert im Blut
Die Philiſterfürſten ringsum;
Mit ihnen ſtarb Held Simſon
Zu ſeinem ewigen Ruhm. —

Roſenthau.

Und als die Schlacht St. Jakob
Zu grauſem Ende kam,
Ritt über die Erſchlagnen
Herr Burkhardt ſonder Scham.

Er watete im Blute
Das ſchwamm auf jener Au,
Und rief: „Wohlauf, ihr Junker,
Nun badet im Roſenthau!

„Zu baden im Roſenthaue,
Und das erfreut mich baß:
Ringsum die Alpenroſen
Zerknikt im grünen Gras!“

Das hört vor ſeinem Sterben
Ein alter Eidgenoß,
Wie wund er auch am Leibe,
Gar ſehr es ihn verdroß.

Er ſucht nach einem Steine,
Und ſchmiß ihn nach dem Feind:
„So friß auch dieſe Reis,
Du ſtolzer Roſenfreund!

„So friß auch dieſes Röslein,
Du kaiſerlicher Fant,
Das hab ich dir gebrochen
Mit meiner müden Hand!“

Herr Burckhardt Münch getroffen
Sank hin in's grüne Gras,
Das Bad im Roſenthaue
Ihm recht geſegnet was.

Der Indianer.

Das Birkhuhn ſchwirrt aus ſchneebeſtäubten Büſchen,
Auf nackten Weiden trabt die Büffelherde,
Der Biber ſchwimmt im kalten Strom nach Fiſchen,
Wie Silber ſchimmernd deckt der Reif die Erde.

Zwei Indianer lagen unter Föhren,
Sie waren beide gleichem Stamm entſproſſen,
Doch Einer ließ von Prahlſucht ſich bethören,
Und nannte „ſchwach" und „feige" den Genoſſen.

Da trübten des Geſchmähten Zornesblicke,
Er ſprang empor und hieb in wildem Muthe
Dem Andern ſeine Axt tief in's Genicke,
Daß er als Leiche vor ihm lag im Blute.

„'S iſt wahr, du ſchalteſt jetzt mich einen Feigen,
Das thuſt du nun in Ewigkeit nicht wieder!“
Darauf verſank er in ein ſchmerzlich Schweigen
Und ſetzte ſtill ſich zu dem Todten nieder.

Bald weiter drang die Kunde von dem Morde,
Schnell eilte man, den Mörder einzufangen:
„Skalpirt ihn!“ ſchrie empört die ganze Horde,
Er aber ſaß da ſtumm und ohne Bangen.

Und bog den Nacken nieder zu der Leiche,
Damit das Tomahawk ihn nicht verfehle;
Da hob ſich keine Hand zum Todesſtreiche,
Und Alle ſtaunten ob der großen Seele.

Der letzte Ritter von Altenahr.

O ſchwarze Nacht, o ſchwarze Nacht,
Du wandelſt ſtill durch ode Mauern,
Worin ein Herz allein noch wacht,
Die andern alle nicht mehr trauern.

Dort ſaß der Herr von Altenahr
Verlaſſen in dem Hochgemache
An ſeines Weibes Todtenbahr,
Und ſchwer in Kummer Ohnmacht Rache.

Die Thranen treffen in den Bart.
Das Herz ſchlug ihm in lauten Schallen,
Dahin war, was er heiß und zart
Auf dieſer Welt geliebt vor Allen.

Sie ſtarb ſo jung in Hungersnoth,
So ſchmerzensvoll iſt ſie geſtorben,
Kein milder Troſt vor ihrem Tod —
Alles iſt im Schloß verdorben.

Des Ritters Letztes ſank in Nacht,
Sein höchſtes Kleinod ging verloren: —
Und draußen toll und trunken lacht
Der Feind, gelagert vor den Thoren.

„Auch ihm!“ rief der von Altenahr,
Und ſtieg zum Waffenſaal hernieder,
Stülpt ſich den Silberhelm auf's Haar
Und ſchnallt den Panzer um die Glieder.

Drauf, als die Nacht entwichen war,
So ſtolz und froh ward ihm zu Sinne,
Da ritt der Herr von Altenahr
Auf ſeiner Veſte höchſte Zinne.

Das Morgenroth umglüht das Schloß,
Süß klang im Wald der Vöglein Stimme,
Da ſaß er hoch auf ſchwarzem Roß
Und rief zum Feind hinab im Grimme:

„Schau auf, ſchau um, du ſchnöder Troß,
Ich will mich wahrlich dir ergeben,
Nimm hin, nimm hin mein ſchönes Schloß,
Darfſt ſchonen drin kein Menſchenleben!

„Dir aber, grüner Heimatfluß,
Der du dich unten ſchlingſt und windeſt,
Dir geb ich meinen letzten Gruß,
Daß du mich mit dem Lieb verbindeſt!

Fahr wohl auch, theures Vaterhaus,
Wo ich erwuchs in heiterm Muthe!
Fahr wohl, o Welt voll Gram und Graus!
Ich netz' die Flur mit meinem Blute." —

Er ſprang ſein Roß und lag im Nu
Zerſchmettert auf dem grünen Grunde;
Blöd ſtaunend ſah der Feind ihm zu — —
Weithin erſcholl die Heldenkunde.

Heimkehr.

„Von ferne klingt ein ſanft Geläut' —
„Von meinem Lieb bin ich nicht weit;
„Roſig blüht der Abend!"

Die Nebel ſchleichen über's Feld,
Ein graues Leichentuch birgt die Welt;
Der Jäger kehrt aus dem grünen Wald,
Tief ſchaurig der Ton ſeines Hornes ſchallt —
„Hilf Himmel!"

Dreibeinig ſpringt über'n Weg der Has,
Ein Irrlicht flimmert im feuchten Gras;
Der Rabenſtein ſtarrt in die Nacht hinaus —
„Ich zittre und bebe — o, wär' ich zu Haus!"
„Hilf Himmel!"

„Gottlob, ſchon erblick' ich das alte Thor,
„Die Schwalben fliegen mir um das Ohr;
„Roſig blüht der Abend!

„Gottlob, nun bin ich vor Liebchens Thür —
„Warum nur tritt ſie nicht ſelber herfür?"
Die Ampel funkelt' im Kämmerlein,
Mit bangem Herzen trat er hinein:
„Hilf Himmel!

Die Mutter betet' den Roſenkranz,
Ihre Augen ſchwommen im Thränenglanz;
Der Vater weigert' ihm Gruß und Hand,
Und deutet' ſchweigend zur dunklen Wand —
„Hilf Himmel!"

Da lag ſein Lieb ſchneelilienklar,
Leblos auf einer Todtenbahr —
„Roſig blüht der Abend!"

„Und biſt du geſtorben aus Lieb' zu mir:
„O Herz, verzeih' — bald folg' ich dir!
„Roſig blüht der Abend!"

Das Falkenauge.

Ein Landsknecht lag auf harter Streu
In der Nacht,
Sein Herz voll Weh, sein Herz voll Reu,
In der Nacht, in der Nacht!

„O wär' ich heim im Vaterhaus,
War' nie gezogen in's Feld hinaus,

„Wo mag derweil lieb Mutter sein?
Ob wohl Feinslieb noch treu wird sein?

„O daß mein Aug' ein Falke wär',
Und flöge schnell hinüber's Meer!"

Er wünscht' es kaum und es geschah:
Rings in die Heimat lugt' er da:

Seine Mutter schlief im Todtenschrein,
In der Nacht;
Wo mag, wo mag Feinsliebchen sein?
In der Nacht, in der Nacht!

In eines Buhlen Arm sie ruht' —
Dem Falk verging da Lust und Muth:

„Und wär' mein Schwert zur Stelle hier,
In's falsche Herze stieß ich's dir!"

Trarah! blies laut das Horn zur Schlacht,
In der Nacht,
Der Landsknecht aus dem Traum erwacht
In der Nacht, in der Nacht!

Zaubergesang.

Nesilia, Nesilia,
Wie schön ist dein Gesang!
Der König auf dem Throne
Er winkt dir Habedank.

Als sie zum ersten Male sang
Und es so lieblich schallt:
Von ihren Stielen fielen
Die Blumen all im Wald.

Als sie zum andern Male sang,
So fröhlich war der Ton:
Bis an den Saum der Erde
Die dürren Welken flieh'n.

Als ſie zum dritten Male ſang
Weit über Berg und Thal:
Stieg lauſchend Mond und Sonne
Vom hohen Himmelsſaal.

Als ſie zum letzten Male ſang
Errang aus des Königs Bruſt
Sein Herze zu Roſilia,
Sie ſing es auf mit Luſt.

Lorelei.

„Mein Schifflein ſchwimmt ſo leicht und leis,
Die Wellen ſchweben und beben im Kreis.

„Die Winde wehen ſo lüſtern und lind —
Und ich liebe dich, ſchönſtes Elfenkind
Lorelei, Lorelei!

„Bin ich auch keines Pfalzgrafen Sohn,
Ein ehrlicher Junge, das bin ich ſchon.

„Und bringe dir lodernde Liebesglut
Hernieder in deine eiskalte Flut —
Lorelei, Lorelei!“

Sie zog ihn hinunter bis auf den Grund,
Und bei ihm den frischen Korallenmund;
Sie schloß ihn an ihre krystallweiße Brust,
Er glaubt' zu vergehen in seligster Lust;
Sie nahm ihn in ihren liebholden Schooß,
Da war er mit eins alles Leides los — —
Lorelei, Lorelei!

* * *

Und als ihn am Morgen das Posthorn rief,
Da lag er in Bacharach und schlief — —

Zu Bacharach an dem schönen Rhein
Wächst einer der drei besten Wein'.
Lorelei, Lorelei!

Die Verlaſſene.

„Hohe Sonne, hohe Sonne!
Scheineſt du durch alle Wälder,
Schweifeſt über alle Felder —
Sahſt du meinen Buhlen nicht?“

Sonne:

Deinen Buhlen ſah ich nicht,
Ehe bricht
Meiner güld'nen Augen Licht!

„Schneller Wind, o ſchneller Wind!
Weheſt du ob allen Wipfeln,
Brauſeſt über allen Wipfeln —
Sahſt du meinen Buhlen nicht?

Wind:

Hab' den Jüngling nicht geſehn,
Muß vergehn,
Kann nicht unterm Raſen wehn

„Weiße Roſe, weiße Roſe!
Walleſt du mit ſüßen Düften
Hoch in Lüften, tief in Grüften —
Sahſt du meinen Buhlen nicht?
Roſe:
O wie gerne ſpräch ich nein:
Todt im Schrein
Unter mir ruht ſein Gebein! —

„Hohe Sonne, hohe Sonne!
Dann Ade, ich geh zur Ruh,
Mich verlangen deine Strahlen,
Meine Augen ſchließ ich zu.
„Schneller Wind, o ſchneller Wind'
Wehe lind auf meinem Grab.
Weiße Roſe! Deinen Duft
Sende aus zu mir herab!“

Zigeunerballaden.

1. Der Zigeunerkönig *

Man ſchleppte gebunden ihn vor Gericht.
So ſtolz und ſchön war ſein Geſicht.

Unſchuldig war er an Mord und Raub
Doch ſind der Richter Ohren taub.

Die Richter ſprechen das Leben leicht ab —
Sie brachen mit zierlicher Luſt den Stab.

Da ſprach der Zigeunerkönig mit Ruh':
„Ich höre in Lüften den Vögeln zu;

„Ihr ſollt mir nicht ſengen ein Haar vom Kleid,
Bald krähet der rothe Hahn ſo weit!"

* Nach einem altdeutſchen Volksliede.

Da brach die Flamme wohl über, wohl aus,
Aus allen vier Ecken der Stadt hinaus.

Es lodert der Kamm dem rothen Hahn,
Und prasselnd flog er himmelan.

„Ihr Richter, vom Sündenschlafe erwacht,
Es bricht herein des Todes Nacht!“

Und zitternd sie zum Manne flehn:
„Besprich der Flamme feurig Weh'n!

„Halt ein den glühendheißen Wind —
Und wandle frei von hier geschwind!“

Da hub der Mann sich riesengleich
Und schlug sie auf die Wangen so bleich:

Sprach: „Was vergießt ihr schuldlos Blut
Und seid doch selbst voll argen Muth?

„Mögt ihr in glühende Herzen sehn,
Mögt ihr der Seele Laut verstehn?

„Ihr seht die Funken nicht im Stein,
Ihr seht im Stocke nicht den Wein.

„Ihr wißt nichts von des Sünders Reu,
Wie thränennaß ist seine Treu!

„Ihr ſpielt mit Dingen ſcharf und ſpitz'.—
So zuckt nicht vor des Himmels Blitz'"

Sie lagen jammernd da zu ſeinen Füßen.
Sein großes Herz ließ ſie die Schuld nicht büßen

Er ſprach: „Hör' auf, du feuriger Gaſt,
Nichts greife weiter als was du haſt!"

Drauf ſchritt er ruhig durch die Flammen.
Das Feuer ſank in ſich zuſammen.

---

2. Am Hochgericht.

Mutter: Sage mir, Zigeunerknab
Mit dem dunklen Haare,
Mit dem Aug', karfunkelhell
Und dem ſchlanken Halſe —
Sage mir, was ſoll das Beil
Dort am ſchwarzen Blocke?

Sohn: Freſſen ſoll das blanke Beil
Deines Sohnes Nacken!

Mutter: Wehe dir, Zigeunerknab!
Was haſt du verbrochen?
Was haſt du zu Leid gethan
Dieſem Henkersmanne?

Sohn: Mutter, nichts zu Leid gethan
Hab ich wem auf Erden;
Mutter, wenig hab' ich noch
Auf der Welt verbrochen.

Stand ein holdes Frauenbild
In dem Hochgemache,
Lockte mich mit rothem Mund,
Und mit weißen Händen

Und ſie lockte immerdar
Mit dem Taubenauge,
Mit den Wänglein roſenhell
Und dem ſtolzen Buſen.

Mutter, darauf kußt ich ſie
Wie der Thau die Blüthe:
Mutter, da umſchlang ich ſie
Wie den Baum die Rinde.

Mit den Schergen naht der Graf,
Legte mich in Ketten:
„Raubteſt du mein höchſtes Gut,
Darum muſt du ſterben!“

Mutter: Wehe dir, Zigeunerknab!
Soll mein altes Auge
Nimmer deine Jugend ſehn
Und dein friſches Leben?

Löſchen du in kalter Nacht
Deine glühen Wangen,
Sink' auch ich in's ſchwarze Grab —
Weh dir, brauner Knabe!

Sohn: Mutter, laß die Klage ſein.
Horche meinen Worten!
Nimm du meinen todten Leib
Blutig vom Schaffotte.

Nimm mein abgeſchnitt'nes Haupt
Gleichfalls dann, und eile
Zu der Donau Blumenſtrand
In der Wallacheie.

Laß den Leichnam und das Haupt
Auf dem Fluſſe treiben,
Schwimmen in das weite Meer,
Weithin nach Aegypten.

Dort iſt meiner Väter Land,
Wo ich leben werde,
Wo ich ohne Unterlaß
Dein gedenken werde! — —

Zischend fuhr das blanke Beil
In den Hals des Knaben;
Schluchzend lag das arme Weib
Auf der blut'gen Erde. —

3. Eidechsenballade.

Am Feuer wärmt sich der Zingan.
Lacerte schlüpft zu ihm heran:

„Nur näher, liebes schönes Thier,
Gegrüßet seist du hold von mir!

„Du Mühmchen von dem Krokodil
Am fernen heimatlichen Nil!

„Wie funkeln deine Aeugelein,
Dein Busen, ach, wie glatt und fein!

„Wie Sammt und Seide glänzt dein Fell,
Wie grüne Blitze schlüpfst du schnell —

„Fürwahr, du bist ein edles Thier,
Und wirst verachtet doch gleich mir

„Man glaubt, du wärst voll Gift und Wuth,
Bist doch ein ganz unſchuldig Blut;

„Komm her zu mir und faſſe Muth!
Die Unterdrückten ſind ſich gut.“

Mild lächelte drob der Zingan —
Lacerte folgt dem braunen Mann. —

---

9. Zigeuners Ständchen.

Der Nebel ſchweift in's weite Thal,
Das Abendroth verglomm;
Die Luft iſt ſtill und lind zumal,
O ſchlankes Liebchen, komm!

Mit ſchwarzen Flügeln rauſcht die Nacht,
Matt blinzt der Abendſtern,
Der Wandrer ſchreitet bang und ſacht,
Die Bärin ſchleicht von fern. —

Mir iſt ſo wohl, mir iſt ſo leicht,
Mein braunes Lieb, bei dir!
So ſtill und heimlich Alles ſchweigt
Im dunkeln Waldrevier.

Ich bin ſo trunken ſelig nun,
Ringe ſchlafen Spott und Hohn —
Laß mich auf deinen Bruſten ruhn,
Dem weichſten Königsthron!

---

3. Tanzlieder.

1.

Klingende Saiten
Hüpfen vor Luſt;
Ziehen die Schmerzen
Fort aus der Bruſt.

Schwingen zum Fliegen
Tanz dir verleiht,
Spotte der Sorgen
Im Flügelkleid!

Laß nur das Grübeln,
Laß nur den Gram,
Iſt's doch auf Erden
So wunderſam.

Siehe, der Himmel
Wob dir den Hut
Lichtblau mit Golde,
Steht dir ſo gut.

Siehe, die Erde
Stickt' dir den Schuh:
Grün mit Rubinen —
Tanze nur zu!

II.

Liebliche! ſchmiege
Feſt dich zur Seite;
Küſſe mich, trüge
Nimmer mich heute!

Leuchtend die Wangen,
Lippen ſo glühend,
Liebe verlangen
Augen ſo ſprühend.

Schwellende Hüften
Lose umſchlingend, —
Schwelgend in Düften,
Seufzend und ringend.

Bin ich geborgen
Nur bei dir heute;
Schmiege dich morgen
Andern zur Seite!

6. Wirthſchaft.

In der dunklen Hütte
Flackert helles Feuer —
Ueber die kalte Haide
Kreiſchend fliegt der Geier.

Das geſtohlne Schweinchen
Brodelt in dem Topfe,
Schmunzelnd lauſcht die Alte,
Wiegt ſich mit dem Kopfe.

Eingehüllt in Wolken
Sitzt der Alte rauchend,
Schmatzend mit den Lippen
Alles Leid verhauchend.

Klingt das Zimbal helle
In des Burschen Händen,
Hüpfen vor Entzücken
Mücken an den Wänden.

Muß die braune Schöne
Rothe Hosen flicken,
Wird ihr stolzer Gatte
Schönen Dank zunicken —

Und ich bin der Geier
Kreischend auf der Haide;
Ist das Volk so freudig,
Und ich so voll Leide. — —

Elfenlieder.

1. Unſelig.

Beim Mondenlicht auf weißer Flur
Der arme Nix voll Sehnen ruht.

Er ſang ſo mild, er ſang ſo ſchön.
Die Wellen blieben lauſchend ſtehn;

Nicht länger rauſcht der Waſſerfall,
Stumm ſind die Vöglein überall:

Der ſchwarze Falter hemmt den Flug,
Das Herz im Leib dem Wilde ſchlug.

Doch grauſam hebt die blonde Maid
Des armen Nixen Leid und Neid.

Er ſah herab vom Hochgemach,
Und lachte laut als ſie nun ſprach:

„Wirſt doch nicht ſelig, Waſſermann!
Wirſt doch nicht ſelig, Waſſermann!“

Das harte Wort! Es währt' nicht lang,
Jammernd der arme Nix verſank.

Die Wellen rollten über's Meer,
Die Wogen brauſen wild daher.

---

2. Die Schwanenjungfrau.

Es ſtand eine Linde im grünen Hain,
Darunter lag ein Geſelle fein.

Er lauſchte ſtill der Nachtigall Schlag,
War nicht im Traum, und war nicht wach.

Hoch über ihm durch's Blättergrün
Das Silberherz des Mondes ſchien.

Zur Seite ſchlief im Duftgewand
Ein Veilchen an der Quelle Rand. —

Da ſchimmert's durch die Wolken hell,
Da rauſcht es durch die Lüfte ſchnell:

Im ſchneeigweißer Flügelpracht
Ein Schwan kam durch die ſtille Nacht.

Und flog bis hin zum Nixenquell,
Wo lauſchend lag der junge Geſell.

Dort warf er ab ſein Federkleid,
Und ſieh — es war eine zarte Maid!

Ins Waſſer flog ſie ſacht hinein,
Und badete und ſchwamm darein.

Der Knab die Hand vor's Auge hielt:
So blendend ſchien das Zauberbild.

Es ſchwamm wohl auf dem Waſſer klar
Wie lichtes Gold ihr blondes Haar;

Es ſchmiegt der Quell dem ſchönen Weib
Sich verlend um den nackten Leib:

Wie eine Lilie auf der Fluth
Ihr ſchimmernd weißes Brüſtlein ruht.

Das Alles ſah der Knabe an,
Und dacht': „Könnt' ich das Vöglein ſeh'n!"

„Ich trüg es in mein Bett hinein,
Und wiegt's in meinen Armen ein!"

Da fuhr's ihm lichtig durch den Sinn,
Und leiſe kroch zum Quell er hin.

Erfaßt' dahinter mit kühner Hand
Der Elfe leichtes Flattergewand.

Lief ſchnell damit tief in den Hain,
Barg's in des hohlen Baumes Schrein.

Dann kehrt er zu dem Quell zurück,
Und heißverlangend ſprach ſein Blick:

„Komm du zu mir, du ſchöne Maid,
Ich liebe dich in Ewigkeit!"

Die Jungfrau wurde roth ſo ſehr,
Ob ſie mit Blut begoſſen wär';

Sie hüllt' ſich in ihr blondes Haar
So weit es irgend möglich war.

Doch wie ſie weinte, wie ſie fleht',
Es war umſonſt, es war zu ſpät.

Der Knab umſchlang den ſüßen Leib —
Und führt ſie heim als liebes Weib! —

* * *

Traut lebten ſie manch ſchönes Jahr —
Da gab Zwillinge gebar.

Ein Mägdlein und ein Knabe fein,
Die gingen ſpielen in den Hain.

Als ſie einmal der Tanner ſchreckt,
Im hohlen Baume ſie ſich verſteckt:

Da ſah das Aug der kleinen Maid
Der Mutter altes Federkleid.

Sie zog es zum Verſteck heraus,
Und nahm es freudig mit nach Haus.

„O Mutter, ſieh den ſchönen Schwan!“ —
Da Elſe wurde bleich alsdann;

Sie wurde bleich wie friſcher Schnee,
Und ſank darnach und rief: „Ach weh!

„Nun muß ich von den Kindern ziehn,
Herunter zu meiner Heimat fliehn!“

Und als sie angelegt das Kleid,
Herzt' sie die Kindlein voller Leid.

Dann flog zum Fenster sie hinaus:
„Leb wohl, leb wohl, du liebes Haus!"

Da draußen stand ihr armer Mann
Und blickt den Schwan verwundert an:

„Leb' wohl, leb' wohl, Herr Walther lieb,
Ich zieh' nun fort — vergieb — vergieb!"

Das traf ihn wie ein Donnerschlag,
Er sah ihr stumm und schweigend nach.

Und als der Flügelschlag verrauscht,
Er einsam und vergebens lauscht,

Da sank er hin auf einen Stein —
Sein Herz muß ihm gebrochen sein. —

3. Der Elfentanz.

Zwei Brüder gingen Hand in Hand
Im nächtigen ſchwarzen Wald,
Sie ſahen ein Lichtlein ſchimmern
Hindurch den Felſenſpalt.

„Halt an, Donald, was flimmert da?
Laß näher zum Hügel uns gehn!
Laß mich ein wenig lauſchen —
Ich kann nicht widerſtehn.“

Der Jüngſte lugt' hindurch den Spalt,
Der Aeltere zupft' ihn am Kleid:
„Dort tanzen die böſen Elfen,
O Kind, noch iſt es Zeit!“

„Ach nein, Donald, das kann nicht ſein —
O horche dem Geigenklang!
Sie ſchweben dahin im Reihen —
Wie lockt mich ihr Geſang!

„Ach ſieh, Donald — das Fräulein dort
So ſchmerzvoll lieblich ſingt.
Die Schönſte iſt's von allen —
Sie ſchaut mich an — ſie winkt —

„So zart und klar iſt ſie wie Wache,
Sie leuchtet in roſigem Glanz —
Ich kann nicht widerſtehen,
Muß führen ſie zum Tanz!“

Er ſprang hinweg von Donald's Seit' —
Flugs ſchloß ſich der Felſenſpalt,
Die Töne leis verhallen,
Schwarz einſam war der Wald.

Donald beweint' den Bruder lieb
So manches lange Jahr,
Er konnte nie erfahren,
Was ihm geſchehen war.

Da rieth ihm einſt ein weiſer Mann:
„Verbirg ein Kreuz im Kleid,
Und geh' zum Elfenhügel,
Er öffnet ſich dir weit!“

Nun ging Donald im finſtern Wald
Bis er zum Hügel kam,
Dort rief er ſeinem Bruder:
„Komm' her in Gottes Nam'!“

Da ſchloß ſich auf der Elfenſaal,
In ſchimmerndem Licht und Glanz
Donald ſah ſeinen Bruder
Sich ſchwingen froh im Tanz.

Er blickte mild den Tänzer an,
Der aber rief ihm zu:
„Die Luſt hat kaum begonnen,
Donald, laß mich in Ruh'!“

Da faßt' er ihn mit ſtarker Hand
Und zog ihn raſch hinaus —
Sie gingen ſtumm ſelbander
Hindurch den Wald nach Haus.

„Wie kommt's, Donald, daß du ſo grau
So runzelicht biſt und alt?
Und wo iſt meine Mutter?
Das ſage mir, Donald!“

„Ach, Brüderlein, wie lang iſt's her
Daß ich ein Jüngling war;
Die Mutter ruht im Grabe
Schon manches gute Jahr.““

„Und wurd'ſt du alt, und blieb ich jung
Da draußen im Elfenhain —
Was ſtört'ſt du mich im Tanze,
Was ſoll, was ſoll das ſein?“ —

4. Der Fiſcher und die Nixe.

Es ſaß am hellen Feuer
Traurig ein Fiſcherknab,
Lieb Mutter und lieb Vater
Ruhn beid' im kühlen Grab:

„Was kann mich noch erfreuen,
Weil ihr geſtorben ſeid?
Die Netze mögen faulen
In alle Ewigkeit.

„Die Fiſche mögen ſchwimmen
Im Meere weit und breit,
Das Feuer mag verglimmen
Zum Tod bin ich bereit."

Da klopft es leiſe, leiſe,
An ſeines Hauſes Thor,
Ein Seufzerlein geflogen
Kam in des Fiſchers Ohr.

Er ging in trübem Muthe
Und riegelt auf das Thor,
Es ſtand eine nackte Schöne
Im Mondenſchein davor:

„„Hilf mir, o lieber Fiſcher,
Wenn du Erbarmen haſt,
Laß wärmen mich am Feuer!
Ich bin erfroren faſt.

„„Als ich im Meer gebadet,
Ein Hund ſprang raſch daher,
Und ſtahl mir meine Kleider,
Nun frieret mich ſo ſehr!““

Er nahm ſie bei den Händen,
Führt liebreich ſie hinein:
„Nach Luſt magſt du dich wärmen
An dieſes Feuers Schein!“

Sie trocknete das goldne
Gelocke an der Glut;
Hindurch die Haut, die zarte,
Schien röſelicht ihr Blut.

Weiß ſchimmerte der Nacken
Wie heller Meeresſchaum,
Zwei Brüſtlein rund wie Wellen —
Dem Fiſcher ſchien's ein Traum.

Er wandte kaum das Auge
Von dieſem Zauberbild,
Aus den geſenkten Wimpern
Sie ſah ihn an ſo mild.

Da ſchlang er ſeine Arme
Um ihren nackten Leib:
„Vergieb, vergieb, o holdes,
O wunderſchönes Weib!“

Mit ſeinen glühnden Lippen
Hat er ſie heiß geküßt,
In bangen Wonneſchauern
Hat er die Luſt gebüßt. —

„„Dank dir, o lieber Fiſcher,
Du haſt mich wohl erwärmt!
Nun komm zu meinem Schloße
Wo Mütterlein ſich härmt.““

Sie nahm ihn bei den Händen,
Er folgt ihr willig nach.
Bis zu des Meeres Ufer
Schritt er bezaubert nach.

Dort ſchlang um ihn die Nixe
Die blanken Aermelein,
Und ſank mit ihm hinunter
Tief in das Meer hinein.

Es währte nicht gar lange,
Da rötet ſich die Flut:
Der Fiſcher lag am Grunde,
Hoch oben ſchwamm ſein Blut.

5. O, über dieſes ſchöne Haar!

Sie lagen am Hügel im Mooſe
Mit ſüßem Minnegekoſe,
Bei goldnem Abendſchein.

Der Graf umſchlang die Elfenbraut,
Sie flüſterte in's Ohr ihm traut:
„Dich lieb ich ganz allein!“

„Wie iſt's mit dir, o Jägersmann?
Das ſollſt du mir jetzt ſagen an
Bei dieſem Abendſchein!“

Es ſchwur der Graf: „„Wie du, gefällt
Mir Keine auf der weiten Welt,
Des ſollſt du ſicher ſein!

„„Und Liebestreue ſchwur mein Mund
Noch Niemand auf dem Erdenrund,
Als dir, Feinslieb, allein!““

Ihr warmes Mündlein küßt ihm Dank,
Ihr blankes Aermlein ihn umſchlang,
Darin ſo ſchlief er ein. —

Die Gräfin ſaß im hohen Saal,
Die ſanfte Seele voll von Qual,
Das treue Herz voll Pein.

In Thränen bleichten ihre Wangen,
Da zog ein fremd Verlangen
Sie hin zum grünen Hain.

Und als ſie ging durch Feld und Wald,
Die Vöglein ſangen mannigfalt:
Geh tiefer nur hinein!

Da ſah ſie ruh'n auf weichem Moos
Ihr falſch Gemahl in Liebchens Schoos,
Ach Himmel, welche Pein!

Sie ſchluchzte: „Nun iſt Alles klar:
O über dieſes ſchöne Haar,
Wie goldig und wie fein!“

Laut weinte ſie aus ſchwerem Gram,
Und als die Elfe das vernahm,
Zum Hügel ſchlüpft' ſie ein;

Und leis und linde drang hervor
Erklang es in der Gräfin Ohr:
„Du ſollſt gerochen ſein!“

„Er aber hat mich arg belogen,
Er aber hat mich ſchlimm betrogen —
Des Todes ſoll er ſein!“

Des Grafen Antlitz wurde bleich,
Es brach ſein falſches Herz ſogleich,
Des Todes muß: er ſein. —

Der Gräfin lohnte Himmelsfreud':
Sie bat im ſchwarzen Nonnenkleid
Für ihn jahraus, jahrein.

---

6. Herr Nann und die Korrigan.*

Jungherr Nann und ſein Gemahl
Früh verlobt nach Herzenswahl,
Früh geſchieden auch zumal.

Und die Dame, ſie gebar
Ihrem Herrn ein Zwillingspaar,
Weißer als der Schnee noch war

* Frei überſetzt aus dem bretagniſchen „Barzas Breiz.“

Wie das Söhnlein, ſo die Maid:
„Weil du mich ſo haſt erfreut,
Jedem Wunſch bin ich bereit.

„Willſt du Schnepfenfleiſch vom See,
Schieß im Walde ich das Reh?“

„„Rehwildpret, das lieb ich mehr —
Doch es macht dir Müh wohl ſehr?“

Jungherr Rann ging raſch daher,
Faßte ſeinen Eichenſpeer.

Sprang auf's ſtolze Roß alsbald,
Jagte in dem grünen Wald.

Dort erblickt er auf dem Raſen
Eine weiße Hirſchkuh graſen;

Und er jagt' ſo ungeſtüm,
Daß die Erd' bebt unter ihm;

Und er birſcht das Wild ſo heiß,
Von der Stirn rann ihm der Schweiß.

Floß dem Pferd zu beiden Seiten;
Und der Abend kam, und gleiten

Sah ein Bächlein er alda,
Wo die Elfenklauſe nah'!

Ringsumher die Flur ſo grün —
Nach dem Trunke dürſtet ihn.

An dem Rand der Quelle ſaß
Eine Korrigan im Gras,

Strählt' mit goldnem Kamm ihr Haar: —
(Die ſind reich, das glaubt fürwahr.)

„Ha — ihr ſeid gar unverzagt,
Meine Fluth ihr trübe macht.

„Küßt nun meinen Mund ſo roth,
Oder ſieben Jahr leidet Noth,
Oder in drei Tagen Tod!"

„„Doch ich lieb euch nimmermehr,
Bin vermählt, ein Jahr iſt's her.

„„„Nimmer ſterb' ich in drei Tagen,
Will es Gott der Herr verſagen,

„„„„Dennoch lieber ſterb ich nun
Als in deinem Arm zu ruh'n!""

. . .

„„„„ — Bitte dich, lieb Mütterlein,
Mach bereit das Bette mein!
Denn es faßt mich ſchwere Pein —

„Wollest meinem Lieb nichts sagen:
Ich bin todt in dreien Tagen,
Korrigan hat mich geschlagen!“

* * *

— Und darnach am dritten Tag
Seine junge Gattin sprach:

„Mutter, sag', was soll's bedeuten,
Daß die Glocken alle läuten?

„Warum singen dort zu Leide
Priester in dem weißen Kleide?“

„— Um den Pilger ist's wohl — ach
Dessen Herz heut Nacht hier brach.“

„— Mutter, sag' mir ohne Bangen:
Wohin ist Herr Mann gegangen?“

„In die Stadt dort, Töchterlein,
Wird bald wieder bei dir sein!“

„Kleid' ich roth mich, Mutter, sprich!
Oder blau, wie trag ich mich?“

„Bei dem Kirchgang ist es Brauch
Schwarz zu tragen — thu' das auch!“

Als ſie nun dem Kirchhof nahen,
Sprach ſie, als das Grab ſie ſahen:

„Wer iſt todt von unſerm Haus,
Daß man dieſe Gruft warf aus?“

„„ — Ach! — Nicht länger berg' ich's dir:
Junghorr Mann, er liegt ja hier!““

Und ſie fiel auf beide Knie,
Lag da und erhob ſich nie.

Nachts darauf begrub man beide,
Und ſie ruht' an Treuliebs Seite —
Wohl war das zu ſehn nun Freude:

Wie zwei Eichen an der Gruft
Wuchſen aufwärts in die Luft,

Drin zwei weiße Täublein niſten,
Die dort ſprangen, die dort küßten,

Fröhlich dann bei Tags Erheben
Hoch empor zum Himmel ſchweben.

Hiarne.

Wem nie des Ruhmes Vogel im ſtarken Herzen ſang,
Das war der junge Hiarne, dem manches Lied gelang.

Er lebte ſtill zufrieden — er war ſo glücklich frei,
Die Harfe dünkt ihm lieber als ein Feinliebchen treu.

Die Vögel in dem Laube waren die Freunde ſein,
Der Bach im blauen Kleide ſein Mundſchenk ſtink und rein.

Da ging die Mähr' im Reiche: „daß König Frode ſtarb,
Fridlef ſein junger Knabe im fremden Land verdarb.

Wo nun ein Skalde ſange, daß Frode's Ruhm und Ehr
Ewig im Liede klänge, derſelbe König wär. —"

Das war der junge Hiarne, der dieſe Mähr vernahm:
Des Ruhmes Vogel leckend zu ihm geflogen kam:

„Du bist fürwahr ein Skalde, der keinem andern weicht,
Und deine süße Stimme bis zu den Sternen reicht;

„Die Blumen in der Aue sie horchen deinem Sang,
Das Wild auch in dem Walde — was zögerst du so lang?

„Schling' um die blonden Locken den Königsreif von Gold —
Glückauf, mein junger Skalde, hol' dir des Ruhmes Sold!"

Das war der junge Hiarne, deß Auge glüht vor Lust,
Kühn griff er in die Saiten, hoch schlug ihm seine Brust.

Und Uller sah's, der Alte, der silberlockige Greis,
Des Sohnes Hand er faßte — wie Odin war er weis' —:

„Willst du von hinnen ziehen, mein liedesreicher Sohn?
Den weiten Wald vertauschen mit einem engen Thron?

„Willst fort vom stillen Thale, wo dir die Norne nicht
Mit blutigem Gewebe die Sängerbrust umflicht?

„Wohlan, so lerne leiden, so lerne Gram und Weh,
Wo ist des Meeres Rößlein, das Stürmen widersteh'?

„Das widrigste Gebreste ist Unzufriedenheit —
Drum ziehe nur! Doch halte dein Herz für Trug bereit:

„Das Glück ist gleich der Wolke, bald winzig und bald groß,
Und willst du sie erfassen, fängst du den Nebel bloß.

„Der Reichthum ist von Allen der ungetreuste Freund,
Die ihm vertrauten, haben es bitter oft bereut.

„Denn was ist treubeständig? Mein Sohn, du findst es nicht,
Lob' drum des Tages Schöne nicht vor dem Abendlicht:

„Das Weib auch preise nimmer, bevor du es erkannt,
Den Degen nicht, der Wunden nie schlug in deiner Hand.

„Hat's dich noch nicht getragen, weißt du ob fest das Eis?
Erst wenn du ihn getrunken, dem Meth der Zunge Preis:

„Nur wenn du frei und willig ihn aus der Hand gelegt,
Bist du gewiß, daß selber der Scepter dich nicht schlägt!"

Umsonst — den jungen Hiarne trieb fort des Ruhmes Lust,
Kühn griff er in die Saiten, hoch schlug ihm seine Brust.

Er ging so schnell nach Lethra fern in die Königsstadt —
Wo man des Siegers Nacken purpurn umwunden hat.

* * *

Man hat des Sängers Nacken mit Purpur reich umwunden,
Man hat auch seinen freien Muth im Herzen festgebunden.

Auf eines Königs Stirne thront feierliche Würde,
Auf seiner Brust ruht immerfort des ganzen Landes Bürde.

Es reckt ihm drum der Athem zu fröhlichem Gesange,
Den Purpur trägt er nur am Kleid, und nicht mehr auf der Wange.

Von Sorgen bleich und hager, verfolgt von Haß und Neide
So saß der junge König Hiarne, die Harfe stumm zur Seite.

Nicht wie vereint im Walde mit liebentrautem Schalle
Erklang der treuen Harfe Ton in reicher Königshalle;

Und es gelang mit nichten dem Schenk mit süßen Mienen
So flink wie einst der blaue Bach den König zu bedienen.

„Du armer König Hiarne, nun zähme die Gedanken,
Und halt den freien Sangermuth in königlichen Schranken!

„Zertritt dein Dichterherze, den Vögeln gib's zum Raube,
Zerhau es mit dem Richterschwert zu Fetzen und zu Staube!

„Damit es dir nicht blute, wenn Leben du vernichtest,
Damit es nicht die Brust zersprengt, wenn du mit Unrecht richtest;

„Damit es dir nicht seufze ob deines Volkes Wehen,
Wenn tausende und tausend noch um Hülfe dich anflehen:

„Indeß auf weichem Throne du schwelgst in Müßlingsleben,
Und könntest sie erretten doch, beliebt' es dir zu geben

„Das Gold nur von dem Mantel, der Krone Edelſteine —
So aber biſt verlaſſen du, in Glück und Leid alleine!

„Denn — o mein König Sänger, wirf rings umher die Blicke,
Und ſiehſt du einen treuen Freund, ſo ſage nach vom Glücke.

„So ſage nach vom Glücke —: den König mag man ehren,
Den König mag man haſſen auch, man wird ihm Liebe wehren.

„Man liebt nur ſeinesgleichen, und braucht da nicht zu ſchmeicheln,
Wer aber ſteht tief unter dir, kann dir nur Liebe heucheln.

„Geſchenke binden Freunde — was kann der König ſchenken?
Der König leihet Gnade nur — den freien Mann wird's kränken.

„Drum haſt du keine Freunde, und magſt dir ſelber rathen,
Und Niemand klagt und weint um dich, hat dich der Tod verrathen!“

So ſprach der alte Uller zu Lethra in der Halle,
Des Königs Scepter neigte tief ſich vor der Wahrheit Schalle.

Der Sängerkönig Hiarne erſeufzete vor Leide,
Sein Herz und der Vaſallen Haß, die quälten ihn wohl beide.

Da kam der Sohn von Frode, Fridlef zum Vaterreiche,
Und forderte mit nacktem Schwert, daß König Hiarne ihm weiche:

„Herab von meinem Throne, herab, du Harfenrecke!
Damit nicht meines Degens Zung von deinem Herzblut lecke.“

Sie kämpften drauf im Grimme um Krone und um Leben,
Und ehe ihn der Tod beſiegt, wollt Keiner ſich ergeben.

Sie kämpften an drei Tage, es dampften heiß die Glieder!
Da ſchlug des ſtarken Frode Sohn den Sängerkönig nieder.

Da ſchlief nun bei dem Sieger des todten Sängers Frau,
Da jagten deſſen Hunde friſch wie vormals auf der Aue —

Er aber lag im Blute todt auf der ſtillen Haide,
In ſeinem Arm die Harfe treu — ſie ſchwiegen alle beide.

Der kranke Fürſt.

Des Fürſten Stirne war verhüllt —
Im Volke ging die Sage:
Die Träume quälten ihn bei Nacht,
Der Spleen am hellen Tage.

Er ſtützt' ſein Haupt gedankenvoll,
Er ſeufzt' — die Schranzen beben,
Der Günſtling aber trat hervor:
„O Herr! was ſoll das geben?

„Biſt du ſo ſtill, ſind wir es auch,
Es trauern, die dich ehren,
Ein ſchwarzer Flor liegt auf dem Land,
Dein Gram wird es verzehren. —

„Schau um, wie herrlich die Natur!
Die lichten Wolken ziehen
Am Himmel, wie auf blauer Flur
Milchweiße Schwäne ziehen; —

„Von süßem Dufte schwillt die Luft,
Reben und Nelken blühen,
Die Trauben röthen sich vor Lust,
Und die Orangen glühen — —"

Des Fürsten Stirne blieb umwölkt,
Er schwieg in dumpfem Sinnen.
Der Günstling sprach: „Sieh' dort, o Herr!
Die Schaar der Tänzerinnen.

„Ostindiens Bajaderen, die
Ueppige Reize zeigen.
Bald lüstern sich umschlingen, bald
Verschämt entfliehn dem Reigen.

„Sieh diese Busen zart und lind
Und weiß wie Taubenflügel; —
Die dunklen Augen — schmachtend, mild,
Sehnsücht'ger Liebe Spiegel; —

„Der Lippen frischen Rosenglanz, —
Die Füßchen zierlich, flüchtig, —
Die Hüften üppig schwellend: — da,
Glaub mir, der Gram ist nichtig! —"

Des kranken Fürsten Auge starrt'
In finsterm Ueberdruße,
Denn sein durchlauchtig Herze war
Gesättigt vom Genusse. —

Der Günstling sprach: „So laß, o Herr!
Aus deine Rosse holen,
Die muth'gen Hengste wild und toll,
Die Stuten und die Fohlen!

„Sieh' dieses Schimmels Mähn' und Schweif
Gleich weißen Wogen schäumen
Auf jenes Rappen dunkler Brust,
Der wiehernd dreht zu bäumen.

„Und diese Stute — welcher Bug!
Wie zart und fein die Glieder!
Sie fliegt dahin — Arabiens Flur
Gebar nichts Gleiches wieder.

„Und dieser Vollblutbengst, o Herr!
Den reite flugs zu Schanden;
Ist's doch das unbezähmte Thier
In allen deinen Landen!

„Das macht der frischen Muth, das muß
Die dürre Kunne büßen
Auf, laß sein Blut an deinem Speer
In Strömen niederfließen!“ —“

Den kranken Fürsten freut das nicht —
Zu viel hat er gelitten.
Der Günstling aber ließ nicht nach
Mit tausendfält'gen Bitten.

Und endlich sprach er: „Kann nicht hier
Noch das den Unmuth scheuchen,
So bleibt, o Herr! ein Mittel noch,
Dem mag vielleicht er weichen:

„Den Henker rufe flugs herbei,
Mein Haupt mit abzuhauen,
Daß du in meinem Blute magst
Das Bild der Treue schauen!“ —

Des Schmeichlers müde war der Fürst
Er wies ihn aus den Hallen;
Da drängt' sich rasch ein Mann hervor
Und ließ die Worte schallen:

„Herr Fürst, hell dich der Unmuth sehn,
So höre, was ich sage:
Verlaß den Thron, und leih' dein Ohr
Des armen Mannes Klage.

„Mit deinem Purpur hüll' ihn ein,
Siehst du ihn nackend stehen,
Und reich' ihm deine Bruderhand,
Und laß ihn mit dir gehen!

„Laß öffnen jene Kerkerthür,
Die Unschuld seufzt da drinnen,
Sahst du in Lust und Schwelgerei
Nicht ihre Thränen rinnen?

„Führ' sie hinaus, und bitte sie,
Daß sie dir mag vergeben!
Ob allen Kronen in der Welt
Steht doch ein reines Leben.

„Ein reines Herz, ein freier Muth,
Das iſt die beſte Würde!
So folge mir, mein Rath iſt gut:
Fort mit des Thrones Bürde!“

Der Fuchs

V.

Stimmungen.

Wandermuth.

1.

Die Berge laß ich den Vettern zu Haus,
Und ich spring' in die grüne Welt hinaus,
Auf fliegenden Haaren den leichten Hut,
Und im Herzen den leichten Pilgermuth.

Will sehn auf den Alpen die Blumen blühn,
Und das Abendroth zittern im Waldesgrün:
Wie das blitzt, wie das glüht, wie das flammt und sprüht,
Daß in Jubel erbebt mein ganzes Gemüth.

Will hören der Meereswellen Braus,
Wann der Sturmwind fährt in die Nacht hinaus:
Wie das weht, wie das schwillt, wie das donnert und brüllt,
Und die Seele mit schauriger Lust erfüllt.

II.

Frühlingsmorgen.

Die Wolken ziehen so still einher
Als wenn's in Lüften Sabbath wär;
Die Sonne leuchtet klar und mild
Ueber das grüne deutsche Gefild.

Wohlauf, du klingende Lerchenbrust,
Zu ströme aus in Lieb und Lust,
Wohlauf, du weißer Blüthenbaum,
Wiege dich sanft im blauen Raum.

Wiege dich leise in blauer Luft,
Hülle mich ein in süßen Duft,
Wehe die Blüthen mir auf den Hut —
Mein Herz, das ist so wohlgemuth.

Mein Herz, das ist so wohlgemuth,
Dieweils in Frühlingsarmen ruht;
Es hat mich diese stille Pracht
So fröhlich und so frei gemacht. —

III.

Auf den Höhen, auf den Triften,
Welch ein heller Sonnenſchein!
In den Wäldern, in den Lüften
Tauſend munterer Vögel Schrei'n!
Ueberall Sang und überall Klang,
Junges Herz, drum ſei nicht bang!

In den Thälern, in den Hainen
Sieh die Bächlein klink und hell;
Warum willſt du flehn und weinen?
Springe nach, o Junggeſell!
Springe nach mit kühnem Muth,
Kühle auf dein trägeſ Blut!

Auf den Bergen, auf den Hügeln
Weht ſo friſch der Morgenwind,
Aare rauſchen mit den Flügeln,
Weil ſie ungebändigt ſind.
Junges Herz, folg ihrem Zug,
Dort iſt freier Raum genug!

In den Häusern, in den Hütten
Sieh die Jungfrau'n zart und fein:
Nur hinein, du wirst gelitten,
Und du mußt der Liebste sein.
Ueberall Lieb und überall Treu,
Und die Luft ist ewig neu!

Alles iſt eitel!

Duftende Blüthen im Frühlingswald,
Kaum noch entſproſſen, verwelken ſie bald:
Klage nur, ſinke nur, Nachtigall:
Morgen ſchon ſtürmt es allüberall.

Wie auch der ſonnige Himmel lacht:
Drohend erhebt ſich Gewölk der Nacht:
Wüte nur, ſpringe nur, junger Geſell:
Liebe, das Alter läuft hinter dir ſchnell.

Auge des Kriegers voll ſtolzen Muth:
Sank nicht vor Abend verſunken in Blut:
Wange des Liebchens im Roſenſchein:
Bleichſt du heute nicht, morgen wird's ſein.

Weltern, e Glück, wie so kerngesund,
Hingeß du heute mit eins zu Grund;
Weltern, e Herz, wie voll Jubel und Freud,
Heute gebrochen vor Gram und Leid! —

Beim Mondschein.

Der Abend sinkt
Die grauen Düfte liegen
Auf Flur und Hain, auf Stadt und Rhein,
Ich seh' den Mond im Dunkel fliegen.

Er fliegt dahin
Mit seinem goldnen Haare —
Und streift im Flug der Wolken Zug:
Den Schatten einer Riesenbahre.

Er neidet nicht
Der wilden Blitze Funkeln;
Denn lange kann ihm der Orkan
Das Strahlenauge nicht verdunkeln

Auf lichter Bahn
Zieht er die stille Runde,
Ihn hält nichts auf in seinem Lauf
Ihn kümmert nicht die nächste Stunde. —

Gib mir, o Mond!
Von deiner Ruh' und Milde
Nur einen Theil, nur eine Weil'
Unstätem Sinn zum festen Schilde.

Mir währen Tag'
Und Nächte viel zu lange,
Die träge Zeit ist mir so leid —
Der wurd's in Ewigkeit nicht bange.

Mir sprengt der Zorn
Das junge Herz in Stücken,
Seh' ich die Welt so falsch bestellt — —
Und du magst so zufrieden blicken?

Seefahrt.

(Fragment.)

O, wie du freundlich bist
Und lieblich milde,
Und groß und wunderbar —
Natur! Natur!
Welch leises Singen
Der grünen Wellen,
Wie hold sie singen
Und sich umschlingen,
Dann wieder schwinden
Gleich Jugendträumen
So kühl und flüchtig!
Liebe!
Das ist der Menschheit Gleichnis,
Wie man uns sagte —
Aber du kennst mein Zweifeln
Und meinen Frühsinn.

Nicht gleich den Wellen
Im Scherze ringen
Die armen Menschen
In wildem Hasse
Verfluchen, verschlingen
Sie einer den andern.
Die Wellen spielen,
Die Menschen streiten;
Die Wellen schwinden
Gleich Jugendträumen,
Die Menschen werden
Mit Angst und Schrecken
Und dann die Kindheit,
Das ewige Bündnis
Der wogenden Fluthen:
Wie sie einander
Auch drängen und zwängen,
Sie halten zusammen,
Ob sie sich wiegen
In friedlicher Stille,
Oder vom Sturme
Gepeitschet sich thürmen.
Aber die Menschen? —

Siehst du dort eben
Kindere Wellen
Ueber den Bergen?
Sie sind ein Gleichnis

Der Menſchheit mir:
Das iſt ein ewiges
Ballen und Prallen,
Das iſt ein ewiges
Ziehen und Fliehen,
Wie ſie zerriſſen
Schweben und ſtreben —
Alſo die Menſchen!

Im Winde.

Wanderer.

Woher, Geſell, wohin ſo ſchnell?
Was ſoll dein ſtürmiſch Grüßen?
Und wär' es juſt nicht einerlei,
So könnt' es mich verdrießen.

Du wehſt den Hut mir von dem Haupt?
Was iſt das für eine Weiſe?
Gi, faß' die Naſe nicht ſo feſt,
Nähmſt ſie wohl mit zur Reiſe? —

Der Wind.

Verzeih', du guter Pilgersmann,
Und geh' mir aus den Wegen:
Mein Hauch iſt ſcharf, mein Ziel iſt weit
Ich wünſch' dir Gottes Segen.

Wanderer.

So halt einmal, Herr Ungeſtüm,
Ich will dich etwas fragen:
Was treibt dich ſo geſchäftig um
In dieſen Sommertagen?

Der Wind.

Die Luft iſt ſchwül, die Luft iſt ſchwer
Von Seufzern und von Schwüren,
Mingo analmen Flüche, und es lauſcht
Verrath aus allen Thüren.

Da muß ich wehen friſch und raſch,
Die Dünſte zu vertreiben,
Die Welt erſtickt im eignen Dampf —
So kann's nicht länger bleiben.

Wanderer.

Kann brauſe hin, kann laue her,
Das iſt ſchon recht, Geſelle!
Und ich an deiner Stelle wär'
Fürwahr nicht minder ſchnelle.

Der Wind enteilt' in teller Haſt,
Und ſchnob wild durch die Lüfte
Ueber Berg und Thal, über Sumpf und Meer,
Ueber Felder, Wälder und Grüfte.

Und wo eine hohe Tanne ſtand
Im Innern mit faulem Marke,
Da ſtürzt' er hin, und Krach auf Krach
Zerknickte ſie der Starke.

Und wo ein hoher Thurm ſich hob,
Raſt er umher zum Grauſen!
Und wo eine Königsfahne weht,
Die muß' er wüthend zerzauſen.

Am Wege.

Ein Crucifix, ein Roſenſtrauch,
Ein Bettelkind daneben —
Ein Pilgersmann mit muntrem Aug' —
So fanden ſie ſich eben.

Das Crucifix, der Zeiten Raub,
Stand morſch und halb zerſpalten;
Ein Veilchen noch, ſo fällt's in Staub,
Kein Beter wird mehr halten.

Der Roſenſtrauch in ſeiner Glut,
Wie ſtolz er auch thut prangen:
Ein Veilchen noch; es dorrt ſein Blut,
Er läßt die Flügel hangen.

Der Pilger? — ob ich's selber wär' —
Wird auch nicht lang mehr wallen:
Vielleicht ertrinkt er in dem Meer,
Vielleicht in Festeshallen.

Das Bettelkind! — so jung, so schön —
Aus ihm muß noch was werden;
Wer mag dem Sprüchlein widerstehn:
Es wechselt hier auf Erden.

Fauſt an Gretchen.

Seh ich jenes Täubchen ſchweben
Mit den Fittichen, den weißen:
Fürcht' ich, wird es höher ſtreben,
Mag der Geier es gern ißen;
Roſig Blut entſtrömt der Kehle,
Es verhaucht die ſanfte Seele.

So, mein Gretchen, denk ich trübe,
Wenn ich deine Lippen kuſſe,
Daß dich tödten meine Liebe,
Meine Glut verzehren müſſe.
Magſt du feſt dich an mich ſchmiegen,
Bald, o bald wirſt du erliegen!

Meiner Kindheit reiner Glaube
War im Keime ſchon entflohen;
Krümmend mich im Wiſſensſtaube,
Wo rings böſe Geiſter drohen,
Treibt ein unheilvoll Gelüſte
Heim mich an der Unſchuld Brüſte.

In dein Himmelsauge tauche
Gern ich meine finſtern Blicke;
Willenlos mit gift'gem Hauche
Deiner Tugend Blüth' ich knicke.
Drum, o Taubchen, flieh den Geier,
Eußes Gretchen, laß den Freier!

Trotz.

Heran, mein Unglück, nahe nur heran!
Ob du gepanzert, ob du wild und kühn —
Doch steh ich dir — ein nackter bloßer Mann —
Und werde nicht vor deinem Toben fliehn!

Wie auch dein wetterschwarzes Auge blitzt,
Wie auch dein Rachen Gift und Geifer sprüht:
Ein starker Löwe mir im Herzen sitzt,
Das ist der Stolz, das ist mein frei Gemüth.

Er ist so muthig, ist so groß und schnell, —
Sei du vor seinen Krallen auf der Hut!
Von braunen Narben strotzt sein lichtes Fell,
Sein Blick ist sonnenklar und wohlgemuth.

Heran und zittre, blödes Mißgeſchick!
Wie bin du klein und wie mein Herz ſo groß!
Ich fühle Kampfesluſt, — flieh nicht zurück —
Heran nur! — ich pariere Stich und Stoß.

Ich fürchte Wunden nicht und Blutverluſt —
Der Erde Glück iſt ſo erbärmlich nur —
Es ärebt gewalt'ger meine keuſche Bruſt
Trägt ſie des Ehrenſtreites Narbenſpur.

Ich hebe ſtolzer ſo mein Haupt empor,
Da es noch frei und nicht des Mammons Sklav:
Ich bin kein Lüſtling, was ich je verlor,
Vom Leibe war's, die Seele Niemand traf. —

Wohlan, o Mißgeſchick, drum trotz' ich dir
Und laſſe meinen Löwen auf dich los!
Ich ſeh' es noch, wie du entfliehſt vor mir
Und dich verkriechſt in deiner Mutter Schoos.

Den Todten.

Jenen Todten Lieb' und Ehr',
Die im Leben kühn gestritten,
Und in Tagen bang und schwer,
Alle Qual des Seins gelitten:
Die geduldet ohne Klagen,
Und der Mächt'gen Fluch getragen.

Die geblendet nicht das Aug'
Senkten nieder vor den Hohen:
Deren Lippen nie ein Hauch
Falscher Schmeichelei entflohen:
Deren Nacken nie gebogen,
Deren Zungen nie gelogen.

Die begeiſtert, furchtlos, frei
Ausgeſtreut der Wahrheit Saaten,
Und in bloder Sklaverei
Nie den Menſchengeiſt verrathen;
Die des Lebens Schmach bezwungen
Und der Menſchheit Sieg errungen.

Dieſen Todten weihen wir
Unſer Liedesopfer heute!
Alle Andren für und für
Sind nur der Verweſung Beute.
Ihres Leibes Kraft vermodert',
Ihrer Seele Glut verlodert'.

Aber wem auf dunkelm Pfad
Glänzten hell der Tugend Sterne,
Und des Geiſtes freie That
Hielt von aller Knechtſchaft ferne; —
Seine Seele wird beſtehen,
Und ſein Ruhm kann nicht vergehen.

Hätt' auf Erden ſtets ſein Wort
Acht und Bann und Fluch getroffen,
Ließen ihn die Pfaffen dort
Nimmer auf Erlöſung hoffen:
Seine Seele kann nichts binden,
Und ſie muß die Wahrheit finden!

Wär' er auch zu aller Tyrannen
Tiefſter Niedrigkeit entſprungen;
Ja — und wenn auf dem Schafott
Er ſein edles Blut vergoſſen:
Seine Seele wird nicht ſterben,
Und ſein Ruhm kann nicht verderben.

Den Gefangnen.

Im Purpurkleide bringt der Tag empor,
Sein Auge ſchimmert leuchtend ob der Welt,
Er hat zerſprengt der Nacht Gefängnißther
Und ſtürmt dahin, ein lichter freier Held.

So geh' es euch, ihr Männer unverzagt,
Die ſchuldlos ſchmachten in des Kerkers Nacht,
Die für die Menſchheit Blut und Gut gewagt,
Und der Despoten Zorneswuth verlacht!

Die Freiheit läßt euch nicht in ſtummer Schmach,
Ihr ſollt nicht ſterben der Verbrecher Tod:
Es bricht heran ein heller warmer Tag,
Da ſchwingt euch auf aus eurer finſtern Noth!

Die Freiheit ſah, wie einſam auf der Flur
Des Kerkers ſtrömte eurer Thränen Flut,
Sie folgte liebreich eurer Seufzer Spur,
Und ließ erſtarren nicht der Seele Muth.

Sie wird euch retten — laßt die Nacht vergehn!
Die Stunde naht, wo jeder Riegel fällt.
Sie wird euch retten — ja, ihr müßt erſtehn
In einer neuen freigewerd'nen Welt!

Dann ſchreitet aus den Winkeln keck hervor!
Seht, wie das Volk voll Jubel euch umſteht,
Die Ehrenkronen hält es hoch empor
Für euch, für euch! — es bringt ſie, wenn auch ſpät.

So nehmt ſie hin, ſo nehmt ſie ohne Scheu,
Für eur Erdulden ein gerechter Preis,
Ein guter Lohn für eine gute Treu',
Der Bruderliebe ſinniger Beweis.

Wie ziert der Lorbeer herrlich euer Haar,
Das ſchier erblichen von der Kerkerluft!
Wie ſchweift eur Aug' im Kreiſe hell und klar,
Wie ſüß erquickt euch dieſer Krone Duft.

Ich ſeh' mit Luſt, wie ihr euch ſtolz erhebt
Und luſtern froh den freien Luftſtrom trinkt;
Der alte Geiſt in euch iſt neu belebt,
Ihr findet, was im Traum der Jugend winkt'. —

Die Schlacht auf dem Walserfelde.

„Bei Salzburg auf dem sogenannten Walserfeld soll vormaleinst eine schreckliche Schlacht geschehen, wo Alles hinzulaufen und ein so furchtbares Blutbad sein wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuhe rinnt. Da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden. Auf diesem Walserfeld steht ein ausgedorrter Baum zum Angedenken dieser letzten Schlacht; schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer aus, daß er wiederum anfing zu grünen. Viele Jahre bleibt er noch dürr stehen, wenn er aber zu grünen anhebt, wird die Schlacht bald eintreten, und wenn er Früchte trägt, wird sie anheben."

(Grimms Sagen, und Brixener Volksbuch vom Untersberg, S. 38.

Baum der Freiheit! ja schon einmals bist du umgehauen
worden,
Oft in deinem Marke blitzten Aexte der Despotenhorden,
Aber ewig neu erstanden wuchs die Wurzel aus der Erde
Und gebietend sprach der Schöpfer sein belebend magisch
„Werde!"

Ja, du wardſt, du biſt! hoch ragen deine Kronen zu den Sternen
Und die Aeſte dehnen weiter, weithin ſich in dunkle Fernen.
Noch zwar ſeh' ich dich nicht grünen, noch ſeh' keine Frucht ich ſchwellen,
Statt der Blüthen Blutestropfen aus den nackten Zweigen quellen;
Noch zwar ſchmettern aus dem Laube keines Vogels munt're Lieder:
Stille Seufzer wehn gelegentlich durch das Reiſig hin und wieder — —
Aber feſt im Boden wurzelſt du mit den uralten Füßen,
Und nicht lang mehr kann es währen, wo du knoſpen, wo du ſprießen,
Wo du in dem Blüthenkleide wirſt vor Aller Blicken prangen.
Ha, dann naht der Kampf, das Ende! — Rüſtet euch, ſchärft ohne Bangen
Eure Schwerter, eure Meſſer! aus den Schilden klopft die Beulen,
Merzt den Roſt aus euren Panzern, ſchmiedet Hellebarden, Keulen!
Hart iſt dieſer Strauß, der letzte, und fürwahr, Noth thut's, zu ſparen
Alle Kräfte, — nicht in Tagen, wo ſo nahe die Gefahren,
In der Wollust Schoos zu ruhen, zu vergeuden unſre Jugend!
Sind wir rein an Leib und Seele, eint dem Muth ſich Kraft und Tugend —

Wahrlich, wer will uns beſiegen? — Mögen ſie in Schaaren ziehen,
Jene Frechen, jene Stolzen, — ſie erliegen, ſie entfliehen —
Unſer iſt der Sieg! Wir zahlen den Verräthern alle Wunden
Von Jahrtauſenden, daß nimmer ſie auf dieſer Welt geſunden;
Unſer iſt der Sieg! Zermalmen mit der Rache ſchwerſter Keule
Wollen wir die ſchnöden Leiber aufgedunſener Vorurtheile;
Unſer iſt der Sieg! Zerſchmettern mit der Freiheit ſchärfſtem Blitze
Wollen wir der gottvergeßnen Tyrannei prunkvolle Sitze!
Ja, es ſoll das Blut der Böſen in der Guten Schuhe ſchießen,
Eine neue Sündflut über alle Marken ſich ergießen.
Dann am Baum der Freiheit werden himmliſch ſüße Früchte ſchwellen,
Die der müden Sieger Herzen ewig langes Schmachten ſtillen;
Stolz im weiten Schatten ruh'n wir, heilig glänzen unſre Namen,
Wahres Glück erſtand der Erde, allen Menſchen Friede. Amen!

An Nicolaus Lenau.

Die Nacht war schwarz, die Nacht war kalt,
Du riefst: „In die Freiheit will ich!“
Man folgte dir und schrie: „O — halt!
„Zwangsjacken her!“ — Und das war billig.
Nach Freiheit rufen auf den Gassen?
Du Schwärmer! Das ist nicht zum Spassen.

Und später riefst du zornesroth:
„Der freien Polen König bin ich!“
Man zuckt die Achseln und gebot:
„Zwangsjacken her!“ Und das war künig.
Denn Polens König ist der Kaiser
Der Russen — schrei dich drum nicht heiser!

Da glaubteſt du in deiner Glut,
Meſſias wärſt du, wärſt der Heiland.
Weh' dir, die Wächter meinten's gut,
Sie banden dich, wie jenen weiland.
Du Schwärmer! willſt dies Volk befreien?
Es iſt's nicht werth; könnt' dich gereuen.

Haſt du vergeſſen, wie vereinſt
Die Albigenſer ſind geſchlachtet?
Du ſangſt es jüngſt noch — und du meinſt
Ein zweiter Chriſtus wär' geachtet?
Sie würden ihn mit Dornen krönen,
Und ihn in's Angeſicht verhöhnen.

Savonarola, raſe nicht!
Du zwingſt nicht das Geſchmeiß der Maſſen.
Vergeude nicht des Geiſtes Licht!
Fein ſtille in dem Kreis der Aſſen.
Die Läppiſchen, die Lüſ'gen, Schlauen,
Sie werden nimmer dir vertrauen.

Das Auge ruhig, hoch das Haupt,
Sei wieder klar, mein trauter Dichter!
Was ſie an Hoffnung dir geraubt,
Vergiß es, — trotze dem Gelichter!
Den Kopf verlieren ſeinetwegen,
Das bringt der Freiheit keinen Segen.

VI.

Soziales.

Dichterweihe.

Nicht mehr von Roſendüften laßt uns ſingen,
Noch daß die Vöglein auf den Zweigen ſpringen —
Das Menſchenherz allein ſei unſre Liebe,
Der Anfang und das Ende aller Triebe.

Das Menſchenherz! Schaut ſeine Wundenmale.
Sie flammen röther noch als dort im Thale
Die Purpurnelken oder jene Roſe
Die ſanft ſich wiegt im ſchwellend zarten Moſe.

Was Roſenduft! Seht ihr im Blumengarten
Den bleichen Bettler auf Erlöſung warten?
Wie mag euch denn die Roſenglut entzücken,
Laßt ihr den Menſchen alle welk erblicken?

Was Vogelſang und Luft! Hört ihr die Kleinen,
Der Armen Brut denn nicht aus Hunger weinen?
Der Vögel Jubel muß wie Spott euch klingen,
Weil eure Kinder ſelbſt mit Elend ringen. — —

Nicht mehr von Gottes Zorne laßt uns ſingen,
Von unſrer Demuth nicht noch andern Dingen!
Den Menſchen nur laßt heilig uns erheben,
Nichts außer ihm — kein andres ſchönres Leben.

Die Freiheit hoch! Die menſchliche, die reine,
Die lebenvolle, irdiſche, die eine!
Von jener falſchen laßt euch nicht entehren,
Die euch der Erde Güter will verwehren.

Beugt eure Knie nicht länger vor Phantomen,
Schleicht ferner nicht umher in finſtern Domen
Mit euren hellen Stirnen, edlen Seelen!
Wozu ſich ſelber nur ſo grauſam quälen?

Ja, es iſt Qual, dies Zittern und dies Beben
Vor einem Jenſeits, das wir nie erleben.
Ja, es iſt Qual, dies athemloſe Reichen
Nach einem Wüſtenbild, nicht zu erreichen.

Ja, es iſt Schmach, dies himmelſücht'ge Schmachten,
Dies weltentrunkne dumpfe Weltverachten.
Ja, es iſt Tollheit, Wahnſinn, dies Verzweifeln
Aus Gottesfurcht und Demuth vor den Teufeln.

Nichts außer uns! Die Herzen aufgeſchloſſen!
Da liegt das Paradies, dem wir entſproſſen,
Das unſer iſt und war —: das Glück, das Leben —
Wer wagt es noch, dem Tod ſich Preis zu geben? —

Singt nur den Menſchen! und verflucht die alten
Geſpenſter, die uns ewiglang gehalten
In echter Sklaverei, die unſer Aug' geblendet,
Und uns am Geiſte wie am Leibe geſchändet

Elendiglich — fürwahr! Darum nicht raſten
Nicht ruhen laße uns, bis die ſchweren Laſten
Wir allen Brüdern von der Bruſt gehoben,
Den armen unten wie den reichen oben!

Verzage nicht!

Verzage nicht, du armes Volk!
Auch dich erwarten Ehrentage,
Wo du erheben magst dein Haupt
Und von den Schultern wirfst die Plage.
In Lumpen gingst du ewiglange,
Man höhnte dich von Jugend auf,
Gekrümmten Nackens schlichst du bange
Der Berge steilen Pfad hinauf.

Nun aber schreite du getrost
Hin zu der Bildung frischer Quelle,
Und trink daraus! — das schwere Blut
Wird leicht, die blöden Augen helle.
Bewußtsein deiner Menschenehre
Kehrt in die Seele dir zurück,
Anstatt der dumpfen Geistesleere
Schwellt deine Brust der Liebe Glück.

Du sprichst: „Wie war ich thöricht doch,
Vereinsamt auf der schönen Erde,
Rings um mich wogte Ueberfluß,
Ich aber duldete Beschwerde
Und ließ mir alle Rechte nehmen —
Des Müßiggangs Beute, der's verstand
Das rohe Thier in mir zu zähmen
Und Leib und Geist mit Ketten band.

„Ich bin erwacht, ich fühle Kraft —
Die Lumpen reiß ich von den Gliedern,
Aus freier Seel' die feige Angst,
Den Schlaf von meinen Augenlidern.
Der Liebe Bündniß will ich schließen,
Nicht länger haßend einzeln stehn;
Des Lebens Wohlthat mitgenießen,
Nicht länger hungernd zu mir sehn.

„Doch nicht vergelten will ich ihm,
Dem Reichen, daß er mich verachtet,
Zu seinem Sklaven schuf, daß Geist
Von eitlen Trieben war umnachtet.
Ich bin gerettet, bin erhoben,
Er sinkt von seiner Selbstsucht Thron,
Sein Flitterstaat ist bald zerstoben,
Geknickt sein Stolz, verhallt sein Hohn. —"

„Es ſprichſt du, und das Wort wird gleich.
Den Heiland haſt du ſelbſt geboren;
Ich ſeh' dich einig, muthig, frei
Und alles Elend ging verloren.
Die neidiſch mit einander rangen
Werden, ſie ſind dann Brüder all';
Und fürder nur auf blüh'nden Wangen
Wird ſpiegeln ſich der Sonne Strahl.

Der Paria.

O armer Paria!
Die Hunde neiden
Nicht deine Freuden.
Du liegst verstoßen
Mit braunem bloßen
Benarbten Gliedern
Die uns anwidern.
Die Wolken weinen
Ueber dich Unreinen!

O armer Paria!
Hörst du im Walde
Den Tiger brüllen?
Sahst du die Wogen
Im Sturme schwellen?

Sahst du den Panther
Zum Sprung sich bäumen?
Hört'st du die Schlange
Von Gifte schäumen?
Und du willst liegen,
Feige dich schmiegen?

O armer Paria!
Sieh deine Kleinen
Hungernd still weinen,
Dann dich umklammern
Mit lautem Jammern!
In Palmenwäldern
In Reisfeldern
Kannst du sie laben
Die wimmernden Knaben
Dort springen Affen
Von Frucht zu Frucht,
Gmüg zum Naschen,
Listig zur Flucht.
Wer sieht sie weinen?
Sind deine Kleinen
Flink nicht wie jene?
Scharf nicht die Zähne?
Führ' sie hinaus
Zum wilden Schmaus!

O armer Paria!
Daß der Bramine
Mit stolzer Miene,
Statt dich zu schrecken,
Rache mög' wecken!
Ha — wie zum Gruße
Trißt dich sein Geifer:
Mit hartem Fuße
In frommem Eifer
In blut'ger Gier,
Voll Zornesröthe
Tritt er das Haupt dir
Wie einer Kröte.

O armer Paria!
Auf und erwache
In heiliger Rache!
Magst du erdulden
So große Schmach?
Und länger ruhen
Nur einen Tag?
Siehe der Sonnen
Blutrothes Licht,
Wie es durch Wolken
So siegend bricht.
Nimm einen Funken
Leuchtend vor allen,

Damit zerstinke
Die Tempelhallen!
Opfre die Weihen
Auf eignem Altar,
Sie sind Phantome
Und Trug fürwahr.
Mit ihnen sinkt der
Braminen Macht,
Nimmer verhehlbar es
Dein arm Geschlecht
Dann aber suche
Des Ganges Flut,
Keine vom Fluche
Mein Mörderblut
Des Ganges Welle
Wird dich verschonen,
Löscht sie doch helle
Von Paria — Thränen
Heil dir, o Paria!

Der alte Weber.

Webe, Schiffchen, fliege!
Du fliegst jahrein, du fliegst jahraus,
Und brachtest selten Geld nach Haus;
Und fliegst du auch noch so schnell,
Du brachtest mich nicht von der Stell.

Webe, Schiffchen, fliege!
Nun sind es wohl an sechzig Jahr,
Daß ich ein armer Weber war;
Herbei ist bald die Lebenszeit,
Doch nimmer die Mühseligkeit!

Fliege, Schifflein, fliege!
Hier lig' ich aller Freude bar,
So arm als ich geboren war,
Und webe hin und webe her,
Und Herz und Sinn bleibt sorgenschwer.

Fliege, Schifflein, fliege!
Ich web' mir selbst mein Todtenkleid,
Und webe dran so lange Zeit:
Bald bin ich an dem letzten Saum,
Das Garn ist fort vom Weberbaum.

Fliege, Schifflein, fliege!
Ach, nicht so viel erwarb ich hier,
Ein eignes Grab zu kaufen mir:
Man scharrt mich an der Mauer ein,
Für so viel Müh' der Lohn wird's sein!

Fliege, Schifflein, fliege!
Jedoch, wer trägt davon die Schuld?
Ein dummes Vieh ist die Geduld —
Ha, wird' ich wieder jung — fürwahr,
Ich trug' die Schmach kein halbes Jahr!

Fliege, Schifflein, fliege!
Dann ging ich zu dem reichen Herrn,
Und sprach': „Bleib' mir vom Leibe fern!
Du hast geerndtet, ich gesäet,
Mit meiner Sichel hast du gemäht.

Fliege, Schifflein, fliege!
„Gib her, was du durch mich gewannst,
Und webe selbst, soviel du kannst;
Und willigst du nicht friedlich ein:
Sollst du von mir gezwungen sein!"

Fabrikskind.

Noch iſt es Nacht, die Sterne flimmern
Am ſchwarzen Himmel; — fröſtelnd ſtand
Das Kind vom Lager auf und band
Die Flechten ſich, die gelben ſchimmern,
Ein zartes Mägdlein, lilienſchlank
Und lilienweiß die feinen Wangen,
Blutjung noch, aber ſchon gefangen
Vom Elend, ſchwach und ſorgenbang.

Indeß ſich wiegt in ſüßem Schlummer
Des Reichen Kind, das auserkorne,
Zur Arbeit geht in ihrem Kummer
Des Armen Tochter, die Verlorne.
Und als der erſte Morgenſtrahl
Erglühte über Berg und Thal,
Da ſteht ſie ſchon bei der Maſchine
Demüthig mit ergeb'ner Miene.

Die Walzen rollen, die Räder raſſeln,
Welch' dumpf Getös! hochlodernd praſſeln
Die wilden Flammen — knirſchend reiben
Sich hundert Schrauben, und ziſchend treiben
Im Schlot die Dämpfe — —
Armes Kind!

Inmitten dieſes Höllengraus
Stehſt du geſchäftig bei dem Rade,
Und denkſt vielleicht: „O Jammerſchade,
Daß ich nicht bin im Walde d'raus,
Wo in den Wipfeln ſtreicht der Wind,
Und überall ſingen die Nachtigallen
Und von den Zweigen die Blüthen fallen!“

Sei wachſam, Kind, und träume nicht!
Du ſelbſt eine Blüthe ſchon halb zerknickt,
Ein junges Reislein, bald erdrückt
Vom Sturme, der aus Norden bricht.
Sei wachſam, Kind! —

Doch du biſt ſchwach
Und überwacht und müde — ach!
Deine Wimper ſinkt, die Hand ſie ruht —
In deinen Adern ſtockt das Blut —

Du ſchlummerſt — träumſt und lächelſt mild —
Faſt ſcheinſt du mir ein Engelsbild.
Fort das Getös, vorbei die Noth,
Deine Wangen leuchten ſo purpurroth,
Du wandelſt auf duftender Blumenau,
Du hörſt ſie ſingen, die Nachtigall,
Du ſiehſt ſie prangen, die Veilchen all',
Der Frühling ſchmückt dich mit Roſen fein,
Du träumſt dich noch in den Himmel hinein.

Sei wachſam, armes Kind! o ſchau!
Richte dich nicht ſo lüſtern empor
Als ſähest du holde Zaubergeſichte,
Als winkten dir ſüße labende Früchte.
Was willſt du? — ſprich — was haſt du vor? —
Erwache! — halt! — zurück die Fauſt!
Die Räder ſind's, du greifſt hinein — —
Weh' dir, o weh!

Zu ſpät — es grauet
Mir von dem Wirbel bis zur Zeh'.
Ich hör' dein wildes ſchmerzlich Schrei'n:
Die Hand iſt hin, zerquetſcht der Arm —
Daß ſich der Himmel dein erbarm!
Die Walzen rollen, die Räder raſſeln,
Weich' dumpf Getös! Hochlodernd praſſeln

Die wilden Flammen, knirſchend reiben
Sich hundert Schrauben und ziſchend treiben
Am Schlot die Dämpfe — —

Armes Kind!

Inmitten dieſes Höllengraus
Liegſt du verſtümmelt dort im Blute
Ein theures Opfer! — wem zu Gute?

Am Sarge einer Unglücklichen.

Du biſt todt, Mary, ſchlaf' wohl!
Lange her iſt's, als du lieblich
Wuchſeſt auf im Nachbarhauſe,
Eine ſchimmernde Sylphide,
Eine lichtverklärte Roſe.
Wohl erinner' ich mich der Augen
Blau und klar und milde leuchtend
Wie der See im Mondenſtrahle —
Dann der Haare, ſonnenfarben,
Leichtgeringelt, und ſich wiegend
Schmiegend an den zarten Nacken,
Der ſo blendend ſchien, als ſei er
Ueberſtreut mit Lilienblättern; —
Und der Stimme auch, beſonders
Wenn du weinteſt, — ha, das tönte
So unſäglich rührend, ſchmelzend

Als ob tief, tief d'rin im Herzen
Dir ein Lautenſpiel erklänge. —
Ja, du warſt ein Kind ſo lieblich
Wie es je vom Licht beſchienen.

Da vor deines Hauſes Pforte
Eines Tages zog das Unglück —
Arm geworden war dein Vater,
Schuldlos zwar, doch wegen Schulden
Büßt er jahrelang im Kerker.
Eine vaterloſe Waiſe
Lagſt du ſchluchzend an der Mutter
Gramzerknicktem treuem Herzen.
Aber lange nicht, entriſſen
Ward dir auch die letzte Stütze:
Deine Mutter ſtarb — ihr Segen
Bang erſtickte unter Thränen.

Und die Reichen und Barmherzigen,
Weil ſie Gläub'ger deines Vaters,
Kamen zu dir, und ſie nahmen
Dir den Reſt des alten Staates:
Spitzenhäubchen, Seidenkleidchen —
Dafür gaben ſie dir willig
Einen rauhen grauen Kittel,
Wie ihn Waiſenkinder tragen.

Waiſenkind! du zweimal armes!
Weil du vormals reich geweſen.
Grau und rauh gleich deinem Kleide
So verfloſſen deine Tage.
Demuth, das war deine Speiſe
Alle Morgen, alle Abend.
Sklavenfurcht die erſte Blüthe
Deines keimenden Bewußtſeins.
Sahſt du um dich, nur Verachtung
Grinzte aus der Reichen Zügen;
Sahſt du in dich, Unmuth grollte
Immerdar im ſtillen Buſen.

Endlich wardſt du frei, ſo ſchien es —
Bebend traſt du in das Leben
Eine Jungfrau ſchön und herrlich
Aber arm, unwiſſend, blöde.
Aus dem Waiſenkinde wurde
Eine Magd. O das iſt ſchrecklich.
Ohne eignen, fremden Willen,
Fremder Laune unterthänig,
Fremder Sündenluſt ſich fügend,
Stumm und dumpf, und immer ſchweigend
Sich dem fremden Unrecht beugend.
Eine Magd — o, das iſt ſchrecklich! —
Damals haſt du ausgetrunken
Deines Leidens Kelch zur Neige
Damals liebteſt du — o Kummer!

Eine Magd den Sohn des Herren
Oh, wie ſie die Sklavin höhnten,
Wie die heiligſten Gefühle
Sie vergiftet, und mit Füßen
Sie getreten — dann dich ſtießen
Vor die Thür hinaus mit Lachen —

Elend, innerlich gebrochen,
Aeußerlich mit Schmach belaſtet,
Wankteſt, ſchwankteſt du verlaſſen
In der kalten Lebensöde.
Niemand weiß, wie viele Nächte
Unter Thränen du gerungen;
Niemand weiß, wie viele Tage
Du gebetet, und — gehungert.
Endlich — Noth bricht nicht nur Eiſen,
Noth zerbricht die ſtärkſten Herzen —
Endlich — arme ſchöne Mary!
Endlich gabſt du dich der Sünde,
Ein betrübtes Freudenmädchen.

Und ſie kamen dein zu ſpotten
Mit den zärtlichſten Geberden,
Und ſie kamen, dich zu — lieben,
Die dir deinen Vater raubten,
Die die Mutter dir ermordet.

Die dich aus dem Hauſe jagen.
Und du mußteſt ſie nun lieben,
Und du mußteſt ſie erfreuen,
Die dir alle Freude nahmen

Arme Mary! Bitt're Wehmuth
Faßt mich, da ich ſo dich ſchaue
Welk und bleich und granzerriſſen,
Mit den blauen Leichenlippen,
Mit den eingefall'nen Augen,
Und — dem blut'gen Mal am Halſe.
Arme Mary! Dahin brachten
Dich die reichen Kannibalen,
Die gebildeten Unmenſchen,
Daß du ſelber haſt des Lebens
Ekle Bürde abgeworfen. —
Wehe! Tauſend Flüche beben
Auf der Zunge mir, und ſchleudern
Möcht' ich ſie auf die verruchten
Häupter deiner Mörder! Wahrlich,
Waren ſie nicht, und die Selbſtſucht,
Dieſer Peſthauch, dieſer Samum
Vor dem alles Leben ſchwindet, —
Ja, dann ſtändeſt du nun blühend
Vor mir, glücklich und beglückend,
Wie ich's dachte, daß du würdeſt
Als im trauten Nachbarhauſe

Du als Mägdlein vor mir ſtandeſt:
Eine lichtverklärte Roſe,
Eine ſchimmernde Sylphide,
Mit den Augen milde leuchtend
Wie der See im Mondenſtrahle,
Mit den Haaren, ſonnenfarben,
Leichtgeringelt, und der Stimme
So unſäglich rührend, ſchmelzend
Als ob tief, tief drin im Herzen
Dir ein Lautenſpiel erklinge.
Du biſt todt, Mary, ſchlaf wohl!

Johann Hiller.*)

Ein braver Mann war's, doch ein armer Mann, —
Je nun, ihr wißt, das trifft sich allemalen,
„Bestimmung ist es, Fügung, — predigt man —
„Der Himmel lohnet einst der Erde Qualen."

Ein armer Mann war's, doch ein braver Mann,
Der Johann Hiller aus dem Schwabenlande,
Und klug dabei, doch was er auch ersann,
Es schlug ihm aus in Elend und in Schande.

Fatal! nicht seine Schuld war's, daß er nur
Als Kind des Volks, des niedern, trat in's Leben;
Fatal! und daß ihm dennoch die Natur
Ein stolzes unbeugsames Herz gegeben.

*) S. Allgemeine Zeitung vom 27. Juni 1845.

Du Gottes-Gnaden-Volk begreifst es nicht,
Wie schlimm es ist als Lump die Welt zu grüßen.
Man wird's nie los, als habe das Gericht
Es ausgesprochen, bis zum Tod zu büßen.

Als wär's vergiftet, das „gemeine" Blut,
So selten glückt es Einem, sich die Fetzen,
Die in der Wiege schon sein einzig Gut,
Vom Hals zu schaffen — oh, 's ist zum Entsetzen!

Vergebens Alles, armer Leute Kind
Auf Dornen wandelt es mit nackten Füßen
Sein Lebenlang — nur für den Reichen sind
Die Rosen, die den Dornen doch entsprießen. —

Dem Hiller ward kein bess'res schön'res Loos,
Er hatte ewiglang umsonst gerungen,
Er rang sich nimmer aus des Elends Schooß
Und hatte nie des Tages Glück bezwungen.

Mit jedem Jahr, das träg vorüberzog,
Ward selbst die Hoffnung bleicher stets und trüber,
Vor seine Thür des Hungers Geier flog
Und bald auch flatterte das Thier hinüber.

Wie eine Perle durch das nächt'ge Meer
So leuchtete zwar einmal auch die Liebe;
Durch seines Lebens Dunkel, aber schwer
Zu büßen hatt' er für die süßen Triebe.

Denn schmerzlich ist es, im Gemach der Noth
Ein strahlend Kleinod müssen aufbewahren —
So macht's den Hiller traurig bis zum Tod,
Daß seine Lieben mit ihm elend waren.

Das Weib, das er zur Gattin sich erkor,
Fünf theure Kinder hatt' es ihm geboren,
Die wuchsen alle frisch und froh empor,
Doch besser wär's, hätt' er sie all' verloren.

Er dachte oft, daß es für sie ein Glück,
Wenn Weib und Kinder er gen Himmel sende,
Doch den Gedanken drängt er schnell zurück,
Und bat, daß der Versucher ab sich wende.

Allein die Armuth stieg von Tag zu Tag,
Das Herze quoll ihm, sah er wie den Kleinen
Des Hungers Bläße auf den Wänglein lag
Und wie sein Weib nicht müde ward zu weinen.

Ein trüber Abend war's, im letzten März,
Der Froſt noch ſtarrte in der Hütte Wänden,
Da traf es ſich, daß zu dem alten Schmerz
Ein neuer kam: man drohte ihn zu pfänden.

Die letzten Kreuzer nahm er und ging aus
Und kaufte Brod und Branntwein in der Schenke,
Denn ſeine Kinder hungerten zu Haus,
Und ihm war ſchwach, als ob er niederſänke.

„Pfui, Branntwein!" hör' ich lispeln ſie voll Hohn
Die Fröhlichen auf Kanzeln und auf Thronen,
Sie wiſſen's nicht, daß für des Elends Sohn
Im Feuerwaſſer Himmelsfreuden wohnen:

Der Lethestrom iſt's aus der alten Zeit,
Der alles fortſchwemmt auf den ſel'gen Wogen,
Den bittern Gram, das herbe kalte Leid,
Und die Erinnerung, wie man ihn betrogen.

Dem armen Hiller wurd' es wohlgemuth
Als er getrunken ſeines Schmerzes wegen,
Und glüh'nder in den Adern rollt ſein Blut,
Und neue Lebenskraft fühlt er ſich regen.

Und auch den Kindern gab er, daß ſie all'
Im ſüßen Taumel purzelten und ſprangen
Bunt durcheinander, und mit lautem Schall
Schalkhafte Lieder jodelten und ſangen.

So luſtig hatte ſie noch nie erblickt
Der arme Vater, und den heitern Scherzen
Und Spielen folgt er, ob auch ungeſchickt,
Worür ſie ihn dann unaufhörlich herzen.

O welche ſel'ge Stunde! — doch ſie nahm
Ein ſchnelles Ende, als der Schlaf nun leiſe
Hin zu den müden trunk'nen Kindern kam
Und ſie einlullte mit der eig'nen Weiſe.

Sie waren ſchön, die Kinder, ja fürwahr!
Wer ſie dort ſchlummern ſah nach ſo viel Freuden,
Die roſ'gen Köpfchen in dem gold'nen Haar —
Der mochte wohl den Vater d'rum beneiden.

Der aber wurde traurig wiederum,
Der Rauſch verflog, das alte Leid erwachte,
Und als die Kindlein vor ihm ſtill und ſtumm,
Da ſtarrt er wild auf ſie herab, und dachte:

„Wenn ihr erblickt des nächſten Tages Licht,
Dann jagt man uns hinaus, uns Bettelleute,
Dann kümmert's Niemand, ob das Herz uns bricht,
Dann ſind wir ſtets des böſen Zufalls Beute.

„Die Augen ſchlagt zu Boden dann vor Scham,
Die Hände faltet ſtets, ihr Vagabunden,
Die Rücken krümmt, aus Ehrfurcht, nicht aus Gram,
Und neigt euch vor des reichen Nachbars Hunden.

„Er hetzt ſie ſonſt euch Bettelkindern nach —
Ja, ja, ich ſah es ſchon — um Gotteswillen
Seid nur demüthig, dankbar, kriechend — ach,
Wer wird euch ſonſt den grauſen Hunger ſtillen?

O Kinder, wenn nun gar der Vater todt,
Der Bettelmann liegt an der Kirchhofmauer,
Dann erſt kommt ihr in rechte tiefe Noth,
Kein Chriſtenmenſch ſchiert ſich um eu're Trauer.

„Euch Buben dort verwildert das Gemüth,
Ihr kriegt dann Luſt, das Elend d'ranzugeben,
Und da euch jeder Ehrenmann ſcheu flieht,
So greift ihr bald getroſt zum Räuberleben.

„Und ach, ihr Mädel, wie wird's euch ergeh'n?
Die ihr noch lieblich ruht und unbefangen:
Wenn ihr ſo arm ſeid und dabei ſo ſchön,
Dann handelt ihr mit euren Roſenwangen.

„Und werdet Dirnen — — nein, das ſollt ihr nicht,
Nein, nein, bei Gott! ich muß — ich will euch ſchützen!"
D'rauf hielt die Hand er lange vor's Geſicht,
Und als er aufblickt, ſah er etwas blitzen —

Das war's, das Meſſer dort, — er nahm es ſchnell
Und kniete — und durchſchnitt der Kinder Kehlen —
Das Blut entſtrömt' in Bogen hoch und hell,
Zum Himmel zogen fünf unſchuld'ge Seelen —

Weh', Wehe Dir! Du arge böſe Welt,
Wo ſolch' Entſetzliches ſich mag begeben.
Fluch, ew'ger Fluch dir, du verdammtes Geld!
Weil du verpeſtet alles Menſchenleben.

Nicht ohne dich wär' dieſer Mord geſcheh'n,
Nicht ohne euch, ihr reichen Ungeheuer!
D'rum ſollt ihr einſt auch vor Gerichte ſtehn,
Und wahrlich, ihr bezahlt den Frevel theuer.

Der Kinder Blut kommt über euch allein!
Die Wahrheit spricht aus meinem Dichtermunde.
Ich schleud're sie euch ins Gesicht hinein,
Und harre auf den Schlag der Rachestunde.

Ihr lächelt ruhig, seid barmherzig gar?
Barmherzig! — o, vom Bösen kommt die Gnade
In's Zuchthaus sperrt ihr ihn nur achtzehn Jahr,
Den Mörder-Vater? — Himmel, das ist fade.

Den armen, den unsäglich armen Mann,
Den hättet ihr auch mögen schlachten lassen
Wie tausend sonst — wenn aber nicht, o dann
Verziehen müßtet ihr, doch nimmer hassen.

Den weichsten Flaum auf Erden unter's Haupt
Des Mörders müßtet ihr sorgfältig legen,
Damit er, was ihr Liebes ihm geraubt
Im besten Schlaf vergesse: euch zum Segen

Und wenn er wachte, müßten um ihn her
Zweihundert Harfen schwirren süße Klänge,
Damit der Kinder Rocheln nimmermehr
Sein Ohr zerreiße und sein Herz zersprenge.

Und And'res noch zur Sühne — was es ſei,
Das Lieblichſte, was Liebe kann erſinnen —
Vielleicht dann wurdet ihr der Unthat frei
Und konntet euch Gewiſſensruh' gewinnen.

So aber kommt nur über euch allein
Der Kinder Blut! — die Wahrheit gibt mir Kunde.
Ich ſchleud're ſie euch in's Geſicht hinein
Und harre auf den Schlag der Rachestunde.

Viktoria. *)

Es iſt Nacht, und draußen weht der Sturm
Ohne Ruh' und Raſt;
Es iſt Nacht und kalt, aber heiße Luſt
Jubelt da drinn im Palaſt.
Viktoria!

Die engliſche Königin gibt ein Feſt
In der kalten Nacht,
Alle Ordenssterne leuchten ſo hell,
Reizend fürwahr iſt die Pracht.
Viktoria!

*) „Das iſt in Wahrheit ſchrecklich — daß im Herzen, den ſich Reichthum, Fröhlichkeit und Glanz gezogen haben, daß nahe an der königlichen Größe von St. James's, hart am ſtrahlenden Palaſt von Bayswater, dicht unter den Fenſtern der Königin Viktoria, — daß da Noth und Hunger, und Krankheit und Laſter einherziehen verzehrend Leib auf Leib, Seele auf Seele." Times, Oktober 1843.

Die engliſche Königin ſtrahlt und glüht
Und iſt ganz entzückt,
Sie lächelt ſo gnädig, ſie winkt ſo mild,
Ladies und Lords ſind beglückt.
Viktoria!

Doch draußen im Sturme wimmert es bang
Durch die kalte Nacht:
Ein Mädchen vom Volke da drunten im Park
Hungernd und frierend wacht.
Viktoria!

Ein elendes Weſen, das obdachlos
Wie ſo Viele ſind,
In zerlumptem Kleid und mit bloßer Bruſt
O ein armes verwerfnes Kind!
Viktoria!

Das jammert und krümmt ſich ſchmerzenreich,
Denn es naht die Noth,
Die letzte des Lebens — ihr Herz zerbricht,
Freudig erliegt ſie dem Tod.
Viktoria!

Da ruht ſie nun unter verſaultem Laub,
Ein zertret'ner Wurm:
Niemand weiß es, und Niemand kümmert ſich d'rum,
Heulend umtost ſie der Sturm
Viktoria!

Doch droben die Königin ſtrahlt und glüht
Und iſt ganz beglückt,
Sie lächelt ſo gnädig, ſie winkt ſo mild,
Ladies und Lords ſind entzückt
Viktoria!

* * *

O Wunder! wie ſeltſam ſind geteilt
Unter den Menſchen die Lose:
Wenn der Eine ſich blutig an Dornen reißt,
Dem Andern duftet die Roſe.

Das Mädchen vom Volk und die Königin!
Als Beide in Windeln lagen,
Gleich lieblich ſchienen den Müttern ſie,
Und ſie durften mit Recht das ſagen

Das arme Mägdlein, es mocht wohl gar
Eine zartere Haut besitzen,
Und doch, seine Hemdchen, sie waren grob,
Der andern von Seide und Spitzen.

Das arme Mägdlein, es hatte vielleicht
Zwei schönere brennende Augen;
Allein wozu das? einst kannten sie
Nur zum Verderben ihm taugen.

Das arme Kind, als es Jungfrau war,
Da mußt' es sich prostituiren —
Die Königin aber an ihrer Statt
Ließ sich mit Kronen zieren.

Die Königin, strahlend in Ehre und Glanz
Sitzt lebenstrunken auf dem Throne.
Die Arme liegt todt im verfaulten Laub
Dicht unter des Schlosses Balkone. —

O Wunder? — doch nein, 's ist nur infam
Von den feigen gemeinen Seelen,
Den civilisirten Barbaren, die frech
Das Volk mit dem Unsinn quälen.

Ja, wär' es bei Sinnen: dann nähm' es wohl
Die Demantkrone der Einen,
Die Lumpen der Andern, — und beide dann
Könnten in Liebe ſich einen.

Polka-Tod.

1. Die Erwartung.

An dem Wege ſaß ich träumend;
Bilder meiner Jugendzeit
Zogen täuſchend mir vorüber:
Bilder voller Luſt und Leid.

„Daß ich dich verließ, ich Sünder!
Meine liebliche Marie,
O vergib! Verlaſſen, Theure,
Dich vergeſſen konnt' ich nie."

Still — was huſcht dort an dem Raine?
Flüchtig, leiſe ſchwebt's daher —
Eine Elfe ſcheint's — doch nein — Marie?
Nun — ich träume ja nicht mehr:

Marie? — Nein! ein Kind vom Lande
Iſt es. — Ha, ein hübſches Kind:
Dunkle Augen, blaſſe Wangen —
Warum läuft das ſo geſchwind?

Mit den Augen folgt' ich — endlich
Hielt ſie ſtill, die Eiſenbahn
War ihr Ziel; dort holt' ſie Athem
Und von ihrer Stirne rann

Heller Schweiß in großen Tropfen —
Ungeduldig ſchien ſie, bang',
Und ſie ſah mit wirren Blicken
Weit den Eiſenweg entlang

Dann, als ob es ſie bedränge,
Schleudert ſie das Tuch mit Macht
Von den Schultern — welche Schultern!
Blendend, leuchtend, voller Pracht!

Aber — o, was muß ich ſehen:
Mutter wird das hübſche Kind
Noch ſo jugendlich an Jahren,
Noch in Wahrheit erſt ein Kind

„Heilig, ſprech' ich dich! — geſegnet
Seiſt du nun und immerdar!"
Doch ſie hört mich nicht, und zitternd
Zögernd löſte ſie ihr Haar

Und ſie weint und ſchluchzt und ringet
Sich die weißen Arme wund —
Armes Weſen, was beklemmet
Dir die Bruſt? was zuckt dein Mund?

Still — ſie betet — leiſe, innig — —
„Halte ein, mir iſt's verlieh'n
Dir die Sünden zu vergeben,
Tröſte dich, dir iſt verzieh'n!"

Horch, ein Pfiff! — Das Dampfroß wiehert
Und es fliegt daher im Nu —
Plötzlich ſtürzt ſie vor ihm nieder,
Und im Tode fand ſie Ruh'! —

2. Die Guillotine.

Horch, ein Pfiff! Das Dampfroß wiehert, alle Waggons sind besetzt
Und der Zug fliegt auf den Gleisen, als ob Teufel ihn gehetzt.
„Wie das braust und zischt — e pfui! und man kommt doch kaum vom Fleck."
Also spricht ein junges Herrchen, das blasiert aus seinem Eck,
Neugelt mit der jungen Dame, die ihm gegenüber sitzt
Und mit ihren Diamenten, wie ein dummer Glühwurm blitzt:
„Schau, Papa, die Bäume springen an dem Wege vor uns her
Gleich als ob sie Polka tanzten, — ach, die lieb' ich gar zu sehr!"
„„Laß die Possen — brummt der Vater, ein solider Spekulant,
„„Mich genirt die Lumpensonne, die uns an des Unglücks Rand
„„All noch bringt — denn schau, Adele, wie das Korn dort üppig steht!
„„Zum Verzweifeln ist's — Gott gebe, daß der Hagel drüber geht
„Und die Cholera der Kartoffel zum Gemüse mag gedeih'n! —

...Halt — ein Stoß! — was gibt's? Der Führer hält
im Fluge plötzlich ein —
...Ah — dort liegt ja auf den Schienen eine weibliche
Gestalt
...Von den Rädern überfahren — nu, vorüber war das
bald. —
....Die Canaille wird zu üppig, kaum erwarten mag sie's
noch
....Bis der Henker kommt, sie selber spannt sich aus dem
Sklavenjoch
....Und benutzt zur Guillotine die Maschine. — gelt,
mein Herr!
....Dieser Witz war gut? ja wahrlich! und das ist von
ungefähr.....

Leichenblaß war der Diakonus, denn er hatte sie gesehn
Die Geliebte, die Verführte blutig, grauenhaft gesehn.
Horch, ein Pfiff! — Das Damrestreß wiehert, Gottlob,
drum ist nichts verletzt
Und der Zug fliegt auf den Gleisen, als ob Teufel ihn
hetzt.

Auswanderer.

Eine stille Karavane
Zog durch's deutsche Vaterland,
Schneller noch als Dromedare
Trug die Hoffnung sie zum Strand.

Fern an edem Meeresufer,
Wo die Woge spült am Sand,
Harrt ein Schiff der müden Wand'rer;
Und ein Greis erhob die Hand:

„Seht das Meer dort grau und finster
Wie ein Unthier ausgestreckt,
Mit den Wellen wie mit Schuppen
Seinen Riesenleib bedeckt

„Hinter uns ſind grüne Fluren,
Saatenfelder, Wein und Obſt;
Vor uns drohen dunkle Mächte,
Und vielleicht trifft uns der Tod.“

„Weiter, weiter durch die Wogen!“
Scholl es aus der Männer Kreis:
„Hinter uns iſt Fluch und Schande!“
Wieder ſprach darauf der Greis:

„Wohl, es mag das Glück uns leiten!
Freier Muth, der trägt nicht ſchwer,
Laßt denn hinter euch die Plage,
Senkt den alten Gram in's Meer!

„So viel Diebe, ſo viel Richter,
Dafür iſt das Land zu klein,
So viel Herrn und ſo viel Knechte,
Und die Luft iſt kaum gemein.

„Sind die Fluren auch ergiebig,
Ach, was hilft's? haſt du die Saat
Für die Vögel ausgeworfen;
Willſt du ernten, iſt's zu ſpat.

„So viel Zölle und Gesetze,
Und kein Hund läuft frei daher;
So viel Räthe, so viel Weisheit,
Und der Arme leidet schwer.

„So viel reiche Gotteshäuser,
So viel Burgen, stolz und groß,
So viel Elend in den Hütten,
So viel Leiber nackt und bloß. —

„Darum mag das Glück uns leiten,
Freier Muth, der trägt nicht schwer,
Hinter euch laßt Noth und Plage,
Senkt den alten Gram in's Meer!“

Und wie die müden Freiheitspilger
Schütteln dankbar ihm die Hand;
Hoffnung schwellt die weißen Segel,
Muthig stößt das Schiff vom Strand.

Abschiedstränen glänzen helle
Noch wie Perlen in dem Sand,
Leis verhallt es in den Lüften:
„Lebe wohl, o Heimatland!“

An der Ahr.

Der Brau, der Wein ist gut,
Ihn muß ein Jeder loben.
In Walporzheim im Tor
Die Becher flink gehoben!
Er leuchtet roth wie Blut,
Er duftet wie nach Nelken;
Nimmer! eh' das Laub
Der Jugend muß verwelken!

Ha, wie das glüht und blüht!
Die Pulse rascher fliegen,
Im innersten Gemüth
Der Traum ist am Vergnügen —
Genug — nun laß uns geh'n
Entlang den blauen Wellen
Der Ahr, die schlangengleich
Zu uns herüberschwellen:

Genug — nun laßt uns geh'n
Entlang den grünen Bergen,
Wo drohen Traubengold
Und drinnen Gold von Zwergen.
Wie schön das Rebenkleid
Umwallt die Felsenglieder,
Man findet weit und breit
So Herrliches nicht wieder!

Kommt Freunde, mir ist wohl,
Die Lüfte weh'n so milde;
Der hat's mit mir zu thun,
Wer Böses sinnt im Schilde!
Zum Glück, daß dort die Burg
Der Zwingherrn liegt in Trümmern,
„Ich schleudert' sie zu Grund,
Es sollte Niemand kümmern. —

Was grinsest du, o Busch!
Was hast du zu entgegnen?
Du scheinst ein armer Lump,
Und keiner der Verwegnen
Auf deinen Lippen ruht
Der Hunger bleich und schaurig,
Aus deinem Auge schaut
Der Kummer stumm und traurig.

„Vergicht!“ ich hörte just
Von Zwingherrn euch erzählen,
Im Weiler dort am Fluß
Könnt ihr sie nicht verfehlen.
Sie sind vom hohen Fels
In's nied're Thal gezogen,
Das arme dumme Volk
Ist nach wie vor betrogen.

Sie tragen nun kein Schwert,
Es schiert sie nicht der Adel,
Sie klappern mit dem Geld
Ganz ohne Furcht und Tadel.
Sie haben kein Verließ
Und halten uns gefangen,
In frischer freier Luft
Thun wir, was wir verlangen.

„Wir pflanzen wohl den Wein,
Sie haben ihn in Tonnen;
Wir haben wohl den Brand,
Doch sie das Licht der Sonnen.
Zwingherren vor wie nach,
Ein Kreuz liegt auf den Bergen;
Natur nicht, wie man sagt,
Die Menschen sind die Schergen.

Kommt, Freunde, mir iſt weh!
Der Rauſch iſt bald verflogen.
Horcht, wie der Fluß ſo ſchwer
Dahin rollt ſeine Wogen!
Das grüne Rebenlaub,
Wie zitterte bang am Stocke!
Ich glaub', der Sturm bricht los,
Schon läutet dumpf die Glocke.

Fuſillade.

„Soldaten! Knechte! Königlich Geſinde!
Köpf' in die Höh'! Bruſt vor! und aufgepaßt!
Das letzte Wort iſt's, das ich euch verkünde,
Ein ernſtes Wort, wir haben ausgepaßt.

„Wenn ich euch ſehe mit den ſtolzen Mienen,
Den ſtarken Armen — Männer alleſammt,
Und dennoch willenlos gleichwie Maſchinen —
Denk ich: Natur hat euch dazu verdammt,

„Weil ihr den Geiſt, den freien, blieb verkannet,
Und ſelber euch die Ketten angelegt,
Und einen Zauber über euch erkannet,
Der euch mit Blindheit und mit Taubheit ſchlägt.

„Der Zauber kommt von des Despoten Throne:
Gleichwie die Mücke heller Kerzenglanz
Verblendet euch das Funkeln einer Krone,
Daß wirren Sinns ihr stürzt zum blut'gen Tanz.

„Und werdet Mörder, Räuber, Henker, Diebe,
Grausam und lüstig wie der Wüste Thier,
Und jagt mit Trommelschall die Bruderliebe
Aus eures Herzens heimlichstem Revier.

„Des Herrschers Laune sehnt sich just nach Blute,
Er winkt: gehorsam dem Commandowort,
Opfert ihr euch mit falschem Heldenmuthe,
Und rennt zur Schlachtbank brüllend jauchzend fort.

„Des Herrschers Habsucht hat den Krieg entzündet,
Wie gier'ge Wölfe stürzt ihr in das Land
Des Nachbars, der euch lange treu verbündet,
Und unterjocht ihn, bringt ihm Mord und Brand.

„Und selbst den Bürger, der nicht länger tragen
Den Druck der Tyrannei kann oder mag,
Sich aufrafft, seine Fesseln zu zerschlagen —
Ihr drückt ihn nieder in die alte Schmach.

„Und jubelt, wenn des armen Volkes Rippen
Ihr gnädig füllt mit Pulver und mit Blei,
Und grinzt, wenn von den hungerbleichen Lippen
Sich plötzlich ringt das letzte Wehgeſchrei!

„Und dennoch nennt ihr frech euch Patrioten!
Fürwahr, ihr ſchützt das Vaterland, ich weiß.
Wie Spatzen hütet ihr die reifen Schoten —
Faullenzer, ſtets ernährt von fremdem Schweiß.

„Soldaten! Knechte! Königliche Hunde!
Köpf' in die Höh'! Bruſt vor! Und zielt nur gut!
Ein freies Herz ſcheut keine Todeswunde,
Ein freies Herz hat auch zu ſterben Muth.“ —

Blaß vor Entſetzen zielten ſie und ſchoßen —
Im Blute wälzt' ſich, der ſo höhnend ſprach,
Sie aber zogen heim, ſtill und verdroſſen,
Und Manchen reute dieſer Ruhmestag.

Die Proletarier an den vornehmen Pöbel.

Wir laſſen's euch, das liebe theure Geld —
So ſeid nicht bange, hier wird nicht geſtohlen.
Die Ehre lohnet uns mit beſſerm Sold,
Den rothen Plunder mag der Teufel holen!

So ſeid nicht bange! and'res thut uns Noth
Als euer Reichthum, eure Silberbarren.
Putzt euren Leichnam, ſchminkt euch weiß und roth,
Und praßt und ſchwelgt zu Tode euch, ihr Narren.

Fahrt nur zu Sechſen, fahrt zu Zwölfen gar —
Was kümmern uns die Kutſchen und Karoſſen,
Was kümmert uns en'r wohlgerunchig Haar,
Was ſcheren uns die noblen Jammerpoſſen.

Doch wenn ihr fahrt, ſo ſeht euch ſorglich um
Und überfahrt nicht, die zu Fuße gehen,
Beſpritzt uns nicht mit Koth, ſeid nicht ſo dumm,
Wir dulden's nicht, und können widerſtehen. —

Wir achten nimmer euren Flitterſtaat,
Wir wiſſen's trau'n: das Geld iſt nur Chimäre!
Wohl dem, der friſchen Muth im Herzen hat,
Das Edelſte des Menſchen iſt die Ehre.

Die ſollt ih. uns nicht nehmen, weil ihr reich
Und hochgeboren ſeid, ihr niedern Knechte;
Ihr ſeid fürwahr uns noch nicht einmal gleich,
Und hätet ihr noch zweimal ſo viel Rechte.

Schleſien.

1844.

---

1. Nachtigall und Roſen.

Die Sonne ſank hinunter,
Der Tag war ewiglang.
Aus Nachtigallenmunde
Ein Schmerzenslied erklang.
Ein Lied ſo traurig trübe,
Ein Lied ſo dumpf und ſchwer:
Es zitterten vor Leide
Die Roſen rings umher:

„Mich trugen meine Schwingen
Wohl über Berg und Thal,
Die Erlen und die Birken
Sie grünten überall.
Hoch auf den Tannen ſprangen
Eichkatzen luſtig um,
In blauen Lüften ſchwammen
Die Bienen mit Geſumm.

..Zu armen Hütten kam ich
Und lauſchte ſacht hinein,
Da ſah ich Thränen ſtrömen,
Da ſah ich große Pein.
Die Augen floſſen über,
Die Herzen ſchwollen an,
Von blaſſen Lippen rangen
Sich Seufzer himmelan.

..Schneeweiße Greiſe lagen
Hülflos in letzter Noth,
Und ſehnten ſich verlaſſen
Nach einem ſanften Tod.
Die ſie umſtanden jauchzten,
Daß es nun bald vorbei,
Auf daß, die ſelber darbten,
Der Bürde wurden frei.

..Aus tiefſter Seele ſchluchzte
Ein unglückſelig Weib,
Die Brüſte ausgeſogen,
Verwelkt der ſchöne Leib.
Ein Säugling ihr zu Füßen:
Er ſtarb den Hungertod,
Seine Wangen weiß wie Kreide,
Die jüngſt noch purpurroth.

„Am Webſtuhl ſaß der Vater
In ſeiner Jammerzell,
Das Schifflein ließ er fliegen
Der ärmliche Geſell.
Zerlumpt, verdumpft, todmüde,
Schaut er doch trutzig d'rein,
Und wob in's weiße Linnen
Manch ſchwarzen Fluch hinein.

„Von Hungernden und Bettlern
Das halbe Land bedeckt,
Viel tauſend dürre Hände
Stumm flehend ausgeſtreckt.
Viel tauſend ſchwache Zungen
Nach Mitleid lallten da —
Auf weiter breiter Haide
Nur Elend fern und nah. —

„D'rauf kam ich zu Paläſten
Von weißem Marmorſtein:
Das war ein helles Glänzen,
Ein wunderbarer Schein.
D'rin ſaßen ſtolze Herren
Beim funkelnden Pokal,
D'rin ſaßen ſchöne Frauen
Beim ſüßen duft'gen Mahl.

„Die Kleinen trugen Seide,
Die Großen trugen Sammt,
Mit Perlen reich behangen
Die Nacken insgesammt.
Das war ein fröhlich Singen,
Das war ein Saus und Braus,
Ein ewig Jubeliren
In des Fabrikherrn Haus.

„Die Töchter und die Söhne
Sie waren nett und fein,
Der Herr und auch die Herrin
Schauten behäbig d'rein.
Die Rosse in dem Stalle
Sie wieherten so frech,
Die Knechte in dem Hofe
Trieben die Bettler weg. —

„Ach Rosen, liebe Rosen!
Man hätt' es nicht gedacht:
Die armen Weber schufen
All' diese Zauberpracht.
Von ihrem Schweiße glänzten
Perlen und Edelstein;
Von ihrem Blut geröthet
War all' der süße Wein.

„Ach Roſen, liebe Roſen!
Wie ſeid ihr doch beglückt,
Daß ihr in eurer Schöne
Solch' Leiden nicht erblickt!"
Aus Nachtigallenmunde
Dieß Schmerzenslied erklang.
Es zitterten und bebten
Die Roſen ob dem Sang.

2. Kampf.

Ein grämlicher Geſelle
Lag tief im Fichtenwald,
Jung, rüſtig, doch verdroſſen,
Der Hunger that Gewalt.
Die breite Bruſt mit Fetzen
Von Lumpen halb bedeckt,
Das ſtrupp'ge Haar im Zorne
Gen Himmel aufgeſtreckt.

Er ſchlug die Mutter Erde
Mit ſeiner harten Fauſt,
Er fluchte Gott und Menſchen,
Daß Alles um ihn grauſt;
Er höhnt des Berges Geiſter,
Vorerſt den Rübezahl,
Daß er kein Mittel wiſſe
Für ſeines Volkes Qual.

Ein Adler hoch im Horſte
Späht' liſtig durch's Gezweig,
Und ſprach zum armen Weber
Ermahnend alſogleich:
„Du alberner Geſelle!
Was klagſt du für und für?
Was fluchſt du in die Lüfte
Und bettelſt Thür um Thür?

„Sieh her, die ſcharfe Klaue,
Sie dient mir immer recht,
Ich ſchlag ſie in's Genicke
Dem Thier das ſich erfrecht.
Sieh her, mein ſcharfes Auge
Dringt bis zur Sonnen hin,
So hell kann ſie nicht ſcheinen,
Daß ich geblendet bin.

„Kein Sturm, kein Wetterleuchten
Verſchlägt mir meinen Flug,
Ich trotz' den böſen Mächten
Und habe Muth genug.
Der Muth, das iſt mein Retter,
Das iſt mein höchſter Gott,
Mit ihm muß es gelingen,
Das and're iſt nur Spott.

„Auch du haſt ſcharfe Klauen,
So kralle ſie nicht ein!
Auch dir gebricht kein Auge,
Nur offen muß es ſein!
Der Muth wird dein Gefährte
Rufſt du ihn ſtolz herbei:
Er hilft den Feind bezwingen
Und du biſt ewig frei! —"

Der grämliche Geſelle
Lief raſch hinab in's Thal
Zu ſeinen armen Brüdern,
Und weckt ſie allzumal.
Sie fuhren auf vom Schlummer,
Sie ſchwuren Mann bei Mann
Dem Herren Tod und Rache!
Und flugs der Kampf begann.

Der Adler hoch im Horſte
Späht liſtig durch den Wald,
Sein Auge glühte dunkel,
Sein Herz ſchlug mit Gewalt.
Er ſah im Abendſcheine
Ergänzen das Gefild
Von friſchvergoſſ'nem Blute —
Wie lüſtern krächzt das Wild!

Der grämliche Geſelle
Lag unter Trümmern todt:
Der freie Muth erlöste
Ihn nun von aller Noth.
Die breite Bruſt war jetzo
Von Wunden nur bedeckt,
Das ſtruppige Haar noch immer
Gen Himmel aufgeſtreckt — — —

3. Die Gefangenen.

Der Aufruhr iſt bezwungen,
Der Tag des Bluts vorbei,
Die Todten ſind begraben,
Die Todten ſie ſind frei.
Die preußiſchen Soldaten
Haben das Werk vollbracht,
Die preußiſchen Soldaten
Schlugen die Weberſchlacht.

Die Bajonette blinken
Im Abendſonnenſtrahl;
Schnurrbärtig ſtolz marſchiren
Lieutnant und Corporal;
Der ritterliche Hauptmann
Sprengt muthig vor dem Heer,
Die alten Fahnen rauſchen
Im Winde dumpf und ſchwer.

Es blaſen die Trompeten:
Heil unſerm König Heil!
Das arme Volk erſchrocken
Entflieht in größter Eil'.
Die preußiſchen Soldaten
Haben viel Beut' gemacht:
An achtzig der Rebellen
Fingen ſie in der Nacht.

Geknebelt und gebunden
Mit trübem düſterm Sinn,
Die Herzen faſt gebrochen,
So ziehen ſie dahin.
Bleichgelb die hagern Wangen,
Das Auge ſtirr und todt,
Die Adern haßgeſchwollen,
Fluchend aus tiefſter Noth.

So lumpig, ſo zerriſſen
Führt man ſie vor Gericht,
Wo man im ſichern Dunkel
Den Stab gelaſſen bricht.
So lumpig und doch trotzig —
Weh euch! Gerechtigkeit
Beſtraft die armen Sünder,
Die reichen thun ihr leid.

Mit Salbung ſpricht der Richter
Zum ärmlichen Geſchlecht:
„Kein gräulicher Verbrechen
Als Hochverrath am Recht,
Dem heiligen, uralten,
Das in jedwede Bruſt
Chriſtus voll Liebe ſenkte —
Wie euch iſt wohl bewußt.

„Ihr ſollt des Nächſten Habe
Nicht freventlich entweih'n,
Selbſt nicht in höchſten Nöthen
Räuber und Diebe ſein.
Ihr aber habt den Herren,
Die euch all'zeit ernährt,
In üpp'gem Uebermuthe
Ihr Eigenthum verheert." —

Die armen Sünder ſchweigen
Das Herz von Zorn erfüllt,
Und beißen ſich auf die Lippen
Daß helles Blut entquillt.
Mit tiefgeſenkten Wimpern
Starren ſie auf die Flur,
In ihren bleichen Zügen
Von Reue keine Spur.

Und Einer ſpricht: „„Herr Richter,
Urtheile nur nach Recht.
Wir Arme ſind verlaſſen,
Die Reichen, die ſind ſchlecht.
Die Reichen haben genommen
Uns Ehre, Glück und Ruh',
Sie ſind die wahren Räuber
Und Mörder noch dazu.

„„Sie ſtahlen uns aus der Seele
Den friſchen Lebensmuth,
Sie ſtahlen uns von den Wangen
Das purpurrothe Blut;
Gern nähmen ſie mit dem Hemde
Die Haut vom Leib zugleich —
Die Reichen mag verdammen
Der Gott im Himmelreich.

„„Wenn uns're Frau'n gebären,
Ein Jammer iſt's, ein Grau'n
Die armen kleinen Weſen
So kläglich anzuſchau'n.
Verflucht zum Hungerleiden
Von Anfang bis zu End',
Geboren und geſtorben
Im Elend — wie man's nennt.

„...Doch ſie, die reichen Herren,
Sie jubeln allezeit
Und haben keine Sorgen
Und kennen gar kein Leid
An ihren Wiegen duften
Des Glückes Roſen ſchön,
Stolz auf den Gräbern prangen
Denkmäler uns zum Hohn.

„...Wir aber ſind wie Hunde,
Die man beliebig tritt;
Wir aber ſind wie Würmer
Zerdrückt von jedem Schritt.
Und ſprechen wir von Hunger,
Und fordern wir uns Brod,
So heißt's: Heu müßt ihr freſſen
Dereinſt noch in der Noth.

„...D'rum haben wir's gewaget
Und wagen's noch zur Stund',
Die Reichen zu verderben,
Und gingen wir all' zu Grund.
Und können wir nicht werden
Gleich ihnen froh und reich,
So ſollen ſie gezwungen
Arm werden und uns gleich!"...

Der Richter ſpricht gelaſſen
Das milde Urtheil d'rauf:
Ins Zuchthaus ſie zu führen
Nach des Geſetzes Lauf.
Fünf Jahre und auch zehen,
Das iſt fürwahr nicht ſchwer,
Es waren ihrer achtzig —
O wären's ihrer mehr!

Im Zuchthaus lebt ſich's beſſer
Als im Gebirge dort,
Die hungrigen Geſellen
Sehnen ſich nimmer fort.
Viel milder ſind die Büttel
Als ihre frühern Herrn,
Und da ſie's Salz verdienen,
Arbeiten ſie auch gern.

D'rum ſingen ſie im Chorus:
„Heil unſerm König Heil!
Er läßt uns hier nicht darben,
Gibt Jeglichem ſein Theil —
Wir wollen ihn beleben
Und flehen immerfort:
Daß alle unſ're Brüder
Einzieh'n an dieſen Ort!“

4. Der Winter.

1845.

Eiszacken blitzend hangen
Im dunkelgrünen Tann,
Gebirg und Thäler ruhen
Unter des Winters Bann.
Das Blut erschlagner Weber
Ist tief im Schnee versteckt,
Ein weißes Leichenhemde
Ganz Schlesien bedeckt.

Juchhei! — die Fabrikanten
Sind wieder oben auf.
Die Furcht hat sie verlassen,
Sie prassen drauf und drauf.
's ist wieder wie beim Alten:
Die Herren säckeln ein,
Die armen Sklaven darben
Und müssen zufrieden sein.

In Hütten kaltes Elend,
Im Palaſt glüh'nde Luſt,
Dort bittere Verzweiflung
Hier Hohn in jeder Bruſt.
Die blutige Emeute
Wird allgemach verlacht,
Der Schaden für die Reichen
Iſt bald ja eingebracht.

Die preußiſchen Soldaten
Sind all'zeit conſignirt;
Die preußiſchen Spione
Haben ſich einquartirt;
Der Polizeidirekter
Iſt doppelt klug und ſchlau;
Ja ſelbſt der Herr Miniſter
Hält eine — Armenſchau.

Der Pfaff von Langenbielau
Donnert ſich zornesroth,
Nach ihm ſind alle Arme
Selbſt Schuld an ihrer Noth;
Geduldig ſtets beim Schinden,
Das ſei ja Chriſtenpflicht,
Und wer ſeine Schwäger haſſe,
Erwerb' den Himmel nicht. —

Das hilft — die armen Teufel
Ducken ſich wiederum,
Sie lungern und ſie hungern,
Sind wie das Vieh ſo ſtumm.
Das hilft — faſt ohne Klage
Bricht ihnen ſtill das Herz,
Und dumpfe Racheſchwüre
Retten ſich himmelwärts.

Das hilft — nur hin und wieder
Wagt's Einer frei und frank
Sich heimlich zu — erhängen
Wohl ihm, wenn es gelang!
Und ob auch jezuweilen
Ein Menſchenkind erfriert —
Die Ruhe und der Frieden
Des Staats ſind garantirt.

Juchhei! die Fabrikanten
Sitzen am warmen Herd
Und reiben ſich die Hände
Und ſchauen ſich an verklärt:
„Das wäre überſtanden —
Wir halten das Geld im Sack,
Die preußiſchen Kugeln zwangen
Das lumpige Weberpack!“

5. Rübezahl.

18 . .

Der Frühling iſt gekommen! —
Mit ſeinem Roſenmund
Küßt er die kranke Erde
Und ſie wird flugs geſund.
Blätter und Blüthen ſpringen
Aus Buſch und Feld hervor,
Von allen Zweigen ſchwingen
Die Vöglein ſich empor.

Der Bach beginnt zu plaudern,
Er ſchwieg ſo lange Zeit,
So dumpf war ihm zu Muthe
Unter dem Panzerkleid.
Der Wolken Freudenthränen
Träufeln auf grüne Flur,
Die Sonne grüßt ſo munter
Die ganze liebe Natur.

Sieh! Drinnen im Gebirge
Der Rübezahl erwacht,
Mit seinen Geisteraugen
Schaut er die holde Pracht;
Er lächelt — voll Behagen
Trinkt er die süße Luft,
Und wiegt die alten Locken
In junger Veilchen Duft: —

„Wohlan, die Menschenkinder,
Sie leben nett und fein —"
So spricht er, doch mit Staunen
Hält er dann plötzlich ein:
Am Wege unten sieht er
Den ärmsten Bettler stehn
Und einen reichen Herren
Im Stolz vorüber gehn.

„Nun, was ist das? wahrhaftig,
Den Augen trau' ich kaum —
Quält denn die Menschenkinder
Noch stets der böse Traum?
Sind sie noch stets geschieden
Durch Haß in Reich und Arm?
Und schafft der Fluch des Goldes
Noch einzig Stolz und Harm?

„Die Thoren! Schon ſeit lange
Glaubt' ich ſie glücklich, frei,
Von aller Schmach erlöſet
Durch brüderliche Treu';
Allein noch immer fanden
Der Liebe Pfad ſie nicht,
Und liegen ſich in den Haaren,
Und ſchlagen ſich in's Geſicht.

„Warum nicht folgt der Arme
Der Blumen Beiſpiel nach?
Sie kleiden ſich in Seide
Und Sammet jeden Tag.
Er aber geht in Lumpen
Jahrein, jahraus daher —
Warum? wenn er's begriffe,
Die Antwort wär' nicht ſchwer.

„Der Reiche lebt ein Schrecken
Auf dieſer Erde hier,
Zum Raube muß er ziehen
Gleichwie ein wildes Thier,
Und ſtets aus ſeiner Freude
Entſpringt des Bruders Leid.
Warum? wenn er's begriffe,
Die Antwort läg' nicht weit.

„So kann's jedoch nicht bleiben,
Die Menschen dauern mich —
Sie sind so wohlgeboren
Und schinden selber sich.
Im Bilde muß ich warnen
Und will ich Trost verleih'n,
Die Zukunft wird das Wahre
Schon trennen von dem Schein."

Im Palast sitzt der reiche
Hartherz'ge Fabrikant,
Weinselig mit dem vollen
Champagnerglas zur Hand.
Die Augen werden ihm trübe,
Er gähnt — und schlummert ein.
Der Berggeist läßt ihn träumen.
Zur Warnung soll es sein:

So dünkt den trunk'nen Schläfer,
Daß er im Golde wühl',
Mit funkelnd gier'gen Blicken
Und seligem Gefühl.
Da plötzlich vor'm Palaste
Ertönt dumpfes Wuthgebrüll —
Zitternd und voll Entsetzen
Hält er im Zählen still.

Die Fenſterſcheiben klirren,
Die Thüren ſprengt man ein —
Was iſt's? die lumpigen Weber
Dringen mit Macht herein.
Voran ein wilder Burſche
Kräftig und hochgebaut,
An der Kehle faßt er den Reichen,
Spricht zu ihm donnernd laut:

„Du ſchuftig feiſter Schlemmer!
Mißlang es einmal zwar,
So ſoll's uns nun gelingen,
Wir haben dich, fürwahr!
Du filziger Blutſauger!
Das Vorſpiel half dir nicht,
Du wirſt ſo lange ſchinden,
Bis man den Hals dir bricht.

„So ſei's! Vergeltung ruf' ich
Und würge dich zur Stund' —
Meinen Vater ließeſt du hungern,
Meine Mutter ging zu Grund,
Ich ſelber bin verdorben —
Du aber warſt ſtets wohl
Und höhnteſt uns im Elend —
Daß dich der Teufel hol'!"

Ein Griff — des Reichen Antlitz
Wird braun und blau und grün,
Die Augen rollen im Kreiſe,
Die Seele möcht' entflieh'n,
Er krümmt ſich, zuckt und zappelt —
Vor ſeinem Blick wird's Nacht —
Die Zung' tritt aus dem Halſe — —
Da — ſtöhnt er und erwacht.

Vom Palaſt zieht der Berggeiſt
Zur Hütte ein geſchwind:
Ein junges Weib in Thränen
Ruht dort mit ihrem Kind.
Sie liegt auf hartem Strohe,
Sie liegt dort faſt entblößt,
Der Tod hat ihren Gatten
Von allem Leid erlöst.

Der Berggeiſt läßt ſie träumen
Zum Troſte, nicht zur Qual:
Er leitet ſie allmälig
Fern in der Zukunft Thal;
Erſt ſieht ſie ihren Knaben,
Er wächst ſo friſch empor,
Die gold'nen Locken wallen,
Die Bruſt tritt ſtolz hervor.

Dann iſt er Mann geworden
Voll edler Kraft, voll Muth,
Sie hört ihn jubelnd rufen:
„Mutter, bald iſt es gut!
Die Menſchen ſind nun beſſer
Als da mein Vater lebt',
Wonach ſie ewig rangen,
Bald haben ſie's erſtrebt:

„Das Glück ....! ſiehſt du, man ſuchte
Es vordem einzeln nur,
So war es nicht zu finden,
So floh uns die Natur.
Die Liebe iſt's — verbunden
Sind wir ja Alle reich,
Nicht Einer mehr als And're,
Nein, Alle, weil wir gleich!"

Er hatte Recht — denn Wunder!
Die Schlummernde erblickt'
Den Sohn des reichen Schinders
(Der ihren Mann gedrückt
Und elend ließ verſchmachten —)
Mit ihrem Hand in Hand;
Sie ſchienen treue Brüder
Von Ewigkeit verwandt.

Auch ſah ſie mit Erſtaunen,
Daß ihres Sohnes Kleid
Nicht ſchlechter als des Andern,
So braucht' es keinen Neid.
Sie ſelbſt auch ſchien verwandelt,
Mit ihr die Armen all',
Verſchwunden war die Sorge,
Des Tages Plack und Qual.

In allen Scheunen glänzte
Des Sommers reife Frucht,
Es bogen ſich die Bäume
Unter des Obſtes Wucht;
Frohlocken und Entzücken
Die ganze Welt umſchloß,
Aus *keinem* Menſchenauge
Des Schmerzes Zähre floß.

„„Mein Sohn, bin ich im Himmel?““
Frug da die arme Frau.
Er aber ſprach: „Mit nichten,
Auf *Erden* biſt du, ſchau:
Die Erde iſt der Himmel,
Wenn Gott auf Erden weilt,
Und *Gott iſt nur die Liebe*,
Die alles Glück ertheilt.

„Der Haß hatt' uns zerriſſen,
Der Haß brachte uns den Tod;
Seit wir zuſammenhalten
Sind alle frei von Noth! —"
Da ſchluchzte ſie vor Wonne,
Und ſchlang um ihn den Arm —
Der Berggeiſt ließ ſie träumen
Zum Troſte, nicht zum Harm.

Revue *)

Ha, welcher Pomp und Glanz, welch Funkeln, Glühn
Der Ordenssterne, Kreuze — welch Gedräng
Der nobeln Welt! Fast scheint es mir zu kühn
Plebejisch anzuschauen solch Gepräng.

Viktoria! Da geht sie kalt einher,
Als ob sie Jeden glücklich ließ zu Haus:
Den Iren, Paria und das große Heer
Der Proletarier, all den ganzen Graus

*) Bei Gelegenheit des Besuchs der Königin Viktoria am Rhein, im Sommer 1845.

Und keine Thräne glänzt in ihrem Aug'!
Das arme Weib! Ach — Fürſten weinen nicht —
Nicht ihre Wange ſtreift des Kummers Hauch,
Ihr Auge leuchtet von der — Gnade Licht.

Und doch! — ich ſehe Thränen ohne Zahl:
Demanten, Perlen in der Fürſtin Haar,
Das Volk hat ſie geweint in ſeiner Qual,
Verſteinert ſind ſie, aber ſchön und klar. —

Die Nächſten ſchaut! Den königlichen Wirth,
Den Herren von Langenbilau Sans ſouci —
Der von zehntauſend Tſchechen unbeirrt
Regiert mit abſoluter Phantaſie.

Und dann die Majeſtät von Niederland:
Den „Bürgerfreundlichen“ von ehedem,
Und Viele, der Geſchichte unbekannt,
Obwohl der deutſchen Edelſtämme Crême.

Sie tragen hoch die Naſen, das iſt wahr,
Und duften vornehm — aber mancher Kopf
Iſt innen hohl und außen ohne Haar,
Als wär er nur ein ganz gemeiner Tropf.

Und doch — vielleicht ſind welche in der Schaar,
Die menſchlich fühlen würden, wenn ſie nie
Der Lüge Gift getrunken, — ja fürwahr,
Sie ſind nicht ſchuld, ich abſolvire ſie.

Die Knechte ſind's, die Seelen voller Koth,
Die feinen Schurken dort im ſchwarzen Frack,
Das Hofgeſindel frech und doch devot,
Der Lügenbrei, das jämmerliche Pack.

Die Speichellecker —: das Beamtenheer,
Die dürren Eſel der Gelehrſamkeit,
Das blöde ruhmesſücht'ge Militär,
Die gier'gen Pfaffen in der Demuth Kleid.

Und ſelbſt die Künſtler in der Großen Sold,
Die Virtuoſen — pfui über ſie!
Die Nachtigallen, ſingend nur für Gold, —
Verräther an dem Höchſten, dem Genie.

Beethoven, todter Mann, wenn du geſehn
Wie ſie der Herrenlaune unterthan,
Du würdeſt zornig aus dem Grab erſtehn,
Und ſie fortjagen aus der heil'gen Bahn. —

O, mir wird unwohl! all die Frazen dort
Mit ihrer Schminke, ihrem Lug und Trug —
Sie ekeln mich — hinweg von diesem Ort —
Des heuchlerischen Pomps ist nun genug.

Allein noch and're stehn im Hintergrund —
Hinzu — 's sind Brüder, arm und elend all,
An Geist und Körper schwach und ungesund,
Gewohnt von Jugend auf an Plack und Qual.

Unwissend sind sie und verwahrlost ganz,
Den Unterdrückern tönt ihr Lebehoch,
Verblendet sind sie von dem falschen Glanz,
Und ahnen kaum, daß man sie stets betrog.

Armselig Volk, das Spiel g'nügt ihm allein,
Vergessen hat's, daß es ihm fehlt an Brod;
Die Römerherren waren minder fein
Als unsre — o der schweren Noth! — —

Und das ist Alles? — Nein, noch seh' ich dort
Hoch aus dem Pöbel ragen ein Geschlecht
Von edlen Männern, die ein sichrer Hort
Der Freiheit und uraltem Menschenrecht.

Arbeiter ſind's, vom Kampf des Tages heiß,
Mit hohen Stirnen, Herzen voll von Muth,
Geſtählt durch Noth, und ſtolz durch ihren Fleiß,
Adlich und rein jedweder Tropfen Blut.

Kein Vivat bringen ſie dem Müſſiggang,
Verachtend Schweigen ruht auf ihrem Mund!
Sie ſind nicht frech, und ſind doch auch nicht bang,
Vertrauend auf der Bruderliebe Bund.

Der Kleinſte unter ihnen iſt mehr werth
Als all' die Majeſtäten dort, — und traun!
Sie wiſſen's auch, ob Niemand ſie belehrt,
In ihren Zügen könnt ihr's klar erſchau'n.

An ihre Seite tret' ich, — ihr Geſchick
Es iſt das meine, wie's auch immer ſei,
Ob gut, ob bös, wir treten nie zurück,
Der Sieg wird unſer und die Menſchheit frei!

Friedhofsidyllen.

I.

Des Himmels Auge groß und blau
Strahlt auf die Frühlingswelt hernieder,
In Blüthenkelchen gefüllt von Thau
Spiegelt die goldne Sonne sich wieder.

Die Bäume rauschen, mit kühlem Hauch
Flüstert der Wind durch grüne Blätter,
Cicaden zirpen aus Feld und Strauch,
Und von den Zweigen dringt Vögelgeschmetter.

Wie schön ist der Morgen, wie feierlich!
So will ich denn muthig fürder ziehen,
Und wie der Schlaf von den Wimpern schlich
Soll auch der Gram aus dem Herzen fliehen.

Die Wolken oben mit Silber verbrämt
Wehen wie Fähnlein mir über'm Scheitel.
Die Blumen unten bräutlich verschämt
Nicken mir Grüße; fast werd' ich eitel.

Es lispelt die weiße Welle im Bach:
„Zum Bade, Gesell, eh' ich weiter eile!"
Der schwellende Rasen spricht lockend nach:
„Süß ist die Ruhe, verweil', verweile!"

Da mußt' ich hemmen den Pilgermuth
Und legte mich hin auf die blumige Erde,
Und pries die Natur so lieb und gut,
Die allem Schönen gebot ihr Werde! —

Doch ach, wie seltsam! was ist denn das?
Der Friedhof war meine Ruhestätte?
Aus Gräbern sproßte das weiche Gras,
Das mir gedienet zum Lotterbette? —

Verstimmt erhob ich trüb den Blick
Und weinte stille heiße Thränen:
Treulos erschien mir das Geschick
Und thöricht alles Liebessehnen.

Denn, ob Natur auch mild und ſchön,
Und ob wir ewig hoffend weilen,
Des Schickſals Wolken über uns wehn,
Des Todes Schrecken uns bald ereilen.

Die Blüthen welken, der Thau zerrinnt
Im weiten Meer verſinkt die Welle,
Der Raſen dorrt, und der kühle Wind
Haucht bald an unſres Grabes Schwelle!

II.

Cypreſſen, Leichenſteine, Grabeshügel,
Des Lebens Genius mit gebrochnem Flügel,
Verblichne Roſen, junge Immortellen,
Ein flackernd Lämpchen dort in der Kapellen.

Das Alles ſah ich — und in finſterm Muth
Las ich der Reichen Sprüche: alles Gute
Was ſie im Leben niemals ſich getrauten,
In Stein gehauen meine Augen ſchauten.

Der eckle Lügenſchwall! Die frohen Erben,
Sie ſchrieben: „Selig, die im Herren ſtelen,
Sie werden dort im Lichtgewande ſchweben
Und ewiglich in Himmelsfreuden leben!“

Ich glaub' es nicht! — Doch, laßt mich lauſchen:
Wie Geiſterchöre hör' ich's um mich rauſchen,
Die Gräſer zittern, die Steine ſchwanken
Die Todten brechen ihrer Gräber Schranken.

Horcht ihrem Sang:

„Der Sonne nebelfeuchtes Auge brach,
Blut überſtrömt den Horizont,
Die finſtre Nacht erſchlug den hellen Tag.

„Das Licht erloſch — wir ſchweben auf der Flut
Des Todes unaufhaltſam fort;
Wir haben keine Luſt und keinen Muth.

„Die Zunge ſtarrt, es rieſelte das Blut
Uns aus den Adern in das Grab;
Verlodert iſt der Ehrſucht helle Glut.

„Das Herz iſt leer — das Hirn wie ein Vulkan,
Der ausgebrannt, daß Staub verweht;
Wir fahren lieblos auf der dunkeln Bahn.

„Woher? Wohin? Wir wiſſen nicht das Ziel,
Auch nicht, wo unſre Heimat war; —
Der Hoffnung lichter Stern vom Himmel fiel! —"

III.

Ein todter Mann ruht' dort in ſtiller Gruft,
Ob ſeinem Haupt ein weißes Roſenbeet
Erfüllte ihm den Sarg mit ſüßem Duft.

Da ſchlich heran zu dieſes Mannes Grab
Sein junges, bleiches, kummervolles Weib,
Und weinte heiß und bang auf ihn herab.

Und ſeine Kindlein hielt ſie an der Hand,
Sie knieten hin je zwei und zwei ein Paar,
Die nackten Füßchen knitterten im Sand.

Wohl ihm, daß er nicht fühlt der Kinder Schmach,
Und nicht gewahrt, wie arm ſie und entblößt,
Wie es dem Weibe ganz an Schmuck gebrach:

Weh! ihren Nacken hüllten Lumpen ein,
Sie ſank herab zur ärmſten Bettlerinn,
Und klagend rief ſie in die Gruft hinein:

„Für deine Kindlein ließ'ſt du keine Schuh,
Für deine Gattin keinen Biſſen Brod,
Und deckteſt ſelbſt im Grabe dich kein zu:"

Wohl ihm, daß er ihr Seufzen nicht vernahm,
Zerſchnitten hätt' es nochmals ihm das Herz
Und nochmals würd' er tödten ſich aus Gram.

Ich ahnt' es, wie der weißen Roſen Duft
Nicht länger ſchwebte um ſein bleiches Haupt
Und rothes Blut ſchwamm tief in ſeiner Gruft.

IV.

Dann ſah ich, wie ein Greis verzagend ſtand
Am Grabe ſeines vielgeliebten Sohns
Und um ein Kreuzlein ſchwarze Flöre band.

„Steh auf, mein Sohn, ſo rief er, wache auf
Aus deinem Schlummer, hör' des Vaters Ruf
Und hemme ſeiner bittern Thränen Lauf!

„Sieh' meine Augen wurden trüb und ſchwach.
Ich ſchwanke auf dem Pfad in's Hoſpital,
Wo man mich hinführt', als dein Auge brach."

Der Sohn erwachte nicht, denn ſein Gebein
War todesmüd — im blut'gen Kriege brach
Sein Herz, das für den Vater ſchlug allein.

Für den Tyrannen ſtarb er, jung und froh
Des Alten Stütze, der in ſeiner Noth
Nun traurig lebt von fremdem Mitleid — oh!

V.

Und darauf kam der Todtengräber, und
Verſcharrte eilig eines Kindes Leiche;
Auf meine Frage ſprach des Mannes Mund:

„Ermordet ward das kaumgeborne Kind
Von ſeiner eignen Mutter frevlen Händen,
Doch nicht verdammen mag ich dieſe Sünd'.

„Verrathen ward auch ſie, unſchuldig, rein,
Bis ſie gefolgt dem Locken falſcher Liebe
Und in der Schande Pfuhl ſank tief hinein.

„Ach Herr, an ihrem Kerker ging ich just
Vorbei, den kleinen Sarg hier unterm Arm,
Und grade, als ob ſie es ſchon gewußt

„So winkt ſie, und ſchrie und ſchluchzte laut,
Und raufte ſich die goldighellen Locken —
Es ſchnitt in's Herz mir, als die Qual ich ſchaut!

„Und d'rum verdamm' ich nicht die Mörderin,
Und dieſes Kindes Blut ſchreit nur nach Rache
An dem, der ihr bethört den jungen Sinn."

VI.

O welcher Pomp, wie viele Staatscaroſſen,
Welch noble Suite bei dem Leichenzug,
Und all die Thränen, die ſie nicht vergoſſen.

Ein reicher Mann war's, denn ſie dort verſcharren,
Die Silberknäufe zeigen's an dem Sarg
Und in der Erben Haus die goldnen Barren.

Der Pfaffe leiert: „Gehe heim in Frieden,
Du gottesfürchtig chriſtlich milder Mann;
Der einz'ge Troſt, der unſer noch hienieden

„Iſt das Bewußtſein, daß du hoch erhoben
Im Himmel ſein wirſt, der „Gerechten" Ort,
Denn jedes Werk belohnet ſich dort oben.

„Ja, Freunde, er war tugendhaft, der Todte,
Wie Brüder liebt er Alle, und er gab
Den Waiſen, Witwen ſtets von ſeinem Brote.

„Drum iſt er ſelig, leicht ſei ihm die Erde!
Und ſeinen Erben ſoll es wohlergehn,
Auch ſie ſind Zierden meiner frommen Herde."

Der Pfaffe lügt — o, wenn in ſeinem Grabe
Der Todte beichten müßte, ſpräch er wohl:
„Was krächzeſt du, o heuchleriſcher Rabe?

„Ein Schurke war ich, und barmherzig nimmer,
Nach Mammon ſtrebt' ich nun und immerdar,
Niemals verlockte mich der Tugend Schimmer;

„Ein Räuber war ich: ſah ich Witwen, Waiſen,
So überfiel ich ſie, und riß das Brod
Vom Munde ihnen — und du willſt mich preiſen?

„Ein Mörder war ich; manchen edlen Armen
Hetzt' ich mit Hunden fort von meiner Thür,
Verzweifelnd ſtarb er — ich kannt' kein Erbarmen.

„Ein Lüſtling war ich: meinem treuſten Knechte
Verführte ich ſein junges liebes Weib,
Er mußte beugen ſich dem Herren-Rechte.

„Schweig, dummer Pfaffe, denn für Geld nur ſprichſt du,
Mich aber tröſten deine Lügen nicht,
Und du, gleich mir, einſt unter Würmer liegſt du.

VII.

Das Alles ſah ich und noch Andres auch,
Was meine Seele ſchaudern machte,
Und bitt're Thränen lockt' aus meinem Aug';
Doch bald ermannt' ich mich, und dachte:

Die Todten logen, fort mit ihrem Trug,
So kann dies Daſein nimmer enden:
Kein Ende überall! — Das iſt genug,
Sonſt würde ſich Natur ja ſchänden.

Und meine Blicke wurden hell und klar,
Und ſtrahlend drangen ſie tief in die Grüfte,
Geheimnißvollſtes ward mir offenbar,
Der Wahrheit Stimmenklang durch alle Lüfte.

„Sie ſind nicht todt, die blaſſen Weſen hier.
Mein Hauch genügt, ſie müſſen ewig leben.“
Und ich gewahrte, wie im Fluge ſchier
Die größten Wunder ſich begeben.

Der arme Mann, um den die Wittwe klagt,
Er ſtreckt die Finger, und es ſind Korallen,
Die Haare ſchüttelt er, und — welche Pracht!
Als Seidenfäden ſeh' ich lang ſie wallen.

So kleide dich, du traurig Bettelweib
Und deine Kinder ſchmücke mit den Ketten,
In Sammet fürder hülle deinen Leib,
Und ſchlafe fortan nur auf Seidenbetten.

Du auch verſtumme, Greis! ſieh dort mit Macht
Aus deines Sohnes Grab die Flamme ſpringen,
Und leuchtend fernhin in der finſtern Nacht
Auf des Tyrannen Prunkpallaſt verſchlingen.

Und wo das Kind in ſüßem Schlummer liegt,
Seht eine Roſe aus der Erde ſprießen
Mit ſtarkem Dufte, der zum Kaiſer fliegt,
Wo man die Mutter läßt die Sünde büßen.

Du aber, reicher Mann, als Natter muß
Die Zunge dir, die gift'ge, ſich beleben,
Zertreten ſoll ſie einſt mit keckem Fuß
Mein jüngſter Knabe ohne Furcht und Beben.

So wird uns Allen doch Unſterblichkeit,
Das Weſen bleibt, die Formen aber wandeln,
Die Stunde ſtirbt, doch ewig iſt die Zeit —
Drum laßt uns nicht verzagen, ſondern handeln.

Inhalt.

Seite.

I. Tſcherkeſſenlieder 3

Der Dichter an ſein Vaterland 5
Beim Auszug 9
Schwur der freien Männer 12
Kriegers Abſchiedslied 14
Kriegers Schwertlied 16
Sarem 20
Ali Charzis Tod 23
Die trauernde Heldenwittwe 44
Der doniſche Koſak auf der Wache am Kuban . . 46
Der Sturm am Kaukaſus 49
Todtenlied 56
Tſcherkeſſenliebe 59
Ammenlied 62
Thierfabel 65
Die Prüfung 68
Beim Abſchiede 71
Der Pole im Kaukaſus 71

Seite.

Die Tscherkessen an die Völker Europa's . . . 80
Antwort des Dichters 85
Fragmente aus des Sängers Menjuk Fahrten und Sprüchen 88
Heimkehr in's Vaterland 95

II. An den Russenfeind Schamyl . . 103

III. Dithmarschen-Lieder 115

Des Königs Gelüsten 119
Der Feind im Lande 122
Maria 124
Volksberathung 127
Die Schanze 130
Das Dänenheer 135
Auf dem Wege 145
Die Schlacht 147
Maria's Tod 156
Isenbrand 158
Das Schlachtfeld 161
Schluß 165

IV. Balladen 167

Ehilremer 169
Held Simion 173
Rosenthau 180
Der Indianer 182
Der letzte Ritter von Altenahr 184
Heimkehr 187
Das Falkenauge 189
Zaubergesang 191
Lorelei 193
Die Verlassene 195
Zigeunerballaden 197
Elfenlieder 208
Diarne 227
Der kranke Aar 233

Seite.

V. Stimmungen 239

Wandermuth 241

Alles iſt eitel 245

Beim Mondſchein 247

Seefahrt (Fragment) 249

Im Winde 252

Am Wege 255

Fauſt an Gretchen 257

Trotz 259

Den Todten 261

Den Gefangnen 264

Die Schlacht auf dem Walfeld 267

An Nicolaus Lenau 270

VI. Soziales 273

Dichterweihe 275

Verzage nicht 278

Der Paria 281

Der alte Weber 285

Fabrikskind 288

Am Sarge einer Unglücklichen 292

Johann Hiller 298

Viktoria 307

Polka-Tod 312

Auswanderer 317

An der Ahr 320

Füſſlade 324

Die Proletarier an den vornehmen Pöbel . . 327

Schleſien 329

Revue 355

Friedhofsidyllen 360

Album.

Originalpoesieen

von

George Weerth, N..h..s, Friedrich Saß, H. Semmig, Theodor Opitz, Miß Speridan Carrey, Alfred Meißner, Karl Beck, Shelley, Weitling, Ferdinand Freiligrath, Anastasius Grün, Heinrich Heine, Adolph Schults, Karl Eck, Johannes Scherr, Rudolph Schwerdtlein, Joseph Schweitzer, E. W., Herrmann Everbeck, Richard Reinhardt, Volksstimmen, Edward P. Mead in Birmingham, Ludwig Köhler, L. Seeger

und dem Herausgeber

H. Püttmann.

Borna, 1847.

Albert Reiche.

BIBLIOTHEK
REC

Vorwort.

Jedermann weiß, daß es mit der sanften, unbewußten, candiden, deutschen Lyrik aus ist. Das Volk hat anderes Blut bekommen und die Dichter mit ihm, — denn die Dichter, die wahren natürlich, gehen immer mit dem Volke und sind niemals mit den Königen gegangen.

Der Herausgeber der vorliegenden Gedichtsammlung hielt es der Zeitrichtung angemessen, eine Reihe solcher lyrischen Producte, in denen das neue Blut sich abspiegelt, zusammenzufassen und so dem Volke einen Beweis zu geben, daß die Gefühle und Schmerzen, welche sein Herz durchtoben, auch die Herzen seiner Sänger lebhaft aufregen und in ihren Schöpfungen laut wiederklingen.

Um der Sammlung eine gewisse Abgeschlossenheit zu geben, wurden mehrere bekannte Lieder socialer Färbung zu Grunde gelegt. Die Original-Beiträge sind nicht so reichlich ausgefallen, wie ich es Anfangs hoffte. Schuld daran

iſt wohl einer Seits, daß der Verkehr mit den heimiſchen Freunden für einen Expatriirten nicht ohne Hemmniß iſt; anderer Seits auch der Umſtand, daß einige ſogenannte renommirte Dichter meiner Auffoderung keine Folge leiſteten, wahrſcheinlich weil ſie die Tendenz des Unternehmens zu „beſtimmt," zu „gewagt" fanden.

Den äſthetiſchen Werth der Sammlung mag der Leſer ſelbſt beurtheilen. — Sollte mir jedoch der Vorwurf gemacht werden, daß die Aufnahme einiger Lieder den Mangel einer conſequenten Tendenz-Durchführung verrathe, ſo muß ich dieſen Vorwurf zurückweiſen. Sogar Heine's „Pomare" und ſeine nächſtfolgenden Gedichte widerſprechen dieſer Behauptung nicht, indem ſie nach dem Ausdruck des Einſenders wenigſtens „Gemüths-Befreiung" athmen und in einem gewiſſen Zuſammenhange mit den übrigen Productionen ſtehen.

H. Püttmann.

George Werth.

Handwerksburschen-Lieder.

1. Der Abschied.

Meine alte, gute Mutter,
Die nähte die halbe Nacht;
Sie hat mir aus feinem Linnen
Ein feines Hemd gemacht.

Meine wunderschöne Schwester,
Die hat einen freien Sinn;
Die stickte mit stolzer Seide
Meinen stolzen Namen darin.

Und Morgens, um halber viere,
Da hat der Hahn gekräht;
Nun schnüre seinen Ranzen,
Wer auf die Reise geht!

Und Morgens, um halber fünfe,
Da hab' ich meinen Vater geweckt;
Der hat drei rostige Kronen
In meinen Sack gesteckt.

Wir ſtanden unter der Linde,
Da ward mein Herz ſo ſchwer,
Meine treue Mutter meinte,
Sie ſähe mich nimmer mehr.

Mein Vater ward ſo ſtille,
Meine Schweſter ſchluchzte darauf —
Da ging in den Weizenfeldern
Die goldene Sonne auf.

Und vor den Thoren klang es:
„Ade, du dumpfige Stadt!
Nun freue ſich, wer ein freies
Ein luſtiges Leben hat!“ —

2. Auf hohem Berge.

Ich ſtand auf hohem Berge,
Und blickte in's Thal hinab:
Dort wohnen die kleinen Menſchen,
Die lange geliebet ich hab'!

Dort ragt die graue Kirche,
Die iſt ſchon alt genug;
Dort ſchrieb mich einſt der Küſter
In's große Kirchenbuch.

Und drüben ſteht die Kapelle,
Dort ſang ich den erſten Choral;
Der Kantor ſpielte die Geige,
Und ſchlug mich mannigmal.

Doch wo die Linden rauſchen,
Da glänzt ein ſchneeweißes Haus;
Dort ſchauen die Monatsroſen
Hoch oben zum Fenſter hinaus. —

O, blühet fort ihr Roſen,
Ohn' Noth und Ungemach,
Bis daß ich euch wiederſchaue
Wohl über Jahr und Tag;

Bis daß ich wieder wandle
Die heimlichen Gassen hin,
Bis daß ich wieder küsse
Meine lustige Nachbarin.

3. Im grünen Walde.

Sie lagen im grünen Walde,
Sie lagen im grünen Gras,
Da ſangen ſie alſobalde,
Discant, Tenor und Baß.

Der Schneider ſang Discante,
Der Schuſter, der blies Tenor,
Der Schreiner, gar galante,
Der brüllte den Baß hervor.

Zuerſt begann der Schneider,
Und tanzte mit leichtem Schritt:
„Ich mache die windigen Kleider
Nach Wiener und Hamburger Schnitt.“

„Und ich,“ erhub mit Grüßen
Der Schuſter und lachte dazu:
„Ich mache manch zierlichen Füßen
Den reizenden, zierlichen Schuh.“

Und kräftig brüllte der Schreiner,
Daß das Reh im Walde ſich barg:
„Geſchickter, wie ich, iſt Keiner;
Ich mache ſo Wiege, als Sarg.“

Und Schreiner und Schuſter und Schneider,
Sie ſangen zuſammen im Tact:
„Ohn' windige Schneider, leider,
Da ginge ſchier Alles nackt!“

„Und wäre kein Schuſter lebendig,
Da lieſe man üblen Trab;
Und ohne den Schreiner anſtändig,
Käm' Keiner hinab in's Grab. —“

So ſangen ſie wohl im Walde,
Es blitzte das grüne Gras.
Es klangen an Strom und Halde
Discant, Tenor und Baß.

4. Drei ſchöne Handwerksburſchen.

Drei ſchöne Handwerksburſchen,
Die ſchwammen wohl über den Rhein;
Sie traten bei einem Meiſter
Zur kleinen Thüre hinein.

Der erſte ſprach mit dem Meiſter,
Der zweite grüßte die Frau,
Der dritte küßte die Tochter,
Mit Augen ſo lieb und blau.

Und als ſie den Wein getrunken,
Und auch gegeſſen den Fiſch,
Da ſaßen mit krummen Beinen
Zuſammen ſie auf dem Tiſch.

Und ſchlugen wie Nachtigallen,
Und ſtachen mit Nadeln drein,
Und nähten die Hoſenlätze
Bis gegen den Sternenſchein.'

Wie lieblich blitzen die Sterne
Zu Cöln, in der alten Stadt!
Ein jeder der drei Geſellen
Seine Nadel zerbrochen hat.

Der erſte ſprach mit dem Meiſter,
Der zweite grüßte die Frau,
Der dritte küßte die Tochter,
Mit Augen ſo lieb und blau.

Und ſwammen zurücke wieder
Wohl über den rauſchenden Strom, —
Die großen Glocken klangen
Herab von dem großen Dom.

5. Um die Kirſchenblüthe.

Und um die Kirſchenblüthe,
Da haben wir logirt,
Wohl um die Kirſchenblüthe
In Frankfurt einſt logirt.

Es ſprach der Herbergsvater:
„Habt ſchlechte Röcke an!“
Du lauf'ger Herbergsvater,
Das geht Dich gar Nichts an!

Gieb uns von Deinem Weine,
Gieb uns von Deinem Bier,
Gieb uns zu Bier und Weine
Auch ein gebraten Thier!

Da kräht der Hahn im Spunde —
Das iſt ein guter Fluß!
Es ſchmeckt in unſrem Munde,
Als wie Urinius.

Da bracht' er einen Haſen
In Peterſilienkraut:
Vor dieſem todten Haſen
Hat es uns ſehr gegraut.

Und als wir waren im Bette
Mit unſerm Nachtgebet:
Da ſtachen uns im Bette
Die Wanzen früh und ſpät. —

Das iſt geſchehen zu Frankfurt,
Wohl in der ſchönen Stadt,
Das weiß, wer dort gelebet
Und dort gelitten hat.

Der Kanonengießer.

Die Hügel hingen rings voll Thau;
Da hat die Lerche gesungen.
Da hat geboren die arme Frau,
Geboren den armen Jungen.

Und als er sechzehn Jahre alt,
Da wurden die Arme strammer;
Da stand er in der Werkstatt bald
Mit Schurzfell und mit Hammer.

Da rannt' er den Ofen in den Bauch
Mit schweren Eisenstangen,
Daß hell aus Schlacken und aus Rauch
Metallne Bäche sprangen.

Kanonen goß er! manches Stück!
Die brüllten auf allen Meeren.
Die brachten die Franzen in's Ungelück,
Und mußten Indien verheeren.

Die warfen Kugeln, leidlich schwer,
Den Chinesen in die Rippen;
Die jauchzten Britannien's Ruhm einher
Mit eisernen Kehlen und Lippen.

Und immer goß der rüſt'ge Held
Die blitzenden Geſchütze,
Bis ihm das Alter ein Bein geſtellt,
Die Fäuſte wenig nütze.

Und als ſie verſagten den Dienſt zuletzt,
Da gab es kein Erbarmen;
Da ward er vor die Thür geſetzt,
Wohl unter die Krüppel und Armen. —

Er ging, — die Bruſt ſo zornig weh,
Als ob ſie der Donner durchgrollte,
Von allen Mörſern, die er je
Hervor aus den Formen rollte.

Doch ruhig ſprach er: „Nicht fern iſt Das,
Vermaledeite Sünder,
Da gießen wir uns zu eigenem Spaß
Die Vierundzwanzigpfünder."

Gebet eines Irländers.

Sanct Patrick, großer Schutzpatron,
Du ſitzeſt auf dem warmen Himmelsthron;
O ſieh mich an mit freundlichem Sinn,
Dieweil ich ein armer Paddy bin.

Sanct Patrick, ſieh, die Nacht kommt bald,
Von England weht es herüber ſo kalt.
O blicke auf meinen ſchäbigen Frack
Und auf meinen löchrigen Bettelſack.

Sanct Patrick, thu', was Dir gefällt,
So groß und ſo ſchön iſt ja alle Welt;
O laß mich werden, was Du willt —
Nur bleiben nicht ſolch' ein Menſchenbild.

O laß mich werden ein Blümlein blau,
Dann mag ich trinken den kühlen Thau.
O laß mich werden ein braunes Reh,
Da kann ich freſſen den grünen Klee.

O laß mich werden ein ſtolzer Bär,
Dann geh' ich im warmen Rock daher.
O laß mich werden ein ſchöner Schwan,
Dann wohn' ich auf Strom und Ocean.

O mach' aus mir einen Panther wild!
Einen Leu! daß hoch meine Mähne ſchwillt.
Einen Tiger! auf daß ich manch reichen Tyrann
Mit raſſelnden Tatzen zerreißen kann! —

Doch, Patrick, ach! taub bleibt Dein Ohr;
Der Paddy bleib' ich wohl nach wie vor.
'S bleibt Alles wie ſonſt und die Nacht iſt kalt,
Und der Dan O'Connel wird dick und alt!

M . . h . . s.

Lied.

Ob draußen Sturm und wilde Wetter toſen
Und helle Blitze brechen leuchtend Bahn,
Die ſich ergießen in den feſſelloſen
Und in den ungemeſſ'nen Ocean, —
Was geht uns Sturm und Wettertoſen an?
Die Blitze, die aus Deinen Augen flammen,
Der Sturm, der wild durch meine Seele zieht: —
So leben wir, ſo ſterben wir zuſammen —
Wie dieſe Nacht auch unſer Leben flieht!
Kind aus dem Volk, mir an die wilde Bruſt!
Rein iſt Dein Herz, Dein Auge voller Luſt.

Du lachſt, Du ſcherzt, Du ſpringſt um mich behende,
Es lebt und webt vor mir Dein ſüßes Bild;
Dann küſſeſt Du mir Augen, Mund und Hände,
Das lebt, das wogt bei Dir ſo frei und wild,
So wie im Lenz ein grünes Saatgefild.
Darüber licht der Sonne Strahlen fließen

Und Lerchen liederreich zum Himmel ziehn.
Wie reich an Liedern Deine Lippen ſprießen,
Wie reich an Roſen Deine Wangen blühn!
Kind aus dem Volk, mir an die wilde Bruſt,
Rein iſt Dein Herz, Dein Auge voller Luſt.

Uns kümmert nicht, was die da draußen denken,
Ob uns verfolgt ihr kalter Spott und Hohn,
Ob ſie den Sinn auf Gold und Herrſchſucht lenken;
Uns kümmert nicht der König auf dem Thron.
Dein Wangengold iſt mir ein ſüß'rer Lohn;
Es ſpricht zu mir Dein Herz ſo wundertönig,
Dafür ertrag' ich allen Hohn und Spott;
In Deinen Armen bin ich mehr als König,
Da fühl' ich mich gewaltig, wie ein Gott.
Kind aus dem Volk, mir an die wilde Bruſt,
Rein iſt Dein Herz, Dein Auge voller Luſt.

Nie hat ein Prieſter unſren Bund geſegnet,
Der Prieſter Segen iſt des Volkes Fluch:
Als wir zuerſt im Leben uns begegnet, —
Ein Blick, ein Wort — und war das nicht genug,
Wenn Liebe nur um Gegenliebe frug?
Der dunkle Hain war Zeuge unſren Schwüren,

Der Prieſter war das ſtille Abendroth:
Wohin uns auch des Schickſals Mächte führen,
Wir bleiben treu, — uns trennet nur der Tod.
Kind aus dem Volk, mir an die wilde Bruſt,
Rein iſt Dein Herz, Dein Auge voller Luſt.

Ein Harfenmädchen.

Unſtät durch die Welt zu ſchweifen,
Heute hier und morgen dort,
In die Saiten dann zu greifen,
Wenn mich zieht die Sehnſucht fort! —
Wo ſo friſch die Wälder rauſchen,
Wo ſo frei die Lüfte wehn,
Deinen Klängen möcht' ich lauſchen,
Heimath! und dich wieder ſehn.

Unſtät durch die Welt zu ſchweifen,
Von der Aeltern Grab ſo weit,
In die Saiten dann zu greifen,
Wenn mich drückt dies bittre Leid!
Liebreich Allen zu gefallen,
Muß ich ſanft und freundlich thun,
Wenn ich in des Grabes Hallen
Möchte bei den Aeltern ruhn.

Unſtät durch die Welt zu ſchweifen,
Ohne Freund, verwaiſ't mein Herz,
In die Saiten dann zu greifen,
Singen Liebesglück und Scherz!

Wollte mich geliebt einſt wähnen,
Strafte mich der kalte Hohn:
„Närriſch Kind, ſpar Deine Thränen,
Eine Andre freit' ich ſchon.“

Unſtät durch die Welt zu ſchweifen,
Schmerz und Elend in der Bruſt,
In die Saiten dann zu greifen,
Und dabei Geſang voll Luſt,
Wenn der Wangen Roſen fliehn,
Und die inn're Stimme ruft:
Armes Kind, die Roſen blüh'n
Bald auf Deiner ſtillen Gruft.

Friedrich Saß.

Des alten Europa's Zukunft.

Europa, Deine Stunde naht,
Und Deine Säulen zittern;
Es muß die alte Cadmussaat
Im wilden Sturm verwittern;
Dein Mark, Dein Leben ist geknickt,
Dein blut'ger Purpur wird geflickt,
Und Deine Diplomaten,
Was können sie noch rathen?

Europa, buhlerisches Weib,
Den Lorbeer und die Myrthen,
Sollst Du nicht mehr um Deinen Leib,
Um Deine Schläfe gürten;
Es freit um Dich der Todtenwurm,
Hörst Du, hörst Du im Hochzeitssturm
Kosaken und Tartaren
Dein morsches Bett befahren?

Und ringſt Du auch und bettelſt Du
Um Hilfe und Mixturen,
Das hohle Auge ſinkt Dir zu
Trotz aller Wunderkuren.
Verſunken iſt Dein Heil, Dein Hort
Und wüchſen Dir auch aller Ort'
Quackſalber und Propheten,
Du mußt Dich ſelber tödten.

An Aſiens wüſtem Sarkophag
Wird ſich der Deine reihen;
Dir kann der junge Lebenstag
Nur Todtenkränze ſtreuen,
Der Nabobs- und der Brama-Dienſt,
Zu dem Du groß und glänzend ſchienſt,
Die grauen Rieſenleichen,
Sie berſten und ſie weichen.

Du liegſt in Deinem wüſten Raum
Durchfurcht von Caravanen,
Wenn ſich am fernen Meeresſaum
Erheben neue Fahnen;
Wie Memphis und Palmyra borſt,
Baut einſt der wilde Aar den Horſt
In Deine morſche Stirne,
Du altgewordne Dirne.

Und haucht ſich auch ein Abendroth
Auf Deine blaſſe Wange,
An Deinem Herzen frißt die Noth,
In Deinem Hirn die Schlange;
Es kommt ein Sturmwind über Nacht,
Und wenn der junge Tag erwacht,
Dann flattern ſchwarze Raben
Wo Deine Welt begraben.

H. Semmig.

Frühlingsruf.

Wacht auf! Wacht auf! Denn es will Frühling werden,
Und jede Knospe, jede Blüthe drängt
Sich an das Licht, und was nur lebt auf Erden,
Hat seine Fesseln wild und froh zersprengt.
In Sturmesgang nimmt über Thal und Berge
Die Freiheit ihren fesselosen Lauf,
Und in die Lüfte jubelnd steigt die Lerche
Und schmettert laut: Wacht auf! Wacht auf!

Wacht auf! Wacht auf! Denn es will Frühling werden,
Frei, deutsche Männer, rauscht der Ströme Fluth,
Frei wie der Strom soll Euer Leben werden,
Und stolz, wie er, auch brause Euer Muth.
Was blickt ihr knechtisch auf des Kreuzes Zeichen?
Ein freier Mann kann vor dem Gott nicht knie'n,
Der uns gestürzt des Vaterlandes Eichen,
Vor dem der Freiheit Götter mußten flieh'n.

Wach' auf! Wach auf! Denn es will Frühling werden,
Dein Volk iſt krank, laß es nicht untergehn;
Du, deutſche Jugend, kannſt ſein Frühling werden,
Es kann in Dir nur auferſtehn.
Die Alten wärmen häuslich ſich am Heerde,
So glühe Du denn auf im Freiheitszorn,
Du junges Blut, greif Du zum Racheſchwerdte,
Es blüht ja keine Roſe ohne Dorn.

Wacht auf! Wacht auf! Denn es will Frühling werden,
Ein Kelch von Lieb' und Duft iſt Eure Bruſt,
Wacht auf, ihr Frauen, Blumen dieſer Erden,
Und ſpendet frei der Liebe ſüße Luſt.
Frei, wie in Düften ſich verhaucht die Roſe,
Und ſüß berauſchend, wie die Nelke glüht,
Frei ſollt ihr ſein, daß uns aus Eurem Schooße
Ein frei Geſchlecht, ein göttliches, erblüht.

Wacht auf! Wacht auf! Denn es will Frühling werden,
Und liebend drängt ſich's allerwärts;
Ihr Völker, laßt das feindliche Geberden,
Den blinden Haß, und reicht Euch Hand und Herz.

Löſcht aus auf Euren Heerden und Altären
Des frommen Wahnes kümmerliche Glut,
Es kann der Geiſt, der neue, ſich gebären
Nur in der Freiheit Frühlingsſonnengluth.

Und geh zur Ruh, denn es will Frühling werden,
Und wir bedürfen Deines Himmels nicht,
Du Gott im Himmel, Himmel wird's auf Erden,
Und Deine Hölle ſchreckt uns nicht.
Kein chriſtlich frommes Dulden kann uns retten,
Und kein Gebet ſteigt mehr zu Dir hinauf;
Nur wer ſich ſelbſt hilft, den wird Gott erretten,
Drum wachet auf, ihr Menſchen, wachet auf!

Leipzig. Gedichtet Oſtern 1844.

Kauft Veilchen.

Welch reicher Glanz! die Damen wogen
In ſeidenen Gewändern all'!
Von Perlen iſt das Haar durchzogen,
Und Düfte haucht es durch den Saal.
Es rauſchen des Concertes Klänge,
Es zittert von Muſik die Luft;
Da drängt ſich plötzlich durch die Menge
Ein Mädchen bittend vor und ruft:
Kauft Veilchen!

In dünnem längſt verſchoßnen Kleide,
Wie ſtehſt Du da, Du armes Kind,
Umgeben rings von Pracht und Seide,
Als wär ein jedes für Dich blind.
Kaum von dem Einen fortgeſtoßen,

Sieht man Dich freundlich weiter gehn,
Und lächelnd immer, unverdroſſen,
Hört im Gedränge man Dich flehn:
Kauft Veilchen!

Ein Thränchen rann die Backen nieder,
Sie kam zu mir mit ſcheuem Schritt:
„O Gott, die Mutter ſchlägt mich wieder
Bring ich kein Geld ihr heute mit.
Und ſeht, ich kann's ihr nicht verdenken,
Mein Schweſterchen, das hungert ſehr,
Und Niemand will ihr Etwas ſchenken;
O bitte, bitte, lieber Herr:
Kauft Veilchen!

„Sonſt müßt' ich Laub im Walde holen,
Doch fürcht' ich mich jetzt hinzugehn;
Ich that es zwar gar recht verſtohlen,
Allein der Förſter hat's geſeh'n.
Wie ich da raſch davon gelaufen,
Hat er den Hund auf mich gehetzt;
Der böſe Mann, ſein wildes Raufen
Fühl' in den Haaren ich noch jetzt." —
Kauft Veilchen!

Da dachte ich in ſtillen Sorgen:
„Ihr Armen alle, wachſt ihr nicht
Wie's Veilchen dunkel und verborgen
Fern von des Glückes Sonnenlicht?
Ihr pranget nie auf Tulpenbeeten,
Und wär't ihr, wie das Blümchen rein,
Des Reichen Fuß wird euch zertreten:
Was hilft euch da all euer Schrei'n:
Kauft Veilchen!

Und warte, Mädchen, nur ein Weilchen,
Wenn dann die Noth dich ganz erfaßt,
Verkaufeſt Du wohl ſelbſt die Veilchen,
Die Du in Deinen Augen haſt.
Mit Deinen Wangen, Deinen blaſſen,
Gehſt Du dann Abends auf und ab,
Und flüſterſt durch die ſtillen Gaſſen:
Wer kauft mir meine Veilchen ab?
Kauft Veilchen!"

Und weiter war das Kind gegangen,
Und rief wohl auf und ab die Reih'n;
Da kneift ein Herr es in die Wangen:
„Hörſt Du denn gar nicht auf zu ſchrei'n?"

—

„Marſch nun hinaus und komm nicht wieder!“
Sie folgte ſtill dem rohen Wort,
Es zitterten im Froſt die Glieder
Und wimmernd rief ſie draußen fort:
Kauft Veilchen!

Theodor Opitz.

Die Dreieinigkeit.

O Reichenau, mein Dörfchen, idylliſch-ſchäferlich!
Kein Luftzug des Jahrhunderts verirrte ſich in Dich!
Die Gänſe ſchnattern heute, wie ſie geſchnattert immer,
Die Orgel orgelt heute, wie ſie georgelt immer!

In Reichenau — o Wunder! — dort in der Bohnenlaube
Da ſitzt in drei Perſonen verkörpert der Chriſtenglaube:
Gott Vater iſt der Paſtor, ein guter, alter Mann,
Ein Mann, wie man Gott Vater nicht beſſer denken kann.

Der Sohn, der für den Alten höchſt chriſtlich Alles thut,
Iſt Candidatus Fährmann, der fromme Subſtitut,
Und meine heilge Tante, die juſt ein Floh zerbeißt,
Iſt zwiſchen den zwo beiden die Taube: heil'ger Geiſt.

Im Kirchlein wird georgelt, die Gänſ' im Koben
ſchrein
Und Candidatus Fährmann gedenkt in Freundſchaft
mein.
„Zwar ſag' ich es mit Schmerzen, doch ſag' ich's,
weil es wahr,
„Er iſt von Gott gefallen, iſt Teufels ganz und gar:

„Ein wilder Demagoge, ein grimmer Atheiſt,
„Daß mir, wie in der Hölle, in ſeiner Nähe iſt:
„In ſeinem Kopf und Herzen, da tobt ein ganzes
Babel,
„Er iſt ein wahrer Kain für jeden frommen Abel."

Die Hände fromm gefaltet, ſchweigt ſtill der Can-
didat,
Und eilet auf die Kanzel, zu ſtreuen Glaubensſaat;
Der alte Paſtor ſchweigt und ſitzet wie verſteint,
Doch meine liebe Tante, die fromme Taube, weint.

Und mir gilt dieſe Thräne? — O nein! — mir
gilt ſie nicht,
Denn unter vielem Schluchzen ſie jetzt zum Alten
ſpricht:
„Um meinen Vater wein' ich, er ſtarb als from-
mer Chriſt.
„Und jetzt iſt ach! ſein Enkel ein ſchwarzer Atheiſt.

„Wie ſoll dem Seel'gen ſchmecken die ew'ge Seeligkeit,
„Wenn er herunterblickt auf dieſe arge Zeit!
„Um meinen Vater wein' ich, er lebt' und ſtarb als Chriſt,
„Und jetzt iſt ach! ſein Enkel ein ſchwarzer Atheiſt."

Der Candidatus predigt, die Gänſe im Koben ſchrein,
Die Taube fliegt in die Predigt, Gott Vater bleibt allein,
Und nimmt das zweite Frühſtück: Schinken und Ungarwein —
Gott Vater gut, zehn Minuten möcht' ich jetzt bei dir ſein.

Miß Speridan Carrey.

Lied einer engliſchen Arbeiterin.

Schaffen von des Frühroths Schein
In die finſtre Nacht hinein;
Schaffen, daß die Sinne ſchwinden,
Daß die Augen ſchier erblinden,
Daß in Nebelbildern hin
Planlos die Gedanken zieh'n,
Schaffen ſchaffen immer zu,
Schaffen ohne Raſt und Ruh!

Schaffen, bis das Auge todt,
Bis erbleicht der Wangen Roth,
Bis die liebe Sonne wieder
Auf die müden Augenlieder —
In ein Thränenbad getränkt —
Mitleidsvoll die Strahlen ſenkt;
Schaffen für ein kärglich Brod, —
Ach! Erbarmen ſolcher Noth!

Seht, die ſtolze Jugendkraft,
Seht des Lebens Mark und Saft,
Stahlen Diebe. Was wir haben,
Stahlen ſie. Von den Gaben
An des Lebens Freudenbaum
Ließ man uns den Schatten kaum,
Höhnte uns in's Angeſicht:
Für ſie ſei es, für uns nicht.

Räuber, deren Gott, das Geld,
Uns im Elend niederhält —
Wucherer, die den Lohn verkümmert,
Die uns unſer Loos verſchlimmert,
Zittert nun! Der Armen Fluch
Webet Euch das Leichentuch

Alfred Meißner.

So viel seh' ich.

So viel seh' ich, in des Geistes Licht,
Aus des Glaubens Sternennacht erwacht:
Der auf Golgatha, der hat noch nicht
Die Erlösung dieser Welt gebracht!
Denn so lang' der Menschheit Kern umnachtet,
Und so lang' noch tausend Herzen brechen,
Und Ein Freier noch in Ketten schmachtet,
Kann der Thor nur von Erlösung sprechen.

— Als ich die Stadt durchrannt,
Fühlt' ich plötzlich mich am Arm gefangen;
Hoch und schmächtig, mit entfärbten Wangen,
Faßte mich ein Mädchen bei der Hand.
Ach, ich hatte sie als Kind geseh'n,
Von der Unschuld Röthe überflogen,
Rein und schön, als hätten gute Feen
Sie in ihrer Wiege groß gezogen.
Fortgewichen war der Geister Huld
Und sie war nur die zertretne Rose. —

Weib, an Deinem Elend iſt nur Schuld
Die Geſellſchaft, die erbarmungsloſe!
Bleiches Opfer, traurig anzuſchau'n,
Auf der Sünde heidniſchem Altare
Liegſt Du, daß die Unſchuld andrer Frau'n
Sich im Hauſe unbefleckt bewahre — —

— — Ein Wandrer durch die Stadt
Blickt' ich durch der Hütten Fenſterſcheiben,
Und ich ſah beim Scheine, bleich und matt,
Noth und Sünde ihr Gewerbe treiben.
Was ich ſo geſehn, vergaß ich nie!
Kinder hört' ich wimmern, ſterbensmatte,
Weil der Mutter welke Bruſt für ſie
Keinen Tropfen ſüße Labung hatte,
Schuldlos ſterben in der Mutter Hut! —
Und doch iſt's ein Wunder, hold und milde,
Wie in Mutterbruſt, aus rothem Blut
Weiße Milch ſich ſcheide und ſich bilde.

Andre Kinder, eine blaſſe Brut,
Sah ich dort, wo hohe Eſſen dampften,
Und die ehrnen Räder in der Glut
Einen Tanz im ſchweren Tacte ſtampften.
Alſo gräßlich ruft ein Wandrer nicht
Unterm Mordſtahl durch die nächt'ge Oede,

Wie der Seele ſtumme Klage ſpricht
Aus des Kindes Auge, ſtumpf und blöde.
Wo der Seel' ihr grüner Lenz geraubt,
Giebt's ein Weh, das nimmermehr zu lindern!
Und ich zürnte, daß ich dem geglaubt,
Der geſagt: Das Himmelreich den Kindern!

Einer Gefall'nen.

Da Dir die Erde und des Himmels Dom,
Nichts als ein Sarg iſt und ein Sargesdeckel,
Der Menſch Nichts als ein täuſchendes Phantom,
Das Leben Nichts, als Oede und als Ekel; —

Da Dir das Unglück Alles, Alles nahm,
Ja ſelbſt die Thränen, die um Mitleid werben,
Und Du nur Einen Bruder haſt: den Gram —
So wünſch' ich Dir, mein Kind, recht bald zu ſterben.

Du warſt ſo ſchön! Der alte Künſtlerheld,
Der einem Steine Götterreiz gegeben,
Er hätte ſein Cytherenbild zerſchellt, —
Hätt' er, wie ich, Dich einſt geſeh'n im Leben!

Du warſt ſo rein! Im Buch des Engels, der
Die Rechnung hielt von Deinen Thaten allen,
War ſtets das ſchwarze Blatt der Schulden leer —
Und doch — — ein Weib, biſt du als Weib gefallen!

Und nun, verſtoßen von der Eltern Dach,
Geſchmäht von aller Welt, Du bleiche Roſe,
Verhöhnt von Dem, der Dir die Treue brach —
So ſtehſt Du da und hältſt Dein Kind im Schooße.

Dein todtes Kind! O drück' es an Dein Herz,
Und ſuch' die Spuren des entſchwund'nen Lebens;
Du weißt ja doch in Deinem heil'gen Schmerz,
Es ſei die Bürgſchaft göttlichen Vergebens.

Ich aber ſpreche: Stirb, du müder Leib,
Und leicht und ſchön mag Dir das Sterben werden —
Die Mutterſchaft tilgt alle Schuld am Weib,
Die Mütter nur ſind Heilige auf Erden.

Doch Du, verklärtes Weib, biſt erdenſatt;
So magſt Du ſchwinden gleich dem Abendſtrahle,
Wie eine Perle Thau's am Roſenblatt,
Wie Hörnerklang im tiefen Föhrenthale.

Da Dir die Erde und des Himmels Dom
Nichts als ein Sarg iſt und ein Sargesdeckel,
Der Menſch Nichts als ein täuſchendes Phantom,
Das Leben Nichts, als Moder und als Ekel; —

Da Dir das Unglück Alles, Alles nahm,
Ja ſelbſt die Thränen, die um Mitleid werben,
Und Du nur einen Bruder haſt: den Gram —
So wünſch' ich Dir, mein Kind, recht bald zu ſterben.

Im Frühling.

Jetzt kommt der Lenz, die frischen Quellen schäumen,
Es lockt der Wald uns in sein grünes Haus,
Und unter rosenhellen Apfelbäumen
Wiegt sich verschämt der junge Glockenstrauß.
Jetzt kommt der Lenz, und wieder glaubt der Arme
An einen Gott, der sich der Welt erbarme.

Jetzt friert die Noth nicht mehr bei kalten Kohlen,
Und sucht durch Schnee und Frost ihr karges Mahl,
Des Armen schöne, blasse Kinder holen
Die rothe Erdbeer aus dem Felsenthal,
Durch das zerrißne Strohdach jedes Armen
Blickt warmes Licht, wie göttliches Erbarmen.

Sahſt Du den tauben, ſtummen Bettelknaben
Im Winter barfuß ziehn im ſtillen Gram,
Mit ſeinem Glöcklein betteln kleine Gaben,
Mit ſeinem Glöcklein, das er nicht vernahm?
Nun liegt er ſchlummernd, lächelnd unterm Baume
Und hört des Himmels Glocken all' im Traume

O ſchöne Zeit! Jetzt will ich träumend liegen
Am grünen Rand, aus dem die Quelle ſpringt,
In's kühle Gras ein heißes Antlitz ſchmiegen,
Und horchen, wie ſo froh die Armuth ſingt,
Und glauben will ich ein Paar kurze Stunden,
Daß ihren Retter dieſe Welt gefunden.

O daß er käme, jener Fürſt der Liebe,
Der von dem Haupt die goldne Krone legt,
Und, daß kein Herz verarmt und dürftig bliebe,
Den goldnen Reif zu frommen Münzen prägt,
Der ſeinen Purpurmantel voll Erbarmen
Zu Windeln theilte für die Brut des Armen.

O daß er käme, mild wie dieſer Abend,
Der gute Heiland einer kranken Zeit,

Die Nackten kleidend und die Durſt'gen labend,
Und ſpräche mild von Gottes Herrlichkeit,
Ein Spielmann, ernſt und ſanft, aus deſſen Liebe
Auf alle Menſchen träufelte der Friede.

Karl Beck.

Trommellied.

Es ziehn die Soldaten von ferne her,
Es flattern die Fahnen, es blinkt das Gewehr,
Es rasseln die Karren mit plumpen Geschützen,
Mit grünenden Reisern prangen die Mützen.
Es zügelt der Reiter das bäumende Thier,
Nach dem Tacte steigt der Grenadier.
Trarum, Trarum, Trarum.

Die Fenster öffnen sich allesammt,
Der Bettler vergißt sein trauriges Amt,
Da feiert die Art, da stürzt aus der Bude,
Die Feder hinter dem Ohre, der Jude;
Hochbusige Amme, und drängst du dich vor
Zu grüßen den liebsten Tambourmajor?
Trarum, Trarum, Trarum.

Das Herz des Knaben wird weit und warm,
Er rücket die Mütze, er reckt den Arm;
Aufrauschen vor ihm mit unsterblichen Adern,

Die Helden Homer's mit ſtolzen Geſchwadern:
Ha, ſchmettre Trompeter, ja wirble fort,
Tambour, bis dir die Hand verdorrt:
Trarum, Trarum, Trarum.

Verwünſchend das morſche Schilderhaus
Ruft die Wache ihr donnernd: Gewehr heraus:
Muß ſtille ſtehen, muß präſentiren,
Indeß die Gefährten in's Lager marſchiren.
Und willenlos nach dem Tacte wallt
Durch Gaſſen und durch Straßen, Jung und Alt.
Trarum, Trarum, Trarum.

Ihr tapfern Soldaten, was bringt ihr herbei?
O brächtet ihr Brod ſtatt Pulver und Blei!
Es wandeln die Reichen in Sammt und Seide,
Uns mangelt ein Hemd, das die Blößen bekleide!
Du Schütze, du ſpannſt ja nicht den Hahn?
Du wirbelſt ja leiſer dein Rataplan?
Trarum, Trarum, Trarum.

Nicht wahr, ihr erkanntet den Jammer ſogleich
Auf unſern Geſichtern, morſch und bleich?
Ihr füllt nicht die Büchſen; ihr füllet die Herzen
Mit unſern himmelſchreienden Schmerzen;
Ihr rücket mit uns in Reih und Glied,
Vor die trächtigen Speicher, da donnert das Lied:
Trarum, Trarum, Trarum.

Uns trug ja einer Heimath Schooß,
Euch zog, wie uns, das Elend groß;
Den Mächtigen hinter den trotzigen Mauern,
Seid ihr nur Kinder von Bürgern und Bauern; —
Sie spotten des Knechts, der darbt und friert,
Der des Kalbes fühllos Fell regiert:
Trarum, Trarum, Trarum.

O laßt nicht kommen den blutigen Tag,
Da euch das Volk bekriegen mag;
Da funkelnden Blicks der verzweifelnde Haufen
Im Sturm euch kommt entgegen gelaufen;
Wenn er selber den blitzenden Säbel führt,
Wenn er selber die grollende Trommel rührt:
Trarum, Trarum, Trarum.

Warum ſind wir arm?

Ihr ſitzet, im Glanz und in Ehren geboren,
Und ſpielt mit Ducaten und Louisd'oren;
Wir ſcheuern die Wappen an Euern Thoren
In Hunger und in Harm,
In Hunger und in Harm.

Wir werben um Ketten und nennen's Erwerben. —
Ha, trinkt und ſchlagt die Gläſer in Scherben!
Ha, laßt uns ſterben, und laßt uns verderben! —
Denn — warum ſind wir arm?
Denn — warum ſind wir arm?

Ihr Seligen könnt Euch pflegen und mäſten.
Wir ſpähen für Euch nach Kohlen und Aeſten,
Wir frieren und hacken vor Euren Paläſten,
Doch Euch iſt wohl und warm,
Doch Euch iſt wohl und warm.

Ihr habet Orden und Aemter und Pfründen,
Wir leben, um Euer Lob zu verkünden,
Wir ſchmeicheln Euren Launen und Sünden,
Denn — warum ſind wir arm?
Denn — warum ſind wir arm?

Wenn unſre Töchter um's Glück ſich raufen,
Euch in die lüſternen Arme zu laufen,
Wenn die Mütter die eigene Brut verkaufen,
Daß Gott, daß Gott erbarm, —
Daß Gott, daß Gott erbarm: —

Dann fürchtet nimmer der Väter Rache,
Verloren und faul iſt unſere Sache,
Schlagt auf die weithin ſchallende Bahn!
Denn — warum ſind wir arm?
Denn — warum ſind wir arm?

Wir ſind's. Dafür ein Fluch den Alten,
Die uns gelehrt die Hände falten:
Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Der iſt erlöſt von Harm,
Der iſt erlöſt von Harm.

Wir borgen und ſorgen, Ihr häufet die Gulden,
Wir füllen die Kirchen und beten und dulden.
Dies Dulden iſt unſer unendlich Verſchulden,
Und — darum ſind wir arm,
Und — darum ſind wir arm.

Shelley.

Hat auf den Menſchen nur allein gehäuft
Die Seele der Natur (die dieſe Welt
So herrlich hat gebildet, die geſegnet
Der Erde Schooß mit Ueberfluß, die ſelbſt
Des Lebens kleinſte Saite hat geſtimmt
Zur ewigen Harmonie, die ihre Wohnung
Im grünen Hain den frohen Vögeln gab,
Den Wanderern der Tiefe gab zum Reich
Des unermeßnen Meeres lieblich Schweigen,
Und die das niedrigſte Gewürm, das ſich
Im Staube regt, mit Kraft zu lieben und
Zu denken hat erfüllt) in blinder Bosheit
Und frechem Hohne Sklaverei, Verderben
Und Laſter; ſeinen Geiſt verſengt mit Blitzen
Tödtender Flüche; dann in fernſte Höhn
Das Meteor des Glücks erhoben, das
Vor ſeinem Griff entflieht und nur erhellt
Den grauſenhaften Abgrund, der ſich weit
Vor ſeinen Füßen aufthut?

Nicht Natur!

Nein, Könige, Prieſter, Diplomaten treffen
Mit ihrem Brand der Menſchheit Blüthe ſchon
In zarter Knospe; ſeinem Gifte gleich
Rinnt ihres Daſeins Einfluß durch die leeren
Adern verweſender Geſellſchaft hin.
Der Säugling, eh' der Mutter heil'gen Namen
Er lallen kann, iſt aufgeblaſen ſchon
Mit unnatürlichem Verbrecherſtolz,
Und hebt ſein Kinderſchwert ſchon mit dem Anſtand
Des Helden; dieſer Arm wird einſt zur Geißel,
Die mit der blutigſten Verheerung trifft
Die Erde; während Worte hohen Klanges
Gelernt in der argloſen Kindheit Tagen
Als Hülle dient, mit der der Mann umſchleiert
Die klare Leuchte der Vernunft und heiligt
Das Schwert, das Bruderblut vergießen ſoll.
Laß Prieſterſklaven ihrem Wahn entſagen,
Daß Sünd' und Elend ſei der Menſchen Erbſchaft,
Wenn ſchon Gewalt und Trug des Säuglings Wiege
Umſtehen und mit roher Fauſt erdrücken
Die angeborne Güte. Wie verödet
Und düſter ſtreckt ſich vor der Seele, wenn
Zuerſt ſie ſchaut aus ihrer neuen Wohnung
Nach Glück und Mitgefühl, die weite Welt!
Verwelkt und todt ſind alle Knospen
Des Guten. Nirgends Schutz noch Hilfe vor
Der Stürmewuth erbarmungsloſer Macht;

Auf ihre ſiech Hülle, die vielleicht
Vergiftet ſchon durch Elend und durch Fluche,
Womit Geſetz und Sitten ihre Väter
Schon überſchüttet, athmet nicht der reine
Lufthauch des Himmels, der Inſektenſchaaren
Erneut. Des Tages reines Licht
Stillt nicht ihr Sehnen; Feſſeln binden ſie
Vor ihrem Leben; ja, die Ketten alle
Sind ſchon geſchmiedet, eh' ſie ward. Die Liebe,
Der Frieden und die Freiheit werden ihrem
Wehrloſen Arm entriſſen und ſie iſt
Verflucht von der Geburt an, an der Wiege
Verurtheilt ſchon zu Ketten und zum Joch.
In dieſer ewigen, wechſelreichen Welt
Iſt nur der Geiſt das Element, der Kern,
Der ſeit Aeonen unverändert blieb.
Der ſtarre Pfeiler, über dem die Laſt
Des Bergs gewichtig ruht, iſt voller Seele
Und Leben. Jeder kleinſte Theil empfindet
Als Einheit und als Theil und jedes kleinſte
Atom umfaſſet eine Welt voll Liebe
Und Haß, aus deren Kampf entſproßt das Gute
Und Böſe, welche Wahrheit dann und Lüge
Erzeugen, und das Wollen, Denken Handeln
Und Alles, was hervorbringt Schmerz und Freude
Und Lieb' und Haß, die allen Wechſel bilden
In dieſer ewigen Welt. Es iſt die Seele

Nicht mehr beſudelt, als das reine Licht
Des Tagesſterns, eh' ſeine ſchnellen Strahlen
Befleckt die erdgeborne Dunſteshülle.
Der Menſch iſt Geiſt und Körper und erſchaffen
Für Thaten hoher Kraft, ſich unermüdet
Im kühnſten Fluge ſeiner Phantaſie
Emporzuſchwingen; furchtlos zu verwandeln
Den Kampf der Qual in Frieden und zu koſten
Die Freuden, die der Körper und der Geiſt
Ihm bieten; oder iſt geboren, um
In Niedrigkeit und Elend ſich zu wälzen
Im Schmuze ſeiner Angſt, bei jedem Laut
Zu ſchaudern und die Flammen ſeiner Liebe
In ſteten Sinnenlüſten zu erſticken,
Und um dereinſt die Stunde dann zu ſegnen,
In der der Tod mit ſeiner eiſigen Hand
Sein Siegel ſetzet auf ſein elend Leben,
Die Heilung fürchtend, doch die Krankheit haſſend.
Der Menſch, wie er einſt ſein wird, iſt der Eine;
Der Menſch, wie ihn das Laſter ſchuf, der Andre. —

Krieg iſt des Staatsmann's Spiel, des Prieſters Wonne,
Des Richters Scherz, des feilen Bravo's Handwerk,
Und für die königlichen Mörder, deren
Elende Throne durch Verrath und Blut
Erworben ſind, das Brod, von dem ſie leben,

Der Stab, auf den ſie ſtützen ihre Hand.
Im blutigrothen Kleid umringen Wachen
Die fürſtlichen Paläſte, nehmen Theil
An den Verbrechen, die Gewalt vertheidigt,
Und ſchützen vor des Volkes Zorn den Thron,
Den alle Flüche, die die Hungersnoth
Das Elend und der Wahnſinn athmen, treffen.
Dies die Banditen, die gemiethet ſind,
Um des Tyrannen Krone zu vertheidigen;
Die Thraſo's ſeiner Furcht und die Gefäße
Abſcheulichſten Verbrechens, der Geſellſchaft
Abſchaum, die Hefen der Verworfenſten.
In ihrem kalten Herzen einen ſich
Mit Rauheit Trug und Dummheit mit dem Stolz,
Und Alles, was gemein und ſchurkiſch, mit
Der Wuth, die nur Verzweiflung an dem Guten
Und Selbſtverachtung ſo entflammen konnte.
Man ſpendet ihnen Reichthum, Ehre, Macht
Und ſendet ſie dann aus, ihr Werk zu thun.
Die Peſt, die ihren grauſen Siegeszug
Durch eine Stadt des Morgenlandes lenkt,
Iſt weniger verheerend. Mit dem Glanz
Des Goldes und mit des Ruhmes Hoffnung ſchmeicheln
Sie dem gedankenloſen Jüngling, welchen
Das Joch der Sklaverei ſchon hat gebeugt;
Und wenn zu ſpät er endlich lernt, wie elend

Sein Loos, wenn Reue ſeinen Untergang
Begleitet, iſt ſein letztes Urtheil ſchon
Mit Gold und Blut beſiegelt!
Auch Jene dienen dem Tyrannen, welche
Geübt ſind, in den Schlingen der Geſetze
Des Rechtes Füße zu verſtricken, ſtets
Bereit, den Schwächern zu bedrücken und
Für Gold vertheidigen Alles, ſei es Unrecht
Sei's Recht. Mit Hohn belächeln ſie die Tugend
Des Bürgers, welche dort, wo Ehre lächelnd
Sitzt beim Verkauf der Wahrheit, unter ihrem
Erbarmenloſen Tritt im Staube liegt.
Auch ernſte Heuchler mit ergrautem Haar,
Der Hoffnung, Leidenſchaft und Liebe fremd,
Die während eines Lebens voller Lügen
Und Uey'.'gkeit durch Schmeichelei ſich in
Den Sitz der Macht geſtohlen und jetzt ſtützen
Den Thron, der ſie mit hohen Ehren kleidet.
Drei Worte haben ſie und wohl verſtehen
Tyrannen, ſie zu brauchen und bezahlen
Mit Wucherzinſen, die der blutenden
Welt ſie entriſſen, ihren Nutzen ab:
Gott, Höll' und Himmel! Ein erbarmenloſer
Rachſücht'ger und allmächt'ger Dämon, deß
Barmherzigkeit ein bitter höhnend Wort
Für jener unzähmbaren Tiger Wuth,
Die ſtets nach Blute gierig lechzen. Hölle,

Ein glüh'nder Abgrund ewiger Flammen, wo
Ein giftig, nimmerſterbend Schlangenheer
Bereitet ew'ge Qual den Sklaven, welche
Das Leben ſchon für ihr Verbrechen hat
Gezüchtigt. Und der Himmel, Jener Lohn,
Die ihrer menſchlichen Natur entſagt,
Die zittern, glauben und im Staube kriechen
Vorm eitlen Mummenſchanz der Erdenmacht.

Dies ſind die Inſtrumente, die der Zwingherr
Zu ſeinem Werke ſchmiedet, zürnend ſchwingt
Und, wenn er will, zerſtört, allmächtig in
Verworfenheit — — —

Betrachte Dich, Held, Prieſter oder Fürſt,
Ob Deine Wonne ſei, vor Myriaden,
Die Du erſchlagen haſt, zu ſteben und
Für Nichts zu achten alles Elend, welches
Die Wage Deines kurzen Ruhmes füllt;
Ob Heuchelei und Lüge Deine Nahrung,
Ob Deine Lüſte ſchwelgen von dem Schweiß
Des Armen, oder ob mit Feigheit Du
Und mit Verbrechens Luſt das ſeufzende
Land drückſt, ein prachtgemäſtet Königlein.
Beſchau Dein Elend ſelbſt! Erblickſt Du nicht
In Dir den ſchlechtſten Sklaven, welcher auf
Der Erde kriecht, die Dich verabſcheut? Sind
Nicht Deine Tage voll von lebensſatter

Verdroſſenheit? Rufſt Du nicht, eh' der Nacht
Langſame Qual entſchwunden iſt: — Wird nicht
Der Morgen bald erſcheinen? Wünſcheſt
Du, daß des Irrthums Schranken, die Dir wehren
Das Gute zu genießen, bleiben möchte
Nach Deinem Tod, da ſolchen elenden
Lohn Du empfängſt, daß Du ſie unterſtützteſt?
Wenn einſt das Grab Dich und Dein Angedenken
Verſchlungen hat, verlangſt Du, daß das Giftkraut,
Das an der Erde zehrt, mit ſeinen Wurzeln
Sich ſchling' um Deinen Staub, entſproß' aus Deinem
Gebein und blüh auf Deinem Grab, daß ſeine
Frucht nähre Deine Kinder und ſie tödte?

Seht jenen Prachtpalaſt, deſſ' Thürmeſchaar
Aufragt in mitten einer Völkerſchaft,
Selbſt eine Stadt. In düſtrem Schweigen ziehn
Die Eiſenreihn der Wachen ringsherum:
Der ihn bewohnt, kennt Freiheit nicht und Glück.
Vernimmſt Du nicht die Seufzer der Verlaſſenen,
Der Waiſen Jammer? Er vernimmt ihn nicht.
Der König, Träger einer goldnen Kette,
Die ſeinen Geiſt an Niedrigkeit gefeſſelt;
Der Narr, den ſeine Schranzen Herrſcher nennen, —
Ihn, der ein Sklav der niedrigſten Begierden, —
Er achtet nicht des Elends Schmerzgeſtöhn;

Er lächelt bei der Armuth schwerem Fluch,
Den im Geheim sie murmelt, und ein düster
Entzücken füllt sein blutlos Herz, wenn Völker
Nur nach dem Ueberflusse seufzen, welchen
In freudelosem Schweigen er vergeudet
Und der vom Hungertod sie retten könnte;
Und hört er die Erzählung ihres Leidens,
So legt er an ein stets bereites Antlitz
Erheuchelten Bedauerns und erstickt
Die Gluth der Schaam, die ihm zum Trotze röthet
Die Prasserwange.
Ist's wunderbar, daß dieses Jammerkind
Noch stolz auf seine Qual ist? Daß er Freude
An seiner Niedrigkeit kann finden und
Die Scorpionen, die sein Lebensmark
Benagen, pflegen kann? Ist's wunderbar,
Daß nicht des Menschen angeborne Sanftheit
Vor einem Thron zurückschreckt? Nein! Mit Nichten!
Er, gleich dem Pöbel, denkt, fühlt, handelt, lebt
So wie sein Vater vor ihm; es erbauten
Die unbesiegten Mächte der Gewohnheit
Und Satzung Schranken zwischen Fürst und Tugend.
Seltsamer noch mag's Jenen scheinen, welche
Nicht die Natur erkennen, noch die Zukunft
Aus der Vergangenheit zu folgern wissen,
Daß nicht ein Sklav, der unter den Verbrechen
Des Ungeheuers seufzt, nicht ein Verlassener,

Deſſ' Kinder hungern und deſſ' dräntlich Lager
Der Erde harter Buſen iſt, erhebt
Den Arm, um ihn von ſeinem Thron zu ſchmettern!
Die goldigen Fliegen, die im Sonnenſchein
Des Hofes tanzen und von Fäulniß leben,
Was ſind ſie? Sie ſind Drohnen der Gemeinde
Des Staats; ſie ſchwelgen von den Mühen
Des fleißigen Bürgers; der verhungernde
Landmann erzwingt für ſie mit Sklavenſchweiß
Die Ernte, die er nicht genießen darf;
Und jener fleche Mann, noch abgezehrter
Als fleiſchlos Elend, der ein ſonnlos Leben
In des Gebirgs giftſchwangern Tiefen führt
Und ſpätem Tod in ſteten Mühen langſam
Entgegenſteht, um ihrer Pracht zu fröhnen,
Ermattet muß er niederſinken, daß
Nur Wenige des Lebens Luſt genießen.

Woraus denkſt Du, daß Fürſten und Schmarotzer
Entſproſſen und die unnatürliche
Schaar Drohnen, welche Müh' und unbeſiegbar
Elend auf Jene häufen, welche bauen
Ihrer Paläſte Glanz und für ſie ernten
Ihr täglich Brod? Sie ſproßten aus dem Laſter,
Dem ſchwarzen, ſcheußlichen, aus Raub und Wahnſinn,
Verrath und Trug, aus Allem, was inmitten

Der Menſchen Elend zeugt und was die Erde
Zu dieſer dornenvollen Wildniß ſchafft,
Aus böſen Lüſten, Rach und Mord. Und wenn
Die Stimme der Vernunft, gewaltig gleich
Der Stimme der Natur, die Völker wird
Erwecken; wenn der Menſch erkennen wird,
Daß Laſter Zwietracht nur und Krieg und Elend,
Und Tugend Friede nur und Glück und Eintracht;
Und wenn der reifere Menſch einſt wird verachten
Das Spielzeug ſeiner Kindheit, — wird der Glanz
Der Fürſten nicht mehr blenden und ihr Anſehn
In ſchweigende Vergeſſenheit verſinken;
Die prächtigen Throne werden modernd ſtehen
Und unbemerkt im Königsſaal; die Lüge
Wird ſo verhaßt und unbelohnet ſein,
Wie jetzt die Wahrheit! --

Selbſtſucht! Du Nebenbuhlerin in Verbrechen
Und Heuchelei, die du ihr blutig Spiel
Mit Schrecken und Betrug nachäffſt vorm Volk;

Doch froſtig, leidenſchaft- und lebenlos,
Dem Lichte feind, geheimnißvoll ſtets wirkend;
Durch deine Mißgeſtalt gezwungen, dich
In Flitterſchleier der Gerechtigkeit
Zu hüllen, denn dein häßlich Antlitz ſcheucht
Alles von dir hinweg, nur nicht die Dummheit,
Die Wurzel und die Frucht der Tyrannei;
Schamlos, begierig, ſinnlos, ruchlos, todt
Für alle Neigung, außer für die eigne
Erbärmlichkeit; mit einem Herzen, nur
Durchglüht von ungetheilter Freude, Ruhm
Und ſchmutziger Gewinnſucht; mit Verachtung
Dein eigen jämmerliches Selbſt betrachtend,
Das du dich ſehnſt, doch fürchteſt zu befreien.
Dies iſt des Handels Wurzel; dieſer Schacher
Mit Allem, was Natur und Menſchenherz
Darbietet; was der Reichthum nicht erhandeln,
Doch Mangel fodern ſollte; was die Güte
Des Menſchen ſpenden ſollte von der Quelle
Der eignen, unerſchöpflich reichen Liebe,
Die jetzt für immer iſt verdorben und
Verſiegt; der Handel, unter deſſen giftiger
Beſchattung keine Tugend wagt zu ſproſſen,
Wo Armuth nur und Reichthum gleich gewaltig
Mit ihres Fluches Blitzen Alles treffen,
Und Hungersnoth und Seuchen
Und frühem, ſchnellem Tod die Pforten öffnen,

Daß er vernichtet Alles, was das Loos
Des Menschenlebens theilt, das, Leib und Seele
Vergiftend, kaum die Kette schleppen kann,
Die länger wird und klirrt bei jedem Schritt.

Der Handel hat die Marke seiner Selbstsucht,
Das Siegel seiner allbejochenden
Macht auf ein glänzend Erz gedrückt und hat
Es Gold genannt. Vor seinem Bilde beugt
Sich die gemeine Größe, wie der eitle
Reichthum und der verarmte Stolz, der Pöbel
Der Bauern, Edeln, Priester und der Könige;
Verblendet ehren alle sie die Macht,
Die sie hinabtritt in den Staub des Elends,
Und in dem Tempel ihres feilen Herzens
Thront Gold als ein lebendiger Gott und herrscht
Mit Hohn ob Allem, nur der Tugend nicht. — —

Des Menschen Eintracht und Glückseligkeit
Fällt als des Völkerreichthums Opfer; das,
Was ihn erhebt bis zu dem stolzen Himmel,
Vertauscht er gegen seiner Seele Gift,
Und das Gewicht, das zu der Erde nieder
Das hohe Streben seines Hoffens zieht,
Läßt ihm nur Sehnsucht nach erkargtem Geld,
Von allen Leidenschaften sklavische Furcht nur,
Vernichtet alles edelmüthige Streben
Nach hohen Thaten; selbst den Funken, den

Die Phantaſie im Herzen zündet, daß
Sein Puls im raſchern Laufe ſich bewege,
Zerſtört es, — hinterläßt nur niedre Selbſtſucht,
Die Knauſerhoffnung auf Gewinn und Gold,
Selbſt baar des Scheins des Guten und des Schleiers
Der Heuchelei.

Doch prahlen laut die Lenker
Des Staats mit Völkerreichthum. Ihrer Rede
Wortreicher Fluß, der dem verwelkten Herzen
Entſtrömt, vergoldet ſelbſt das bittre Gift,
Das Völker tödtet. — —

Jedoch der Arme, deſſen Leben Sorge
Und Furcht iſt, den der Morgen nur erweckt
Zu unbelohnten Mühn; der ſeine Kinder
Nur jammern hört nach Brod und Nichts erblickt,
Als ihrer bleichen Mutter klageloſen
Blick und des Reichen ſtolzgebietend Auge,
Und rings um ſich den jammervollen Anblick
Von Tauſenden gleich ihm: — er achtet wenig
Der Redeblumen der Tyrannen; unverlöſchlich
Wie ſeiner Qual Gedächtniß iſt ſein Haß;
Er lacht des leeren Flitterſtaats der Worte,
Der bittren Hohn um ſeine Qualen wob;
Er fühlt die Schrecken der Tyrannenthaten
Und ihn hält nur der Arm der Macht gefeſſelt,

Die ſeine Feindſchaft kennt und fürchtet.
Noch zwingt der Armuth Eiſenſcepter ihren
Elenden Sklaven, ſeine Knie zu beugen
Vor'm Reichthum und mit unbelohnter Arbeit
Ein Leben zu vergiften, das des Troſtes
Zu leer iſt, um die Feſſeln zu befeſtigen,
Die ihn an ſein erbärmlich Schickſal ketten.

Ach, die niedere
Begier der Sinne hat ſo feſt gewunden
Um dieſer Erde Völker ihre Ketten,
Daß Alles, nur der Tugendhafte nicht,
Verkäuflich iſt. Gold oder Ruhm bezahlt
Den Preis, der Aller Selbſtſucht Allen hat
Beſtimmt, und nur des Redlichen entſchloſſenes
Und feſtes Wollen iſt nicht feil; denn ihn
Kann nicht der laute Preis des ſklaviſchen Pöbels,
Noch ſchmutz'ger Luſt beſudelndes Gelag
Beſtechen, ſeiner Seele hohe Würde
Der Tyrannei und Lüge zu verkaufen,
Ob auch in blutigrother Hand ſie ſchwingen
Das Scepter dieſer Welt.

Verkauft wird Alles.
Ja, ſelbſt des Himmels Licht iſt feil. Die Gaben,
Die überreich der Erde Liebe ſpendet,
Die kleinſten und verächtlichſten Geſchöpfe,

Die in der Tiefe hauſen; Alles, was
Das Leben friſtet, ja das Leben ſelbſt;
Das winzige Scherflein Freiheit, das dem Menſchen
Noch die Geſetze ſpenden; die Gemeinſchaft
Mit Menſchen, jene Pflichten, die ſein Herz
Aus Menſchenliebe zu verrichten ſchon
Ihn treiben ſollte, — 's wird zur Waare hier
Auf einem Markt, wo unverſchleierte
Selbſtſucht auf Jedes zeichnet ſeinen Preis,
Den Stempel ſeiner Herrſchaft. Selbſt die Liebe
Iſt käuflich. Sie, der Troſt für alles Weh,
Zerreißt mit Todesqualen nun das Herz;
In der zurückſchaudernden Umarmung
Selbſtſüchtiger Schönheit ruht mit fröſtelndem
Erzittern greiſes Alter, und der Jugend
Verderbte Triebe ſchaffen aus dem Gift
Des Handels ein entſetzlich Leben, während
Die Peſt, die aus freudloſer Sinnenluſt
Entſproßt, das ganze Menſchenleben füllt
Mit, gleich der Hydra, tauſendköpfigem Elend.

— — — —

Vision der Zukunft.

O seliger Erdball! Wirklichkeit des Himmels!
Nach dem die ruhelosen Seelen streben,
Die durch die Menschenwelt sich ewig drängen.
Du letztes Ziel von aller Menschen Hoffnung!
Wohin sich weder Kummer, Schmerz, Verbrechen,
Unwissenheit, noch Schwäch' und Krankheit wagen!
O seliger Erdball! Wirklichkeit des Himmels!

Genie sah dich in seinen glüh'nden Träumen,
Und deiner Schönheit Ahnung hat in's Herz,
Des Menschen jene Hoffnungen gelegt
Von Paradiesen, wo sich Liebende
Und Freunde wiedersehn, vereint für ewig.
Du bist das Ziel, nach dem ein Jeder strebt;
Der stete Lohn der That; und jene Seelen,
Die auf den Pfaden strebender Veränderung
Zum ew'gen Frieden deines Hafens schiffen,
Ruh'n dort von einer Ewigkeit des Wirkens,
Das deines Bau's Vollkommenheit erschuf.

Langſam und allmählig
Tagte der liebe Morgen; lange bräuten
Die mächtigen Wolken über den Gefilden,
Bis ſie vom Himmel ihrer Heimath rollten.
Im Anfang hielt Verbrechen ſeinen Lauf
Des Sieges über alle Hoffnung, kühn,
Mit frecher Stirn und unverhüllter Macht
Und in der Tugend Maske heiligte
Die Lüge lange Zeit die Thaten alle
Des Laſters und des Elends, bis ſie endlich,
Getödtet von dem eignen giftigen Stachel,
Die Welt verlaſſen, und der Geiſt iſt frei.
Nichts feſſelt mehr den kühnſten Flug der Schwingen
Der Leidenſchaft, und die Vernunft iſt nicht
Gebrandmarkt mehr mit Gottes Namen. Ruhig,
Doch mächtig brauſt empor die neue Gährung.
Befreit war die Vernunft, und ob auch wild
Die Leidenſchaft durch dichtverwachſ'ne Schluchten
Und Waldesnacht umgeb'ne Matten ſchweifte,
Zu einem Kranze ſeltne Blumen windend;
Doch, gleich der Biene, die zurück ſich wendet
Zu ihrer Königin, band ſie die ſchönſten
Um ihrer Schweſter Stirne, welche ſanft
Und ernſt die fröhliche kußte, die nicht mehr
Zu zittern brauchte vor der Züchtigung.

Mild war des Todes [illegible]ſamnahender Zwang;

Der ruhige Geiſt ſchwand unter ſeinem Griff,
Faſt ohne Furcht und ohne Seufzer, ruhig,
Gleich einem Wanderer nach fernen Landen,
Gleich ihm Erſtaunens voll und voll der Hoffnung.
Der Krankheit und des Siechthums Todeskeime
Erſtarben in dem Menſchen, und die Reinheit
Hat ihren irdiſchen Verehrern allen
Geſpendet ihrer Segensgaben Reichthum.
Wie kräftig des athletiſchen Alters Glieder!
Wie klar die offne, runzelloſe Stirn,
Wo weder Geiz und Trug, noch Stolz und Sorgen
Das Siegel greiſer Häßlichkeit gedrückt
Auf ſeines Alters vielverſchlung'ne Züge.
Wie lieblich iſt der Jugend kühne Stirne!
Der ſanftgeaugte Muth mit friſcheſtem
Reiz überkleidet; Muth der Seele, welcher
Sich ſcheut vor keinem Namen; hoher Wille,
Der durch des Lebens Traumgefilde furchtlos
Vereint mit Tugend, Lieb' und Freude wandert.

Die ſüße Knechtſchaft, die die Freiheit ſelbſt iſt,
Und die mit der Gefühle ſanfteſten Banden
Verwandte Sympathie'n der Menſchenherzen
Zuſammenfeſſelt, wird tyranniſche
Geſetze nicht mehr brauchen; jene zarten
Und ſchüchternen Gefühle ſproßten aus
Der Paradieſesunſchuld der Natur,

Und redeten vertrauend offen von
Dem erſten Sehnen kaum erwachter Liebe,
Gezügelt nicht von ſtumpfer, eigenſüchtiger
Keuſchheit, der Tugend jener Tugendhaften,
Die ſich der Sinnenſtumpfheit und der Kälte
Berühmen. Feiler Liebe Gift verdirbt
Nicht mehr des Glückes und des Lebens Quellen.
Zuſammen wallen Mann und Weib, in Liebe
Und in Vertrauen, frei und gleich und rein,
Der Tugend Bergespfade, die nicht mehr
Befleckt vom Blut ſind manchen Pilgerfußes.
Dort, wo durch lange Zeiten der Palaſt
Des Herrſcherſklaven ſich erhob und höhnte
Des Hungers tiefen Seufzer und die ſtumme
Thräne der Noth, ſtand nun ein Haufen morſcher
Ruinen, deren Steine Jahr nach Jahr
Herniederfielen auf den Boden und
Ein einſam Echo weckten; und die Blätter
Des alten Dornenſtrauchs, der auf der Spitze
Des höchſten Thurmes ſtand, wo des Königs Banner
Einſt wehte, bebten vor dem rauhen Sturm,
Der jenen Thurm umſauſt, und flüſterten
Seltſame Mährlein in des Sturmes Ohr.

Schwermüthige Winde ſangen in des Domes
Verödeten und himmelsoffnen Gängen
Ihr Leichenlied. Furchtbar erhaben war's

Des Glaubens und der Knechtſchaft Werke hier
Zu ſchaun, ſo prächtig groß und doch vergänglich,
Dem Leichnam gleich, der unter ihnen ruht;
Der Trauernden Geleit umgiebt ihn heute
Mit allem Pomp des Todes; über ihm
Prangt zum Gedächtniß lebengleicher Marmor;
Sein Name iſt im Mund von Tauſenden:
Doch morgen iſt ſein Leichnam Raub der Würmer,
Die ſich in Nacht und Schweigen an ihm letzen.

Umringt von düſtern, altersmorſchen Mauern
Der Kerker, ſpielten rothgewangte Kinder,
Furchtlos und frei, und wanden bunte Kränze
Für ihre reinen Stirnen aus dem grünen
Epheu und rothen Mauerblumen, welche
Des Kerkers nun ohnmächt'ges Graun verſpotten;
Die ſchweren Ketten und die Eiſengitter,
Verroſtend lagen ſie auf Mauertrümmern,
Die langſam ſich mit ihrer Muttererde
Vermiſchten. Dort des Tages voller Strahl,
Der nur mit mattem, ſiechem Scheine hellte
Der abgezehrten Knechtſchaft Wange, ſchien
Frei auf das reine Lächeln kindiſcher
Luſt jetzt herab. Die grauſe Stimme heiſerer
Verzweiflung dröhnte nicht mehr durch die Gänge
Der wiederhallenden Gewölbe; nur das ſanfte
Getön des Windes, der im Epheu ſpielt,

Und froher Vögel Jubel ſchallte rings.
Von dieſen Trümmern blieb bald keine Spur!
Und ihre Stoffe, weithin über unſern
Erdball verſtreuet, wurden nun in ſchöne
Geſtalten umgewandelt, die zu Dienern
Von allen ſegensreichen Trieben wurden.
So ward die Menſchenwelt vervollkommt, und
Die Erde wurde, gleich dem Kindlein unter
Der Liebe ſeiner Mutter, ſtark in jeder
Vortrefflichkeit und nahm mit jeden Jahrs
Verſchwinden zu an Adel und an Schönheit.

Weitling.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Alles Blut und alle Thränen, mit welchen das Volk bisher den welken Baum der Freiheit aufzufrischen gedachte, waren umsonst, weil seine Krankheit tiefer steckt, als man bisher wähnte. Bis zu seiner Wurzel, Brüder, laßt uns graben, denn da birgt sich die Larve des Eigennutzes, da frißt sie verborgener Weise das Lebensmark des jungen Baumes und bringt ihn der Verwelkung nahe!

„Verächtliches Metall! Ausfluß der Hölle! Der du das Samenkorn der Liebe in den Herzen der Menschen mit deinem siedenden Guß versengst, wie der Sirokko die grünenden Matten paradiesischer Ebenen, möchte ein Wunder dich wieder in die Tiefen der Erde versenken, aus welchen dich der Eigennutz mit der Aufopferung des Lebens ganzer Völker hat hervorholen lassen!

„Unnütze Schlacke! An welcher das Blut von Millionen klebt, die den armen Arbeiter mit Weib und Kind den Tod des Elends sterben läßt, weil sie dem Schwelger und Müssiggänger erlaubte, das

Mark aus ihren Knochen zu saugen; die der Arbeiter in Thränen, arbeitend und bittend, empfängt und mit Fluch und Thränen wieder ausgiebt, — fort mit dir, verschwinde endlich aus der Gesellschaft, die dein Götzendienst entweihte!

„Dein funkelnder Glanz ist das Wiederleuchten der bittren heißen Thränen der Armen, Wittwen und Waisen. So bitter und heiß diese Thränen auf das Gepräge deines Fürstenbildes fielen, so haben sie dasselbe doch noch nicht erweichen können, denn es ist in ein kaltes Erz gegraben.

„Tortes Metall, dessen Zauberglanz den ersten Krieg entzündet, den ersten Dolch geschliffen und das erste Schaffot gebaut, verschwinde aus unsrer Mitte, damit Verzeihung, Sicherheit und Friede ihre Wohnsitze wieder unter uns aufschlagen!

„Falscher Götze! Unter dessen Cultus die Schatten der Vorurtheile, des Aberglaubens und der Unwissenheit der Menschheit Aufklärung, Freude, Licht und Leben rauben, entweiche von uns mit deinen Lügenpriestern, damit der Mensch wieder wisse, daß er Mensch sei und nicht geschaffen ist, sich selbst zur Plage zu leben!

„Scheußlicher Klumpen, dessen sich die Ungerechtigkeit bediente, um das Heiligste zu verrathen, der Millionen in die Kerker warf und auf die Schaffote schleppte, der einen Heiland an das Kreuz schlug,

weil er ſeinen ſchädlichen Einfluß bekämpfte, ſei verflucht von nun an bis zu ewigen Zeiten!

„Das Verblühen ſtolzer Manneskraft zwiſchen feuchten und finſtern Kerkermauern iſt dein Werk! Du haſt die zitternde Hand des bleichen Verräthers mit deinem Gewichte beſchwert und ſeine Zunge verhindert, ein: „Führe uns nicht in Verſuchung!“ zu ſtammeln. Du biſt es, der dieſe hoffnungsvolle Jugend vor die Schlünde der Kanonen trieb, du haſt ſie gezwungen, kämpfend zu ſterben, weil du ihnen verweigerteſt, arbeitend zu leben.

„Die Thräne der Wuth, die im Auge des greiſen Vaters blitzt, die des Kummers und der Angſt, welche das Brod der Mutter netzt, die heißen Perlen, die auf den Buſen der armen, verlaſſenen Schweſter fallen, — du haſt ſie ausgepreßt.

„Ha! Wie ſie weinen, ſtöhnen, klagen und jammern in ihren verborgenen Kammern, dieſe armen, unglücklichen Geſchöpfe! Und keine Hilfe! Wie ſie ſich drehen und wenden auf dem dürftigen Lager der Entbehrung, während da drüben die Freude in Sammet und ſeidenen Kleidern rauſcht. Hier der herzzerreißende Schrei der Verzweiflung, dort der wilde Jubel der Ausgelaſſenheit.

„Hier die feine Damenwelt, widerleuchtend vom Glanz der Juwelen und Perlen, die Kleider beſchwert mit den koſtbarſten Spitzen; dort nicht ein-

mal der Fetzen einer wollenen Decke, um das arme, kranke Kind vor der Kälte der Jahreszeit zu schützen.

„Hier die feinsten Weine, um die Lippen der müßigen Welt zu begießen; dort der Wasserkrug für den durch des Tages Last und Hitze erschöpften Arbeiter.

„Hört ihr, wie sie Geld schreien von einem Winkel der Erde bis zum andern?

„Der Fürst und der Räuber, der Kaufmann und der Dieb, der Advokat und der Betrüger, der Priester und der Charlatan, Alles schreit Geld.

„Und auch du, Bettler, schreist Geld?

„Sie wissen und merken nicht, daß ihre Stunde kommt, die Stunde, wo es eine Schande sein wird, nach Geld zu schreien, und eine Sünde, welches erpressen zu wollen. —

Ferdinand Freiligrath.

I.

Von unten auf.

Ein Dämpfer kam von Biebrich: — ſtolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt' und räderte zu Thal, daß rechts und links die Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll, ſchoß er hinab keck und erfreut:
Den König, der in Preußen herrſcht, nach ſeiner Rheinburg trug er heut!

* * *

Die Sonne ſchien wie lauter Gold! Auftauchte ſchimmernd Stadt und Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel ſchier, und das Verdeck war blank und glatt!
Die Dielen blitzten friſch gebohnt, und auf den ſchmalen her und hin
Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin.

Nach allen Seiten ſchaut umher und winkte das erhab'ne Paar;
Des Rheingau's Reben grüßten ſie und auch dein Nußlaub, St. Goar!
Sie ſah'n zu Rhein, ſie ſah'n zu Berg: — wie war das Schifflein doch ſo nett!
Es ging ſich auf den Dielen faſt, als wie auf Sansſouci's Parket.

* * *

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der ſchwimmenden Pracht,
Da frißt und flammt das Element, das ſie von dannen ſchießen macht;
Da ſchafft in Ruß und Feuersgluth, der dieſes Glanzes Seele iſt,
Da ſteht und ſchürt und ordnet er — der „Proletarier," Maſchiniſt.

* * *

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauſcht der Rhein —
Er ſtiert den lieben langen Tag in ſeine Flammen nur hinein!
Im wollnen Hemde, halbernackt, vor ſeiner Eſſe muß er ſtehn,
Derweil ein König über ihm einſchlürft der Lüfte freies Wehn!

Jetzt iſt der Ofen zugekeilt, und Alles geht und Alles paßt;
So gönnt er auf Minuten denn ſich eine kurze Sklavenraſt.
Mit halbem Leibe taucht er auf aus ſeinem lodernden Verſteck;
In ſeiner Fallthür ſteht er da und überſchaut ſich das Verdeck.

* * *

Das glüh'nde Eiſen in der Hand, Antlitz und Arme roth erhitzt,
Mit der gewölbten haar'gen Bruſt auf das Geländer breit geſtützt —
So läßt er ſchweifen ſeinen Blick, ſo murrt er leis dem Fürſten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelſt **Du!**

* * *

„Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schooß,
„Tief unten, von der Noth geſpornt, da ſchür' und ſchmied' **Ich** mir mein Loos!
„Nicht meines nur, auch Deines, Herr! Wer hält die Räder Dir im Tact,
„Wenn nicht mit ſchwielenharter Fauſt der Heizer ſeine Eiſen packt?

„Du biſt viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
„Beherrſch' ich nicht, auf dem Du gehſt, den allzeit kochenden Vulkan?
„Es liegt an mir: — Ein Ruck von mir, Ein Schlag von mir zu dieſer Friſt
„Und ſiehe, das Gebäude ſtürzt, von welchem Du die Spitze biſt!

* * *

„Der Boden birſt, aufſchlägt die Gluth und ſprengt Dich krachend in die Luft!
„Wir aber ſteigen feuerfeſt aufwärts an's Licht aus unſ'rer Gruft!
„Wir ſind die Kraft! Wir hämmern jung, das alte morſche Ding, den Staat,
„Die wir von Gottes Zorne ſind bis jetzt das Proletariat!

* * *

„Dann ſchreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern, ſtark und breit,
„Ein neuer Sanct Chriſtophorus, trag' ich den Chriſt der neuen Zeit!
„Ich bin der Rieſe, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfeſt
„Ueber den toſenden Strom der Zeit der Heiland Geiſt ſich tragen läßt!"

So hat in ſeinen grauen Bart der grollende Cyklop gemurrt:
Dann geht er wieder an ſein Werk, nimmt ſein Geſchirr und ſtocht und purrt.
Die Hebel knirſchen auf und ab, die Flamme ſtrahlt ihm in's Geſicht,
Der Dampf rumort, — er aber ſagt: „Heut, ſternig Element, noch nicht!“

* * *

Der bunte Dämpfer unterdeß legt vor Kapellen ziſchend an:
Sechsſpännig fährt die Majeſtät den jungen Stolzenfels hinan.
Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von ſeinen Flammen nur beherrſcht,
Lacht er: „Ei! Wie man immer doch für künftige Ruinen ſorgt!“

2.

Die Klagen der Armen.

(Nach Robert Southey.)

„Und warum klagt das arme Volk?“
Frug mich der reiche Mann.
„Komm,“ ſprach ich, „geh hinaus mit mir.
„Daß ich's dir ſagen kann!“

*

'S war Abend, und im Schneetuch lag
Der Straßen öd' Revier;
Wir hatten Rock und Mantel an
Und dennoch froren wir.

*

Ein alter Mann trat auf uns zu;
Sein Haar war dünn und weiß.
Warum er jetzt noch draußen ſei,
Frug ich denſelben Greis.

Er ſprach, es wäre freilich kalt,
Doch Feuer hätt' er nicht;
So bät' er denn um Gaben noch
Bei Froſt und Sternenlicht.

*

Wir ſah'n ein jung barfüßig Kind
In ſchlechter, dürft'ger Tracht;
Ich frug, warum es draußen ſei
In ſolcher Winternacht.

*

Es ſprach: „Mein Vater iſt zu Haus;
„Krank liegt er auf den Tod;
„Drum hat man mich hinausgeſchickt,
„Zu betteln noch um Brod!"

*

Auf einer Frauen bleich Geſicht
Fiel der Laterne Schein;
Ein Kind im Korb, eins an der Bruſt —
So ſaß ſie auf dem Stein.

*

Ich frug, was ſie verzöge nur
Im eiſ'gen Abendwind;
Umſchauend, hieß ſie ſtille ſein
Im Tragekorb das Kind.

Danach: „Mein Mann iſt ein Soldat,
„Schlägt für den König ſich;
„Nach meinem fernen Kirchſpiel drum
„Heimbetteln muß ich mich.“

*

Gesunk'nen Auges, leicht geſchürzt
Sah'n wir ein Mädchen dann;
Mit dem frechen Blick der Buhlerin
Trat ſie die Wandler an.

*

Ich frug: „Was Süßes hat die Schuld,
„Das dich zu ſpätem Harm,
„Das dich zu Schmach und Siechthum lockt?“ —
Sie ſagte: „Ich bin arm!“

*

Drauf zu dem Reichen wandt' ich mich:
Da ſtand er ſprachlos ſchier;
„Du frugſt: Was klagt das arme Volk?
„Und dieſe ſagten's Dir!“

3.

Trotz alledem!

(Nach Robert Burns.)

Ob Armuth euer Loos auch sei,
Hebt hoch die Stirn, trotz alledem!
Geht kühn den feigen Knecht vorbei;
Wagt's, arm zu sein, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem
Trotz niederm Pack und alledem!
Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!

*

Und sitzt ihr auch beim kargen Mahl
In Zwilch und Lein und alledem,
Gönnt Schurken Sammt und Goldpocal —
Ein Mann ist Mann, trotz alledem!

Trotz alledem und alledem,
Trotz Prunk und Pracht und alledem!
Der brave Mann, wie dürftig auch,
Iſt König doch trotz alledem.

*

Heißt „gnäd'ger Herr" das Bürſchchen dort,
Man ſieht's am Stolz und alledem;
Doch lenkt auch Hunderte ſein Wort,
'S iſt nur ein Tropf trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Band und Stern und alledem!
Der Mann von unabhäng'gem Sinn
Sieht zu und lacht zu alledem.

*

Ein Fürſt macht Ritter, wenn er ſpricht,
Mit Sporn und Schild und alledem:
Den braven Mann creirt er nicht,
Der ſteht zu hoch trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Würdenſchnack und alledem —
Des innern Werthes ſtolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem.

Drum Jeder fleh', daß es geſchehʼ,
Wie es geſchieht trotz alledem,
Daß Werth und Kern, ſo nah wie fern,
Den Sieg erringt trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Es kommt dazu trotz alledem,
Daß rings der Menſch die Bruderhand
Dem Menſchen reicht trotz alledem.

Anaſtaſius Grün.

Ungebetene Gäste.

Des Festes Ordner schreitet durch den Saal,
Ein kleiner Herrgott, dessen Wort befahl:
„Verkörpert sei der Seele liebster Traum,
„Das schuf sein Gotteswort: Es werde Licht!“
Wie Stern bei Stern, rings Kerz' an Kerze dicht!
Ein glanzvoll Firmament war dieser Raum;
Als Monde, Sonnen um den Glanzpreis ringen
Lichtgloben, Candelaber, Girandolen;
Daß nicht den Lichtbewohnern fehlen Schwingen,
Wob Flügel auch Musik um Leib und Sohlen.

Nun trittst du, Jungfrau, ein mit zagem Tritt,
In's dunkle Trugmeer Welt dein erster Schritt!
Du bebst und könntest kühn, allein von Allen,
Aufrecht und stolz im schärfsten Lichtstrahl wallen,
Denn deines Leibs entdeckt er keine Fehle
Und findet keinen Makel deiner Seele.

Und doch führſt du zum Feſt an zarter Hand
Ein wüſt Gefolg unheimlicher Geſtalten,
Unzart ihr Leib, unfeſtlich ihr Gewand,
Geballt die Fauſt beinah, die Stirn in Falten,
Nicht kennend der Geſellſchaft Grund und Feſte,
Die Satzung, bändigend die Anarchie,
Von Frack und Handſchuh, von Cravat' und Weſte.
Fortwies empört der Troß der Diener ſie,
Doch ſieht mein Aug' allein die finſtern Gäſte.

Da iſt ein Mann, Seewaſſer in den Haaren,
Ein landgeborner Triton, der gefahren
In ſeiner Glocke dunklem Todtenſchrein
Zum tiefſten Meeresgrund, um deinetwegen,
Dir ſchöne Perlen um den Hals zu legen.
Der hat ein Anrecht wohl, dir nah zu ſein? —
Da iſt der Bergmann, ein ergreiſter Knabe,
Mit Schurzfell, Grubenlicht und Hämmerlein;
Er hat ſich ſelbſt geweiht zu frühem Grabe;
Aus grünen Thalen, ſonnger Luft gebannt,
Daß aus der Tiefe goldnes Erz er bringe
Für deine blanken Spangen, deine Ringe,
Die neidenswerth dir küſſen Arm und Hand;
Der Lampe rothes Züngelein überſchimmert
Gar ſeltſam grell den Glanz, der ringsum flimmert,
Ein Blutfleck ſcheint's, auf weißen Schleier fallend,

Ein Wehſchrei durch des Wohllaut's Wogen ſchallend! —
Da iſt ein Mann, der Rieſenberge Sohn,
Ein frommer Chriſt! Er betet, huſtet, faſtet
Am Webeſtuhl, deß' Schifflein nimmer raſtet,
Und darbt mit Weib und Kind ſeit Jahren ſchon,
Der Linnen feinſt' Geweb um dich zu legen,
Das dich umſchmiegt, rein wie ein Vaterſegen. —
Da iſt die Blumenmaid, Jungfrau wie du,
Doch bleich und abgehärmt! Kein Frühlingswind
Spielt je um's Lockenhaar dem blaſſen Kind:
Sie ſchloß ihr Thor den Frühlingswonnen zu,
Um ſelbſt dein Lenz zu ſein in Winterruh',
Dir Blumen bildend aus bemalten Flittern,
Die farbig als Guirland um's Haupt dir zittern,
Wenn ſtarr die Erde, todeskalt die Luft;
Dem Kranz doch fehlt die Blumenſeele: Duft;
Mahnt er dich nicht an Jene, die ihn wand? —
Da iſt das fremde Weib mit kranken Buben,
Ein Feigenblatt von Woll ihr Feſtgewand.
Man hieße frech es, wär' es nicht ſo elend!
Sie leben wühlend in Braſiliens Gruben,
Den Demant dir und ſich das Fieber wühlend. —
Da iſt ein Knabe, vorgereift dem Alter,
Geſandt zum Seelentod in Laſterſchulen,
Zur großen Werkſtatt mit den Seidenſpulen,
Ein Bändchen dir zu wirken, bunt wie Falter;

E. [illegible] ein Seidenwürmlein, — ſterben muß es
Bevor zum Flug entfaltet ſeine Schwingen!
Leichtſinnig flattern deines Bandes Schlingen;
Vergaß es ganz das Säuſeln ſeines Grußes? —
Da iſt ein Seemann, braun vom Sonnenbade,
Mit rother Schärp' und braunem Lederhut:
Er fuhr durch Sturmwindbrauſen, Tropenglut,
Damit ein Schawl von Hindoſtan's Geſtade
Dir weich und warm mag um die Schultern fallen,
Daß nicht im Frei'n der Nachtluft leiſes Wallen
Den tanzerhitzten Lebensgeiſtern ſchade.

Zerſtört, geknickt, entweiht ſo viele Leben,
Daß du ein Stündchen magſt im Reigen ſchweben,
O Jungfrau, unſchuldsvoll und ſeelenrein!
Du ſiehſt ſie nicht, ich ſchaue ſie allein
An Deine Lichtgeſtalt ſich finſter reih'n,
Und frage nicht die ſchwarzen Schatten weiter
Der dunkleren Geſtalten Feſtbegleiter.

Georg Weerth.

Lieder aus Lancaſhire.

1. „Sie ſaßen auf den Bänken.“

Sie ſaßen auf den Bänken,
Sie ſaßen um ihren Tiſch,
Sie ließen Bier ſich ſchenken
Und zechten fromm und friſch.
Sie kannten keine Sorgen,
Sie kannten kein Weh' und Ach,
Sie kannten kein Geſtern und Morgen,
Sie lebten nur dieſen Tag.

Sie ſaßen unter der Erle —
Schön war des Sommers Zier.
Wilde, zorn'ge Kerle
Aus Yorkſ und Lancaſhire.
Sie ſangen aus rauhen Kehlen,
Sie ſaßen bis zur Nacht,
Sie ließen ſich erzählen
„Von der ſchleſiſchen Weberſchlacht.“

Und als ſie Alles wußten, —
Thränen vergoſſen ſie faſt.
Auffuhren die robuſten
Geſellen in toller Haſt.
Sie ballten die Fäuſte und ſchwangen
Die Hüte im Sturme da;
Wälder und Wieſen klangen:
„Glück auf, Sileſia!“

2. „Herüber zog eine ſchwarze Nacht.“

Herüber zog eine ſchwarze Nacht.
Die Föhren rauſchten im Sturme;
Es hat das Wetter wild zerkracht
Die Kirche mit ihrem Thurme.

Zerſchmettert das Kreuz; zerdrückt der Altar;
Zermalmt das Gebein in den Särgen —
Die gothiſchen Bögen wälzen ſich
Donnernd hinab von den Bergen.

Zum Dorfe ſtürzt ſich Thurm und Chor
Als wie zu einem Grabe —
Da fährt entſetzt vom Lager empor
Und ſpricht zur Mutter der Knabe:

„Ach Mutter, mir träumte ein Traum ſo ſchwer,
„Das hat den Schlaf mir verdorben.
„Ach Mutter, mir träumte, ſo eben wär'
„Der liebe Herr Gott geſtorben.“

3. „Das iſt das Haus am ſchwarzen Moor.“

Das iſt das Haus am ſchwarzen Moor,
Wer dort im letzten Winter fror,
Der friert dort nicht in dieſem Jahr —
Er ſank ſchon längſt auf die Todtenbahr.

Das iſt das Haus am ſchwarzen Moor,
Das Haus, wo der alte Jan erfror.
Zur Thür gewandt das weiße Geſicht,
Starb er und wußt' es ſelber nicht.

Er ſtarb. — Da kam, wie ein ſcheues Reh,
Der Tag und hüpfte über den Schnee.
„Guten Morgen Jan! Guten Morgen Jan!“ —
Der Jan keine Antwort geben kann.

Da erhuben die Glocken ihr hell Geläut;
Sie ſangen und klangen und riefen ſo weit:
„Guten Morgen Jan! Guten Morgen Jan!“ —
Der Jan keine Antwort geben kann.

Da kamen die Kinder aus der Stadt:
„Wir wiſſen, wie lieb er uns alle hat;
„Guten Morgen Jan! Guten Morgen Jan!“ —
Der Jan keine Antwort geben kann.

Tag, Glocken und Kinder er nicht verſtund.
Da nahte die ſonnige Mittagſtund'.
Da nahte ein armes Weib: „Mein Jan,
„Willſt eſſen und trinken nicht, alter Mann?"

„Sieh, was ich brachte Dir aus der Stadt;
„Sollſt froh nun werden und warm und ſatt!" —
Die Alte ſah lange auf ihren Jan,
Da fing ſie bitter zu weinen an.

Da weinte ſie an dem ſchwarzen Moor,
Am Moor, wo der alte Jan erfror;
Da weinte ſie ihr brennend Weh
Hinunter in den kalten Schnee.

4. „Die hundert Männer von Haswell." *)

Die hundert Männer von Haswell,
Die ſtarben an einem Tag;
Die ſtarben zu einer Stunde;
Die ſtarben auf einen Schlag.

Und als ſie ſtill begraben,
Da kamen wohl hundert Frau'n;
Wohl hundert Frauen von Haswell,
Gar kläglich anzuſchau'n.

Sie kamen mit ihren Kindern,
Sie kamen mit Tochter und Sohn:
„Du reicher Herr von Haswell,
„Nun gieb uns unſern Lohn!"

Der reiche Herr von Haswell,
Der ſtand nicht lange an.
Er zahlte wohl den Wochenlohn
Für jeden geſtorb'nen Mann.

---

*) In den Kohlengruben zu Haswell kamen 1844 hundert Menſchen um's Leben. Das Verdict lautete: Viſitation of God!

Und als der Lohn bezahlet,
Da schloß er die Kiste zu.
Die eisernen Riegel klangen,
Die Weiber weinten dazu.

5. „Der alte Wirth in Lancaſhire."

Der alte Wirth in Lancaſhire
Der zapft ein jämmerliches Bier;
Er zapft' es geſtern, er zapft' es heute,
Er zapft es immerfort für arme Leute.

Die armen Leut' in Lancaſhire
Die gehen oft durch ſeine Thür;
Sie geh'n in Schuhen, die verſchliſſen,
Sie kommen in Röcken, die zerriſſen.

Der Erſte von dem armen Pack
Das iſt der bleiche, ſtille Jack.
Der ſpricht: „Und was ich auch begonnen,
„Hab' nimmer Seide dabei geſponnen!"

Und Tom begann: „Schon manches Jahr
„Spann' ich die Fäden fein und klar;
„Das wollne Kleid mocht Manchem frommen,
„Bin ſelbſt aber nie in die Wolle gekommen!"

Und Bill darauf: „Mit treuer Hand
„Führt ich den Pflug durch brittiſch Land;
„Die Saaten ſah' ich luſtig prangen —
„Bin ſelbſt aber hungrig nach Bett gegangen!"

Und weiter ſchallt's: „Aus tiefem Schacht
„Hat Ben manch Fuder Kohlen gebracht;
„Doch als ſein Weib ein Kind geboren,
„God-dam, — iſt Weib und Kind erfroren!“

Und Jack und Tom und Bill und Ben —
Sie riefen alleſammt: „God-dam!“ —
Und ſelbe Nacht auf weichem Flaume
Ein Reicher lag in böſem Traume.

Heinrich Heine.

I. Pomare.

Alle Liebesgötter jauchzen
Mir im Herzen, und Fanfare
Blasen sie und rufen: Heil!
Heil der Königin Pomare!

Jener nicht von Otaïti,
(Missionärisirt ist jene,)
Die ich meine, die ist wild,
Eine ungezähmte Schöne.

Zweimal in der Woche zeigt sie
Oeffentlich sich ihrem Volke,
In dem Garten Mabill's, tanzt
Dort den Cancan und die Polke.

Majestät in jedem Schritte,
Jede Beugung Huld und Gnade,
Eine Fürstin jeder Zoll,
Von der Hüfte bis zur Wade —

Alſo tanzt ſie — und es blaſen
Liebesgötter die Fanfare
Mir im Herzen, rufen: Heil!
Heil der Königin Pomare!

2. Dieſelbe.

Sie tanzt. Wie ſie das Leibchen wiegt!
Wie jedes Glied ſich zierlich biegt!
Das iſt ein Flattern und ein Schwingen,
Um wahrlich aus der Haut zu ſpringen.

Sie tanzt. Wenn ſie ſich wirbelnd dreht,
Auf einem Fuß, und ſtille ſteht
Zuletzt mit ausgeſtreckten Armen,
Mag Gott ſich meiner Vernunft erbarmen.

Sie tanzt. Derſelbe Tanz iſt das,
Den einſt die Tochter Herodias
Getanzt vor dem Judenkönig Herodes.
Ihr Auge ſprüht wie Blitze des Todes.

Sie tanzt mich raſend. — Ich werde toll —
Sprich, Weib, was ich Dir ſchenken ſoll?
Du lächelſt? Heda, Trabanten! Läufer!
Man ſchlage ab das Haupt dem Täufer!

3. Eine Andre.

Geſtern noch für's liebe Brod
Wälzte ſie ſich tief im Koth;
Aber heute ſchon mit Vieren
Fährt das ſtolze Weib ſpazieren.
In die ſeidnen Kiſſen drückt
Sie das Lockenhaupt, und blickt
Vornehm auf den großen Haufen
Derer, die zu Fuße laufen.

Wenn ich Dich ſo fahren ſeh,
Thut es mir im Herzen weh.
Ach, es wird Dich dieſer Wagen
Nach dem Hospitale tragen,
Wo der Carabin zuletzt
Deinen ſchönen Leib zerfetzt.
Deine Roſſe trifft nicht minder
Einſt zu Montfaucon der Schinder.

4. Guter Rath.

Wenn Dich ein Weib verrathen hat,
So liebe flink eine Andre.
Noch beſſer wär's, Du verließeſt die Stadt —
Schnüre den Ranzen und wandre!

Du findeſt bald einen blauen See,
Umringt von Trauerweiden;
Hier weinſt Du aus Dein ganzes Weh
Und Deine engen Leiden.

Doch weiter! weiter! Laß hinter Dir
Die Menſchenſorgen liegen,
Erſteige den Berg, das Luftrevier,
Wo ſtolze Adler fliegen.

Dort wirſt Du ſelbſt ein Adler faſt,
Du biſt wie neugeboren,
Du fühlſt Dich frei, Du fühlſt, Du haſt
Da unten nicht viel verloren.

3. Zur Doctrin.

Laß Dich nicht kirren, laß Dich nicht wirren
Durch goldne Aepfel in Deinem Lauf;
Die Schwerter klirren, die Pfeile ſchwirren,
Doch halten ſie nicht den Helden auf.

Ein kühnes Beginnen iſt halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt!
Kein langes Beſinnen! Die Königinnen
Erwarten ſchon knieend den Sieger im Zelt.

Wir ſind die Erben. Wir ſchlagen in Scherben
Die Becher, woraus wir getrunken ſchon!
Und müſſen wir ſterben, zuletzt wir erwerben
Den ſchönen Triumphtod in Babylon.

6. Das Wiegenlied.

Im Wald, in der Köhlerhütte ſitzt
Trübſinnig allein der König;
Er ſitzt an der Wiege des Köhlerkinds
Und wiegt und ſingt eintönig:

Gyapopeya, was raſchelt im Stroh,
Was blöken im Stalle die Schafe —
Du trägſt das Zeichen auf der Stirn',
Und lächelſt ſo furchtbar im Schlafe!

Gyapopeya, das Kätzchen iſt todt —
Du trägſt auf der Stirne das Zeichen!
Du wirſt ein Mann und ſchwingſt das Beil,
Schon zittern im Walde die Eichen.

Der alte Köhlerglaube verſchwand,
Es glauben die Köhlerkinder —
Gyapopeya, — nicht mehr an Gott,
Und an den König noch minder.

Das Kätzchen iſt todt, die Mäuschen ſind froh —
Wir müſſen zu Schanden werden —
Gyapopeya — im Himmel der Gott,
Und ich, der König, auf Erden.

Mein Muth erliſcht, mein Herz iſt krank,
Und täglich wird es kränker —
Gyapopeya — Du Köhlerkind,
Ich weiß es, Du biſt mein Henker.

Dein Wiegenlied iſt mein Todesgeſang —
Gyapopeya — die greiſen
Haarlocken ſchneideſt Du ab zuvor —
Im Nacken klirrt mir das Eiſen.

Gyapopeya, was raſchelt im Stroh —
Du haſt das Reich erworben,
Und ſchlägſt mir das Haupt herab vom Rumpf —
Das Kätzchen iſt geſtorben.

Gyapopeya, was raſchelt im Stroh,
Was blöken im Stalle die Schafe?
Das Kätzchen iſt todt, die Mäuschen ſind froh —
Schlafe, mein Henkerchen, ſchlafe!

7. Die ſchleſiſchen Weber.

(Vom Dichter revidirt.)

Im düſtern Auge keine Thräne,
Sie ſitzen am Webſtuhl und fletſchen die Zähne:
Deutſchland, wir weben Dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöthen;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt —
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unſer Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groſchen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erſchießen läßt —
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falſchen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulniß und Moder den Wurm erquickt —
Wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webſtuhl kracht,
Wir weben emſig Tag und Nacht —
Altdeutſchland, wir weben Dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, wir weben!

Adolph Schults.

Ein neues Lied von den Webern.

Die Weber haben ſchlechte Zeit —
Doch wer iſt Schuld an ihrem Leid?
Einleuchten muß es Jedermann:
Sie ſelber nur ſind Schuld daran.
Das alte Wort bewährt ſich ſtets,
Das Sprichwort: Wie man's treibt, ſo geht's!
Sie ſollten, ſtatt zu klagen, weben,
So könnten ſie gemächlich leben.

Die Weber haben ſchlechte Zeit —
Doch wer iſt Schuld an ihrem Leid?
Was ſoll der übermäß'ge Putz?
Wozu iſt der dem Volke nutz?
Braucht denn zum Rock ein Weber Tuch?
Iſt ihm ein Kittel nicht genug?
Sie ſollten, ſtatt zu prunken, weben,
So könnten ſie gemächlich leben.

Die Weber haben ſchlechte Zeit —
Doch wer iſt Schuld an ihrem Leid?
Was hungern ſie nach Fleiſch, nach Bier?
Sie ſollten zügeln ihre Gier!
Das Sprichwort ſagt: Geſalzen Brot
Und Waſſer färbt die Wangen roth!
Sie ſollten, ſtatt zu praſſen, weben,
So könnten ſie gemächlich leben.

Die Weber haben ſchlechte Zeit —
Doch wer iſt Schuld an ihrem Leid?
Sonntag wird's Keinem je zu bald,
Da heißt es denn um Mittag: halt!
Dann gehn ſie dem Vergnügen nach
Den ganzen lieben Nachmittag;
Sie ſollten, ſtatt zu ſchwärmen, weben,
So könnten ſie gemächlich leben.

Die Weber haben ſchlechte Zeit —
Doch wer iſt Schuld an ihrem Leid?
Die Morgenſtund hat Gold im Mund,
Früh aufſtehn iſt dem Leib geſund;
Sie ſollten wach ſein früh am Tag,
Punkt Viere mit dem Glockenſchlag:
Sie ſollten, ſtatt zu ſchlafen, weben,
So könnten ſie gemächlich leben.

Die Weber haben ſchlechte Zeit —
Doch wer iſt Schuld an ihrem Leid?
Vier Stunden ſind zum Schlaf genug,
Drum fragen wir mit gutem Fug:
Wer heißt die Trägen denn um Zehn
Am Abend ſchon zu Bette gehn?
Sie ſollten hübſch bis Zwölfe weben,
Dann könnten ſie gemächlich leben.

Karl Eck.

Waldfrevel.

Seht Ihr das Wogenmeer der goldnen Aehren!
Seht Ihr auf Hügeln rings die Trauben blühn!
Nicht Euer wird die Frucht, laßt Euch belehren,
Geboren seid Ihr nur zu ew'gen Müh'n;
Gehorchen dürft Ihr — hungern und entbehren,
Für Euch in Ueppigkeit schwelgt der Despot;
Er kennt nicht Eure — nur des Weines Zähren —
Das arme Volk, es seufzet still nach Brod!

Wohl pflegt man Herrenwild in deutschen Wäldern,
Und schützt es sorgend vor Gefahr und Noth;
Verwüstend zieht es in des Landmann's Feldern,
Und bringt, o Schmerz! der jungen Saat den Tod.
Die Sonne sieht den Gräu'l und ist vor Schämen
Des Morgens und des Abends zornesroth.
Wird sich der Wildherr ob der Saaten grämen?
Was kümmert ihn des armen Volkes Noth?

In kahlen Wänden einer offnen Hütte,
Durchsauſt von Nordwinds ſchütternder Gewalt,
Liegt ſterbend auf des öden Strohes Schütte
Im Fieber eine menſchliche Geſtalt. —
„Hu! welch ein Froſt! Weh! mein Gebein durch-
rüttelnd!
„Ein wärmend Feuer linderte die Noth!
„O geh, mein Sohn, zum Walde, Reiſig ſchüt-
telnd;
„Befolge Deines Vaters Schmerzgebot! —"

Der Burſche geht. Es flüſtert in den Föhren
Der Wind, ernſt bittend: Halte ein!
Doch darf den Liebenden die Warnung ſtören?
Harrt nicht ſein Vater dort in Fieberpein? —
Mit Holz beladen will er heimwärts ziehen,
Da donnert: Halt! des Förſters Machtgebot.
Der Knabe wirft die Bürde hin, will fliehen,
Da fällt ein Schuß — er liegt im Blute roth.

Da liegt ein Weh verſtummt auf ſtummer Halde,
Ein Jüngling — Frühling auf der Herbſtesflur.
Der Jäger ſchoß 'nen Wilddieb in dem Walde,
Und folgt kein Richter ſolcher blut'gen Spur?

„Dem treuen Förſter ſchnell ein Ehrenzeichen"
— Ruft der Miniſter froh und der Despot —
„Nicht treuere Diener giebt's, wie ſeinesgleichen."
Nun ſchreit das Volk: „Gerechtigkeit und Brod!"

G. M. R . . h . . s.

Zueignung.

(An L....)

An Deinen Thränen hab' ich groß geſäugt
Den Haß, der heiß mein Innerſtes durchfluthet,
Den Haß, der niemals vor dem Kreuz ſich beugt,
Woran die Menſchheit ſtill zu Tode blutet;

Den Haß, der gegen die Geſellſchaft glüht,
Die geißelnd treibt das Volk zu hartem Frohne,
Die um des Goldes eitlen Glanz ſich müht,
Und auf die Dummheit legt die Ehrenkrone.

An Deinem Schmerz, der wie ein blutend Reh,
Das furchtſam ſpähet aus des Waldes Grotte,
Aus Deinem Auge ſtarrt mit ſtillem Weh',
Weil Dich verfolgt die Welt mit ihrem Spotte.

Hab' ich des eignen Schmerzes Gluth genährt,
Der Menschheit Elend tief und warm empfunden;
Und was so laut in meinem Busen gährt,
Das wand sich los in mitternächt'gen Stunden.

Dein süßes Bild, das Schmerz wie Liebe eint,
Es sah so bleich auf meine Träume nieder!
Die heißen Thränen, die Dein Aug' geweint,
Du siehst sie hier im Spiegel meiner Lieder.

1. An die Arbeiter.

Auf! die Blicke frei nach oben,
Zu dem goldnen Aethermeer!
Auf! Die Stirne kühn gehoben
Und das Auge thränenleer!
Ja, Ihr ſollt Euch kühn erheben,
Fühlen Eure Würde ganz:
Eurem Ringen, Eurem Streben,
Euch gebührt ein voller Kranz!

Lobt nicht, was mit Rieſenadern
Auf zum Wolkenhimmel ſtürmt,
Was aus ſchweren, ſtolzen Quadern
Rings ſo herrlich aufgethürmt,
Lobt nicht, was an allen Enden
Nutzen, Segen, Leben ſchafft,
Was gemacht von Menſchenhänden,
Eure Wirkſamkeit und Kraft?

Ja, Ihr habt gewirkt, gerungen
Regen Eifers, flink und flott,
Habt den Hammer kühn geſchwungen,
Und die Art, trotz Hohn und Spott.
Auf des Dampfes ſchnellem Roſſe
Tragt Ihr uns von Ort zu Ort;
Donner gebt Ihr dem Geſchoſſe,
Flügel und Geſtalt dem Wort.

Auf darum, den Blick nach oben
Zu dem goldnen Aethermeer!
Auf, die Stirne kühn gehoben
Und das Auge thränenleer!
Hat die Welt Euch frech betrogen
Und des Lebens Reiz geraubt;
Nicht den Rücken drum gebogen,
Hebet frei und ſtolz das Haupt.

Will der Himmel zürnen, grollen,
Hüllt er ſich in dunkle Pracht;
Wie die lauten Donner rollen,
Blitze zucken durch die Nacht!
Alſo Ihr: laßt trotzig flammen,
Was empört Eu'r Blut und Mark;
Tretet wie Ein Mann zuſammen,
Denn vereinigt ſeid Ihr ſtark.

Myriaden Tropfen fallen
In das große Weltenmeer!
Wenn die Fluthen brausend schwallen,
Stürzt dahin das stärkste Wehr.
Nun wohlan denn; laßt es fluthen,
Laßt es donnern auch einmal,
Oder wollt Ihr ewig bluten
An der Knechtschaft kaltem Stahl?

2. Proletarierlied.

Aus den Hütten, ſo in Staub zerfallen,
Aus des Elends ſchauerlichen Reichen,
Aus des Moderhauches gift'gen Krallen
Treten wir heraus: lebend'ge Leichen.

Treten wir hinaus an's Licht der Sonne,
Hehre Sonne dort am Himmelsbogen!
Grüßen Dich in Jubel und in Wonne,
Unſrem Anblick ach! ſo lang' entzogen.

Grüßen Dich, Du ſchöne weite Erde!
Grüßen Berg und Thal und Flur und Wieſen,
Und des Himmels weiße Wolkenheerde,
Und die Blumen, die am Wege ſprießen.

Bei dem Anblick dieſer grünen Matten, —
Nur gewohnt an ſchauerliche Oede —
Wie ſie ach! ſo jäh, ſo bald ermatten,
Unſre Augen noch ſo ſcheu und blöde.

Strahl der Sonne, hebſt die goldne Aehre!
Läßt mit Purpur rings die Roſen prangen!
Unſre Blicke richte und verkläre,
Färbe roth auch unſre blaſſen Wangen.

Von den Bergen freiheitsſchwangre Lüfte
Wehet Muth in unſre kranken Herzen!
Aus den Gründen linde Blumendüfte
Scheuchet weg vergang'ner Tage Schmerzen.

O Natur! Du Mutter aller Weſen,
Die Du alle willſt mit Liebe laben,
Alle haſt zur Seligkeit erleſen,
Unerforſchlich groß biſt und erhaben!

Höre unſre heiligſten Entſchlüſſe!
Höre, was wir waren und treu Dir ſchwören!
Tragt die Kunde an das Meer, ihr Flüſſe!
Rauſch' es Lenzluft durch die dunklen Föhren!

Rauſch' es über Berge, Thäler, Hügel!
Rauſch' es hin vor gottgeſalbte Thronen!
Trag' es hin mit morgenrothem Flügel
In die Hütten, wo die Armen wohnen:

Was wir wollen, was wir kühn beſchloſſen,
Lichtglanz, der in unſre Nacht gedrungen! —
Sammelt Euch um uns, ihr Bundsgenoſſen,
Daß wir's frei bekennen mit den Zungen:

Schweren Frevel haben wir begangen,
Daß wir ſtill der Reichen Joch getragen.
Unſrer Weiber todtenblaſſe Wangen
Und der Kinder, wie ſie feig uns klagen;

Daß wir unſre höchſte, ſchönſte Würde
Unſ're Menſchheit ließen jählings rauben;
Und entmenſcht der Hölle Fluch und Bürde
Trugen in verkehrtem Wahn und Glauben.

O wir kennen unſre Schmach und Schande!
Aber enden ſoll ſie, enden, enden!
Abgeſchüttelt die verfluchten Bande
Und mit uns, ſo wollen wir's vollenden.

Was wir wollen: wieder menſchlich leben,
Menſchlich fühlen, handeln und empfinden,
In des Geiſtes freiem Wirken, Streben,
Unſres Lebens höchſten Segen finden.

Antheil haben an den ſchönen Gaben,
Die ſo überreich die Erde ſpendet.
An des Lebens reichem Born uns laben
Und am Gold, das uns der Himmel ſendet.

Aus den Hütten, ſo in Staub zerfallen,
Treten wir hinaus: an's Licht der Sonne.
Fluch den Drängern in den ſtolzen Hallen
Und der Menſchheit Frieden, Heil und Wonne!

3 „Wie biſt Du doch ſo arg verachtet.“

Wie biſt Du doch ſo arg verachtet,
Wie biſt Du elend, arm und bloß;
Dein Auge iſt ſo trüb' umnachtet,
Und tauſend Qualen ſind Dein Loos!
Wie liegſt Du doch am Weg zertreten,
Verhöhnt und jedes Schmuckes baar,
Wie eine Kön'gin mit zerwehten
Gelock' in der Gefang'nen Schaar!

O Menſch! Um Deine ſchönſte Krone,
Um Deiner Menſchheit reichſten Schmuck,
Da kämpfen finſtere Dämone
Und jäh erliegſt Du ihrem Druck.
Du folgeſt ihren kalten Schatten
Und merkſt den giftigen Brodem nicht,
Und Deine Schwingen bald ermatten,
Und Deine Blüthe ſtirbt und bricht.

O Menſchheit! In des Kindes Auge
Da lebt noch Deine reine Spur,
Das noch, verſchont vor giftger Lauge,
Nur folgt der heiligen Natur.

Da regt ſich's, wie in jungen Sproſſen,
Die nicht des Mittags Sonne brennt;
Dem Kinde iſt die Welt erſchloſſen,
Da es den Himmel noch nicht kennt.

Und wie es da liegt, rein und offen,
Klar wie ein ſpiegeleb'ner See,
Des Kindes Glauben, Lieben, Hoffen,
Noch unberührt von Schmerz und Weh!
Des Kindes Seele wie die blanke,
Die Lilje, die ſich ſchämig wiegt,
Und unverhüllt noch der Gedanke,
Wie Thau, der auf den Blättern liegt.

O daß Dir bliebe doch erhalten
Die Reinheit, dieſe Menſchlichkeit!
Daß Du Dich könnteſt ganz entfalten
In Deiner Schönheit reichſtem Kleid!
Doch vor dem Wahne, den geboren
Der Selbſtſucht nachtumflorter Sinn,
Geht Deine Reinheit Dir verloren
Und Deine Schöne welkt dahin.

Da wird gelehrt, dem Gott zu fluchen,
Der Dir im innern Buſen wohnt,
Und einen andern ſollſt Du ſuchen,
Der fremd von Dir entäußert thront.

Da heißt's: Du ſollſt die Welt verachten,
Die Welt, die doch an Luſt ſo reich!
Nur nach dem Himmel ſollſt Du trachten,
Wenn Du einſt todt biſt, kalt und bleich.

So ſuchſt Du nicht den innern Frieden,
Die Seligkeit der freien That,
In Deinem Wirken ſchon hienieden;
So irreſt Du ohne Kraft und Rath,
So nährſt Du auf dem eignen Heerde
Des Zwieſpalts tückiſche Natur:
Dort iſt der Himmel, hier die Erde
Und zwiſchen beiden ſchwebſt Du nur.

O Menſch, Du biſt! Des Lebens Odem
Durchzieht, durchzittert Dein Gemüth.
Und auf der Seele keuſchem Boden
O pflege ſorgſam, die da blüht,
O ſchütze ſie die ſchöne Blume!
So ſchaffſt Du, daß auch Dir gedeiht
In Deinem innern Heiligthume
Die ſchöne Frucht der Menſchlichkeit.

Du biſt! Du ſiehſt das Grün der Wälder,
Mit Gold bekränzt der Berge Höhn,
Im Schmuck der Saaten Flur und Felder
Und Alles rings ſo herrlich ſchön!

Und Alles trägt den reinen Stempel
Der ewig ſchaffenden Natur;
So laß die Götter, laß die Tempel
Und folge dieſem Gotte nur!

Doch weh! Dein Aug' iſt ſchwer umnachtet;
Du gehſt den falſchen Götzen nach,
So biſt Du arm denn und verachtet,
Und duldeſt Knechtſchaft, Hohn und Schmach,
So liegſt Du bleich am Weg zertreten,
So elend, jeden Schmuckes baar,
Wie eine Kön'gin mit zerwehten
Gelock' in der Gefang'nen Schaar.

4. Dem Volke.

O runzle alſo ſchmerzhaft nicht die Brauen,
O zeige nicht der Stirne Faltenſpur,
Ob über Deinem Haupte auch mit Grauen
Des Unglücks wetterſchwangre Wolke fuhr,
Ob Deine Helden kämpfend unterlagen,
Ein ſchwer Geſchick den müden Arm zerbrach;
O komme nicht mit Seufzen, nicht mit Klagen
Und durch die That abwaſche Deine Schmach.

Du weißt es ja, ob auch manch Ungewitter
In dunkle Wälder ſeine Blitze trug,
Der Eiche Haupt zerfetzt in tauſend Splitter
Der Sturm die ſchlanke Fichte niederſchlug;
Ob mancher Stamm zerſchmettert und zerborſten,
Ob aufgewühlt der braune Boden klafft,
Lebt in den aarumkreiſten, dunklen Forſten
Doch immer noch die alte, feſte Kraft.

So auch in Dir. Sieh, wie von goldnen Zinnen,
Von Thal und Höh' ausſtrömt ein heller Glanz!
Vom Ufer ſtößt das Schiff und fliegt von hinnen
Und grüßt die Städte und der Hügel Kranz.

Die Eſſe dampft, es klappern die Maſchinen,
Im Sonnenglaſt wiegt ſich ein ſchlanker Dom,
Und windesſchnell trägt über Eiſenſchienen
Der Dampf daher der Völker lauten Strom.

O ew'ger Ruhm! Und rings auf all den Malen,
Den hehren Zeugen von des Menſchen Macht,
Siehſt Du die Schrift in glüh'nden Lettern ſtrahlen
Und weithin leuchten durch der Zeiten Nacht:
„Ich ging hervor, o Volk, aus Deiner Mitte,
„Ich ward getauft mit Deinem heißen Schweiß,
„Ich trug Dein Blut in meinem feſten Kitte,
„Ein ewig Denkmal bin ich Deinem Fleiß!"

„Ich ſah Dich ſtark bei ſchmerzlichem Entbehren,
„Ich ſah Dich ſinnend unter niederm Dach,
„Und Deines Weibes, Deiner Kinder Zähren,
„Sie riefen Dich ſchon vor dem Morgen wach.
„Ich ſah die Farbe Deiner Wangen bleichen,
„Ich ſah Dich nagen ſtill am Hungertuch,
„Ich ſah Dich tiefgebeugt und elend ſchleichen
„Und hörte Deinen angſtgepreßten Fluch."

„Vor meinem Glanze beugt ſich ein Jahrhundert,
„Das meiner Schönheit Kraft und Fülle preiſt,
„Und was ich nütze, ſegnend ſtill bewundert,
„Anbetend lobt den hehren Menſchengeiſt.

„Doch was noch unter Druck und Noth geboren,
„Du armes Volk, Du bleibſt mir ewig fern,
„In meinem Glanze ſonnen ſich die Thoren
„Und Deine Dränger und geſtrengen Herrn.“

Vernimm es Volk, was ſo aus all' den Werken
Entgegenſtrahlt, aus jedem Mal und Stein;
Und willſt Du immer noch den Sinn nicht merken?
Soll ſtets die Noth nur Dein Begleiter ſein,
Durch jedes zartverſchlungene Gewebe
Der rothe Faden Deiner Schmerzen gehn,
Dir nur zum Hohn die grüne duft'ge Rebe
In Deine arme, ſtille Hütte ſehn?

O Volk erwache! Sieh, Du haſt das Mittel,
Das eine beſſ're Zukunft Dir verheißt
In Deiner Kraft — Du haſt nicht Rang und Titel,
Doch Herz und Hand und einen regen Geiſt.
Nur wenn Du nah'ſt mit feſtem Selbſtvertrauen
Und endlich lernſt die eigne Kraft verſtehn,
Wirſt Du der Freiheit goldnen Morgen ſchauen
Und auch der Ausſaat reiche Erndte ſehn! —

5. An die Frommen.

1.

Er hatte Nichts, da er ſein Haupt konnt' legen,
Er ging einher im ſchlichten groben Kleide,
Geduldig trug er ſtill jedwedes Leide
Und durch die Welt floß ſeiner Worte Segen.

Ihr, die Ihr ſeinen Namen führt dagegen,
Euch zieret Gold und köſtliches Geſchmeide
Und Macht und Reichthum reizt Euch nur zum Neide,
Ihr ſchachert blos, Ihr ſeid der Welt kein Segen.

Und naht denn einer, der es wollte wagen,
Wie Jener einſt den Reichthum zu verfluchen,
Im Bruderbündniß Troſt und Schutz zu ſuchen,
Daß auch den Armen ſoll die Rettung tagen,
Dann ſchrei't Ihr: „Weh! er will die Welt verſuchen!“
Und wollt ihn wieder an das Kreuze ſchlagen.

2.

Da iſt die Welt, für Alle Raum genug!
Hier Brod und Wein, Ihr ſollt Euch alle laben!
Was ſchrillt dazwiſchen für ein grauſer Fluch?
Wer will verwehren den Genuß der Gaben? —
Das iſt der Selbſtſucht Lüge und Betrug:
Was Allen angehört, ſoll Einer haben! —
O Menſchheit, laß Dich davon nicht bethören;
Dein iſt die Welt, ſie wird Dir angehören!

Sie wird Dir angehören, wenn vereint
Die Menſchen all' nach Einem Ziele ringen;
Wenn mit dem Bettler ſich der Reiche eint,
Dann wird der Schöpfung großes Werk gelingen,
Dann wird, ſo weit die goldne Sonne ſcheint,
Ein Ruf der Luſt, Ein Lied der Freude klingen,
Dann wird die Welt Gemeingut Aller werden
Und Frieden herrſchen auf der weiten Erden!

O Freiheit! Dann wird Deiner Klarheit Glanz
Als laut're Wahrheit durch die Herzen fließen,
Dann werden hin im leichten, frohen Tanz
Die Menſchen ziehn zu ſchönerem Genießen,

Dann wird die Kraft, die Luſt des Schaffens ganz
Zu edlen Thaten ſich in uns erſchließen;
An ſchönen Werken wird der Geiſt ſich laben
Und Seligkeit und innern Frieden haben!

3.

Doch andre Bilder habt Ihr aufgeſtellt:
Von einem Jenſeits, von der Hölle Schrecken;
Wer hier ſich fromm Euch naht und zugeſellt,
Den laßt Ihr droben Himmelsfreuden ſchmecken;
Und wer ſich fern von Euren Lügen hält,
Den ſoll das Feuer in der Hölle wecken. —
O ekle Bilder, fratzenhafte Lügen,
Mich ſchreckt ihr nicht, mich ſollt ihr nicht betrügen.

O einen Gott hab' ich mir auserwählt:
Das iſt der Gott, der uns im Innern wohnet;
O eine Seligkeit, die mich beſeelt:
Die freie That, die uns im Innern lohnet:
Auch eine Hölle giebt es, die uns quält
Der Fluch der Selbſtſucht, der uns nimmer ſchonet. —
Der Menſchheit hab' ich ganz mich hingegeben,
Der Menſchheit gilt mein ganzes Thun und Streben!

Was ſoll die Roſe mehr, als duftend blüh'n?
Was ſoll die Nachtigall denn mehr, als klagen?
Was ſoll die Sonne mehr, als Flammen ſprüh'n?
Was ſoll der Baum denn mehr, als Früchte tragen?
Was ſoll der Menſch vergebens ſich bemühn,
Den falſchen Götzen thöricht nachzujagen?
Was ſoll der Menſch nach andrem Leben ſtreben?
Was ſoll der Menſch denn mehr als menſchlich leben?

6. Aus dem Leben.

I.

Vor den Assisen.

Mann aus dem Volke, Du gefang'ner Aar!
Voll Schwielen Deine Faust, struppig Dein Haar;
Wie Deine Augen blitzen Groll und Schrecken!
Heb' hoch Dein Haupt! Die Furchen, die es decken,
Verkünden eines Mannes Werth und Würde,
Dein Angesicht gebräunt vom Sonnenbrand
Und tief auf Deiner Stirne eingebrannt
Da steht: Du trugst des Lebens schwere Bürde.

Nun als Gefang'ner stehst Du vor Gericht —
Schau' ihnen keck und frei in's Angesicht,
Den Krämerseelen — Richtern und Geschwornen,
Den „freien" Bürgern und den „wohlgebornen."
Was sind sie gegen Dich? Ist unter ihnen
Wohl Einer, der so schlägt an seine Brust:
Ich bin so vieler Thaten mir bewußt,
Wie der Gefang'ne mit den trotzgen Mienen.

Was Dein Vergehn? Sechs Kinder und ein Weib
Und weiter Nichts, als noch ein Herz im Leib.
Du sahst den Kummer ihre Augen feuchten,
Den Hunger blau aus ihren Lippen leuchten.
Du sprachst kein Wort — eh tagte noch der Morgen,
Mit Schipp' und Hammer gingst Du hungernd aus,
Von Arbeit müd kamst Du zur Nacht nach Haus,
Wo Deiner harrten neue, schwere Sorgen.

Dein Lohn war knapp, doch noch nicht knapp genug;
Des Staates Bürger sind ja frei, und klug
Verstehn sie sich darauf, ihr Mahl zu würzen.
'S fiel ihnen ein, auch Dir den Lohn zu kürzen.
Da schwoll Dein Hirn — Du sahst der Kinder Jammer,
Wie sie so bleich, so lebensmüd und matt;
Dein Weib erbebte, wie ein Espenblatt,
Und zornig warfst Du Schaufel hin und Hammer:

„Nein, länger duld' ich nicht der Reichen Hohn,
„Nicht eher ruh' ich, bis ich höhern Lohn!
„Viel lieber will den schnellen Tod ich wählen,
„Als daß sie langsam uns zu Tode quälen!
„Gefährten auf! Laßt trotzig uns erringen,
„Was uns gehört: Das Leben ist es werth,
„Daß Friede wieder in die Hütten kehrt,
„Und durch vereinte Macht wird's uns gelingen!"

So ſprachſt Du Mann und ſo haſt Du gethan,
Und dafür ſollſt Du Deinen Lohn empfahn.
Die Reichen hatten bald Dich aufgeſpürt,
Als Unruhſtifter vor Gericht geführt:
So ſtehſt Du da und harreſt nun geduldig.
Was ſie beſchließen wohl im weiſen Rath,
Die frommen Herrn, ob Deiner Freveltat.
Hörſt Du den Spruch? Er lautet: „Du biſt
ſchuldig"

Ja ſchuldig biſt Du, weil ein Herz Dir ſchlägt!
Und weil Dein Leib zerriſſ'ne Lumpen trägt!
Wie konnten wohl ein andres Urtheil fällen
Elende Wichte, die nach Maß und Ellen
Jedwedes meſſen, die ſich heuchelnd putzen
Mit vollem Bauche in der Tugend Staat;
Zu hoch iſt ihnen eines Adlers Pfad,
Und nur die Schwingen können ſie ihm ſtutzen

Du aber Mann des Volkes, gehe hin,
Trag Deine Ketten, doch mit trotz'gem Sinn,
Sprich zu den Reichen: „Wohl werd' ich ver-
derben,
„Und Weib und Kinder nackt und elend ſterben,

„Und tauſend Andre — bis ein Tag anbrechen
„Wird mit der Rache blutigrothem Schein,
„Dann wird aus unſerm modernden Gebein
„Ein finſt'rer Geiſt ob Euch das Schuldig ſprechen."

2.

Wiederſehn.

„Mein Kind, wie iſt Dein Aug' ſo trüb und Dein Blick an Schmerzen ſo reich!
„Mein Kind, wie iſt Deine Stirne ſo kalt und Deine Wange ſo bleich!

„Mein Kind wie zitternd kommſt Du zu mir, wie bebet der Stimme Klang,
„Daß der Ton mir ſo bange das Herz durchfährt, mich ſchrecket wie Grabgeſang!

„Als ich Dich ſandt' in die Welt hinaus, mein einziges Kind, meine Luſt,
„Und als ich Dich netzte mit Thränen heiß, mir lagſt an der klopfenden Bruſt:

„Da glichſt Du dem ſonnigen Frühlingstag, ſo hei-
ter, ſo lachend, ſo ſchön,
„Der Unſchuld Reiz auf den Wangen lag, wie
Frühlingsſchnee auf den Höh'n.

„Nun kommſt Du zu mir, wie ein trüber Tag, ohne
Roſen und Sonnenſchein,
„Dein Wiederſehn wecket nicht Freude in mir, doch
weckt es unendliche Pein."

„„O Mutter, o Mutter, o haltet ein, ſonſt bricht
mir das zitternde Herz,
„„Mich ſtrafet Dein Auge, das thränenlos; mich
ſtrafet mein eigener Schmerz.

„„„O daß ich Dich ließ, weil das Brod uns gebrach,
Dich ließ in dem Elend allein:
„„„Nicht kannt' ich die Welt und die Menſchen darin
und den frommen, trügenden Schein.

„„„Und die Menſchen, ſie ſprachen ſo ſüß zu mir,
von Liebe dem weinenden Kind,
„„„Das von Elend und Noth durch das Leben gejagt,
wie die Blüthe vom wogenden Wind.

„„Und ich habe gelauſcht, ich habe geſäumt, ich habe den Schwüren geglaubt —
„„O Mutter, o Mutter, verſtoße mich nicht, wo berg' ich mein ſchuldiges Haupt.

„„Sie haben geküßt mir die Wangen bleich, verſengt meiner Augen Gluth,
„„Sie haben mit meinen Locken geſpielt, an meinem Buſen geruht;

„„Genommen den Frieden der Seele mir, das größte Gut dieſer Welt;
„„Sie haben gelacht, wenn ich beten gewollt und reichten mir ſpottend — ihr Geld.

„„Sie ſtießen hinaus mich in dunkler Nacht, hinaus bei Regen und Wind!
„„O Mutter, wo findet die Ruhe nun verflucht und verdammt — Dein Kind? —""

3.

Das Kind der Wittwe.

Ha, wie die Nacht unheimlich iſt und kalt! —
Muſik und Tanz im hellgeſchmückten Saale!
Champagner ſchäumt und perlt im goldnen Glas.
Mein Kamerad, warum ſo ſtill und blaß?

Komm, trink, daß Luſt und Lieb' im Aug' ſich male!
Ein Wort: Du kennſt da drüben doch das Kind?
Oft war ſie willig meinen Liebesſchwüren;
Mich ſollten heute ihre Thränen rühren.
Verſtanden? — Ha, fort Metze Du, geſchwind!

Ha, wie die Nacht unheimlich iſt und kalt! —
Dachſtube eng — die Wittwe ſitzt alleine
Am Spulrad, das ſie emſig bewegt und dreht.
Hui, wie der Wind kalt durch die Sparren weht!
Wie iſt die Nacht ſo lang! — Wo bleibt mein Kind?
Hat ſich's verirrt vielleicht am Waldespfade?
O Gott! mein Kind laß mir, die einz'ge Gnade,
O Gott! mein Kind, wo bleibt mein einzig Kind.

Ha, wie die Nacht unheimlich iſt und kalt! —
Der Strom iſt tief — geſpenſtig ſchau'n die Weiden;
Am Uferhange geht ein blaſſes Kind.
Ein kurz Gebet — dann in den Strom geſchwind!
Ein Angſtſchrei — und vorbei dann alle Leiden!
Und ob dem Strome fährt ein eiſ'ger Wind.
Der Buhle ſitzt im Saal und lacht und ſchwärmet,
Das arme Weib am Spulrad ſtarr ſich härmet,
Im Wellengrabe ruht ihr einzig Kind.

Johannes Scherr.

Schwäbiſche Ballade.

Im frommen gemüthlichen Schwabenland,
Da waltet das Glück mit offener Hand;

Da fließt von den Hügeln der ſüße Wein,
Und wächſt das Korn in die Scheunen hinein.

Da giebt es viel hundert Barone und Grafen,
Auch Pfaffen die Fülle mit gläubigen Schaafen;

Da iſt man dem Fortſchritt gewaltig fröhnig,
Und lobt Gott den Herrn und lobt den Herrn König.

Zu Stuttgart beluſtigt man ſich im Theater,
Und hört declamiren die Volksberather.

Auch ſieht man Soldaten von allen Sorten,
Zahlloſe Lakaien mit Orden und Borten.

Katheder und Künſte bedeutend gloriren,
Und Handel und Wandel gar ſehre floriren.

Inmitten dieſer ſchwäbiſchen Glorie
Hat jüngſt ſich begeben 'ne dumme Hiſtorie.

Denkt euch, da lebte ein armer Sünder,
Der hatte kein Brod und fünf hungrige Kinder.

Ihr klägliches Schreien nach Speiſe und Trank
Das machte zuletzt ihm die Seele krank.

Und einſt in ſorgvoll durchwachter Nacht
Hat er das Unerhörte erdacht.

Frühmorgens ſchickte ſein Weib er fort,
Dann ſchliff er ſein Meſſer zum Kindermord.

Und lachte wahnwitzig und betete ſtill,
Und ſprach: Es ſei, wie Gott es will.

Und ſchlich zu den Kleinen, die ſchliefen zumal,
Und ſtieß in die Kehle des jüngſten den Stahl;

Und gab dem zweiten den Tod und dem dritten,
Und würgte das vierte trotz aller Bitten;

Und ließ nicht ab von ſeiner Wuth,
Bis auch das fünfte lag todt im Blut.

Dann warf er um ſich einen Blick voll Graus,
Und that einen Fluch und ſtürzte hinaus.

Sie fingen ihn ein, ſie ſetzten ihn feſt,
Das war den Juriſten ein rechtes Feſt.

Und an dem Grab der Kinder quoll
Des Pfarrers Mund über höchſt ſalbungsvoll.

Er ſprach von des Vaters gräulicher Schuld
Und von Gottes Gnade und Liebe und Huld

Der gute Kamerad.

Sie ſtanden hoch auf dem ſchwanken Brett,
Und ſchwangen die Kellen um die Wett',
Zu ihren Füßen die Stadt Paris . . .
Der Wind mit Macht aus Norden blies

Proletarier waren ſie alle beid',
In Nethen hing ihr elend Kleid.
Ihre Wangen waren von Hunger hohl —
Ja, wer da ſchafft, dem geht es wohl!

Sie mauerten an des Reichen Palaſt — — —
Der Wind, das iſt ein ſchlimmer Gaſt,
Er tölpelt einher ſo ungeſchlacht,
Unter ſeinem Griff das Gerüſt zerkracht.

Ein Stoß noch und aus den Augen es birſt!
Da hängen die Zwei an des Giebels Firſt
An einem Sparren, den ſie erfaßt,
Schiffbrüch'gen gleich, die geklammert am Maſt.

Und immer toller der Nordwind raſt,
Der Sparren biegt ſich unter der Laſt,
Der Abgrund gähnt ſie gierig an....
Noch einen Ruck — und um ſie iſt's gethan.

Der Eine da zum Andern ſpricht:
„Kam'rad, mit Beiden der Sparren bricht,
„Doch Einen könnt' er tragen vielleicht,
„Bis Hilfe .... Sapriſtie, er weicht!"

Der Andre keucht und ſeufzt tief auf:
„Hab' Weib und Kind!" .... Der Erſte drauf:
„Ich nicht, drum iſt die Reih' an mir;
„Leb' wohl, Kam'rad und Gott mit Dir!"

Er ſpricht's und ſtürzt in den Opfertod,
Zerſchmettert lag er im Straßenkoth;
Seinen Namen man nicht erfahren hat....
War das nicht ein treuer, ein guter Kam'rad?

Rudolf Schwerdtlein.

2. Frisch auf.

Wir sind die Reiter des Lebens.
Hurrah, hurrah, hurrah!
Wohin, ihr Reiter des Lebens?
Wir reiten in den Tod.
Hurrah!

Wir blasen in die Trompete.
Hurrah, hurrah, hurrah!
Was schmettert Ihr in die Trompete?
Wir schmettern, wettern Tod.
Hurrah!

Das Heer blieb weit dahinter.
Hurrah, hurrah, hurrah!
Was macht Eu'r Heer dahinter?
Es schläft den letzten Schlaf.
Hurrah!

Horch! Blasen nicht die Feinde?
Hurrah, hurrah, hurrah!
O weh, Ihr armen Trompeter! —
Jetzt reiten wir in den Tod.
Hurrah!

2. Der König.

Der König ſteht auf Berges Halde,
Die goldne Krone drückt ihn arg, —
Es wünſchet ſich der alte König
Viel lieber einen ehrnen Sarg.

Die Morgennebel ziehn zu Schaaren
Um ſeine Bergeshald im Kreis,
Nichts kann er mehr im Thal erkennen,
Der alte kronbeladne Greis.

Er nimmt die goldne Laſt vom Haupte,
Und ſchleudert thalwärts ſie hinab; —
Doch ſie zerſchlägt der Menſchen Hütten
Und ſchlägt ein weites, tiefes Grab.

Drauf dringt die Sonne durch die Nebel,
Daß blind es wird, das alte Aug',
Weil nicht mehr ſchirmt die breite Krone
Nach altem, königlichen Brauch.

Da wandelt er auf Berges Halde,
Der blinde, unbekronte Greis:
„Wer giebt mir meine Krone wieder?
„Wer öffnet mir die Augen leis?

„Wer tilgt den Fluch der Thalbewohner?
„Wer scheucht die dichten Nebel fort?
„Springt Keinem aus des Geistes Tiefen
„Das zaubervolle, rechte Wort?

„Weiß Keiner hier zu rathen, helfen?
„Ist Günstlingswissen hier zu karg? —
„So werde doch mir altem König
„Endlich einmal der ehrne Sarg!“

3. Feuer!

Zurück ihr Schatten fester Wirklichkeiten,
Die ihr die Welt zu sein so lang geprahlt!
Den Wissensdrang habt ihr seit ew'gen Zeiten
Mit Nebel-Assignaten abgezahlt;
Wo Menschen und Bedürfniß sich zerstreiten,
Habt den Genuß ihr in die Luft gemalt:
Verzweiflung, Elend, Trug und Blendgesichte,
Da ist das Resultat der Weltgeschichte!

Zurück Gewebe du von Recht und Pflichten,
Das übermenschlich Menschen sich genaht!
Laß auf dein Ideal mich dreist verzichten, —
Der Teufel ist die Frucht der Engelssaat.
Denn hinter dem Gebieter steht das Richten,
Wie Höll' und Kerker hinter Kirch und Staat.
Gesetze machen, künd'gen, wieder achten —
Was kam dabei heraus? — Ein Menschenschlachten.

Vermagst Du's, Freund, ein menschlich rein Verlangen
Auch menschlich rein zu stillen, dem Genuß
Auf einen Augenblick nur nachzuhangen
Und nicht zu beben vor dem Rechnungsschluß?

Schlag auf und lies, was unſre Weiſen ſangen
Ob es nicht ſtrotzig iſt von Soll und Muß?
Siehſt zwiſchen den Gedanken und dem Handeln
Das unermüdliche Geſpenſt Du wandeln?

Wir ſind ſo weiſe, wiſſen tauſend Dinge,
Der Fortſchritt hat's ſo raſend weit gebracht;
Wir rechnen ganz genau Saturnus Ringe,
Die Art des Steins im tiefſten Erdenſchacht;
Wie ſich der Faden durch die Völker ſchlinge,
Von Adam bis zur Hohenzollern-Macht:
Doch kannſt Du rudernd keine Welle kräuſeln,
Daß Dir nicht Geiſter um die Ohren ſäuſeln.

Beiß' in den Apfel! Zwiſchen Frucht und Zähnen
Steigt ein Geſpenſt Dir allſogleich hervor;
Faß' einen Renner bei den ſtarken Mähnen,
Es bäumt ein Geiſt ſich mit des Hengſtes Ohr;
Gedanken ſchießen um Dich, wie Hyänen,
Umarmſt Du die, die ſich Dein Herz erkor.
„Der Menſch iſt Geiſt und Körper" — ward verkündigt
Und ewig dann am Menſchenthum geſündigt. —

* * *

Zwei Wege ſteh'n uns offen, frei zu werden:
Sei ſtark in Dir, verwirf den Frevelplunder!

Bau eine Hütte Dir ſelbſtſtändig auf der Erden,
Sei mitten in dem Troß ein Menſchenwunder!
Und was Dir nah't mit frommen Truggebärden,
Wirf aus des Eigenſinnes kecken Zunder!
Sei von Asbeſt, wenn Alles licht erlodert,
Bewahr Dich ſelbſt, wenn jedes Leben modert!

Du kannſt's, es thaten's Viele, ſonſt und heute,
Die Menſchheit hat in ihnen proteſtiret;
Sie waren wie die ſehnſuchtsvollen Bräute,
Eh' noch der Bräutigam den Tanz geführet;
Und der Philiſter zahlenloſe Meute
Hat ſie bezeichnet, die den Docht geſchüret:
Doch iſt die Fackel allgemeine Flamme? —
Die Menſchheit wohnt im Thal nicht auf dem Damme.

Das andre Mittel iſt, die Fackel tragen,
Wo nur ein Brennſtoff ſichtbar wird dem Auge;
Es gilt den allgemeinen Weltbrand wagen,
Zu ſehen, ob ſie faul iſt, ob ſie tauge;
Die Wagenburg um die Geſpenſter ſchlagen,
Sie ſtürzen in der Wahrheit grimme Lauge.
Was kann uns dieſe Lügenbildung kümmern?
Nicht proteſtiren, nein den Trug zertrümmern!

Zertrümmern iſt die große Zeitparole,
Zertrümmern iſt des Zwieſpalts einz'ge Schlichtung;
Auf daß der Körper und der Geiſt verkohle,
Zu gründlicher Natur- und Weſens-Sichtung:
Und wie das Erz im Tiegel, alſo hole
Die Welt im Feuer ſich die Neu-Verdichtung
Der Dämon nach dem Feuer-Weltgerichte
Iſt der Beginn der neuen Weltgeſchichte.

1 Denken und Sein.

Spielender Strahlen Tanz,
Thauiger Blumen Glanz,
Rosiges Morgenlicht,
Rührt es das Herz Dir nicht?

Rieselnder Murmelbach,
Kletternder Lerchenschlag,
Hüpfender Fischlein Scherz:
Weckt es Dir nicht das Herz?

Duftiger Haine Grün,
Jagender Vögel Müh'n,
Weidender Heerden Lust,
Läßt es Dir kalt die Brust?

„O nein, es macht mir heiß und bang
Der Sonnenstrahl, der Vögel Sang;
Der Rose Pracht, des Baches Lust
Zerreißen völlig mir die Brust.

„Vom Bücherſtaub reiß' ich mich los,
In der Natur lebend'gen Schooß;
Von Zweifeln wollt' ich mich befrei'n
Und ſchlimm're Zweifel ärndt' ich ein.

„Hier blendet mich der Sonnenſtrahl,
Glänzt im Bewußtſein er, mit Wahl?
Ich ſtaune ob der Roſe Pracht;
Iſt's eigner Geiſt, der aus ihr lacht?

„Mich freut des Murmelbaches Spiel,
Regt er ſich willig, mit Gefühl?
Die Lerche weiß ſie, daß ſie ſingt;
Ob und warum ſie aufwärts dringt?

„So frag' ich, dann ſcheint mir die Flur
Ein ganz unlösbar Räthſel nur;
Ihr Dichter ſagt: das iſt der Sinn;
Die Andern nehmen's gläubig hin.

„Doch wer zu forſchen hat den Muth,
Der nimmt's nicht gleich für baar und gut;
Man muß zertheilen, dringen ein,
Um ganz ein Philoſoph zu ſein.

„Ich eil' zurück zu meinem Buch;
Der Zweifel ſind auch dort genug;
Doch machen ſie nicht ſolche Noth,
Denn ſchlimmſten Falles ſind ſie todt!"

Freundchen, bleib Du zu Haus,
Sperr Dich in Nacht und Graus,
Zünd' Deine Bücher an,
Nichts mehr Dir helfen kann.

Lerchengeſang, töne fort!
Murmelbach, rieſle dort!
Wälder, o rauſchet doch!
Sonne, ſtrahl' höher noch!

Brauſ' um mich her, Du All!
Ewiger Sphären Hall,
Nimm mich auf, nimm mich ein,
Laß mich verſchlungen ſein.

Joseph Schweitzer.

1. Die Parole.

Der Gedanke iſt die Seele, und das Handeln iſt der Leib;
Gatte iſt der Feuerfunke, und die That ſein Eheweib.
Und wir ſollten eh'los ſterben, glüh'n wie ein Johanniswurm?
Lieber ſei'n wir Freudenfeuer, luſtig praſſelnd in dem Sturm!

Praſſeln will ich, flammen will ich, Freiheitslicht in Wald und Plan,
Bis der große Waſſereimer — Tod genannt — erlöſcht den Span;
Opferflamme wär' am Liebſten ich auf einem hohen Berg,
In der Burg, wo Fanatismus aufgeſtapelt hat ſein Werg.

In dem Buſen iſt die Flamme eingeſargt und treu
verwahrt;
Wie des Steines Kraft mit Sehnſucht nur dem
Stahl entgegenharrt,
So der That mein heißes Leben ſehnſuchtsvoll ent-
gegendrängt, —
Wenn ſie ruft — ich muß gehorchen, ob ſie auch
den Stein zerſprengt

2. Leipzig.

„Ruhe iſt des Bürgers erſte, iſt des Bürgers letzte Pflicht!“
Alſo redend würzt mein Gönner Braten mir und Feſtgericht,
Sprach beim rothen Ungarblute friedenpreiſend Spruch um Spruch
Auf des Handels goldne Quellen und des Wiſſens Silberbruch.

Kein Rebell iſt voller Wagen. Stumm verſchling' ich Wein und Fiſch:
Wirr' und ſchaal, gelähmt am Herzen, ſetzt' ich mich zum Caffeetiſch;
Ließ des Wirthes zarte Gattin bähn mit Pietiſtenbrei
Meines Hirns zerquetſchte Faſern ewiglanger Stunden drei.

Zum Claviere trat die Tochter; — voll Verzweiflung ſah' ich's an.
Zu mir durch der Hörer Schaaren brach ihr glüher Blick ſich Bahn.

Lockend, fodernd auf den Taſten ſprang der Finger keck und frei
Roſig aus der Lippen Knoſpe duftet Heines Luraley.

Dämon Heine, Racheengel mit der Dichtung blankem Speer,
Nachtigall, die flötend ſchaukelt auf der Sinne Blütenmeer!
Schwerem Traume hat entriſſen mich Dein Sang, ein Hahnenſchrei,
Hoch das Haupt, die Hand geſchloſſen, ſteh ich da, beſeligt, frei.

Wirre Stimmen auf der Straße! — Waffen klirr'n und Roſſehuf! —
„Vivat Ronge, der Meſſias!" — alſo dröhnt der dumpfe Ruf,
„Nieder mit den Jeſuiten!" — Scheiben ſplittern! — Büchſenknall;
Zwei Secunden düſtern Schweigens — glüh'nder Rache Wiederhall.

Fackeln brennen, Herzen lodern, durch die Gaſſen tönt Ein Schrei,
Fluchend auf dem Markte Leipzig's drängt ſich Bürgerreih' an Reih',

Donnernd brauſt's aus tauſend Kehlen: „Eine feſte Burg iſt Gott!“ —
Seitwärts harren Sachſen's Jäger, Büchſ' im Arme, dem Gebot.

Mich auch hat es hingeriſſen in den wirren Menſchenknäu'l.
Vor mir ſaugt in gieren Zügen, blutgetränkt — o Schmach! o Gräul! —
Eine zarte Menſchenknospe bebend ihren Todesthau,
Neigt das Lockenhaupt zur Erde, trüb und ſtarr des Auges Blau.

Auf das Knie geſunken bin ich, hab' erfaßt des Knaben Hand,
Und gelobt, dem Unterdrückten ſtets zu weih'n des Herzens Brand. —
Reden halten, fortſchrittsvolle, ſie indeſſen, klug und fein;
Stets doch ſind die Deutſchen geiſtreich, wenn ſie Männer ſollten ſein!

Haſtig aus der Menge ſchreitet eine hagere Geſtalt,
Blaß der Mund, die Hand geborſten, an die Brüſte, welk und kalt,

Einen ſchönen Jungen preſſend, meines Todten Ebenbild, —
Stürzet auf den Leichnam nieder, graus das Antlitz, löwenwild.

Lange hat ſie dagelegen. Schmerzdurchzuckt, der Thränen baar,
Lachend auf den Säugling deutend, reicht die dürre Hand ſie dar:
„Freude hat Euch Gott gegeben, eine Revolution, —
„Drum ihr Herren, habt Erbarmen! Hunger hat des Armen Sohn!“ —

Seitdem ſchreitet oft im Traumbild vor mir jene Schmerzgeſtalt,
Wirren Blicks, zwei Leichen preſſend an die Brüſte welk und kalt;
Auf das Knie' ſink ich, wie damals, faſſe feſt des Knaben Hand,
Und gelobe, dem Bedrängten ſtets zu weih'n des Herzens Brand.

E. B.

1. Verlorne Müh.

Ihr glaubet noch, daß mit Geſchenken
Dem armen Volk gedienet ſei;
Das aber ſolltet Ihr bedenken:
Geſchenkte Freiheit macht nicht frei.
Und ſchreiet Ihr auch in die Ohren
Den Herren noch ſo ſehr,
'S iſt alle Müh verloren,
Ihr beſſert ſie nicht mehr.

Was habt Ihr Großes denn gewonnen?
Man hat verhöhnt Euch und verlacht;
Was ſorglich Ihr bei Tag geſponnen,
Man hat es feig zerſtört bei Nacht.
O täuſcht Euch nicht, Ihr armen Thoren,
Ihr Herz iſt taub und leer;
'S iſt alle Müh verloren,
Ihr beſſert ſie nicht mehr.

Ihr flehtet einſt ſo zart und kläglich,
Ihr habt ſo hoffnungsvoll vertraut;
Ja, das Vertrauen war unſäglich,
Doch war's, wie oft, auf Sand gebaut.
Vergeblich färbt man weiß den Mohren,
Die Einſicht kömmt Euch ſchwer;
'S iſt alle Müh verloren,
Ihr beſſert ſie nicht mehr.

2. Conſtitutionelles Freiheitslied.

Der König iſt ein mächt'ger Herr,
Dergleichen giebt es wenig,
Und keiner wohl iſt redlicher,
Als unſer guter König;
Und keinem könnte mehr Verſtand
Aus ſeinem Hirne quellen,
Und Keiner beſſer paßt für's Land
Uns Conſtitutionellen.

Allah iſt groß, der König auch,
Er wird uns wohl erhören;
Wir bitten fort, ſo ſteht der Brauch,
Und laſſen's uns nicht wehren.
Und wenn nach tauſend Jahren nicht
Das Dunkel will ſich hellen,
Wir hoffen doch auf's Morgenlicht
Wir Conſtitutionellen.

Wenn Adel erſt und Geiſtlichkeit
Mit uns ſich amuſiren,
Und wir in aller Herrlichkeit

Einmüthig gehn ſpazieren:
Dann iſt ſie da, die goldne Zeit
Die Zeit von Maaß und Ellen,
Und Meth und Honig ſteh'n bereit
Uns Conſtitutionellen.

Hermann Everbeck.

Schlachtlied.

Wir ringen für die Freiheit,
Für das Weſen in unſ'rer Bruſt,
Und nicht um Sold noch Orden,
Auch nicht aus eitler Luſt.

Wir kämpfen für ſpät're Geſchlechter,
Für Menſchenwürd' und Glück;
Wir bluten für ferne Zeiten,
Wir ſchau'n nicht mehr zurück.

Sieh' unſ're Wunden brennen,
Und unſer edles Blut
Rinnt nieder aus hundert Quellen —
Doch unſre Schwerter ſind gut.

Und unſ're Fahne ſie flattert
So keck im friſchen Wind;
Wir ſtehen im Gedränge
Noch feſt und ſtarkgeſinnt.

Drum vorwärts, auf, zum Siege,
Zum wilden göttlichen Tod!
Aus unſ'rem Blute leuchtet
Der Zukunft Morgenroth.

Wenn unſ're Leichen modern
Im kugelſatten Gefild: —
Es kommen andre Helden
Zu halten unſren Schild.

Dann ſtürmen neue Streiter
Mit klirrender, donnernder Wehr,
Für Gleichheit und für Freiheit,
Für Wahrheit und für Ehr.

Und wären wir nur noch zwei,
Du Fahnenträger und ich,
Schmach dem, der wie ein Feigling
Aus dieſem Kampfe wich.

Lied.

Des Menſchen Sinne ſind heilig,
Hochheilig iſt reiner Sinn.
Die Geiſter all', ſie ſchwinden
Vor Sinn und Sinnen hin.

Heiß lieben wir das Gute,
Das Schöne dieſer Welt,
Wir wirken und ſchaffen raſtlos
Auf ächtem Menſchheitsfeld.

Und unſrer beſten Jahre
Hochſprühendes Heldenthum, —
Nimm Du es hin, o Menſchheit,
In Dir allein iſt Ruhm!

Richard Reinhardt.

An die junge Menschheit.

1.

O daß ich weinen muß und klagen,
Wenn tief ich Dir in's Antlitz seh',
Mein Lieb', schön, wie in Frühlingstagen
Der Rosen Glut, der Blüthen Schnee!
Ach, dumpf empor aus tiefstem Herzen —
Wie auch der Wangen Blüthe lacht —
Erzuckt ein Strahl geheimer Schmerzen
Durch Deiner Augen dunkle Pracht!

Laß Kindheit, Glaube; komm, entsage —
Ring Dich zu neuem höh'rem Ziel!
Nicht ruft in's Leben Deine Klage,
Was hin dem Tod zum Opfer fiel.
Sieh' die Natur! Die Blüthen schwinden,
Die Frucht reift in der Zeiten Lauf,
Und stets blüht aus des Todes Gründen
Das Leben neu und schöner auf!

Und ſieh! Was in des Glaubens Tode
Die Macht der Sterne ſtill verhieß,
Hell ſtrahlt's nun auf im Morgenrothe:
Des neuen Tages goldnes Vließ!
Der reinen Freiheit Liebeſonne,
Der reinen Liebe Freiheit Licht,
Drin neu das Herz zur vollſten Wonne
Erwacht, und ſeine Qual ſich bricht!

O komm', erwache auf vom Schlummer,
Wend' hin Dein Aug zum neuen Licht!
Weicht doch vorm Scheine je Dein Kummer
Der Sterne, der erblaßten, nicht!
Dich ſchuf Natur in Liebeklarheit,
In Freiheitluſt ſo ſchön, ſo mild:
So ſei nun auch in That und Wahrheit
Der Lieb' und Freiheit heitres Bild.

2.

O Lieben! Lieben! Könnt' ich ganz Dir ſagen,
Wie ſehr, zu lieben, glücklich, ſelig macht.
Wie froh, wie frei des Lebens Pulſe ſchlagen,
Wo hell der Liebe lichte Sonne lacht.
Wie unterm Strahl von ihrem goldnen Wagen
Die Erd' erblüht zu ew'gen Eden's Pracht!

Und haſt Du ſelbſt nicht tief dies Glück empfunden
Wohl einſt, wenn heiß und ſtark Du Herz an Herz
Dem Freund Dich ſchloſſeſt, theilend ſeine Wunden?
Schwand nicht mit ſeinem auch Dein eigner Schmerz?
Wohlan denn! Willſt Du voll und ganz geſunden,
Geh hin und liebe! Liebe allerwärts!

3.

Du gingſt in leiſer Ruhe lange
Der ſtillen Selbſtentfaltung Schritt.
Wo Kampf und Noth ſich regte, bange
Bei Seite lenkteſt Du den Tritt
Und folgteſt flücht'gen Glückes Schimmer. —
Gern gönnt' ich Dir das ſüße Spiel:
Litt in der kalten Welt doch immer
Dein warmes Herz noch Leids zu viel!

Doch möchteſt ſtets Du träumend leben?
Nicht jetzt, wo Du erſtarkt genug,
Dich weihen ernſtem, ſtrengen Streben,
Im heil'gen Kampf mit Lug und Trug?
Verrath wär's an dem eignen Herzen,
Verrath an Ehr' und Menſchenpflicht:
Führt doch nur durch die Nacht der Schmerzen
Der Pfad je zu der Freude Licht!

Auf denn, ermanne Dich, bereite
Dich ſtark zu ſchmerzlich ſchwerem Krieg!
Grüßt doch nach doppelt heißem Streite
Verſöhnend doppelt ſüßer Sieg!
Und ſollt' der Kampf auch lange währen, —
Der Freiheit gilt's! — Verzage nicht!
Dir glänzt am Ziel, zu ew'gen Ehren,
Des Liebefriedens freundlich Licht!

4.

Sieh! Wie in ſeiner Knospen Hülle
Dein Buſen reiches Leben trägt!
Zu welchen ſchönen Daſein's Fülle
Er tauſend ſtille Keime hegt!
Und keiner dieſer Keime alle,
Drum einſt nicht eine Blüthe ſproß,
Die reich zur Frucht gereift, im Falle
Des Herbſtlaubs ihre Saat vergoß.

Und ſieh! wie herrlich Dir die Sonne
Verheißend glänzt, der Frühling lacht!
O fühle ganz des Daſein's Wonne,
Entfalte Deiner Füllen Pracht!

Der Hüllen jede mach zu Nichte,
Drin noch beengt Dein Leben quillt,
Und tritt hervor zum Tageslichte,
Frei, als der Schönheit lieblich Bild.

5.

O Freude! Freude! Wie Dein Antlitz leuchtet,
Der Wange Rosen herrlicher nun blühn!
Wie Deine Augen, wonnethau-befeuchtet,
In milden Gluthen herrlicher nun glüh'n!
Ja, wie Dein ganzes Wesen, lustdurchronnen,
Mir nun entgegenwallt, so schön verklärt,
Als hätten stets des Glückes heitre Sonnen
Dir nur gelacht, Dich nie ein Leid versehrt.

Du jubelst: „O wonach ich lang gerungen,
„Was ich so bang ersehnt bei Tag und Nacht,
„Was Deine Lieder mir so heiß gesungen: —
„Ich fand's! Ich fand's! — in meines Busens Schacht!
„Ich stieg hinab zu seinem tiefsten Grunde,
„Da ward's mir plötzlich drinnen licht und hell,
„Es klang von Wahrheit! Leben! süße Kunde,
„Von Freiheit! Liebe! ew'gen Glückes Quell!"

„Und raſch verſcheucht, wie vor der Sonne Strahlen,
„Schwand meiner Seele trüber Nebelflor;
„Und aus dem friſchen Grabe meiner Qualen
„Sproß reich der Freude Roſenpracht hervor.
„Was von des Haſſes, von der Selbſtſucht Triebe,
„Mich ängſtend noch umſtrickt hielt, unbewußt, —
„Es wich der Macht der Freiheit und der Liebe,
„Und Luſt und Frieden füllten meine Bruſt."

„Und immer neu lebt dieſer Sühne Segen
„Mir ſüß beſeligend nun im Herzen auf;
„Er geht mir nach auf allen meinen Wegen,
„Geleitet mich durch aller Zeiten Lauf.
„Nicht ſuch' ich länger draußen nun vergebens,
„Im Jenſeits, in der Zukunft, was mir fehlt.
„Im eignen Buſen quillt der Born des Lebens,
„Von Freiheit, Liebe heiligend beſeelt!"

Volks-Stimmen.

I. Chineſiſches.

1. Seufzer.

Hoch brüſtet ſich der ſtolze Mann,
Bekümmert ducken ſich die Armen;
O blauer Himmel, ſieh den Hochmuth an,
Und laß der Armen dich erbarmen.

2. Armuth.

Iſt in der Flaſche kein Trank zum Laben,
Was helfen die leeren Scherben?
Für Arme, die Nichts zu leben haben,
Iſt es beſſer zu ſterben.

3. Vertheilung der Glücksgüter.

Die Königsstraße iſt wie ein Wetzſtein glatt,
Und ſchwingt ſich gradhin, wie ein Pfeil im Fluge;
Die Fürſten zieh'n auf ihr mit Roſſen nimmer matt,
Das Volk ſieht zu dem langen Zuge:
Doch ich, wohin ich meine Augen wende,
Erblicken ſie des Landes Noth ohn' Ende.

Im Oſtgebiet des Reiches ſtehen leer
Webſtühle, die Aufzug und Einſchlag miſſen,
Und alle Spulen gehen leer,
Die letzten Hoffnungsfäden ſind zerriſſen.

Gemähte Halme pflegt man einzuthun;
Man läßt ſie draußen nicht im Feld verwittern;
Doch von der Arbeit auszuruhn,
Verwehrt der Seufzer in der Nacht den Schnittern:
Die Gräſer ſelber ruhen in den Scheuern,
Will Niemand denn auch unſrer Mühſal ſteuern?

Im Oſtgebiete liegt die Laſt
Auf Menſchen ſchwerer, als ſie können tragen.

Im Weſten trägt man Seide, Taffet, Damaſt,
Und ihre Kleider ſind mit Pelzwerk ausgeſchlagen;
Zum Ruderdienſt geborene Geſellen
Bekleiden dort des Reiches Ehrenſtellen.

Sie trinken nicht den Wein als Arzenei,
Und wenn von Edelſtein und Perlen leuchtet
Ihr Leib, ſo meinen ſie, daß es kein Aufwand ſei,
Wie Sand und Kies uns ein Geringes deuchtet.
Uns ſchimmert nur im glänzenden Gewimmel
Die Milchſtraß' über unſ'rem Haupt am Himmel.

Die Jungfrau ſtrahlt in heller Zier,
Giebt doch ihr Prachtgewand uns nicht zu tragen;
Und auch der glänzend reine Stier
Nicht ſpannen läßt er ſich vor unſern Wagen;
Und die nach Süden neigt, die goldne Wanne
Schwingt keine Körner dem gemeinen Manne.

Der Löffel nördlich, der den blanken Stiel
Nach Weſten kehret, dient uns nicht zum Schöpfen;
Er iſt ein glänzend Augenſpiel,
Das uns will tröſten bei den leeren Töpfen;
Die alle ſind allein des Himmels Zierde,
Kein Gegenſtand für menſchliche Begierde.

4. Ungleiches Loos.

So iſt es! Einer ſchwelgt zu Haus
Und wird nur krank von vielem Speiſ' und Tranke,
Ein Andrer hungrig muß hinaus,
Daß er vom Ungemach der Reiſ' erkranke.

Der Eine ſchließt in's Ruhgemach
Sich ein, um müßig Scherz und Luſt zu haſchen,
Ein Anderer, in Sorgen wach,
Nimmt ſich die Zeit nicht, ſein Geſicht zu waſchen.

Der Eine, bauend auf die Huld
Des Kaiſers, thut und redet nach Belieben;
Ein Andrer fürchtet ſtets die Schuld,
Daß er ſein ſchwer Geſchäft nicht recht betrieben.

5. Das Jammerbild.

Größer wird der Kopf am Schaafe
Durch des Leibes Magerkeit.
Mich erſchreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entſtellten Zeit.

Unſ'res Staates Leib wird mager,
Und zu groß erſcheint ſein Haupt.
Der Gedanke an unſ're Plager
Hat die Ruhe mir geraubt.

Unſ'res Schaafes Leib iſt mager,
Und ſein Haupt iſt viel zu groß;
Stattlich iſt das Heereslager,
Doch betrübt des Landes Loos.

Fiſcher müſſen Gräſer eſſen,
Weil der Strom ſie nicht ernährt;
Denn die Brut der Schlei'n und Greſſen
Hat der große Hecht verzehrt.

6. Klage.

Iſt nicht der Himmel hoch? Warum
Kann man gebückten Hauptes nur drunter ſtehen?
Die Erde feſt nicht um und um?
Doch kann man nur mit Zittern drüber gehen. —

Sie haben Wein und gute Speiſen,
Bewirthen ihre Nachbarſchaft,
Hochzeiten feiern ſie und ſingen Weiſen,
Als ſteh' das Reich in vollem Saft.

Die Schlangenbrut wohnt im Palaſt,
Von unverdientem Glücke überſchüttet;
Das arme Volk erliegt der Laſt,
Vom Elend wird die Welt zerrüttet.

Vielleicht in dieſen Unglücksſchauern
Vermag ein Reicher auszudauern,
Der ärmer wird, nicht völlig arm;
Doch wer beklagt den unbeſchützten Bauern,
Den nur noch nährt ſein eigner Harm!

II. Eſthniſches.

Arme Bauern! An dem Pfoſten
Werden blutig ſie geſtrichen.
Arme Bauern! In den Eiſen
Männer raſſeln, in den Ketten.
Weiber klopfen vor den Thüren,
Bringen Eier in den Händen,
Halten Eierſchrift [1]) im Handſchuh;
Unterm Arme ſchreit die Henne,
Unterm Aermel ſchreit die Graugans,
Auf dem Wagen blökt das Schäfchen
Unſre Hühner legen Eier,
Alle für des Herren [2]) Schüſſel;
Schäfchen ſetzt ſein fleckig Lämmchen,
Das auch für des Herren Bratſpieß;

1) Geſchenke. 2) Deutſcher.

Unſrer Kuh ihr erſtes Oechslein,
Das auch für des Herren Felder;
Pferdchen ſetzt ein muntres Füllen,
Das auch für des Herren Schlitten
Mutter hat ein einzig Söhnchen,
Das auch an des Herren Pfoſten.
Fegefeu'r iſt unſer Leben,
Fegefeuer oder Hölle.
Feurig Brod ißt man am Hofe,
Winſelnd trinkt man ſeinen Becher,
Feuerbrod mit Feuerbrande,
Funken in des Brodes Krume,
Ruthen unter Brodes Rinde.
Wenn ich los vom Hofe komme,
Komm' ich aus der Hölle wieder,
Komme zurück aus Wolfes Rachen,
Komm zurück aus Löwen-Schlunde,
Aus des Hechtes Hinterzähnen,
Los vom Biß des bunten Hundes,
Loß vom Biß des ſchwarzen Hundes.

Edward P. Mead in Birmingham.

König Dampf.

(Ueberſetzt von Fr. Engels.)

Ein König lebt, ein zorniger Fürſt,
Nicht des Dichters geträumtes Königsbild,
Ein Tyrann, den der weiſe Sclave kennt,
Und der Dampf iſt der König wild.

Er hat einen Arm, einen eiſernen Arm;
Und obgleich er nur Einen trägt,
In dem Arme ſchafft eine Zauberkraft,
Die Millionen ſchlägt.

Wie der Moloch Grimm, ſein Ahn, der einſt
Im Thale Himmon ſaß,
Iſt Feuersgluth ſein Eingeweid'
Und Kinder ſind ſein Fraß.

Seine Prieſterſchaar, der Menſchheit baar,
Voll Blutdurſt, Stolz und Wuth,
Sie lenken — o Schand! — ſeine Rieſenhand
Und zaubern Gold aus Blut.

Sie treten in Staub das Menſchenrecht
Für das ſchnöde Gold, ihren Gott,
Des Weibes Schmerz iſt ihnen Scherz,
Des Mannes Thrän' ihr Spott.

Muſik iſt ihrem Ohr das Schrein
Des Armen im Todeskampf;
Skelette von Jungfrau'n und Knaben füll'n
Die Höllen des König Dampf.

Die Höll'n auf Erd'! Sie verbreiten Tod,
Seit der Dampf herrſcht rings im Reich;
Denn des Menſchen Leib und Seele wird
Gemordet drin zugleich.

Drum nieder den Dampf, den Moloch wild,
Arbeitende Tauſende, all',
Bind't ihm die Hand, oder unſer Land
Bringt er über Nacht zu Fall.

Und ſeine Vögte Grimm, die Mill-Lords ſtolz,
Goldſtrotzend und blutigroth,
Stürzen muß ſie des Volkes Zorn,
Wie das Scheuſal, ihren Gott.

H. Püttmann.

1. Johann Hiller *)

Ein braver Mann war's, doch ein armer Mann. —
Je nun, ihr wißt, das trifft sich allemalen.
„Bestimmung ist es, Fügung" — predigt man —
„Der Himmel lohnet einst der Erde Qualen."

Ein armer Mann war's, doch ein braver Mann,
Der Johann Hiller aus dem Schwabenlande,
Und klug dabei; doch was er auch ersann,
Es schlug ihm aus in Elend und in Schande.

Fatal! Nicht seine Schuld war's, daß er nur
Als Kind des Volkes, des niedern, trat in's Leben; —
Fatal! Und daß ihm dennoch die Natur
Ein stolzes, unbeugsames Herz gegeben.

---

*) S. Augsb. Allg. Ztg. vom 27. Juni 1845

Du Gottes-Gnaden-Volk begreifſt es nicht,
Wie ſchlimm es iſt, als Lump die Welt zu grüßen.
Man wird's nie los — als habe das Gericht
Es ausgeſprochen, bis zum Tod zu büßen;

Als wär's vergiftet, das „gemeine" Blut,
So ſelten glückt es Einem, ſich die Fetzen,
Die in der Wiege ſchon ſein einzig Gut,
Vom Hals zu ſchaffen. — O, 's iſt zum Entſetzen!

Das brennt von Tag zu Tag ſich tiefer ein
Und weiß die ſtärkſten Nacken krumm zu beugen,
Solch Brandmark, wie Verachtung — dieſe Pein
Des Paria's, die von Ewigkeit ſein eigen.

Was hilft es, ob in ſchmerzlich wildem Zorn
Sein roher Geiſt die Bande ſucht zu ſprengen,
Nicht ohne Gold löſt man des Wiſſen's Born,
Wie leicht iſt's da, den Armen zu verdrängen.

Was hilft es, ob die Fauſt ſich krampfhaft ballt:
Nie ringt der Sclave einzeln ſich vom Staube,
So lang der Freiheit Ruf im Wind verhallt,
Weil ſeine Brüder Blinde ſind und Taube.

Vergebens Alles — armer Leute Kind,
Auf Dornen wandelt es mit nackten Füßen
Sein Lebenlang — nur für den Reichen ſind
Die Roſen, die den Dornen doch entſprießen.

* * *

Dem Hiller ward kein beſſ'res, ſchön'res Loos.
Er hatte ewiglang umſonſt gerungen,
Er rang ſich nimmer aus des Elends Schooß,
Und hatte nie des Tages Plack bezwungen.

Wie eine Perle durch das nächt'ge Meer,
So leuchtete zwar einmal auch die Liebe
Durch ſeines Lebens Dunkel, — aber ſchwer
Zu büßen hatt' er für die ſüßen Triebe.

Denn ſchmerzlich iſt es, im Gemach der Noth
Ein ſtrahlend Kleinod müſſen aufbewahren, —
So macht's den Hiller traurig bis zum Tod,
Daß ſeine Lieben mit ihm elend waren.

Das Weib, das er zur Gattin ſich erkor,
Fünf theure Kinder hatt' es ihm geboren,
Die wuchſen alle friſch und froh empor, —
Doch beſſer war's, hätt' er ſie all' verloren.

Mit jedem Jahr, das träg vorüberzog,
Ward ſelbſt die Hoffnung bleicher ihm und trüber,
Vor ſeine Thür des Hungers Geier flog,
Und bald auch flatterte das Thier hinüber.

Er dachte längſt, daß es für ſie ein Glück,
Wenn Weib und Kinder er gen Himmel ſende,
Doch den Gedanken drängt er ſtets zurück
Und bat, daß der Verſucher ab ſich wende.

Allein die Armuth ſtieg von Tag zu Tag —
Sein Herz zerbrach ihm, ſah er, wie den Kleinen
Des Hungers Bläſſe auf den Wänglein lag,
Und wie ſein Weib nicht müde ward, zu weinen. — —

* * *

Ein trüber Abend war's, im letzten März,
Der Froſt noch ſtarrte in der Hütte Wänden, —
Da traf es ſich, daß zu dem alten Schmerz
Ein neuer kam, man drohte, ihn zu pfänden.

Die letzten Kreuzer nahm er, und ging aus,
Und kaufte Brod und Branntwein in der Schenke,
Denn ſeine Kinder hungerten zu Haus,
Und ihm war ſchwach, als ob er niederſänke.

„Pfui, Branntwein?“ hör' ich rufen ſie voll Hohn,
Die Fröhlichen auf Kanzeln und auf Thronen.
Sie wiſſen's nicht, daß für des Elends Sohn
Im Feuerwaſſer Himmelsfreuden wohnen.

Der Lethestrom iſt's aus der alten Zeit,
Der Alles fortſchwemmt auf den ſel'gen Wogen,
Den bittern Gram, das herbe, kalte Leid,
Und die Erinn'rung, wie man uns betrogen.

Dem armen Hiller wurd' es wohlgemuth,
Als er getrunken, ſeines Schmerzes wegen,
Und glüh'nder in den Adern rollt ſein Blut,
Und neue Lebenskraft fühlt er ſich regen.

Und auch den Kindern gab er, daß ſie all
Im ſüßen Taumel purzelten und ſprangen
Bunt durcheinander, und mit lautem Schall
Schalkhafte Lieder jodelten und ſangen.

So luſtig hatte ſie noch nie erblickt
Der arme Vater, und den heitern Scherzen
Und Spielen folgt er, ob auch ungeſchickt,
Wofür ſie ihn dann unaufhörlich herzen.

O welche ſel'ge Stunde! — Doch ſie nahm
Ein ſchnelles Ende, als der Schlaf nun leiſe
Hin zu den müden, trunk'nen Kindern kam
Und ſie einlullte mit der eig'nen Weiſe. —

Sie waren ſchön, die Kinder, ja fürwahr!
Wer ſie dort ſchlummern ſah nach ſo viel Freuden,
Die roſ'gen Köpfchen mit dem goldnen Haar,
Der mochte wohl den Vater drum beneiden.

Der aber wurde traurig wiederum —
Der Rauſch verflog, das alte Leid erwachte —
Und als die Kindlein vor ihm ſtill und ſtumm,
Da ſtarrt er wild auf ſie herab und dachte:

„Wenn ihr erblickt des nächſten Tages Licht,
Dann jagt man uns hinaus, uns Bettelleute;
Dann kümmert's Niemand, ob das Herz uns bricht,
Dann ſind wir ſtets des böſen Zufalls Beute.

„Die Augen ſchlagt zu Boden dann vor Schaam,
Die Hände faltet ſtets, ihr Vagabunden,
Die Rücken krümmt, aus Ehrfurcht, nicht aus Gram,
Und neigt euch vor des reichen Nachbars Hunden.

„Er hetzt ſie ſonſt euch Bettelkindern nach.
Ja, ja, ich ſah es ſchon, — um Gottes willen
Seid nur demüthig, Kinder, kriechend! — ach,
Wer wird euch ſonſt den grauſen Hunger ſtillen?

„Dann Kinder! wenn nun gar der Vater todt,
Der Bettelmann liegt an der Kirchhofmauer,
Dann erſt kommt ihr in rechte, tiefe Noth,
Kein Chriſtenmenſch ſchiert ſich um eure Trauer.

„Euch Buben dort verwildert das Gemüth,
Ihr kriegt dann Luſt, das Elend dranzugeben,
Und da euch jeder Ehrenmann ſcheu flieht,
So führt ihr bald getroſt ein Räuberleben!

„Und ach, ihr Mädel, wie wird's euch ergehn?
Die ihr dort lieblich ruht und unbefangen,
Wenn ihr ſo arm ſeid und dabei ſo ſchön,
Dann handelt ihr mit euren Roſenwangen —

„Und werdet Dirnen? — — Nein, das ſollt ihr nicht —
Nein, nein, bei Gott! — ich muß, ich will euch ſchützen!“ —
D'rauf hielt die Hand er lange vor's Geſicht,
Und als er aufblickt, ſah er etwas blitzen. —

Das war's — das Meſſer dort — er nahm es ſchnell —
Und kniete — und durchſchnitt der Kinder Kehlen —
Das Blut entſtrömt im Bogen hoch und hell,
Zum Himmel zogen fünf unſchuld'ge Seelen.

* * *

Weh, wehe dir, du arge, böſe Welt,
Wo ſolch Entſetzliches ſich mag begeben!
Fluch, ew'ger Fluch dir! Du verdammtes Geld!
Weil du verpeſtet alles Menſchenleben.

Nicht ohne dich wär dieſer Mord geſcheh'n,
Nicht ohne euch, ihr reichen Ungeheuer!
D'rum müßt ihr einſt auch am Gerichte ſteh'n,
Und wahrlich, ihr bezahlt den Frevel theuer.

Der Kinder Blut kommt über euch allein!
Die Wahrheit ſpricht aus meinem Dichtermunde:
Ich ſchleud're ſie euch in's Geſicht hinein,
Und harre auf den Schlag der Rachestunde.

Ihr lächelt ruhig — ſeid barmherzig gar? —
Barmherzig! — O, vom Böſen kommt die Gnade:
In's Zuchthaus ſperrt ihr ihn nur achtzehn Jahr,
Den Mörder — Vater, — Himmel, das iſt fade!

Den armen, den unſäglich armen Mann,
Den hättet ihr auch mögen ſchlachten laſſen,
Wie tauſend ſonſt, — wenn aber nicht, o dann
Verſöhnen mußtet ihr, doch nimmer haſſen.

Den weichſten Flaum auf Erden unter's Haupt
Des Mörders mußtet ihr ſorgfältig legen,
Damit er, was ihr Liebes ihm geraubt,
Im feſten Schlaf vergeſſe, — euch zum Segen.

Und wenn er wachte, mußten um ihn her
Zweihundert Harfen ſchwirren ſüße Klänge,
Damit der Kinder Röcheln nimmermehr
Sein Ohr zerreiße und ſein Herz zerſprenge.

Und Andres noch zur Sühne, — was es ſei,
Das Lieblichſte, was Liebe kann erſinnen —
Vielleicht dann wurdet ihr der Unthat frei,
Und konntet euch Gewiſſensruh gewinnen.

So aber kommt nur über euch allein
Der Kinder Blut! — Die Wahrheit giebt mir Kunde:
Ich ſchleud're ſie euch in's Geſicht hinein,
Und harre auf den Schlag der Racheſtunde!

2. Victoria.

„Das iſt in Wahrheit ſchrecklich, — daß im „Kreiſe, den ſich Reichthum, Fröhlichkeit und Glanz „gezogen haben, — daß nahe an der königlichen „Größe von St. James, hart am ſtrahlenden Pa„laſt von Bayswater, dicht unter den Fenſtern der „Königin Victoria, — daß da Noth und Hunger „und Krankheit und Laſter mit all ihren verwand„ten Schrecken einherziehn, verzehrend Leib auf „Leib, Seele auf Seele."

Times, October 1843.

Es iſt Nacht und draußen weht der Sturm
Ohne Ruh und Raſt;
Es iſt Nacht und kalt, aber heiße Luſt
Jubelt da drin im Palaſt.
Victoria!

Die engliſche Königin giebt ein Feſt
In der kalten Nacht;
Alle Ordensſterne leuchten ſo hell,
Reizend fürwahr iſt die Pracht.
Victoria!

Die engliſche Königin ſtrahlt und glüht,
Und iſt ganz entzückt,
Sie lächelt ſo gnädig, ſie winkt ſo mild,
Ladies und Lords ſind beglückt.
Victoria!

Doch draußen im Sturme wimmert es bang
Durch die kalte Nacht:
Ein Mädchen vom Volke da drunten im Park
Frierend und hungernd wacht;
Victoria!

Ein elendes Weſen, obdachlos,
Wie ſo viele ſind,
In zerlumptem Kleid und mit bloßer Bruſt —
O ein armes, verworf'nes Kind!
Victoria!

Das jammert und krümmt ſich ſchmerzenreich,
Denn es naht die Noth,
Die letzte des Lebens, ihr Herz zerbricht,
Freudig erliegt ſie dem Tod.
Victoria!

Da liegt ſie nun unter faulem Laub
Ein zertret'ner Wurm;
Niemand weiß es, und Niemand kümmert ſich drum,
Heulend umtoſt ſie der Sturm.
Victoria!

Doch droben die Königin ſtrahlt und glüht,
Und iſt ganz beglückt,

Sie lächelt ſo gnädig, ſie winkt ſo mild,
Ladies und Lords ſind entzückt.
Victoria!

* * *

O Wunder, wie ſeltſam ſind getheilt
Unter den Menſchen die Looſe:
Wenn der Eine ſich blutig an Dornen reißt,
So duftet dem Andern die Roſe.

Das Mädchen vom Volk und die Königin!
Als beide in Windeln lagen,
Gleich lieblich ſchienen den Müttern ſie,
Und ſie durften mit Recht das ſagen.

Das arme Mägdlein, es mochte wohl gar
Eine zartere Haut beſitzen;
Und doch ſeine Hemdchen, ſie waren grob,
Der andern von Seid' und Spitzen.

Das arme Mägdlein, es hatte vielleicht
Weit ſchönere, brennende Augen;
Allein wozu auch? Einſt konnten ſie
Nur zum Verderben ihm taugen.

Das arme Kind, als es Jungfrau war,
Da mußt' es ſich proſtituiren;
Die Königin aber an ihrer Statt
Ließ ſich mit Kronen zieren.

Die Königin, ſtrahlend in Ehre und Glanz
Sitzt lebensfriſch auf dem Throne;
Die Arme liegt todt in faulem Laub
Dicht unter des Schloſſes Balcone.

O Wunder? — — Doch nein, 's iſt nur infam,
Von den feigen gemeinen Seelen,
Den civiliſirten Barbaren, die frech
Das Volk mit dem Unſinn quälen.

Ja, wär es bei Sinnen, dann nähm' es juſt
Die Demantkrone der Einen,
Die Lumpen der Andren und beide dann
Könnten in Liebe ſich einen.

3. Füſillade.

„Soldaten! Knechte! Königlich Geſinde!
Köpf' in die Höh'! Bruſt vor! Und aufgepaßt
Das letzte Wort iſt's, das ich euch verkünde,
Ein ernſtes Wort — wir haben ausgeſpaßt.

„Wenn ich euch ſehe mit den ſtolzen Mienen,
Den ſtarken Armen: Männer alleſammt,
Und dennoch willenlos gleich wie Maſchinen —
Denk' ich: Natur hat euch dazu verdammt,

„Weil ihr den Geiſt, den freien, blöd verkanntet,
Und ſelber euch die Ketten angelegt,
Und einen Zauber über euch erkanntet,
Der euch mit Blindheit und mit Taubheit ſchlägt.

„Der Zauber kömmt von des Despoten Throne —
Gleichwie die Mücke heller Kerzenglanz,
Verblendet euch das Funkeln einer Krone,
Daß wirren Sinn's ihr ſtürzt zum blut'gen Tanz.

„Und werdet Mörder, Räuber, Henker, Diebe,
Grauſam und liſtig, wie der Wüſte Thier;
Und zogt mit Trommelſchall die Bruderliebe
Aus eures Herzens heimlichſtem Revier.

„Des Herrſchers Laune ſehnt ſich juſt nach Blute,
Er winkt — gehorſam dem Commandowort,
Opfert ihr euch mit falſchem Heldenmuthe
Und rennt zur Schlachtbank brüllend, jauchzend fort.

„Des Herrſchers Habſucht hat den Krieg entzündet,
Wie gier'ge Wölfe ſtürzt ihr in das Land
Des Nachbars, der euch lange treu verbündet,
Und unterjocht ihn, bringt ihm Mord und Brand.

„Und ſelbſt den Bürger, der nicht länger tragen
Den Druck der Tyrannei kann oder mag,
Sich aufrafft, ſeine Feſſeln zu zerſchlagen, —
Ihr drückt ihn nieder in die alte Schmach.

„Und jubelt, wenn des armen Volkes Rippen
Ihr gnädig füllt mit Pulver und mit Blei
Und grinst, wenn von den hungerbleichen Lippen
Sich plötzlich ringt das letzte Wehgeſchrei.

„Und dennoch nennt ihr frech euch Patrioten!
Fürwahr, ihr ſchützt das Vaterland, ich weiß,
Wie Spatzen hütet ihr die reifen Schoten,
Faullenzer, ſtets ernährt von fremdem Schweiß.

„Soldaten! Knechte! Königliche Hunde!
Köpf' in die Höh'! Bruſt vor! Und trefft nur gut,
Ein freies Herz ſcheut keine Todeswunde,
Ein freies Herz hat auch zu ſterben Muth."

Blaß vor Entſetzen zielten ſie und ſchoſſen, —
Im Blute wälzt ſich, der ſo höhnend ſprach,
Sie aber zogen heim, ſtill und verdroſſen,
Und manchen reute dieſer Ruhmestag.

4. Junger Soldat, wohin?

Ich geh zum Kampf für's Vaterland,
Mit ſcharfem Schwert und ſtarker Hand.
Ich geh zum Kampf für's Vaterland,
Mein freies Herz hat mich geſandt!
„Komm heim als Sieger,
Du wack'rer Krieger!"

Zu ſchützen meiner Brüder Recht,
Zieh' ich getroſt nun in's Gefecht;
Die Falſchheit ſoll nun endlich ſchweigen,
Mein Blut ſoll für die Wahrheit zeugen!
„Komm heim als Sieger,
Du edler Krieger!"

Unſchuld zu retten vom Verrath,
Bin ich bereit zu blut'ger That,
Tyrannen ſinken vor meinem Stahl,
Gefang'ne löſ' ich von langer Qual.
„Komm heim als Sieger,
Du muth'ger Krieger!"

Ich hör' der Unterdrückten Schrei,
Zur Rache eil' ich flugs herbei,
Gewalt'ge will ich niederzwingen,
Schwachen und Armen Befreiung bringen!
„Komm heim als Sieger,
Du ſtolzer Krieger!"

Vor meiner Waffen lautem Klang
Soll ſchweigen der Verführung Sang;
Mit meines Schwertes hellem Blitz,
Zerſchmett'r ich dunkler Mächte Sitz.
„Komm heim als Sieger,
Du hoher Krieger!"

Zu enden meiner Brüder Schmach,
Will ſtreiten ich bei Nacht und Tag;
Freiheit und Gleichheit zu erheben,
Daran ſetz' ich mein Blut und Leben!
„O kehr' als Sieger,
Du braver Krieger!

5. Trotz des Proletariers.

Heran mein Unglück, nahe nur heran!
Ob Du gepanzert, ob Du wild und kühn,
Doch steh' ich Dir, — ein nackter bloßer Mann —
Und werde nicht vor Deinem Drohen flieh'n.

Wie auch Dein wetterschwarzes Auge blitzt,
Wie auch Dein Rachen Gift und Geifer sprüht;
Ein starker Löwe mir im Herzen sitzt,
Das ist der Stolz, das ist mein frei Gemüth.

Er ist so muthig, ist so groß und schnell, —
Sei Du vor seinen Krallen auf der Hut!
Von braunen Narben strotzt sein lichtes Fell,
Sein Blick ist sonnenklar und wohlgemuth.

Heran und zitt're, blödes Mißgeschick!
Wie bist Du klein, und wie mein Herz so groß!
Ich fühle Kampfeslust — flieh' nicht zurück,
Heran nur! — Ich parire Stich und Stoß!

Ich fürchte Wunden nicht und Blutverlust,
Der Großen Glück ist so erbärmlich nur —
Es strebt gewalt'ger meine keusche Brust,
Trägt sie des Ehrenstreites Narbenspur.

Ich hebe ſtolzer ſo mein Haupt empor,
Da es noch frei und nicht des Goldes Sklav;
Ich bin kein Lüſtling: — was ich je verlor,
Vom Leibe war's, die Seele Niemand traf. —

Wohlan, o Mißgeſchick, drum trotz' ich Dir,
Und laſſe meinen Löwen auf Dich los!
Ich ſeh' es noch, wie Du entflieh'ſt vor mir
Und Dich verkriechſt in Deiner Mutter Schoos.

6. Friedhofs-Idyllen.

I.

Des Himmels Auge, groß und blau,
Sieht auf die Frühlingswelt hernieder,
In Blüthenkelchen, gefüllt von Thau,
Spiegelt die goldne Sonne sich wieder.

Die Bäume rauschen, — mit kühlem Hauch
Flüstert der Wind durch grüne Blätter,
Cicaden zirpen aus Feld und Strauch,
Und von den Zweigen dringt Vögelgeschmetter.

Wie schön ist der Morgen, wie feierlich!
So will ich denn muthig fürder ziehen,
Und wie der Schlaf von den Wimpern schlich,
Soll auch der Gram aus dem Herzen fliehen.

Die Wolken oben, mit Silber verbrämt,
Wehen wie Fähnlein mir über'm Scheitel;
Die Blumen unten, bräutlich verschämt,
Nicken mir Grüße, — fast werd' ich eitel.

Es lispelt die weiße Welle im Bach:
„Zum Bade, Geſell, eh' ich weiter eile!"
Der ſchwellende Raſen ſpricht lockend nach:
„Süß iſt die Ruhe, verweil', verweile!"

Da mußt' ich hemmen den Wandermuth,
Und ſtreckte mich hin auf die Blumenerde,
Und pries die Natur ſo lieb und gut,
Die Allem, was herrlich, gebietet: Werde!

Doch ach, wie ſo ſeltſam! — Was iſt denn das?
Der Friedhof war meine Ruheſtätte?
Aus Gräbern ſproßte das weiche Gras,
Das mir gedienet zum Lotterbette?

Verſtimmt erhob' ich trüb' den Blick,
Und weinte ſtille, milde Thränen:
So treulos ſchien mir das Geſchick,
So thöricht alles Liebesſehnen!

Und ob Natur auch gut und ſchön,
Und ob wir ewig hoffend weilen,
Des Schickſals Wolken über uns weh'n,
Des Todes Schrecken uns bald ereilen.

Die Blüthen welken, der Thau zerrinnt,
Im weiten Meer verſinkt die Welle —
Der Raſen dorrt, und der kühle Wind
Haucht bald an unſres Grabes Schwelle.

II.

Cypreſſen, Leichenſteine, Grabeshügel,
Des Lebens Genius mit gebroch'nem Flügel,
Verblich'ne Roſen, junge Immortellen,
Ein flackernd Lämpchen dort in der Kapellen:

Das Alles ſah' ich — und in finſterm Muthe
Las ich der Reichen Sprüche: alles Gute,
Was ſie im Leben niemals ſich getrauten,
In Stein gehauen meine Augen ſchauten.

Der ekle Lügenbrei! — Die frohen Erben,
Sie ſchrieben: „Selig, die im Herren ſterben,
„Sie werden dort im Lichtgewande ſchweben
„Und ewiglich in Himmelsfreuden leben!"

Ich glaub' es nicht — doch laßt mich lauſchen:
Wie Geiſterchöre hör' ich's um mich rauſchen,

Die Gräſer zittern und die Steine ſchwanken,
Die Todten brechen ihrer Gräber Schranken.
Horcht ihrem Sang:

„Der Sonne nebelfeuchtes Auge brach,
Blut überſtrömt den Horizont,
Die finſt're Nacht erſchlug den hellen Tag.

„Das Licht erloſch, — wir ſchweben auf der Fluth
Des Todes unaufhaltſam fort;
Wir haben keine Luſt und keinen Muth.

„Die Zunge ſtarrt, es rieſelte das Blut
Uns aus den Adern in's Grab;
Verlodert iſt der Ehrſucht helle Gluth.

„Das Herz iſt leer, — das Hirn wie ein Vulcan,
Der ausgebrannt, deß Staub verweht;
Wir fahren lieblos auf der dunkeln Bahn.

„Woher? Wohin? — Wir wiſſen nicht das Ziel,
Auch nicht, wo unſ're Heimath war;
Der Hoffnung lichter Stern vom Himmel fiel! —"

III.

Ein todter Mann ruht dort in ſtiller Gruft,
Ob ſeinem Haupt ein weißes Roſenbeet
Erfüllte ihm den Sarg mit ſüßem Duft.

Da ſchlich heran zu dieſes Mannes Grab
Sein junges, bleiches, kummervolles Weib,
Und weinte heiß und bang' auf ihn herab.

Und ſeine Kindlein hielt ſie an der Hand,
Sie knieten hin, je zwei und zwei im Paar,
Die nackten Füßchen knitterten im Sand.

Wohl ihm, daß er nicht fühlt der Kinder Schmach,
Und nicht gewahrt, wie arm ſie und entblößt,
Wie es dem Weibe ganz an Schmuck gebrach.

Weh! Ihren Nacken hüllten Lumpen ein,
O Gott! — Sie ſank herab zur Bettlerin!
Und klagend rief ſie in die Gruft hinein:

„Für Deine Kindlein ließ'ſt Du keine Schuh,
Für Deine Gattin keinen Biſſen Brod
Und deckteſt ſelbſt im Grabe Dich fein zu?"

Wohl ihm, daß er ihr Seufzen nicht vernahm,
Zerschnitten hätt' es nochmals ihm das Herz,
Und nochmals würd' er tödten sich aus Gram.

Ich aber ahnte, wie der Rosen Duft
Nicht länger schwebte um sein bleiches Haupt,
Und rothes Blut schwamm tief in seiner Gruft.

Dann sah' ich, wie ein Greis verzagend stand
Am Grabe seines vielgeliebten Sohn's,
Und um ein Kreuzlein schwarze Flöre band:

„Steh' auf, mein Sohn" — so rief er — „wache auf
Aus Deinem Schlummer! Hör' des Vaters Ruf
Und hemme seiner bittern Thränen Lauf!

„Sieh, meine Augen wurden trüb' und schwach,
Ich schwanke auf dem Pfad in's Hospital,
Wo man mich hinführt, da Du starbest — ach!"

Der Sohn erwachte nicht, denn sein Gebein
War todesmüd — im blut'gen Kriege brach
Sein Herz, das für den Vater schlug allein.

Für den Tyrannen ſtarb er, jung und lebensfroh,
Des Alten Stütze, der in ſeiner Noth
Nun traurig ſeufzt im Hospitale, — oh!

Und darauf kam der Todtengräber, und
Verſcharrte eilig eines Kindes Leiche —
Auf meine Frage wurde mir dann kund:

„Ermordet ward das kaumgebor'ne Kind
Von ſeiner eig'nen Mutter freveln Händen —
Doch nicht verdammen mag ich ihre Sünd'.

„Verrathen ward auch ſie, unſchuldig, rein
Bis ſie gefolgt dem Locken falſcher Liebe,
Und in der Schande Pfuhl ſank tief hinein.

„Ach Herr! An ihrem Kerker ging ich juſt
Vorbei, den kleinen Sarg hier unter'm Arme,
Und grabe, als ob ſie es ſchon gewußt,

„So winkte ſie, und ſchrie und ſchluchzte laut,
Und raufte ſich die goldig hellen Locken —
Es ſchnitt in's Herz mir, als die Qual ich geſchaut.

„Und d'rum verdamm' ich nicht die Sünderin,
Und dieſes Kindes Blut ſchreit nur nach Rache
An dem, der ihr bethört den jungen Sinn."

O welcher Pomp, wie viele Staatscaroſſen,
Welch' noble Suite bei dem Leichenzug,
Und all' die Thränen, die ſie nicht vergoſſen!

Ein reicher Mann war's, den ſie dort verſcharren;
Die Silberknäufe zeigen's an dem Sarg,
Und in der Erben Haus die goldnen Barren.

Der Pfaffe leiert: „Gehe heim in Frieden!
„Du gottesfürchtig, chriſtlich milder Mann!
„Der einz'ge Troſt, der unſer noch hienieden,

„Iſt das Bewußtſein, daß Du hoch erhoben
„Im Himmel ſein wirſt, der „Gerechten" Ort;
„Denn jedes Werk belohnt ſich dort oben.

„Ja Freunde, er war tugendhaft, der Todte,
„Wie Brüder liebt' er Alle und er gab
„Den Waiſen, Wittwen ſtets von ſeinem Brode.

„D'rum iſt er ſelig — leicht ſei ihm die Erde!
„Und ſeinen Erben ſoll es wohlergehn,
„Auch ſie ſind Zierden meiner frommen Heerde."

Der Pfaffe lügt. — O, wenn in ſeinem Grabe
Der Todte beichten müßte, ſpräch' er wohl:
„Was krächzeſt Du, o heuchleriſcher Rabe?

„Ein Schurke war ich und barmherzig nimmer,
„Nach Mammon ſtrebt' ich nun und immerdar,
„Niemals verlockte mich der Tugend Schimmer.

„Ein Räuber war ich: — ſah' ich Wittwen, Waiſen,
„So überfiel ich ſie, und riß das Brod
„Vom Munde ihnen — und Du willſt mich preiſen?

„Ein Mörder war ich: — manchen edlen Armen
„Hetzt' ich mit Hunden fort von meiner Thür,
„Verzweifelnd ſtarb er, — ich kannt' kein Erbarmen.

„Ein Lüſtling war ich: — meinem treu'ſten Knechte
„Verführte ich ſein junges, liebes Weib,
„Er mußte beugen ſich dem Herren-Rechte.

„Schweig, dummer Pfaffe; denn für Geld nur
ſprichſt Du,
„Mich aber tröſten Deine Lügen nicht; —
„Und Du, gleich mir, einſt unter Würmern liegſt Du.“

IV.

Das Alles ſah' ich und noch Andres auch,
Was meine Seele ſchaudern machte
Und ſalz'ge Thränen lockt aus meinem Aug'; —
Doch bald ermannt' ich mich und dachte:

„Die Geiſter logen, fort mit ihrem Trug!
So kann dies Daſein nimmer enden
Kein Ende überall! — das iſt genug, —
Sonſt würde ſich Natur ja ſchänden!“

Und meine Blicke wurden hell und klar
Und ſtrahlend drangen ſie tief in die Grüfte;
Geheimnißvollſtes ward mir offenbar,
Der Wahrheit Stimme klang durch alle Lüfte:

„Sie ſind nicht todt, die blaſſen Weſen hier,
„Mein Hauch genügt, ſie müſſen ewig leben!“

Und ich gewahrte, wie im Fluge ſchier
Die größten Wunder ſich begeben.

Der arme Mann, um den die Wittwe klagte,
Er ſtreckt die Finger und es ſind Korallen,
Die Haare ſchüttelt er, und — welche Pracht!
Als Seidenfäden ſeh' ich lang ſie wallen.

So kleide Dich, Du traurig Bettelweib,
Und Deine Kinder ſchmücke mit den Ketten,
In Sammet fürder hülle Deinen Leib,
Und ſchlafe fortan nur auf Seidenbetten.

Du auch verſtumme, Greis! Sieh dort mit Macht
Aus Deines Sohnes Grab die Flammen ſpringen,
Und leuchtend fernhin durch die finſt're Nacht,
Juſt des Tyrannen Prunkpalaſt verſchlingen.

Und wo das Kind im ſüßen Schlummer liegt,
Seht eine Roſe aus der Erde ſprießen,
Mit ſtarkem Dufte, der zum Kerker fliegt,
Wo man die Mutter läßt die Sünde büßen.

Du aber, reicher Mann, als Natter muß
Die Zunge Dir, die gift'ge, ſich beleben;

Zertreten ſoll ſie einſt mit keckem Fuß
Mein jüngſter Knabe ohne Furcht und Beben!

So wird uns Allen doch Unſterblichkeit.
Das Weſen bleibt, die Formen aber wandeln,
Die Stunde ſtirbt, doch ewig iſt die Zeit —
Drum laßt uns nicht verzagen, ſondern handeln.

Ferdinand Freiligrath.

Wie man's macht!

So wird es kommen, eh' ihr denkt: — das Volk
hat nichts zu beißen mehr!
Durch ſeine Lumpen pfeift der Wind! Wo nimmt
es Brod und Kleider her? —
Da tritt ein kecker Burſche vor; der ſpricht: „Die
Kleider wüßt' ich ſchon!
Mir nach, wer Rock und Hoſen will! Zeug für ein
ganzes Bataillon!"

Und wie man eine Hand umdreht, ſtellt er in Rot-
ten ſie und Reih'n,
Schreit: „Linksum kehrt!" und „Vorwärts Marſch!"
und führt zur Kreisſtadt ſie hinein.
Vor einem ſteinernen Gebäud' Halt machen läßt er
trutziglich:
„Seht da, mein Kleidermagazin — das Landwehr-
zeughaus nennt es ſich!

„Darinnen liegt, was ihr bedürft: Leinwand zu Hemden, derb und ſchwer!
Wattirte Jacken, friſch genäht — dazu von zweierlei Couleur!
Tuchmäntel für die Regennacht! Feldmützen auch und Handſchuh' viel,
Und Alles, was ſich ſonſt gehört zu Heerſchau und Paradeſpiel!

Ihr kennt den ganzen Rummel ja! Ob auch mit Hadern jetzt bedeckt,
Haben die Meiſten doch von euch in der Montirung ſchon geſteckt!
Wehrmänner ſeid Ihr allzumal! So lange Jeder denn vom Pflock
Sich ſeinen eignen Hoſenſack und ſeinen eignen blauen Rock!

„Ja, ſeinen Rock! Wer faſelt noch vom Rock des Königs? — Liebe Zeit!
Gabt ihr die Wolle doch dazu: geſchorne Schaafe, die ihr ſeid!
Du da — iſt nicht die Leinwand hier der Flachs, den deine Mutter ſpann,
Indeß vom kummervollen Aug' die Thrän' ihr auf den Faden rann?

„Nehmt denn! So recht! Da prunkt ihr ja, als
ging's zu Felde morgen früh,
Oder doch allerwenigſtens nach Grimlinghauſen zur
Revue!
Nur die Muskete fehlt euch noch! Doch ſieh, da
ſteht von ungefähr
Der ganze Saal voll! Zum Verſuch: — Gewehr
in Arm! Schultert's Gewehr!

„Ganz, wie ſich's hört! Das nenn' ich Schick! Am
Ende . . . Jungens, wißt ihr was?
Auch die Gewehre wandern mit! — Gewehr bei
Fuß! — Das wird ein Spaß!
Und würd' es Ernſt .... Nun, möglich iſt's! Sie
machen immer groß' Geſchrei,
Und nennen dieſen Kleiderwitz vielleicht noch gar
Rebellerei!

„Nennen ihn Einbruch noch und Raub! — In
wenig Stunden, ſollt ihr ſeh'n,
Wird uns ein Linienregiment ſchlagfertig gegen-
über ſtehn!
Da heißt es denn für ſeinen Rock die Zähne wei-
ſen! D'ran und d'rauf!
Patronen her! Geladen, Kerls! Und pflanzt die
Bajonette auf!

Stülpt auch den „Aſchako auf den Kopf, und hängt
den Degen vor den Steiß: —
Daß ihr ihn „Käſemeſſer" nennt, ein glückverkün-
dend Omen ſei's!
Kein Hirn, will's Gott, beſudelt ihn! Kein Herz-
blut, hoff' ich, färbt ihn roth —
Für Weib und Kinder „Käſe" nur ſoll er zerhau'n
und nahrhaft Brod!

„Und nun hinaus! Tambour voran, Querpfeifer
und Horniſtenpaar!
Soll auch die Adlerfahne noch vorflattern, Brüder,
eurer Schaar?
Der Teufel auch! Was kümmert uns vergang'ner
Zeit Raubvögelpack!
Wollt ihr ein Banner: Eines nur ſchickt ſich für
euch — der Bettelſack!

„Den pfanzt auf irgend ein Gerüſt: — da hier
iſt ein Uhlanenſpeer! —
Und tragt ihn, wie die Geuſen einſt, mit zorn'gem
Stolze vor euch her!
Ihr könnt es füglicher, als ſie! Ihr tragt den Sack
nicht blos zum Staat,
Ihr ſeid nicht blos dem Namen nach — nein, ihr
ſeid Bettler in der That!

„Marſch denn, ihr Genſen dieſer Zeit! Marſch, Proletarier-Bataillon!“ —
Da naht zu Fuß und naht zu Roß die königliche Linie ſchon!
„Feuer!“ befiehlt der General; „Choc!“ heißt's bei der Reiterei. —
Doch, ha! Kein Renner hebt den Huf, und keine Flinte ſchickt ihr Blei!

Ein Murren aber rollt durch's Heer: „Auch wir ſind Volk! Was königlich!“
Und plötzlich vor dem Bettelſack ſenkt tief die Adlerfahne ſich!
Dann Jubelſchrei: „Wir ſind mit Euch! Denn wir ſind Ihr, und Ihr ſeid wir!“
„Kanaille!“ ruft der Commandeur — da reißt ein Leutnant ihn vom Thier!

Und wie ein Sturm zur Hauptſtadt geht's! Anſchwillt ihr Zug lawinengleich!
Umſtürzt der Thron, die Krone fällt, in ſeinen Angeln ächzt das Reich!
Aus Brand und Blut erhebt das Volk ſieghaft ſein lang zertreten Haupt: —
Wehen hat jegliche Geburt! — So wird es kommen, eh' ihr glaubt! —

Ludwig Köhler.

Dem armen Volke.*)

Wohlauf, wohlauf, mein Dichterroß,
An Königsthronen ſchnell vorbei!
Im marmorſtolzen Fürſtenſchloß
Nicht Deines Bleiben's Stätte ſei!
Ich ſinge nicht um ſchnöden Sold
Zu Preis und Ruhm erlauchter Herrn!
Ich weiß es wohl, Du haſt nicht Gold
Und haſt nicht Rang, noch Orden ſtern,
Mein armes Volk!

An nied'rer Hütte halte ſtill,
Wo Sorge mit der Liebe ringt,
Wo durch des Herzens Räume ſchrill
Der Weheruf des Mangels klingt!
Da reg' die Schwingen, Sangesluſt,

*) Aus einer nächſtens erſcheinenden Gedichtſammlung „Freie Lieder."

Gieß Balſam in das wunde Herz,
Reg' Hoffnung in der öden Bruſt,
Sei Tröſterin im herben Schmerz
Dem armen Volk!

Schließ auf des goldnen Hortes Schrein,
Mit vollen Händen ſtreu' ihn aus,
Laß rinnen Deinen Feuerwein,
Bekränze bunt das ſchlichte Haus!
Und hat mein Fleh'n Gebetes Kraft,
So wird mein Lied Dir ächtes Gold,
So wird's Dir rechter Lebensſaft,
Schmückt Dir die Wangen frühlingshold,
Mein armes Volk!

Mutterliebe.

Weine, Mutter, weine!
Deiner Tochter Herz iſt krank!
Weine, Mutter, weine!
Deiner Tochter Unſchuld ſank!
Deinen Spruch: Sei brav, mein Kind!
Schlug ſie frevelnd in den Wind!

Weine, Mutter, weine!
Deiner Tochter Herz iſt todt!
Weine, Mutter, weine!
Leichtſinn brach's, dann Gram und Noth.
Ihren Leib, einſt blumenhold,
Schändet ſie um ſchnödes Gold.

Weine, Mutter, weine!
Doch vergieb voll Mutterhold!
Weine, Mutter, weine!
Sie nicht trägt die ganze Schuld!
Unſchuld wie die Blume fällt
Und ſo grauſam iſt die Welt!

Weine, Mutter, weine,
Aber weinend ſegne ſie!
Weine, Mutter, weine!
Gott auch flucht dem Sünder nie.
Tiefgebeugt von Seelenſchmerz
Finde ſie ein Mutterherz!

L. Seeger.

Stechpalmen.

1. Trutznachtigall.

Trutznachtigall! Trutznachtigall!
Was ſingeſt du mit wildem Schall?
All' deine Schweſtern, die zarten, grüßen
Mayolich den Frühling, den ſchönen, den ſüßen,
Sitzen hoch in der Bäume Kronen,
Wo ſich's mag zu ſingen lohnen,
Zu ſingen von Rittern und Frauen,
Vom Morgen- und Abendglanz,
Von mondbeſtrahlten Auen,
Und luſtigem Elfentanz.

Trutznachtigall, Trutznachtigall!
Deine Schweſtern ſind friſch und munter all',
Singen von allem Süßen und Schönen,
Kunſtreich in melodiſchen Tönen,
Haben des Futters wohl über Bedürfen,
Können aus goldnen Schaalen ſchlürfen,

Sie ſpielen und ſcherzen und koſen,
Wo Königskerzen glüh'n,
Und prächtiger als die Roſen
Die Kaiſerkronen blühn.

Trutznachtigall, Trutznachtigall
Bin ich und ſinge mit trotzigem Schall,
All' meine Schweſtern die ſind gefangen,
Laſſen im Käfig die Flügel hangen,
Oder haben ſich überfreſſen
Und das freie Singen vergeſſen.
Nur wenig ſind übergeblieben,
Der Schweſtern, zwei bis drei,
Wir ſingen entfloh'n, vertrieben
Hier in der Wüſtenei.

Trutznachtigall, Trutznachtigall
Bleib' ich und ſinge mit rauhem Schall,
Meine Schweſtern glaubt ihr ſo wohlgeborgen?
Sie tändeln und trillern vom Abend zum Morgen,
Schlagen Wirbel aus vollen Kehlen,
Aufgehängt in funkelnden Sälen!
Daß Einer das Herz gebrochen
Im Kerker, weiß ich nicht;
Doch ihnen ausgeſtochen
Die Augen — ſie merken's nicht!

Trutznachtigall, Trutznachtigall,
Die Welt durchſchmettr' ich mit trotzigem Schall,
Was frei in Lüften wird geſungen,
Bald wiederhallt's von tauſend Zungen,
Tauſend gebrochene Menſchenherzen
Richten ſich auf und flammen, wie Kerzen.
O mögt ihr den Liedern lauſchen,
Einhauchen Duft und Licht,
Laßt euch vom Lenz berauſchen,
Einſchläfern laßt euch nicht!

Trutznachtigall, Trutznachtigall,
Wann ſingſt du wieder mit ſüßem Schall!
Weiß es der Himmel, vielleicht ſchon Morgen
Lieg' ich im grünen Gras geborgen,
Weiß es der Himmel, vielleicht ich fliege
Morgen voran zum Kampf und Siege.
Ja, ſchmettern ſoll es und ſchallen,
Es komme, was da will!
Viel lieber ſingend gefallen
Als lebend todt und ſtill!

2. O käm' ein Sturm!

Aſchgraue, dumpfe Wolken
Hängen herab in's Thal,
Schlaff, halb nur ausgemolken
Vom Oſtwind, häßlich fahl.
Kein Donnerſchlag! kein Regen!
Und doch ſo ſchwül und ſchwer:
O käm' ein Sturm zu fegen
Hinaus das graue Heer!
O käm' ein Sturm, zu löſen
Den Schreck der Creatur
Vor der Gewalt des Böſen,
Der ihr das Mark durchfuhr!
O käm' ein Sturm zu ſchütteln
Vom Baum das dürre Laub,
O käm' ein Sturm zu rütteln
Die Schlafſucht ſtarr und taub.
O käm' ein Sturm, und bliebe
Auch faſt kein Thurm, kein Haus,
O käm' ein Sturm und triebe
Den ſtummen Teufel aus!

3. Zu den Waffen!

Kurzes Wort und langer Schlag!
Ja, es ſind genug der Worte!
Schlagt entzwei die Eiſenpforte,
Daß man wieder athmen mag!
Eh' euch Sinn und Muth erſchlaffen
In der Knechtſchaft fauler Luft,
Laut durch alle Gaſſen ruft:
Zu den Waffen! Zu den Waffen!

Druck und Noth, ſo weit ihr ſchaut!
Guter Rath wird täglich theurer:
Ei, ſo fahrt einmal aus eurer
Deutſchen Unterthanenhaut.
Schließt das Maul den Lügenpfaffen,
Euer Recht ſei eurer Hort:
Völkerwort iſt Gottes Wort:
Zu den Waffen! Zu den Waffen!

Gürtet euch mit Heldenſinn:
Untergehen muß das Alte,
Daß das Neue ſich geſtalte;
Alſo war's von Anbeginn,

Wollt ihr ſteh'n und müßig gaffen?
Seid ihr ſtumpf an Aug' und Ohr?
Hannibal ſteht vor dem Thor!
Zu den Waffen! Zu den Waffen!

In der einen Hand den Stahl,
In der andern Hand die Kelle,
Bau'n und ſchirmen wir zumal,
Freiheit, deines Tempels Schwelle.
Schutt und Trümmer wegzuſchaffen,
Und die Mauern zu erhöh'n,
Bau'n und fechten — klingt's nicht ſchön?
An die Arbeit! Zu den Waffen!

Waffendienſt und ſaure Müh'n,
Meißeln, hämmern, hacken, zimmern!
Und durch Staub und Qualm wie kühn
Die gezog'nen Schwerter flimmern!
Mag uns Wund an Wunde klaffen,
Rinnt der Schweiß uns vom Geſicht:
Feierabend iſt's noch nicht:
An die Arbeit! Zu den Waffen!

4. Mein armes, ſtummes Vaterland!

Land meiner Sehnſucht, mein Entzücken,
O Heimath ach, und meine Qual,
Du Land, das tauſend Reize ſchmücken,
Der ſchönſte, Freiheit, nicht zumal.
Gefang'ne nur und Kerkermeiſter!
Wißt ihr noch einen dritten Stand!
Du ſtiller Ocean der Geiſter,
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Land der Geduld, der zarten Sitten,
Der Demuth, der verbiſſ'nen Qual,
Der frommen Wünſche, zahmen Bitten,
Du ödes, deutſches Jammerthal.
Ich ſah' dein Bild, von Schmerz durchſchauert;
Als ich auf einem Kirchhof ſtand,
Fern ab der Straße, hoch ummauert,
Mein armes, ſtummes Vaterland.

Ein Wolkenknäuel fauler Dünſte
Liegt über deiner ſchönen Flur,
Die Mutter aller freien Künſte,
Seufzt in den Feſſeln der Cenſur!

O nur fein ſtill zu allem Böſen!
Ein Laut, der deinem Mund entſchwand,
Er könnte ja Lawinen löſen!
Mein armes, ſtummes Vaterland!

O dieſe Stille, dieſes Schweigen,
Indeß im Arm verſiegt die Kraft,
Die Geiſter ſich zu Boden neigen
Wie welke Blumen, ohne Saft! —
Du trinkſt ihn aus, den Kelch der Plagen,
Gefüllt mit Galle bis zum Rand,
Du trinkſt ihn ohne Pfui! zu ſagen,
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Wenn ſauſend in das Laub der Bäume
Der Sturmwind fährt, da kracht der Aſt,
Die Blätter rauſchen: wir — wir träumen,
Im Frieden, wie der Sturm auch raſt.
Und ſteht in Flammen Haus und Scheuer,
Sengt dir die Haare ſchon der Brand,
Du darfſt nicht rufen: Feuer! Feuer!
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Daß du geknebelt gleich den Horden
Des großen Czaren, daß du ach!
Ein Spott der Völker biſt geworden,
Daß himmelſchreiend deine Schmach,

Weh, weh, du darfſt es nicht bekennen;
Und ſteht der Teufel an der Wand,
Du darfſt ihn nicht beim Namen nennen,
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Die Wahrheit liegt im Feſtungsbanne,
Frei ſtreift die Lüge auf dem Plan,
Und ſummt in's Ohr dem armen Manne:
Wohl dir, beglückter Unterthan!
Und ſeufzt auch: Nein! die ſchwache Stimme
Der Wahrheit hinter Schloß und Band.
Wer fragt nach deinem ſtillen Grimme,
Mein armes, ſtummes Vaterland?

Du darfſt nicht rühmen, darfſt nicht ſchelten,
Still! was dich brennt, das blaſe nicht!
Du darfſt nicht ſtrafen, nicht vergelten,
Feigheit iſt Tugend, Schmach iſt Pflicht.
Wenn einmal an des Thrones Stufen
Den Mund ſich Einer nicht verband —
Verboten iſt das Bravorufen;
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Als ſie dein Blut dir abgehandelt
Zum Kitt für den zerbrech'nen Thron,
Wie hat ihr Lächeln ſich verwandelt
So ſchnell in grinſend ſchnöden Hohn!

Und doch, kaum ließ ein Fluch ſich hören,
Kaum einen lauten Seufzer fand,
Um ſeiner Quäler Ruh' zu ſtören,
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Daß ſie dir Brocken hingeſchmiſſen,
So oft du Männerkoſt begehrt,
Daß g'rade für die beſten Biſſen
Sie dich für unreif noch erklärt, —
Still von utopiſchen Wunderdingen,
Von Freiheit! Lauter Fabelland!
Sie zwangen dich, ihr Lob zu ſingen,
Mein armes, deutſches Vaterland.

Daß du für ſie dich haſt geſchlagen,
Die dir der Freiheit Bild gezeigt,
Daß du dem Köder nachzujagen
Auch nach dem Kampfe warſt geneigt.
Doch ſie die Augen hoffnungsheiter,
Bis heut' dir vollgeſtreut mit Sand
Daß du ein Narr warſt — ſag's nicht weiter
Mein armes, ſtummes Vaterland!

5. Der Neugeborne.

März 1844.

Du ſchreiſt! — Nicht wie die Sonn' erſteht am Morgen,
Nicht wie die Blume ihren Kelch erſchließt —
Du ſchreiſt! und aus dem Schoos, der ihn geborgen,
Erſteht ein Menſch, der weinend uns begrüßt.
Du ſchreiſt! Welch ſcharfe, rauhe Knabenſtimme!
Still, ſtill, mein Bübchen, nicht den barſchen Ton!
Was fragt die Welt nach unſrem kleinen Grimme,
Sei klüger, als dein Vater, kleiner Sohn!
Hörſt du die Frühlingsſtürme draußen wüthen?
Willſt du ihr lautes Toben überſchrei'n? —
Du biſt erwacht, noch ſchlafen alle Blüthen,
Auch ſie erwachen bald am grünen Rain.
Du tritiſt in eine Welt voll junger Triebe,
Dir ſingt, wie ihr, der Sturm ſein Oſterlied.
Du Menſchenkind, einſt reich an Haß und Liebe,
Rekrut der Freiheit, tritt in Reih' und Glied!
Horch, unter dir, im Erdgeſchoß, da wimmert
Ein Knab, wie du, vom Sturmwind aufgeweckt:
Der Vater hat die Wieg' ihm ſelbſt gezimmert,
In der er friert, von Lumpen kaum bedeckt.

Schreit brüderlich zuſammen, kleine Jungen,
Und fechtet, ſchlagt um euch mit Arm und Bein
Ich hoff', es ſoll zur Uebung eurer Lungen,
Und mehr noch eurer Arme dienlich ſein.

6. Frühling.

Der Lenz, der Lenz bricht aus der Kluft hervor,
Der Lenz, der Flüchtling vor dem Winterkönig;
Der Lenz, der Weltbefreier, klopft an's Thor,
Und jubelnd grüßt die Welt ihn, tausendtönig.

Es wölbt die Flur sich, eine breite Brust,
Vom Schnee, dem Armensünderhemd umfangen.
Sie sprengt, Erdbeben gleich, voll Jugendlust,
Aufathmend, ihrer Ketten Silberspangen.

Mit Glutenpfeilen stürmt der Gott das Schloß,
Wo sich vom Berg der Alte hat verkrochen,
Ha, wie das Silberdach in Trümmer schoß!
Zerstäubt die Säulen all, die Burg gebrochen.

Die Winde fegen Wald und Wiesen rein,
Die Stürme singen Auferstehungslieder,
Der Bäume nacktes zackiges Gebein
Hüllt sich in Grün und schüttelt Blüthen nieder.

Und Gras und Kräuter, der geringste Strauch,
Sie schlagen auf zur Freiheit ihre Augen,
Selbst das Gewürm empört sich, deinen Hauch
O Lenz, du Götterjüngling, einzusaugen.

Du ſchwingſt den Hammer Thor's, Du ſchlägſt entzwei
Die letzten Feſſeln, daß die Berge dröhnen,
Herolde fliegen aus: die Welt iſt frei!
Wer will die Freiheitsjubel übertönen.

Rebellion, ſo weit die Sonne ſcheint!
Victoria, ſo weit die Fluren dampfen!
Und Du, o Menſch? — Da ſteht er, zürnt und weint,
Daß er kein Heer kann aus dem Boden ſtampfen!

7. Der Reiche.

Du armer Mann auf deinem reichen Pfühle,
Du Tantalus im üppigen Palaſt:
Vom göttlichſten der menſchlichen Gefühle
Hat eine Ahnung je dein Herz erfaßt?
Du ſchwelgſt dich durch von einem Tag zum andern,
Die Langeweil' iſt's, die dich vorwärts ſchiebt.
Ein Ahasver, magſt du die Welt durchwandern,
Dir iſt ſie Wüſte: du haſt nie geliebt.

Für dich giebts keinen Abend, keinen Morgen,
Der Frühling überſtrömt die Welt mit Luſt,
Vor dir iſt ſeine Herrlichkeit verborgen,
Denn ewger Winter herrſcht in deiner Bruſt,
Wenn Aller Augen trunken überſchäumen,
Wenn Roſenglut der Alpen Haupt umgiebt,
Du kennſt den Alp nur, der mit ſchweren Träumen
Dein Haupt umkreiſt: denn du haſt nie geliebt.

Du kaufſt dir, was du brauchſt, des Weibes Küſſe,
Des Prieſters Segen, Adel, Ehr' und Stern.
Und Hunde, Roſſe, Diener — tauſend Füße
Und Hände frohnen dir ums Brot, dem Herrn.

Was macht dein Bruder Abel? — Les't in Zahlen,
Wie gern er giebt und wie er's nie verschiebt! —
Ein Tropfen Balsam in ein Meer von Qualen!
Dein Lohn ist Fluch! denn du hast nie geliebt.

Und wenn der Qualm Jahrhundert langer Stunden
Ein giftig Nebelmeer das Land bedeckt,
Wenn aus der Elends Berge tiefen Gründen,
Das Volk die Arme zu dem Himmel reckt;
Wenn sie wie tolle Hund' euch niederschlagen,
Die ihr euch wund an euren Ketten zieht,
Er wird noch Holz zum Scheiterhaufen tragen
Ihr Märtyrer! denn er hat nie geliebt.

Doch, ja, du liebst, Unselger, liebst das Leben,
Und schaurig grinnst dich die Verwesung an. —
Was kann dein Glaube dir als Schrecken geben
Und wider diesen hilft kein Talisman!
Habt ihr vielleicht ihn, Speichellecker, Diebe,
Ihr Dirnen, die ihr ihm die Zeit vertriebt?
Was ist das Leben? Lieb' und Gegenliebe!
Unglücklicher, und du hast nie geliebt!

8. Zerriſſenheit.

Fluch Allen, die zum Jammerthal
Die ſchöne Erde machten,
Die Pfaffentrug und Höllenqual,
Verrath und Schmach uns brachten.
Die Gottes Angeſicht entſtellt
Mit zornig düſtern Falten,
Die Volk und Volk, die Gott und Welt
Zerriſſen und geſpalten!

Als Gott der Herr die Welt erſchuf
Mit einem langen Kuſſe:
Wie ſtand ſie da, auf ſeinen Ruf,
So ſchön, aus Einem Guſſe!
Der Menſch allein, der Gottesſohn,
Begann verkehrt zu ſchalten,
Und hat die Welt im Keime ſchon
Zerriſſen und geſpalten.

Wer weiß es nicht, wie Kinder ſind?
Wir haben ſelbſt zerſchmiſſen,
Zerhaun, zerſägt — wir haben blind
Die Welt entzwei geriſſen.

Und als geborſten war die Welt,
Was mochte da noch halten?
Uns ſelber haben wir zerſchellt,
Zerriſſen und geſpalten.

Wir haben, o verruchter Wahn!
Mit wenig Federleſen
Es aus einander ſelbſt gethan,
Das Eine Menſchenweſen.
Es war ein kind'ſcher Zeitvertreib
Den Jungen, wie den Alten,
So von einander Seel und Leib
Zu reißen und zu ſpalten.

Ja Seel und Leib und Kopf und Herz! —
Ein Stückwerk, gottverloſſen;
Zerſetzte Glieder, die im Schmerz
Sich zuckend wollten faſſen!
Unſel'ge, die in Lieb und Haß
Wild auf einander prallten,
Sich ſuchten, flohn ohn' Unterlaß,
Zerriſſen und geſpalten.

So liegt mit Trümmern überſät
Der weite Völkergarten,
We blühend nur das Unkraut ſteht,
Und Niemand will ihn warten!

Und Deutschland, sprossend, Beet an Beet
Durch feindliche Gewalten
Liegts wüste — weinet, die ihrs seht
Zerrissen und gespalten.

Das ist die alte, blutge Schuld!
Ihr Starken und ihr Weisen:
Wo alles reißt, will die Geduld
Allein euch gar nicht reißen!
O daß euch diese Töne schrill
In eure Ohren schallten.
Es seufzt die Welt und wird nicht still:
Zerrissen und gespalten!

Ihr Denker und ihr Dichter all,
Ihr müßt den Schrei erwiedern,
Bis lebenzündend wirkt der Schall
In den zerstückten Gliedern,
Bis Erd und Himmel, Seel und Leib
Vereint in Freiheit walten! —
Wer wagts und ruft der Menschheit: Bleib
Zerrissen und gespalten!

Ihr, die von je in schwarzer Tracht
Vorm Himmelsthor geplänkelt,
Ihr, die der Jugend rosger Pracht
Die Bleichsucht angekränkelt!

Ihr habt das Seelengift gebraut!
Mit Mienen, heilig kalten,
Habt ihr das Herz dem Mann, der Braut
Zerriſſen und geſpalten.

Ihr Völkerhirten, ſelbſt bethört,
Seht zu den Seelenhirten,
Wie ſie die Völker ungeſtört
Mit giftgem Trank bewirthen.
Sie ſtellen ſich wie Engellicht,
Die euch wie ſie umkrallten!
Warum habt ihr dem Drachen nicht
Schon längſt das Haupt geſpalten?

Wohl ſaht ihr, daß ſie Saft und Mark
Den Völkern ausgeſogen:
Und doch, durch ihre Weihe ſtark,
Wart ihr der Brut gewogen.
Der Helden Enkel wurden ſtech,
Sie ſprachen nicht, ſie lallten:
Des Lichtes junger Strahl erblich
Zerriſſen und geſpalten.

Mein armes Volk, zum Edelſtein
Der Welt von Gott erleſen:
Wann fügt zum Bau ſich Stein an Stein?
Sollſt du zerſtückt verweſen?

Mein Volk, ſo reif, ſo geiſtesfrei,
Und kannſt dich nicht geſtalten?
Wie lange bleibſt du noch entzwei
Geriſſen und geſpalten?

Ha, Deutſchlands Genius, wenn einſt
Du die zerriſſnen Glieder
Im Zauberkeſſel neu vereinſt,
Dann lohnts zu leben wieder,
Dann wird das Volk, ob auch Gewinnſt
Ihr Zwietrachtſtifter, halten
Und Tod und Teufel ſoll es nicht
Zerreißen mehr, noch ſpalten!

9. Poeſie.

Schüttle mächtig dein Gefieder,
Ström' als Feuerregen nieder
Auf dieß ſchlotternde Geſchlecht.
Laß in unſern Adern wühlen
Deine Flammen, lehr' uns fühlen,
Was ein Mann iſt, was ein Knecht.

Poeſie!
Geiſtermutter, ewig junge,
Göttin mit der Feuerzunge,
Leben, Leben ström' uns ein.
Ach, wir dürſten, einzuſaugen
Deine Glut. Mit Liebesaugen
Blick auf uns und nenn' uns dein!

Poeſie!
Ach wir ſind zu Fall gekommen,
Und du haſt von uns genommen
Deines Geiſtes Kraft und Huld.
Laß uns nur dein Kleid erfaſſen,
Und, noch eben gottverlaſſen,
Sind wir ſtark und rein von Schuld.

Poeſie!
Wirf uns aus dem breiten Gleiſe,
Laß im Wind all unſre weiſe
Thorheit gleich dem Rauch verwehn.
Reiß uns ab die Narrenfetzen,
Und mit unſern eitlen Schätzen
Laß ſie auf in Flammen gehn!

Poeſie!
Gönn' uns Raſt an keiner Stätte,
Rüttl' uns auf im warmen Bette,
Gieb uns Fleiſch und Saft und Mark.
Wirf uns unſern Prunk und Flitter
Auf die Straße, ſchlag in Splitter
Unſern ganzen Lügenquark.

Poeſie!
Nimm das Scepter, nimm die Krone,
Und dem Menſchen, deinem Sohne,
Wend' ein gnädig Antlitz zu!
Komm, o komm, uns zu erlöſen
Von dem Urquell alles Böſen,
O erlöſ' uns von der Ruh!

10. Epigramm.

Aus literariſchem Kommisbrot
Drehte man Kügelchen ſonſt zum Spaße:
Jetzo regnets Korn und Schrot,
Niemand geht ſicher mehr über die Gaſſe.

„Nein, mit Xenien, Epigrammen
Setzt ihr uns wahrlich nicht in Flammen!“ —
— Aber den feurigen Hymnen und Kriegesliedern
Sagt, was hattet ihr denn zu erwiedern? —

Schimpft nicht auf die Union, daß ſie heut noch Sklaven hält
Grad, wie ihr! Auch holt, wie ihr, ſie ſie aus der andern Welt!

Tauſend Lampen flammen blendend in dem Thronſaal — theatraliſch!
Frech durchs Fenſter ſtiehlt des Tages Licht herein ſich — infernaliſch!

Verbrennt die beſten Bücher nur! Ein jedes iſt ein Manifeſt
Des freien Geiſtes und der ſchreibt — was ihr vergeßt, — nur auf Asbeſt
Die wahre entente cordiale!

Rhein und Seine, lang geſchieden,
Endlich finden ſich die Beiden!
Liebt euch, Kinder, lebt in Frieden,
Wenns die Väter auch nicht leiden!

Bitter nennt ihr und gehäßig,
Was wir ſingen, was wir ſagen!
Ach, in unſern herben Tagen
Wird der Honig ſelbſt zu Eſſig!

Ihr nennt ſie geſtorben, die Poeſie!
Ihr habt ſie vergiftet, nun weint ihr um ſie,
Ihr habt ſie geſchändet, das himmliſche Kind,
Da verfiel ihr die Stimme, ſie weinte ſich blind!
Zerriſſene Töne nur flattern umher,
Sie ſchreit nur um Rache, ſie ſingt nicht mehr!

Tyrannei, vergebens iſt es, daß dein Blitz dem Freien
droht!
Aufrecht, grad, wie Franklins Stange, leitet er ihn
in den Koth!

Immer noch im Gängelwagen wollt ihr, daß wir uns
bewegen,
Und doch haben wir am Ringe ſchon die Bruſt uns
aufgelegen.

Weicher wollt ihr uns ihn polstern? — Rabenväter! trügt uns nicht
Oder all die Kinderwaare werfen wir euch ins Gesicht!

Adlig wird der preußische Bürger, läßt ers nicht an Thalern fehlen,
Preußischer Bürger wird der Edle, dem's beliebt sie ihm zu stehlen!

Mesalliance.

Daß dem Grafen seine Krone nicht der Armuth Koth bespritze,
Zieht als Futteral er drüber eines reichen Bürgers Mütze.

„Lieber Polizeiminister, bessern sie die schlimme Welt!" —
Auf der Stelle ward das Denken und das Betteln abgestellt!

Freiheits-Reden und Gedichte schneits! und das ist wohlgethan.
Schmelzen auch die ersten Flocken, endlich giebts doch eine Bahn.

Heut zu Tag, welch ein Quieken, Pfeifen, wie das kratzt und scharrt und zerrt! —
Das Orchester stimmt die Saiten für das große Weltconcert!

„Frankreichs Könige kurirten einſt, man ſagts, dem Volk den Kropf weg,
Frankreichs Philoſophen brannten ihm am Licht, 's iſt wahr, den Zopf weg,
Doch die Helden unſrer Tage, dieſe ſocialen Schwärmer
Dreſchen Nichts als leeres Stroh! —"
Eben drum, ihr Herrn, den Kopf weg!

Reden, Schreiben iſt Empörung,
Denken iſt Rebellion!
Werd' ein Vieh! ſonſt kommſt du nirgends
Mehr mit heiler Haut davon!

Konkurrenz, die ſchlimmſte, habt ihr, Vater! Wo denn? — Auf dem Throne?
Scepter nennt man dort den Schnepper, und den Schröpfkopf nennt man Krone!

Aufklärung.

Gasbeleuchtung in den ſtolzen Herrengaſſen, magnifik!
Vor des Volkes Winkelgaſſen zieht ſie plötzlich ſich zurück!

Zeit der Zweifel, Zeit des Jammers,
Zeit der Räthſel, Zeit der Fragen,
All die Nüſſe zu zerſchlagen,
Thor, bedarf es deines Hammers.

Böſer Traum.

Blaſſe, ſchlotternde Geſtalten winken im Vorüberziehn
Mir mit kettenſchweren Händen! — Zieht in Gottes Namen hin!
Wer ihr ſeid, ich will nicht fragen, eine Karavane Sklaven,
Müdgehetzt von einem deutſchen Paſcha! — Geht und laßt mich ſchlafen!
Schlafen? Weh, und träumen — träumen von der öden Sklavenküſte,
Von der unabſehbar weiten, knochenüberſäten Wüſte,
Vor Tigern und Hyänen, die der Wandrer Herzblut ſaugen,
Ach, von tauſend rothen Wunden und von tauſend rothen Augen —
Weh, mir ſpringt der Schmerz, ein Löwe, an die Bruſt und packt mich wild,
Seh' ich, wachend oder träumend, meiner Brüder Jammerbild!

Trommellied.

Wie die Bruſt ſich fällt, wenn die Trommel ſich rührt!
Wie der Arm in Gedanken das Schwert ſchon führt!
Ins Feld! ins Feld! im Schritt! im Schritt!
Was noch Beine hat, nehmt Alles mit!
Und die Pappeln am Wege, ſie zappeln und wehn,
Und wollen nicht länger Schildwacht ſtehn!

Wanderung von Püttmann.

Auf hohem Berge hochgeboren, die Erde tief, der Himmel weit,
Das Auge klar, das Herz in Frieden, ſo lebt' ich meine Jugendzeit.
Die Alpenroſe auf dem Hute, die friſche Bergluft um's Gelock.
Die grünen Matten unter'm Fuße, der Trauben erles Gold am Stock;
Nur Brüder ſah ich um mich ſtehen, nur Brüder reichten mir die Hand,
Zur Ruhe ging ich ohne Sorgen, ſobald der helle Tag verſchwand.
Was wollt' ich mehr? Ich war zufrieden, und keine Sehnſucht bracht mir Gram —
Der Himmel weiß es, wie's geſchehen, daß ich in's Thal hinunter kam.

*

Da ſtand ich unten. — Ha, die Erde war wunderſchön allüberall —
Ein Lügner iſt's, der wagt zu ſagen: den Menſchen brachte ſie zu Fall.
O nein, ſie brachte ſtets nur Segen; des Menſchen Fluch ſein eigner Fluch;
An Millionen Seligkeiten iſt unſre Erde reich genug.
Schaut nur hinaus! Goldwogen fluthen auf allen Feldern weit und breit,
In allen Wäldern ſind die Bäume mit Silberblüthen überſchneit;
In ſchimmernden Gewändern prangen die Blumen mit und ohne Duft,
Wohllüſtig ſchwirren bunte Fliegen, ſtolz rauſchen Aare durch die Luft.
Kein Käferlein iſt ſo geringe, das nicht ein ganzes Röckchen trägt,
Kein Vögelein ſo gottverlaſſen, das nicht in's eigne Neſt ſich legt.
Ein Weſen nur lebt auf dem Lande, das man mit vollem Recht beklagt:
Das iſt der Menſch, der arme Bauer, von Ewigkeit geneckt, geplagt,
Mit naſſer Stirn, im ſchäb'gen Wammſe, arbeitet er um's liebe Brod,
Jahrein, jahraus ein dummer Sklave in ſteter Noth bis in den Tod. —

Durch viele Dörfer mußt' ich wandern — und alle
ſchienen mir faſt gleich!
Elende Hütten meiſt, daneben drei hohe Häuſer
ſtolz und reich:
Des Amtmanns Haus, das Schloß des Herren, des
frommen Pfarrers gaſtlos Dach.
Da liegt's! O, wenn er's nur begriffe, der arme
Bauer! — allgemach
Verſänken jener Häuſer Giebel, und ſeines ſtreckte
ſich empor —
So aber krümmt er ſich im Staube, der blöde, ſtumpfe,
feige Thor!

*

Zur Stadt! Vielleicht, daß dort die Leute erkann-
ten beſſer ihren Werth
Und ſich in brüderlichem Bunde verſammeln an der
Liebe Heerd!
Doch nein — in zauberiſchem Glanze ſah ich des
Königs Pallaſt ſtehn,
Geſchmückt mit Säulen, Wappen, Kränzen, und
Fahnen von den Zinnen wehn,
Drin Seine Majeſtät faullenzend, glotzäugig, ein
armſel'ger Narr,
Von ſchlechten Hunden rings umgeben, von feiger
Speichellecker Schaar.

Der, sagte man, darf nur gebieten, und Millionen stürzen hin
Den Staub von seinem Fuß zu küssen, — — ich traute kaum nach meinem Sinn
Und dachte: welche Creaturen sind unterthan der Creatur,
Die mit des Blödsinns flachem Stempel gezeichnet ward von der Natur?
Und wär' er schöner als die Sonne und milder als des Mondes Schein,
Kein Recht hat er ob seines Gleichen, und keines sie, ihm Sklav zu sein!! —
Mißlaunig ging ich weiter — lauter vernahm ich stets des Jammers Ruf:
Dem Königspalais dicht zur Seite in niedriger Spelunke schuf
Ein armer Mann mit hoher Stirne, mit kühnem Aug' und starker Faust,
Und um ihn standen Weib und Kinder, zerlumpt und hager, daß mir grauft.
Verkehrte Welt! so dacht' ich bitter, warum nicht wirft der steiß'ge Mann
Den faulen Laffen aus dem Hause? Fürwahr, es wäre wohlgethan! — —

Bayerische Staatsbibliothek München